# Schücking's Gedichte.

# Gedichte

von

## Levin Schücking.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag

1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

# An Louiſe.

Was ſich der Dichter baut aus ſeinen Blättern,
Aus ſeinen Blumen, Ranken und Gewinden,
Es iſt kein Haus, das trotzend harten Wettern
Läßt Schutz und Schirm in feſten Mauern finden.
Doch wölbt es ſich zum ſchattigen Gemache,
Die Rebe blüht, es nickt die Geisblattdolde,
Und zierlich ſchlingt die Myrthe ſich zum Dache,
Wie einſt um Thron und Antlitz der Iſolde.

So zog und flocht ich mir zu duft'gem Heime
Zuſammen Blüthenreiß und Zweig und Ranken.
Im ſtillen Garten meiner Lieblingsträume,
Ein grünes Haus von blühenden Gedanken.
Nun ſteht es da; nur noch in hellem Golde
Erglänz' ein Namenszug an meiner Laube:
Der meiner ſtolzen Königin Iſolde,
Der meiner minniglichen frommen Taube! —

# Inhalt.

## Liebesgedichte.


| | Seite |
|---|---|
| Die Tanne | 3 |
| Gesegnet sey | 5 |
| Du bist das Licht | 7 |
| Nachts im Park | 9 |
| Zum 19. September | 11 |
| Warst du im Wald | 14 |
| Veilchen | 17 |
| Waldsprache | 18 |
| Waldwerk | 21 |
| Der Burghof | 25 |
| Dein Zimmer | 28 |
| Nachts im Dom | 31 |
| Du standest vor mir | 33 |
| An ... | 34 |
| Auf Rolandseck | 36 |
| Die Gruft | 45 |

## Erzählende.


| | Seite |
|---|---|
| Der Büßende | 41 |
| Jakob Balde (1623) | 45 |
| Herzog Ludwig der Augsburg | 49 |
| Hiarni | 54 |
| Eine Sage von Ferrara | 60 |
| Das stille Kind | 66 |
| Ein Besuch | 69 |
| Der letzte Troubadour | 73 |
| Altspanische Romanze | 79 |
| Altspanische Romanze | 81 |
| Mißklänge | 86 |
| Ebbe Wittingau | 92 |


## Vermischte.


| | |
|---|---|
| Westphalen | 101 |
| Jugenderinnerungen | 106 |
| Mondnacht | 109 |
| Friedenssaal zu Münster | 111 |
| An O'Connell | 114 |
| Meinem Lothar | 116 |
| Im Ufer | 119 |
| Der Bettler am Rhein | 122 |
| Der Rhein | 124 |
| Das Reichspanier | 128 |
| In der Schweiz | 131 |

Die Meersburg
Am Bodensee
An J
In Mondsee
Sturm und Drang
Das alte Stift
Beim Hochamt
Kirchenmusik
Fahnenwahl
Die Philosophen
Schildzeichen
Die politischen Dichter
Michel Angelo's letztes Sonnett
Die Prozession
Landsknechts Lieder
Poesie
Der Dichter König

## Sibyllinische Blätter.

Inschrift für einen Quell auf der Haide
Für das Album zu Elbingerode
Hymne im Chamouny-Thal
Beim Scheiden aus der Zurückgezogenheit
An George Coleridge
Ein grabloses Epitaphium
Diese Lindenlaube mein Kerker

Seite

Die Nachtigall 213
An William Wordsworth 219
An einen Freund 225
Frost um Mitternacht 227
Beim Anblick einer Blüthe 231
Die Aeoluharfe 233
Lewti 237
Das Gemälde oder des Liebenden Entschluß 242
Nachtscene 251
Im Concertsaale 256
Das Angedenken 258
Frankreich 260
Befürchtungen in der Einsamkeit 266

# Liebesgedichte.

## Die Tanne.

Du ſagſt, du ſey'ſt die träumeriſche Tanne,
Die auf der Höhe in die Lüfte ſteig',
Dem Himmel nah, der blau ſie überſpanne,
Der ſich mit tauſend Sternen zu ihr neig':

Ein Bild von Traum, von Sehnen und von Ahnung
So ſpiegelt ſie der klare Felſenteich;
Des Thals Geläute zieht wie ſtille Mahnung
Mit jedem Abend leis durch ihr Gezweig.

Ein Bild von dir! wie um die Nadelſchichten
Die hellen Sterne ihre Reigen ziehn,
Seh ich auf deiner Stirne Thron die lichten
Und ſtille funkelnden Gedanken glühn.

Der tiefe See, in deſſen Wellenregen
Sie ihre grüne Wipfelkrone malt,
Um auf der Lüfte Goldgrund ſich zu legen,
Iſt meine Seele, die dich wiederſtrahlt.

Das abendliche fromme Glockenläuten,
Das Segen ruft auf Thäler und auf Höh'n,
Ich hör' es ſanft durch deine Stimme gleiten,
Hör's wie Gebet um deine Schläfe wehn.

## Geſegnet ſey.

Geſegnet ſey, der dich in's Leben ſandte
Den vollſten Klang von ſeiner Poeſie,
Geſegnet, der dich an die Erde bannte,
Ewig geſegnet, der dich mir verlieh'!

Geſegnet ſey, der dir der Anmuth Schleier
Der Hoheit Mantel um die Schultern ſchlug
So gottgeweiht wie bei der Krönungsfeier
Je eine ſtolze Königin ihn trug'

Geſegnet ſey, der dich ſo hoch begnadet,
Der dir geſalbt das dunkelbraune Haar
Mit jenem Oel, in deſſen Duft gebadet
Noch jede helle Dichterſtirne war'

Der gleich dem Glockentone goldner Schalen
Gemacht hat deiner Stimme Melodie:
Der deinem Aug' das halb verhüllte Strahlen
Und dieſes Blau voll frommen Sinnens lieh

Der Leben ſchenkte dieſem Angeſichte,
Der langen Wimper, dran die Zähre bebt,
Wenn deines Herzens heilige Geſchichte
In ſtillen Schatten dir vorüber ſchwebt;

Dem Lächeln, das bei deiner Seele Flügen
Auf Lipp' und Wangen plötzlich dir erblüht:
Wie es erblüht in eines Kindes Zügen,
Wenn es im Traume ſeinen Engel ſieht.

Geſegnet ſey der Arm, der dich getragen,
Der Mund, deß Schlummerlied dich lullte ein,
Dreifach geſegnet, der dich lehrte ſagen:
Ich bin auf ewig, bin auf ewig dein'

## Du biſt das Licht.

Du biſt das Licht für meine dunklen Tage,
Der Sonnenſchein für meine bleiche Wange,
Du haſt den Troſt für meine ſtille Klage,
Du leuchteſt über meinem Lebensgange:

Wie jener Stern, der ſicher durch die Wüſte
Die heil'gen Kön'ge führte zu dem Knaben,
Draus ſie geheimnißvoll ein Gott begrüßte,
Der Opfer lächelnd, die ſie freudig gaben.

So ſeh ich leuchtend dich den Pfad mir zeigen,
Und Strahl um Strahl auf meine Wege ſenden,
Bis vor demſelben Gotte ich mich beugen
Am Ziele werde mit gefalt'nen Händen.

Und ſoll auch ich dann bringen eine Gabe,
Und opfern Gold — woher hätt' ich's gewonnen?
Iſt's golden denn, was ich an Thaten habe?
Iſt's Gold, was an Gedanken iſt ersonnen?

Werd' ich nicht dir am Auferſtehungsmorgen,
Werd' ich nicht deinem Glanz das Gold verdanken?
Werd' ich von dir nicht auch den Weihrauch borgen,
Vom Dufte deiner himmliſchen Gedanken?

## Nachts im Park.

Wir zwei allein — von Sturmeswehn umſtaubt,
Umrauſcht vom Guß, umdonnert vom Gewitter;
Ob uns der Linden ſturmgepeitſchtes Haupt
Und dürrer Aeſte krachendes Geſplitter.

Der Gott des Zornes — alſo ſchien es — zog
Vertilgungseifrig, raſend in den Wettern,
Solch Niederfluthen rings, ſolch ein Gewog',
Solch ein gewaltig, unaufhörlich Schmettern.

Wir zwei allein! Du ſchmiegteſt dich an mich,
Auf deinen Lippen lagen heiß die meinen;
Da zuckt ein Blitz — ringsum blieb Nacht — doch dich,
Dich überglänzte blendend weißes Scheinen.

Dein Haupt war wunderſchön! ſo voll des Lichts
So ganz wie einer Lilie Kelch entſtiegen,
Wenn ſich Geſtalten eines Traumgeſichts
In luft'ger Form verlockend vor uns wiegen.

Du überſtrahlteſt mich, du Helena,
Die ich, ein Fauſt, im Blitz heraufbeſchworen!
Nein, du warſt mehr — ein Engel ſtandſt du da,
Der aus des Himmels Flammengluth geboren,

Der in dem Donner zu mir niederflieg,
Der auf des Sturmes Schwingen mir geſendet,
Wie eine Botſchaft Gottes, daß der Krieg
Und daß die Nacht im Lichte ſich geendet.

So leuchtete dein Antlitz geiſterhell,
Aus deinem Auge ſtrahlt' ein ſanft Geſunkel. —
O ewig reiner, ewig friſcher Quell
Des Lichts in meinen Stürmen, meinem Dunkel.

## Zum 19. September.

Mir fehlt's an frischem Laube
Zum Kranze für dein Haar
Womit ich, meine Laube,
Dir segne dieses Jahr:
Epheu und Blüthendolde,
Darauf den duft'gen Thau
Den wünsch' ich mir, du holde,
Du wunderſüße Frau!

Vom Thurm möcht' ich ihn pflücken,
Den üppig er umschmiegt,
Durch dessen Mauerlücken
Grün seine Ranke fliegt:
Genetzt, gesegnet sey er
Vom Thaue jener Nacht,
Die wir in stiller Feier
Dort oben zugebracht.

Die Nacht war warm und duftig,
Stolz wandelte der Rhein,
Dein Kleid gab feenluftig
Und flatternd weißen Schein:
Du ſtandeſt, mich umſchlingend,
Hoch auf der Mauerzinn'
Und warfſt dem Nachtwind ſingend
Die goldnen Töne hin.

In einem der Burggemächer,
Ein ſtilles Ingeſind,
Die Freunde lauſchten beim Becher,
Den kränzte friſch Gewind;
Es lauſchten im Strom die Wellen
In träumeriſcher Ruh,
Die Sterne, funkelnd mit hellen
Goldaugen, lauſchten dir zu.

Und über'm Spiegel düſter
Aufragt der Lorelei;
Es war der Träume ſüßſter
Erwacht in ihm auf's neu.

Als ob mit ſchlimmen Klängen
Die Lore Netze ſpänn'
Und wieder auf ſeinen Hängen
Ihr gewaltig Lied begänn'.

Mir aber war's zu Sinne,
Gelehnt an deine Bruſt —
Es ſchloß mir auf die Minne
Des Lebens tiefſte Luſt
Du machteſt dunkler Dinge
Geheimnißreichen Grund,
Das Eins im ew'gen Ringe
Durch Lieb' und Lied mir kund.

Es lagen Schutt und Trümmer,
Wo wir den Fuß geſetzt;
Ringsum Gewölb' und Zimmer
Zerſchoſſen und zerfetzt;
Von Sturm und Axt zerſchlagen
War Säulenſchaft und Fries;
Die weißen Simſe lagen
Verdeckt von Sand und Kies.

Doch wie zur Laube hatte
Sich wilder Wein gewölbt;
Um Pfeiler ſchlang und Latte
Sich Geisblatt, halb vergelbt;
Reichwuchernd ſtand Hollunder,
Der ſchwere Dolden trug;
Der Epheu viel halbrunder
Und ſpitzer Bögen ſchlug.

So war's ein üppig Leben,
Das über dem Ruin
Unſterblich zu erheben
Sein grünes Banner ſchien;
Du aber warfſt Geſänge
Weit über Alles hin,
Als wie durch Wort und Klänge
Des Ganzen Königin.

So ließeſt du Gedanken
Sich ſiegreich richten auf,
Noch blühender als die Ranken
Um Thurm und Säulenknauf,

Noch duft'ger als die Dolde,
Noch klarer, als der Thau,
So klar wie du, o holde
O wunderſüße Frau.

## Warſt du im Wald.

Warſt du im Wald, allein, vor Morgengrauen —
Auf deiner Bruſt der Nebel feucht Gewicht; —
Von Halm und Ranke ſpritzt durchnäſſend Thauen,
Ein kalter Wind ſchlägt ſchneidend dein Geſicht;
Du klagſt: Die Sonne, die Sonne!
O käm' das Licht, das Licht!

Bis endlich, endlich, aus zerriſſnen Schleiern
Von trüben Schichten hell der Morgen bricht; —
Da webt durch's All ein Jubel, ihn zu feiern,
Und keine Stimme, die da riefe nicht:
Die Sonne, die Sonne, die Sonne,
Das Licht, das Licht, das Licht!

So rief's in mir auch wie mit tauſend Zungen,
Als in die Nacht, die kalten Hauchs und dicht
Um mich gelagert war, dein Blick gedrungen,
Dein Gruß gedrungen, ſtrahlendes Geſicht:
Die Sonne, die Sonne, die Sonne,
Das Licht, das Licht, das Licht!

# Lied.

(Nach dem Englischen.)

In der einsamen Laube will harren ich dein,
Komm über die See in der Dämmerung Schein.
Komm, wenn das Licht
Schwindend sich bricht;
Mit der Nachtigall Liede komm,
Komm mit dem Stern!
Nimm mir den Zweifel weg
An deine Liebe —
Doch wenn du nicht mich liebst, o dann bleib fern!

Was sagtest du, daß ich lieblicher sey,
Als die rosigste Rose im schwindenden Mai?
O wenn dich heut
Dein Schwören reut,
Wenn ich auch harr' auf dich —
Nimmermehr komm!
Wenn ich auch wein' um dich — nimmermehr komm!

## Waldsprache.

An L.

Ich lag im Wald; die Sonne ging zur Rüste
Und um die Stämme flog ihr flammend Roth,
Es ſprühte, glühte um das Laub und küßte
Die höchſten Wipfel, die der Tann ihm bot.

Und lange lauſcht' ich mit geſpanntem Ohre,
Wie Laub mit Laub ſich emſiglich beſprach:
Der Taube Girren und des Spechts Gebohre,
Und wie der Spießer durch's Geäſte brach.

Tann, als leiswehend zogen Abendwinde,
Ein Summen gab's wie einer Völkerſchaar:
Zum breitbelaubten Wipfel einer Linde
Sprach ſo die Eiche, die zunächſt ihr war:

## Die Eiche

Unter all dem jungen Volke
Faßt mich die Schwermuth an:
Ich rage zuhöchſt an die Wolke,
Ich bin die Herrin im Tann:
Doch klingt die alte Weiſe
Mir ewig nach im Ohr,
Die hohe bärtige Greiſe
Mir einſt geſungen im Chor.

Es ziehen die alten Gedanken
Wie Nebel durch mein Geäſt,
An Opfer, die mir ſanken
Beim Sonnenwendefeſt,
An die Zeit, da im Kreiſe geſchloſſen —
Jetzt ſind es tauſend Jahr
Sie Meth mir ausgegoſſen,
An die Zeit, da ich heilig noch war! —

## Die Linde.

Summt dir ein Lied auch mir durchzieht
Eine alte Weiſe das Laub,
Von Minneleid, von verſchollenem Streit
Um Ehr- und Herzensraub.

Auf dem Hügel da einen Reiter ich ſah,
Er wiſcht' an dem Mooſe ſein Schwert;
Am Strauche ſtand, auch im Eiſengewand,
Und zerbiß die Knospen, ſein Pferd.

Bis ein Bube kam: „da iſt, was ich nahm
Eurer todten Frau, dies Band!“
Das Band war voll Blut, an den Eiſenhut
Steckt er 's mit zitternder Hand. —
Und danach er ſchritt aus dem Wald und ritt
Wen die ſinkende Sonne dann;
Der Bub' aber ſaß und, geſtreckt in's Gras,
Hat er geweint um den Mann.

## Die Eiche.

Einſt ſah ich Krieger kommen,
Sie hatten die Decke dem Bär
Für ihre Schultern genommen,
Und dem Ur der Stirne Wehr.
Und einen meiner Aeſte,
Ihr Herzog ſchnitt ihn entzwei,
Daß er der Stiel in die beſte
Von ſeinen Aexten ſey.

Danach, als ſie kehrten mit Wunden,
Da ward mein Laub gepflückt:
Sie haben's zu Kränzen gewunden,
Und ihre Schläfen geſchmückt:
Sie haben die Speere geſchwungen
Und brachten Gefangne mir dar,
Sie haben Lieder geſungen
Auf Thor's blitztragenden Aar.

## Die Linde.

Der Waidluſt pflag heiß war der Tag
Der Jüngſt einſt hier im Gehag
Zu mir hin fand aus dem Sonnenbrand
Seiner Tochter Zelter den Weg
Auf dem Arme den Falk, im Gefolge den Schalk
Und den ſchnellen geſprenkelten Hund,
So ſchwang das Weib den wegigen Leib
Behend aus dem Bügel zum Grund.

An den Stammen entlang ſchallte Hörnerklang,
Stets länger und ferner gedehnt:
Die Jägerin ſtand und blickt' unverwandt,
An die Mähne des Pferdes gelehnt.

Dann bog ſich der Zweig, es trat durch's Geſträuch
Ein hochgewachſener Mann;
Mit dem Edelfalk zog heim nun der Schalk
Dahin durch den ſchattigen Tann.

Von der Lockenfluth nahm der Fremde den Hut
Mit Federn und hellem Demant;
Er küßt ihre Wang', den Arm er ſchlang
Um ihr goldtuchnes Gewand.
Wie leiſe gehaucht, auf die Stirn, die erlaucht
Gleich Elfenbein ſchimmerte weiß,
Gab den Gruß ſie zurück, mit ſchelmiſchem Blick,
Und mit Lippen purpurn und heiß. —

* * *

So ſprach es lang aus ihren Blätterſchichten,
Und ich gedachte, wie wir Beide ſind,
Wie uns der Reiz verſchollener Geſchichten
Gleich mährchendurſt'gen Kindern noch umſpinnt;

Und wie ich ſelber ſteh, vertieft in Träume,
So ernſt und düſter wie der Eiche Haupt,
Und wie der Liebe heilig ſind die Räume,
Die dunklen Grüns die Linde überlaubt.

Du biſt die Linde und ich bin die Eiche,
Die einſt war heilig, ſo wie du noch heut.
So ſtehn wir beide, zwei Geſchichtenreiche,
Vergeßne Träumer in der Einſamkeit!

## Waidwerk.

Ich ſtand im Wald; da ſtoben Roß und Meute
Dem Wilde nach, das durch den Park gehetzt:
Auch Sie im Zug, der ſicher ſeiner Beute
Mit Ruf und Hornſtoß durch die Zweige ſetzt.
Sie flog vorüber wie ein Pfeilgeſchoß —
Nie ſaß ein Weib ſo tollkühn auf dem Roß'

Entfeſſelt ließ ſie ihre Locken wehen,
Ein leuchtendes Geringel — denn fürwahr
Es iſt ein Raub am Sonnengold geſchehen,
Um d'raus zu ſpinnen ihres Hauptes Haar
Und ihre Augen erſt, die Blitze ſchau'n!
Als ob ihr Glühen ſie verſengt, ſo braun'

Sie bückte ſich, als unter dem Geäſte
Der Zelter mit ihr auer vorüber flog,
Und ſprengte faſt den knappen Sammt der Weſte
Durch ihres Buſens ſtürmiſches Gewog
Nun wieder hob — nun ſenkte ſie den Leib —
Wie Wellen ſchlank, ein wunderherrlich Weib'

Ob wohl dem flücht'gen Edelhirsch, dem armen,
Das Herz wie meines damals hat gepocht?
War ich doch auch ein Wild, das ohn' Erbarmen,
Ein Netz aus goldgesponn'nem Haar umflecht! —
Den Kopf voll Träumen kehrt ich von der Pirsch:
O könnt' ich rächen dich, verfolgter Hirsch!

## Der Burghof.

Das iſt ein Burghof, eine blanke Zier!
Aus keinen Mährchen iſt's ein Luftgebilde,
Ein ſpaniſch Schloß, ein Haus wie Träume ſchier
So aufbaun nur auf einem Feenſchilde.

Im Viereck, eng' — der alte Nußbaum nickt,
Wie um den ganzen Hof zu überzweigen,
Vom Thor, das ihm die feinſten Aeſte knickt,
Bis wo ſchlank auf des Donjon's Zinnen ſteigen.

Mit Erker, Warten, Zack und Fenſterroe
Und Thüren hoch, die ſpitz zuſammenbiegen.
Man blickt hindurch in Säle düſter, groß,
Worin die Schwalben um die Pfeiler fliegen.

Das iſt ſo feierlich, ſo ernſt, ſo hehr,
Das liegt ſo ſtill, tief in dem Wald von Eichen,
Der Wolken Segel flattern drüber her,
Als ſey's verſunk'ner Bau in Meeresreichen.

Versunken iſt's, aus einer hohen Zeit
Geſunken in dies näſſ'rige Jahrhundert,
Man glotzt es an mit Augen gläſern, weit,
Wie ſich der Haifiſch in Pineta wundert.

Du lehnſt dich lächelnd auf die Steinbank hin,
Dein gelb Gelock fließt um des Epheu's Ranken,
An deiner Schulter deiner Dogge Kinn,
Auf deinem Schooß ruhn ihre braunen Pranken.

Auf deine fromme, kluge Stirne ſcheint
Der Sonnenſtrahl durchs Blätterwerk der Laube,
Dein blinder Falke blinzelt, ſtutzt und meint,
Es ſey der Schimmer der Demantentraube,

Die ſich ums Haupt einſt deiner Ahnin ſchlang,
So er umkreiſte mit geſtreckter Schwinge;
Nun ſitzt er träumend, Niemand weiß, wie lang,
Und regt ſich kaum in ſeinem Silberringe. —

Ich liege läſſig in dem Graſe da,
Und ſeh des Nußbaums rothe Blüthen ſinken,
Und ſeh den gold'nen Lenzesabend nah
Ob meinem Haupte in den Scheiben blinken.

Und laſſe draußen die Belag'rer ſtehn —
Burgfrau, du haſt den läſſigſten Vaſallen.
Er rührt ſich nicht, ob fremde Banner weh'n
Vor deinem Schloß und fremde Hörner ſchallen'

Vor deinem Blick ja ſenkt ſich jede Wehr,
In deinem Blick, wer wäre nicht geborgen?
Vor deinem Blick zerſtäubt das grimmſte Heer,
Der Tichterbrunſt und des Jahrhunderts Sorgen'

## Dein Zimmer.

Wie traut dein Zimmer, wenn die Mondesſtrahlen
Die Wappenſcheiben auf's Parquet dir malen
Und ſich neugierig ein in hellen Haufen drängen.
Die Eiche draußen wie 'ne Schildwacht ſteht
Und mit dem weißen Federbuſche weht,
Daß dichte Flocken Schnees an's hohe Fenſter ſprengen.

Hör', im Kamine, wie die Scheite klagen'
Das ſtammt und ſtackert an, wie Räderwagen,
Dumpf fern und ferner ſtets hinroll'n durch lange Pforten.
Streiflichter huſchen, auf der Decke Schmuck,
Dann, wie verwebt mit blitzesſchnellem Ruck,
Zum Schnitzwerk der Lambris, auf ſchillernde Supporten.

Jetzt auf der Wand, welch ſruchbar grelles Scheinen'
Es regt ſich leiſ' in den vergilbten Hainen,
Der Gobelins Gewirk lebt auf und bebt und flimmert.
Die Aeſte wiegen ſich, der Falke ſchreit
Schier ohne Ende zieht der Weg, ſo weit,
Den Wald hinein, bis wo die blaue Lichtung ſchimmert.

Links in der Felsſchlucht, wo der Kranz von Fichten.
Da liegt dein Ahn in ſeinem Blut, der lichten
Stahlſcharfen Augen Blick zuckt brechend auf uns nieder:
Er liegt durchbohrt — ein Leichhuhn nimmt die Flucht
Vor ſeinem Röcheln aus der düſtern Schlucht.
Sein Geiſt geht röchelnd noch durch dieſe Säle wieder.

Horch wie er ächzt! Hörſt du nicht Schritte, leiſe? —
Die Wetterfahn' zieht krächzend ihre Kreiſe,
Dem kalten Wind behagt's in deinen Korridoren.
Du haſt des Ahnherrn ſpuckhaft Reiheraug.
Sieh mich nicht an — nicht meine Seele ſaug'
Aus meiner Bruſt mir fort mit dieſes Blickes Bohren!

O laß mich eng', mich enger an dich ſchmiegen,
Laß mit dem Haupt an deiner Bruſt mich liegen,
Laß mich den heißen Schlag von unſern Pulſen meſſen,
Wie eine Fluth, Ein Herz durch beide zuckt! —
Jetzt laß den Ahnherrn kommen, wenn er ſpuckt,
Das Leben hab ich ſo, den Tod hab ich vergeſſen.

## Nachts im Dome.

Wie vor des Grales ſagenhafter Schale
Die Hände einſt Templeiſen fromm gefalten,
So ſteh ich ſcheu im Chor der Cathedrale,
Vor ihren Mondbeglänzten Steingeſtalten,
Umhuſcht, umathmet wie von Geiſterweben,
Vor dem die rieſenhaften Schatten ſchweben
Gleich eines Vorhangs wallend langen Falten.

Rings um wie ſtill! — ich hör' des Funkens Sprühen,
Schnür' ich der ew'gen Lampe bleiches Glimmen,
In das des Mondes Lichter überglühen
Um gelb und matt die Quadern zu umſchwimmen;
Die Schatten ſelbſt, wag' ich den Docht zu ſchaukeln,
Beginnen hörbar am Gewölb zu gaukeln,
Und auf und ab die Gurten anzuklimmen.

Stumm ſchaut der Säulen endlos lange Reihe,
An der des Mondes Strahlen weich ſich ſchmiegen;
Sie ſchaun ſo ſtolz, als ob die Kraft ſie freue,

In der gigantiſch ſie emporgeſtiegen,
Gleich ſchlanken Schäften äſtereicher Cedern,
Als würden gleich mit königlichen Federn
Die Adler ſie des Libanons umfliegen.

O wölbte ſo ſich über meine Tage,
Ein ſtiller und doch ſtolzer Dom, das Leben,
An Träumen reich, wie eine Dichterſage,
Ein ſtumm und innerlich zum Geiſte Streben,
Durch eigne Kraft ſo hoch emporgeſchwungen;
Doch jenes Vorhangs Falten dicht geſchlungen,
Um dieſer Kraft geheimnißvolles Weben.

Und wie die Heil'ge dort aus ihrer Blende
Mild niederſchaut und in die Cathedrale
Wie ſegnend ſtreckt die lichtgeküßten Hände
Und ihre Palme hält in vollem Strahle —
Sey du mir Heilige, du ſprich den Segen,
Den Schein des ew'gen Lichts ſollſt du mir hegen
In deiner Liebe heller Gralesſchale! —

## Du ſtandeſt vor mir.

Du ſtandeſt vor mir, lichtes Bild,
Gelehnt an des Gebüſches Saum,
Wie eine weiße Blüthe ſchwillt
Aus dunkler Blätter Wiegentraum;

Du ſtandeſt vor mir — rings war Nacht
Und fern das Licht, deß irrer Strahl
Sich wie geſchmolzener Smaragd
Zerfließend durch die Zweige ſtahl —

Du ſtandeſt vor mir, ein Gedicht,
Das aus der Mährchenwaldnacht tritt,
Voll wunderſamem irren Licht,
Wie's glüh hier durch die Blätter glitt.

Noch ſtehſt du vor mir wie ein Traum
Nach einem frommen Nachtgebet,
Wie's über dir der Lindenbaum
Im Weihrauch ſeiner Düfte weht.

## An ***

Wenn ſinnend du und träumend blickſt zur Höhe
Und ich dir tief in's Blau des Auges ſehe,
Scheint deine Seele klar mir wie der Weiher,
Der ſchlummernd liegt in ſtiller Abendfeier!

Man nennt dich kalt; des Weihers volle Wellen
Du zeigſt ſie nicht, wenn ſie im Sturme ſchwellen;
Du zeigſt es nicht, wenn in geheimen Gluthen
Der Luſt, der Sehnſucht ſeine Wogen fluthen! —

Aus einem See in ſtillen Waldgehegen,
Auf den ſich ſchwankend Blätterſchatten legen,
Wo in der Erle Laub die Droſſeln ſchlagen,
Der Birke Aeſte ſtille Tauben tragen:

Wenn ſich der Mond das blaſſe Antlitz ſpiegelt
Und alles ruht — nur die Phaläne flügelt
Von Rohr zu Rohr, und luſt'ge Fiſchlein ſchnellen
Sich plötzlich ſchnalzend aus den dunklen Wellen:

Kann, in geweihter Stunde, kann es klin-
Herauf ertönen, wie der Harfe Weise
Im Hauch der Nacht: es iſt das Glockenläuten
In dem verſunkenen Dom aus grauen Zeiten.

So hör auch ich, nur ich die Glockenklänge,
Wehmüthig ſanfte, innige Geſänge,
Die ſchon anſtönen, in geweihter Stunde,
Aus deines Herzens tiefem, heil'gem Grunde.

## Auf Rolandseck.

O, immer wieder faßt mich die Gewalt
Des alten Schmerzes, der die Welt vergiftet,
Daß Keiner frohen Stolzes durch sie wallt,
Und an der Sonne frei sein Fühlen lüftet:

Steh' ich auf Bergesgipfeln, wo der Aar
Die stolzen Kreise seiner Stärke ziehet,
Seh ich den Strom, der Rebenhügel Schaar,
Vom Strahl des heitern Sonnengotts durchglühet:

Wie die Natur so herrlich, namenlos —
Dann zuckt Dein Weh mir durch die Brust und weinen
Nur kann ich noch, daß in der Schöpfung Schoos
Nur unser Schmerz uns, unsre Thränen einen!

Was hat das Herz an Deines mir gebannt,
Was muß nur ich wie einen Fluch es tragen,
Daß eines Weibes Brust das Heimathland,
Nach dem die Pulse meines Busens schlagen? —

## Die Gruft.

Verſchlei'rte Tage gibt's — Du fühlſt Dein Blut
Mit trägem Schlage durch die Adern klopfen;
Den Nebel, der auf Deiner Seele ruht,
Fühlſt Du als Thau von Deiner Wimper tropfen.

Verſchlei'rte Tage gibt's, in deren Bann
Dich dunkle Fäden leiſe ziehn und weben;
Von einem ſtillen Grabe mußt du dann
Den ſchweren Stein, der es bedeckte, heben.

Du mußt zur Gruft, worin die Deinen ruhn,
Sie welche einſt Dir an das Herz gekettet,
Die Du geliebt, die Du vergöttert, nun
Sie ſchlummern ſehn, in Särge eingebettet.

Wie über Leichen im Eskurial,
Die morſchen Königsleiber, Du Dich neigeſt,
So iſt's von hohen Kön'gen eine Zahl,
Zu der Du tief erſchüttert niederſteigeſt.

Sie waren Herrſcher einſt in Deiner Bruſt,
Sie ſaßen ſtolz auf Deines Herzens Throne;
Du haſt Dein innigſtes Gefühl mit Luſt
Als Edelſtein geſetzt in ihre Krone.

An Deinem Leben ſind ſie groß genährt —
Du glaubteſt ſie unſterblich — jede Leiche!
Dein Traum gab Jedem ein Erob'rerſchwert,
Gab Jedem dieſen Erdenball zum Reiche.

Jetzt blickſt Du trauernd in ihr Angeſicht —
Die Leichen ſind's geſtorbener Gedanken!
Doch — preiſe Gott — du trägſt die Schuld ja nicht,
Daß ſie zum Tode reif daniederſanken!

Du ſtehſt und ſchauſt und blickſt gefaßt ſie an,
Und hüllſt ſie wieder in des Bahrtuchs Falten;
Nur einer Leiche Aug', unſel'ger Mann,
Ein Antlitz nicht vermagſt Du auszuhalten!

Wenn es auch lächelt — aber viel bethaut —
Als ob es ewig hold und freundlich bliebe:
O Gott! aus dieſem bleichen Antlitz ſchaut
Gebrochnen Auges eine todte Liebe!

# Erzählende.

## Der Büßende.

Im Kerzenſchimmer glänzt der Saal,
Ein Lichtmeer ſtrömt von Girandolen,
Der hebt zum Munde den Pokal
Und jener ſchöpft aus Silberbowlen.
Rubin und Diamanten glühen
Am Buſen, der ſie wogen macht,
Und weit durch Kiew's Winternacht
Des Feſtes Kläng' und Strahlen ſprühen.

Muſik zum raſchen Tanze rauſcht,
Und Indiens Muſſelin und Seide,
Um ſchlanke Hüften weit gebauſcht,
Weht wie das Banner üpp'ger Freude.
Und nebenan, am grünen Tuche,
Da wird geſpielt mit Haufen Gold,
Die Karte fliegt, die Summe rollt,
Und rollt zurück mit leiſem Fluche.

»Faites votre jeu — le jeu est fait,«
Und wie die Taille iſt geſchlagen:
»Rouge gagne« — wer drängt ſich in die Näh',
Darf der in dieſen Kreis ſich wagen?
Ein hoher Mann im Mönchsgewande,
Die blaſſen Züge ſtolz und rein,
Gebückt, in Demuth tritt er ein
Und ſtellt ſich an des Tiſches Rande.

Da flüſtert man: „Das iſt der Graf
Im Mönchsrock mit geſchornen Haaren;
Ein Degen, wie man wen'ge traf,
Herz, Aug' und Arm' wie wen'ge waren,
Als er im Kampf noch, hoch zu Roſſe
Entgegenſprengte der Gefahr,
Ein Schreck für Ruſſ' und für Tartar,
Des Siegs verwöhnteſter Genoſſe.

„Ein Flecken nur — der Zornesmuth,
Im Kampf mit ſich ein ſchlechter Krieger;
Denn überwannt von ſeiner Wuth
Glich er dem wunden Königstiger;

Dann aller Seinen Furcht und Schrecken.
Sah man ihn einſt den Säbel ziehn
Gen einem armen Knecht und ihn
Zur Stelle todt darniederſtrecken.

„Drum griff er zu dem Büßerhemd,
Und ſein Pallaſt ward zum Spitale:
So unſerm Leben fern und fremd
Leert er der Reue Wermuthſchaale!“
So flüſtert's rings; der Graf indeſſen,
Erfüllend ſeines Ordens Pflicht,
Streckt ſeine Rechte aus und ſpricht
Zu Einem, der zunächſt geſeſſen:

„Für meine Kranken, Herr!“ Vertieft, zerſtreut
Hört dieſer nicht; der Mönch ſteht lange,
Dann zupft er leiſe ihn am Kleid;
Der Spieler auf — des Grafen Wange
Wird ſeiner kräft'gen Fauſt zum Ziele:
„Da, Mönch!“ ruft er mit wüth'gem Blick,
Lehnt dann im Seſſel ſich zurück,
Und wendet fluchend ſich zum Spiele.

Der Graf ſtand todtenblaß; dann roth,
Roth wie Vulkanes nächtlich Flammen;
Aus ſeinem Auge dräut der Tod,
Die Lippe krampfhaft bebt zuſammen;
Der Stirne Ader ſchwillt zum Springen,
Er hat die Rechte feſt geballt,
Und ſchwer muß ſich, wie mit Gewalt,
Der Odem ſeiner Bruſt entringen.

Er hebt den Arm — den andern auch,
Um — beide an die Bruſt zu preſſen;
Ein feuchter Blick in ſeinem Aug',
Als ob die ganze Schmach vergeſſen;
Er ſpricht — man hört die Stimme wanken,
Und voller Demuth neigt er ſich:
„Mein Herr! das eben war für mich;
Nun gebt mir was für meine Kranken!"

## Jakob Balde. (1623.

Der Mond beſcheint das alte Ingolſtadt,
Des Domes Wucht, der ſpitzen Thürme Pfeile,
Und in der Donau dunkle Waſſer hat
Er eingebrannt die lange Feuerſäule.

Die Gaſſen ſind verſtummt, man hört den Fluß,
Wie ſeine Welle rauſcht in ſachtem Gange;
Ein friſches Weh'n zieht von ihm wie ein Kuß
An eines Mannes fieberheiße Wange.

Der ſteht gelehnt an eines Erkers Wand,
Wirr das Gelocke ſeiner Stirn, der breiten;
Um eine Cither preßt ſich ſeine Hand,
Und rieſelnd zieht der Nachtwind durch die Saiten.

Nun hebt er mit der Rechten ſie empor,
Ein träuend Bild, deß Rahmen iſt der Erker;
— „Sey du verflucht! — ich aber bin ein Thor,
Der um ſich ſelber aufgebaut den Kerker."

— „Geleiert hab' ich — oft zum Morgenroth,
Um an ihr Herz, das steinerne, zu klopfen,
Und jede Zeile war von Gluth durchloht
Und jedes Wort von meinem Blut ein Tropfen'"

„Vergeudet iſt's!" — Er reckt ſich höh'r empor:
Die Schatten von den Saiten ſeiner Cither
Stehn auf dem mondesbleichen Antlitz, vor
Der Seele drinnen ein Gefängnißgitter.

Und nun ein Schlag und ein gewalt'ger Klang,
In ſeinem Spiel ein hallendes Geſtöhne:
Am Boden liegt's und jeder gold'ne Strang
Stieß ſchreiend aus den letzten ſeiner Töne.

Und auf die Trümmer ſtellt er ſeinen Fuß,
Stolz mit dem Haupt rückſchnellend ſeine Locken:
— Da horch — die Nacht durchrollt's — ein voller Gruß,
Das helle Läuten naher Kloſterglocken.

Sie ſtreuen ihre Klänge in das Land,
Die Zunge deß, der wacht ob ſeinem Träumen,
In jede Zelle klingend und am Strand
Sich ſilbern tauchend in der Donau Schäumen.

Wer iſt, dem ſie nicht eine fromme Mähr
Aus ſeinem eignen Herzen anvertrauten?
Wem ſprachen ſie von Frieden nicht, und wer
War einmal nicht ein Heil'ger bei den Lauten?

Der Mann im Erker aber lauſcht und ſteht —
Dann iſt die heiße Wange naß geworden,
Und als der Tag empor geſtiegen, geht
Der Dichter Jakob Balde in den Orden.

## Herzog Ludwig vor Augsburg.

Das war Herr Ludwig der Reiche,
Der ſein Lager vor Augsburg ſchlug,
Und wegen der Gienger Streiche
Gar grimmig Zürnen trug.

Er hing mit großem Träuen
Den Goldſchild vor's Gezelt;
Die Städter ſahn den Leuen
Und ſein Volk all über das Feld.

Da hub ſich von derben Streitern
Ein grauſam Stürmen an;
Sie ſtiegen behende auf Leitern
Zum Mauerkranz hinan.

Sie ließen die Fähnlein wehen,
Drein ſchmetterte Zink' und Poſaun':
In Reihen auch ſah man ſtehen
Feldſchlange und Doppelkarthaun';

Sie pochten und ſchlugen ohn' Ende
Und donnerten an das Thor,
Als ob der Satan ſtände
Leibhaftiglich davor.

Und Stein' und Blöcke flogen
Und ganze Mauerſtück';
Die Städter aber verwogen,
Die ſchlugen ſie zurück.

Sie lüfteten ihnen die Koller
Und ſparten die Mühe nicht,
Und ſchrieben ihnen noch voller
Voll Scharten ihr ſchartig Geſicht.

Sie wieſen Schaft und Schneide,
Und wie der Flamberg ritzt,
Sie ſchlitzten manch Wams von Seide,
Wie ſchön's auch ſchon geſchlitzt!

Manch einer, der hurtig gekommen
Und ſchon hoch oben ſtand,
Dem war der Muth genommen,
Als er unten lag im Sand.

Dem Herzog kühn und kräftig,
Ward's schwül zuletzt und heiß:
„Wein, Wein her!“ rief er heftig;
„Die machen uns Arbeit, Gott weiß!“

Da hat sich leis und schüchtern
Der Kämmrer ihm genaht:
„Herr, ich bin selbst noch nüchtern,
Bei Gott, und weiß nicht Rath!“

„Trug meinen Wein inmitten
Des Heerzugs nicht ein Pferd?“ —
„Den hat, indeß wir stritten,
Der Schalksnarr ausgeleert!“ —

„Verdammt, werft ihn in's Wasser,
Zum Bad, den trunknen Schelm!
Ließ nicht so viel der Prasser,
Zu füllen meinen Helm? —

Nun dann, Trompeter dorten,
Reit flugs mir durch das Thor;
Richt's aus mit klugen Worten
Und trag's dem Rathe vor:

Die Kehle mir zu waſchen,
Begehre Malvaſier;
Gebt ihm die ſilbernen Flaſchen —
Dann reit und ſieh dich für."

Der Trompeter in das Gewimmel
Der Gaſſen ritt durch's Thor;
Er band an's Rathhaus den Schimmel
Und ſchritt die Stiegen empor.

Die Herren vom Magiſtrate,
Die ſaßen fürſichtig da,
Zogen bald die Krüge zu Rathe,
Bald ihre Ingenia.

„Ihr Herren!" thät der ſprechen,
Der nun Geſandter war,
„Habt beſſer hier Köpf' zerbrechen
Als auf den Schanzen fürwahr!

Da iſt Seine fürſtliche Gnaden,
Der nichts zu trinken hat;
Zwar habt ihr ihn nicht geladen,
Zu verennen eure Stadt;

Doch ſchwingt ihr ſo wacker die Wehre
Ihm wird heiß und durſtig auch:
Nun thut ihm auch die Ehre,
Und labt ihn aus eurem Schlauch!

Mit Zuchten thut er begehren
Einen guten Malvaſier:
Die Flaſchen hab' ich, die leeren,
Da draußen vor der Thür."

Die edlen Herrn vom Rathe
Sahn ſich bedachtſam an:
Der Erſt' im Magiſtrate
Verlautbarte ſich dann:

„Laß dir die Flaſchen füllen
Und grüß den edlen Herrn:
Wir thäten ihm den Willen,
Was das beträfe, gern.

Wünſchten auch, daß in Geſundheit
Seine Gnaden ihn verzehr',
Und wenn er gut ihm mund' heut',
So hätten wir morgen mehr."

Der Reitersmann that ihnen danken
Und nahm den edlen Seim;
Dann drückt er dem Schimmel die Flanken
Und trabte zum Lager heim.

Rings war Gewalg und Gestäube
Von Trümmern und Splittern und Stein.
Drum deckt' er mit seinem Leibe
Den würzereichen Wein.

Er hielt die Flaschen umfangen,
Schlug den Mantel um ihre Bäuch':
„He, fort da mit euren Stangen,
Und stoßt mich nicht, ihr Bäuch'!"

So kam er zu seinem Fürsten,
Der fand die Sorte gut,
Und stillte sein grimmig Dürsten
An dem edlen Rebenblut.

Er fand den Wein so labend,
Er zog so manche Schluck —
Er schickte gleich am Abend'
Des Wegs den Trompeter zurück'

## Hiarni.

Es war ein großer König —
Ihr wißt von jenem Schlag,
Die mit der Krone gehen
Zu Bette jeden Tag.

Ihm war der König von Thule,
Leiblich Geschwisterkind,
Und Uhland's „Harald" zählte
Zu seinem Ingesind.

Nun war er alt geworden
Gebrochen von mancher Schlacht:
So kam's, daß endlich das Auge
Der Tod ihm zugemacht.

Und als er lag im Grabe
War große Klag' im Land:
Wer erbt nun seine Habe?
Wer nimmt den Stab zur Hand?

Wer ſoll als Herr ihn ſchwenken
Und unter der Krone gehn?
Wem ſoll den Thron man ſchenken
Wen kürt ihr, Ritter, wen?

Die Söhne waren geſtorben
Kein Erbe weit umher —
Der Vetter, der König von Thule
Trank längſt keinen Tropfen mehr!

Die Ritter ſaßen und ſchauten
Auf ihrer Hörner Grund:
Viel tranken die edlen Degen,
Doch keiner that auf den Mund.

Da kam des Königs Skalde,
Mit der Harfe ſchwirrendem Klang,
Dem alten verſtorbenen Recken
Zu halten den Todtenſang.

Er ließ die Saiten zittern,
Sie weinten um den Herrn,
Sie ſenkten in's Herz den Rittern
Die Trauer um Heland Björn.

Dann ſchlug er, vom neuen Königſingen, ſie lauter an:
Da ward ſo donnertönig,
So todesernſt der Mann:

Der hätte gebebt und gezittert,
Durchkältet bald, bald heiß,
Wer mit der Krone betrauet
Geſeſſen in dieſem Kreis!

Er zeigte den ächten König
In Licht und Glorie ſtehn,
Und zeigte die ſchlechten Kön'ge
In Schweigen und Dunkel gehn.

Er zeigte den ächten König
Vom Banner des Volkes umweht,
Und zeigte die ſchlechten Kön'ge
Hinter'm Troß hertraben, zu ſpät'

Er zeigte noch vieles Andre,
Was heut zu zeigen verpönt,
Was keinem ſchlechten Kön'ge
Heut mehr in den Ohren tönt

Da, als er hatte geendet,
Da riefen ſie allzumal:
Biarni, du ſeyſt König,
Kein beſſrer iſt im Saal!

Sie riefen mit großem Jubel
Zu Nordlands Herrn ihn aus:
Erhoben auf ihren Schilden,
So trugen ſie ihn zu Haus.

Und oben ſtand der Skalde,
Ein großer, gewaltiger Mann.
„Will ſehen, ob ich herrſchen,
Ob ich's vollführen kann:

Ihr ſollt es fühlen Alle,
So viel meine Mark umkreiſt,
Daß nun ein Dichter König
In dieſem Lande heißt!

Bin nicht von Gottes Gnaden,
Das Volk hat mich gekürt,
Das Volk auch ſey geladen,
Dem Volk, was ihm gebührt!

Wen König Björns Geſinde
Verketzert zu allermeiſt,
Der wird mein Hauptminiſter,
Mein Rather und guter Geiſt.

Und einen Orden ſtift' ich,
Wie keiner noch im Land:
Die Feſſeln und die Ketten
Und das harte Eiſenband.

Worin der Geiſt geſchlagen,
Worin das Wort geſchweißt,
Die Jeder noch getragen,
Der männlich war und dreiſt.

Die will ich zu Sternen und Kreuzen
Sprühglänzend ſehn gemacht,
Und damit Jeden ſchmücken,
Der mir die Wahrheit ſagt!"

Wie's weiter nun gegangen
In König Hiarni's Land,
Davon ſteht nichts geſchrieben,
In Clio's cenſirtem Band.

Nur noch die Sage melder
Von einer goldnen Zeit,
Drin Alles sonnig geblühet,
Gefriedet jeder Streit.

Und alt und nah dem Sterben
Rief Hiarni sein Volk um sich her,
Und als er es stille gesegnet,
Da warf er die Krone in's Meer!

## Eine Sage von Boppard.

Der Regen wich, die Wolken ziehn
Geballt von ſtürmiſchem Drange;
Ihre flatternden Schatten gleiten und fliehn
Von der Bergwand nieder, vom Felſenhange.

Den Wald durchrauſcht es und murmelt und ſingt
An der mooſigen Stämme Seiten
Wie eine fallende, ſteigende Orgel klingt
Des Windes Empor- und Niedergleiten.

In des Forſtes Tief', wo das Brünnlein quillt
Aus der grünen Felſenwand Munde,
Wo der Wipfel Laub, das im Beben ſchwillt,
Sich zuraunt heimliche Kunde;

Wo die Hindin ſchreitet, an Moos und Baſt
Mit geſenktem Kopfe nagend,
Wo die Stille ſich dehnt wie in ſchlummriger Raſt
Wie im Schooße Gedanken tragend:

Da ſteht gezimmert des Siedlers Klauſ',
Gedeckt mit der Tanne Zweigen;
Vier Balken ſtützen das kleine Haus,
An den Stein die Sparren ſich neigen.

Ein Kreuz davor und ein Garten daran
Von den düſtern Wipfeln beſchattet,
Wo die dürftige Malve, der Baldrian
In des Windes Schaukeln ermattet.

In den Nadeln rieſelt's, im Holderſtrauch
Ein Pfeifen mit giftigem Grimme;
Ein Seufzen webet, ein Aechzen, ein Hauch
Iſt das des Luftzuges Stimme?

Ein tiefes Röcheln, ein Laut, der ſteht
Der Klausner im Todesringen'
Und Keiner iſt da, der neben ihm ſteht,
Keine Lippen, die Troſt ihm bringen:

Die da küſſen das Aug', das gebrochne zu,
Wenn ſein Feuer hat ausgelodert,
Kein Arm, der den Leib beſtattet zur Ruh,
Den Leib, den die Erde fodert'

Die Hände verschränkt voll Inbrunst er fleht –
In der letzten Thräne verschwimmen
Die glühen Blicke, die mit dem Gebet
Wie erlöschende Lichter verglimmen:

„O Gott, nicht allein, nicht im Wald allein.
Bei des Waldes Gethier laß mich enden!
O laß mein erkaltend christlich Gebein
Nicht vom Zahne des Luchses schänden!

O Gott, nicht allein, nicht im Wald allein!
Hab' ich lang den Leib kasteiet —
Jetzt laß ihn mit Ehren bestattet seyn,
Mit Klang und mit Sang benedeiet.

Vom Priester besprengt mit dem Weihbrunnquaß,
Mit hellen Glocken verläutet,
So laß ihn fahren zur ewigen Rast,
Deren Dunkel sich um mich breitet!

O Gott, nicht allein, nicht im Wald allein
Laß mich modern, einsam, verschollen!
Laß über mich schütten, auf frommen Schrein
Geweigneten Grundes Schollen!"

Des Himmels Decke zerreißt und hell,
Mit des Abends Roth durchwoben,
Tritt ein Sonnenstrahl in die kleine Zell',
Wie ein freundlich Grüßen von oben.

Sein Haupt sinkt zurück, das Auge bricht,
In den starren Furchen der Wangen
Versiegt die Thräne, die eben noch licht
An der Wimper bebte, der langen.

Des Himmels Decke zerreißt und hell,
Mit des Abends Roth durchwoben,
Liegt der Schimmer über des Rheines Well',
Um Boppards Thürme oben.

Der Ferge singt im Kahn sein Lied,
Eine alte traurige Weise,
Der Fischer steht schweigend am Uferried
Und blickt auf die schwimmende Reuse.

Da horch — wer ist es, der zieht am Strang?
Zu dieser Stunde, welch Läuten?
Aus den Thürmen schallt's mit vollem Klang
Wozu? Wer weiß es zu deuten?

Die Glocken hallen so schwer durch die Luft,
So feierlich über dem Rheine,
So dumpfen Tones, wie wenn zur Gruft
Man den Todten trägt im Schreine.

Doch nein sie zieht — es ist wunderbar —
Wer konnte zu ihnen dringen?
Wer wird eine sterbliche Hand gewahr
Am Seil, das vier Männer nicht schwingen?

Und Schaaren laufen und stürzen herbei
Zu den Thürmen in wogendem Drängen,
Und flüstern sich zu, erschüttert und scheu,
Wie die Glocken so schauerlich klängen!

Da plötzlich: Zum Walde, zum Michael!
Von des Heiligen Lob bringt es Kunde!
So ruft ihres Einen Stimme, und schnell
Grüßt es aus Aller Munde:

Zum Walde, zum heiligen Michael!
Und als sie erreicht nun die Hütte
Im rauschenden Tann, am murmelnden Quell,
In der wildesten Einsamkeit Mitte

Da zittert der Mond mit gelbem Schein
Um des Klausners Haupt, das bleiche,
Als sollt' es die lichte Gloriola seyn
Für die hartgebettete Leiche.

Sie trugen ihn sanft zu den Menschen hinab.
Auf daß man die Messe ihm sänge,
Auf daß sich ihm öffne ein christliches Grab,
Auf daß ihn der Priester beisprenge.

Damit nicht allein, nicht im Walde allein
Er modre, einsam, verschollen,
Damit man ihm schütte auf frommen Schrein
Geseegneten Grundes Schollen!

## Das ſtille Kind.

Scharf über mir im Laube pfiff der Wind
Und ſtill, wie träumeriſche Kinder ſind,
Duckt' ich mich nieder an dem Grün der Hecke;
Zu meinen Füßen raſchelte der Bach,
Längſt Abend war's; nur einer Wachtel Schlag
Scholl keck herüber von der Waldesecke.

Links lag das alte Rittergut; der Klang
Von einem Waldhorn tönte d'ran entlang,
Schwach und gedehnt, entſchlummernde Fanfaren:
Sie kreiſten müde flatternd um mich her,
So tief voll Trau'r, als ob's das Klagen wär'
Gefangner heimathſiecher Vogelſchaaren.

Und jenſeits an der Wieſe, dicht am Wehr —
Das Waſſer brauste dumpf darüber her, —
Stand ein Gehöft: weit offen war die Thüre;
Das Herdfeu'r flammte, ganz im Hintergrund;
Die Mägde drum und Müllerknechte rund,
Und einer beugte ſich, als ob er ſchüre.

Ein Nachtſtück war's, ein warm und lieblich Bild.
Die ſchwarze Nacht — der Raum von Licht erfüllt,
Es quoll hinaus bis zu den Erlenſtämmen;
Und als ich ſinnend in die Flamme ſah —
War das ein Lufthauch? mir am Ohre, nah,
Ein feidnes Rauſchen und ein Athemhemmen:

Ein Frau'ngewand! — weit faltig war's und groß —
Ich ſchnellt' erſchrocken rückwärts in das Moos —
Da ſah ich's freundlich ſich herniederneigen:
Mit einem Fächer rührt' es meine Stirn,
Ein Zucken ſpürt' ich wirre mir im Hirn —
Nun ſtand es aufrecht an den Weidenzweigen.

Hoch war's und ſchlank, das Antlitz ſchien mir fahl.
Wie eine Wespe war die Mitte ſchmal,
Der Reifrock bauſchte weit nach beiden Seiten:
— Nun mit dem Kopfe winkt's — es nickte leis.
Mir von der Stirne troff der kalte Schweiß;
Gott Dank! 's iſt fort! Ich ſah's im Buſch zergleiten!

Auf fuhr ich — wie von Angſt gepeitſcht nach Haus.
Und als ich kam, ſchalt mich die Mutter aus.

Ich ſah ſie wartend an der Thüre ſtehen:
„Wo kommſt du her? Du biſt ja kreideweiß?
Du weinſt? Was iſt dem Kind? Gott weiß! —
Seit jenem Abend kann ich Geiſter ſehen.

## Ein Beſuch.

Im Lager war's — in jener Jahreszeit,
Die falbe Blätter auf die Erde ſtreut,
In jenem Herbſt, der unſre Heere ſah
Siegreiche Aare muthig vorwärts tragen:
In Feindes Land, bei Vitry war es, da
War unſre weite Zeltſtadt aufgeſchlagen.

Es war ein grau umwölkter Tag; ein Tag,
Der nicht erwachen und nicht ſchlummern mag,
An dem ihr zweifelnd euch beſinnt, ob Morgen
Ob Abend es; jedwedes Leben ruht,
Der Vogel hält im Wipfel ſich geborgen,
Der Ton erſtirbt und leiſer ſchleicht en'r Blut.

Da tritt Eugen — von dem ich oft euch ſprach
Es war mein Freund, ſo wie ich keinen kannte:
Ein Geiſt in dem 'ne Welt verborgen lag,
Im Offizierrock ein verjüngter Dante:

Die Züge blaß, das Auge tief erglühend,
Um ſeine Stirne, gleich ſtillen Adlern ziehend —
Es waren die Gedanken des Propheten,
Die dieſe hohe kahle Stirn umwehten!

Und wer es ſah, dieß Antlitz fein geſchnitten
Und geiſterbleich, den zwang es, ihn zu fragen:
O ſage mir, was hat dein Herz gelitten?
Was hat den Streit in deine Welt getragen?
Jedoch genug — Eugen tritt in mein Zelt
Und ſpricht, indeß er meine Rechte hält:

„Ein kurz Lebwohl und bis auf Wiederſeh'n;
Ich muß hinaus mit meinen Küraſſieren;
Auf Kundſchaft nur; man ſagt, Franzoſen ſteh'n
Jenſeits der Marne in den Waldrevieren.
Da horche, mein Geſchwader reitet auf —
Abends beſuch ich dich — mein Wort darauf'

Er hob die leichte Zeltwand auf, er ging,
Ich blickt' ihm nach — mit raſchem Schwunge war
Er in den Bügeln, und voran der Schaar;
Der weiße Kriegermantel hing

In ſchwerer Falte von der Schulter nieder
Und ſchmiegte feucht ſich um die kräft'gen Glieder. —

Die Stunden ſtob'n, kaum dacht' ich ſeiner mehr:
Und ſah, beſchäftigt, raſch den Tag verfließen.
Nur einmal klangs, von jener Seite her,
Wohin er ritt, doch fern, wie heftig Schießen:
Dann alles ſtill. Die Dämmrung kam heran:
Ich zündete im Zelt die Lichter an.

Da hör' ich Schritte draußen, mir bekannt.
Die Schildwacht ſalutirt mit der Muskete,
Dann hebt ſich vor mir meines Zeltes Wand,
Daß kalt mich an der feuchte Abend wehte,
Und durch die Oeffnung tritt und bleibt dann ſteh'n,
Groß wie er war, vor meinem Tiſch, Eugen.

„Eugen! ſchon da? nun, Gott ſei Drum gelobt'
Es war, als ob ihr wacker Regel ſchobt' —
Nur ſchwand es raſch; doch hofft' ich nicht ſo früh —
Nun Freund? — ſo ſtill? Wirf deinen Mantel fort.
Mach' dir's doch jetzt bequem nach deiner Müh —
Du ſiehſt wie ein Sergeant mit dem Rapport!"

„Gott, du ſiehſt blaß, biſt du verwundet? ſprich;
Du machſt mir Angſt — ha, Tropfen Blutes ſtehn
Auf deinem Küraß — o beruh'ge mich —
O ſprich ein Wort, ein Wort — Eugen! Eugen!

Er ſprach kein Wort! Sein Auge war wie Glas
Und ruhte groß auf mir, ſein Haar lag naß
In ſchwarzen Locken wild um ſeine Wangen;
Der Mantel um ihn, ſchwer wie früher heute,
Doch ſah ich ſchlaff und kraftlos an der Seite
Darunter ſeine beiden Arme hangen. —

In mir ward's fieberheiß, ward's todtenkalt —
Es ſchnürte mir mit krallender Gewalt
Die Bruſt zuſammen, athemlos empor
War ich geſprungen — da — er wandte ſich, er ging.
Er hob, ſtumm, wie er kam, den Vorhang auf, dann hing
Die linn'ne Thüre ſtille wie zuvor.

Ich ſtand verſteint — dann, als ich laut vernahm,
Wie wiederum die Wacht ihn ſalutirte,
Kam's über mich wie ein Gefühl von Scham,
Daß ich unthätig ſtand und müßig ſtierte:

Ich ſtürzt' hinaus; ich ſah ihn wieder; ferne,
Halb noch im Licht der Dämm'rung, halb der Sterne
Sah ich ihn langſam durch die Zeltſtadt ſchreiten,
Dann durch das Thor, dann durch der Ebne Weiten.

Juſt dort hinaus wohin er heut geritten,
Dort auch verſchwand er; wie ein Nebelbild
War's aus dem Kreiſe meines Aug's geglitten.
Ich aber kehrte heim von Graun erfüllt.

Erſt ſpät am Abend — von der ganzen Schaar,
Als deren Haupt er ausgezogen war,
Ritt ein verſprengter Hauf' in's Lager ein:
Er war bei ihnen nicht; umzingelt, angefallen
Wohl hieben wacker, unverzagt ſie drein,
Doch retteten ſich zwanzig kaum von Allen.

Am andern Morgen gehen wir zu ſuchen,
Es iſt ein Ackerfeld, beſäet mit Leichen,
Dabei ein dünner, lichter Wald von Buchen,
Den wir als Schauplatz des Gefechts erreichen
Er lag, Eugen, wo zwiſchen Wald und Feld
Ein ſumpf'ger Bach die ſchmale Gränze hält,

Halb auf des Mantels blutbeſtrömten Falten,
Halb auf dem braunen Laub; das Haupt
Hing tief zurück und ſeines Helm's beraubt,
Die Locken, die es glänzend ſonſt umwallten,
Blutrothe Stränge jetzt geballten Haars —
So in den Bach hinabgefallen war's,
Der ſeinen Scheitel ſachten Gangs umſpülte
Und leiſe rieſelnd in den Locken wühlte.

## Der letzte Troubadour.

Erſtorben ſind die Fluren; durch der Dürance Au'n
Zieht Sturm und Schneegeſtöber und winternächtlich Graun

Verblichen ſind die Roſen des heitren Arelat,
Durch die entlaubten Haine deckt Schnee des Wandrers Pfad

Ihm glänzt nicht Mondesleuchten, ihm ſendet ſeinen Strah
Kein Stern vom Wolkenhimmel durchs öde, düſtre Thal

Er wandert zagend weiter, und ſchwankt der müde Fuß,
Dann tönt an ſeiner Schulter die Harf' ihm leiſen Gruß

Zeigt ſich kein Lichtesſchimmer, kein gaſtlich winkend Dach?
Wird nirgend fernab heulend der Rüden Stimme wach?

Ha! dort durch dürre Aeſte — iſt's nicht wie Lampenſchein,
Aus alterndem Gemäuer? Dort wird ein Obdach ſein!

Er eilt und pocht bald leiſe, die Hand von Froſt erſtarrt
An's niedre Thor des Baues; dann ſteht er lang und harrt

Und pocht zum zweitenmale; doch keines Schrittes Nahn
Verkündet aus dem Innern, es werde aufgethan.

Da schlägt er ungeduldig zum drittenmal davor,
Und ruft: „Bei Christi Mutter, Maria, auf das Thor!“

Und horch, die Riegel klirren, das Thor erschließt sich schnell,
Und um ihn glänzt und strahlt es, wie Tageslicht so hell!

Gewölbt, doch klein die Halle; in ihrer Mitte steht
Die hehrste Frau von allen, die je sein Blick erspäht.

Von oben schwebt die Ampel in silbernem Gehäng;
Doch ist's, als ob die Helle aus ihrem Antlitz dräng':

Als ob nur Lichteswogen, nur warmer Himmelsschein,
Von Balsamduft durchzogen, ihr Aether könne seyn.

Es beugt sich tief der Sänger, küßt ihre weiße Hand
Und hält sein Aug' erröthend an ihren Blick gebannt:

„O minnigliche Dame, erbarmt euch meiner Noth,
Habt Mitleid mit dem Armen, dem Niemand Obdach bot.

Wohl rauscht der Strom der Lieder, quillt süßer Weisen Ton
Aus meines Busens Tiefe, um Ruhm und Minnelohn,

Und zu des Heilands Ehre und zu der Jungfrau Preiß.
Doch wer iſt noch auf Erden, der's Dank dem Sänger weiß?

Nicht lädt des Edlen Halle, ſonſt gaſtlich, mehr ihn ein;
Geſchmäht wird ſeine Stimme; wer mag das Ohr ihr leihn?

Ich ſang den Reiz der Dame, die ich zur Herrin kor,
Auf meiner Lieder Schwingen hob ſich ihr Ruhm empor.

Mir iſt kein Lohn geworden; der ſüßen Augen Blick
Strahlt eines Andern Züge in Liebesgluth zurück.

Drum zieh' ich irrend weiter; der heil'gen Jungfrau weihn
Will ich nun meine Lieder, der ſüßen Frau allein.

Bis ſie mein Flehn erhöret, bis ſie zu mir ſich neigt,
Bis mir der Kuß der Holden die glühnde Wange bleicht.

Da grüßt ihn milde lächelnd die hehre Frau und geht
Zurück zu ihrem Throne, der altargleich erhöht.

Auf ſeiner letzten Stufe, von weichem Teppich zart,
Winkt ſie ihm auszuruhen von langer, ſchwerer Fahrt.

Es ſchwindet rings die Helle: und als er ſtill nun ruht
Kühlt ihm ein weiches Hauchen der Wange Fieberglut

Ihm iſt's, als wenn ein Odem, wie Balſam ſüß und rein,
Die heiße Stirne küſſe; dann ſchläft er ſelig ein.

Und iſt nicht mehr erſtanden; vor Sankt Marien's Schrein
Entſeelt in ſtiller Klauſe fand ihn der Frührothsſchein.

# Altſpaniſche Romanze.

## Von der Flucht der Infantin Klerida mit Don Duardos aus England.

In dem Frühlingsmonat war es,
Einen Tag noch vor dem Maien,
Wenn die Lilien und die Roſen
Zeigen recht, wie ſie ſich freuen;

In der heiterſten der Nächte,
Drin des Himmels Sterne glühen,
Als die ſchönſte der Infanten,
Klerida, beſchloß zu fliehen.

In dem Garten ihres Vaters
Sprach ſie ſeufzend dieſe Worte:
„Nimmermehr, ſo lang ich lebe,
Seh ich wieder dieſe Orte;"

„Höre nicht der Nachtigallen
Melodien aus dieſen Bäumen:
Schütz' euch Gott, ihr klaren Bronnen
In den friſchen duft'gen Räumen."

„Schütz euch Gott, ihr meine Blumen,
Die ihr lange mich erfreutet —
Ich muß ziehn in fremde Lande,
Von des Schickſals Hand geleitet."

„Wenn mein Vater nun mich ſuchet,
Zeiget euch in meinem Dienſt treu,
Saget, daß mich Liebe führte,
Saget, daß die Schuld nicht mein ſey!"

„Wieſ' er mir doch ſolche Härte,
Daß ſein Starrſinn mich gezwungen,
Darum mög' es nicht ihn ſchmerzen,
Daß ich ſo mich losgerungen!" —

Da nun ſagte Don Duardos:
„Weinet nicht, Ihr meine Freude,
In dem Königreich von England
Giebt es beſſ're Augenweide;"

„Giebt es anmuthreich're Gärten,
Welche meiner Herrin eigen!
Dreißig Jungfrau'n hohen Stammes
Werden Euch ſich dienſtbar zeigen."

„Die Paläſte ſind von Silber,
Die für Euch man, Herrin, machte,
Und die Teppichwände ſchmücken
Hyazinthen und Smaragde."

„Die Gemächer ſind gepflaſtert
Mit gedieg'nem türk'ſchem Golde;
Ausgemalte Sprüch' erzählen
Euch mein Leben, meine Holde;"

„Sagen Euch von tiefen Schmerzen,
Die ich fühlt' in jenen Tagen,
Als ich mit Primaleone
Wüthend mich um Euch geſchlagen."

„Mich, der's nicht von ihm gefürchtet,
Herrin, wollet Ihr mich tödten?" —
Ihre Thränen hat getrocknet
Die Infantin mit Erröthen.

Und ſie floh'n auf die Galeeren
Die dem Don Duardos eigen;
Fünfzig raſche Segler bilden
Um ſein Hauptſchiff ihren Reigen.

Bei dem ſüßen Ton der Ruder
In des Don Duardos Arme,
Iſt Flerida eingeſchlummert,
Selig halb, und halb im Harme.

Und ihr alle, die geboren,
Wollet nicht mein Wort vergeſſen:
Gegen Tod und gegen Liebe
Hat noch Niemand Macht beſeſſen!

# Altſpaniſche Romanze.

Vom Tode des Infanten Don Fadrique, Meiſter des S. Jago-Ordens, ermordet 1358 auf Befehl Pedro's des Grauſamen.

Als ich einſt war zu Coimbra,
Das ich mir erſtritten hatte,
Kam ein Schreiben von dem König,
Meinem Bruder, dem Don Pedro.

Schauen ſollt' ich die Turniere,
Die am Hof gerüſtet worden
Zu Sevilla: ich unſeel'ger
Meiſter vom San Jago-Orden!

Alſo nahm ich dreizehn Mäuler
Und an Roſſen fünfundzwanzig,
Alle reich gezäumt mit Golde
Und mit golddurchwirkten Decken.

Schon den Weg für fünfzehn Tage
Sah in acht man mich durchreiten:
Als im Bette eines Fluſſes,
Deſſen Furt es ſoll durchſchreiten,

Unter mir mein Maulthier ſtürzte,
Und mein goldner Dolch verſank,
Und der liebſte meiner Pagen
In der Strömung mir ertrank.

Diener war er meines Hofes
Und von allen wohl gelitten:
Mit ſo vielem Unheil bin ich
In Sevilla eingeritten.

Durch das Thor von Maſarena,
Wo ein Ordensmann ſich nahte,
Der mich ſcherzend bat, ich möge
Werden ſeines Söhnleins Pathe.

Dem erwiederte der Meiſter,
Höret wohl, was er geſprochen:
„Wollet das nicht jetzt verlangen,
Nicht zur Stunde, Senhor Padre;

Meinen Bruder geh ich ſehen,
Weil er's wünſcht, Don Pedro König!"
Gab dem Maulthier dann die Sporen,
Daß es in die Stadt mich trüge.

Zelte ſah ich nicht errichtet
Und in Waffen keine Ritter,
Doch ich eilte zum Palaſte,
Schreitend durch das offne Gitter.

Und ſobald, als ich gekommen,
Raſſelt's zu in raſchem Schlage,
Und mein Schwert wird mir genommen,
Das ich an der Seite trage.

Den Genoß han ſie genommen,
In Gefahr mein beſter Rath;
Als die Meinen das erſehen,
Warnen ſie mich vor Verrath.

Wenn ich erſt hinausgekommen
Wollten ſie mich ſchon beſchützen;
Ich, mich ohne Schuld befindend,
Fühlte drum auch kein Erbangen.

Irat in meines Bruders Halle,
Des Don Pedro: „Gott erhalte,
Guter König, Euch, und alle
Um Euch hier von Haupt zu Haupte!“ —

„Dir zum Unheil kommst du, Meister!
Deinen Kopf nimmt mein Gesinde!
Man verlangt ihn von mir, Meister,
Sich zum Weihnachtsangebinde!“ —

„Warum ist es, guter König?
Keine Schuld hab ich begangen,
Nicht Euch in Gefahr verlassen,
Oder streitend mit den Mauren!“ —

„Kommet hierhin meine Wächter,
Thuet das, was ich befohlen!“ —
Also war es kaum gesprochen,
Als auch schon sein Haupt gefallen.

Zur Maria de Padilla
Hat der König es gesendet,
Die es bei den Haaren faßte,
Und mit Worten viel geschändet:

„Zahlen ſollſt du jetzt, Verräther,
Was du in des Königs Ohr
An verruchtem Rathe rauntest!“
Und den Hunden warf's ſie's vor.

Einem Hund des edlen Meiſters,
Der's auf einen Teppich legte
Und mit ſeinem Wehgeheule
Rings das ganze Schloß bewegte.

# Mißklänge.

## I.

Die Pappel im Burghofe leiſe
Bewegt ſich im dämmernden Licht,
Das aus des Mondes Silberkreiſe
Der Sommernacht Schatten durchbricht.

Sie ſpiegelt ſich träumend im Weiher,
Und was ſie im Traume geſehn,
Das will ſie dem alten Gemäuer
Geheimnißvoll flüſternd geſtehn.

Das blickt mit düſtrem Schweigen
Verdrießlich in die Nacht,
Als würd' aus den grünen Zweigen
Sein grämliches Alter verlacht.

Da tritt auf die Blumenterraſſe
Eine hohe ſchlanke Geſtalt,
Die Burgfrau iſt es, die blaſſe
Von ſchimmernder Seide umwallt.

Sie athmet in dürſtenden Zügen
Die Luft, die weich ſie umzieht:
„O, wer in entfeſſelten Flügen
Durchſchwebte dies dunkle Gebiet'

Sich dort in den Wipfeln zu wiegen,
So frei wie die Lüfte!" ſie ſpricht,
„Frei dort wie mein Falke zu fliegen
Zu den Bergen, zu den Sternen, zum Licht'

Im Säuſeln des Windes zu ſcherzen,
Der über die Gräber hinfährt,
Mit Geiſtern ſich liebend zu herzen,
Da Lebenden Liebe verwehrt!" —

## II.

Die Sonne neigt ſich tief und ſtrahlt
Rings Schimmer auf die Au
Durch Sturmgewölk, und blutig malt
Ihr Glanz der Warten Grau.

Die Möve taucht ſich in den See
Und kreiſcht ihr Sturmeslied,
Es ſeufzt der Wind ſein tiefes Weh,
Der durch die Pappeln zieht.

Was zu dem Söller ſchwankſt du noch,
Wo dir kein Stern mehr lauſcht,
Blickſt auf und ab am Bergesjoch,
An dem der Weiher rauſcht?

Hinein, du krankes Weib, geſchwind!
Dem Sturm vermählt ſich Nacht,
Der kalte Regen iſt ihr Kind,
Der alte Bau erkracht:
O flieh, zurück in Saal und Thurm,
G'nug Weh iſt in dir ſelbſt und Sturm,
G'nug dunkler, dunkler Nacht!

## III.

Es hat der Sturm sich ausgerast
Die Schöpfung liegt ermattet,
Und ist bis tief in den Tag hinein
Noch wie von Schlaf umschattet.

Es saugt kein Strahl die Tropfen ein,
Die Blatt und Gras befeuchten,
Die wallenden Nebel bricht kein Schein,
Kein sonnig warmes Leuchten.

Mit schwerer Luft ringt Todtensang,
Vom Burgthor aus vernommen;
Den Bergweg ziehen sie entlang,
Bis sie zur Gruft gekommen.

Dort haben sie einen Sarg versenkt,
Kein Priester hat ihn begleitet,
Kein Marschall hat den Zug gelenkt,
Und keine Glocke geläutet.

Ein Page ist ihm nachgegangen,
Dem's naß von den Wimpern thaute,
Von Weitem und scheu, als müßt' er erbangen,
Daß irgend ein Aug' ihn erschaute.

# Junker Ebbo Wittingau.

(Fragment.)

Es war in mondenheller Herbſtesnacht,
Die ſtille webte ihre halben Lichter;
Ans Ufer ſchlug die Meereswelle ſacht
Und netzt der Robben träumende Geſichter,
Daß ſie rückſchnalzen, plötzlich, tief erſchrocken,
Vor'm Gruß der See, den dünnen Schaumesflocken.

Auch hebt die Möve manchmal ihren Schrei,
Wenn fernher zieh'nder Wogenſchall ſie wecket;
In Schaukellinien ſchießt ſie dann vorbei,
Der Schwingen weiße Spitzen ausgeſtrecket;
Sonſt ſchlummert Alles; ſelbſt des Mondesſchimmern
Liegt auf dem Land wie halberſtorbnes Flimmern.

Das Meer iſt dunkelrollend, ſchwärzlichblau,
Und dehnt ſich in die Ferne hell und heller,
Bis es ſich einſaugt in des Himmels Grau,
Ein weltengroßer weißer Silberteller;
Hier legt und dort ein Wolkenzug, ein trüber,
Gleich dunklen Inſeln ſchwarze Streifen drüber.

Am Horizont, wo das Gewölk ſich bäht,
Flattern Phantome, zack'ge Giebel, Säulen,
Tauwerk und Maſt — und Segel weit gebläht —
Als ſähe man ein Schiff vorüber eilen,
Den dunklen Bau von blut'gen Buccanieren,
Des fliegenden Holländers ſchwarze Spieren.

Am Strande, ringsum von der Fluth geſchützt,
Viereckte Thürme wehrhaft an den Flanken,
Steht eine Burg, auf Bogenreihn geſtützt,
Darin die Wogen flüchten mit den ſchlanken
Schaummähn'gen Hälſen ungeheurer Schlangen,
Und heulend ſich in dunkler Kluft verfangen.

Grau das Gebäu vom Nebelrauch der See,
Vom Sturm der Wetter und dem Schwall der Wellen,
So ſtreckt es breit und plump ſich in die Höh
Und läßt den Sturm und läßt die Wogen gellen;
Auch iſt es öd', verlaſſen iſt's von Allen,
Nur Einer weckt das Echo ſeiner Hallen.

Er ſteht im Saal. An kleiner Scheiben Rund
Drückt er — der Schloßherr — ſeine bleiche Wange;
Er ſtand ſo manchen Abend, manche Stund,
Und weiß es ſelbſt nicht, daß er ſtand ſo lange,
Die Wolken zählend, die vorüber gehen,
Das Meer anſtarrend, ohne es zu ſehen.

Kein Wachslicht brannt', es glimmt kein Lampendocht,
Kein Ton iſt laut im hohen öden Zimmer,
Als im Getäfel, wo der Käfer pocht;
Auf das Parquet hin malt des Mondes Schimmer
Der ſpitzgewölbten Fenſter dünne Bogen,
Und drin den Schloßherrn, ſchmal und lang gezogen.

Was ſo ihn härmt — was Nacht und Tag ihn quält? —
Mit wen'gen Dienern wohnt er hier im Schloſſe;
Waffengeübt, von Meeresluft geſtählt,
Jagt er das Wild und tummelte die Roſſe;
Auch liebt er es, im offnen Kahn dem Meere
Im Sturm zu trotzen und der falſchen Scheere.

Und ſchaukeln mocht' er in der ſchmalen Bark',
Dort, wo die Wogen ſchäumender ſich heben
Im Anprall an des Landes letzter Mark;
Und, wenn des Meeres Fläche glatt und eben,
Blickt er hinunter in die grüne Tiefe,
Als könnten Blicke wecken, was dort ſchliefe:

Den König Harald, der am öden Sund
Sein Schloß gebaut aus reicher Wikingbeute;
Nun liegt's ſeit lang verſunken auf dem Grund
Wo es ein Zauberbann, ein böſer ſeite:
Dort unten prangt's mit Säule, Thurm, Portale,
Wie einſt hier oben hell im Sonnenſtrahle.

Nicht jeder ſteht's; oft rudert er den Kahn
An jene Stelle, um hinabzulugen,
Bis das Geheimniß ſeine Augen ſahn,
Um das ſie lange ſchon die Tiefe frugen,
Unklar zuerſt, ein unentwirrter Schimmer,
Dann näh'r und näh'r, jetzt klar und deutlich immer.

Vorn iſt ein Hof; da ſtreckt ihr breit Geäſt
Von Mau'r zu Mau'r die moosbedeckte Linde;
Nicht baut die Meiſe mehr im Zweig ihr Neſt,
Nicht höhlt der Wurm im Baſt mehr ſeine Spinde;
Statt Miſtelſtrauch jetzt wuchert die Koralle,
Durch's Laubwerk ſtreckt die Hummer ihre Kralle.

Harald ſitzt ſchlummernd an der Linde Fuß;
Der Tang hat um die Krone ſich geſchlungen,
Durch ſeine Locken ſchwimmt der Nautilus,
Am Barthaar zerr'n im Spiel der Krabbe Jungen;
Sie zieh'n durch ſeine halbgeſchloß'ne Rechte
Anſtatt des Schwerts das Röhricht und die Flechte.

So ruhet er, am Knie 'ne Muſchelbank
Gelullt von Wogenſchaukeln, Wellenliede,
Gefeit zu ruhn, bis buntbewimpelt, blank
Ob ſeinem Haupte durch das Schaumgefiede
Voll Trutzes ſchwimmt ein deutſches Kriegsgeſchwader
Daß auf der Stirn ihm ſchwillt die Heldenader.

Dann ſchüttelt's ihn, den Schlummer ſcheucht er fort
Und taucht empor von ſeiner Ruhe Kiſſen,
Meerkönig wieder ſteht der Reck am Bord
Und läßt den Aar am Flaggenmaſte hiſſen.
Weithin taucht Schlachtenblut dann dieſe Wellen
Zum deutſchen Meer, zu Deutſchlands Ruhmesſchwellen!

Jedoch er ſchläft: und über ihm, am Rand
Des ſchmalen Söllers ſitzt, in Traum verſenket
Die weiße Stirn geſtützt auf ihre Hand,
Das Frauenbild, das Ebbo's Sehnen lenket,
Das ſüße Bild, deß Anblick ihn bezwungen,
Meerkönigs Kind, von Skaldenmund beſungen

Ob ihrem Haupt zu einer Laube schlang
Zusammen sich Meerrose und Nymphäe,
Aus deren Glocken tönt ein feiner Klang,
Ein Friedensläuten für der Fürstin Nähe,
Daß jeglich Ungethüm im weiten Meere
Entfernt sich hält, als ob's ihr Schlummern ehre.

Oft auch das Auge hell sie offen schlägt.
Ihr Blick und Ebbe's sinken dann sich beide.
Es ist ein Blick, der tiefe Wehmuth trägt,
O, eine Welt von Lieben und von Leide!
Trostlos der Zorn, der Ebbe's Blut durchschäumet,
Sein Schmerz: tief wie das Meer, darin sie träumet!

# Vermiſchte.

## Weſtphalen.

Ein weiches friſches Wogen
Ein harz'ger Tannenduft.
Es weht, es kommt gezogen
Als grüße mich die Luft:
Ich muß zurück und blicken
Einmal in's ſtille Land,
Ich muß ein Reis mir pflücken
Das auf der Haide ſtand.

Wie Sommerfädenſchimmer
Sie ſeiden überſponnt'
Ich ſeh ihr heiß Geflimmer,
Wie's flattert, webt und rinnt.
Aus krauſer Nadeln Wolle
Dringt des Wachholders Hauch
Und über die braune Scholle
Steigt gelb der Ginſterſtrauch.

Dort glitzert's — eine Schlange
Schmiegt ſich um Flecht und Baſt:
Geringelt liegt ſie lange
Geſchlungen um den Aſt;
Und züngelt, wenn der Käfer
An ihr vorüber ſchnurrt:
Da huſch — ſie hört den Schäfer,
Iſt fort — der Pudel knurrt.

Fernab, bewaldet, blauet,
Geſtreckt wie Wellenſchlag,
Der Hügel Zug; es ſchauet
Durchs Laub der Hütte Dach;
Der Rauch ſteigt in die Höhe
Als ob mit blauem Glanz
Ein Reihtanz überwehe
Des Bergbaunyks Turbankranz.

Im Hof, am Holzesgattern
Seh ich die Eichen ſtehn,
Seh ihre Wipfel flattern,
Ein friedlich Bannerwehn'

Der Epheu ſchlingt mit Ranken
Saftgrün ſich dicht hinan.
Geſchirrlos hinter Planken
Geht weidend das Geſpann.

Im Holz des Spechtes Hacken
Der Laube tief Gezirr.
Am Aſt ein Surren, Knacken.
Dann ſachtes Laubgeſchwirr.
Es ſäuſelt auf die Planke.
Sankt Joſeph lehnt darin.
Um die gefalt'nen Hände
Den Kranz der Spinnerin.

Ich laß in's Moos mich gleiten
Und träume wie der Wald,
Und träume bis das Läuten
Das abendliche ſchallt.
Dort, da — die Orißamme
Wer hat ſie aufgerollt?
Purpur leuchtet am Stamme,
Im Laub ſmaragdnes Gold'

Ein Blitzen und ein Glühen,
Von Blatt zu Blatte ſpringt's;
Ein roſig Strahlenblühen,
Aus allen Knospen dringt's;
Mit ihm ein Schallen, Klingen,
Als ſey's der Blüthen Duft,
Wie von den Strahlenringen
Getragen durch die Luft.

Es ſind die Aveglocken,
Der fernen Stadt Gerön,
Im Weſt, wo Purpurflocken
Auf ihren Giebeln ſteh'n,
Um weißer Spitzen Ragen
Der goldne Wimpel fliegt,
Und, blau um ſie geſchlagen,
Des Himmels Mantel liegt.

Jetzt kniet zum Abendſegen
Das ganze weite Land;
Auf all' die Scheitel legen
Möge Gott die treue Hand.

Mag all die Lieder ſchließen,
Sein Hauch ob ihnen wehn,
Sein Segen ſich ergießen,
Wo noch ein gläubig Flehn'

O ſey gegrüßt, zum Scheiden,
Du Heimath, gute Nacht'
Mit deinen ſonn'gen Haiden
Mit deiner Wälder Pracht'
Wie deine Hünenſteine
Feſt in uralter Treu,
Wie Lauben deiner Haine
Verſchloſſen, rein und ſcheu' —

Mir gib zum Angedenken
Dies Laub, dem Zweig entraſft,
Am Hute will ich's ſchwenken
Auf meiner Wanderſchaft;
Mir unter's Haupt es legen,
Träum ich am fernen Strand —
Noch einmal: Gottes Segen'
Gegrüßt, gegrüßt mein Land'

## Jugenderinnerungen.

Umrausche mich noch einmal, alter Wald,
Tragt mich noch einmal, Trümmer von Basalt,
Du altes Schloß, das ich so oft erklettert:
Ein kecker Bursche war ich hier zu schaun,
Mit Stolz gebietend über Land und Gaun,
Ein Herr der Trümmer, die der Sturm zerwettert!

Mir folgten Tausende bewährten Arms,
Als Warxen wehte und Panier des Schwarms
In meiner Faust mit frischem Grün die Tanne:
So saß ich träumend hoch auf meinem Roß,
Dem alten Leun, der grimmig vor dem Schloß
Den moos'gen Schild hielt, an des Thores Banne.

Und wenn der Tag des Herrn, der sonnige Tag,
Nun wieder da mit seiner Lerchen Schlag,
Die jubelnd schwirrten aus den Aehrenfeldern,
Wenn selbst die lindenduftende Allee
Wie festlich wies, daß sie den Tag begeh',
Die Sonne lichter lag auf allen Wäldern

Dann rief die graue Waldkapelle mich,
Dann durch die Wipfel tönten feierlich
Vom Klosterthurm die freundlich hellen Glocken
In blauer Schärpe stand ich dienend da
Vor dem Altar und sprach die Symbola,
Des Priesters Hand lag segnend auf den Locken

Wo ich gedient, laßt mich noch einmal knien,
Noch einmal mich die Weihrauchwolken ziehn
Die ew'ge Lampe schüren, die ermattet:
Daß, wie des Kindes gläubiges Gebet,
Ihr Flackern licht ob meinem Haupte steht,
Daß mich des Kindes Frieden überschattet.

Es naht sich nicht! — Mit innerlichem Graun
Muß ich der Bögen düstre Wölbung schaun,
Die hohl gespenstisch nachhallt meinen Schritten.
Das sind die Stufen, wo ich einst gekniet,
Die Stelle ist es, doch der Frieden zieht
Nicht durch die Brust, wie einst, wenn sie gelitten

Verlaſſen Alles' Epheu wuchert dicht
Um den Altar und ſtrebt hinaus nach Licht,
Und rankt durch's Fenſter mit befreitem Laube,
Als ob, um feſſellos davon zu ziehn,
Sie neuverjüngte Schwingen ſich geliehn,
Schwand vom Gewölb des heil'gen Geiſtes Taube.

Hinaus, hinaus — ha unter Waldes Dach,
Hier rauſcht mir's alte Gottesandacht wach,
Durch grüner Tannen Wipfel hör' ich's wehen:
Ihr auch kommt wieder, die ihr einſt geſchaart
Um das Panier des kecken Knaben war't,
Ihr, ſtolze weithinfliegende Ideen!

Wie Weihrauch zieht um uns der Linde Duft,
Den Frieden Gottes athmet rings die Luft,
Die Eiche winkt mit dem verheißnen Laube:
In dieſem Tempel endet mir der Streit,
Und, wie aus Phönixflammengluth erneut,
Schwebt über mir die flücht'ge Geiſtestaube'

## Mondnacht.

Am Bach im Schatten blühender Kaſtanien
Auf weichem Mooſe lieg' ich, das ſich ſenkt,
Mich näh'r zu ziehn an dieſer Erde Buſen.
Der nahe Schimmer der Hollunderdolden,
Des Glühwurms Schwirren um die weißen Kelche
Hellt hier allein das Dunkel: unten liegt
So hell das Thal, als wäre Elfenſonntag.
Die alten Wurzeln ſtrecken in den Bach,
Der ſie umſpült, wie ſchwarze Rieſenfinger,
Die er mit hellen Perlchen ihnen ſchmückt:
Doch wo die ſchwarzen Blöcke von Granit
Ihm maſſenhaft den ſchmalen Weg vertreten,
Da wird er zornig, kollert, höhnt ſie leis,
Mit ihrer Ungeſtalt, die ſchwarzen Kobolditformen,
Indem er flüſtert von dem Prachtgeſtein
Im Berg, woraus er ſprudelt, wo die Zwerge
Der großen Edelſteine Spiegel glätten,
Und Sapphir und Rubinentrauben ſchlingen
Durch ihrer Liebchen flock'ge Elfenlocken.

Gott! wie ſo ſchön, ſo froh iſt dieſe Welt!
Mir aber zieht in's Herz das tiefe Weh,
In's Herz voll dunkler Liebe, wo die Bilder
Der Freude, gleich den weißbeſchwingten Segeln
Auf endlos grauen Meereswogen fern,
Fernab verſchwinden! Alles, alles dunkel! —
So ſtill, ſo ſtill! o auseinander dehnen
In dieſe Ruhe möcht' ich meine Seele,
In dieſe laue unbewegte Luft!

# Friedenssaal zu Münster.

An Freiligrath, 1850.

Zum Friedenssaal! — Es war ein sonn'ger Tag;
Die Lind' im Vorhof legte ihre Schatten
Auf die gefärbten Scheiben, und es brach
Das Licht darin sich in ein trüb Ermatten:

Als woll' es nicht die düstern Kammern sehn,
Und tiefer nicht in die Gewölbe lugen! —
Vorn sieht man Karls und Heinrichs Bilder stehn,
Die Heiligen, die Deutschlands Krone trugen;

Darob der Aar, des Reiches stolz Panier
Der deutschen Kaiser schreckende Standarte,
Die Flügel schlagend um der Stadt Zimier,
An blanker Zinne, ihrer Freiheit Warte.

Es ist ein düstrer feierlicher Ort!
Viel Bilder schauen mit vergilbten Mienen —
Hier Trautmannsdorff und Oxenstierna dort —
Als ob sie selber sich zu zürnen schienen,

Daß ſie in dieſem Raume hier die Pracht,
Die Kraft, die Herrlichkeit des Reichs begraben
Und einen Frieden ſchmachvoll hier gemacht,
Nach welſchem Sinn, mit welſcher Zunge haben.

Es iſt ein düſtrer, feierlicher Ort,
Durch den verſtorbner Tage Schatten ſchwanken,
Und durch Jahrhunderte ſo flecht er fort,
Ein letzt Aſyl geſpenſtiſcher Gedanken.

Rings ſteht von alten Panzern eine Zahl,
Mit Schien' und Tartſch', verbogen und verroſtet,
Der lang' beſtäubten Ritterſchwerter Zahl
Hat ſchon der Väter Blut nicht mehr gekoſtet.

„Nimm eins zur Hand! Schwing du des Kaiſers Schwert'
So wie der Rothbart einſt dein Spiel geſchlagen,
So biſt auch du es, Mann der Lieder, werth,
In deiner Fauſt des Kaiſers Schwert zu tragen!"

„Mir dieſe Wehr!" Das mächt'ge Waffen klirrt,
Wir laſſen keck es um die Häupter kreiſen:
„Gekreuzt die Klingen!" — Ha, der Funke ſchwirrt
Und raſſelnd biegt in Scharten ſich das Eiſen! —

Schwang ſo dein Roland einſt mit läſſ'ger Fauſt
Um Sarazenenköpfe Durindane?
Hat Rothbart ſo durchs Schlachtgewühl gebrauſ't?
Du biſt ſo ſtark nicht, wie dein grimmer Ahne!

Gewaltge Wucht! Der Arm erlahmt und ſinkt:
Da, laß den Flamberg und die Helme ſtehen;
Sieh, wo im goldnen Sonnenlicht uns winkt
Mit luſtgem Flattern unſres Banners Wehen!

Der Blüthenzweig, gewiegt in blauer Luft,
Die herzgeformten Blätter dieſer Linden!
Der Strahl iſt unſer, unſer iſt der Duft,
Die hellen Tage unſer, bis ſie ſchwinden!

Und lockt uns Kampf — das doppelſchneid'ge Wort
Gilt es wie blinkend hellen Stahl zu biegen,
Zu ſtehn wie keckbehelmte Ritter dort,
Wo als Standarten die Gedanken fliegen!

## An Daniel O'Connell.

1845.

Breit iſt das Meer, das mit den grauen Wogen
Den Reif um deines Inſellands Smaragd
Und zwiſchen mir und dir die Mark gezogen:

Doch durch die Nebelſchichten deiner Berge
Seh' ich dich deutlich, alter Kämpe, ſchreiten,
Du Rieſe noch in einer Zeit der Zwerge!

Ein Königsheld des längſtverſchollnen Schlags,
Wie ihn die Sagen deines Volkes feiern,
Stiegſt du empor und bräuſt den Saſſenaghs:

Es ſtrahlt aus deinen eiſenfeſten Zügen
Des Zorns und der Entrüſtung helles Flammen,
Als ob die Augen Kriegesfeuer trügen.

Der Harfe Irlands gabſt du neue Stränge
Und nahmſt die tiefſten Saiten aus der Seele
Des Irenvolks für deine kühne Sänge:

Und ſchlägſt ſie nun, daß Donegals Felſen zittern,
An Longfields Höh'n das Echo wiedertönet,
Und daß des Rieſendamms Baſalte ſchüttern.

Als Mantel liegt um deine Bruſt geſchlagen
Der Stolz Erin's, der dunkelgrüne Sammet,
Den ſeine Haine, ſeine Thäler tragen.

Du biſt Erin, du biſt ſein Herz, ſein Wille,
Sein Siegesgedanke in des Kampfes Wettern
Und ſein Prophet in ſeiner Tempel Stille.

Biſt gleich dem Daniel des alten Bundes,
Den zu den Löwen man geworfen hatte
Als Opfer ihres gierig droh'nden Schlundes

Sie aber ſchmiegten ſich ihm bang zu Füßen.
So um dich liegen Englands zorn'ge Löwen
Und kochen Wuth, daß ſie ſich ſchmiegen müſſen'

## Meinem Lothar.

Ich kann dir Würden nicht und Ordensketten
Noch Fürſtenglanz in deine Wiege legen;
Du wirſt nicht Herzog ſeyn von Cornwalls Städten,
Die Stadt Paris verehrt dir keine Degen:
Doch laß ich ſtolz dich auf den Arm mir heben
Und danke Gott und ſegne dann dich leis:
Sey mir gegrüßt, gegrüßt, du friſches Leben,
Du fröhlich aufgeſprungnes Blüthenreis!

Ja, einen reinen Segen kann ich ſchenken: —
Die Mannesehre ſey dein goldnes Schwert;
Mit warmem Herzſchlag werde klar im Denken,
Klar wie der Strahl durch Morgenlüfte fährt!
Und dieſe Stirn, drauf perlet meine Thräne,
Wahr' dir die helle Stirne unentweiht,
Sey keuſch und ſtolz, ſey einer jener Schwäne,
Die rein ſind auf der trüben Fluth der Zeit!

Thürm' du nicht ſelbſt dir neuer Tempel Zinnen.
Stell dich in den, der Wahrheit dir verheißt:
Darin mit Gottesfurcht und ernſtem Sinnen
Walt' deines Amts, ein prieſterlicher Geiſt!
Nicht ſäulenhoch und glänzend ſollſt du ragen,
Doch feſt wie Säulen, tritt ein Kampf dich an.
Und wenn des Lebens Wogen an dich ſchlagen,
Sey hoher Stirne immer du ein Mann!

Gebrochne Pläne wirſt du von mir erben,
Verwehte Klänge, halbe Melodien;
Erfolge, die ſchon im Erblühen ſterben,
Und, wenn ich ſie erfaſſen will, entfliehn;
Dir ſey ein glücklicheres Loos beſchieden:
Den Fluch der Halbheit, o den kenne nie!
Dein Leben ſey ein ganzer Klang voll Frieden,
Ein voller Ton der tiefſten Harmonie.

So blühe friſch und freudig, ohne Schranken!
Nicht meine Liebe impf' ich dir noch Haß;
Nur opfern ſollſt du lodernde Gedanken
Auf einem Altar ohne Unterlaß.

Dir ſey dein Blut für Deutſchland nicht zu theuer
Und für die Freiheit kämpfe fort und fort —
O ſähest du einſt ihre Oſterfeuer,
O tönte dir ihr Gruß, das freie Wort' —

# Zu Unkel.

In der Nacht vor der Huldigung in Berlin. 15. October 1

Die Winde ziehn, gespenstig steht die Nacht
Mit wehndem Odem auf dem dunklen Strome;
Das Ufer dämmen, eine Riesenwacht,
In trägen Massen seiner Berge Dome.

Rings alles todt! — Da flammt es auf den Höh
All überall, als ob die Bergkolosse
Mit Feuer-Augen in die Lande sähn
Dann fernabrollend donnernde Geschosse!

Es rollt von Fels zu Felsen über'm Rhein,
Die Welle zuckt im Schein der rothen Blitze
Die Glocken schleudern an den Schoßstein
Den hellen Ruf durch's Tosen der Geschütze.

Mir ruft es wach die stille alte Mähr —
Ein schönes Bild aus frommen Kindertagen —
Wie durch die Weihnacht Engel still und hehr
Die Luft durchziehn und Wunderblumen tragen.

Sie ſchwimmen leis mit ihrer Schwingen Pracht,
Um ihre duft'gen Gaben auszuſpenden,
Hier fällt die Myrthe leuchtend durch die Nacht,
Dort ſinkt die Lilie ſacht aus ihren Händen.

Solch eine Nacht iſt's, drin die Engel ziehn
Als Segensboten durch die Wolkenſchichte
Ich ſeh' im Blitz die lichten Schwingen glühn —
Es iſt die heil'ge Weihnacht der Geſchichte!

Und Alle ſegnend ſtreut der hehre Chor
Jetzt eine volle königliche Roſe;
Es ſtrahlt und funkelt wie ein Meteor
Aus ihrer Blätter gluthgefülltem Schooße.

Denn der Verheißung helle Flamme loht
In ihrem Kelch mit wunderbarem Prangen;
So ſchwebt ſie niederwärts, um purpurroth
Ob eurem Haupt, dem ſchlummernden, zu hangen.

In Engelhut erwuchs ſie freudig wohl,
Wo ihre Schweſtern Gottes Thron umwehten,
Wo ſie erblüht zum duftigen Symbol
Der neuen Aera, die wir ſcheu betreten.

Jetzt auf die Erde wird ſie ausgeſandt,
Die lang entgegenharrte dem Geſchenke —
Sie aber harrt der kühnen Manneshand
Die ſie erfaß' und ihren Segen lenke! —

## Der Bettler am Rhein. [1]

Ein froher Strom! Das Leben jauchzt Geſänge
Und ſchwingt ſein farbig Banner über ihn,
Das Dampfboot flaggt, der Traube Goldgehänge
Spiegelt in Silber ſein beſonntes Glühn.

Das wallt und zieht, rheinauf, rheinab die Pfade,
Auf Schiff und Kahn und über Brück' und Steg:
Nur einer blickt verlaſſen am Geſtade
Mit düſtrem Auge ſtumm auf euren Weg.

Grau iſt ſein Kleid, in dem die Winde wühlen,
Zerfetzt von Sturm und Wetter ſein Gewand,
Dran wüſte Schau'r und Schloßen niederſpülen,
O blickt auf ihn, o öffnet eure Hand!

Er flehet ſtumm, ein herzzerreißend Flehen!
Der Bettler iſt ein königlicher Greis!
Beugt ihm ein Knie — um dieſe Scheitel ſtehen
Die Zacken einer Krone noch im Kreis.

[1] In meiner Schrift: Der Dom zu Koln und ſeine Vollendung. Koln 1842

Er iſt geſalbt von prieſterlichen Händen.
Des Weihrauchs Düfte flutheten um ihn.
Und eine Welt von Völkern mußte ſenden
Tribut, zu wölben ſeinen Baldachin.

Jetzt iſt er alt — um ſeine Stirne ſanken
Jahrhunderte hinunter in die Nacht;
Jetzt iſt die Stirn ein Friedhof der Gedanken
Sein düſtres Auge ihre Grabeswacht.

Und ihr — ihr laßt den König eurer Ahnen
Um einen Obol ſtehn wie Beliſar? —
O laßt euch rühren, euch erweichen, mahnen,
Ihr, die ſein Volk, bringt eure Gabe dar!

Tribut, Tribut! ihr ſollt die Steuer zollen.
Noch iſt er Herr! Die Zackenkrone ſteht'
Die Wolken Gottes und die Blitze rollen
Den Königsmantel um die Majeſtät'

# Der Rhein.

1850.

Du heil'ger Strom, gebenedeiter Strand,
Wo iſt ein Deutſcher, der nicht frommen Dranges,
Ein andachtglüh'nder Pilger an dir ſtand?
Wo iſt ein Schwan germaniſchen Geſanges,
Deß Flügelſchlag nicht über dir gerauſcht,
Der nicht dem Säuſeln deines Schilfs gelauſcht,
Der nicht gewiegt ſich auf dem deutſchen Ganges?

Du bieteſt allen deinen Friedenskuß,
Den Landen rings, der Berge blauen Reigen;
Naht nicht mit Euren Schwertern dieſem Fluß,
Laßt Eure Fahnen tief ſich vor ihm neigen!
Auf dieſer Waſſer ſtillem Bette ruht
Des Volkes Stolz — zum Pfühl dient ihm die Fluth —
Erweckt ihn nicht, antaſtet nicht ſein Eigen!

Er ruht und träumt; der Wellen Schlummerlied
Hat eingewiegt den blondgelockten Recken;
Des Waſſerſpiegels wallend Nebeln zieht,
Des Kaiſerlichen Träumers ſeidne Decken;
Wer will ihm rauben, was er theu'r erkauft,
Was er mit blut'gen Weihungen getauft,
Wer wagts, aus ſeinem Schlummer ihn zu ſchrecken?

Der Fluß iſt ſein! Aus dieſer Schale trinkt
Der deutſchen Liebe und der Sehnſucht Taube,
Umher in duftigem Gewinde blinkt
Des deutſchen Weines feu'rdurchglühte Traube,
Und wo die hohen Kathedralen ſteh'n,
Verſteinte Siegsgeſänge der Ideen,
Da wohnt der deutſche Friedensfürſt, der Glaube.

Horch, wie den Strom das Läuten überklingt!
Hell ſingend kommt die Wallerſchaar gezogen,
Im leichten Kahn, der mit dem Schaume ringt,
Von blüh'ndem Kranz und weh'ndem Band umflogen.
Auf morſchem Erker zagend lauſcht das Reh,
Vom Ringeltanz ins Dickicht ſchlüpft die Fee —
Das iſt der deutſche Rhein, das iſt ſein Wogen!

Der deutſche Rhein! Seit aus des Epheus Blühn
Die grauen Burgen ſonnig niederſchauen:
Seit vielgethürmte große Städte kühn
Mit ihren Zinnen ſeine Wellen ſtauen;
Seit auf der Männer Stirn, ein Paraclet,
Flammenden Hauches der Gedanke ſteht,
Die ſtille Andacht auf der Stirn der Frauen:

Seit durch's Portal von dieſen Felſenhöh'n
Der neuen Aera Morgengluth gedrungen,
Und unter ihm, in heller Glorie Wehn,
Der Karol Magnus ſein Panier geſchwungen:
Seit in den Blenden, überwiegt von Grün,
Wie ſinnend grüßende Geſtalten blüh'n,
Roland, Faſtrade und die Nibelungen;

Seit, deſſen Herrlichkeit die Welt umſpannt,
Der Barbaroſſa thronte zu Gerichte,
Als Reichskleinod die Erde in der Hand:
Seit Eſchilbach, der Kaiſer im Gedichte,
Die goldnen Klänge alter Melodein,
Zur Krone ſich verflocht, iſt dieſer Rhein
Pulsaderſtrom germaniſcher Geſchichte.

Sie hüten ſtill und ernſt ihr Eigenthum,
Indeß der Dichtkunſt Arme ſie umranken.
Zu beider Füßen ruht der deutſche Ruhm,
Ein grauer Löwe mit gewalt'gen Pranken,
Der an der Milch der Schlachten aufgenährt,
Den blut'gen Flamberg hütet und das Schwert,
Das wir geſchweißt aus ehernen Gedanken.

Derſelbe, der den Libanon durchſchritt,
Vom Zorn blutgier'ger Feinde wild umſchnoben,
Der einſt Byzanz und Accon niederſtritt,
Der Roma's Aar ins Banner ſich gewoben:
Der grimmig hingeſtreckt auf ſeinem Schild,
Dalag in dem Roncaliſchen Gefild',
Der Pranken Trutz gen Mailand aufgehoben:

Vor dem Sicilien und das welſche Land
Wie vor des Aetna's Flammenguß gezittert,
Der von der Seine grünem Hügelland'
Bis zur Loire neulich noch gewittert:
Derſelbe Leu: und donnernd tönt ſein Ruf:
Weh' über euch, wenn Eurer Roſſe Huf
Das Ufer meines Rheines nur erſchüttert!

# Das Reichspanier.

Am 11. Juli 1346 traten die Kurfürsten in demselben Menſe zuſammen, wo ſie vor acht Jahren die Aufrechthaltung der Wahlfreiheit gegen den Papſt für König Ludwigs beſchworen hatten; jetzt erwählten ſie in aller Eile den Markgrafen Karl von Mähren zum König. Als dabei die Reichsfahne geſchwenkt wurde, fiel ſie in den Rhein und ging unter wie jener Fürſten Ehre und Treue.

Duller, Geſch. des deutſchen Volkes.

## I.

Es ſchaukeln und ziehen die Wellen,
Und grüßen flüſternd den Stein;
Der Mond liegt mit den hellen
Goldlichtern auf dem Rhein.

Der Wind geht lauter und friſcher
Durch des Nußbaums grünes Haus;
Im Kahn der alte Fiſcher
Wirft zürnig die Netze aus.

Du alter Narr, wie Du ſuchteſt.
Du findeſt es nimmer hier.
Das Kleinod, das Du ſucheſt,
Das alte Reichspanier!

Du angelſt in Mondesnächten
Vergebens nach dem Fund!
Glaubſt Du, daß Dir es brächten
Die Nixen aus dem Grund?'

## II.

„Zu Rens am Königsſtuhle
Da ſaßen ſie dazumal,
Verſchworen des Papſtes Schule,
Beſchworen des Kaiſers Wahl.

Und als nach wenig Jahren,
Seit ſie gethan den Spruch,
Sie neu vereint hier waren
Da war's zum Eidesbruch

Das Banner ließen ſie wallen
Dem neuen Herrn zur Ehr' —
Da verſank es mit lautem Schallen
Im Rheinſtrom wuchtig und ſchwer.

So liegt es nun begraben
Im Schooß der grünen Fluth;
Die ſinken Niren haben
Verwaſchen das alte Blut

Doch wie's nach alter Kunde
Hinab in's Waſſer ſank
So über Waſſer's Grunde,
Goldhaltig, ſchwer und blank,

An harz'gen Tannenwarten
Von Briſen friſch geherzt
Symbol daß alte Scharten
Jetzt glorreich ausgemerzt

Zeigt's, Flagge, ſich dem Meere
Einſt neu emporgetaucht,
Von Salven zu ſeiner Ehre
Umdonnert und umraucht!

# In der Schweiz.

O Gott! wie ſchön, wie ſchön iſt dieſes Land'
Du haſt das reichſte Kleinod deiner Hand
Zu deines Auges Luſt dir ausgebreitet:
Und wenn des Morgens Roth es überflammt,
Purpurn der See wie deines Mantels Sammt,
Dann iſt's als ob dein Fuß darüber ſchreitet'

Die Gletſcher glühn, die Firnen ſtehn umblinkt
Wie Zacken rings, die ſcharf und kühn gezinkt
Den Münſterbau der Freiheit überragen.
Durch meiner Seelen Tiefen webt der Schein
Sein leuchtend Roth — ich ſchau, ob ich allein
In Freud und Wehmuth an die Bruſt zu ſchlagen.

Ich bin allein! — Die zu des Tempels Hort
Sich einſt mit blanker Wehr geſchaart, ſind fort —
Wo iſt das Volk von Schwyz und Unterwalden? —

Noch an dem Riff zerklingt des Sennen Reihn,
Noch überſpringt die Gems den glatten Stein,
Noch brüllt der Stier von Uri auf den Halden.

Das Volk jedoch — Gott ſeh erbarmend drein —
Das Volk iſt ſtech und zimmert ſich den Schrein,
Die Zwietracht herrſcht im Land der Eidgenoſſen!
Es zankt und ſchreit wie eine Knabenſchaar
Und holt von Rom ſich Jeſuiten gar —
Der Rüttlimänner hoffnungsvolle Sproſſen!

Hinan — zur höchſten Höhe — ich will ſtehn
Wo niederdonnernd die Lawinen gehn;
Zu deinem Richter träum ich mich berufen.
Entwaffne dich und friedlich tritt heran.
Aus deiner Thäler letztem beiſcht der Bann
Dich hier vor dieſes Alpenthrones Stufen.

Ich ſchaue weit: links liegt Italia
Mit morſchen Tempeln trauernd liegt es da,
Rings eingefaßt von ſeiner Meere Reifen;
Zur Rechten aber, weithin ausgeſpannt,
Blau überduftet, liegt das deutſche Land,
So weit wie ſtolz die hellen Blicke ſchweifen.

Das Land des Lebens und des Todes Land!
Sie bieten beide dir die Bruderhand,
Sie kommen beide freundlich dir entgegen:
Hier Leben gebend harrt der deutsche Geist,
Ob deine Freiheit ihn willkommen heißt, —
Ob sie in's Grab sich will, wie jenes, legen?

Ob man dir wird mit Sang und Litanei'n
Mit Stol' und Fahn dein flechendes Gebein
In deiner Väter alte Gruft bestatten?
Das Denkmal thürmte die Natur dir schon,
Und drin, sein eigener Gefängnißfrohn,
Sitzt jammernd dann dein schmerzgequälter Schatten!

Einst hast du Viel und Männliches vollbracht,
Dein Flamberg funkelte durch jede Schlacht,
Dein Banner flatterte von allen Bergen:
Bei Granson und bei Nancy standest du,
Ein ehrlich Volk, und hauteſt wacker zu,
Trotz Stahl und Eisenhut auf Burgunds Schergen.

Wie dem gefall'nen Krieger soll man dir
Den Helm mit dem geschlossenen Visir,
Den rothen Schild, den scharfenvollen Degen

Und das Panier, das du in Blut getränkt,
Das du in hundert Schlachten hast geschwenkt,
Auf deiner Grube frische Schollen legen.

O schrecklich Bild! wie dir die Schläfe klopft,
Wie dir das Fieber von der Stirne tropft,
Wie deine tiefen, tiefen Wunden bluten!
O Gott, o Gott! — ermanne dich und steh,
Die Stirne drück' an deiner Alpen Schnee,
Stürz dich zum Bad in deine See'n und Fluthen.

Die liegen still — drin spiegelt feierlich
Des blauen Himmelzeltes Frieden sich;
Und jene dort, sie stehn wie Kathedralen
Sie sind gebaut zu einem Friedenshaus,
Gott spannt den ew'gen Bogen drüber aus,
Dran niederthauen seines Segens Strahlen.

O blickt hinan und fühlt, was ihr bedürft,
Was, in die durst'ge Seele eingeschlürft,
Erquickt und labt und Herz und Mark gesundet
Die Freiheit lebt, durchpulst vom freien Geist,
Nicht wo der Wahn die letzten Bande reißt
Und selber sich in toller Wuth verwundet. — —

Doch ihr — ihr wollt's — auf aus der Felsenschlucht
Wächst rings die Nacht; das Leben nimmt die Flucht
Das Dunkel legt sich still auf diese Reiche
Ich thron' auf diesem Pyramidenjoch
Wie ein egyptischer Todtenrichter noch
Das Urtheil ausspricht über eine Leiche

# Die Meeresburg.

Conradins Sinn um 1262 und 1267.

1812.

## I.

Hoch über Felsen iſt ſie aufgebaut
Am Seegeſtad, daran die Wogen ſchlagen:
So hoch — was über ihr die Wolke braut,
Scheint ſie mit grauen Zackenreih'n zu tragen.

Inmitten ſteht, den Tagobert geſetzt,
Der Thurm in dem der Schild Martells gehangen,
Ein feſt Gemäuer ſo ſtark und unverletzt,
Als ob es ſein Jahrtauſend überſprungen.

Durch ſeine Scharten ſchau ich in das Land,
Weit, weit hinaus, auf ſonn'ge Ufergründen,
Den friſchen Blumenkranz ringt um den Rand
Von dieſem ungeheuren Silberbecken.

Die ſtillen Schiffe ſeh ich, wie ſie ſacht
Segel und Maſten unter'm Winde neigen,
Wie einen Maſt, daran die Wolke flaggt,
Seh ich das Alphorn in die Lüfte ſteigen.

Und dieſe Burg: ein fabelhaftes Haus,
Als ob's ein Mönch gemalt in ſeinen Pſalter'
Mich überwölbt die Decke dieſes Saals
Mit bunten Träumen aus dem Mittelalter.

Ein Hornesſtoß' — es raſſelt unter'm Thor,
Die Sporen klirren auf den Wendelſtiegen.
Dort auf der Warte webet, hoch empor,
Und ſchlägt die Lüfte, die den Habicht wiegen.

Des jungen Conradin Banier: es ſteht
Der Sonnenſtrahl in ſeinen goldnen Falten.
Er kommt' — Er hat dem Reiher nachgeſpäht
Und auf der Hand das Federſpiel gehalten.

Jetzt auf die Zinne mit dem Arm geſtützt,
Blickt er hinab, vom blauen See geſpiegelt,
Sein traumend Haupt vom Abend angeblitzt,
Von weichen Höhn Italia's umſtügelt.

Italia's! es kommt wie Gruß geweht.
Wie laue Bergesluft der Apeninnen:
War's nicht wie süßer Harzesduft, wenn spät
Die Sonne noch den Pinienwald durchschienen?

Er fährt empor — ein Falk der Beute flieht —
Das Herz hat Flügel und die Lüfte tragen!
Da liegt's, da glüht's, Apuliens Gebiet —
Und nun ein heiß', ein königliches Jagen.

„O Karl von Anjou — Anjou hüte sich!
Von diesen Alpen soll es niederkommen
Wie jäher Bergsturz kommt es über dich,
Wie sturmgepeitschte Fluthen angeschwommen!"

„Verdammt! verdammt! noch in dies blanke Schwert
Ist keine Scharte klirrend eingehauen:
Kaum wiehernd an der Krippe steht das Pferd
Und muß am Halfter seinen Schaum zerkauen!"

Er senket glühend seine Blicke fort.
Die Alpenriesen vor ihm zu durchbrechen.
Sie aber stehen, düstre Warner, dort,
Wie Schilde bebend ihre Gletscherflächen.

Ringsum in Wetter eingehüllt, daß schwer
Um ihren Leib die Wolken niederhangen.
Blutrothe Blitze zucken daraus her,
Als sey's das Leuchten ihrer Gürtelspangen.

## II

Das war verdorrt! jetzt schüttelt euch die Hand
Ein grauer Rittersmann und spricht willkommen
Und fragt nach jeder Burg in eurem Land,
Und weiß Geschichten, wie ihr nie vernommen.

Er kennt sie All' der Weltenlowe steht
Vor seines Auges leis verhülltem Sinnen,
Er führt des sechsten Heinrich Majestät
Den Reichs-Aar pflanzen auf Palermo's Zinnen.

Die Zacken kennt er, die ihr Haus gestellt
Einst auf den Bergen hier nach allen Seiten
Er kann zu ihnen hin, wie's ihm gefällt,
Und sie zu ihm zum Morgenimbiß reiten.

Was ſie gedacht, gedichtet, jedes Blatt,
Es iſt als ihr Vermächtniß ihm geblieben:
Das Buch von Barlaam und Joſaphat
Hat ihm von Ems Herr Rudolph aufgeſchrieben.

Der alten Meiſter Selde und ihr Leid
Sie haben's ſeinem — „Liederſaal“ geſungen:
In alten Mähren iſt ihm „viel geſeit“ —
Da lebt es ſelbſt: Das Buch der Nibelungen'

Und ſo wie einſt, ſo öffnet ſich noch heut
Vor edlen Meiſtern ſeiner Thore Gitter:
Und wie ein Bild aus längſtverſchollner Zeit,
Tritt ernſt der Sänger zu dem grauen Ritter.

Es iſt kein Traum! — Neigt eure Stirne tief
Vor dieſer Stirn, die eine Welt getragen'
Was in dem Herzen ſeines Volkes ſchlief,
Was in der Bruſt des Einzelnen geſchlagen:

Der hat es gefühlt, geſungen und geſagt'
Der hat der Zeit ihr altes Recht gefodert,
Der hat das Wort, das flammende, gewagt
Das wie ein leuchtend Oſterlied'r gelodert.

Süß wie das Herz, das Conev's Knappe trug
Entſtrömten die Geſänge ſeinem Munde.
Doch auch vernichtend wie der „Sängerfluch“
Scharf wie der Schwertbieb ſeiner „ſchwäbiſchen Kunde.

Geräuſchlos und beſcheiden tritt er ein,
Demüthig faſt, den Wanderſtab zur Seiten:
Viel „ſanfte Tage“ laſſen ihren Schein,
Ein roſig Wehn, um ſeine Stirne gleiten.

So kennt ihr ihn, geht er auch ſtill einher:
Der Uhland iſt es — prunklos, ohne Flitter.
Ein hoher Gaſt — doch auch ein Wirth, wie der'
Gott ſegne beide — Laßberg heißt der Ritter.

## Am Bodenſee.

1811.

So lag in ſpiegelnder Glätte
Vor uns der endloſe See:
Die weiße Alpenkette
Stieg marmorn in die Höh.

Ein dumpfes Donnergrollen,
Gen Abend war's blutigroth:
Darüber in ſchwarzen Rollen
Die Wolken ſchwer und tod:

Wie über dem todten Meere
Der fahle Himmel graut.
Wie bleierne Atmoſphäre
Den Simum der Sahare braut.

Durch glühnde Regionen
Erſtickende Wirbel treibt.
Die Aſche der Pharaonen
Aus Mizraim's Gräbern ſtäubt.

So durch die Oede zogen
Sturmbäuche der Ewigkeit.
Die Geister des Todes flogen
Zu Ende war die Zeit.

Und durch die Wolkenschichtung
Die Sonne sank niederwärts.
Sie stand über Tod und Vernichtung
Der Schöpfung blutend Herz.

# An J.

## Auf dem Mondſee.

O wär' er Dein, der ganze dunkle See,
Auf dem ich einſam meine Barke lenke,
Und auf der Tiefe an Dein tiefes Weh,
Du räthſelhafte Dichterſeele denke!

Du biſt der Schwan für dieſe blaue Fluth'
Das Auge halb und träumeriſch geſchloſſen
Sähſt du ſie, purpurn von der Abendgluth,
Wie endeloſer Liebe Meer ergoſſen.

# In Mondsee.

1813

In meinem Alpenthale,
Wo mich umſchließt der Stein,
Wo ſich zum engen Saale
Die Felſenwände reihn,
Wo Klippen ſtarr'n und Riſſe
Die wie gewölbte Bogen
In einem Kirchenſchiffe
Hoch in die Luft gezogen:

Iſt mir's, als ſey ich ſelber
Der träumereiche Mann,
Der Kaiſer, deſſen gelber
Bart um den Tiſch ſich ſpann,
Der feſtgebannt im Felſen,
Durchträumt den Traum der Zeiten,
So lang aus heiſern Hälſen
Der Raben Schreie gleiten;

Der Kaiſer, deſſen Ritter
Rings an den Wänden ſtehn,
Und durch ihr Helmgegitter
Mit grimmen Augen ſehn;
Ob deſſen Haupt verſchlungen
Rennfahn' und Lorbeer hängen,
Und der, wie uns geſungen,
Einſt ſeine Kluft wird ſprengen.

Mir iſt, als ob die Adern
Durchroll' uraltes Blut,
Sacht wie die Felſenquadern
Durchzieht des Sommers Gluth:
Als ob ſeit vielen Jahren,
Die um mich her geſunken,
Träume mein Leben waren,
Meine Stunden ſchlummertrunken.

Ich hör' der Bergesbronnen
Leis dumpfen Niederfall,
Die, wenn der Schnee zerronnen,
Tröpfeln in meine Hall';

Mir iſt, als hört' ich die Ranken
Wenn aus dem Spalt ſie brechen,
Als hört' ich die Zwerg' ihre blanken
Gewaffen raunend beſprechen.

Doch nicht den Schlachtruf des Lebens,
Das draußen ringt und ficht,
Ich ſitz' und lauſche vergebens
Das Donnern hör' ich nicht!
Vom Schmerze trag' ich die Krone,
Die er geflochten, zu Leben,
Doch darf ich hinab vom Throne
Nicht in die Lande geben.

Wo Streit und Kampf ſich erhitzen,
Von Strahlen angeglüht,
Die mit hellen funkelnden Blitzen
Die Freiheitſonne ſprüht:
Wo ſie vor feſten Thürmen
Mit der Worten Hämmern liegen,
Wo vor ſtolzen Burgen zum Stürmen
Die hellen Fahnen fliegen.

O gelbe Lorbeerblätter,
O weißgefärbtes Haar!
O roſtig Schwert, das mein Retter
In vielen Schlachten war! —
Und die Ritter dort, meine Gedanken,
Sie ſchauen tief verdroſſen,
Zur Ruh' verdammt und in Schranken
Von Felſen eingeſchloſſen!

## Sturm und Drang.

Wir waren fröhlicher Genoſſen viel,
Der Muth der Jugend ſtürmte alle Schranken;
Durch Eure Lieder tönte Saitenſpiel —
Mich warf's verſtummt in träumende Gedanken.

Dann ſchwoll die Bruſt mir, durch die Seele drang,
Als ſey ein ſchäumend Meer darin ergoſſen,
Wie Wog' auf Woge, ſtürmend jeder Klang,
Bis brandend ſie in's Herz zuſammenſchoſſen.

Gebt mir das Mark des Lebens, gebt die Luft,
Gebt mir des Daſeyns Tiefe zu durchſchäumen —
So rief ich aus — dem Wahnſinn an die Bruſt
Möcht' ich mich werfen, mich voll Kraft zu träumen'

Wär' ich der ew'ge Jude Ahasver,
Um ſtolz durch die Jahrhunderte zu ſchreiten,
Um ohne Angſt, mir ſelbſt genug, wie der,
Mich um zu tummeln in dem Sturm der Zeiten.

Was ihrem Schooß Gewalt'ges ſich entringt,
Was Großes die Jahrhunderte gebären,
Wenn man das Grablied einem Helden ſingt,
Wenn Völker ſich um ihre Freiheit wehren:

Wenn man mit Blut die alten Feſſeln ſprengt,
Die aus den Nächten der Geſchichte ſtammen,
Und wenn ein Attila die Lande ſengt,
Daß ſie vom Atlas bis zum Meere flammen -

Er ſchaut's und taucht ſich in die Gluth und ringt,
Stürzt in der Thaten Fülle, todesmuthig,
Und lacht, wenn einſt der Sonnenball zerſpringt
Und dieſe Erde auflobt, flammenblutig.

## Das alte Stift.

Das alte Stift durchwandl' ich träumerisch,
Das Chor, das Schiff mit langen Säulenreihen,
Und den entkalkten Kreuzgang, worin frisch
Die Zugluft streicht um dunkle Schildereien.

Noch duftet Weihrauch von dem jüngsten Fest;
Oben, die Gurten mit den Flügeln streifend,
Fliegen die Schwalben, um ihr friedlich Nest
Zu eines Christus Dornenkrone schweifend.

Viel ernste Frau'n und Ritter an der Wand,
Aus Erz und Stein gegossen und gestaltet;
Ich bin der Einz'ge hier, der nicht die Hand
Zu hundertjährigen Gebeten faltet!

Und mich befällt ein Grauen, wunderbar,
Als sey ich auch wie diese da gefangen;
Als sey ich auch wie dieser Beter Schaar
Im Lauf der Jahre längst dahingegangen.

Als ſey ich todt, als ſey's nicht dieſe Zeit,
An deren Mutterbruſt ich heiß geflogen,
Zu der ich ſtand in ihrem ſchweren Streit,
Durch deren Siegesthor ich mitgezogen.

Hier, fühl' ich, ſchläft die Zeit, die mich gebar,
Bei ihren ehrnen Rittern, ihren Frauen;
Hier weht ihr Hauch um Pfeiler und Altar,
Hier iſt ihr Mal in jeden Stein gehauen.

Und ſtänd' ich ſelber hier gehau'n in Stein,
Nie des Jahrhunderts Fluch dann würd' ich fühlen,
Daß unſer Glauben, unſer Denken, Sein,
Der nächſten Zukunft Stürme ſchon zerwühlen.

So laßt mich's träumen — träumen, daß ich blos
Zu kurzer Wacht die ſchweren Wimpern hebe,
Mit dämmernden Gedanken, die ſich groß
Und ernſt aufranken um Gewölb und Strebe.

Wie dieſe Ritter ſchlummern, ſo auch ich;
Im Eiſenkleid, das Schwert an Jedes Seite,
Das ihn begleitet, ſeit es feierlich
Geſegnet ward bei ſeiner Waffenleite.

Ich ſeh das Banner, dem ich Treue ſchwor —
Dort an der Säule bebt's die ſtaub'gen Falten:
Ich hör' dieſelben Hymnen, die im Chor
Einſt um mich her durch das Gewölbe ſchallten.

•

Wie einſt erglüht, entzündet ſich das Licht
In hoher Fenſter buntem Scheibenteppich,
Und um das Haupt des Heil'genbildes flicht
Wie einſt, ſo jetzt, die Andacht dunklen Epheich.

Das »dies irae!« ruft der Creatur
Durch Herz und Mark der Biſchof mit dem Stabe;
Wer von uns Todten glaubt, wer ahnt es nur,
Daß ſo wie wir auch unſ're Zeit im Grabe? —

Sie lebt um uns, wir ruh'n in ihrem Schooß:
Befeſtet hält dies Haus in ſich verſchlungen,
Was wir verehrt als heilig und als groß,
Was wir geglaubt, erſtritten und errungen.

## Beim Hochamt.

Trompeten ſchmettern jubelnd durch den Chor,
Sie ſchmettern jubelnd ihren Sieg empor,
Donnerblitze ſchleudernd aus den Weihrauchlüften:
Dann an der Pfeiler hochgeſchnellten Bogen
Sind inn'ge ſanfte Klänge aufgezogen,
Und freudig knie'n die Betenden auf Grüften.

So ſpricht des alten Glaubens Majeſtät,
Der wie ein Dom ob hundert Völkern ſteht!
Dies ſind die Hymnen und die Donnerworte,
Die an des Abendlandes Thore ſchallten,
Die durch die Wälder der Germanen hallten,
Und ſich erſtürmt des fernſten Thule Pforte.

So ſpricht des alten Glaubens Majeſtät,
In dem Jahrtauſende zu Gott gefleht:
Dies ſind Triumphes-, dies ſind Troſtesrufe,

Die in das Herz des tiefſten Jammers drangen,
Die in des Mörders Seelennacht erklangen,
Und Hütt' umſchwebten und Pallaſtesſtufe.

Durch Schlachtgewühle haben ſie getönt,
Um Kaiſerſtirnen, wenn man ſie bekrönt —
Auf Zion rauſchten ſie um blut'ge Fahnen;
Sie füllten Rom's gethürmte Kathedralen,
Und wogten mit den grellen Farbenſtrahlen
Durch all die hohen Dome unſrer Ahnen.

Wer ſchwang ein Schwert, in einem großen Streit,
Das dieſer Glaube ſegnend nicht geweiht?
Wer ließ aus ſeiner klangerfüllten Saite
Von jenen tiefen Liedern ein's ertönen,
Die, Perlen gleich, die Stirne Deutſchlands krönen,
Dem dieſer Glaube nicht die Seele weihte? —

Und jetzt — aus ſeinem Bau fällt Stein auf Stein
Der Sturmwind zieht in ſeine Hallen ein! —
Dem alten Biſchof, der aus Stein gehauen
Am Pfeiler ſteht, hat man den Stab zerſchlagen,
Und mit dem Zorn aus ſeiner Hoheit Tagen
Blickt er herab und furcht die greiſen Brauen.

Drum ſchaut der Dom ſo düſter wie die Nacht
Hinunter auf die bunte Töneſchlacht,
Drum ſchwinden bang die jubelnden Geſänge,
Und mit dem heldenfreud'gen Siegesſchmettern
Und mit der Kraft gewalt'gem Sturmeswettern
Vermiſchen ſich der Wehmuth ſcheue Klänge!

Was blickſt du mich ſo zürnend, ſtummer Mann
Mit dem zerbrochnen Stab da oben, an?
Was weckt ihr alte Kämpfe, die beſchwichtigt,
Ihr Töne mir, und ein unendlich Wehe? —
Wer hemmt den Geiſt, daß er allmächtig wehe,
Sein Stürmen wer, daß es das Starre züchtigt?!

## Kirchenmuſik.

Und wieder, gleich dem emſ'gen Akoluth
Deß Blicke über ſeine Räume gleiten
Mit einem Ausdruck von beſorgter Hut —
Seht ihr des Doms Portale mich durchſchreiten.
Drin die Muſik in vollen Klängen rollt:
O jauchzende, o helle Melodien,
Von tiefen Donnern kräftiglich durchgrollt.
Ich ſeh' im rauſchenden Vorüberziehen,
Im vollen Wogen dieſer Tön' und Stimmen
Der Prophetie Viſionen vor mir ſchwimmen.

Was voller Frau'n aus Davids Harfe klang
Was tief erſchüttert die Sibylle ſchaute,
Was heil'ger Wahnſinn zitternd dem Geſang
Des düſtern dies irae anvertraute,
Was je Entſetzliches im Weltloos war
Ich ſeh es um mich kreiſen und erſtehen.
Ich fühl' die Fittiche von jenem Aar
Um meine feuchten Schläfe flattern, wehen

Der ſichtbar wurde über Patmos ſchwebend,
Ein dunkles Bild in ſonn'ge Lüfte webend:

Der zum Johannes einſt herniederkam,
Dem heil'ger Ehrfam von den Schwingen thaute
Auf jenes Stirne, daß es wunderſam
Durch des Apoſtels glüh'nde Seele graute. —
O furchtbar iſt, wenn plötzlich aufgerollt
Die Moſesdecke vom Myſterium ſchwindet,
Und wenn das Aug' ſelbſt in dem Flammengold
Des Abendroths die Flamme wiederfindet,
Drin Huß und Savonarola gelodert,
Und die zum Opfer einſt die Erde fodert.

Dem Menſchen gegenüber tritt der Tod
Und wirft ihn dem Gedanken in die Arme,
Und ruft ihm zu das herriſche Gebot:
Verſöhne denkend dich mit deinem Harme!
Doch wenn er nun mit ganzer Seele ſinnt,
Und trägt ihn himmelaufwärts der Gedanke,
Dann heiſcht ihn heim das dräu'nde Zornestind,
Der alte Glaube, in die enge Schranke,
Der Glaube, der Jahrhunderte gezügelt,
Und der mit Strömen Blutes ward beſiegelt! —

Er iſt der Menſchheit Zügel und ihr Fluch! —
Wer jemals treu geweſen dem Gedanken,
Wer je der Wahrheit Banner vor ſich trug —
Ihr wißt es Alle, wie ſie elend ſanken;
Der ruft euch laut aus Flammenbränden an,
Und der — bekehrt — von ſeinem Sterbebette;
Der weint verbannt, ein thränenwerther Mann,
Und jenes Schmuck iſt die Gefang'nenkette;
Sie wollten All' am Wohl der Menſchheit bauen
Was thaten ſie's — die Menſchheit ſoll nicht ſchauen!

Darum durchpocht ein krank und blutig Herz,
Ein Strom des tiefſten Weh's der Menſchheit Adern,
Daß ihr zum Gott gegeben ward der Schmerz,
Hat ſie ein Recht zu zürnen und zu hadern;
Doch ob ſie zürn', geknechtet iſt ſie doch
Des Glaubens Forderung blindlings zu verrichten,
Und ſich liebeigen in ein eiſern Joch
Zu ſchmiegen unbegriffnen düſtren Pflichten:
Oder, wer ſtolz ſich ſelber treu, wird müſſen
Noch härter leiden und noch tiefer büſſen.

Das ſchallt aus dieſem donnernden Triumph,
Mit dem die Töne das Gewölbe füllen.

Des Geiſtes Ohnmacht feiernd, der ſich ſtumpf
Muß in die Schleier der Entſagung hüllen!
Und der Beſiegten wimmernd Angſtgeſchrei,
Der Allmacht ſelbſtzufriedne Schlachtgeſänge,
Die Klagen der Geſtalt, die ewig neu
Des Geiſtes Bild, durchtönen dieſe Klänge —
Prometheus' Stirne ſeh' empor ich tauchen,
Ein Golgatha des freien Denkens rauchen!

Den Engel ſeh' ich, der mit blut'ger Hand
Des Zornes Schale über uns ergoſſen,
Der uns das Buch des Lebens hat entwandt,
Und es mit ſieben Siegeln zugeſchloſſen;
Er weist verheißend nach der ew'gen Stadt,
Die des Apoſtels Viſionen ſahen;
Wer aber iſt es, der die Schlüſſel hat?
O ſag', o ſag', wer von uns wird ihr nahen?
Sind es die Gläubigen, die Büßungskranken?
Sind es die ſich geopfert dem Gedanken?

# Fahnenwahl.

Mir iſt als hört ich ſcharren
Des Kriegerroſſes Huf,
Als raſſelte Schild und Barren
Als tönte Hörnerruf:
In meine Klauſe ſchmettert
Ein friſcher Klang herein:
Hei, wie das dröhnt und wettert,
Hei, wie's zerklingt am Stein'

Ich fahr' aus tiefem Sinnen,
Aus alten Träumerein:
Auf meines Thurmes Zinnen
Steig ich und ſchau landein:
Da iſt erwacht ein Leben —
Dort lagern ſie im Feld,
Die ſeh ich Schilde heben,
Die ſchlagen auf ihr Zelt'

Hab' ich ſo lang geſponnen,
Gebrütet und geträumt,
Die helle Pracht der Sonnen
Im Morgenglüh'n, verſäumt?
Hinunter raſch, mein Knappe,
Nun ſattle mir mein Pferd —
Den Speer, die Eiſenkappe,
Und auch mein blankes Schwert!

Leb wohl nun, meine Klauſe,
Mit Thurm und Waldkapell;
Mich ruft ein fern Gebrauſe,
Ein Rolandshorn mich hell:
Ich hatte dich gezimmert,
Gerichtet dein Gebälk;
Umher mein Gärtchen flimmert
Mit Hagebutt' und Nelk;

Drin bockt ich, gar verdroſſen
Und ſprach: „Ade du Welt!
Den wackern Kampfgenoſſen
Haſt du dir nie geſellt;

Hier will ich ein mich ſpinnen
Mir ſelbſt genug allein.
Hier will ich ſitzen und ſinnen
Auf alte Melodein.

Nach Wundern ſpäh'n, ſo bergen
In ſtiller Waldnacht ſich."—
So ſaß ich und ſah den Zwergen
Wie er das Bärtlein ſtrich,
Wie Vögel mannigfaltig
Sich wiegten im Geäſt,
Und wie der Aar gewaltig
Umflatterte ſein Neſt.

Ich ſah den Hirſchen keuchen
Von Menſch und Hund geſchreckt,
Sah ihn zum Lager ſtreichen
Wo ſich ein andrer ſtreckt:
Wie der ſich ſtellt als Beute
An des Müden ſtatt der Hirſch.
Gott ſchütz dich vor der Meute
Gott ſchütz dich, edler Hirſch!

Auch hört ich's raunen und ſchwirren,
Dunkle Stimmen im Laub:
Wie ſtählerne Bügel klirren
Bei Frau Gudrunens Raub.
Die alten Sagenkreiſe
Darin vertieft' ich mich —
Wie ſüß, o wie ſüß die Weiſe,
Die nun mein Herz beſchlich!

Ich lag in wachen Träumen
Der Zauberwelt im Schooß.
Still ſang es in den Bäumen,
Glüh flammte die Wunderroſ';
Und weiß und ſeltſamprächtig,
Grüngolden ihr Gewand,
Kam eine Frau allnächtig,
Frau Minne war ſie genannt. —

Wenn mit den Purpurflocken
Der Oſt ſich überſtreut,
Dann klangen volle Glocken
In meine Einſamkeit.

Ich wanderte zur Metten
Hinauf in die Abtei,
Da kniet' ich an heil'gen Stätten,
Meinem frommen Glauben treu.

Besah die Wappenschilder
Im Kreuzgang und am Thor
O wie viel große Bilder
Schwebten meiner Seele vor!
Karol's und Otto's Thaten,
Der Deutschen Blüthe Lenz,
Und, segnend ihre Saaten,
Gregor und Innocenz!

Im Hofe steht die Linde
Von Bienen dicht umschwärmt,
Da hat Jungfrau Siglinde
Sich um ihr Lieb gehärmt
Da hab ich Menschenalter,
Jahrhunderte durchlebt,
Das ganze Mittelalter
In meine Lage gewebt.

Gedichtet und beſungen
Was Moder iſt und Staub.
Und Kränze mir geſchlungen
Aus längſt vergilbtem Laub.
Die Kölner Kathedrale
Die wollt' ich neu erbaun.
Den Strom, der ſtürmt zu Thale,
Den wollt ich hemmen und ſtaun!

Nun fort mit dieſen Träumen.
Ich fühle des Morgens Wehn.
Der Strom wird ſtürmen und ſchäumen
Und ſiegend niedergehn.
Ich ſtürz' in ſein Wogen und Wallen
Ein neu belebend Bad!
Aus ſeiner Fluth Kryſtallen
Einen Trunk dann auf den Pfad!

Ein Ruf iſt ringe erklungen.
Als kläng er aus Ronceval,
Als hatte Roland gerungen.
Als rief des Hornes Schall

Von Feind und Roſſes Wiehern
Sey Teutſchlands Kämp' umdroht,
Von Basken und Baſchkiren
Gedrängt, in Todesnoth!

Drum, Männer Teutſchlands, reitet,
Zu Hauſe bleib kein Mann,
Um euer Höchſtes ſtreitet,
Es geht die Ehre an!
Nicht in die Pyrenäe,
Ruft euch der Hornesſtoß,
In eurer nächſten Nähe
Bricht dieſes Kämpfen los.

Zwar mein' ich, von meinen Geſchlechten
Nur könnt' es eines ſeyn:
Wer dachte der alten Geſchichten
Von Prag und Wallenſtein?'
Und doch — die Banner flattern
Des Guſtav Adolph ſchon,
Und hinter Helmesgattern
Schwört man ſich Rach' und Hohn!

Der Tilly ließ nicht warten
Und hob ſich ebern auf:
Um ſeine Feldſtandarten
Schaart ſich's in lichtem Hauf.
Sein Fähnlein auch ſchwingt ſennig
Der ritterliche Heim,
Grüß Gott, grüß Gott, — ſo kenn' ich
Den neuen Pappenheim!

Heda, geht's nun zum Schlagen,
Bei Gott, ich bin dabei!
Ich will das Koller tragen,
Und plänkeln frank und frei:
Darf doch auch der nicht fehlen,
Der tolle Halberſtadt —
Die Farbe will ich wählen,
Die dieſer Biſchof hat!

Aus ſchweifenden Gedanken
Mir ſchaaren ein leichtes Volk,
Bald dreiſt dem Feind in die Flanken
Bald flüchtig am Haidekolk

Anſchüren die Weihnachtfeuer,
Und Stroh zum Lager ſtreun,
Und horchen, wie die Geier
In dunklen Flügen ſchrein'.

Ausmeſſen mit eiſerner Elle
Sein Maß jedwedem Schelm:
„Tout pour Dieu et pour Elle.“
Als Sinnſpruch an dem Helm'
Pour Elle, für die Fraue
Wer ſoll die Schöne ſeyn,
Auf die ich alles baue,
Die Königin allein?

Kein Weib hab' ich auf Erden
Noch Herrin je genannt:
Nicht ſollt' die Minne werden
Im grünen Goldgewand.
Die fromme Gottestreue,
Und die goldne Poeſie
O Sonnen ſind die zweie
Und hier verehr ich ſie.

Doch ſtrahlt erſt ihre Helle,
Wo Freiheit weht und klärt.
Tout pour Dieu et pour Elle.
Nur die ſieh ich bewehrt'
Sie wandelt ſtolz und prächtig.
Sie lacht ſo wangenroth —
O ſie lockt, ſie winkt ſo mächtig,
Nur ſie bis in den Tod' —

# Die Philoſophen.

Die ihr das All ummeſſen und gewägt,
Und eingeſächert Gottes Schöpfungswunder
Und ausgemacht, was jeder Buſen trägt,
Was Weisheit ſey, was eitler Narrenplunder,
Die ihr noch vor dem Regen hört das Tropfen,
Und vor des Rab'nden Kommen ſehen ſein Klopfen

Sagt mir nur ein's und ich will gläubig ſeyn
Wohin des Hundes Seele einſt wird fahren?
Zeigt mir nur eins, ein krankes Käferlein
Geheilt von eurer hohen Kunſt Scholaren,
Thut mir nur eins, ein glucksend Küchlein brüten
Aus all den tauben Eiern, die ihr hüten!

## Schildzeichen.

Weßhalb auf euren Wappen muß ich ſehen
Den Löwen, Leoparden und den Aar,
Weßhalb St. Georgs Ritterſchaft ſich drehen
Auf ſeidnem Tuch vor eurer Söldner Schaar? —

Ich wüßte wohl ein beſſer Banner-Zeichen'
Was nehmt ihr Thomas den Ungläubigen nicht
Dem einſt der Herr die Wundenmale reichen
Zum Taſten mußte, daß ihm werde Licht? —

Glaubt doch auch ihr nicht, bis an Fuß und Handen
Die Zeit euch ihre Wundenmale weiſt,
Glaubt doch auch ihr nicht, daß der Herr erſtanden,
Der freie mächtige Erlöſungsgeiſt! —

# Die politischen Dichter.

## 1.

Ihr schlugt sie auseinander, die Standarten,
Die schweren Faltenwurfs, mit schwarzen Aaren,
Bestäubte Zierden unsrer Dome waren
Und träumend auf ein frisches Flattern harrten.

Der aufgezäumten Rosse Hufe scharrten,
Und schlachtendurstig tönten die Fanfaren;
Des alten heil'gen Reiches Heerbannschaaren,
Sie kamen waffenschwer und stehn — und warten.

Wer führt und lenkt? wen hebt ihr in den Bügel?
In wessen Hand gehört der Purpurzügel?
Wer will der König seyn vor diesen Rittern?

Freiheit das Wort auf seines Schildes Bügel,
Als Helmeszierde des Gedankens Flügel,
Im blauen Aug ein Himmel voll Gewittern?

II.

So muß er reiten ſeinem Heere vor,
Von eures Liedes Fittigen umflogen;
An jedes Pallaſt's wappenſchweren Bogen
Laut ſchmetternd ſenden dieſen Ruf empor

„Die Gitter auf und öffnet mir das Thor,
Dem König huldigt, der in's Land gezogen
Gewaltig wie der Schwall der Meereswogen,
Dem König huldigt, den die Zeit erkor'"

Wo iſt, der ſprengt dem neuen Tag die Pforte?
Längſt kündigten ſein Nahen eure Worte,
Den neuen Frühling eurer Lieder Schwalben.

Doch, wie wir flehn mit brünſtigen Gebeten,
Wir ſehn den König nicht, nur die Propheten,
Nur Samuele, die ihn wollen ſalben! —

## Michel Angelo's letztes Sonett.

Dahin iſt denn der Lauf von meinem Leben'
Zum Hafen Aller zieht's durch's wilde Meer,
Wie eine leicht zerſchellte Bark' einher,
Von jedem Werke Rechnung abzugeben.

Die Phantaſie mit ihren Truggeweben,
Die mir erſchien wie eine Göttin hehr,
Erkenn' ich jetzt, wie nichtig ſie und leer,
Lenkt ſie auch mächtig Aller Thun und Streben.

So eitel war, wie lockend Liebesſinnen,
Bis jetzt, wo mir ein Tod mit ſichrem Ende,
Und noch ein zweiter droht mit ew'gem Harme.

Nicht Bild noch Guß will ferner ich beginnen,
Laß ſich das Herz zu Gottes Liebe wende,
Die uns vom Kreuze öffnet ihre Arme.

## Die Prozeſſion.

Sie ziehen mit den Fahnen
Und Glocken tönen darein,
Geſchmückt mit Blumen die Pfade,
Die ſonnigen Häuſerreihn.

Durch Weihrauchwolken nieder
Der Jungfrau Bildniß blickt,
Wie lauſchend auf die Lieder,
Die Andacht aufwärts ſchickt.

Vor ihr im Strahlenkranze
Zeigt ſich ihr hehrer Sohn,
So zieht im Feſttagsglanze
Die große Prozeſſion.

Es ſchaut aus ihrem Fenſter
Eine Roſe Jericho's:
Der dunkeln Wimper Zähren
Benetzen der Jüdin Schooß.

Ungläubig Kind, so lächle
Dem Gruß des Liebsten doch!
Er schreitet voran, die Fahne
Trägt er dort stark und hoch.

Blick hin, Gazellenauge.
Wie stolz sie wogt einher;
Wie er heimlich vor dir schwenket
Die Seide, rauschend und schwer

Nein nicht, daß er gehöret
Als Christ dem neuen Bund
Noch heut, in der Weißdornlaube
Besiegelt den alten sein Mund!

# Landsknechts-Lieder.

## I.

### Rüstung.

Nun auf, mein Bube, und reich mir das Kollet,
Die Trommeln die wirbeln durch Dörfer und durch Städt'.
Der Trieb und die Bär'nhaut die haben gar ein End,
Und die Fahnen wehn wieder vor des Kaisers Regiment.

Der grimmige Turk ist in's Land gebrochen ein,
Mit Feuer und Schwert und mörd'rischem Schrein;
Ganz Ungarn und Mähren und unter der Enns
Von einem End zum andern thut's lodern und brennt's!

Für das Römische Reich und Kaisers Majestat,
Wenn jetzt unser eins nicht ein Uebriges thät,
Und war' nicht so hurtig wie der Blitz hinterdrein,
Recht schon wie lang die beiden sich noch hielten auf'm Bein'

Drum lang mir die Musquete herunter vom Pflock
Das Radschloß zu scheuer'n und den Ladestock,
Und den Rost, der zerfressen den weidlichen Spieß
Wär' nur sonsten nichts Rostigs am Reiche wie dies'

Die Tasch und das Koller und das breite Bandelier
Die säubre fürsichtig und kreide sie mir.
Ich nehm' alldieweil mein' hirschlederne Hos'
Dem Schneider zum Trutze mir selbst in den Schoos.

Und flick sie zusammen mit Fleiß und Spagat,
Wo bei Rauten und Kurzweil sie irgend nahm Schad,
Wo ein Bauernhund gehetzt sie mit Beißen zerriß
Wär' nur sonst nichts Geflicktes am Reiche wie dies'

Und ist es gut Wetter und regnet's nicht heut,
Und wenn es nicht morgen gar hagelt und schneit,
Und wenn der Gevatter die Würst fertig hält,
Dann rucken wir nunmehro mit nächstem in's Feld' —

## II.

### In Feindesland.

Da wär'n wir nun in Feindesland,
Ist alles versengt und abgebrannt;
Dort über der Donau sieht man's blitzen,
Mit weißen Thürmen und goldnen Spitzen.

Und grüne Fahnen sieht man wehn
Und Wachen an den Zinnen stehn;
Vom Minaret tönt Beckenschall,
Dazwischen dumpf Geschützes-Knall.

Das ist die Festung Belgerad
Die Prinz Eugen erobert hat;
Nun hat sie wieder der Türkenhund
Besetzt mit Volk und Feuerschlund.

Indeß wir laut daheim besungen,
Den edlen Ritter und seine Jungen,
Und wie er geschlagen seine Brück —
Nahm der Großvezir die Stadt zurück!

Wie eine Fahne, zerfetzt in altem Streit,
So flattert und webt unſre Weiſe noch heut:
Wir haben das Lied ja, was thut's, daß die Stadt,
Der gottloſe Heide, der Sultan hat?'

Jetzt wird's auch bald ans Schlagen gehn. —
O ließ ich den Spieß nicht im Gänſeſtall ſtehn
Und hätt' ich mir nicht die Sohle durchlaufen,
Wie wollt ich das Türkenvolk taufen'

## III.

### Die Schlacht.

Landsknechte, halt' herunter aus dem Bügel'
Der Oberſt nimmt vom Haupte das Barett:
Ein kurz Gebet' Kniet nieder auf dem Hügel
Er wird noch heut manch braven Mannes Bett'

Und nun wohlan' Da ſind die Janitſcharen,
Allah il Allah' Da die Spahis auch'
Die Erde dröhnt, die gelben Blitze fahren
Wie Schlangen durch den Pulverrauch

Und über mir — in dieſer Pappel Aeſten
Schlägt die Granat' ein, daß es ſplittert, kracht.
Bald wird's, recht überlegt, am allerbeſten,
Man nimmt auf ſeine Sicherheit Bedacht'

Hab' ich nicht Weib und Kind daheim zu Hauſe?
Verfluchtes Pack Ihr, nehmt Euch doch in Acht'
Piff — paff! — für led'ge junge Taufe
Muß es recht luſtig ſeyn, ſolch eine Schlacht'

Doch hat man Vater- hat man Bürgerpflichten —
Hei: wie das dröhnt! — Dort fliegt der Türkenkopf
Und dort der Turban hin — wie ſie ſich richten —
Da mitten aus einander fliegt ein Tropf'

O weh, o weh! nein, hinter dieſer Hecke
Beruhige ſich mein hitziges Geblüt:
Hier drück' ich mich in eine ſichre Ecke
Und fuhr' 'nen Tropfen Naſſes zu Gemüth

## IV.

### Rückkehr.

Vittoria, die Schlacht iſt aus,
Wir haben den Sieg errungen,
Wir loben den Herrn in ſeinem Haus
Mit hunderttauſend Zungen.

Viktoria, wie ſchlugen wir
Als Gottes kühne Streiter
Das jämmerliche Fürſtenthier,
Den Hundsfott und ſo weiter!

Vor allen hat die Reichsarmee
Sich wader und mannlich gehalten,
Kommt ab in eine Schenke je,
Soll'n ſtaunen die Jungen und Alten

Ein groß Kameel ſie erbeutet hat,
Das wandert vor ihren Schaaren;
Man flicht's in ihre Fahnen anſtatt
Des deutſchen Kaiſeraaren!

## Poeſie.

Poeſie iſt ein ſpringender Brunnen,
Der plätſchert im Blumengrund,
In einem zierlichen Parke
Aus marmorner Becken Rund.

Da hüpft er luſtig und funkelt
Im goldnen Sonnenlicht,
Das bunte Farbenſchimmern
Durch ſeine Tropfen flicht.

Viel ſchöne Frauen treten
Luſtwandelnd an den Rand,
Sie können ihr Bildniß ſpiegeln
Und kühlen die weiße Hand.

Doch keine fragt, was ſchleudert
Empor dich, kecker Strahl?
Was läßt dich rauſchen und ſprühen,
Und plätſchernd ſinken zu Thal?

Und doch iſt's ein Druck, ein gewalt'ger,
Dem du gehorchſt, wie das Herz
Sich ausſtrömt in funkelnder Dichtung,
Gedrückt von ſeinem Schmerz'

# Der Dichter König.

Ja, ein König iſt der Dichter, auf dem Gottes Salbung ruhte.
Rings umgeben Ehrfurcht heiſchend ihn des Königs Attribute.

Wenn der Weihnacht Engel ziehen, Lilien in durchſichtigen Händen,
Werfen ſie die ſchönſte nieder, um das Scepter ihm zu ſenden.

Unter blauen Himmelsbogens weitgeſpannter Kathedrale,
Heil'ger Ehrfam auf die Stirne träuft ihm aus der Thaues Schale.

Seines königlichen Mantels weite ſchwere Purpurfluthen
Färbt des eignen wunden Herzens ſtill und unbemmbares Bluten.

Liebe ſchnallt ihm um die Rüſtung und die goldnen Ritterſporen,
Doch das Recht gibt ihm das Banner, das er nie im Kampf verloren.

Und die auf dem Königsſchilde zeigen ihn den Völkern allen,
Sind der Ruhm, der Muth, der Glaube, ſeine mächtigſten Vaſallen.

Zum Smaragddach ſeines Pallaſts ſieht er Wald und Aſt ſich ranken,
Und als ſchlachtenmuth'ge Truppen ſtehen um ihn die Gedanken.

Wo die Schöpfung glänzt und leuchtet, Blumen ſproſſen aus dem Boden,
Wühlt er in dem Schatz voll Freude an den prächt'gen Reichskleinoden.

Doch die Krone? nun die Krone legt man auf den Sarg ihm nieder,
Wenn ſein Auge ſich geſchloſſen, wenn verſiegt der Born der Lieder.

Eines, eins nur fehlt dem Dichter, eins nur darf er nimmer wagen,
Und das iſt: nach Herzenswunſche coursgerechte Münzen ſchlagen!

Und dann ach, für die Kritiker, ſeines Reiches Hochverräther,
Hat er nicht ein trocknes Plätzchen wie die andern Landesväter! —

# Sibylliniſche Blätter.

von

S. T. Coleridge.

## Inſchrift für einen Quell auf der Haide.

Der Feigenbaum hier, oft von Bienen tönend –
Erzväter liebten ſolch ein Zelt! Verſchont
Mög' lang ſein alt Gezweig hier überdachen
Das Becken, klein und rund, das dieſer Felshang
Vor Blätterfall bewahrt! — Mög' lang der Quell,
So ruhevoll wie Kindeshaud im Schlummer,
Die kühle Fluth dem Wandrer aufwärts ſenden
Mit ſanftem gleichem Puls; und nie ermüde
Im ſtillen Tanz der kleine ſand'ge Kegel,
Der auf dem Grund, gleich einer Elfe Pagen,
So fröhlich und nicht größer, ewig tanzt,
Und nicht des Bornes glatte Fläche kräuſelt.
Zwielicht iſt hier und Kühle, hier iſt Moos,
Ein weicher Sitz und tiefer breiter Schatten —
Siehſt du auch weit, kein zweiter Baum iſt nahe.
Hier, Pilger, trink' und raſt', und ſo dein Herz
Unſchuldig iſt, wirſt du auch hier den Geiſt
Erquicken, lauſchend freundlich liebem Laut,
Den ſüſ'lnden Lüftchen, dem Geſumm der Bienen.

## Für das Album zu Elbingerode.

Ich ſtand auf Brockens Herrſcherhaupt und ſah
Wald hoch ob Wald und Hügel über Hügel,
Ein wogend Schauſpiel, von der blauen Ferne
Allein bekränzt. Müd ſchleppt' ich meinen Weg
Hinab durch immer dicht're Föhrenwaldung,
Wo hellgrün Moos ſich hob in Grabmals-Form,
Gefleckt vom Sonnenſchein; gehört nur ſelten,
Ward ſüßer Vogelſang zu hohlem Laut;
Und das Geſaus ununterbrochen murmelnd
Vebielt ſein feierlich Gemurmel ſtets,
Von manchem Tone manchen Waſſerfalls,
Und vom Geſchwätz der Quelle unterſchieden,
Auf deren Inſelſteinen voller Luſt
Das Zicklein ſprang, mit heller Glocke läutend.
Der alt romant'ſche Bock ſaß, fächte wedelnd
Den weißen Bart. Und weiter zog ich dann
In truber Sehnſucht; hatt' ich doch gefunden
Das äußre Form, die höchſte, ſtets empfange
Den zartern Einfluß von dem innern Leben:

Sonſt ſchöne Chiffer nur und inhaltlos
Und unbedeutend, drin das Herz nicht findet
Geſchicht und Weiſſagung von Freund und Kind,
Noch liebem Mädchen, ſeiner frühſten Liebe,
Noch Vater, noch dem hochehrwürd'gen Namen
Des heil'gen Vaterlands! O Kön'gin du,
Du auserwählte Gottheit dieſer Erde
O theures England! O wie ſchweifte weſtwärts
Mein ſehnend Aug', in feſten Wolken bildend
Die hohen weißen Klippen deines Strandes!

Voll war das Herz von ihm und ſtolz darob.
In Thränen ſchwamm mein Aug', daß alle Ausſicht
Vom Brockenfurſt auf Hain und wald'ge Hügel
Mir fern entſchwand, gleich einem Traum im Fliehn,
Schwach und verdunkelt! Fremdling, dieſe Regung,
O ſchilt ſie nicht, noch will auch ich entweihn
Mit haſt'gem Urtheil und unbill'gem Zweifel
Den höh'ren Sinn des Manns, der fühlen mag,
Daß Gott iſt überall, Gott, der gebildet,
Der Menſchheit große, einige Familie,
Er, unſer Vater! unſer Heim, die Welt!

## Hymne im Chamouny-Thal vor Sonnen-Aufgang.

Bist Zaubrer Du, hältst Du den Morgenstern
Auf steilem Pfad? Denn lang scheint er zu zögern
Ob Deinem kahlehrwürd'gen Haupt, Fürst Blanc!
Die Arve und der Arveiron[1] Dir zu Füßen
Brausen ohn' End: Du, hochehrwürd'ge Form,
Steigst auf aus Deiner Fichten stillem Meer,
Wie tief verstummt! Rings um Dich, hoch ob Dir,
Tief ist die Luft und schwarz und massig, finster
Wie Ebenholz. Mich dünkt, Du dringst durch sie
Gleich einem Keil: doch schau' ich nochmals hin —
Dein heitres Haus ist's, Dein krystallner Schrein
Und Deine Wohnung seit der Ewigkeit.
O grauer, stummer Berg! Ich sah auf Dich,
Bis Du, noch immer nah' des Leibes Sinnen,

[1] Außer den Flüssen Arve und Arveiron, die ihre Quellen am Fuße des Montblanc haben, stürzen sich noch fünf beträchtliche Ströme an seinen Seiten nieder. Dicht an seinen Gletschern wächst die Gentiana major in ungeheurer Anzahl, mit ihren „Blüthen vom lieblichsten Blau"

Dem Geiſt entſchwand'ſt, ich im Gebet verzückt
Anbetete den Unſichtbar'n allein.

Doch gleich der Melodie, die ſüß uns täuſcht,
So ſüß, wir wiſſen's nicht, daß wir ihr lauſchen,
Miſchteſt Du Dich indeſſen meinem Denken,
Ja meinem Leben, ſeiner tiefſten Freude,
Bis weit die Seel' entflohn, hinüberſtrömend,
In's mächtige Geſicht verloren — dort
Wie in ihr eigner Form gen Himmel ſchwoll.

Erwache Geiſt! nur leidendes Gebet
Geziemt Dir nicht, nicht dieſe vollen Thränen,
Nicht ſtummer Dank, geheim Entzücken nur!
Auf, ſüßer Liedes-Klang! Auf, Herz, erwache!
Tönt in den Sang, Eisriſſe, grüne Thäler!

Du Fürſt und erſter Souverain des Thals,
Der mit dem Dunkel kämpft die ganze Nacht —
Du, jede Nacht beſucht von Sternenſchaaren,
Wenn auf ſie klimmen oder niedergehn,
Des Morgenſterns Genoſſe in der Frühe,
Du ſelbſt der Erde roſ'ger Stern, Mitherold
Der Dämm'rung, auf, erwach' und ſinge Lob.

Wer ſchlug Dir tief die dunklen Pfeiler ein,
Wer füllt' das Antlitz Dir mit roſ'gem Licht,
Schuf Dich zum Vater unverſiegter Ströme?

Und ihr fünf wilden Ströme, furchtbar froh,
Wer rief euch aus der Nacht, aus fernſtem Tod,
Rief euch aus finſtern eiſ'gen Höhlen vor,
Herab von ſchwarzen zack'gen Felſenjähen,
Stets neu geſchmettert, doch dieſelben ſtets?
Wer gab euch euer unverwundbar Leben
Und eure Kraft und Eil', die Wuth, die Freude,
Den Donner, der nie ſtumm, den ew'gen Schaum?
Und wer befahl es (und die Stille kam,):
Hier ſtehe feſt die Wog' und finde Raſt?

Eisfälle, die ihr von des Berges Scheitel
Herab im Rieſenbang euch mächtig ſenkt,
Veraſtröme ſcheint's, die mächt'gen Ruf vernehmend
Urplötzlich ſtarrten in dem tollſten Sprung,
Regloſe Ströme, ſtumme Katarakte,
Wer ſchuf euch glorreich, wie des Himmels Pforten,
Im ſcharfen Vollmond? O wer hieß die Sonne
Mit Regenbogen euch umzieh'n, wer blau
Sich Blumenkränze euch zu Füßen breiten? —

Gott! ruf' der Strom, als ob Nationen riefen,
Zur Antwort. Gott! hall' es vom Eisfeld wieder'
Gott! ſingt, ihr Wieſenſtröm' mit freud'ger Stimme,
Ihr Fichtenhain' mit ſanftem Geiſterſauſen.
Auch ihr nicht ſtimmlos dort, ihr Schlaglawinen,
Auch ihr im droh'nden Falle donnert: Gott!

Ihr Blumen, friſch am Saum des ew'gen Froſt's,
Ihr Gemſen, die um Adlerneſter ſpielen,
Ihr Adler auch, des Bergſturms Spielgenoſſen,
Und Blitze ihr, der Wolken Schreckenspfeile,
Ihr Wunder, Zeichen aller Elemente,
Verkündet Gott und füllt die Höh'n mit Preis!

Du Berggreis auch, mit Gipfeln himmelſpaltend,
Von deren Fuß der Schneeſturz unvernommen
Oft abwärts ſchimmernd durch die Heitre ſchießt,
Tief in's Gewölk, das deine Bruſt umhüllt,
Auch du noch einmal, ſtaunenswerther Berg,
Der (wie das andachtvoll geſenkte Haupt
Von deinem Fuß ich wieder aufwärts hebe,
Müd wandernd und genetzten Augs,)
Hoch feierlich vor mir, gleich dunſt'ger Wolke
Zu ſteigen ſcheint, — o ſteig, für ewig ſteig.

Steig gleich der Weihrauchwolke von der Erde,
Du König-Geiſt, hochthronend unter Hügeln,
Du Grau'n-Geſandter von der Erd' zum Himmel,
Großhierarch, erzähl' dem ſtillen Himmel,
Erzähl' den Sternen, ſag's der Aufgangsſonne:
Die Erde preist mit tauſend Stimmen Gott! —

## Beim Scheiden aus der Zurückgezogenheit.

Sermoni propriora
Horat

Klein war das Hüttchen, unſre höchſte Roſe
Lugt' in das Zimmerfenſter; man vernahm
Vom ſtillen Morgen bis zur Abendſtunde
Des Meeres ſchwach Gemurmel; draußen blühte
In offner Luft die Myrthe; das Portal
Umrankt' Jasmin; die kleine Landſchaft rings
War grün, gehölzreich und das Aug' erquickend;
Ein Räumchen war's, daß Ihr mit Recht es nanntet
„Das Thal der Einſamkeit." Einſt ſah ich dort,
Durch Ruhe feiernd ſeinen Sabbathtag,
Des Handels reichen Sohn vorüberſtapfen,
Briſtowa's Bürger, und mich däucht', es ſtillte
Ihm ſeinen Durſt nach eitlem Gold und ließ
Ihn Weiſ'res ſinnen; denn er ſtand und ſah
Mit ſüßer Trau'r und blickte rings umher,
Nach unſrer Hütte mit dem Auge ſchweifend.

Und ſeufzte dann: ein ſelig Plätzchen wär's! —
Und ſelig war's. Wir lauſchten lange oft
Geduld'gen Ohr's der Himmelslerche Ton,
(Die oft unſichtbar, oft am Schein des Strahls
Auf ihrer ſonn'gen Schwinge zu entdecken;)
Dann ſprach ich flüſternd: ſo, mein ſüßes Lieb,
So iſt das ungezwungne Lied des Glücks,
Und der Geſang nicht irdiſch, von der Seele
Allein vernommen, wenn ſie lauſchen will,
Wenn ihm das Herz zuhorcht.

Doch als zuerſt
Aus nied'rem Thal, ſteilauf den ſtein'gen Berg
Mit müdevoller Fährlichkeit ich klomm, —
Welch herrlich Schauſpiel! Hier der düſtre Berg,
Der nackte, düſtre, dünn gefleckt mit Schafen;
Die ſonn'ge Haid', von Wolken halb beſchattet:
Der Fluß, von wald'gen Felſen überbaut,
Dann hell ſich windend um die nackten Ufer:
Landſitz und Au'n, Abteien und Gehölz,
Hüttchen und Weiler, ferner Städte Thürme,
Dort der Kanal, dort Inſeln, weiße Segel,
Dann ſchwarze Küſten und umwölkte Höhen,
Und das unendlich uferloſe Meer —

Allgegenwart erſchien's! Gott, däuchte mir,
Schuf dort ſich ſeinen Tempel; vorgeſtellt
Schien in dem Rieſenumkreis mir die Welt!
Das übermannte Herz hat mir kein Wunſch
In der beglückten Stunde da entweiht —
Es war ja ſchon ein Wonnerauſch — zu ſeyn!

Ach ſtilles Thal, du Hütte, hehrer Berg,
Ich mußt' euch meiden! war es recht, daß während
Unzähl'ge meiner Brüder blutend kämpften,
Ich die verlieb'nen Stunden dort verträumte,
Daß ich das feige Herz auf Roſenlagern
Mit Zartgefühlen mir verweichlichte?
Süß iſt die Thräne, die ein Howard weint
Auf den, den er vom Boden hebt. Wer mir
Mit hartem Antlitz wohlthut, thut es halb,
Denn ſeine Hulf' erſtarrt mich und er iſt
Wohlthäter wohl, doch nicht mein Bruder Menſch'
Doch eben dieſe, dieſe kalte Wohlthat
Mußt du erheben, preiſen meine Seele,
So oft des faulen Mitleids Zunft, die ſich
Viſionen webt, du nur erwägſt, die über
Das Elend ſeufzt und den Elenden flieht.
In einer ſüßen Einſamkeit zu nähren

Ihr träges Lieben, nicht'ges Mitgefühl.
Drum geh' ich, Haupt und Herz und Hand geeint,
Thätig und feſt in den unblut'gen Kampf
Für Freiheit, Wiſſenſchaft und Chriſtusglauben.

Doch oft, wenn matt nach ehrenvollen Mühen,
Die Seele ruht und wachend liebt zu träumen,
Seh' ich im Geiſt dich, theure Hütte, wieder,
Die Roſe, die durch's Fenſter lugt, Jasmin
Und Myrthen, die die milde Seeluft ſchont; —
Und liebe Wünſche ſeufz' ich — ſüße Hütte!
O hätte keiner eine größ're — Jeder
Gleich meiner eine! und wohl könnt' es ſeyn; —
Doch iſt noch nicht die Zeit. Beeile ſie,
O Vater du! — dein Reich, o laß es kommen!

# An Georg Coleridge.

(Mit einigen Gedichten.)

Notus in fratres animi paterni.
Horat. Carm. I. 2.

Wohl glücklich iſt, wer ſeine Jugendzeit
Und erſte Manneskraft im Drang der Welt
Und ihrem Wirrwarr durchgelebt, dann endlich
Von Sorgen wohl bewegt, doch nicht bedrängt,
Dahin zurückflieht, wo ſein Vater lebte,
Vielleicht auch wanken ſieht ſein kleines Völklein,
Die Knie umarmend, jenen Schooß erklimmend,
Auf welchem ſeine Jugend kniend einſt
Gebete lallte. So, mein frühſter Freund,
Dein Loos, deß deine Brüder auch ſich freu'n,
Fernab des Lebens ſteilen Heerweg klommt
Ihr heiter und erheiternd, doch nun eint

Euch Bruderlieb' in einem Centrum: heilig
Seyn Eure Tage, segenreich und segnend!
Mir hat die ew'ge Weisheit angewiesen
Ein ander Schicksal, andre Sinnesart,
Sie hat vom Ort, wo ich an's Licht geboren,
Mich früh verpflanzt, eh' fest mein Herz gewurzelt
In heimischer Lieb', und seitdem jag' ich denn
Nach Zufalls Freundschaft. Kurze Zeit bewahrten
Mich ein'ge vor dem Unheilssturm des Lebens:
Doch, zögerten die Wolken, kräuselte
Ein jäher Windstoß das Gezweig, dann streuten,
Dem Baume gleich mit stengelschwachen Blättern,
Sie auf mein Haupt das volle Schau'r; und andre,
Kalich und schönlaubig wie der Manchinil,
Verlockten mich zum Schlaf in ihrem Schatten
Mitten im Sturm; dann, hauchend seine Dünste,
Vermischten sie ihr Gift des Himmels Regen,
Daß ich vergiftet aufstand; doch Ihm Dank,
Der Alles gibt, Mehr noch verliehen mir
Ein dauernd Obdach: an des Freundes Seite,
Unter der Eiche undurchdrungnem Schirm
Baut' ich ein niedres Hüttchen, lernte kennen
Den Namen Gatte, Vater; lauscht' auch oftmals
Der gottgesandten Stimme nächtgem Flüstern

Die in der Kindheit wie in reifren Jahren
Von vorbeſtimmten Kränzen zu mir ſprach,
Licht, unverbleicht an Farben.

Doch zu Zeiten
Trauert mein Herz, daß ich durch's Leben ſchweifte
Zumeiſt ein Fremdling und verwaisten Herzens
In meiner Heimath — und vor allen, wenn
Ich dein gedenke, du mein frühſter Freund,
Der meiner Kindheit, Jugend Hüter war,
Mit Vateraugen meinen Pfaden folgte,
Und Unheil kündend, doch ſtets Gutes hoffend,
Schalt meine Fehler — über all mein Weh,
Sich härmend ſann. Er, der allein ſie zählt,
Einſam verlaßner Herzen bange Schläge —
Das Weſen weiß, wie ich dich ſtets geliebt,
Geliebt als Bruder, dich als Sohn geehrt'
O ſtets auf's neu entzückt es mich, von dir
Und von den Deinen reden! Mag der Sturm
Des ſcharfen Winters, der um's Strohdach heult,
Des ſchmucken Herd's, der trauten Bowle Werth
Erhöhn; ſey's, daß wie jetzt am ſchönen Abend
Wir im Verſteck des lieben Obſtbaumgartens
Auf dem geſtürzten Baume ſitzen, der

Ob uns ein Laubdach formt mit alten Zweigen,
Und, von dem Weht des fliehenden Mai's gereget,
Schief lose Blüthen auf uns niederweht.

Auch du wohl rufst oft gern zurück die Stunden,
Als mit der Hoffnung Lust du horchtest auf
Mein wildes Erstlingslied. Seitdem erklang
In tiefrem Ton mein Lied, wie er geziemt
Schwermüth'ger Weisheit, die der Thorheit folgt.
Wie er, gestimmt nach dieser wirren Zeit,
Ringt mit des Sturmes Schwell'n.

Die bunten Weisen.

Die ich gereicht in wechselvoller Stimmung,
Nimm sie, mein Bruder! und (denn manche wohl
Berührt mißtönig deine milde Seele,)
Wenn einem Irrthum, wenn unzeit'ger Wahrheit
Dein Ohr begegnet, denk, daß reifres Alter
Es zähmen wird und sieh es liebend nach! —

## Ein grabloses Epitaphium.

Wahr ist's, der Bilderstürmer Satyranus
(So nennt ihn, denn so Lob und Tadel mischend
Und bangen Blick mit Lächeln, nannten seinen
Waldwilden Sinn und seinen Feuereifer
Die ältsten Freunde, seinen Namen hehlend:)
Wahr ist's, erglüht für alte Wahrheit und
Voll Andachtsinbrunst für der Vorzeit Helden,
Haßt er zum Uebermaß und tief erregt,
Mit unruhvoller höhnender Verachtung,
Die hohlen Puppen einer hohlen Zeit,
Die stets abgöttisch, stets die Götzen wechselt,
Die ihren Witz umsonst und Kraft und Zeit
(Zu reichlich nur) verschwendet in dem Krieg
Erhitzten Wortgezänks. Zwar hielt ihn Siechthum
Seit Jahren voll mühsel'ger Tag' umlagert,
Bis an die Thore und des Lebens Pforten:
Doch sicher ist's zugleich, daß stark und fest
Mit angeborner Heitre er behauptet
Die Festung unbesiegt, daß freudig stark

Der nonnenreichen Muſ' er ſtets gefolgt.
Denn kein verſteckter Pfad, der zu den Schatten
Geprieſner Haine des Parnaſſus führt,
Blieb unentdeckt von ihm. Kein Bach war dort,
Entſprungen aus dem Quell der Hippocrene,
Dem er nicht nachgeſpürt bis zu dem Strudel
Durch leichte Waldung, Schluchten, dunkle Thäler,
Wo jede frohe wilde Uferblume
Er nicht gekannt, manch Heilkraut nicht gepflückt.
Oft einſam in verlaßne Grotten dringend,
Den dunklen Sitz vorzeitiger Weisheitslehre,
Hieß er im Fackelſchein die Sterngewölbe
Aufblitzen, wie ſie einſt geblitzt im Glanz
Der buntgen Lamp' in heiliger Weiſen Hand.
O du, zur beſſre Zeit, für edlere Herzen
Geſchaffen, fleißiger Dichter, Wahrheitszeuge,
Du Philoſoph, der, Gold und Tod verachtend,
Doch gerne lernt, ein Kind voll Lieb' und Leben,
Dies Zeugniß deines Werthes zeichnet lieber
Dein Freund hier ein, als auf ein Monument —
Viel ſinnend, auf der Wange ſtille Zähren.

## Dieſe Lindenlaube mein Kerker.

Während einer Nachtwache.

So ſind ſie fort und laſſen mich zurück
Im Kerker dieſer Lindenlaub', und müſſen
Muß manchen Anblick ich und manch Geſicht,
Das der Erinnrung ſüß, auch dann wenn Alter
Das Aug' uns hat getrübt: indeſſen ſie,
Die Freunde, die ich nimmer wiederſehe,
Auf praller Haid' und hoher Hügel Vorſprung
Dort fröhlich hinziehn, auch hinab ſich winden
Zum Thal, das ſtets erbraust, von dem ich ſprach,
Das ſtets erbraust, bewaldet, eng und tief,
Nur von der Mittagsſonne Licht geſteckt,
Wo ſchlank den Stamm von Fels zu Fels die Eiche
Wie eine Brücke wölbt: die kahle Eſche,
Die lichtlos, feucht, mit dürft'gen gelben Blättern
Im Wind nie zittert, und doch immer zittert
Vom Waſſerfall gefächelt. Dort beſchaun
Sie dunkelgrüne Streifen Schlangenkrauts,

Das all zumal, (ein wunderbarer Anblick!)
Stets nickt und trieft unter'm Getrief des Randes
Von blauem Thonstein.

Sieh, dort tauchen neu
Sie unter'm weiten Himmel auf, sehn wieder
Die kirchthurmreiche Landschaft, groß und herrlich
Durch hügelichte Flur, Wies' und die See
Mit manchem Kahn vielleicht, das lichte Segel
Ziehn auf dem glatten Streifen klarer Bläue
Inmitten zweier purpurschatt'ger Inseln,
Und hell aufleuchten; ja, sie wandren weiter,
Sie alle fröhlich — du, glaub ich, zumeist,
Mein sanfter Karl, denn du hast dich gesehnt,
Gehungert nach Natur seit manchem Jahr,
Der großen Stadt Gefangner, brachst du Bahn
Dir, traurig doch geduldig, durch den Schmerz
Und seltsam Mißgeschick! — O sinke langsam
Hinter des Westens Höhn, glorreiche Sonne,
Glänzt in dem schiefen Strahl der flieh'nden Scheibe,
Purpurne Haideblüthen; glühet, Wolken,
Lebt auf im gelben Licht, ihr fernen Haine,
Flamm' auf, du blauer Ocean! daß mein Freund
Entzückt von Freude steh, wie ich einst stand,

Stumm, trunknen Sinnes, ja blickend rings in's Land,
In's weite Land, bis alles minder scheint
Todt als verkörpert und von solchen Farben,
Die den allmächtigen Geist verhüllen, wenn doch
Er Geistern sichtbar ist.

Ein Entzücken
Kommt plötzlich über mich und ich bin froh
Als wär' ich selbst dort' hier in dieser Laube
Der kleinen Lindenlaube, sah ich nicht
Viel, das mich nöthete? Bleich unter'm Lichtschein,
Durchsichtig hing das Laub und ich beschaute
Ein breit und sonnig Blatt, worauf der Schatten
Des Blattes selbst und seines Stammes oben
Den Lichtschein steckte. Und der Wallnußbaum
War reich gefärbt und tiefes Strahlenroth
Lag auf dem alten Epheu, der den Trog
Der Ulmen kahn umstrickt und dunkelmassig
Die düstren Aest' in lichterer Färbung zeigte
Im späten Zwielicht, ob die Fledermaus
Gleich stumm jetzt kreist und keine Schwalbe zwitschert
Singt doch am Boden einsam noch die Biene
Im Bohnenfeld. Von nun an weiß ich das
Den Weisen, Reinen nie Natur verläßt

Kein Raum ſo enge — iſt Natur nur dort,
Kein Feld ſo leer — daß es nicht Nahrung gäbe
Jeglicher Geiſteskraft und wach das Herz
Für Lieb' und Schönheit hielt'; oft auch iſt's gut,
Verheißnen Glücks einmal beraubt zu ſeyn,
Daß wir die Seel' erheben und betrachten
Mit regem Frohſinn uns verwehrte Freuden.
Mein ſanfter Karl, als nun die letzte Krähe
Durch dunkle Luft den graden Flug beſchrieb,
Da grüßt' ich ſie und dacht', ihr ſchwarzer Fittich,
(Ein dunkler Fleck nun, nun in Licht verſchwindend,)
Durchfuhr der mächt'gen Scheibe breite Glorie,
Indeß du zufahſt: oder, als ringe Stille,
Flog ſie dir knirrend über's Haupt, mein Karl,
Und hatte einen Reiz für dich, dem ja
Kein Klang ein Mißton, der von Leben ſpricht

# Die Nachtigall.

Im Betrachten

Nicht eine Wolke ſäumt den Weſten, noch
Ein Reſt des Tags, kein dünner langer Streifen
Von trübem Licht, verſchimmernd leis in Schatten.
Kommt, ruhn wir auf der moos'gen alten Brücke,
Ihr ſeht den Schimmer von dem Strome drunten,
Doch tönt kein Murmeln: ſchweigend fluthet er
Im ſanften grünen Bette. Alles ſtill —
Die Nacht voll Duft! Ob ſich die Sterne trüben —
Gedenken wir der milden Frühlingsſchauer,
Der grünen Erde Wohlthat, finden wir
Nur Freude, daß die Sterne ſo ſich trüben.
Und horch! die Nachtigall beginnt ihr Lied,
Der muſikal'ſche melancholiſche Vogel!
Ein melancholiſcher Vogel? thöricht Wort.
In der Natur iſt melancholiſch nichts.
Nur ein Nachtwandler deſſen Herz durchbohrt
Von der Erinnrung einer ſchweren Schuld,
Von trägem Mißmuth und verſchmähter Liebe,

(Der alles drum, der Arme, füllt mit ſich,
Dem jeder Laut nur nachhallt die Geſchichte
Der eignen Schwermuth,) der und Seinesgleichen
Nannt' es zuerſt ein melancholiſch Lied.
Und mancher Dichter tönt den Einfall nach,
Der beſſer, als an ſeiner Reime Bau
Zu zimmern, wohl die Glieder ausgeſtreckt
An einem Bach im moos'gen Waldesthal
Bei Sonn- und Mondenlicht, und unter'm Einfluß
Der Formen, Töne, regen Elemente,
Die Seele ganz hingebend und vergeſſend
Sein Lied und ſeinen Ruhm: ſo würd' unſterblich
Sein Ruhm auch wie das Leben der Natur:
Ein hohes Gut! es machte dann ſein Lied
Die Reize der Natur erhöht, ihn ſelbſt
Geliebt wie die Natur! Nicht ſo geſchieht's.
Poet'ſche Jünglinge und Mädchen, die
Des Frühlings tiefres Zwielicht gern verlieren
Im Ballſaal und im heißen Stadttheater,
Die ſeufzen ſtets, voll ſanfter Sympathie
Von Philomelens Mitleidſeh'nden Liedern.

Ganz andere Lehre lernten wir, mein Freund
Und meine Schweſter du, wir mögen nicht entweihn

Die ſüßen Stimmen der Natur, voll Liebe
Und Freude ſtets' die luſtige Nachtigall iſt e.
Die häuft und drängt und überſtürzt im raſchen
Und dichten Wirbel ihre ſüßen Töne,
Wie fürchtend, daß die eine Maiennacht
Zu kurz, ihr Liebeslied ganz auszuſtrömen,
Zu kurz, die volle Seele zu entladen
All ihren Wunſch.

Ich weiß einen Wald,
Der reckt ſich dehnt um eine mächt'ge Burg,
Die nicht die Herrſchaft mehr bewohnt; ſo ſteht
Er von dem wilden Unterholz durchwachſen,
Die ſchmalen Pfade aufgebrochen, Gras,
Dünn Gras und Hahnenfuß in Weges Mitten.
Doch nirgend ſonſt weiß ich an einem Ort
So viele Nachtigallen, von fern und nah
Im Holz und Dickicht über'm weiten Wald
Antworten ſie und fordern ſich zum Lied —
Scharmützelnd in hochſirrungigen Paſſagen,
Melodiſchem Murmeln, raſchem Ihiu, Ihiu, Ihiu
Und leiſem Flöten, ſüßer tönt's denn alles —
Regend die Luft mit ſolcher Harmonie,
Daß man geſchlommen Augs vergeſſen konnte

Es ſey nicht Tag! Auf monderhellten Büſchen
Mit thaugen Blättchen, die nur halb erſchloſſen,
Könnt ihr vielleicht ſie auf den Zweigen ſchauen,
Die hellen hellen Aeuglein, hell und voll,
Lichtglitzernd, unterdeß manch Glühwurm unten
Die Liebesfackel hebt.

Ein liebes Mädchen,
Die in der Näh' ein gaſtlich Haus bewohnt,
Nah bei der Schloßburg und am ſpätſten Abend
(Gleich einer from.. Verlobten und geweiht
Selbſt etwas Beſſrem, als Natur im Hain,)
Schwebt durch die Pfade, ſie kennt alle Töne.
Die liebe Maid' Oft in Momentesraum,
Indeß den Mond Gewölk barg, hörte ſie
Das Schweigen einer Pauſe, bis der Mond
Auftauchend plötzlich weckte Erd' und Himmel
Mit einem Schlag, und all die wachen Vögel
Ausbrachen wie in einen Chorgeſang,
Als ob ein ſchnell und plötzlich Lüftchen rührte
Einhundert luftger Harfen. Sie belauſchte
Wohl manche Nachtigall ſich ſchwindlicht wiegend
Auf blühendem Zweig, der in dem Winde bebte

Wie ſie zum Schaukeln wilde Töne ſang,
Gleich trunkner Luſt, die wirren Hauptes ſchwindelt.

Leb wohl, du Wirbler, bis auf Morgen Abend,
Und Freund' auch Ihr, lebt wohl, für kurz lebt wohl!
Wir zögerten hier lange und vergnügt;
Und nun zum trauten Herd'. Nochmal der Ton?
Gern hielt er mich zurück' Mein theures Knäbchen,
Nicht fähig noch artikulirten Ton's,
Das äffiſch lallend jedes Ding verdirbt,
Wie würd' es hier an's Ohr ſein Händchen legen,
Und, mit dem kleinen Fingerchen empor,
Uns lauſchen heißen' Und mich dünkt es gut,
Mach ich zum Spielgenoß ihn der Natur. Er kennt
Gar wohl den Abendſtern. Einſt, als er auffuhr
Höchſt mißgeſtimmt, (ein inn'res Weh erregte
Das ſeltne Ding ihm, einen Kindertraum,)
Eilt' ich mit ihm zu unſrem Obſtbaumplatz,
Und er erblickt den Mond und, plötzlich ſtille,
Hielt er ſein Schluchzen ein, und lacht ganz heimlich
Sein ſchönes Aug', feucht von verhalt'nen Thränen,
Erglänzte hell im gelben Mondſchein' Nun? —
So ſchwatzt ein Vater' — Aber wenn der Himmel

Mir Leben gibt, ſoll ſeine Kindheit wachſen
Vertraut mit dieſem Lied, daß mit der Nacht
Stets er verbinde Luſt. Nochmals lebt wohl,
Du ſüße Nachtigall! lebt, Freunde, wohl!

## An William Wordsworth.*

Du Freund des Weisen — Lehrer du des Guten!
In's Herz geschlossen hab ich mir das Lied
Mehr als historischen — prophet'schen Sinn's,
Drin (großes Thema, recht von dir zuerst
Behandelt) von der Grundlag' und dem Bau
Des Menschengeistes du zu sagen wagtest,
Was sagbar ist, enthüllbar dem Verstande
Des Menschen, und was in Gemüthestiefen
Durch Lebensanhauch, heimlich wie die Seele,
Im Lenzesgrün lebendig wird — Gedanken
Zu tief für's Wort.

Ein Stoff, so schwer wie hoch
Von unfreiwill'gem Lächeln so wie Fürchten,
(Zwilling' und Erstgeborne der Vernunft)
Von Fluthen, unterthänig äußrer Kraft,
Von Strömen, durch sich selbst bestimmt, vielleicht

* Geschrieben in der Nacht nach dessen Vortrag eines Gedichts über die Entwicklung eines individuellen Gemüths.

Durch eine innre Macht; von Schau'rmomenten,
In deinem innren Leben bald, bald draußen,
Wenn von dir Kraft ausging, das eigne Licht
Der Geiſt dann rückempfing, als ſey's gegeben:
Von ſchönen Bildern, weichern Jugendſtunden,
Hyblejchem Summen dicht'riſcher Gedanken,
Werkfördernd im Genuß, in Thal und Schlucht,
Daheim, im Ausland, auf dem Meer, auf Bergen,
Auf ſtillem Heerweg, wenn der Sterne Schaar
Sich hebt, an unbekannten Bergesſtrömen,
Den Führern und Gefährten deines Wegs.

Von mehr als Phantaſie — geſell'gem Sinn,
Der weithin reicht, vom Menſchen, lieb als Menſchen: —
Wie Frankreich einſt in allen Städten bebte
Gleich einer ruh'gen Barke unter'm Krachen
Von jähem Himmelsblitz, wenn kein Gewölk
Zu ſehn iſt, noch ein Schatten auf dem Meere:
Denn du warſt dort, die eigne Stirn bekränzt
Unter dem Schüttern eines Reichs in Gluth
Und unter'm Jubel eines mächt'gen Volks,
Als aus der Menſchheit allgemeinem Herzen
Die Hoffnung ſprang als vollgeborne Göttin!
Von jener theuren Hoffnung dann, mißhandelt,

Und heimgeſchickt, und ruhig nun und ſicher
Vor'm grauſen Wachtthurm unbedingten Selbſt's.
Mit unverlöſchtem Licht im Blick, zu ſchaun
Fernhin — ſie ſelbſt wie Glorie zu ſchaun,
Der Engel der Viſion! Zum Schluß des Lieds
Von Pflicht, gewählten Regeln gegen Willkühr,
Handlung und Luſt! — Ein orphiſch Lied fürwahr,
Ein göttlich Lied, voll feuriger Gedanken
Zur eigenen Muſik

O großer Barde!
Noch eh der letzte Ton die Luft durchſchauert,
Sah ich mit feſtem Auge dich im Chor
Der nimmer Alternden. Die wahrhaft Großen
Sind eines Alters alle, Einfluß ſpendend
Von einem Lichtpunkt aus. In Kraft und That
Dauern ſie ſtets, und Zeit iſt nicht bei ihnen,
Nur daß ſie ſchafft für ſie — ſie in ihr ſchaffen.
Nicht wen'ger heilig, als der Vorzeit Rollen,
Gehört dein Werk, um ſtufenweis zu wachſen
Wie ſie an Ruhm, in das Archiv der Menſchheit.
Denn es verlautbart ſo das Lied der Wahrheit,
Der tiefſten Wahrheit ſüß verſchlungen Lied,
Nicht angelernt, urſprünglich, eigne Töne.

Ach, als ich lauſchte, ganz das Herz verloren.
Da ſchlugen neu die Pulſe meines Weſens:
Doch ſo wie dem Ertrunknen Leben kehrt
Weckt junge Lebensluſt die Schaar der Schmerzen.
Der Liebe Schmerz, der aufwacht wie ein Kind,
Unruhig, mit dem jähen Schrei des Herzens:
Hartnäck'ge Trau'r, die ſtiebt der Hoffnung Auge
Hoffnung, die kaum von Furcht ſich unterſcheidet,
Gefühl, daß Jugend fort, das Alter fruchtlos.
Umſonſt Genie und Wiſſen iſt gegeben,
Und alles, was ich pflückt' auf wildem Waldweg,
Was Arbeit mühvoll aufgeführt, und alles,
Was mir dein Umgang aufſchloß — ach nur Blumen
Die über meine Leiche ausgeſtreut,
Im ſelben Sarge, für daſſelbe Grab!

Nicht weiter dieſen Weg! ſchlecht ziemt es mir
Der zum Begrüßen kam im Heroldkleid,
Von Glorie ſingend und der Zukunft Ruhm,
Zurückzugehn ſo heilverlaßne Pfade,
Das Gift der Selbſtqual pflückend. Schlecht geziemt
Ein ſolch Geflecht den Kränzen des Triumphs,
Geſtreut vor deinem Nahn.

Verkümmere
Auch du nicht das Gedächtniß jener Stunde,
Wo du verkehrt mit meinem beſſern Seyn,
Durch ſchon zu lang gefühlten Gram und Mitleid.
Noch künde Schlimmres dir mein Wort als Roth.
Der Aufruhr wuchs und ſchwieg: denn nah iſt Frieden
Wo Weisheit ein ihr lauſchend Herz gefunden
Durch das Gebeul der winterlichen Stürme
Hört der Halcyon ſchon die Lenzesſtunden
Auf ihren Schwingen nahn.

Abend auf Abend.
In trauter Muß', wenn das Gefühl der Heimath
Am ſüßeſten — Momente, froh begrüßt
Schon an ſich ſelbſt, noch theurer durch dein Lied
In Stille lauſchend, wie ein frommes Kind,
Lag leidend meine Seele, durch dein Lied
Bald aufgeregt gleich Wogen unter Sternen,
Durchblitzt von Sternen, die ich ſelbſt entzünde
Wie Funken aus dem Meerſchaum ſprühn, hinab
In Finſterniß: bald eine ruhige See,
Gedehnt, voll Glanz, doch ſchwellend auf zum Mond

Und als, mein Freund, mein Tröſter du und Führer
Stark ſelbſt und mächtig, Stärke zu verleihn,

Dein langgehalt'nes Lied zuletzt ſich ſchloß
Und deine tiefe Stimme ſchwieg — doch wareſt
Du ſelbſt vor meinem Blick noch, um uns beide
Die ſel'ge Viſion geliebter Züge —
Saß ich kaum mir bewußt und doch des Endes
Bewußt, mein Weſen ein Gedanken nur,
(War es Gedanke? Streben? war's Entſchluß?)
Wie aufgezehrt, doch an dem Tone hangend,
Und als ich aufſtand, fand ich betend mich

## An einen Freund

der der Dichtkunſt entſagen wollte.

Mein theurer Karl! als du ein Kind noch, glaub ich,
Warf dich der Genius in die Zauberquelle
Caſtalia, wo (deines Glaubens Bürgen,)
Mitleid und Einfalt dir zur Seite ſtanden,
Um zu verheißen, daß den niedren Sorgen
Und ird'ſchen Eitelkeiten du entſagteſt,
Feſt, eingewurzelt in der Muſe Dienſt,
Gereinigt und geweiht der Poeſie.
Ja — du wardſt eingetaucht, doch läß'ger Hand
Gehalten, wie einſt Thetis Heldenſohn,
Und mit den feigen ungetauften Ferſen
Entfliehſt du jetzt des heil'gen Dienſtes Pflicht:
So ſauer ſcheint und mühvoll das Geſchäft,
Zu flechten ew'ge Kränze! Doch hab Acht,
Du biſt verwundbar, wildgeaugter Knabe,
Und Pfeile hab' ich, myſtiſch eingetaucht,
Um deine Flucht zu hemmen. Starb dein Burns?

Soll unbeweint er gehn, zu Grabe ſinken
„Ohn' einer tiefmelodſchen Thräne Preis?"
Dein Burns und der Natur erkießter Barde,
Der zu dem „Adel" ſeines Heimathlandes
„So ehrbar aufſah, Hilf' und Schutz zu finden?" *
Geiſt des Mäcen! Birg dein erröthend Antlitz,
Sie riſſen ihn von Sichel weg und Pflug,
Bierfäſſer zu verzoll'n!

O Schmach! Kehr um!
Auf grauem Fels, am Hang Aonſchen Berges,
Vereinſamt ſteht ein melancholſcher Baum,
Deß altes Haupt im mitternächt'gen Sturm
Tönt Feiermuſik: pflück' ſeinen ſchwärzſten Zweig,
Eh' noch den gift'gen Nachtthau er verhaucht,
Und weinend ſchling ihn um des Dichters Grab.
Dann an den Wurzeln, wo Befleckung wuchert,
Lies geilen Schierling und Nachtſchattenblumen,
Die dunklen oder ſeine rothe Frucht,
Verhalt'nen Odems, mit umwund'nen Händen,
Flecht' in ein fein Gewind ſie, zu umſchlingen
Dem Schottſchen Adel die erlauchte Stirne! —

* Burns

## Froſt und Mitternacht.

Der Froſt übt ſein geheimes Werk, kein Wind
Iſt hülfreich ihm zur Hand. Der Schrei der Eule
Kommt laut, und horch' auf's neu' laut wie zuvor
Die ruhenden Bewohner meiner Hütte,
Sie ließen mich der Einſamkeit, die günſtig
Abſtruſerm Sinnen: nur daß mir zur Seite
Mein Kindlein ſchläft in Frieden eingewiegt.
Still iſt's fürwahr, ſo ſtille, daß es ſtört
Und die Betrachtung hemmt mit äußerſtem
Seltſamem Schweigen. See und Berg und Wald
Des Dorfes Völkchen, See und Berg und Wald
Mit all dem Leben, das ich weiter ſpinne,
Iſt ſtumm gleich Träumen; hier das blaue Flämmchen
Auf tiefgebranntem Feuer zittert nicht,
Nur dieſes Flöckchen, flatternd auf dem Roſt,
Bebt ſtets noch fort, das einz'ge rege Ding —
Mich deucht's bei ſolchem Stummſeyn der Natur
Bewegt von Sympathie mit mir, der lebt.

Es macht ſich zur geſelligen Geſtalt,
Und der lebend'ge Geiſt in uns, der nimmer
Ein Lebloſes zu ſchauen liebt, verleiht
Die eigne Luſt ihm und den eignen Willen.
Wie oft mit gläub'ger Seele, ahnungsreich
Sah in der Schul' ich auf den Roſt, des Fremdlings
Des lodernden zu achten! Und ſo träumte
Ich auch mit ungeſchloſſnen Wimpern oft
Von meinem Heimathort, dem alten Kirchthurm,
Drin als des Armen einzige Muſik
Den ſchwülen Kirmstag lang die Glocken klangen,
So lieblich, daß ſie ſtörend mich bewegten,
Mit wilder Wonne fallend in mein Ohr,
Wie Klänge, die beſtimmt Zukünft'ges künden.
So ſtarrt' ich bis das Holde, was ich träumte,
Mich lullt' in Schlaf, der Schlaf fortſpann den Traum.
So brütet' ich den ganzen Morgen; drauf,
Geſchreckt durch des Präceptors ſtreng Geſicht,
Sah ich zum Scheine auf mein ſchwimmend Buch.
Nur wenn die Thür' halb aufging und ich haſchte
Ein ſchnelles Schimmern, ſchlug das Herz mir raſcher,
Denn ſtets hofft' ich des Fremden Aug' zu ſeh'n,
Den Mann der Stadt, die Tant' und liebre Schweſter,
Mit der ich gleich gekleidet einſt geſpielt.

Du theures Kind, das mir zur Seite ſchläft,
Deß leiſer Odem, laut in dieſer Stille,
Die eingeſtreuten ſtummen Lücken füllt
Und augenblicklichen Gedankenpauſen,
Reizender Knabe! es durchdringt mein Herz
Mit inn'ger Freude, ſo auf dich zu ſchau'n,
Zu denken, wie einſt Anderes du lernſt,
An andren Orten! denn ich ward erzogen
In einer Stadt, in dunklen Kloſtermauern,
Und ſah nichts Liebliches, als Stern und Himmel.
Doch du mein Kind ſollſt gleich den Lüftchen wandern
An See'n und ſand'gen Ufern, unter Klippen
Uralter Hochgebirg' und unter Wolken
Mit ihren Maſſen bildend See'n und Ufer
Und Bergesriff: ſo wirſt du ſehn und hören
Liebliche, geiſtige Töne und Geſtalten
Von jener ew'gen Sprache, die dein Gott
Seit Ewigkeiten ſchon uns Alle lehrt,
Er ſelbſt in Allem, alle Ding' in ihm.
Der große allgemeine Lehrer bildet
Den Geiſt dir, lehrt durch Gaben neu ihn fragen
Und jede Zeit des Jahres wird dir lieb,
Ob Sommer nun die Erde rings mit Grün
Umkleidet, ob der Finke ſitzt und ſingt

Zwiſchen gehäuftem Schnee auf nacktem Aſt
Des mooſ'gen Apfelbaums, indeß das Dach
Dampft in der Sonn', ob Abendtropfen fallen,
Vernehmbar nur im Wind der leis ſich regt,
Oder im ſtill geheimen Werk der Froſt
Sie aufhängt nun in ſtummen Eiſeszapfen,
Die friedlich, hell im Mondenlichte ſchimmern.

## Beim Anblick einer Blüthe am 1. Februar 1796.

Süß Blümchen, das, vom rothen Stamm herlugend,
Du ſchon erblühſt, (denn ſeltſam hat der Monat,
Der düſtre Graurock, harſch und zähneklappernd,
Geborgt die Stimme Zephyr's und geblickt
Auf dich mit blauem Liebesaug,) ach Blümchen,
Nur Schmeichelei des falſchen Jahres iſt's!
Vielleicht, entwiſcht der fernen Höhl' am Pole,
Zieht ſchon der tückiſche Nordoſt heran!
Dem Tod geweihte Blüthe' ſoll ich dich
Der zu, zu ſchnell erwachſnen Maid vergleichen,
Die Zehrung wegrafft in führeifen Reizen,
Briſtowa's Barden dich, dem Wunderknaben,*
Der Amaranthe, die kaum irdiſch ſchien,
Bis Mißgeſchick und überfallend Unrecht
Sie niederſchlug — ſoll ich mit zorn'gem Kummer
Des armen Polens Hoffnung dich vergleichen,
Glanzvolle Hoffnungsblum', erwürgt im Knospen!

Leb' wohl, ſüß Blümchen! Beſſeres Geſchick
Mög' meiner Ahnung ſpotten. Trübes Gleichniß
Moral'ſchem Lied einwebend, ſtahl ein Stündlein
Ich zagem Selbſt, des Lebens hartem Meiſter.
Des ſonn'gen Tages warmer Liebesblick
Durchzittert die Geſtalt mir, ſtimmt harmoniſch
Mein klares Tonſpiel, daß mein trübſtes Sinnen
Sich miſcht mit Wohlgefühl, wie rauhe Weiſen
Leis auf ſanftton'gem Inſtrument geſpielt.

# Die Aeolus-Harfe.

Geſchrieben zu Clevedon in Somerſetſhire

Du meine ſinn'ge Sara! So die Wange
Gelehnt auf meinen Arm, wie iſt es ſüß,
Bei unſrer Hütt' hier ſitzen, überwachſen
Von weißem Jasmin und breitlaub'ger Myrthe,
(Sinnbilder ſie der Unſchuld und der Liebe) —
Die Wolken ſchaun, jüngſt noch ſo reich an Licht,
Nun rings verdämmernd — ſehn den Abendſtern
Heiter und ſtrahlend (gliche Weisheit ihm!)
Dort gegenüber. O wie ſüß der Duft
Von jenem Bohnenfeld! Die Welt wie ſtill!
Der leiſe Murmelton der fernen See
Spricht uns von Schweigen.

Und die ſchlichte Laube
Am Weg dort in des Raſtens Umſchluß, horch!
Wie ſie vom Windeshauch wird ſanft gekost
Gleich ſitt'ger Maid, die halb dem Liebſten nachgibt

Ihr Vorwurf iſt ſo ſüß, er kann nur locken
Das Unrecht zu erneun. Doch horch, die Saiten
Im kühnern Schwung, die langgezognen Töne
In wonn'gen Wirbeln ſteigend nun, dann ſinkend.
Solch ein ſanft fluthend zauberhafter Klang
Wie Zwielichts-Elfen ſauſen, die am Abend
Vom Feenland auf Frühlingslüftchen reiſen,
Wo Melodien um honigfeuchte Blumen,
Fußlos und wild gleich Paradieſesvögeln,
Raſtlos auf nimmermüden Flügeln ſchweben.
O dieſes Leben in und außer uns,
Das ein's nur iſt und, jeglicher Bewegung
Entgegentretend, ihre Seele wird,*
Ein Licht im Ton, tongleiche Kraft im Licht,
Rhytmus in allem Denken, ringsum Wonne —
Mir däucht unmöglich wär's, in einer Welt
So reich erfüllt, nicht lieben alle Dinge;
Der Luftbauch wirbelt — und die ſtumme Luft
Wird zu Muſik, die in den Saiten ſchlief'

* Nach Kant das Leben des Subjekts, auf deſſen eingeborne Formen der Sinnlichkeit, des Verſtandes und der Vernunft die objektive Welt gänzlich zurückgeführt wird, ſo daß die Mannigfaltigkeiten des Raumes und der Zeit, die Kategorien des Verſtandes (Urſache, Subſtanz, Kraft u. ſ. w.) ja ſogar die Vernunft Ideen (Ich, Welt, Gott) nur in uns und ohne objektive Bedeutung ſind

Und ſo Geliebte, wie am Mittelhang
Des Hügels dort um Mittag ich mich ſtrecke,
Und durch die halberſchloſſnen Wimpern ſehe
Im Meer der Strahlen Tanz, Demanten gleich,
Und ruhig ſinne über ſtille Ruhe,
Kreuzt manch' Gedanke frei und ungerufen
Und manche Phantaſie, die müßig flattert,
Mein läßiges gleichgültiges Gehirn,
So wild und wechſelnd, wie die irren Lüftchen,
Die ſchwellend zieh'n durch ihre will'ge Laute.

Und wie wenn rings, was lebt in der Natur
Organ'ſche Harf' iſt — nur beſpannt verſchieden —
Aufzitternd zu Gedanken, wenn voll Kraft,
Plaſtiſch, Ein Hauch des Intellekt's ſie regt,
Der Jedes Seele und der Gott von Allen?'

Doch milden Vorwurf blickt dein ernſtes Auge,
Geliebtes Weib! nicht anders als verwerfen
Kannſt du ſo trüb unheilige Gedanken,
Und willſt, daß demuthsvoll mit Gott ich wandle
O ſanfte Tochter aus des Chriſt's Familie,
Wohl ſprichſt du wahr und heilig iſt dein Schelten
Solcher Gebild' unneugebornen Geiſtes.

Blaſen, die ſchimmernd ſteigen und zerplatzen
Auf eitler Weisheit nimmermüdem Quell.
Denn nimmer ohne Schuld ſprech ich von Dem,
Der unbegreiflich iſt, wenn nicht voll Ehrfurcht
Ich ihn erheb' in tiefgefühltem Glauben,
Das rettende Erbarmen, das mich heilte,
Den ſünd'gen und verlaſſ'nen Menſchen, der
Verwildert war — das zum Beſitz mir gab
Fried', Hütt' und dich, herzlich geliebtes Weib'

## Lewti,

### oder cirkaſſiſche Liebestrank.

Nachts ſchweift' am Strom ich ohne Friede.
Damit der Liebſten Bild mich miede;
O weiche von mir, Lewti's Bild,
Denn nie iſt Lewti freundlich, mild.

Der Mond ſtand hoch; des Mondſchein's Kuß,
Und der ſich ſpiegelnde Stern,
Glänzten auf Tamaha's Fluß,
Doch heller der Felſen fern,
Der Fels, den halb dem Blick entzog
Die Eibe, die ihre Zweige bog —
So glänzet Lewti's Stirn, ſo war
Ihr Schimmern durch das dunkle Haar —
O weiche von mir, Lewti's Bild,
Denn nie iſt Lewti freundlich, mild'

Ich ſah eine Wolke bleich
Zu dem Monde weiter ziehn;
Sie wurde heller, heller gleich,
An fluthenden Farben ſo reich,
Bis ſie nah dem Monde ſchien:
Da wurde die Wolke ſchnell
Von glühendem Lichte hell'
Mit ſo viel Hoffnung ſuch' ich lange
Mit ſo viel Freude ſind' ich Lewti
So durſtig ſaugt die bleiche Wange
Was ihre Schönheit ihr von Gluth lieh.
Nein laß mich, du verführend Bild,
Wird Lewti nimmer freundlich, mild'

Die kleine Wolke fluthet fort,
Sie zieht und flieht: warum ſo bald?
Ach, hat ſie Macht, zu raſten dort?
Sie muß vorbei am Monde, fort!
Die Farben werden grau und kalt.
Wie ſcheint voll Trauer ſie entwichen
Und zu erbleichen mehr und mehr
Im Zug zu öden Himmelsſtrichen —
Schon iſt ſie weißer denn vorher:
So weiß färbt ſich die Wange mir.

Wenn endlich, Lenki, ich erblichen
Im Tod aus Liebe bin zu dir'
Nein, laß mich, du verführend Bild —
Und doch, du sahst nicht hart, unmild'

Dann zeigt ein Nebelstreif sich oben,
So dünn und weiß und zart gewoben
Sah ich eine Wolke noch nie'
Vielleicht haben Winde gehoben,
Die unten und oben tummeln sich,
Das Sarghemd einer Schönen, die
An tödtlicher Liebe erblich,
Denn Mädchen wie Jünglinge sterben,
Wenn sie umsonst um Liebe werben —
Nein, laß mich, du verführend Bild,
Denn nie wird Lenki freundlich, mild.

Ha, achtlos glitscht der Fuß vom Pfad
Das zerbröckelnde Ufer nieder:
Es rauscht der Fluß um das Gestad,
Als hallt' er ferne Donner wieder.
Die Uferschwäne haben's gehört
Sind aus dem Flußbett aufgestört,
O schöne Vögel — eure Brust

Muß ſich nach Himmelsklängen regen.
O ſchöne Vögel — welche Luſt,
In ſehn im Mondſchein eu'r Bewegen'
O ſchlieft am Tag ihr ſtets, allein
In ſtillen Nächten wach zu ſeyn'

Ich weiß den Ort, wo Lewti liegt,
Wo ſchweigend Schlaf ihr Aug' beſiegt,
In duft'ger Laube von Jasmin.
Es ſingt darin die Nachtigall:
O dürft' ich deine Pfade ziehn,
Herold der ſüßen Nacht' durch all'
Die Zweig' und Blüthen, ohne Schall,
Der ſie erweckt — ich ſäh', o Luſt!
Das Heben ihrer weißen Bruſt,
Wie jene beiden Schwäne eben
Sich auf der Wogen Schwellen heben.

O ſäh' ſie mich in ihrem Traum,
Bleich, wie aus Schmerz erblichen,
Und abgezehrt, doch ſchön, daß kaum
Wir Himmelsgeiſter glichen'

Wär mir's nicht recht, daß ich erblich,
Wenn ich ſie ſeufzen ſäh' für mich?
O heile mich, du ſüßes Bild!
Vielleicht iſt morgen Lewti mild! —

## Das Gemälde oder des Liebenden Entschluß.

Durch Unkraut, Dorn, verschlungnes Unterholz
Brech' ich mir Bahn, bald auf, bald niedersteigend
Ob moos'gen nackten Felsen, wo der Fuß
Die rothe Heidelbeer' zertritt; oft rauscht
Gescheucht, unsichtbar durch des Waldes Laub
Die Schlange rasch. Stets mühsam dring ich vor.
Wohin? Nicht weiß, noch frag' ich's. Neue Freude,
Lieblich wie Licht, plötzlich wie Sommerwind
Und fröhlich wie des Lenzes Erstgeborne
Folgt meinen Schritten, oder winkt mich weiter,
Gespielin, Führerin. Verbannt ist Liebe!
Frei fühl' ich mich! Mit bräunlich rother Rinde
Strebt aus der wirren Wildniß des Gestrüpps
Die Föhr' empor, die selt'ne schlanke Eiche,
Und bildet über mir ein Laubgewölbe,
Das schwermuthsvoll wie ferne Wasser murmelt.

Hier fände Weisheit, hier die Reue Zuflucht,
Verehrt' auch seelenkrank der Liebende,

Des nimmerruh'nden Menschenherzens müde,
Den unbewußten Lebensgeist im Baum,
In wilder Blum'. O des mondsücht'gen Freunds! —
Kann er nicht ganz aufhören, so zu seyn,
Möcht' er doch lieber nicht seyn, was er ist,
Möcht' etwas werden, ihm noch unbekannt,
In Wind und Wasser oder Felsgestein.

Doch armer Thor! fort — nicht den Ort entweiht!
Nicht Myrthenpfade sind, nicht Haine hier,
Wo Amor weilt. Wenn er unmuthig sich
Hierher verirrt, zerstößt er sich am Stumpf
Den zarten Fuß, der Brombeerstrauch, der Dorn
Zaußt sein Gefieder, o umstrickt ihn, Nymphen,
Wie einen leicht gefang'nen wunden Vogel,
Ihr keuschen Oreaden und Dryaden,
Und ihr, Erdwinde, die ihr Tropfen Thaues
Am Morgen zittern macht im Netz der Spinnen,
Ihr schwingenlosen Lüfte, die ihr schlüpft
Durch starres Haidkraut und den kurzen Ginster,
In derem kargen Schatten Sommermittags
Das Mutterschaaf ein hohles Bett gedrückt,
Ihr, die nun kühlt sein Vließ mit Nebelhauch,
Nun murmelnd flattert um sein weidend Lamm.

Scheucht, scheucht ihn, all ihr Fee'n und Elfengnomen,
Mit schärfern Stacheln als sein Pfeil, verhöhnt
Die kleine Gottheit ihm, zwingt ihn zu kriechen
Durch Dorngebüsch auf jenes Igels Rücken.

Triumph! Mein ist die Stund'! Ich kann nun spielen
Mit eig'nen Phantasien den lust'gen Narr'n,
Nun frei mir weg die schlimm're Thorheit lachen.
Hier sitz' ich nieder bei der alten, hohlen,
Flechtgrauen Eich', umstrickt von Epheuranken
Rings wie von Netzwerk, strecke meine Glieder
Nah diesem Bach, in diesem stillen Schatten,
Wie eine unsichtbare Welt, geborgen
Vor jedes Menschen Nahen; unbemerkt
Und einzig lauschend auf den kies'gen Bach,
Der todte Töne, doch wie Glöckchen murmelt,
Auf Bienen, die im Nachbarstamm sich Schätze
Von Honig bau'n. Dies Lüftchen, das mir naht,
War nie der Liebe Spießgesell, nie hob es
Die zarten Locken von des Mädchens Stirn,
Den blauen feinen Adern ihrer Wange —
Hat nie, den Losen spielend, halb enthüllt
Des Mädchens schnee'ge Brust und Augengift
Dem liebesiechen Jüngling dort bereitet.

Der keinen Cypressbain seitdem mehr schaut
Im Schein der Sonne zittern, daß sein Herz
Nicht schnell zerfloß, gleich einem Ding, das schmilzt.

Süß Lüftchen, du erhebst, vermuth ich recht,
Die Federn nur an des Rothkehlchens Brust,
Das, voll von Sang die kleine Brust geschwellt,
Hoch über mir singt in der Berges-Esche;
Auch deine Bucht du stiller Strom, wenn auch
Klar wie der See am späten Sommerabend,
Hat nie der stolzen Jungfrau Kleid gespiegelt,
Die göttliche Gestalt, das sinn'ge Auge,
Das Antlitz — Ha! — sieh, ihre offne Hand
Drückt ihre Wang und Stirn; es ruht ihr Arm
Auf nacktem Ast des Baum's, der halb entwurzelt
Sich zu dem Spiegel neigt. Er, dessen Auge sie
Gemieden sonst, verstohlen nur geblickt,
(Denn Furcht ist treuer Lieb' grausame Amme,)
Verehrt jetzt festen Blick's und nicht beleid'gend
Das Götterbild der Flut, Hoffnungen träumend,
Die süß dem Herzen, doch so flüchtig, eitel,
Wie die Phantomen-Welt, auf die er blickte.
Doch unbeachtet nicht — denn sieh, o sieh,
Der scherzenden Tyrannin Linke pflückt

Dicht hinter ihr die Häupter hoher Blumen,
Lychnis und Weidenkraut und Fingerhut
Und ſtreut, als ob ſie Kurzweil damit triebe,
Sie in die Fluth. Und ſchnell iſt aller Zauber
Gebrochen, die Phantomen-Welt, ſo ſchön,
Iſt hingeſchwunden, tauſend Ringe kreiſen
Und jeder ſtört den andern. Armer Jüngling,
Der du kaum aufzublicken wagſt, bleib immer,
Der Strom wird ſchnell die Blätt' erneuen, ſchnell
Wird das Gebilde kehren. Sieh, er bleibt,
Schnell zeigen ſich die dunklen Theile wieder
Der holden Formen, einen ſich, die Fluth
Wird nochmals Spiegel; ſiehe, dort am Rand
Die wilden Blumen, jede umgekehrt,
Und dort, entwurzelt halb, den Baum; doch wo,
O wo der Jungfrau ſchneeiger Arm, gelehnt
An ſeinen Aſt? Er fräbt — ſie iſt entflohn'
Sie ſchleicht gewund'ne Waldespfade heim,
Die er vergebens ſucht. Geplagter Jüngling'
Geh' Tag für Tag, vergeude deine Jugend
Im tollen Liebeswahn, am öden Fluß,
Bis ſtarker Sinn dein Aug' bekehrt, und du
Ihr Schattenbild dort ſtets verweilen ſiehſt.
Des Spiegels Rand

Einſam wilder Strom,
Nicht dir gilt dies Geſchichtlein! Schwarz und düſter
Biſt du. Der Föhren Dickicht thürmt ſich auf
An deinen Ufern dort, dein Bett entlang,
Und macht dich trüb gleich einer Grotte Quell.
Wenn nicht Eisvögel ſcheu am ſteilen Ufer
Ihr Neſt ſich bau'n — was weißt du ſonſt von Liebe'

Dies ſey mein Lieblings-Aufenthalt! erlöst
Vom Traum der Leidenſchaft, frei und allein
Erheb' ich mich, dem krummen Lauf zu folgen
In tief'rem Schatten, ach, und öd'rer Nacht'
Sieh, durch den Baldachin der Föhre ſtiehlt
Sich Sonnenſchein und ſteckt den moos'gen Fels
Des Stromes Eiland, wo getheilt die Wäſſer
Mit zorn'gem Ton geſpalten niederſchießen,
Doch bald verſöhnt. Sieh, wie ſie ſich begegnen
Verloren und ſich findend ein's im andren:
Unſtät wie Geiſter zittert zwiſchen ihnen
Mild eine Waſſerjonn', ihr Herz und Auge,
Mit einer Nachbarſchaft von ſtock'gen Wolken,
Den trüben Spuren ſchnell vergeſſner Thränen,
Von Schimmer überhaucht. So iſt die Stunde
Der tiefſten Luſt nach kurzem Liebesgrollen

Doch horch! es rauſcht ein naher Waſſerfall.
Ich tret' hinaus an's Licht, ich finde mich
An einer Thränenbirke Fuß, dem ſchönſten
Der Bäum' im Wald, der Herrin des Gehölzes.
Nah' an dem Rand des hochbewachſnen Felſens,
Der überdräut den Waſſerſturz. Wie öffnet
Das Land ſich meinem Blick! Zwei Halbmondhügel
Sich aneinander fügend bilden ſo
Ein Zirkelthal, rings, wie es ſcheint, geſchloſſen,
Mit Brück' und Bach' und Hütten grauen Steins,
Von Fels und Fruchtbaum halb verdeckt. Verhaut
Zu meinen Füßen ſind die Heidelbeeren
Vom Schaumgeziſch des wüth'gen Waſſerfalls.
Wie feierlich des Epheu's Maſſe ſchwankend
In ſeinem Becken ſchwebt! Wie ſtill die Luft!
Der Rauch der Hütten, angeſtrahlt vom Licht,
Steigt Säulen gleich; auf dieſem Haus allein,
Dicht an dem Waſſerfall, krümmt ſich die Säule
Und fühlt das ſtete Wehn. — Was, ein Gemälde?! —
Die Hütte mit des Schlot's gekrümmtem Rauch,
Und dicht an ihrer Thür' ein ſchlafend Kind,
Das Haupt auf einen Hund gelehnt, der ſchläft,
Ein Arm auf ſeinen Beinchen und die Hand
Hält los' die kleine Handvoll wilder Blumen

Von Fäden ungezwängt, ungleicher Länge —
Ein seltsam Bild, mit eines Meisters Eile
Auf einen Streifen Birkenbast entworfen,
Der silbern glänzt. Du göttlichstes der Mädchen!
Bast statt der Leinwand, diese Purpurbeeren
Ihr Pinsel; kaum noch ist der Saft getrocknet
Auf seiner Haut — jüngst war sie selbst noch hier.
Ha, sieh, es war der Haidfleck dort ihr Lager,
Der Eindruck blieb zurück; o glücklich Lager,
Mög'st früh dafür du blühen und die Sonne,
Neigt sie am Abend, ruh'n und länger zögern
Auf deinen Purpurglocken. Isabelle!
Kind des Genie's, du herrlichstes der Mädchen,
Und schöner weit, als die Alcäus freite,
Die Lesbierin, unsterblich im Gesang:
O Kind des Genius, stattlich, voll der Schönheit,
Voll Liebe auch zu allen, nur nicht mir —
Selbst nicht unfreundlich gegen mich! Mein Herz,
Was schlägst du so? durch jenes Buschwerk dort
Lenkt wohl der Weg zurück, der heim sie führt
Grad zu des Vaters Haus; sie ist allein;
Schon sinkt die Nacht, leicht irrt sich's ab vom Weg.
Wohl ziemt' sich's auch das Bild zurückzustellen,
Das achtlos sie verlor. Wozu der Wunsch

Dies Kleinod zu beſitzen? Nutzlos nährt' ich
Nur jene Gluth, die mich verzehrt. So eil' ich,
Das Bild in meiner Hand, das ſie verlor;
Sie kann nicht zürnen, daß ich ihr gefolgt,
Und durch den langen Wald mag ich ſie führen.

## Nachtſcene.

Ein dramatiſches Fragment.

Sandoval.

Ihr liebtet Don Manriquez' Tochter?

Earl Henry.

Liebte?

Sandoval.

Ihr ſprachet, Ihr warbt um ſie.

Earl Henry.

Ich liebte einſt

Sie, die ich einſt zu freien wagte.

Sandoval.

Und

Ihr freitet wohl, die Ihr nicht liebtet.

Earl Henry.

O,

Ich wär' abſcheulich, wenn ich Oropeza
Nicht liebte! Ja, ich warb um ſie und hoffte
So eine tiefre Wunde mir zu heilen.

Sie aber lohnte mir mit heft'gem Stolze
Der Lieb' an Lieb' entflammt. Und als ihr Vater,
Der schon im Traum der Hoffnung seine Hand
Ausstreckte nach dem Goldreif, mein Bewerben
Beleid'gend abwies und im Angedenken
An alte Lehnsgewalt mir Flüche sandte,
Da überbot ihr Segen jeden Fluch.
Doch du bist hart und tadelst strengen Blicks
Mich innerlich, indeß du so mir lauschest.

Sandoval.

Voll Angst nur bin ich, innerlich voll Angst!
Doch Oropeza —

Carl Henry.

Segen auf ihr Haupt!
Durch dieses Holz schleicht sich ein Schlangenpfad
Unter den Mauern, der zuletzt sich öffnet
Im dustersten Verstecke ihres Gartens.
Die Nacht, bevor ich zu dem Heere reiste,
Geleitete sie mich, vor nichts erbebend,
Durch jenes Düster zum Versteck, am Strom,
Der mit dem Stern, am Rande abgespiegelt,
Das einz'ge war, was rings sich sichtbar zeigte.
Kein Blättchen rührte sich: die Luft war schwül
Und dunkel, tief und nah das Laub ob uns.

Kein Blättchen rührte ſich; doch Wonne ſchwebte
Durch der balſam'ſchen Nachtluft dunkle Stille.
Ein wenig weiterhin, von Blüthenbäumen
Stand eine duft'ge Laube: noch gedenk' ich,
Wie ungewiſſen Schimmer durch das Düſter
Die ſchnee'gen Blüthen warfen; dorthin führte
Sie mich, zu jener ſüßen Laube — da
Erbebte Oropeza und ihr Herz
Hört' ich jetzt ſchlagen — wenn's nicht meines war!

Sandoval.

Ein haſt'ger, ſcheuer Ton, mein Freund!

Earl Henry.

O nein,
Allein der Wonne noch entſinn' ich mich.
Furchtwellen, wenn auch ſtießend noch, verloren
Wie g'ringre Ströme ſich in dem der Liebe.
So wuchs die Liebe durch die Furcht, Natur,
Dem Schmerz entfliehend, ſuchte Schutz bei Freude.
Die Sterne waren trüb und unbewegt
Ob unſrem Haupt, gleich wolluſtvollen Augen.
Leben — es war in uns: wir waren Leben,
Jeglich Atom in uns lebend'ge Seele.
Ich ſchwur, für ſie zu ſterben, ſchwur's mit jener
Ohnmächt'gen Stimme Eines, der zurück

In Himmelswonne ſinkt, wenn er geſprochen
Das feier'liche Gelübde, leis geflüſtert
In eines Mädchens Ohr. O es gibt Freude,
Entzücken, das der Name Luſt entweiht —
Ein tiefer Selbſtbeſitz, tiefinnre Ruhe.

**Sandoval** mit einem verſtändlichen Lächeln

Nicht anders, als des Oſtens Weiſen malen
Den Gott, der auf dem Blatt des Lotos ſchwimmt,
Jahrtauſende durchträumt, dann eine Welt
Erwachend ſchafft, dann ob der Blaſe lächelnd
In Seligkeit zurückſinkt.

**Earl Henry.**

O ward ſie,
Die Wonne, als dem Menſchen nicht beſchieden,
Als ihm zu groß gefürchtet? — Ungeduldig,
Ob ihrer Stille plötzlich wie erſchreckt,
Erfaßte Oropeza meine Stirne,
Ich ihre Arme, deren Adern ſchwollen,
Und durch der Laube Nacht tönt hohl ihr Ruf:
O wenn mich Alles — wenn auch du mich täuſchteſt! —
Ich ſchwur, mit einem innren Sinn, der ſchien
Das Weſen und der Inhalt meines Seyns,
Schwur ich, daß wenn ſie roth auch ſey von Schuld,
Ich mit dem ihren dennoch tauſchen würde

Mein unbeflecktes Daſeyn' — Sandoval,
Den Schlangenpfad zu jener Laube jetzt
Will ich betreten: ringsum wird mich Alles
Lieb' ohne Wanken, Herzenseinfalt lehren.
Geh, Freund; ich bin gefaßt jetzt, ſie zu ſehen:
Sag nichts von mir — ich will ſie ſelber ſuchen.
Verlaß mich, Freund! ich kann die Folter nicht,
Des ſpähnden Auges ſcharfes Forſchen, tragen.

Carl Henry tritt in die Gebüſche

Sandoval allein

O Henry, wie du immer ſtrebſt nach Größe
Durch eigne That — du biſt doch nimmer groß,
Als durch Begeiſtrung großer Leidenſchaft.
Die Stürme wirbeln, Wüſtenſand ſtäubt auf,
Geſtaltet ſich vom Boden bis zum Himmel
Wie Säulen eines Tempels, den die Allmacht
Zu ihrer eignen Ehre ſich gebaut —
Der Wirbelſturm hört auf — was ſie geſtaltet
Entflieht — die mächt'ge Säule war nur Sand,
Und träge Schlangen kriechen durch die Trümmer' —

## Im Concertſaale.

Mein Herz iſt kalt und hart nicht; doch mich ſcheucht
Der dumpfe Raum, wo flimmerndem Gedränge
Die Tirne ſtolz des Buſens Heben zeigt
In wirren Trillern mühſamer Geſänge.

Die fühlen ächte Kraft der Muſik nicht,
Sind hart bei der Natur wildinn'gen Klagen;
Sie ſtaunen nur, wenn ſich langathmig bricht
Der Sang in Schrei'n, die Triller überſchlagen.

Horch, das Geſumm von Eitelkeit und Haß!
Mylady muſtert lächelnd und gequält
Ein einfach Mädchen, — höhniſch, neidesblaß,
Indeß der Pfaff, der freche Hauptmann ihr
Leis von entſprechendem Skandal erzählt.
O könnt' ich fern von dieſer Scene hier
Den greiſen Spielmann zaubern mir herbei,
(Den einſt von meiner Amme Arm ich küßte,)
Daß er die Schottenmärſche mir auf's neu
Im Mondſchein ſpielte, in der Sommernacht,

Indeß ich tanzte um die Schober Heu
Mit Mädchen froh in lichter Lockenpracht'
Und liegt der Abend purpurn auf der Bai
Des glatten See's, dann möcht' ich leise nahn
Unbörbar, ungesehn den Erlenbäumen,
An deren Wurzeln ruht der Fischerkahn,
Der hübsche Sitz von Edmunds läß'gen Träumen
Wo er, vom Schaukeln auf und ab getragen,
So wild und leis läßt seine Flöte klagen,
Daß stilles Weinen seine Wangen netzt.

Doch, meine Anna, wenn der Nachtsturm hetzt
Und tobt in tollen Stoßen um die Ställe,
Daß schrill der Hahn den Regensturm ankräht,
O dann dein Lieb, in dem die Trauer wehrt'
Vom todten Schiffer, fluthend auf der Welle,
Den sein Treulieb im Küstensand begrub'
Du süßes Weib! umfaßt doch deine Brust
Was nur an Tönen schwermuthsvoller Lust
Geschöpfe hauchen, Vögel, laubge Aeste,
Seewinds Geseufz in moos'ger Grotte Wogen
Die straffen Halme, die im Haidkraut wogen,
Melod'sches Murmeln in dem Hauch der Weste

## Das Angedenken.

Gebundnes Heu, des Bodens Erſtlingsfrucht
Und Garben hier im Felde zeigen, wie
Der Sommer hin, eh da. Der Fingerhut
Streut ſeine Purpurglocken, hier im Wind,
Dort von der Lerch' Emporflug rückgeſchnellt,
Vom Bergfink, der ſich niederläßt. Die Roſe,
(Vergebens Liebling der beglückten Liebe)
Steht gleich gerühmter Schönheit vor'ger Jahre:
Die Dornen blieben, alle Blüthen ſchwanden.
Nicht find' ich einſam wandelnd mehr am Bache,
Am Quell, am feuchten Wegesabhang irgend
Des Baches blau- und glänzend-äugig Blümchen,
Der Hoffnung Perl', ein ſüß Vergißmeinnicht'
So ſchwinden nicht die Blumen, welche wirkt,
Auf ſchneeig weißer Seide Emmeline,
(Die, wie ſie weiß, am meiſten mir gefallen
Wenn auch nicht ſo, wie ihr Kaſtanienhaar)

In kühlen Morgens Zwielicht früh geweckt
Durch ihres Buſens unruhvolles Regen

Ließ ſie das weiche Bett dem Schlaf der Schweſter
Und hub ſich ſacht und ſtahl ſich leicht hinweg
Durch des Gebüſches Hang zur Geißblattlaube,
Wo reiche Blüthen ſchwankend in dem Winde
Ob ihren dunkeln Zitterſchatten hingen,
Um in dem glatten kaum bewegten Weiher
Ein ruhig Bild der Unruh abzuſpiegeln.
Dort, wo zuerſt ſie Liebe mir geſtanden
Und mich die eigne warme Freudenträne
Von ihrer glühnden Wange küſſen ließ,
Saß ſie und ſpannte Seide in den Rahmen
Zwiſchen Moosroſen und Vergißmeinnicht
Den eignen theuren Namen einzuwirken,
Mit eignem braunem Haar, damit ich nimmer
Zu gehn gezwungen bis der Frühling kehrt,
Ihr Lächeln, ihren Blick vergeſſe und
Die Stimme, die, ſelbſt wenn ſie heiter, oft
Mich wünſchen ließ, zu fliehn und ſtill zu weinen,
Noch die Entzückung jenes Mädchenkuſſes,
Womit ſie mir verſprach, ſobald der Frühling
Nun wieder da, der Hälfte zu entſagen
Des theuren Namens, und nicht andren Namen
Fortan zu führen mehr als meinen nur'

# Frankreich.

## 1797.

### I.

Ihr Wolken, die ihr oben flutbet, schwebt
Auf Pfaden, so kein Sterblicher ermißt,
Die ihr von ewigem Gesetz nur wißt,
Ihr Meereswogen, das euch senkt und hebt
Ihr Wälder, die ihr euren Sängern lauschet
Am Bergeshang, der steilrecht oder linde,
Wenn ihr nicht selbst mit mächt'gen Zweigen rauschet
Und Donnerklänge lockt aus dem Winde
Wo wie auf Eremiten-Pfad,
Durch Düster, die kein Fuß betrat,
So oft mich heil'ge Phantasien
Im Schein des Monds durch blühendes Dickicht drängen
Begeistert beim Vorüberziehen
Von Schreckgestalten, wilden fremden Klängen,
Ihr hohen Wälder und ihr lauten Wellen,
Ihr Wolken, die ihr über mir dort flutbet,

Ihr ew'ge Sonne! blaue Himmelsſchwellen!
Was frei noch iſt und ſich der Feſſel wehrt,
Euch ruf' ich! ſei Eu'r Zeugniß mir beſcheert,
Von welcher tiefen Andacht Feu'r durchgluthet
Den Himmelsgeiſt der Freiheit ich verehrt!

## II.

Wie ich erbebt — bezeugt — und hoffte wieder,
Als mit dem Schwur vor Himmel und vor Erde
Fußſtampfend Frankreich rief der Freiheit Weihe,
Und zürnend regte die Gigantenglieder!
Mit welcher Freude ſchwärmendem Entzücken
Ich unter Sklaven kühn ihm Heil' geſungen,
Als, das enttäuſchte Volk zu unterdrücken,
Wie Geiſter, von des Zaubrers Stab bezwungen,
Zur böſen Stunde es beſtritten
Europa's Fürſten und die Britten,
Da, wie auch theu'r mir Albions Wellen,
Und die Geſtade, wo der Freund mich grüßt,
Wo jugendlicher Liebe Schwellen
Mit mag'ſchem Licht mir Thal und Hain verſüßt —

Sang ich auf Jeden des Verderbens Wucht,
Der trotzte der Tyrannenfeinde Speer,
Und rasche Schand' und schmacherfüllte Flucht!
Denn nimmer, Freiheit, wollt ich frevelnd deinen
Geweihten Flammen eigne Wünsche einen:
Ich segnete des freien Frankreichs Heer,
Gesenkt das Haupt, ob Albion zu weinen.

## III.

„Laß immer," rief ich, „lauter Lästrung Ruf
Der Freiheit süße Weisen rauh durchgellen,
Laß trunkne Leidenschaften sie entstellen,
In wildrem Tanz, als je ihn Wahnsinn schuf!
Wenn um den Osten auch sich Stürme schaaren,
Geht nicht die Sonne auf, die sie verhüllen?"
Und als verstummt des Mißtons Rufe waren,
Wie um mein Prahezeien zu erfüllen,
Als Frankreich das noch wunde Haupt
Mit Ruhmeskränzen sich umlaubt,
Als siegend es nun näher rückt,
Daß es der Krieger Trotz zum Spotte mache,

Indeß, von ſeinem Fuß zerdrückt,
Die heim'ſche Zwietracht wie ein wunder Drache
In ihrem Blut ſich krümmt, ſcheu, wüthig blickend
Konnt' ich mir ſelbſt mein Fürchten nicht verzeihn:
„Bald," rief ich aus, „wird Weisheit jetzt beglückend
Sich in der Sklaven niedren Hütten zeigen,
Und Frankreich zwingt, im ſchönſten Siegesreigen,
Nur durch ſein Glück die Völker, frei zu ſeyn,
Bis Liebe, Freude nennt die Welt ihr Eigen."

## IV.

Vergib mir Freiheit, o vergib dieß Träumen!
Ich höre deiner Stimme lautes Klagen
Dort, wo Helvetiens rauhe Gletſcher ragen.
Durch ſeiner Ströme blutbefleckles Schäumen.
Die für Eu'r ſtilles Friedensland Ihr ſterbt,
Vergebt mir, ſieh'nde Helden, die den Schnee
Der Berge Ihr aus blut'gen Wunden färbt,
Daß ich geſegnet Eure Feinde je!
Zu ſäen Schuld, Verrath und Wuth,
Wo treu am Herd noch Frieden ruht,

Zu rauben einem Volk, ſo bieder,
Was lieb ihm macht die ſtürm'ſchen Wildniſſtrecken,
Mit ungeſühntem Frevel wieder
Des Bergſohns reine Freiheit zu beflecken —
Iſt das dein Ruhm, der Menſchheit Paladin?
Du kämpfſt nur für die Freiheit durch Zerſchellen,
Den Himmel höhnſt du, Frankreich, und es ziehn
Dich niedrer Lüſte Triebe, wie nach Beute
Auf geller Jagd die mörderiſche Meute:
Mit Raub an freien Männern zu entſtellen,
Wagſt du den Schrein, den man der Freiheit weihte?

## V.

Nicht aus dem Joche kann der Sklav' ſich retten
Der willig fröhnt, der Wüſtling, er zerſchlagt
Im tollen Spiel die Feſſeln nur und trägt
Der Freiheit Namen auf gewicht'gern Ketten.
O Freiheit, Freiheit, nutzlos hab' ich immer
Manch mühereiche Stunde dich erſtrebt:
Doch ſchwellſt du nicht des Siegers Lied und nimmer
Hat nid'ſche Schöpfungen dein Geiſt belebt.

Von Allen, wie ſie auch dich preiſen, fern,
(Nicht Flehn und eitle Namen hörſt du gern:)
Gleich fern von Zöglingen des Prieſtertrugs,
Und von der Läſtrung ſchmutzigern Geſellen,
Enteilſt du raſchbeſchwingten Flugs
Mit heimathloſen Winden und den Wellen.
Dort fühlt' ich dich! — auf jener Klippe Hang,
Deß Fichtenhain, vom Lufthauch kaum berührt,
Harmoniſch mit des Meeres Murmeln ſang,
Stand ich und ſchaute, tief dem All verbunden,
Durch Erd' und Meer und Luft wie rings umwunden
Wie von der tiefſten Lieb' hinabgeführt;
Dort, Freiheit, hat dich meine Seel' empfunden.

## Befürchtungen in der Einſamkeit,

bei dem Gerücht von einer Invaſion.

Ein grün und ſchweigend Fleckchen zwiſchen Hügeln,
Ein ſchmales ſtilles Thal! ob ſtill'rem Ort
Hat nie die Lerche ſingend ſich gewiegt.
Die Hügel baldig, wo der Hang nicht ſchwillt,
Der in dem heitren Kleide prangt vom Gold
Der nimmer blüthenleeren Ginſterpflanze,
Die nun in reichſter Blüthe ſteht; das Thal,
Das Nebel haben iſt ſo friſch und zart
Wie Korn im Mai und der unreife Flachs,
Wenn durch die halbdurchſicht'gen Stengel Abends
Die Sonne wagrecht grüne Lichter ſchimmert.
O, 's iſt ein ruhig, ſeelenheilend Eckchen,
Das alle lieben würden, doch zumeiſt
Der Mann voll Demuth, der in jungen Jahren
Juſt ſo viel von der Thorheit kennen lernte,
Als hinreicht, um die ernſten Mannesjahre
In feſtrer ſichrer Weisheit zu beſtärken.

Er lag auf Farrn- und welkem Haidkraut hier,
Und von der Lerche (die unſichtbar ſingt,
Und deren Lied die Oed' am liebſten lauſcht,)
Und von der Sonne, der balſam'ſchen Luft
Durchbebt' ein ſüßer Einfluß ſein Gemüth;
Mit manchem Fühlen und Gedanken ſchüfe
Er in ſich die Betrachtungsluſt und fände
In der Natur Gebilden heil'gen Sinn.
Und ſo die Sinne nach und nach verſenkend
In Halbſchlaf, träumte er von beſſern Welten
Und hört im Traum dich fort, o Sängerlerche,
Die einem Engel gleich in Wolken ſingt.

O Gott, es iſt ein melancholiſch Ding,
Um ſolchen Mann, der gern in Frieden möchte
Die Seele halten, doch gezwungen fühlt
Für ſeine Menſchenbrüder! O mein Gott,
Es iſt fürwahr ein melancholiſch Ding!
Sein Herz bedrückt es, daß er denken muß,
Welch Streiten jetzt und Aufruhr wohl ſich regt
Des Wegs und jenes über dieſe Hügel.
Sey's Einfall, ſey es Donner, ſey's Geſchrei,
All das Getrach des Angriffs, Furcht und Wuth
Und unentſchiednes Kämpfen eben jetzt.

Ja jetzt vielleicht auf ſeiner Heimath-Inſel
Gemetzel, Aechzen unter heil'ger Sonne! —
Wir ſündigten, o meine Landesleute,
Wir haben uns verſündigt hart und ſchwer,
Wir übten Tyrannei! Vom Oſt zum Weſt
Dringt Anklag' und Geſtön zum Himmel auf.
Bedrängte zeugen wider uns, in Schaaren,
Gewaltig, zahllos; unſre Brüder ſind's,
Die Kinder Gottes! Wie die Wolke wandelt,
Von Kairo's Peſtmoräſten ausgehaucht,
So brachten wir, ihr Männer meines Landes,
Die Sklaverei, den Schmerz entfernten Stämmen.
Und das weit ſchlimmre Peſtgift unſrer Laſter,
Die ſacht verderbend ganz den Menſchen morden.
So Leib wie Seel'; daheim ſind unterdeſſen
Die ganze Würd' und Kraft des Einzelnen
Verſenkt in Höfe, Anſtalt, Committee,
Aſſociationen und Societäten,
Ein eitel klatſchend und mauldreſchend Sünd'gen
Ein Wohlthatsklubb für wechſelſeit'ges Schmeicheln.
Wir tranken ſittſam wie bei einer Gnade
Beſteckung aus des Reichthums Sprudelbecher
Und höhnen jede ehrenwerthe Ordnung,
Vericilischen Freiheit und des Armen Leben

Für Geld, wie auf dem Markt' Die ſüßen Wort'
Der chriſtlichen Verheißung, die noch jetzt,
Wenn weiſ' gepredigt die Zerſtörung hemmten,
Sie murmeln Männer, deren Ton verkündet,
Wie flach und mühſam ſie ihr Handwerk führen —
Die freche Spötter, jene viel zu ſtumpf,
Sie falſch zu achten oder wahr zu halten'
O läſterlich! Das Buch des Lebens ward
Des Aberglaubens Werkzeug, worauf wir,
Zum Bruch entſchloſſen, unſre Eide ſchnattern.
Denn Alle ſchwören — und an allen Orten,
Kolleg, Kajütte, Rath, Gerichtshof — Alle.
Der, ſo beſticht, wie jener, ſo beſtochen,
Kaufmann wie Anwalt, Rathsherr ſo wie Prieſter
Wer reich, wer arm, wer alt iſt und wer jung,
Ein Bild von Meineid ſind ſie Alle, daß
Dem Glauben ſchwindelt; ſelbſt der Name Gottes
Tönt gleich des Gauklers Spruch; auf echter Schwinge
Schwebt kühn vor Luſt die Eule Atheismus
Aus ihrem einſam düſteren Verſtecke,
(Scheußlicher Anblick!) durch den hellen Mittag
Und ſenkt und ſchließt das blaubefranzte Lied:
Und zu der hehren Himmelsſonn' aufheulend
Schreit ſie: wo iſt's?

Auch für den Frieden dankbar.
Den Flotten, Meeresdräun uns lang bewahrten,
Und vor dem nahen Kriegszug ohne Sorgen,
Riefen wir Krieg, wie auf den Krieg erpicht!
Ach, durch Jahrhunderte verschont von seinem
Furchtbaren Wirken (Hunger, blaue Pest,
Belagrung, Schlacht und Flucht durch Winterschnee,)
Erheben wir gesammt ein laut Geschrei
Nach Krieg und Blut, als sey's ein lustig Spiel,
Wofür man zahlt, ein Ding, darob zu schwatzen,
Dem ohne Kampf man zuschaut! Keine Ahnung,
Die nicht gefühlte Schuld vorherverkündend,
Noch ein Bedenken des Ereignisses,
Wenn auch nur trüb und schwach — zu schwach, zu trüb,
Gerechten Anlaß herzuleihn. Fernhin,
(Mit schwulst'gem Eingang und voll heil'ger Namen,
Schwur und Betheurung bei dem Gott im Himmel,)
Entsenden wir Mandate sichren Todes
Für Tausend und Zehntausend! Knaben, Mädchen
Und Frau'n, die weinten, sähen sie ein Kind
Der Mück ein Bein ausreißen, lesen alle
Vom Kriege, um das Frühstück sich zu würzen.
Der arme Wicht, der einzig sein Gebet
Aus Flüchen lernt und kaum die Worte hat,

Zu ſeinem Gott zu ſeh'n um einen Segen,
Wird Phraſenmann, beredt und apodiktiſch
Und kunſtgerecht für Sieg und Niederlagen,
Und all die hübſchen Worte, die wir glatt
Für Brudermord von unſrer Zunge rollen,
Als wären's leere Töne, Abſtraktion,
Womit kein Bild, kein Fühlen wir verbinden.
Als ob der Krieger ſtürbe ohne Wunde,
Als ob die Faſern dieſes Gottgebildes
Sich ohne Schmerz zerriſſen und der Arme,
Der in der Schlacht nach blut'gen Thaten fällt,
Entrückt gen Himmel zöge, nicht erſchlagen —
Als hätte er kein Weib, das um ihn trauert,
Zum Richter keinen Gott. Drum ſchlimme Tage
Stehn, mein Landesleute, uns bevor.
Wie wenn die Vorſicht, welche Alles rächt,
Stark und vergeltend uns erkennen ließe,
Was wir gezollt, und uns zu fühlen zwänge
Das ungeheure Weh und die Verwüſtung
In unſrem wilden Thun!
O ſchon' uns noch,
Vater und Gott! nur kurze Zeit noch ſchone,
Laß Englands Frau'n nicht ſchleppen ihre Flucht
Ohnmächtig unter ihrer Knäbchen Bürde,

Der ſüßen Kindlein, die noch geſtern erſt
An ihrem Buſen lachten! Söhne, Brüder,
Wer immer zärtlich blickt auf die Geſtalten,
Die an demſelben Herd mit euch erwuchſen,
Wer je die Sabbathsglocken ohne Hohn
Ungläub'ger Schmähung hörte — reinigt euch'
Seyd Männer und vertreibt den frevlen Feind,
Frevelnd und falſch, ein leicht, doch grauſam Volk,
Weglachend jede Tugend, miſchend Jubel
Mit Mörderthaten, Freiheit ſtets verheißend
Und doch zu ſinnlich ſelbſt, um frei zu ſeyn:
Eintracht-Vergifter, die das Herz betrügen
Um Glauben und um Hoffnung und was irgend
Den Geiſt beſänft'gend hebt. Auf, ſtehn wir vor,
Werft ſie zurück auf das verhöhnte Meer,
Laßt müßig ſie dort auf den Wogen treiben,
Gleich ſchlechtem Meertang, den ein Bergwindſtoß
Von unſrem Strand gefegt! O kehrten wir
Nicht trunken vom Triumphe, nein, mit Furcht
Und mit der Reue, daß den wilden Feind
Wir ſelbſt zum Wahnſinn ſtachelten.

Ich ſage:
O Britten, meine Brüder! ich verkünde

Sehr bittre Wahrheit — ohne Bitterkeit.
Nennt nicht Parthei mein Eifern, noch unzeitig.
Denn nie wird wahrer Muth bei Jenem wohnen
Der, ſich des Schelms bewußt, nicht ſchauen mag
Auf eignes Thun. Wir waren ſchon zu lang
Der ärgſten Täuſchung Narr'n! Einige wohl,
Raſtloſe Feindſchaft ächzend, hoffen nur
Wechſel vom Wechſel feſtgeſtellter Macht,
Als ob Regierung ein Gewand nur wäre,
Und unſer Fehl und Jammer drauf genäht
Gleich Franz' und Stickerei — mit dem Gewand
Beliebig fortgeſchafft. Sie knüpfen thöricht
Ein radikal Beſchuld'gen an ein paar
Blutarme Sklaven züchtigender Vorſicht,
Die alle Farben, Eigenſchaften borgen
Von unſrer eignen Thorheit und Verkehrtheit,
Die ſie erzeugt und nährt. Andre indeß
Tändeln mit tollem Götzendienſt, und Alle,
Die nicht vor ihren Bildern wollen knien,
Anbetung zollend, nennen ſie die Feinde
Des Vaterlands.

Für ſolchen galt auch ich:
Doch theures Albion, mein Muttereiland,

Mußt du mir nicht ein heil'ger Namen ſeyn,
Mir, der ein Sohn, ein Bruder und ein Freund,
Ein Gatte und ein Vater? der ich ehre
Ein jedes Band des Bluts und jedes finde
In dem Bezirke deiner Felsgeſtade?
O heim'ſches Albion, mein Muttereiland,
Wie anders wärſt du mir, denn theuer und heilig,
Der ich aus deinen See'n und Bergeshügeln
Allein mein innres Geiſtesleben ſog,
Und ſüß Empfinden, geiſtveredelnd Denken,
Und Anbetung des Gottes der Natur,
Was immer lieblich iſt, was ehrenwerth,
Und was den ird'ſchen Geiſt zu fühlen lehrt
Die Freud' und Größe ſeines künft'gen Seyns!
Kein Bild, kein Fühlen wohnt in meiner Seele,
Das meinem Lande nicht entlehnt. O ſchönes,
Göttliches Eiland! Du warſt mein einziger,
Mein majeſtät'ſcher Tempel, drin ich walle
Und ehrfurchtsvoll die ſtolzen Lieder ſinge,
Den Gott anbetend, der mich ſchuf.

O wäre
Mein kindlich Fürchten nichtig. Wär' das Prahlen
Sammt allem Trohen des rachſücht'gen Feindes

Entflohn wie Wind, der tobt und ſchnell erſtirbt
Im fernen Baum, gehört und nur gehört,
Hier tief im Thal kein zartes Gräschen krümmend.

Doch nun ſchickt milder Thaufall rings umher
Fruchtgleichen Wohlgeruch des goldnen Ginſters:
Das Licht entwich von jenes Hügels Höh.
Ein ſonnig Schimmern glimmt nur reizend noch
Schief an dem Cybeuphorus. Nun leb wohl
Für kurze Zeit, du ſanfter ſtiller Fleck:
Auf grüner Schafſpur dort zum baid'gen Hügel
Schlingt heimwärts ſich mein Pfad. Und ſieh, ermannt
Von Ahnungen, die ſchier mich abgemattet,
Find ich mich wieder auf der Höh' und weile
Hoch überraſcht. Nach einſamem Verweilen
In jenem ſtillen rings umragten Eckchen,
Ha, welche Ausſicht! Hier das ſchatt'ge Meer,
Tieffarbig, dort die mächt'ge Majeſtät
Des ungeheur'n Amphitheaters von
Gedehnten utm'gen Feldern ſcheint Geſellſchaft,
Die mit dem Geiſt verkehret und ihm leicht
Lebend'gern Antrieb und Gedankentanz;
Und nun, geliebtes Stowey! ich erblicke
Den Thurm und, deucht mir, die vier Rieſenulmen

Mit dichtem Laub, wo meines Freundes Wohnung,
Und nah dahinter, meinem Blick verborgen,
Mein eignes niedres Hüttchen, wo mein Knabe
Und meines Knaben Mutter friedlich wohnen.
Belebten Schritts lenk ich den Weg dorthin,
Und denk an dich, du grün' und schweigend Thal,
Dankbar, daß durch den Frieden der Natur
Und durch einsames Sinnen ganz mein Herz
Besänftigt ward und würdig, nachzuhangen
Liebendem Sinnen für der Menschheit Wohl.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Rheiniſches Jahrbuch.

Univ. Bibl.
München

Kein leeres Weltgewühl, kein äußres Prangen

# Rheiniſches Jahrbuch

mit Beiträgen

von

A. W. v. Schlegel, G. Pfarrius, E. Bauernfeld,
K. Gutzkow, Varnhagen v. Enſe, K. Simrock,
Anaſtaſius Grün u. A. m.

Herausgegeben

von

**Levin Schücking.**

Erſter Jahrgang.

Mit zwölf Bildern, gezeichnet von H. Kessler,
und A. W. v. Schlegel's Bildniß, gezeichnet von Gutgemuth.

---

Cöln,
Verlag von Ludwig Rohnen.
1846.

Universitäts-
Bibliothek
München

TUK. 15

# Lord Strafford von Bogaerts

und

# de Keysers Compositionen.

(Zur Erklärung der Bilder.)

Univ. Bibl.
München

## I.

Der Belgier Felix Bogaerts hatte seinem Freunde de Keyser sein erstes literarisches Werk gewidmet, zehn Jahre später widmete er ihm auch sein letztes. Dieses, „Lord Strafford" betitelt und eine Episode der ersten englischen Revolution veranschaulichend, erhielt von de Keyser's schöpferischem Genius eine Zugabe, die dem Werk selbst auch dahin Bahn brechen dürfte, wohin der Name des Schriftstellers bis jetzt nicht gedrungen, wo die Schöpfungen des Künstlers aber schon längst den Zoll der Bewunderung empfangen haben. Es sind die von H. Brown meisterhaft in Holz geschnittenen, herrlichen Compositionen, womit de Keyser die Phantasiegebilde seines Freundes individualisirt und mit jener Freiheit, Energie und Charakterisirung, mit jener Leichtigkeit, Anmuth und Wahrheit der Gruppirung, die wir längst an ihm kennen und bewundern gelernt haben, in die Sphäre sinnlicher Anschauung hereinzaubert.

In diese kleine Gallerie unsere Leser einzuführen, von Bild zu Bild mit ihnen zu wandern und zwar am Faden der Erzählung selbst, indem wir in zusammenhängenden Skizzen die zum Verständniß der Bilder erforderlichen Gesichtspunkte aus derselben hervorheben, ist der Zweck der nachstehenden Zeilen. Einer weiteren Erklärung oder gar Hinweisung auf besondere Vorzüge und Schön-

beiten sowohl der Erfindung wie der Ausführung bedürfen sie nicht; sie wissen klar genug für sich selbst das Wort zu reden.

Auch von dem ersten derselben, das dem Titel des Werkes beigegeben ist und sich auf's Ganze bezieht, braucht kaum angeführt zu werden, daß es durch eine allegorische Darstellung der englischen Revolution selbst Zeit, Ort und Grundlage des Romans bezeichnet, dessen Hauptmomenten wir in Folgendem näher zu treten versuchen.

2.

An einem lieblichen Maiabend des Jahres 1641 ritt George Haselton, ein junger Officier des Königs von England, auf der Straße, die von Guilford nach London führt. Aus trüben Betrachtungen über sein vom Bürgerkrieg heimgesuchtes Vaterland weckte ihn der Anblick Londons, welches das Ziel seines angestrengten Rittes war. Einen wehmüthigen Blick warf er über die unter schwarzen Dampfwolken vor ihm hingedehnte unermeßliche Stadt. „Warum, o Gott," rief er aus, „warum mich mit solchem Eifer in diese Mauern begeben, wo ich bei jedem Tritt Schmähungen gegen den edeln Grafen werde hören müssen? — O Strafford, Strafford! das ist der Lohn deiner hochherzigen Hingebung, deiner heldenmüthigen Freundschaft für deinen König! Drei Völker also, deren Haß dich vernichten will! drei Völker, die deinen Tod fordern! — Wer bürgt dafür, daß nicht in wenigen Tagen, daß nicht vielleicht morgen das Schaffot errichtet wird in der Mitte dieses blutgierigen Pöbels, der jeden Abend sein Geheul unter den Fenstern von Whiteball erhebt? — Karl Stuart — o, ich weiß es wohl — er gab das Versprechen, niemals in den Tod seines Freundes einzuwilligen; aber wer steht dafür, daß ihn die Festigkeit, die er heute besitzt, nicht später auf einen Augenblick verlassen werde? Seit fünfzehn Jahren gewohnt, immer nachzugeben, ein Opfer nach dem andern sich abtrotzen zu lassen, wird er in diesem schreck

Univ. Bibl.
München

lichen Conflict dem Rath und den Bitten auf der einen, den Verwünschungen und Drohungen auf der andern Seite widerſtehen? O die Vorgänge der Vergangenheit berechtigen nur zu ſehr, daran zu zweifeln. Angenommen, daß er beharrlich ſich weigert, das von den Lords und Gemeinen gegen Lord Strafford erlaſſene Todesurtheil zu unterzeichnen, wird er es immer in ſeiner Macht haben, die Wuth der Feinde Straffords zu bändigen? Werden die Puritaner und die Parlamentsglieder nicht endlich die letzte ſchwache Schranke brechen, die noch zwiſchen ihnen und ihrem Opfer gezogen iſt? Haben ſie dieſe nicht in ihren Händen? iſt der Thurm von London nicht von ihnen ſelbſt bewacht?... Unglückliche Anna! welchen Aengſten iſt Deine Seele Preis gegeben! Der elenden Rotte Wuthgeſchrei nach dem Blut Deines Vaters dringt vielleicht in dieſem Augenblick bis zu Deinen Ohren in Whitehall! Unglückliche Anna!"

Beim wiederholten Ausruf dieſes Namens ſchien der Jüngling noch ſchmerzlicheren Beſorgniſſen hingegeben, als die waren, welche das Schickſal des Grafen in ihm erweckten, denn ſeine Augen füllten ſich mit Thränen.

Da kam ſein Freund James von London her ihm entgegen geritten, ein lebensluſtiger junger Kavalier, leichtſinnig, gutmüthig und tapfer, in gleichem Grade von glühendem Eifer für das Königthum, wie vom Haß gegen deſſen Feinde, die „puritaniſchen Rundköpfe" beſeelt. Eine Ironie des Schickſals wollte es, daß er mit der Tochter eines der wüthendſten der Sektirer verlobt und daß dieſer Fanatiker, Henri Havelton, der Bruder von Georges Habelton war, mit welchem letzteren er demnach in dem doppelten Verhältniß des Freundes und des künftigen Neffen ſtand. Nach einer herzlichen Umarmung entſpann ſich zwiſchen den Freunden die lebhafteſte Unterredung über Henri Havelton, Lord Strafford und die bedrohte Sache des Königs.

„Mein trefflicher Freund und künftiger Oheim," ſagte Henri, „die Tollheit Deines Bruders hat ſeit Deiner Abweſenheit noch bedeutend zugenommen; ſelbſt ſeinen Namen, deſſen Einfachheit ihm nicht mehr genügte, hat er nach der Sitte dieſer rundköpfigen, pſalmenplärrenden Langohren verändert und nennt ſich jetzt: „Laß dich nicht niederſchlagen Henri Havelton." Und in welche Wonne hat ihn, den Erwählten unter den Erwählten Iſraels, jene nichtswürdige ſinnloſe Bill verſetzt, die den Vicekönig von Irland, Lord Strafford, des Hochverraths für ſchuldig erklärt und ihn zum Tode verurtheilt! Augen und Hände gen Himmel gerichtet, dankt er dem Herrn Tag und Nacht, daß er umgeſtürzt dieſe Säule der Tyrannei, zerbrochen dieſe eiſerne Ruthe in der Hand des Roboam von England, niedergelaſſen die Hand ſeines Zornes auf dieſen Diener des Beelzebub, dieſen Hohenprieſter des Baal, dieſen Fürſten von Gog, dieſen Verräther . . ."

„Genug, James!" fiel ihm Georges ins Wort. „Es giebt andere Dinge, die mich noch in weit höherem Grade beunruhigen. Du ſelbſt ſagſt, daß Pöbelhaufen, aufgemuntert durch Pym, den Ankläger Straffords, und durch ſeine nichtswürdigen Genoſſen, ſich täglich um den Pallaſt von Whitehall zuſammenrotten, um den König durch die wüthendſten Drohungen zu nöthigen, Straffords Todesurtheil zu unterzeichnen. Iſt nicht Grund genug vorhanden, anzunehmen, daß ſie endlich, des Wartens müde, den Pallaſt erſtürmen und ſeine geheiligte Schwelle überſchreiten? Höre, welche Furcht mich Tag und Nacht wie ein Geſpenſt verfolgt! Es weilt in dieſem Augenblick Jemand in dem Pallaſt, deſſen Schickſal mir das innigſte Mitleid einflößt. Straffords Tochter, Miß Anna — Du weißt, daß, während der Lord Irland unter ſeiner Obhut hatte, auch ich mich dort befand, um in dem Heer Dienſt zu nehmen, das er gegen die ſchottiſchen Rebellen daſelbſt errichtete. Mein Eifer für die Sache des Königs verſchaffte mir bald die Achtung,

ja die Freundschaft des Lords; faſt jeden Tag war ich in ſeinem Hauſe und wurde von ihm mit Beweiſen wahrhaft väterlicher Liebe überhäuft. Konnte ich kalt bleiben bei dem täglichen Anblick von Miß Anna, dieſem Engel an Schönheit und Sanftmuth? Doch höre, ſie weiß nicht, daß ich ſie liebe und ſoll es nie erfahren. Die Schranken zwiſchen ihr, die einer der älteſten Familien Englands angehört, der Familie eines Vicekönigs, und mir, dem verdienſtloſen niedern Georges Havelton, ſind unüberwindlich. — Aber ſie muß fort von Whitehall! Drängen die Empörer dort ein, ihre erſte Wuth würde auf die Tochter ihres vergeblich geforderten Opfers fallen. Doch das iſt nicht das Einzige, was ich fürchte. Ich ſehe im Geiſt, wie Karl Stuart eines Tags den dringenden Bitten und Ermahnungen ſeiner Räthe nachgiebt und auf dem Schaffot das Blut des edeln, unſchuldig Verurtheilten wird fließen laſſen!"

„Dieß annehmen," unterbrach ihn James lebhaft, „hieße die hochherzige Geſinnung unſeres Monarchen ſchmähen. Wie? man dürfte die Vorausſetzung wagen, Karl Stuart könne ſich jemals einer Handlung ſchuldig machen, die ihn zum ungerechteſten, feigherzigſten, verächtlichſten aller Menſchen ſtempeln würde?"

„O Freund," erwiederte Georges, „wie oft, ſeit er den Thron beſtiegen, hat er die Hoffnungen derer getäuſcht, die eine beſſere Vorſtellung von der Feſtigkeit ſeines Charakters hegten! Wenigſtens ſoviel iſt gewiß, daß die Freunde Straffords zu Guilford Deine Zuverſicht nicht theilen, und daß ſie, weit davon entfernt, ſein Heil von allen dieſen feierlichen Verſprechungen Karls abhängen zu laſſen, vielmehr überzeugt ſind, es wäre hundertmal beſſer, den Lord mit Gewalt aus dem Gefängniß zu befreien. Dieß wenigſtens iſt die Ueberzeugung des Militärs zu Guilford, ſo verwegen auch in anderer Hinſicht dieß Projekt erſcheinen mag."

„Freilich iſt es ſicherer für den Vogel, ſich außerhalb der Schußweite zu befinden, als ſich auf die Ungeſchicklichkeit des Schützen

zu verlaſſen," fiel James ein, der vor Freude über dieſe Mittheilung in ein lautes Frohlocken ausbrach.

„O es giebt noch Männer," fuhr Georges fort, „die trotz aller Gefahr feſt entſchloſſen ſind, den Wechſelfällen eines ſolchen Unternehmens, wie kühn es auch ſei, mit der größten Hingebung ſich auszuſetzen. Aber Verſchwiegenheit, theurer James, und Vorſicht iſt vor Allem nöthig. Ein Wörtchen könnte uns verrathen und eine Hoffnung vernichten, an welche nicht nur die Rettung des unglücklichen Gefangenen, ſondern zugleich auch das Schickſal Karls und das der engliſchen Krone geknüpft iſt."

Unter ſolchen Geſprächen gelangten ſie nach London und begaben ſich in die Wohnung Henri Haveltons.

## 3.

Der Puritaner Henri Havelton und ſeine niedliche Tochter Arabella waren eben im Begriff ſich zu Tiſch zu ſetzen zu dem frugalen Mahle, womit die enthaltſamen Sektirer des Abends ſich begnügten, als Georges und ſein Freund ins Zimmer traten. Erſterer ſchritt mit Herzlichkeit auf den Bruder zu, der, das Haupt auf den Ellenbogen geſtützt und die Augen auf eine vor ihm aufgeſchlagene Bibel geheftet, in tiefes Nachdenken verſunken ſchien. James, erſchrocken über Henri's ungewöhnlich finſteres Weſen, richtete ein Paar leiſe Worte an Arabellen, welche dieſe nur durch einen Blick beantwortete, den ihre Furcht vor einem Ausbruch des heftigſten Streits zwiſchen den beiden Brüdern zu erkennen gab. James, der ſchon öfter Zeuge des unerbittlichſten Zornes war, womit Henri über ſeinen Bruder ſprach und ihn einen verkauften Sclaven, einen Söldner der Tyrannei u. ſ. w. nannte, konnte nicht umhin die Beſorgniſſe ſeiner Verlobten zu theilen.

„Deine Hand, mein Bruder!" rief Georges, „Deine Hand nach einer Trennung von fünfzehn Monaten! — Es iſt unmöglich,

Univ. Bibl.
München

daß Du nicht ein Theilchen der Freude erwiedern solltest, die ich bei unserem Wiedersehen empfinde." Mit diesen Worten nahm er Henri's Hand und drückte sie mit Innigkeit in der seinen; aber die des Puritaners blieb kalt und ohne Bewegung.

„Mein Bruder!" wiederholte der Kavalier, „hast Du kein freundliches Wort für mich nach einer so langen Trennung?"

„Georges," sagte endlich Henri in dumpfem Ton und ohne ihn anzusehen, „welche Worte der Freundschaft können zwei Kämpfer wechseln, von denen der eine Gott und der Freiheit dient, der andere der Gottlosigkeit und einem nichtswürdigen Tyrannen?" Die letzten Worte sprach er mit solcher Verachtung aus in Ton und Miene, daß unser Held mit tiefem Schmerz die Ueberzeugung gewinnen mußte, sein Bruder sehe in ihm nichts anders als einen verhaßten Fremdling.

Auch unsere Leser könnten aus diesem Empfang schließen, Henri's Herz wäre für jede innige edle Regung unzugänglich; und dennoch verhielt es sich nicht also. Zwei Mächte stritten um die Oberherrschaft in Henri's Innern, das reine Gefühl des Menschen und die Leidenschaft des Sektirers, und noch war es ihm trotz der äußersten Anstrengung nicht gelungen, der letzteren den Sieg über die erstere zu verschaffen. Er war überdieß nicht dem Scheine nach und aus Nebenabsichten, sondern aufrichtig und aus Ueberzeugung Puritaner, im Gegensatz so vieler Anderer, die unter der Maske erheuchelter Sittenstrenge die öffentliche Achtung wieder zu gewinnen suchten, die sie durch die Lasterhaftigkeit ihres Lebens eingebüßt hatten. Er haßte das Königthum und die Episcopalkirche, indem er jenes als eine auf Ungerechtigkeit basirte Macht ansah, von welcher man das Land befreien müsse, diese als ein Institut der Götzendienerei. Der Triumph der Gleichheit und der reinen Kirche war sein unabläßiger Gedanke. Eine Reihe schwerer Unglücksfälle, die ihn hintereinander getroffen, wozu der Verlust eines bedeutenden Vermögens, seiner Gattin und vier seiner Kinder

gehörte, hatten in ſeinem Geiſte den Hang zu religiöſen Betrachtungen in einer Zeit erweckt, als die religiös-politiſchen Wirren in England ausbrachen und der Puritanismus von Tag zu Tag zahlreichere Anhänger gewann. Die fanatiſche Ueberſpanntheit derſelben fand in ſeinem Innern den lebhafteſten Anklang; er hoffte, ihre ſtrengen Lehrſätze und Uebungen würden ihn ſeinen ſchmerzhaften Erinnerungen entziehen, indem ſie ihn von allen Sorgen für die vergänglichen Dinge dieſer Welt befreiten. Indeſſen ſeine Erwartungen in dieſer Hinſicht wurden nicht erfüllt, er ſchien nicht berufen zu jenem Stoicismus der „Söhne des Lichts“, und nicht ſelten, wie geſagt, trug trotz ſeinem hartnäckigſten Widerſtreben der Menſch über den Streiter Iſraels den Sieg davon.

Georges ſuchte den Vorwürfen ſeines Bruders gegenüber die möglichſte Gelaſſenheit zu behaupten; denn er hoffte durch ihn, der ſeiner Unbeugſamkeit und ſeines Eifers wegen bei den „Heiligen“ im größten Anſehen ſtand, Manches zu erfahren, was auf das Schickſal von Miß Anna, von Lord Strafford und von Karl Stuart ſelbſt Beziehung habe, insbeſondere ob die Rebellen wirklich Gewaltthätigkeiten gegen Whitehall oder den Thurm von London beabſichtigten.

Den leiſeſten Widerſpruch, womit er ſich Henri's Ausfällen widerſetzte, beantwortete dieſer im Ton eines wuthbegeiſterten Prieſters und Vorbeten, mit den empörendſten Schmähungen auf die Anhänger des Königs und Lord Strafford, „den Mordbrenner und Henker Irlands,“ und mit den unheilvollſten Weiſſagungen in Betreff Karl Stuarts und ſeiner Herrſchaft.

„Die Stimme der Wahrheit,“ ſagte er, „iſt für Euch der Strahl der Sonne, der ſich bricht an den moosbedeckten Mauern des Kerkers, darin ewige Nacht herrſcht. Aber Euer Feſt wird nicht enden mit der Freude, womit es begann. Das Entſetzen wird niederſteigen auf Whitehall und wird es beben machen in ſeinen Grundfeſten, denn es wird erfaſſen den Tyrannen und Alle,

die mit ihm ſind, und wird in Eis verwandeln das Blut in ihren Adern. Ströme von Thränen werden fließen, wo jetzt Bäche von Wein; Heulen und Zähnklappern wird einnehmen die Stelle des Lachens und gottläſternden Singens. Das Schwert des Herrn wird treffen den Thron, und der Thron wird fallen wie der Halm unter der Sichel des Schnitters und wird mit ſich reißen den Fürſten und ſeine Sclaven in ſeinen Fall. Und alle dieſe Dinge werden ſich in Kurzem begeben, ſage ich Euch; denn nach dem Beiſpiele Balthaſars, des ruchloſen Sohnes des ruchloſen Nabuchodonoſor, hat Euer Karl Stuart ſich erhoben gegen den Herrn des Himmels und der Erde, und hat gewagt zu rufen wie Babylon, die ſtolze Tochter der Chaldäer: „ich werde ewig regieren!“ Und Balthaſar iſt gefallen und Babylon iſt gefallen und Stuart wird fallen! — Doch wozu rede ich? Stuart und ſeine Trabanten haben Ohren, aber ſie hören nicht, und der ewige Wiederhall vom Sturz der Throne, der die ganze Erde erfüllt, iſt für ſie wie des Windes Geflüſter in den Blättern.“

Durch ſolche Exclamationen ſteigerte Henri Havelton ſeine Wuth von Minute zu Minute höher, bis ſie den äußerſten Grad erreicht hatte, und ſeine ſanfte Tochter Arabella, die allein in ſolchen Augenblicken noch etwas bei ihm vermochte, durch die zärtlichſten, mit Thränen begleiteten Liebkoſungen ihn wieder zu ſich ſelbſt brachte. Es kam endlich dahin, daß er, nicht länger mehr im Stande, der Stimme ſeines Herzens ſich zu widerſetzen, eine freundliche Anrede an den Bruder richtete, und ſie ſich zum gemeinſchaftlichen Mahle niederſetzten. Bald darauf verließ James die Wohnung Haveltons und George begab ſich in ein Schlafzimmer, aber nicht um dem Schlummer, ſondern einer Reihe ernſter und quälender Betrachtungen anheim zu fallen. Seine Gedanken ſchweiften die ganze Nacht hindurch umher, bald nach Whitehall, bald zum Thurm von London. Hier der Vicekönig, dort Karl Stuart

und Miß Anna! Morgen ſollte er ja wiederſehen, die er liebte mit einer ſo edeln, ſo reinen Liebe; er ſollte im Namen des Oberſten Goring und der ganzen royaliſtiſchen Armee zu Guilford den Monarchen anflehen, ſeine Zuſtimmung zu dem verwegenen Unternehmen zu geben, welches alle Kavaliere für das einzige Mittel hielten, den Thron und Strafford zu retten.

4.

Des Morgens heiterſte Strahlen drangen in die Gemächer von Whitehall und ſchienen Empfindungen von Glück und Freude dort erwecken zu wollen, die längſt von dem königlichen Wohnſitze verbannt waren. Karl hatte ſein Lager bereits verlaſſen, und allein, bleich und niedergeſchlagen, ſchritt er oder ſchleppte er ſich vielmehr mit langſamen Schritten auf und ab in dem Banquet-Saal, indem er ſeinen Geiſt den vielen Erinnerungen überließ, die ſich an dieſes Gemach knüpften und unter welchen er jeden Augenblick auf die ſchmerzlichſten Gegenſätze ſtieß. Einige dieſer Erinnerungen, in der That, führten ihm die ehrerbietige Hingebung vor die Seele, womit man ihn einſt umgab, und die faſt ſchrankenloſe Machtvollkommenheit, die er beſeſſen hatte: andere dagegen riefen ihm ſpätere Ereigniſſe zurück, ſolche, die faſt ebenſo viele unleugbare Beweiſe der Erniedrigung waren, in welche er verſunken, und des eiligen Steigens der feindlichen Macht, die ſich der des Thrones gegenüber erhoben hatte. Mit welchem Eifer würde dieſer Fürſt, deſſen Stirne unter dem Gewicht einer Krone gedrückt wurde, die noch vor Kurzem eine der ſchönſten von Europa war, mit welcher Freude würde der unglückliche Stuart fern von ſeiner Hauptſtadt geflohen ſein, um ſich nur einige Stunden jenem drohenden Getöſe zu entziehen, das ihn unabläſſig umtobte, und gleich dem dumpfen unheilvollen Gebrüll, das aus den Eingeweiden des Veſuvs herauf Tod und Verderben verkündet. Aber dieſes Glück, deſſen der letzte ſeiner

Univ. Biol.
München

Unterthanen ſich erfreute, war dem armen Monarchen nicht vergönnt. Er wagte ſelbſt nicht einmal den Fenſtern des Saals nahe zu treten, um einen Augenblick das Spiel der Sonnenſtrahlen zwiſchen den Dächern und in der Straße zu ſchauen; er fürchtete, daß der Pöbel, dieſer verabſcheuungswürdige, elende Pöbel, bei ſeinem Anblick ſich verſammele, um ihm ſeine höhniſchen Blicke zuzuwerfen und mit dem Ruf der Verwünſchung und der Rache ihn zu begrüßen. Durch dieſen Gedanken faſt niedergeſchmettert, blieb er vor einem Tiſche ſtehen, auf welchem ein aufgerolltes Pergament lag, und ließ ſich dann in einen Seſſel nieder. Die äußerſte Bläſſe, welche über ſeinen Zügen verbreitet lag, hob den doppelten Ausdruck von ſanfter Melancholie und ernſter, Achtung gebietender, anmuthsvoller Würde, durch welche dieſes edele und ſchöne Antlitz ſich auszeichnete, und welche ſein geliebter Maler, Anton van Dyck, mit bewunderungswürdiger Kunſt auf allen Porträts, die er von ſeinem königlichen Wohlthäter machte, wiederzugeben wußte. Seit das Parlament den Vicekönig verurtheilt hatte — und es waren ſechzehn Tage ſeit der Annahme dieſer verhängnißvollen Bill verfloſſen, — hatte Karl keine Stunde Ruhe mehr gefunden. Die ganze Nacht ſchloß er keinen Augenblick die Augen. Der Name des Thomas Wentworth hallte unabläſſig wieder in ſeinen Ohren; er glaubte ihn immer vor ſeinen Richtern zu ſehen, glaubte die Stimme des ſchändlichen Pym zu hören, wie er die wüthendſten und zugleich ſinnloſeſten Anklagen gegen Strafford hervorbrachte. — Während der letzten langen ſchlafloſen Nacht kam es ihm vor, als ſähe er den geſammten Pöbel von London, verſtärkt durch den von Schottland und Irland, gleich vom Sturm getriebenen Meereswogen in den Straßen auf- und abwallen, mit ſeiner dichten heulenden Maſſe Whitehall einſchließen, nach dem Thurm ſtrömen, dort eindringen, den Lord ergreifen und nach dem Richtplatz ſchleppen ..... Er ſah ein ſchwarzverhülltes Gerüſt, ſah den Scharfrichter Arm

und Beil erheben, ſah, wie das Haupt ſeines Freundes fiel und ſein Leib durch die Stadt geſchleift wurde, wie der Leib einer wilden Beſtie, die lange der Schrecken der Gegend war. Alle dieſe ſchrecklichen Bilder erzeugten ſich nach einander in der verwirrten Einbildungskraft des unglücklichen Fürſten mit fieberhafter Haſt und Gedrängtheit. — „Wo, o Gott," fragte er ſich, indem er die in heißen Thränen ſchwimmenden Blicke gen Himmel richtete, „wo ſoll zuletzt dieſer Kampf ſich enden? Soll, um die Wuth dieſes grauenhaften Götzen, welchen ſie die Volksgewalt nennen, zu befriedigen, ein Schaffot als Altar errichtet werden und ein Menſchenopfer darauf bluten? Und als ſolches Opfer haben ſie Dich erſehen, biederer Strafford, Dich, den die Freundſchaft für Deinen König Allem trotzen, Alles ertragen hieß! Vor einigen Jahren, als ich mich genöthigt ſah, die Waffen zu ergreifen gegen die irländiſchen Rebellen, batſt Du mich, den Kampf bis zu Deiner Ankunft aufzuſchieben, damit Du, wie Du mir ſchriebſt, an meiner Seite kämpfen und ſterben könnteſt. Du wollteſt ſterben für mich! Sterben in Vertheidigung der heiligen Rechte, die ich von Gott und meinen Vorfahren habe' .... Und jetzt, jetzt fordern ſie, daß ich Dein Todesurtheil unterzeichnen ſoll'.... O Gott, Gott" rief er von neuem und ließ ſeine gefalteten Hände auf das Pergament niederſinken, das vor ihm lag. Dieſes Pergament enthielt den Beſchluß, durch welchen das Parlament den Vicekönig zum Tod verurtheilt hatte. An demſelben Tag, an welchem der Beſchluß gefaßt wurde, am 21 April, wurde er von den Lords und Gemeinen nach Whitehall geſandt, damit der König ſeinen Namen darunter ſetze, eine Formalität, ohne welche er nicht vollzogen werden konnte. Indem er es berührte, fühlte Karl von einem kalten Schauder ſich durchbebt; mit Abſcheu ſtieß er es zurück, erhob ſich plötzlich und rief: „Fürchte nichts, Graf von Strafford; niemals wird man den Namen Deines Königs, Deines Freundes, unter dem ungerechten Urtheil leſen, das

Dich getroffen! O mag Vom die Elenden ſchreien laſſen, die er beſoldet; mögen dieſe, wenn ſie können ihre Drohungen verdoppeln; mögen ſie kommen, alle meine Rechte, meine Krone, mein Leben mir zu entreißen..... meine Unterſchrift unter dieſer Bill, bei meinem königlichen Wort, die werden ſie nicht erlangen!"

Indeß wie unerſchütterlich auch nach ſolchen Worten zu urtheilen Karls Entſchluß war, ſo ſchien er doch ſeiner Feſtigkeit ſelbſt nicht zu vertrauen und verſtand ſich zu einem Schritt, der mit ſeiner Würde kaum in Einklang zu bringen war, nämlich zu dem Verſuch, den Commandanten des Thurms von London, William Balfour, zu beſtechen, um auf dieſe Weiſe Lord Straffords Flucht aus dem Gefängniß zu bewirken.

Ehe Balfour, den er zu ſich beſcheiden ließ, erſchien, ließ ſich Miß Anna, Lord Straffords ſchöne unglückliche Tochter bei ihm melden. Dieſe hatte erfahren, daß nicht bloß der fanatiſirte Pöbel nach dem Blut ihres Vaters lechze, ſondern daß auch die Mehrzahl der Räthe des Königs und unter dieſen die Königin ſelbſt in dem Tode Straffords ein Mittel zur Beruhigung des Volks und zur Befeſtigung des wankenden Thrones erblickten. Sie ſtürzte ſich weinend dem König zu Füßen und beſchwor ihn, in ſeinem Entſchluß nicht wankend zu werden. Karl, der ſie durch Wiederholung des feierlichſten Verſprechens, niemals dem Parlamentsbeſchluß beitreten zu wollen, zu beruhigen ſuchte, entließ ſie mit den Worten: „Nein, er hat nichts zu fürchten, er wird nicht ſterben, denn ich bin ſein Freund und noch bin ich König von England."

Bald darauf erſchien vor ihm der trotzige höhniſche Puritaner William Balfour, an deſſen kalter Feſtigkeit die Beſtechungsverſuche Karls auf eine für ihn höchſt demüthigende Weiſe abprallten.

5.

Kehren wir wieder zurück in die Wohnung Henri Havelteue, wo Georges nach einer ſchlafloſ zugebrachten Nacht mit Tagesan-

bruch ſein Lager verließ, um wo möglich über die geſtrigen Andeutungen ſeines Bruders, die, ſo dunkel ſie auch waren, einen nahen Gewaltſtreich der Empörer befürchten ließen, klares Licht zu erhalten. Seine Bemühungen indeß waren vergeblich; Henri zeigte ſich im höchſten Grade finſter und verſchloſſen, dabei aber merkte man deutlich, daß in ſeinem Innern etwas Außerordentliches vorging. Er hatte die Nacht außer dem Bette zugebracht, die heftigen Bewegungen ſeiner Seele verriethen ſich allmälig durch ſeine Haltung, Miene und Geſticulation eben ſo, wie durch ſeine Worte. Ein Ausdruck von Unruhe lag in ſeinem Blick, den man nicht der Lektüre der heiligen Schrift, die vor ihm aufgeſchlagen war, und worauf er nur von Zeit zu Zeit ſeine Augen heftete, allein zuſchreiben konnte. Er ſchien mit der lebhafteſten Ungeduld eine Stunde zu erwarten, in welcher ein großes Ereigniß in Erfüllung gehen ſollte.

Da Georges ſah, daß alle ſeine Anſtrengungen, hierüber irgend eine Aufklärung zu erhalten, umſonſt waren, begab er ſich nach dem Pallaſt von Whitehall, um dem König die vom Oberſten Gering erhaltenen Depeſchen zu überbringen, zugleich eine Unterredung mit Miß Anna zu erlangen, die er um ſo ſehnlicher wünſchte, als er entſchloſſen war, die Unglückliche zu bewegen, noch heute Whitehall zu verlaſſen, da unter den jetzigen Umſtänden ihre Sicherheit daſelbſt im höchſten Grad gefährdet ſchien. „Nein, nein,“ ſagte er unterwegs zu ſich ſelbſt, „es iſt kein Zweifel, die Empörer brüten über einem Anſchlag' — Wenn der König das Anerbieten ſeiner treuen Armee zurückwieſe; .... Doch nein, das iſt nicht möglich, Karl muß, wie wir alle, überzeugt ſein, daß die Wohlfahrt Straffords und die des Königthums an die Degenſpitzen ſeiner tapferen Kavaliere geknüpft iſt.“

Georges, im Schloſſe angelangt, erhielt eben ſo leicht Zutritt zu Miß Anna, als Audienz bei dem König: doch bei keinem von

Univ.-Bibl.
München

beiden erreichte er seinen Zweck. Grâce widersetzte sich mit einer Hochherzigkeit seinem Vorhaben, weil sie den König, sollte er im Drang der Umstände in seinem Entschluß wankend werden, durch ihre Gegenwart zu befestigen hoffte. Letzterer, in Erwägung der Folgen, welche das Mißlingen eines gefährlichen Unternehmens haben könnte und aus Scheu vor einem Blutbad in den Straßen Londons, verwarf den Plan der Kavaliere. Georges, der sein Mittel unversucht gelassen hatte, den König zur Ergreifung der energischen Maßregel zu bewegen, verließ den Pallast niedergeschlagen und hoffnungslos.

6.

Erst gegen Abend kehrte Georges Havelten in die Wohnung seines Bruders zurück. Arabella, seine Nichte, war ihres Vaters wegen in der äußersten Besorgniß, denn dieser hatte heute früh in seinem hohen Grad der Exaltation das Haus verlassen und war, gegen seine ganze bisherige Gewohnheit, noch nicht zurückgekehrt. Vergeblich hatte Jones die Bangigkeit seiner Verlobten zu verscheuchen gesucht, zuletzt theilte er sie sogar und denen Kavalieren mußte es immer wahrscheinlicher, daß der heutige Abend von den Heiligen Jsraels zur Ausführung eines großen Planes bestimmt worden sei. Sie beschlossen daher, statt sich in fruchtlosen Muthmaßungen zu erschöpfen, in die Stadt zu gehen, nachzuforschen und, wenn es gälte, selbsthätig im Interesse ihrer Sache einzugreifen. Kam es zu Gewaltthätigkeiten, so war der Thurm oder Whitehall der Schauplatz. Sie trennten sich daher mit dem Versprechen, einander zu benachrichtigen, Jones in der Richtung nach dem Thurm und Georges nach Whitehall.

Die Nacht hatte bereits den Pallast von Whitehall in Dunkelheit gehüllt, tiefe Stille herrschte rings und Georges wanderte mit gespannter Erwartung auf und ab in der Straße des Para-

morden. Nach einiger Zeit vernahm er plötzlich ein dumpfes Gemurmel und Rufen, da wälzten sich unabsehbare Volksmassen langsam schweigend, in dicht geschlossenen Reihen heran und füllten allmälig alle Straßen um Whitehall. Groß und Klein, Männer und Frauen mit Waffen, wie sie ihnen der Zufall in die Hände gegeben hatte, aber mit der größten Ordnung und einer Ruhe, wie sie dem Sturm voranzugehen pflegt, schritten sie weiter; es waren die Heiligen Israels, die Kämpfer für die reine Kirche und das Parlament, die schrecklichen Werkzeuge in den Händen Pym's und seiner Genossen. Einer aus ihrer Mitte bestieg eine steinerne Bank. Aller Köpfe richteten sich nach ihm hin; nachdem er dreimal feierlich seine Arme aufgehoben und niedergelassen, das Volk dreimal wie aus einem Mund „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, Gerechtigkeit" gerufen hatte und wieder tiefe Stille eingetreten war, hielt er eine zur Wuth und Rache entflammende Rede, die mit den Worten endete: „Heute wird Karl Stuart, wie einst Pharao von Memphis, von der Hand des Herrn gebeugt werden in seinem Stolz; heute muß er Guren Händen den Mordbrenner ausliefern, und morgen, wenn Strafort den verdienten Lod erlitten, werden unsere Stämme sich vereinigen und Gott preisen als an dem Tag eines Sieges."

Mit Schaudern erkannte Georges in dem Redner seinen Vetter Henri.

Das Volk beharrte noch in seinem dumpfen Schweigen, nur Blicke des Grimms und drohende Bewegungen, deren Ziel Whitehall war, sah man beim Schein der Fackeln. Nach einer zweiten noch heftigeren Rede Henri's, worin er, auf Beispiele aus dem alten Testament sich berufend, auf gewaltsame Vollziehung des Urtheils gegen Strafort mit der Wuth eines begeisterten Hebräers drang, brach er die Schranken der bis jetzt mühsam behaupteten Ruhe, und rechtfertigend den Vergleich des Redners, „Ihr seid der Sturm, der Wirbelwind, des Ozeans Wogen," drang es nach

Univ.-Bibl.
München

dem Pallaſt mit einem Tumultuiren, Heulen und Toben, wogegen kein Widerſtand möglich ſchien. Da zeigte ſich ſein Oberhaupt, der Dictator Pym, ſchritt von einigen Parlamentsmitgliedern begleitet in den Pallaſt und trat vor den König, um an der Spitze dieſer Verderben drohenden Maſſen von ihm zu erlangen, was bis jetzt nicht erlangt werden konnte, die Auslieferung Straffords, und zwar im Namen der Lords, der Gemeinen und des engliſchen Volkes. Der bedrohte Monarch zeigte während der Unterredung lange eine bewunderungswürdige Feſtigkeit, bis Pym erklärte, der nicht mehr zu bändigende Pöbel werde bei längerem Widerſtand von hier nach dem Thurm ſtürmen, ihn erbrechen und ſelbſt an dem Gefangenen Gerechtigkeit üben. Da bat der König nur noch um drei Tage Friſt, dann wolle er eine definitive Erklärung geben: Pym möge nur den draußen tobenden Sturm beſchwören.

Unterdeſſen war der Pöbel, nicht im Stande, bis zur Rückkehr Pyms ſich ruhig zu halten, auf die Stufen des Pallaſtes vorgedrungen und die heftigſten Schläge von Aexten, Hämmern, Büchſenkolben auf die Pforte drohten jeden Augenblick ſie zu zertrümmern. Unter den Vorderſten und Eifrigſten beim Angriff befand ſich Henri Havelten; Georges hatte ſich in einer Art von Verzweiflung durch die Haufen bis in deſſen Nähe gedrängt. Die Schläge wurden mit äußerſter Anſtrengung fortgeſetzt, da öffnete ſich plötzlich zu Aller Erſtaunen die Pforte von Whitehall von ſelbſt und gewährte der Menge freien Durchgang.

Karl Stuart ſelbſt war es, der öffnen ließ. Nämlich als Pym ihn verließ, hatte er, in der Meinung, der König zittere für ſeine eigene Perſon, ihm zugerufen: „Ermuthigen Sie ſich, Sire, Eure Majeſtät haben für ſich ſelbſt nichts zu fürchten!“ Dieſe Worte brachten Karl zu ſich ſelbſt. Mit dem Rufe: „Das Volk ſoll bis zu mir dringen und mit eigenen Augen ſehen, ob ſein

König nöthig hat, daß man ihm Muth zusprache'" hieß er einem Officier die Pforte öffnen.

In demselben Augenblick stürzten sich die Massen mit Siegesgeschrei in die Vorhalle des Pallastes. „Ehre dem Herrn, Whitehall ist unser. Nieder mit den Trabanten des Tyrannen, nieder mit den Philistern! Platz, Platz, ich werde erdrückt! O mein Kind, um Gottes willen habt Erbarmen! Vorwärts, schlagt Alles nieder! Ehre dem Herrn! Israel triumphirt!"

Die königliche Leibwache, welche für das Leben des Monarchen fürchtete, widersetzte sich den Eindringenden auf's tapferste. Georges, dicht an der Seite seines Bruders Henri, rettete diesem das Leben, indem er mit seinem linken Arm den Säbelhieb eines Gardisten auffing, der seinem Bruder den Kopf würde gespalten haben, dadurch selbst aber verwundet wurde und einen starken Blutverlust erlitt. Dieser Hieb gab das Signal zu einem furchtbaren Kampf; viele Wunden waren bereits empfangen und gegeben, als man mit einem Mal den donnernden Ruf von der Höhe der Stufen vernahm. „Im Namen des Königs und des Parlaments von England, höret! Nieder die Waffen! Zurück mit dem Volk!" ... Es war Pym's Stimme; der Sturm legte sich, so wie er sich zeigte. „Brüder," fuhr er fort, „Ihr habt Eure Schuldigkeit gethan; ein Jeder kehre heim in Frieden. In drei Tagen wird Stuart Euch seinen Entschluß bekannt machen, und zweifelt nicht, er wird das Todesurtheil bestätigen, das Euer Parlament gegen den Verräther gefällt hat."

Mit dem Ruf: „Es lebe Pym!" zerstreute sich die Menge in den Straßen Londons.

„Was habe ich gehört?" schrie Georges. „Karl wird, sagte der Nichtswürdige, in drei Tagen ihnen den Vicekönig überliefern?" Der unglückliche Jüngling, von der überstandenen Seelenangst um Anna, von allen seinen Anstrengungen und dem Blutverlust auf's

äußerste erschöpft, fühlte nun den Rest seiner Kräfte schwinden, ließ sich auf eine Bank nieder und wußte nicht mehr, was um ihn geschah.

So traf ihn sein Freund James, der ihn lange vergebens gesucht hatte und ihn nun in die Wohnung des Puritaners geleitete.

2.

Nach Henri Hamelton war heimgekehrt, aber in einer Stimmung, die von jener himmelweit verschieden war, in welcher wir ihn so eben noch erblickten. Sein Bruder Georges hatte ihm mit eigener Lebensgefahr das Leben gerettet; die reinsten innigsten Gefühle des Dankes erfüllten sein ganzes Innere, geriethen mit seinem Lektüre-Stoicismus in den heftigsten Conflict und trugen zuletzt einen entschiedenen Sieg davon. Die ganze Nacht brachte er auf den Knieen zu und flehte den Herrn an um Erleuchtung, der Herr erhörte ihn und befahl ihm, den Gefangenen aus seiner Haft zu befreien. Wer schildert das Erstaunen und die freilich noch durch Ungläubigkeit getrübte Freude der beiden Kavaliere, so wie seiner Tochter, als er des Morgens diesen seinen Plan eröffnete. Alle ihre Zweifel über die Möglichkeit des Gelingens eines so gefährlichen Unternehmens schlug der sonderbare Schwärmer, in welchem die Motive zu seiner energischen Willensrichtung nicht nach dem gewöhnlichen Maaßstabe beurtheilt werden darf, mit den Worten nieder: „Es ist der Wille des Herrn und ihm ist nichts unmöglich: unversehrt wie Daniel aus der Löwengrube wird Strafford noch heute aus dem Kerker gehen.“ Ja er hieß Georges, Miß Anna am Abend aus dem Pallast in seine Wohnung zu geleiten, um den Vater und die Tochter hier der Freude des Wiedersehens theilhaft zu machen.

Kaum fing der Tag an ſich zu zeigen, als Henri ſeinen Plan ins Werk ſetzte. Den Wachtdienſt im Thurm verſahen die Puritaner, deren Geiſtigſte ſich freiwillig hiezu ſtellten. Es gelang ihm, unmittelbar vor dem Gemach, in welchem Strafford ſchmachtete, den Poſten zu beziehen. Seinen Dienſtgenoſſen, Daniel Mack, einen wüſten Trunkenbold, wußte er durch einen betäubenden Trank in tiefen Schlaf zu verſenken und die Thüre des Gewahrſams zu erbrechen; ſo gelangte er zu dem einſamen, überraſchten Gefangenen. Eine heftige Bewegung durchzuckte ihn, als er ſich allein ſah mit „dieſem Meerbrenner, dieſem fluchbeladenen Henker Irlands," deſſen Haupt er noch geſtern forderte und dem er heute die Freiheit zu geben im Begriff ſtand. Beſonders betroffen war er von der Würde, die in der Haltung Straffords ſich kundgab. In der That verrieth deſſen ganzes Weſen etwas ſo Feierliches, ſo Ehrfurchtgebietendes, wie es ein Verbrecher auch ſelbſt nicht zu erheucheln im Stande geweſen wäre. Seine Heiterkeit war dieſelbe, die er vor ſeinen Richtern bekundet hatte, als er das Todesurtheil empfing, und dieſe ſeine Seelenſtimmung ſchien nichts erſchüttern zu können.

Strafford, der zumal ſich nicht erklären konnte, durch welche Beweggründe ein Puritaner ſich veranlaßt fühlte, zu ſeiner Rettung beizutragen, zögerte zu folgen: „Willſt Du Dich weigern," fragte ihn endlich Henri, „dem Willen des Herrn Dich zu unterwerfen? Statt frei zu ſein und des Tages Licht wieder zu ſchauen, ziehſt Du vor in dieſem Kerker zu bleiben, deſſen Finſterniß ſich nach wenig Tagen für Dich in die ewige Nacht des Grabes verwandeln wird?" „Nein," rief endlich Strafford entſchloſſen, „weil es der Himmel ſo will, ich weigere mich nicht." „So folge mir und willige ein in die Ausführung der Rathſchläge, die Gott durch meinen Mund Dir geben wird."

Beide traten nun leiſe aus der Thüre, näherten ſich dem ſchnarchenden Daniel Mack, richteten ihn nicht ohne Schwierigkeit

Univ. Bibl.
München

auf — denn er glich einem trunkenen Polyphem mit ſeinen coloſſalen Gliedmaßen, trugen ihn in des Lords Kerkergemach und legten ihn auf deſſen Bett. Henri nahm ihm Waffen und Kleider, der Lord legte ſie an, das Gemach wurde verlaſſen, die Thüre ſo gut als möglich wieder verſchloſſen und vor derſelben auf dem Poſten Daniel Macks gab Straffords ſeinen eigenen Wächter ab. Nach bald erfolgter Ablöſung wanderten Lord Strafford und Henri Haveiton frei dahin durchs Volksgewühl in den Straßen Londons.

## 8.

Was in der Seele des Lords vorging, während er ſich vom Thurm entfernte, verſuchen wir nicht zu ſchildern. Das Außerordentliche ſeiner Lage findet kaum ein Beiſpiel in der Geſchichte. Mit der Würde eines Vicekönigs begleitet, ſah er ſich noch vor ſechs Monaten auf dem Gipfel der Macht und des Glücks; ſeitdem war er angeklagt, feſtgenommen, eingekerkert worden; hatte vor Richtern geſtanden, die ſich im Voraus das Wort gaben, ihn ſchuldig zu finden und zum Tod zu verurtheilen. Achtzehn Tage waren verfloſſen, ſeit dieſer ungerechte Spruch, der auf die abſurdeſten Beſchuldigungen ſich ſtützte, bekannt wurde und während dieſer achtzehn Tage ſchwebte das Henkerbeil beſtändig über ſeinem Haupt. Und jetzt? jetzt war er auf der Flucht vor ſeinen Verfolgern, ſollte ſeine Familie, ſeinen König, ſeinen Freund Karl Stuart wiederſehen, ihm von neuem ſeine Kräfte widmen mit der Ausſicht in eine Zukunft, welche ihm die Rückkehr der Größe und des Glücks verhieß, deſſen er vor ſeinem Sturz ſich erfreute.

Auf ſeine Fragen antwortete Henri unbeſtimmt und ausweichend. „Der Herr, deſſen Wege unerforſchlich ſind, hat Dich durch mich befreit, der ich ein Sohn der reinen Kirche bin, der aufrichtigſte Feind des Königthums und der Götzendienerei, und haſt Du

dabei einem Menſchen etwas zu verdanken, ſo bin ich es nicht ſondern es iſt ein Anderer, dem Du es zu verdanken haſt."

Endlich gelangten ſie zu Henri's Wohnung. Mit unbeſchreiblicher Freude wurden ſie von James und Arabella empfangen.

„Alſo auch meine Tochter, meine arme Anna, werde ich ſehen? Wird ſie hieher kommen?" fragte der Lord.

„In wenigen Augenblicken wird ſie hier ſein," antwortete Henri, „von meinem Bruder begleitet, einem der eifrigſten Freunde der Monarchie und der Stuarte, dem ich die Freiheit, dem ich das Leben verdanke; denn hätte er geſtern Abend nicht den Tod von mir abgewandt, ſo ſäßeſt Du noch im Thurm; er alſo iſt Dein Befreier."

In der That befand ſich Georges bereits mit Miß Anna auf dem Weg von Whitehall nach Henri's Wohnung. Er hatte ihr Henri's kühnen Plan mitgetheilt, an deſſen Gelingen er ſelbſt zwar lange nicht mit der Zuverſicht glaubte, die er ihr in der Abſicht beibrachte, ſie zu bewegen, unter ſeinem Schutz ihren bisherigen gefährlichen Aufenthalt zu verlaſſen. In der Hoffnung, ihren Vater wieder zu ſehen, vertraute ſie ſich dem edeln Jüngling an, der in ihrem Herzen längſt ſchon eine feſtere Stelle eingenommen, als er ſelbſt ahnden mochte. Wie glücklich fühlte er ſich, als ſie an ſeiner Seite den Pallaſt verließ, aber in welcher Bangigkeit pochte ſein Herz, als ſie ſich ſeines Bruders Wohnung nahten und ihm immer wahrſcheinlicher wurde, daß er ſie dem Schmerz einer ſchrecklichen Enttäuſchung entgegenführe.

Doch nach einigen Minuten der ängſtlichſten Spannung lag Anna in den Armen ihres Vaters.

Lange hielt er ſie umſchlungen, ehe er ſich nach unſerm Helden wandte, in welchem er mit Erſtaunen den jungen Capitän erkannte, dem er in Irland ſeinen Schutz und ſeine Freundſchaft zugewendet hatte

Univ. Bibl.
München

„Alſo Ihnen, Georges Haselton," rief er, indem er ihm aufs tiefſte bewegt die Hand drückte, „ſchulde ich meine Freiheit und dieſes Wiederſehen?"

„Mir keineswegs, ſondern dieſem hier!" antwortete Georges und warf ſich an die Bruſt ſeines Bruders.

Henri erzählte nun ausführlich, wie es ihm gelang, in Straffords Kerker zu dringen und ihn zu befreien, den Dank dafür aber wies er aufs entſchiedenſte zurück, da er dabei nur als ein Werkzeug in der Hand des Herrn gehandelt habe. Auch würde man ſich vergeblich bemüht haben, ihm dieſe Anſicht zu benehmen und ihn zu überzeugen, daß er hiebei mehr einem Gefühl der Dankbarkeit und brüderlicher Liebe, als einer göttlichen Eingebung gehorcht habe. Eine Rechtfertigung ſeines Benehmens und eine Beruhigung ſeines Gewiſſens als Puritaner konnte er nur auf dieſe Weiſe finden.

Nach einem Plan, den Henri entworfen hatte, flüchteten am andern Morgen vor Tagesanbruch Lord Strafford von Arabella und auf einem andern Weg Miß Anna von Georges geleitet, aus London, Strafford in der Kleidung eines Puritaners, Anna in einem einfachen Gewande, welches ſie von Arabellen empfing, und gelangten unangefochten nach Pletchingly zu Joſua Peterſon, einem alten Freunde Henri's und treuem Anhänger der Krone, der ſie mit der freudigſten Hingebung empfing und den Tag über mit der äußerſten Vorſicht bei ſich verſteckt hielt.

II.

Unterdeſſen war Straffords Flucht aus dem Thurm entdeckt und nicht ſobald in der Stadt bekannt worden, als die „Heiligen Iſraels" mit furchtbarem Tumulte ſich auf den Straßen zuſammenrotteten. Die verſchiedenſten und zum Theil lächerlichſten Gerüchte über die Art ſeiner Befreiung verbreiteten ſich. Bald hieß es,

Karl Stuart habe mit Geld die Wächter beſtochen, bald, die Kavaliere wären verkleidet in den Thurm gedrungen und hätten ſie niedergemacht, bald ſogar, Karl Stuart habe im Bund mit dem Teufel, der in der Geſtalt des Daniel Mack in des Lords Bett gefunden worden wäre, den Streich ausgeführt. Die Wuth des Pöbels erreichte eine Höhe, wie nie vorher, und mit Drohungen, die bis jetzt unerhört waren, wurde Whitehall umſtürmt. Ein Opfer war ihnen entwicht, ein anderes ſollte an deſſen Stelle. Das Getöſe hatte dieſesmal einen ſo fremdartigen Charakter, daß die unglücklichen Bewohner von Whitehall, denen die Urſache davon noch unbekannt war, von unausſprechlicher Angſt ergriffen wurden. Zum erſtenmale ſah man die Königin, dieſe ſchöne und muthige Henriette von England, den Schrecken der um ſie verſammelten Hofdamen theilen. Sie glaubte, daß die Rebellen, durch den Widerſtand des Königs zum Aeußerſten gebracht, Anſtalten träfen, den Pallaſt zu erſtürmen, und dieſer Gedanke machte ſie zittern, ſie, welcher niemals die Wuth ihrer Feinde Furcht einflößen konnte. Aber ſie zitterte nicht für ſich, ſie war Mutter; ihren Sohn Karl, der elf Jahr alt war, faßte ſie in die Arme, verbot ihren Damen ihr zu folgen und lief ſchreckenbleich nach dem Gemache ihres Gemahls.

„Sire," rief ſie, „um des Himmels willen retten Sie uns!"

„Faſſen Sie Muth, Henriette," ſagte Karl mit einer Ruhe, welche bewies, daß er beim Herannahen großer Gefahr eines wahren Heldenmuthes theilhaft war; „ſind wir nicht gewöhnt an dieſes Geſchrei? und iſt unſere Sache ſo ſchlecht, daß wir an dem Schutz deſſen zweifeln müſſen, durch welchen die Könige regieren?"

„Nein, Sire, wie Sie hoffe ich noch, daß Gott Ihre Perſon und den Ihren Ihrer Väter ſchützen werde.... Aber dieſes Geſchrei gleicht nicht dem bisherigen; die Gährung iſt aufs höchſte geſtiegen; hören Sie'. Ganz London ſcheint in Aufruhr' Es iſt gewiß, die Rebellen bemächtigen ſich des Pallaſtes: wo ſoll ich unſern Sohn

DK

Univ.-Bibl.
München

verbergen?.... Sire, Sire," rief ſie mit einer herzzerreißenden Stimme, indem ſie ſich dem König zu Füßen warf, „haben Sie Erbarmen mit unſerem Kinde.... Retten Sie es, retten Sie es!"

Karl hob ſie raſch auf und ergriff die Hand ſeines Sohnes. „Mein Kind!" rief er mit lauter Stimme; „wer wagte es, ihm ein Leid zu thuen? nein, nein, Henriette, nicht dieſe zarte Blume will der Sturm knicken; ich bin es, gegen den dieſe Schmähungen und Drohungen gerichtet ſind; die Krone der Stuarte iſt es, die die Empörer unter ihren Füßen zertrümmern wollen."

Dieſe Worte vermehrten noch ihre Angſt. Bald lief ſie an ein Fenſter, bald näherte ſie ſich dem jungen Prinzen, um ihn mit ihrem Körper zu beſchützen. „Sire, hören Sie!" rief ſie plötzlich... „nicht mehr blos den Namen Strafford's nennt das Volk.... Ihren, ja auch Ihren Namen!.... Vielleicht iſt es der meines Sohnes!.... Großer Gott! Karl, Karl, ich beſchwöre Sie, retten Sie unſer Kind!"

— „Glauben Sie, Henriette, daß es in meiner Macht ſteht, dieſe Wüthenden zum Schweigen zu bringen?"

— „Ja, in Ihrer Macht, Sire."

— „Und wie?"

— „Geben Sie ihrem Willen nach.... Unterzeichnen Sie die Verurtheilung Strafford's.... Sie müſſen es; noch einen Augenblick Widerſtand und Sie liefern uns in die Hände dieſer blutgierigen Menge."

Karl, niedergeſchmettert durch dieſen unerwarteten Schlag, ſagte nach einer Pauſe im Ton des Vorwurfs und bitterſten Schmerzes: „Und das ſind Sie, Henriette, die mich hiezu auffordert? Sie wiſſen nicht, daß die Hinrichtung des Vicekönigs den Fluch des Himmels und aller Völker Europas, eben ſo auf mich, der ich ſie zugab, wie auf jene, die ſie forderten, herabziehen würde? Sie wollen, daß ich der Wuth dieſer Tiger einen Mann

opfere, deſſen ganzes Streben dahin ging, die geheiligten Rechte des Königthums zu ſchützen? der verwünſcht, verfolgt, zum Tode verurtheilt wurde, weil er mit beiſpielloſer Feſtigkeit meine Befehle vollzog? O, das hieße als Judas handeln, einen Verrath begehen, dem, zweifeln Sie nicht, des Himmels ſchreckliche Strafe folgen würde; mit Schauder würden ſich alle meine Getreuen von mir wenden. Nein, Henriette, möge Gott über mich richten, nie will ich einer ſolchen Infamie meine Krone zu verdanken haben!"

Karl ſprach dieß mit jener Energie, die er ſo gut zu zeigen verſtand, die aber leider nicht von Dauer in ihm war. Dieß wohl wiſſend, fuhr die Königin fort:

„Nicht Sie, das Parlament läßt den Grafen hinrichten. Und überdieß, vermag Ihre Weigerung ihn noch zu retten? Iſt nicht der Pöbel im Begriff ſelbſt das Urtheil zu vollziehen?... Sire, das Henkerbeil, das er ergreift, kann zugleich auch auf das Haupt — —" ohne ſich durch den Blick des Unwillens, welchen der König bei dieſen Worten ihr zuwarf, irre machen zu laſſen, fuhr ſie fort: „Ja, Sire, das Volk kann mit demſelben Schlag das Scepter ſeines Königs zerbrechen und das Opfer fällen, das ſein Grimm ſich gewählt hat. Vergeben Sie mir dieſe Freimüthigkeit! Glauben Sie, daß mir dieſe Worte ſchwer werden, mir, der Königin von England, der Tochter Heinrichs des Großen. Aber ich bin Mutter, Karl; ich fürchte für mein Kind; ich vergeſſe meine Geburt und meine Würden. Um des Himmels willen, Karl, unterzeichnen Sie!"

Da hob der König den Prinzen auf ſeine Kniee. „Mein Sohn," fragte er ihn, „willſt Du einſt einen Thron, welchen Dein Vater mit dem Blut ſeines beſten Freundes, ſeines treueſten Unterthanen befleckt hat?"

Der arme Knabe antwortete nur mit Seufzen. „Mein Sohn," fragte ihn ihrerſeits die Königin, „wirſt Du nicht Dein ganzes Leben lang Deinen Vater ſegnen, wenn er Deine Mutter und

Dich ſelbſt der Wuth der Schändlichen entzieht, die nur tödten wollen?"

Da umklammerte der Knabe den Vater und rief unter den rührendſten Schmeicheleien: „Vater, Vater, rette meine gute Mutter! O, ich will Dich ſo ſehr lieben ... und ſie Dich auch ... O, rette ſie!"

Dieſe Antwort durchbohrte Karls Herz; er machte ſich frei von den Armen des Knaben, erhob ſich und ging nach dem Tiſch, auf welchem noch immer das verhängnißvolle Pergament entfaltet lag. In demſelben Augenblick ſtürzte die Königin wie ohnmächtig nieder und rief mit erſtickter Stimme: „Da ſind ſie, ſie kommen, ſie kommen!" In der That vernahm man von der Vorhalle des Pallaſtes her ein verworrenes Getöſe.

„Kommen Sie zu ſich, ich beſchwöre Sie," ſagte Karl, die Königin aufrichtend; „fürchten Sie nichts für unſern Sohn, wir werden ihn ſchützen und, wenn es ſein muß, mit ihm ſterben ... Henriette, hören Sie mich! das Volk darf Sie ſo nicht ſehen, Sie, die Tochter von Heinrich IV., die Gemahlin von Karl Stuart!"

Der Gedanke an ihren Sohn brachte die Königin zu ſich ſelbſt. Mit majeſtätiſcher Würde richtete ſie ſich auf, ließ ſich in einen Seſſel nieder und indem ſie den Prinzen an ihr Herz drückte, ſagte ſie mit feſter Stimme: „Ja, Henriette von Frankreich wird zu ſterben wiſſen mit ihrem Kinde!"

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als die Thüre des Gemaches ſich öffnete und Pym begleitet von mehreren Mitgliedern der Kammer der Gemeinen vor dem Königspaar erſchien.

Pym, in der Vorausſetzung, Karl wiſſe nicht nur um die Flucht Straffords, ſondern ſei der Urheber derſelben, kam, um darüber von ihm gleichſam Rechenſchaft zu fordern und ihn an ſein gegebenes Verſprechen zu erinnern. Mit der höchſten Freude vernahm Karl die Nachricht von der Befreiung des Lords, wies je-

den Verdacht, daß er ſelbſt dabei thätig geweſen wäre, von ſich ab, und gab von neuem das Verſprechen, morgen dem Volk ſeinen Entſchluß bekannt zu machen mit dem Zuſatz, wenn auch jetzt der Lord außer Gefahr zu ſein ſchiene, ſo werde dies für ihn kein Grund ſein, das Todesurtheil zu unterzeichnen; er werde hiebei nur der Stimme ſeines Gewiſſens folgen.

## 10.

Wir wenden uns wieder zu unſern Flüchtigen, die in der Wohnung des biederen Peterſon Erquickung und Ruhe fanden. Alle überließen ſich den ſchönſten Hoffnungen und dem heiterſten Austauſch der Gedanken. Nur Strafford machte eine Ausnahme: er ſchien bald zerſtreut, bald nachdenkend, nahm flüchtigen Antheil am Geſpräch, dann zog ſich ſeine Stirne wieder finſter zuſammen und ſein Geiſt ſchien in dumpfes Hinbrüten verloren. Nach dem von Henri Havelton entworfenen und von ihm gut geheißenen Plan ſollte er am andern Tage vor Sonnenaufgang von Bletchingly nach Fort-Went, ſeinem Stammſchloß, zu gelangen ſuchen, um dort ſeine Gattin und übrigen Kinder zu begrüßen, und von da ſich baldigſt nach Guilford begeben, wo er unter dem Schutz der royaliſtiſchen Armee nichts zu fürchten hatte. Aber die Sorge für die Beruhigung ſeines Vaterlandes, für die Sicherheit des Thrones, für die Wohlfahrt ſeines königlichen Freundes, forderten, wie er glaubte, andere Schritte von ihm. Unerklärlich war den Umſtehenden die heftige Bewegung ſeines Innern, womit er des Abends von ſeiner Tochter Abſchied nahm, die ihm doch, von Georges begleitet, nach Fort-Went noch an demſelben Tage folgen ſollte. Eine Stunde nach Mitternacht, nachdem er vorher einen Brief an den König geſchrieben und dem dienſteifrigen James, der ſich ebenfalls in Bletchingly einfand, zur Beſorgung übergeben hatte, machte

Univ. Bib.
München

er ſich auf den Weg nach Fort-Went hin. Als er an die große Straße gelangte, die nach London führt, verließ er ſeine urſprüngliche Richtung und wandte ſich nach der Hauptſtadt.

Später, als das Gefilde bereits in den Strahlen der Morgenſonne ſchimmerte, traten Georges und Anna ihre Wanderung an, denen Peterſon ſich als Führer zugeſellte. Der freundliche Alte, der ſchon am vorhergehenden Abend bemerkt zu haben glaubte, daß dieſe Beiden ſich hier nicht zum erſtenmal ſahen, zog den Schluß, daß ſie bei ihrer Unterredung keines Dritten bedürften, und hielt ſich beſcheiden bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwand, ſtets einige Schritte entfernt von ihnen. Und welche Augenblicke feierten die beiden Liebenden! Ihre Gedanken, ihre Herzen tauſchten ſie aus; Alles um ſie her vergaßen ſie, die Blicke des Einen ruhten in denen des Andern. Und wie viel hatten ſie ſich einander mitzutheilen! wie entzückend lächelte ihnen die Zukunft entgegen! mußte nicht des Königs bekannte Dankbarkeit den jungen Kavalier mit Ehren und Würden überhäufen? und was ſtand alsdann noch ihrer Verbindung im Wege? — Als ſie an einen Punkt gelangten, von welchem aus man die Gegend überſah, die mit ihren geſegneten Feldern, Hügeln, Waldungen und Bächen weit hin vor ihnen ſchimmerte, von dem Allem ſie aber nichts wahrnahmen, näherte ſich ihnen Peterſon, zeigte ihnen in der Ferne Fort-Went und einen Fußpfad, der dahin führte. Auch dieſen legte das überſeelige Paar auf gleiche Weiſe mit langſamen Schritten und unter häufigem Ausruhen zurück, fand aber mit dem Ende des Weges auch das Ende ſeines Glückes, denn als ſie nach Fort-Went kamen, wußte man daſelbſt nichts von Lord Strafford, er war nicht angekommen. Seine Gemahlin Eliſabeth hatte noch nicht einmal etwas von ſeiner Befreiung erfahren. Die Beſtürzung, die Angſt, die ſich jetzt Aller bemächtigte, läßt ſich kaum ſchildern. Wie ſollte man ſein Ausbleiben ſich erklären?.... Georges beſtieg ein Pferd und durch-

ſtreifte nach allen Richtungen die Gegend, um irgend eine Spur von ihm zu entdecken, doch es war umſonſt.

## II.

James war mit ſeiner Verlobten unterdeſſen von Bletchingly nach London zurückgekehrt. Sein erſtes Geſchäft beſtand in der Erledigung des von Lord Strafford erhaltenen Auftrages, nämlich deſſen Schreiben dem König zu überbringen. Des Nachmittags um zwei Uhr erſchien er zu Whitehall im Banketſaal vor dem König. Mit der freudigſten Spannung nahm Karl Straffords Brief entgegen, doch noch ehe er ihn las, ließ er ſich durch James über die Art, wie Lord Strafford befreit wurde, genauen Bericht erſtatten.

„Waltete in Allem dieſem nicht ſichtbar die Hand Gottes, mein theurer und ruhmwürdiger Ritter?“ ſagte Karl am Schluß der Erzählung.

Der Mann, an den dieſe Worte gerichtet waren, ſaß auf einem Seſſel, der vor einer Staffelei mit einem Bilde ſtand. Von Zeit zu Zeit heftete er auf den Monarchen einen matten Blick, aus dem jedoch der Strahl eines gewaltigen Geiſtes zuweilen noch hervorblitzte; dann erhob er mit Anſtrengung den rechten Arm und machte hier und dort an ſeinem Werke einige Pinſelſtriche, die ihm den Stempel der Vollkommenheit aufdrücken ſollten. Er ſchien mit dem König ohngefähr in gleichem Alter zu ſein. Auf ſeinem Antlitz ſah man, wie auf dem des Königs, Züge eines langen und tiefen Leidens, aber bei genauer Prüfung fühlte man, daß bei ihm nur der Körper und nicht die Seele vom Schmerz überwältigt war. Dennoch war der Kopf des dem Tod verfallenen Malers noch ſchön zu nennen: ſeine hohe, breite Stirne, ehrfurchtgebietend durch ihre Furchen, ſein blaues Auge, aus dem zugleich die Liebe, die Poeſie und eine glühende Begeiſterung für die Kunſt ſtrahlten, ſein üppiges blondes Haar, dieß Alles gab ihm einen Anſtrich von

München

Jugend, der auf eine eigenthümliche Weiſe mit ſeinen bleichen hohlen Wangen contraſtirte. Es war in dieſem gebrechlichen Körper nur noch ein Hauch von Leben übrig, welches, wie das des Raphael, umglänzt von den reichſten Gaben des Ruhmes und des Glücks erlöſchen ſollte. An der Seite des unſterblichen Künſtlers befand ſich ein junges Weib von ſeltener Schönheit und von Geſundheit ſtrotzend. Oft lächelte ſie dem Maler zu, als wollte ſie ihn ermuthigen, die Müdigkeit, die ihn befiel, nur noch einige Minuten zu ertragen, unterſtützte ihm den Arm, richtete ihm Pinſel und Palette, kurz, bemühte ſich um ihn mit einer Sorgfalt, die deutlich kund gab, wie ſehr ſie wünſchte, daß dieſes Meiſterwerk nicht unvollendet blieb.

Der Maler war Anton van Dyk, das Weib ſeine Gattin, die ſchöne Schottländerin Maria Ruthven. Welch ein Gegenſatz zwiſchen dieſer reizenden Tochter des Hochlandes und den beiden anderen Perſonen! Sie war das Leben und die Liebe in ihrem ganzen Glanze, in ihrem ganzen Zauber; Karl und van Dyk waren der Schmerz, die Trübſal, der Tod.

Das Bild, an welchem van Dyk arbeitete, war ein Portrait ſeines königlichen Wohlthäters, der ſeinem geliebten Maler es nicht verſagen wollte, noch einige Augenblicke ihm zu ſitzen, ſo ſchmerzlich ihm auch dieſe Zuſammenkunft mit ihm war, denn es war die letzte; Karl hatte von ſeinem Arzt erfahren, daß ihm nur noch eine kurze Lebensfriſt vergönnt ſei.

Karl erbrach den Brief Straffords. Kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, als er am ganzen Leibe zu zittern anfing und Todesbläſſe ſein Antlitz überzog. Der Grund davon war den Umſtehenden unerklärlich. Van Dyk nahm vom Könige Abſchied. „Leben Sie wohl, Sire," ſagte er, „ich gehe auf mein Todesbett, fern von meinem ruhmreichen Vaterland, das Ihre Wohlthaten mich faſt vergeſſen ließen, und ich nehme keinen andern

Kummer mit mir in's Grab, als den, Euere Majeſtät und Marien verlaſſen zu müſſen."

„Haben Sie nicht," fragte der König, „auch das Portrait des Lord Strafford gemalt?"

— „Ja, Sire."

— „Und auch das des Erzbiſchofs Laud?"

— „Ich hatte die Ehre, auch dieſen muthigen Diener Eurer Majeſtät zu malen."

— „Danken Sie Gott, daß er Sie nicht zu längerem Leben verdammt, denn alle dieſe Häupter, deren Züge Ihr Pinſel unſterblich machte, werden vielleicht in kurzer Zeit unter dem Beil des Henkers fallen."

Van Dyk ſchauderte; er wollte dieſe gräßliche Prophezeihung widerlegen, aber die Stimme verſagte ihm, ſo ſehr war er ſelbſt überzeugt, daß ſie nur allzu raſch in Erfüllung gehen werde.

Sieben Monate und einige Tage nach dieſer Unterredung mit Karl Stuart ſtarb van Dyk.

## 12.

Als Karl allein war, nahm er wieder den Brief des Lords, las ihn zehnmal und fühlte jedesmal, daß ſein unerwarteter Inhalt die Schläge ſeines Herzens verdoppelte. — „Und heute," ſagte er im Ton der Verzweiflung, „heute ſoll ich dem Volk die Antwort ertheilen, die es ſeit drei Tagen mit ſolcher Ungeduld erwartet ... In einer Stunde muß Pym kommen, ſie abzuholen.... Was ſoll ich thun, o mein Gott?... Hochherziger Strafford, einſt wird das engliſche Volk dir eine goldene Statue errichten!..."

Ein Officier meldete ihm die Ankunft der Biſchöfe, die er zu einer außerordentlichen Verſammlung auf heute berufen hatte, da er hoffte, in der Anſicht der Großwürdenträger Englands über Strafford vielleicht ein Gegengewicht zu finden gegen die Anſicht

der weltlichen Großen, der Herzöge und Grafen, die in einer am vorherigen Tage gehaltenen Versammlung sich auf eine für Strafford ungünstige Weise ausgesprochen hatten. Karl eröffnete mit den Prälaten, unter welchen man vor allen den Erzbischof von York, Williams, und den Bischof von London, den ehrwürdigen Juxon, wahrnahm, die Berathung nicht ohne Zittern, denn er wußte wohl, daß auch ein großer Theil von diesen zu den Feinden Straffords gehörte. Nach der Begrüßung herrschte lange eine tiefe Stille in der Versammlung. Diejenigen, welche sich vorgenommen hatten, ihre Stimme gegen den Vicekönig zu erheben, wurden durch ein unüberwindliches Gefühl von Scham zurückgehalten, welches der Gedanke in ihnen erweckte, daß ihre Lage eine frappante Aehnlichkeit mit jener hatte, worin die jüdischen Rathsherren sich befanden, als sie von Pilatus die Kreuzigung Christi forderten. Endlich erhob sich Juxon, ein Greis, dessen Aeußeres schon einen für Parteilichkeit wie für Furcht unzugänglichen Charakter verrieth.

„Eure Majestät," sagte er, „müssen darauf gefaßt sein, daß die größte Freimüthigkeit in unserer Sprache herrsche. Die Worte, welche jetzt über unsere Lippen gehen, werden nicht nur von der Geschichte gesammelt und den kommenden Geschlechtern überliefert werden: auch im Buch des Himmels werden sie aufgezeichnet, damit wir vor dem höchsten Richter einst Rechenschaft darüber ablegen. — Nicht an uns, an Ihr Gewissen haben Eure Majestät die Frage zu richten. Seine Stimme ist die Stimme Gottes; es allein *kann*, es allein *muß* in diesem Augenblick Sie leiten. Antworten Sie, Karl Stuart, nicht mir, sondern Dem, der auf dem Grund Ihres Herzens liest: halten Sie den Grafen von Strafford des Verbrechens des Hochverraths für schuldig, dessen ihn das Parlament anklagt? Halten Sie ihn der Todesstrafe für würdig?"

„Nein, nein, Mylord," rief Karl mit Feuer; „bei meiner

Ehre, ich bin überzeugt, daß er keinen Theil hat an den Schandthaten, die man ihm zur Last legt!"

Nach einer abermaligen ernsten Pause begann der Erzbischof von York:

„Frei zu sehen unsere Kirche und unser schönes England von seinen Drangsalen, ist mein einziger Wunsch, und Gott ist Zeuge des Schmerzes, den ich empfinde, wenn ich genöthigt bin Eurer Majestät einen Rath zu ertheilen, dem Sie sich nicht länger widersetzen können, ohne den Staat ins Verderben zu stürzen. Die Stimme des Gewissens hat bis heute die Hand Eurer Majestät gefesselt; wir haben die Festigkeit bewundert, welche Sie inmitten der Verwirrung, wovon die Stadt ergriffen ist, behaupteten. Aber, Sire, Sie haben nicht erwogen, daß es verschiedene Arten von Gewissen giebt. Ein anderes ist das eines Vaters oder eines Gatten, ein anderes das eines Freundes oder eines Herrn. Als König sind Sie anders zu handeln verpflichtet, denn als Privatmann; als König sind Sie der Vater Ihres Volkes; welcher Vater aber wird seine Kinder opfern, um einen Freund zu retten? Dieß meine Ansicht."

Die ganze Prälaten-Versammlung trat, trotz den erneuten Protestationen des edeln Juxon, auf die Seite des Erzbischofs von York.

Da wandte sich Juxon noch einmal gegen den König.

„Sire," rief er, „wissen Sie, was sich eines Tags begeben wird, — und dieser Tag ist vielleicht sehr nahe, — wenn Sie in die Hinrichtung Ihres treuen Dieners einwilligen? . . ."

„Und was wird sich begeben?" fragte Karl.

— „Nach dem Kopf des Strafford wird dasselbe Volk einen zweiten, einen dritten, einen zwanzigsten fordern, und dann . . ."

— „Dann? . . . Vollenden Sie, Mylord . . ."

— „Dann wird es den Ihrigen fordern, Sire!"

Dieſe Worte vernichteten Karl Stuart und die ganze Verſammlung ſchien von demſelben Schlage getroffen. Die Prälaten ſahen einander an und keiner wagte das Stillſchweigen zu brechen, als plötzlich die Thüre des Saals ſich öffnete und Lord Strafford vor ihnen ſtand. Ein Schrei des Entſetzens entfuhr Aller Lippen. Sie glaubten im erſten Augenblick, der Geiſt des Vicekönigs ſei ihnen erſchienen, um ſie wegen ihrer Nichtswürdigkeit zur Rede zu ſtellen. Karl wollte ſich in die Arme ſeines Freundes werfen, aber nach vergeblicher Anſtrengung ſank er ermattet auf ſeinen Sitz zurück. Straffords Haltung war voll Feſtigkeit und Würde.

„Sire," ſagte er, „nach einem langen und heftigen Kampf habe ich den Schritt gethan, der mir allein ziemt; jedes perſönliche Intereſſe muß der Wohlfahrt Ihrer geheiligten Perſon und des Staates weichen." Karl wollte ihn unterbrechen, doch er fuhr mit derſelben Ruhe fort: „Ich bitte Sie flehentlich, durch die Annahme der Parlamentsbill das Hinderniß der Harmonie zwiſchen Ihnen und Ihren Unterthanen aus dem Wege zu räumen. Meine Einwilligung wird Sie vor Gott mehr rechtfertigen, als Alles, was andere Menſchen thun können; kein Verfahren iſt ungerecht gegen denjenigen, der ſich ihm unterwerfen will."

Der Eindruck, den dieſe Worte auf die Rathgeber des Königs machten, läßt ſich nicht beſchreiben; von Bewunderung und Scham ergriffen, hoben ſie Hände und Augen gen Himmel, als wollten ſie Gott und Strafford um Verzeihung bitten für ein Benehmen, deſſen ganze Schändlichkeit Straffords Edelmuth ihnen zu Herzen führte.

„Eine Gnade, Sire, möchte ich mir erbitten," fuhr Strafford fort, „nämlich die, meinem armen Sohne und ſeinen drei Schweſtern ſo viel Wohlwollen zu ſchenken, nicht mehr und nicht weniger, als ihr unglücklicher Vater verdiente, je nachdem er einſt ſchuldig oder unſchuldig erſcheinen wird."

Karl erlag der Gewalt dieses Momentes, die Blässe seines Gesichtes ward gräßlich, vergeblich suchte er einige Worte zu stammeln, rückwärts stürzte er in seinen Sessel, man glaubte, er habe ausgeathmet. Durch rasche Anwendung ärztlicher Mittel wurde er wieder ins Leben gerufen, aber während der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung entfernte sich Strafford.

Karl verharrte eine ganze Stunde in einem Zustand von Starrheit und Lähmung, die ihm allen Gebrauch seiner Kräfte versagte. Endlich erhob er sich, wankte nach dem Tisch, nahm eine Feder und unterzeichnete das Pergament. Pym, der in demselben Moment in den Saal trat, nahm es in Empfang und überbrachte es dem triumphirenden Pöbel. Am folgenden Tag wurde Lord Strafford hingerichtet.

Gustav Pfarrius.

# Reliquien

von

# August Wilhelm von Schlegel.

## Sonett.

Der Völkersitten, mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprache frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren
Vereinigend in Eines Wißens Kette,

Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst, wie unterm Schutz der Laren
Stets dichtend, aller, die es sind und waren,
Besieger, Muster, Meister im Sonette.

Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde
Mit Shakspear's Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:

Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt, doch dieß Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel.

## *Πηρὶ ἑαυτοῦ*

Kosmopolit der Kunst und Poesie,
Verkündigt' ich in allen Formen sie.
Shakspeare, der Genius der Briten, fand
Durch mich in Deutschland noch ein Vaterland.
Im neuen Indien thront Britannia stark;
Im alten such' ich alter Weisheit Mark.
Des Ramas Thaten zog ich an das Licht,
Wovon Valmiki hohe Wunder spricht.
Drum siegl' ich mit des Helden Siegelring. *)
Den ich zum Lohn für mein Bemühn empfing.

## Die Verwandlungen und das Unwandelbare.

Die Poesie, die Liebe ziemt der Jugend,
Vom Alter fordert Weisheit man und Tugend.
Die Zeit verwandelt Neigung, Sinn, Gestalt:
Nur was unsterblich ist, wird nimmer alt.

*) Der Ring, den A. W. S. zum Geschenk erhielt, ist auf dem zweiten Titelblatt des ersten Bandes der Ramayana, Ausg. auf Velinp., abgebildet.

## Der Prophet des jüngsten Tages.

Sanct Ohrius saß nach Tische,
Alle Westenknöpfe los,
In des Gartensaales Frische,
Auf des Sopha's weichem Schooß.

Mit den runden Armen hielt er
Seinen Bauch gelind umspannt,
Und mit einem Daumen spielt' er
Um den Daum der andern Hand.

Schlummernd saß, doch geistig wacht' er
In beschaulich sel'ger Ruh;
Seine Mahlzeit überdacht' er,
Manchen guten Trunk dazu:

„Schmackhaft sind die Gottesgaben,
Stärkend einem frommen Mann.
Daß sie nicht die Sünder laben,
Nehm' ich ein, so viel ich kann.

Mühsam ist es, erst zu kauen;
Leicht ist auch das Schlurfen nicht;
Mühsam ist es, zu verdauen:
Doch ich halt' auf meine Pflicht.

Biete nun den Caffee, Grete!
Zwar des Mahomets Geschenk.
Lügenhaft war der Prophete,
Aber gut ist sein Getränk.

Ach! die Welt liegt ganz im Argen;
Seelentrost bedarf ich sehr.
Nahmen mich doch gar die Kargen,
Wollen mir nicht borgen mehr.

Wir, die Heil'gen, sollten leben
Von der Andern Schweiß und Gut.
Aber nichts umsonst will geben
Diese aufgeklärte Brut.

Waffne dich mit Ungewittern,
Herr, in strengem Strafgericht!
Laß das freche Weltkind zittern,
Das von Schuld und Zahlung spricht!

Jeder Schuldschein ist zerrissen,
Wann der jüngste Tag erscheint:
Und er kommt, das sollt ihr wissen,
Böse Gläub'ger, eh' ihr's meint.

Innerlich erleuchtet, weiß ich,
Was in Zukunft wird geschehn.
Achtzehnhundert drei und dreißig
Wird die Welt in Brand vergehn.

Dann beginnt das Reich, das tausend
Jahr' in Freuden wird bestehn.
Nur den Auserwählten schmausend
Will ich diese Zeit begehn.

## Der gespaltene Berg.

Dort, wo sich an des Mittelmeeres Wogen
Gaëta's schroffer Felsenwall erhebt,
Wo, rechts und links am Ufer hingezogen,
Der freie Blick zwo Buchten überschwebt,
Wo noch nicht in Vergessenheit entflogen
So manch' uralte Heldensage lebt,
Wie seiner Amme hier zum Angedenken
Aeneas Grab und Namen wollte schenken:

Da siehest du der Bergeshöhen eine
Gespalten ganz durch eine feine Kluft:
Es geht der Riß hinab im harten Steine
Vom Gipfel an bis in die tiefste Gruft;
Doch hemmt die beiden Wände vom Vereine
Nur enger Raum und wenig Himmelsluft,
Also daß einer nur und nach dem andern
Den dunkeln Fußsteig mag hinunter wandern.

Und es berichten uns die heil'gen Sagen,
Derselbe Berg war vormals fest und dicht.
Doch als der Heiland, an das Kreuz geschlagen,
Für unsre Sünd' erlitten das Gericht,
Und als der Schrei von seinem letzten Zagen,
Der durch der Erde Schooß erschütternd bricht,
Die Hall' am Allerheiligsten zerrissen,
Da hat sich auch des Felsen Brust zerspliſſen.

Die Kirche, von der Andacht Trieb geleitet,
Hat dieses Wunderzeichen wohl gepflegt.
Hier ist ein Weg zur Pilgerfahrt bereitet,
Wobei die Seele Christi Leid erwägt;
An dreizehn Stellen, wie man niederschreitet,
Erscheint das Bild des Kreuzes eingeprägt;
Bald murmelnd, bald geräuschig, spült die Welle
Am Ausgang um die heimliche Kapelle.

## Epigramm eines alten Theologen.

Desine, cui nemo videat sine numine numen.
Mirari: solem quis sine sole videt?

### Uebersetzung.

Wund're dich nicht, daß nur, wem Gott sich verkundete, Gott sieht.
Wer wohl hatte die Sonn' ohne die Sonne geseh'n?

## Vertheilung des Schreibegeräthes für die heutige Zeit.

Die starren Schwanenfedern euch, Cenieren!
Den alten Gänsekiel langweiligen Autoren!
Unzähl'ge Katzen' pens für Liebesbriefgekritzel,
Dann Rabenfedern auch für Feuilleton-Gewitzel.

## Fragment.

Im Sommer 1791.

Und ſchmacht' ich ſo mit allen meinen Sinnen
Nach deinem ſüßen labungsvollen Kuß,
Und kann nicht Einen Blick von dir gewinnen,
Nicht Einen Hauch, nicht Einen leiſen Gruß —
O Traute, welch' unſeliges Beginnen,
Daß ich von dir mich ſelbſt verbannen muß?
So glühend jung, du Göttin meiner Freuden,
Soll ich vom Sonnenblick der Liebe ſcheiden?

Soll einſam nun auf fernen öden Fluren —
Doch nein! Auch hier iſt Gottes freie Welt;
Sein Raum begränzt die himmliſchen Azuren:
Ich ruh auch hier umwölbt vom Sternenzelt.
Die Pflegerin der irdiſchen Naturen,
Die alles Daſein ſchafft und trägt und hält,
Seh' ich ſie nicht ringsum die Weſen laben?
Verſagt ſie mir auf ewig ihre Gaben?

Getroſt! ich hab' aus ihrer ew'gen Fülle
An deinem Buſen Labung eingeſaugt.
Dein güteveller, unbegränzter Wille
Hat in ein Meer von Wonne mich getaucht;
Muthwill'ge Schönheit in der Unſchuld Hülle
Hat flüſternd mir Gewährung zugehaucht,
Hat ſchüchtern ſich mit holdem Widerſtreben
Der glühenden Umarmung hingegeben.

## Aus den Augen, aus dem Sinn.

### Variationen.

1.

Wie vergeßlich war die Schöne,
Als ſie „Unvergeßlich“ ſprach!
Lieblich klangen dieſe Töne,
Hallten mir im Herzen nach.

Aber, ach! die Seufzer bringen
Mir kein Echo mehr zurück.
Wankelmuth auf leichten Schwingen
Trug hinweg mein kurzes Glück.

2.

Nach dem Franzöſiſchen.

In den Sand am Seegeſtade
Schriebſt du unſern Namenszug.
Ueberſtrömt vom Wellenbade,
Schwand die leichte Spur im Flug.

Doch dieß Sinnbild deiner Triebe,
Bei ſo viel Vergänglichkeit,
Lebte länger als die Liebe,
Der es deine Hand geweiht.

## Tagelied.

Frei nach dem Provenzaliſchen

Einſt ein Ritter lag am Herzen
Seinem Lieb, in Luſt und Scherzen.
Küſſend ſprach er dann mit Schmerzen:
Süße Wenne! was geſchieht?
Tag beginnt, und Nacht entflieht.
Ach!
Denn der Wächter ruft: Erwach'!
Eilig auf! der Tag erſcheint
Nach der Morgenröthe.

Süße Wonn'! o käme nimmer
Doch der Morgenröthe Schimmer!
Weilte Nacht umhüllend immer,
Wo der Traut' in hehrem Muth
An der Trauten Buſen ruht!
Ach!
Denn der Wächter ruft: Erwach'!
Eilig auf! der Tag erſcheint
Nach der Morgenröthe.

Süße Wenne, wer kann nennen
Qualen, die im Innern brennen,
Wenn ſich Freund und Freundin trennen?

Ich nur weiß es, der's empfand.
Weh', wie rasch die Nacht entschwand!
Ach!
Denn der Wächter ruft: Erwach'!
Eilig auf! der Tag erscheint
Nach der Morgenröthe.

Süße Wonn', ich muß von hinnen.
Denke mein in treuen Sinnen!
Was ich thun mag und beginnen,
Dennoch bleibt mein Herz ja hier,
Scheidet nimmer sich von dir.
Ach!
Denn der Wächter ruft: Erwach'!
Eilig auf! der Tag erscheint
Nach der Morgenröthe.

Süße Wonn', ich muß verderben,
In der Sehnsucht Qualen sterben,
Soll ich nicht dich bald erwerben,
Wird mir nicht dein Gruß zu Theil;
Du bist Leben mir und Heil.
Ach!
Denn der Wächter ruft: Erwach'!
Eilig auf! der Tag erscheint
Nach der Morgenröthe!

## Leichtſinniger Rath an einen zärtlichen Dichter.

Du willſt, mein Freund, dein Liebeslied vernichten,
Weil untreu dir ſeitdem die Schöne war?
Da mag der Teufel Liebeslieder dichten!
Ein jedes läuft die nämliche Gefahr.

Bei'm Stirnhaar die Gelegenheit erhaſchen,
Und, ſchlüpft ſie fort, dich tröſten, ſei dein Sinn.
Sie ließ dich doch mehr oder minder naſchen,
Und die Erinn'rung bleibt dir als Gewinn.

Die Flucht der Jahre läßt ſich nicht verſchieben;
Mit ihr entflieht die reizende Geſtalt.
Willſt du ſie denn auch ſo verwandelt lieben,
Und ſelber ſo geliebt ſein, mit Gewalt?

Die Liebe paßt ſich nicht zu Wackelköpfen.
Ihr liebt nicht mehr: geſteht es ohne Scheu.
Doch, könnt' ihr beid' am Born der Jugend ſchöpfen,
So leb' ich die Jahrhundert-lange Treu.

## Am 20. September 1829.

Was trübte dir, o Rhein! den klaren Spiegel?
Wie welkten eure Kränze, Rebenbügel?
Warum verhüllt die Landschaft rings ein Flor? —
So fragt' ich, und ein Flüstern traf mein Ohr:

„Verkleidet wandeln in den Erdbezirken
„Die Himmlischen, doch sie verräth ihr Wirken,
„Weil ihrer Näh' geheimnißvolle Kraft
„In der Natur ein schön'res Leben schafft.

„Ein milder Blick hat oft auf uns verweilet,
„Ein leiser Fußtritt unsre Flur durcheilet;
„Wir prangten, da uns diese Sonne schien:
„Die fremde Zierde war uns nur geliehn."

## Biographische Regel.

Viele Verwandlungen giebt's, so ist in dem Leben die Ordnung:
Erstlich die Liederlichkeit, zweitens die Bigotterie.

## Ehren-Verleihungen.

Papiergeld ſind die Orden und die Titel.
Der Dirner kargen Sold ergänzen ſolche Mittel;
So hält man fein das baare Geld zu Rath.
Doch durch Verſchwendung ſinken ſie im Preiſe,
Dann geht es nach der Aſſignate Weiſe:
Der Staat macht Bankerott mit ſeinem Bettelſtaat.

### Geſpräch.

A.

Du trägſt die Orden doch, die, ſagſt du, nichts bedeuten.

B.

Wie man mit Wolfen heult, prunk' ich vor eitlen Leuten.

## Der lahme Pamphletiſt.

Wenn politiſch er ſalbadert,
Und mit euch, ihr Fürſten, hadert
Als ein kühner Patriot:
Denkt nicht, daß euch Unheil droht;
Nein, es dämpft, gleich Morpheus' Mohnen,
Sein Pamphlet Rebellionen;
Alles bricht in Gähnen aus
Und das Volk ſchleicht ſtill nach Haus.

## 1835.

Seit ſiebzehn *) Jahren ſteht
Die Univerſität.
Wie kommt's, daß kein Juriſt
Sich in ſo langer Friſt
An unſres Königs Feſt
Als Redner heran läßt?
Sind etwa die Juriſten
Nicht gute Revaliſten?
Sind vollends Civiliſten
Nicht gute Latiniſten?
Das Corpus juris iſt
Lateiniſch, wie ihr wißt;
Woran ſie dann die Fetzen
Mit ſchlechtem Deutſch verſetzen.
Da achtet man nicht viel
Latinität und Stil.
So geht zwar viel Latein
In ihren Kopf hinein;
Doch ſoll's zum Mund heraus,
Dann ſind ſie nicht zu Haus.

*) Anm. des Herausg. Jetzt ſind's faſt dreißig Jahr', und noch iſt's immerdar. So wie's vor dreizehn war.

## Das Seil des Okkus.

Autoren giebt es, wie Sand am Meer,
Censoren auch ein großes Heer.
Der Autor plagt sich mit Schreiben sehr;
Der Censor streicht ihm die Zeilen leer:
Dann macht das Ober-Censurgericht
Dem Censor viele Striche zunicht.
So haben sie alle vollauf zu thun;
Der Leser will aber auch nicht ruhn.
Schafft ihm nur Futter, so ist er froh,
Und wär' es auch Häckſel von altem Streh.

## Dichterlinge und Dichter.

Schau vom Wächtertürmchen
Auf der Gänſeweide hie
Die Johanniswürmchen
Neuſter deutſcher Poeſie.

Zu den blauen Fernen
Wende dann den Blick empor.
Gleich den ew'gen Sternen
Strahlt der ächten Dichter Chor.

## Geſpräch über die Lieblingsgegenſtände der Poeſie.

### Der Grämliche.

Von Roſen und von Nachtigallen,
Von Schönheit und der Liebe Huld
Hör' ich die Dichter kindiſch lallen:
Zuletzt vergeht mir die Geduld.
Schon achtzig Jahr hab' ich's vernommen;
Es will nicht aus der Mode kommen.

### Der Billige.

Mein Freund! du mußt dich wohl bequemen,
Daß ſtets die Jugend neu ſich regt.
Soll Heute ſich der Wonne ſchämen,
Die Morgen ſchon zu Grabe trägt?
Es wird nicht aus der Mode kommen,
Bevor der Sonne Licht verglommen.

## Der neueſte Religionskrieg.

Wie lob' ich euch, bandfeſte Bauern,
Für eure That in Züriche Mauern!
Ihr hört, daß Doctor Strauß gelehrt
Am Evangelium zu klauben,
Und kommt, mit Knüppeln ſtark bewehrt,
Zu ſtreiten für den alten Glauben.
Zum Glücke ſchlägt der Strauß um Strauß
Zu keinen blut'gen Kriegen aus,
Weil ſeine Schutzherrn gleich verzagen,
Und niemand ſeine Haut will wagen.
Ihr fegt aus Kirche, Staat und Haus
Den neuen Sauerteig hinaus.
Wer ferner ausſinnt ſolche Flauſen,
Den werdet ihr mit Kolben lauſen.

## Allegoriſches Coſtume.

Hier ſitzt ein langer Mann, und raucht aus langer Pfeife;
Ein Dichter ſoll es ſein, wie ich gewiß erfuhr.
Der Maler zeigte Sinn, wenn ich ihn recht begreife:
Der Mann iſt Nebending, die Pfeife Hauptfigur.
Der Mann hat lebenslang an dieſem Rohr gemolken,
Er ſog daraus hervor der Verſe Nebelwolken.
Die lange Pfeife war ihm Muſe, Kunſt, Geſchmack,
Und alles riecht bei ihm nach ekelm Rauchtabak.

## Die gelehrte Bildung der Croaten.

Während des Ungarischen Reichstages, im Sommer 1843.

Wie ruhmlich ist der Kampf der krieg'rischen Croaten
Mit Ungarns säbelklirrenden Magnaten!
Wir sind, bekannten sie, Illyrier von Geschlecht:
Ihr aber, Hunnen und Magyaren,
Seid Asiatische Barbaren,
Und wollt uns zwingen nun zu sprechen, wie ihr sprecht.
Wir sind ein freies Volk in unsers Kaisers Staaten,
Berufen, hier das Wohl des Landes zu berathen;
Latein zu sprechen war von jeher unser Recht.

Ach! wären unsre Professoren
Doch in Croatien geboren!
So hätten sie von Rom sich nicht so weit entfernt,
Und wußten was man in Secunda lernt.

## Mißdeutung.

Im Herbst 1819.

1.

Der — ⏑ — hat wie ein Leu gebrüllt.
Seid ihr von Grausen, Deutsche, nicht erfüllt?
Macht euch gefaßt auf unerhörte Dinge!
Er geht umher und sucht, wen er verschlinge.

II.

Nicht doch! Es war kein Brüllen, wie ihr wähnt,
Der — ⏑ — hat nur sehr laut gegähnt;
Denn auf der Bärenhaut der Protokolle
Sich wälzend, spielt er schlafend seine Rolle.

## An Freiligrath

Über zwei vom Ober-Censurgericht ausgestrichene Verse in seinem der Kölner Zeitung eingerückten Gedichte.

Vernimm den treuen Rath,
Ich geb' ihn unverhohlen,
Reimreicher Freiligrath!
O reime nicht auf Sohlen!
Das gränzt an Hochverrath;
Ich stehe, wie auf Kohlen,
Bei so verwegner That.
Es ist ja leicht, die Jugend
Zu paaren mit der Tugend;
Auch prangen alle Musen
Mit einem vollen Busen:
Das sind erlaubte Reime,
Süß, gleich dem Honigseime.
Wer aber schwatzt von **,
Den wird der Teufel holen.

## Flüchtiger Entwurf eines Bildniſſes.

Im August 1841.

Die Schönheit iſt der Götter erſte Gunſt:
Aus Blüthen der Natur erwächſt die Kunſt.
Im Geiſte Klarheit, tief Gefühl im Herzen;
Der Sitten Adel, wie im Ernſt, in Scherzen;
Der Sprache Wohllaut aus beſeeltem Mund:
Dieß macht nur halb Charlottens Weſen kund.

## Goethes und Schillers Briefwechſel.

### 1.

### Der erſte Eintritt.

(Briefw. Th. I. S. 1.)

Viel kratzfüßelnde Bücklinge macht dem gewaltigen Goethe
Schiller; dem ſchwächlichen nickt Goethe's olympiſches Haupt.

### 2.

### Gegenſeitige Bewirthung.

Es brachte ſeinem Schiller Goethe
Das derb materiell Concrete:
Das ſtellt' ihm ſtarken Leib und Seele;
Doch würgt' es hart ihn in der Kehle,
Was niemand leichtlich wohl vermeidet,
Wenn er die Krebs' in Viertel ſchneidet.

Dann brachte Schiller das Abſtracte,
Auch das Verzwickte, das Vertrakte.
Da ſchnitt nun Goethe viel Grimaſſen:
Doch wußt' er ſich ein Herz zu faßen.
Konnt' es dem Gaumen nicht behagen,
Verdaut' er's doch mit tapferm Magen.

So lebten ſie, in ſolchem Handel,
Friedlich beiſammen ohne Wandel.
Nie ſah man, zu der Welt Gedeihen,
Sich edle Geiſter ſo caſteien.
Laß, Publicum, dich's nicht verdrießen:
Du mußt die Qual nun mitgenießen.

3.

Der bleibende Gegenſatz.

Sie dachten die Naturen auszuwechſeln,
Und wechſelten nur fruchtlos manchen Brief.
Originales will der Eine künſtlich drechſeln;
Der Andre ſpinnewebt ſpeculativ.
Kaum kennt man noch den Zauberer der Geiſter,
Wenn er beim Grübler dort in dumpfer Kammer hauſt.
Doch jeder bleibt er ſelbſt: der Famulus, der Meiſter,
Der blaſſe Wagner und der kräft'ge Fauſt.

4.

Schiller im Spiegel ſeiner Theorie.

Weil kein friſches Gefühl dem vertrockneten Herzen entſtrömte,
Alles in Röhren gepumpt, nannt' er ſich ſentimental.
Weil er die Nacht in Toboſo vergeblich geſucht die Prinzeſſin,
Auch Windmühlen bekämpft, nannt' er ſich Idealiſt.

5.

### Uebermuth der Verbündeten.

Vielfach ſtrebte die Welt: euch ſchien's ihr wäret allein da;
Euch hieß jeder ſo gern Pfuſcher und Naturaliſt.
Eure Hexameter ſind der natürlichſte Naturalismus:
Nimmer begriff eu'r Ohr jenes helleniſche Maß.
Was ihr Fremdes verdeutſcht: Shakſpeare, Euripides, Marc,
Voltaire oder Racine; alles gepfuſchertes Werk!

6.

### An Ludwig Tieck.

Freund, ſei ſtolz! Der erhabne, der Genius, ſpendet ein Lob dir!
Goethe bezeugt: Du ſei'ſt wirklich ein leidlicher Menſch.

7.

### Wichtige Belehrung für die Küchenpoſt.

(Briefw. Thl. II. S. 31.)

Ja, weiſer Goethe! Du haſt wahrlich Recht!
Den Caviar muß man beim Froſt verſenden.
Vom feuchten Wetter wird das Salz geſchwächt;
Die Eier faulen dann, und ſchmecken ſchlecht.
Doch dünn geſalz'ne Brief' in ſechs geräum'gen Banden,
Die laſſen ſich in jeder Jahrszeit ſpenden,
Und ſind dem ſtumpfen Leier immer recht.

8.

### Familien-Leben.

Gar ſchön grüßt Goethe Schillers liebe Frau;
Die Gute grüßt; ſie grüßt, und hört nicht auf zu grüßen,
Dreihundert ſechzigmal! Ich zählt' es ganz genau:
Vier Bogen füllt es an, der Käufer muß es büßen.

9.

### Morgen-Billette.

Anfrage. Damit mein Freund bequem in's Schauſpiel rutſche,
So ſteht ihm heut zu Dienſten meine Kutſche.

Antwort. Ich zweifle, daß ich heut in's Schauſpiel geh';
Mein liebes Fritzchen hat die Diarhee.

## Die Nebenbuhlerinnen.

### Am 28. Auguſt 1841.

Zwei Muſen ſtritten ſich um den Beſitz
Charlottens, und Thalia ſprach zur Schweſter:
Was gleicht an Anmuth ihrem heitern Witz?
Mein iſt ſie; und ich halte ſie nur feſter,
Je mehr du ſie verlockſt zu deinem Thronenſitz. —
Melpomene begann: Ich ruf' herbei, als Richter,
Den großen Britten, alle hohen Dichter.
Wer ſah nicht in der herrlichen Geſtalt
Der Leidenſchaften Sturm, des Schickſals Allgewalt?

Wer weint nicht, wenn ſie klagt, ihr gern den Thau der Thränen,
Und ſublet ſüßen Gram und ein unnennbar Sehnen? —
Die Freundſchaft trat hinzu, und flüſterte zu ihr:
Charlotte, hör' auch mich! Ich weile ſtill bei Dir.
Ja! Deinem Genius wird jeder Zauber glücken;
Doch ſei Du ſelbſt! Du wirſt mich mehr entzücken.

## An das Publicum

### die Schauſpielerin Friederike Unzelmann,

als ſie am Schluße des Schauſpiels herausgerufen ward.

Gebt in Frieden nur nach Haus,
Denn ich komme nicht heraus.
Schreit ihr doch bei jedem Plunder
Immer gleich: heraus! heraus!
Tobt nicht oft das ganze Haus,
Wie ein ſchwangrer Berg, o Wunder!
Und es kommt nur eine Maus.
Wer ſo willig kommt heraus,
Käme wahrlich bald herunter.
Drum, und machtet ihr's noch bunter,
Gieng es drüber auch und drunter,
Brach' mit Krachen ein das Haus
Von dem tollen Saus und Braus:
Heute regt ſich keine Maus.
Meine Herrn, es wird nichts draus;
Gebt in Frieden, gebt nach Haus!
Lampenputzer, leich' nur aus.

## Der berittene Dichter.

### An Goethe.

Auf Zeltern reiten Cardinal und Pabſt:
's iſt billig, daß du deinen Zelter habſt.
Mit Troddeln werd' ihm Mähn' und Schweif behängt
Die Satteldecke bis zum Knie verlängt.
Gemächlichkeit und Gravität vereint
Ein ſolches Pferd, das faſt ein Maulthier ſcheint.
Ein kühner Reiter warſt du ehedem,
Doch mit den Jahren macht man ſich's bequem.
Zu heftig ſchüttelt ein entſchiedner Trab,
Und im Galopp ſtürzt man wohl gar hinab;
Beim Paßgang aber ſchläft man allenfalls,
Und legt dem Thier die Zügel auf den Hals. —

Drum, Zelter, ſei nicht allzu hochgemuth,
Weil ſich auf dir ein Dichter ausgeruht.
Dein Knochenbau, zwar kräftig aber grob,
Taugt nicht zu kleinen Volten und Redopp.
Tritt ehrbar auf! laß die Curbetten ſein;
Und bilde nichts vom Pegaſus dir ein!

## An Fr. U.

Taubſtumm ſchienſt du geboren, und machteſt zum Tauben und Stummen
Mich, vor Bewunderung ſtumm, taub bei der Anderen Wort.
Hätte dir auch das beſeelte Geſpräch und die liebliche Stimme
Streng die Natur verſagt, dennoch entzückteſt du ſo.
O wie wollt' ich alsdann mich bemühn, dich Zeichen zu lehren,
Kund zu geben das Herz, Regungen zarten Gefühls!
O wie wollt' ich mit Eifer der Blicke Beredſamkeit üben,
Bis ich verſtanden mich ſäh' an dem erwidernden Blick!
Doch die boren nicht wollen, das ſind die unheilbarſten Tauben,
Sagt man; und alſo vielleicht hülfe die Lehre da nicht.
Biſt du doch taub wie das Schickſal, und ſtumm wie den Fragen die Zukunft,
Redend und berend ja ſchon: wärſt du nun ſtumm noch und taub!
Zurnſt du ſchweigend mir jetzt, ſo wirſt du der türkiſche Stumme,
Der den erwürgenden Strick, ach dem Verdammten! mir reicht.

## An die Jungfrau von Orleans.

Ich habe früh dich ſchon beſungen,
Ich bot dir fromme Huldigungen,
O heldenmüth'ge Jeanne d'Arc,
Im Wunderglauben kühn und ſtark!

Doch, wenn der Helm dein Haupt ſoll ſchützen,
Was kann das ſeidne Schnürchen nützen,
Womit ihn zierlich deine Hand
Dir unter'm Kinn zuſammenband?

Dem Strohhut und dem Schäferleben
Haſt du den Abſchied ja gegeben.
Am Strohhut ſtand die Schleife gut:
Sie ſchloß ihn vor der Sonne Glut.

Nun muß ich, Heidin, für dich zittern;
Du eilſt zu Kampfes Ungewittern:
Da thut ein ehern Sturmband noth,
Dem Lanz und Schwert vergeblich droht.

Von allem deinem Stahlgeſchmeide
Der Panzer iſt's, den ich beneide,
Der deine Bruſt gefangen hält,
Wenn Lieb und Muth ſie ſtrebend ſchwellt.

Der Vorhang fällt: es iſt vollendet. —
Doch, daß der Sieg in Tod ſich wendet,
War es auch nur ein Gaukelſpiel,
Iſt für mein banges Herz zu viel.

In Ohnmacht ſcheint ihr Blick verſchwommen;
Sie athmet matt nur, tief beklommen.
Beſorgte Schweſtern, eilt hinzu!
Erweckt ſie aus der ſtarren Ruh!

Nichts mehr von wilden Schlachtgetoſen!
Laß dir den ſtrengen Panzer loſen.
O, hielt ihn nur ein ſeidnes Band,
Wie gern zerriß' es meine Hand!

## Die Reform der Ballette.

In Hoſen ſteckſt du deine Tänzerinnen?
O! welch ein puritaniſches Beginnen!
Cythere zeigt ſich nackt, warm athmend noch im Stein,
Und weckt Begierden nur in pöbelhaften Sinnen.
Die Kunſt und die Decenz, ſie haben nichts gemein.
Den üpp'gen Gliederbau, die biegſamen Geſtalten
In jeder Wendung, darf Terpſichore entfalten,
Und im Tricot zugleich nackt und bekleidet ſein.

Die Hoſen ſollen wohl die Mädchen ſittſam machen,
Doch werden ſie gewiß nur dieſer Vorſicht lachen.
Zwar bleibt es wahr: ohn' allen Schein
Der Sittſamkeit kann nie die Wolluſt reizen.
Drum laß ſie nicht ſo frech ſich auseinander ſpreizen,
Wenn ſie, wie Kreißel auf den ſteifen Zeh'n
Das andre Bein, geſtreckt, nach allen Winden dreh'n.
Die Sünden des Geſchmacks mißbilligt auch die Tugend;
Sonſt iſt ſie tolerant für Schönheit, Reiz und Jugend.

## Anfang einer Ueberſetzung des Macbeth von Shakſpeare.

### Erſter Aufzug.

#### Erſte Scene.

(Ein freier Platz. – Donner und Blitz. – Drei Hexen treten auf.)

Erſte Hexe.

Sagt, wann ich euch treffen muß,
In Donner, Blitz oder Regenguß?

Zweite Hexe.

Wann der Wirrwarr iſt zerronnen,
Schlacht verloren und gewonnen.

Dritte Hexe.

Noch vor Untergang der Sonnen.

Erſte Hexe.

Wo der Platz?

Zweite Hexe.

Der Heide Plan.

Dritte Hexe.

Da wollen wir dem Macbeth nah'n.

Erſte Hexe.

Ich komme Murner.

Alle.

Welch ruft auch: — ſogleich!
Schön iſt wüſt, und Wuſt iſt ſchön.
Wirbelt durch Nebel und Wolkenhöh'n.

(Sie verſchwinden.)

## Zweite Scene.

(Ein Lager bei Forres. — Getümmel hinter der Scene. — Der König Duncan, Malcolm, Donalbain, Lenox, nebſt Gefolge, treten auf. Sie begegnen einem verwundeten Soldaten.)

Duncan.

Wer iſt der blut'ge Mann? Er kann berichten,
So ſcheint's nach ſeinem Anſehn, wie's zuletzt
Um die Empörung ſtand.

Malcolm.

Dieß iſt der Hauptmann,
Der, kühn und mannhaft, mich zu leſen focht
Aus der Gefangenſchaft. Heil, tapfrer Freund!
Sag', was du weißt, dem König vom Gefecht,
Wie du's verließeſt.

Soldat.

Zweifelhaft noch ſtand es,
Wie ein erſchöpftes Schwimmerpaar ſich packend
Die Kunſt erdrückt. Der grauſame Macdonwald
(Werth, ein Rebell zu ſein; denn um ihn ſchwärmen
Die wucherhaften Tücken der Natur
Zu ſolchem Thun;) hatt' aus den Inſeln weſtwärts
Der Kern' und Gallowglaſſe Schaar geworben;
Fortuna, lächelnd dieſem ſchnöden Kampf,
Schien eines Meuters Hure. Doch umſonſt!
Der tapfre Macbeth — er verdient den Namen —
Fortunen höhnend, mit gezücktem Stahl,
Der in des Blutgerichts Vollziehung dampfte,
Als Buſenfreund der Ehre, ſchlug ſich durch,
Bis er den Schurken traf:
Bot keinen Handdruck, ſprach kein Lebewohl,
Bis er vom Nacken bis zum Kinn ihn durchhieb,
Und ſeinen Kopf auf unſre Zinnen ſteckte.

Duncan.

O tapfrer Vetter! würdiger Vaſall!

Soldat.

Wie dorther, wo der Sonne Lauf beginnt,
Wohl Sturm und Wetter, ſchiffzertrümmernd, losbricht,
So aus dem Brunnquell, der uns Heil verhieß,
Schwillt Unheil an. Merk', Schottenkönig, merk'!
Kaum zwang das Recht, mit Tapferkeit bewehrt,
Die hurt'gen Kerne, Ferſengeld zu zahlen,
Als der Norweger Fürſt, den Vortheil ſpähend,

Mit blanken Waffen, frisch geworbner Schaar
Auf's neue Kampf begann.

•

Der Refrain in dem Hexengesange:

Nicht, ihr alle! Nicht am Schwalle!
Feuer, brenn', und Kessel walle!

## Ein Brief A. W. von Schlegels. *)

Bonn, 13 août 1838.

Madame,

Après beaucoup d'hésitations je me suis décidé enfin à vous parler d'un sujet qui, depuis longtemps, m'a posé sur le cœur.

Dans l'amitié la réserve est toujours pénible, elle est un élément de froideur; d'autant plus que la sphère d'idées auxquelles elle se rapporte est plus importante.

Quoique la crainte de vous blesser m'ait imposé une certaine réserve sur les croyances religieuses que vous vous êtes fait un principe de déclarer hautement et publiquement en toute occasion, vous n'avez guère pu vous méprendre sur mon opposition silencieuse. Néanmoins, vous continuez de me parler de ces convictions qui dominent de plus en plus votre esprit, comme si je les partageais, comme si je devais les partager. Presque dans chacune de vos lettres je trouve des exhortations indirectes à les adopter. Or, cela ne dépend pas de moi, chère amie. Comment faire? Mon assentiment ne serait pas sincère, et mon silence pourrait être attribué au dédain ou à l'indifférence. Je réclame donc le droit de m'expliquer avec une parfaite franchise.

*) Wir theilen dieſen Brief des berühmten Verſtorbenen, worin derſelbe ſich freimüthig über ſein Verhältniß zu den religiöſen Bekenntniſſen ausſpricht, in derſelben Sprache mit, in welcher er mit ſo viel Sicherheit und Anmuth geſchrieben wurde.

Peu de voyageurs intellectuels ont vu autant de pays que moi. Ma manière de voir s'est formée peu à peu et fixée définitivement par l'expérience, les méditations, les études de plus d'un demi-siècle d'une vie consacrée à l'admiration du beau et à la recherche de la vérité. Dans ma jeunesse il m'a bien fallu respirer le scepticisme théologique: il était répandu dans l'atmosphère. Mais quand j'ai vu des âmes vulgaires et des esprits superficiels rétrécir l'horizon spirituel selon leurs vues bornées, ériger en raison l'incapacité d'un noble essor, qui les forçait de ramper terre à terre; enfin se bouffir de tout ce qui leur manquait: alors j'ai éprouvé une réaction. J'avais de bonne heure pris en aversion la philosophie sensualiste, et la plate morale qui en découle. Je suivis de près toutes les phases de la spéculation qui, en Allemagne, se succédèrent si rapidement. Mais la méthode abstruse de nos métaphysiciens manquait de cette élégance que je retrouvais dans Platon et dans Hemsterhuys.

Lors de mon entrée dans la carrière littéraire, nous fîmes, mes amis et moi, une guerre active aux tendances prosaïques et négatives du temps. Nous réveillâmes les souvenirs du moyen âge, de ce siècle si vigoureux et en même temps si croyant. Nous retournâmes dans la poésie les sujets chrétiens qui étaient entièrement passés de mode. Le protestantisme ne s'y prête absolument pas: témoins Milton et Klopstock. Le Dante que j'avais étudié à fond, et Calderon que je découvris plus tard, sont d'une tout autre trempe. Il fallait donc bien puiser dans les traditions de l'église romaine. Tout le monde admire les grands peintres qui ont glorifié la cosmogonie et l'histoire patriarcale des Juifs, ennobli l'humble costume de l'Evangile, et voilé l'absurdité de la légende. Je retraduisis, pour ainsi dire, en paroles quelques-uns des plus

beaux sujets pittoresques. C'était une prédilection d'artiste: ce rapport est encore plus clairement marqué dans mon poème: *L'alliance de l'Eglise avec les beaux-arts.*

Une jeune personne que j'aimais passionnément d'un amour paternel, avait reçu l'hospitalité du cimetière, au fond d'un pays entièrement catholique. Je fis un pélérinage vers sa tombe. Mon âme, navrée par d'autres chagrins encore, était ouverte à toutes les émotions. Dans une résidence épiscopale j'assistais souvent au culte, et j'y trouvais quelque soulagement. Est-il étonnant que dans une telle disposition le magisme du rituel avec tout son cortége ait produit sur moi un puissant effet? C'était la première fois que je vis la religion majestueusement revêtue d'un habit de fête au lieu de ce deuil monotone qu'elle porte dans les églises protestantes.

Parmi mes amis Novalis, penseur audacieux, rêveur divinatoire, à la fin visionnaire, se donna tout de bon à la foi chrétienne: comme un oiseau de passage, fatigué par son vol au-dessus d'un immense océan, s'abat sur une petite île verdoyante, et y oublie son ancienne patrie, et la vaste contrée qu'il avait voulu atteindre. Cependant il ne changea pas de confession; son père était membre de la société des frères Moraves, et on pouvait apercevoir une teinte héréditaire dans la piété du fils. Il mourut bientôt après.

J'ai voulu connaître les Mystiques, ces plongeurs du sentiment qui rapportent quelquefois des perles du fond de la mer, et les Théosophes qui voient les doctrines chrétiennes empreintes dans la nature entière. Il y a en effet des grains d'or dans leurs écrits, mais avec un alliage si étrange que quand ils veulent faire passer tout cela pour de l'or pur, cela ressemble aux prestiges des Alchimistes.

Les retours à la vieille église devenaient de plus en plus

fréquents. Parmi les peintres surtout l'abjuration à Rome était une vraie épidémie. On aurait tort de m'imputer la moindre influence là-dessus. Si les jeunes gens ont raisonné ainsi: „Tous les grands peintres ont été catholiques et archicatholiques, et nous deviendrons grands peintres," est-ce ma faute?

Une conversion frivole dans son origine n'en peut moins entraîner les suites les plus graves. Un peintre d'un mérite éminent dans mon voisinage, converti dans sa jeunesse comme les autres, est tombé dans le fanatisme et la plus sombre bigoterie.

Pour moi, je n'ai jamais eu sérieusement le projet de contracter un engagement solennel, quoique les sollicitations ne m'aient pas manqué. Au contraire, à mesure que mon frère Frédéric faisait des pas en avant, je rebroussais chemin. Je n'ai qu'à me reprocher ma trop longue indulgence: mais je l'ai expiée par un des plus amers chagrins de ma vie. Ce fut le divorce des âmes. Révolté du rôle qu'il joua depuis 1819 comme écrivain et comme allié des Jésuites, j'ai fini par lui déclarer mon inimitié à la manière des anciens Romains.

Nous avons vu les phénomènes que nous avons vus en Europe depuis le rétablissement de la paix, ne sont pas encourageants pour former une nouvelle union avec l'une des deux communautés chrétiennes. D'un côté, des réactions effrayantes, des efforts pour soumettre de nouveau le genre humain au joug sacerdotal; de l'autre, l'intolérance, le séparatisme, une moralé pédantesque qui s'affiche comme sainteté, enfin des sectes plus extravagantes les unes que les autres. Cela dépasse la croyance, mais les faits sont bien constatés. Je ne parle que de l'Allemagne.

J'ai dit dans un écrit publié il y a dix ans: „Aucun progrès des sciences, aucun perfectionnement de l'ordre social,

ne peut garantir les peuples d'une rechûte dans la superstition et le fanatisme. Ces sombres puissances souterraines sont comme des volcans éteints depuis des siècles, qui peuvent faire éruption subitement, et transformer en désert un pays cultivé." Hélas! trop de faits attestent la vérité de mon assertion.

Je me hâte d'arriver à la fin de ma trop longue histoire. Vous voyez, Madame, j'ai fait bien des tentatives, j'ai frappé à beaucoup de portes. J'ai demandé des secours à l'imagination et à la contemplation pour surmonter la difficulté que j'éprouvais d'admettre une histoire incroyable, et des dogmes qui dépassent ma raison et repugnent à mon cœur. J'ai quelquefois pu me persuader que j'avais la foi chrétienne; j'ai compris ensuite que c'était une illusion. Pour être réelle, la foi doit être tellement forte qu'il soit impossible de s'y soustraire. Une foi factice et arbitraire ne sert à rien. J'ai donc résolu enfin d'être vrai vis-à-vis de moi-même. Je laisse un libre cours à la pensée, et je me résigne aux doutes et aux négations que cela amène. Je m'en tiens à la religion primitive, innée et universelle. Voilà le terme de mes erreurs d'Ulysse, voilà mon Ithaque.

Je n'ai point le désir de vous faire adopter mes opinions, ni la présomption de croire que cela soit possible. Je voudrais seulement vous les faire connaître, afin de ne pas être mal compris et mal jugé. Jusqu'à un certain point, s'entend; car c'est un grand ensemble, où entrent divers éléments: spéculation philosophique, contemplation de la nature, investigation de l'histoire primitive du genre humain, études sur les origines, le développement et l'affiliation des religions positives, anciennes et modernes, enfin critique philologique et historique.

Tout cela, traité méthodiquement, serait fort long et pourrait remplir des volumes. Mais depuis quelques années j'ai jeté sur le papier des pensées détachées et des aperçus historiques, le tout rédigé en français *). J'ai mis de côté l'appareil de l'érudition et la terminologie de l'école; les articles sont déjà assez nombreux: quelques-uns ne consistent qu'en peu de lignes; les plus longs ne dépassent pas huit pages. Si vous le voulez, je vous enverrai des échantillons. Pour le moment cela n'est pas destiné au public. Vous verrez que je traverse les flots dans ma propre nacelle.

*Propria rate pellimus undas.*

Adieu, chère amie; et mille amitiés. Toujours votre ami très-dévoué et l'admirateur de vos vertus . . .

A. W. de Schlegel.

*) Diese nur der Form nach apophthegmatischen Gedanken und Aufzeichnungen werden in der Sammlung der Werke, welche Dr. Prosessor Böcking in der Weidmann'schen Buchhandlung zu Leipzig erscheinen lassen wird, mitgetheilt werden.

# Das Ende des Hauſes Dhaun.

(Bruchſtück aus Denkwürdigkeiten.)

Mitgetheilt

von

Guſtav Pfarrius.

Unter den Stammburgen der ehemaligen Dynasten des Nahegaus schaute keine stolzer und stattlicher von ihrer Felsenhöhe, als die der Wild- und Rheingrafen von Dhaun. Eine Strecke seitwärts von der Nahe, inmitten der malerischen Vorhügel des Hunsrücks, thronte sie auf dem Felsenplateau eines Bergkegels, der aus dem zerklüfteten Thal des Simmerbachs zu schwindelnder Höhe empor steigt und nur an einer Stelle, da wo das Dörfchen Dhaun in ihrem Schutze sich anbaute, durch einen schmalen Gebirgssattel mit den Nachbarhöhen in Verbindung steht. In uralter Zeit von den Sprößlingen der ehemaligen Gaugrafen gegründet, ein enges sturmfestes Gemäuer und ächtes Ingineland zu Schutz und Trutz, gewann sie im Laufe der Zeit, besonders seit im Anfang des vorigen Jahrhunderts, als ihre Besitzer unter französischem Einfluß und nach französischen Verschönerungsgrundsätzen sie zu erweitern suchten, allmälig das friedliche und glanzvolle Ansehen einer fürstlichen Residenz; die Räume waren vergrößert, die düstern Kemenaten in helle Prunkgemächer, und die massiven Mauervorsprünge der Brustwehren in leichte, von Karyatiden getragene Söller verwandelt worden. Auch die Hemmungen der Communication mit der Außenwelt, einst als Vorzüge betrachtet, wurden nach und nach weggeräumt, die Wege zu gastlichem Verkehr geebnet und an der Stelle alter

burgherrlicher Einfachheit hatte ein üppiges, buntgestaltetes Hofleben mit aller Pracht und Weichlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Schloße Dhaun seinen Sitz aufgeschlagen. Nur das Wilde und Schauerliche der Umgegend, das keine Menschenhand umzuschaffen vermochte, erinnerte noch daran, daß man sich hier in der Wild- und Raugrafen alter Heimath befand.

Heutiges Tages winkt das Schloß als Ruine auch den eiligsten Wanderer gebieterisch zu sich hinauf und zeigt ihm, noch immer majestätisch, noch immer trotzig, die Größe seines Falls in seinem Schutt. Die weithin geschleuderten Trümmer, die geborstenen Säulen, die zerbrochenen Statuen, über die der Pflug geht, alle die verwitterten Bilder und Zeichen im weiten verödeten Umkreis der malerischen Landschaft deuten ihm hieroglyphisch auf den Reichthum einer untergegangenen Welt. Dem Herausgeber des Nachstehenden gelang es, ein Stückchen Leben, wie es einst hier geführt wurde, wenn auch nur ein kleines, mitunter zerbrochenes, zu erhaschen. Es sind Denkwürdigkeiten, welche der verstorbene Leibarzt der letzten Rheingräfin von Dhaun, ein gelehrter und wahrheitsliebender Mann, aufgezeichnet hat und zwar, wie die nachstehende Episode daraus den Leser überzeugen wird, mit einem großen Geschick für kunstlerische Compositionen und einer noch größeren Vorliebe für romantische Ausmalung der Details und einzelner Situationen, was besonders dem vorliegenden, ohnehin novellenhaft abgerundeten Prachtstück einen Anstrich von reiner Dichtung gibt, während doch alles Wesentliche lautre und unverfälschte historische Thatsache ist. Nur in Beziehung auf die Diktion hat der Herausgeber einzelnes und glaubt wesentlich nachgeholfen

## I.

1742. Im September des Jahres 1742, an einem sonnenhellen Sonntagmorgen, kurz vor dem Beginne des Gottesdienstes, war der Unterschloßvogt von Dhaun mit seinem Amtsgehülfen eifrig beschäftigt, ein thierähnliches hölzernes Gestell, das in Betracht zweier colossalen Ohren, die am Kopf in die Höhe ragten, nichts anders als einen Esel vorstellen konnte, aus einem Behälter zu ziehen und auf dem mit Rasen bewachsenen Felsenvorsprung, der Schloßkirche gerade gegenüber, dergestalt zu postiren, daß es den Augen der Kirchenbesucher, sobald sie aus der Kirchenthüre traten, sich möglichst vollständig präsentirte.

„Potz Element, für wen, Herr Vogt?" rief der durch das vordere Schloßthor herein und mit seinem Schlüsselbunde der Kirche zuschreitende Küster; „für wen einmal wieder der Asinus ultor, den ich schon lange nicht mehr gesehen?"

„Für den Leonhard," antwortete der Vogt; „weil er sich gegen den Herrn Informator unehrerbietig conduiret, haben ihm Ihro Hochgräfliche Gnaden den Esel zu decretiren geruht."

„Weil er," fiel ihm der Gehülfe in's Wort, „dem Grumbacher Spion des Herrn Informator etwas das Leder gewalkt hat, Herr Schulmeister; das war die ganze Geschichte; Ihr könnt es nur Jedermann erzählen."

„So so; der Hitzkopf!" antwortete mit einer Mischung von Beifall und Tadel der Küster, verfolgte seinen Weg nach dem zierlich gewölbten Portal der Kirche, oder vielmehr Schloßkapelle, die aber geräumig genug war, eine ansehnliche Gemeinde zu fassen, verschwand durch die bedächtig erschlossene Pforte und alsbald erklang feierliches Geläute über Berg und Thal, um die Bewohner des Schlosses, des Dörfchens, der nahe und fern

gelegenen Mühlen, Höfe und Weiler herauf zur sonntäglichen Andacht zu rufen. Unterdessen waren der Vogt und sein Diener mit ihrem Geschäft zu Stande gekommen und hatten den einer Schaubühne nicht unähnlichen Platz einstweilen verlassen.

In dem wild- und rheingräflichen Hause Dhaun bestand die Sitte, leichte Vergehungen des Hofgesindes damit zu bestrafen, daß der Delinquent während des Sonntagsgottesdienstes Angesichts der ganzen Gemeinde, sich zum Schimpf und Anderen zur Warnung, auf einem holzernen Esel sitzen mußte. Zu dieser Execution war der obengenannte Rasenplatz, welcher darum auch den Namen Eselsgarten führte, ganz vorzüglich geeignet. Wenn man nämlich durch die Ringmauerpforte des Schlosses an jener Stelle, wo der Fels, der es trug, den einzigen Zugang gestattete, in den schmalen Vorhof trat, so gewahrte man zur Linken zunächst ein Wachthaus, das sich an die Ringmauer anlehnte, zur Rechten stand auf einer Felsenerhöhung zwischen dem Thorthurm und dem eigentlichen Schlosse die genannte Kapelle, zu deren nordwestlich sich öffnendem Portale eine breite steinerne Treppe führte. Links von dem Wachthause an, liegt die mit starken Brustwehren und Thürmen versehene Ringmauer in einem Bogen weiter bis zur Hauptpforte, die in den eigentlichen Schloßhof führte, während rechts an der Kirchentreppe jener terrassenartige Vorsprung begann, der auf seiner vorderen Fläche den Raum zum Eselsgarten bot und weiter hinten mit kleinen Wirthschaftsgebäuden versehen war, die an den hohen Seitenwänden des Schlosses ihre Anlehnung fanden.

Leonhard, der heute den unfreiwilligen Helden auf dieser Schaubühne agiren sollte, der verwegene Reitbursche des jungen Rheingrafen, hatte sich gegen dessen Erzieher, Herrn Sebastian Raabe, insofern vergangen, als er den Diener desselben in der Dorfschenke, welche für das gräfliche Gesinde höchst verführerisch

dem Ringmauerthor gerade gegenüber lag, einen Grumbacher Spion genannt und da dieser ihn bei der Herrschaft zu verklagen drohte, noch mit einigen Blaumälern versehen, um ihm, wie er sich ausdrückte, bei der Herrschaft die Beweisführung zu erleichtern. Er hatte sich nicht gescheut, die beleidigende Behauptung durch die Stärke seiner Faust zu erhärten, da er den Durchbläuten wirklich für einen Zwischenträger hielt, der, wie auch mancher Andere vom Schlosse einräumte, Alles hier belauere, um es bei seinen häufigen Besuchen, die er in Aufträgen des Informators zu Grumbach machte, den dortigen zu hinterbringen. War doch der Informator selbst früher in Grumbach'schen Diensten und gab es doch außer der Rheingräfin selbst nur Wenige auf dem Schloß, die ihm recht trauten. Herr Sebastian Raabe, der in seinem Diener sich selbst beleidigt fühlte, brachte dessen Klage vor die Rheingräfin, und so wurde Leonhard trotz der Fürbitte des jungen Grafen, seines Herrn, zum Esel condamnirt. Die verwittwete Wild- und Rheingräfin Louise, sonst gegen ihre Untergebenen die Milde und Nachsicht selbst, beharrte dießmal um so unerbittlicher bei ihrem Ausspruch, als sie mit Verdruß bemerkte, daß die zwischen ihrem und dem verwandten rheingräflich Salm-Grumbachischen Hause bestehende Spannung sich schon bis auf die Dienerschaft erstreckt hatte. Außerdem glaubte sie den seit dem Tod ihres Mannes auf dem Schlosse eingerissenen Unordnungen endlich einmal ernstlich steuern, besonders aber das Ansehen des Erziehers ihres einzigen Sohnes, des siebenzehnjährigen Rheingrafen Philipp, während dessen Minderjährigkeit sie der Regierung vorstand, aus vielfachen Gründen allerwege aufrecht halten zu müssen.

Kaum hatte man die ersten Glockentöne vernommen, als auch schon die Glieder der Gemeinde Dhaun, einzeln und in

Schaaren, innerhalb der Burgmauer und auf den Stufen, die zur Kirche führten, erschienen. Denn ein großer Theil derselben, besonders die, welche den entfernteren Gegenden des Kirchspiels angehörten, heute wegen des schönen Wetters ungewöhnlich zahlreich, waren schon draußen versammelt, auf das Zeichen harrend; die Frauen und Kinder in heiteren Gruppen unter den Bäumen um die Schloßterrasse, die Männer vor und in der Dorfschenke. Aller Blicke fielen beim Eintritt in den Vorhof auf die imposant aufgestellte Züchtigungsmaschine im Eselsgarten; Staunen und Neugierde malte sich in allen Gesichtern; unter Fragen und Vermuthungen und, da seit geraumer Zeit eine ähnliche Execution nicht statt fand, mit weit größerer Spannung auf die in Aussicht stehende Schlußfeier des heutigen Gottesdienstes, als auf Text und Thema der Predigt, schritten sie vorüber in die Kirche. Allmälig erschienen auch die Bewohner des Dorfchens selbst und unter diesen mehrere Beamten, die außerhalb dem Schloß wohnten, alle auf gleiche Weise mit Verwunderung empor schauend; zuletzt kam der Hofprediger in Begleitung seines Schwiegersohnes, des Hofraths Weyer und seiner beiden Tochter. Als dieser ebenfalls mit Kopfschütteln eingetreten war, verstummte das Geläute, die Kirchenthüre schloß sich und bald erscholl der vielstimmige Gesang der Gemeinde durch die rings herrschende Stille so erhebend und feierlich, daß auch Alles außerhalb der Kirche die Stimmung sonntäglicher Andacht zu theilen schien.

Nur nicht der Delinquent Leonhard, der sich in der Nähe in einem Thurm der Ringmauer befand, wo er seit gestern bei Wasser und Brod zugebracht hatte. Er vernahm mit Herzpochen das Zuschlagen der Kirchenthüren, denn er wußte, daß er auf dieses Signal seine schmähliche Rolle im Eselsgarten antreten mußte. Auch trafen sofort der Vogt und sein Gehülfe

bei ihm ein, um ihm pflichtgemäß und nach herkömmlicher Weise das zu seiner Rolle erforderliche Kostüm anzulegen. Dieses bestand in einer grauen wollenen spitz zulaufenden Mütze mit rothem Zipfel, einem schmutzigen über die Schultern zu hängendem Leinwandsack, unförmlich weiten grauen Beinkleidern, die etwas unter den Knieen in die Höhe geschlagen wurden, und einem Paar großer hölzerner Sporen, die den bloßen Füßen angeschnallt werden mußten.

„Herr Vogt," sagte Leonhard, „ich will gerne auf den Esel, laßt mir nur dieses Zeug vom Leibe!"

Auf des Vogts Erwiederung, daß er nur durch die guten Worte, welche der junge Herr bei der Gräfin für ihn eingelegt habe, so wohlfeilen Kaufs davon käme, entgegnete er:

„Lieber zwanzig und fünf zwischen vier Mauern und noch drei Fasttage im Thurm dazu, als eine Minute da drüben in diesem Narrenaufzug!"

„Pah, Leonhard, darin bin ich nicht mit dir einverstanden," sagte aufmunternd Peter, des Vogts Gehülfe; der leere Sack drückt nicht und was Mütze und Sporn betrifft, so denke eben, es wäre Carneval."

„Nun, her damit!" versetzte Leonhard nach einigem Zögern mit Resignation; „ich will ihnen den Gecken spielen, wie sich's gehört. Aber der Grumbacher soll noch nach Jahren an die heutige Fastnacht denken!"

Mit diesen Worten stülpte er sich die Mütze über, zog rasch ohne den Beistand der Andern den übrigen Putz an, eilte seinen Begleitern voran aus dem Thurm in den Eselsgarten und schwang sich mit einer Grimasse auf den hölzernen Langohr. Seine Begleiter stellten sich zu beiden Seiten neben ihn und so wurde vorgeschriebener Maßen das Ende des Gottesdienstes abgewartet.

„Es bleibt dabei, Leonhard," ſagte Peter nach einer Pauſe, „ich hätte es an deiner Stelle mit dem Kalfakter unterwegs auf der Reiſe abgemacht; da gab's die beſte Gelegenheit dazu."

„Wußte ich denn," antwortete dieſer, „daß er mitgehen würde? Haben wir nicht an dem Informator allein Grumbacher genug bei uns? Auch weiß ich erſt ſeit geſtern, daß wir ſchon übermorgen die Reiſe antreten ſollen. Nun, je eher, je lieber."

„Er muß regardiren, Leonhard," fiel der Vogt ein, „daß Ihre hochgräfliche Gnaden die Intention hatten, ihn wegen ſeiner übelen Conduite von der Suite des jungen Herrn gänzlich zu excludiren und zu Hauſe zu laſſen; es gäbe, ſagte ſie, auf der hohen Schule zu Straßburg Händelmacher und Raufbolte, wie er, genug. Zuletzt hat ſie denn abermals dem jungen Herrn, der Ihn mehr als billig favoriſirt, kein Refüs geben wollen und ihren Vorſatz reparirt. Nun ich habe nichts dawider, denn er iſt im Grund ein bon garçon und hat ein vigilantes Auge für den jungen Herrn, der draußen in der großen Welt auch nicht immer hinter dem Studirtiſch kauern wird. Auch iſt ſeine Fortune gemacht, wenn er in Frankreich Ohren und Augen hat; er ſieht ja an mir, der ich den Hochſeligen Grafen auf allen ſeinen Touren nach Paris als valet de chambre begleitet, wozu man in Frankreich ſich perfektioniren kann."

„Freilich, Herr Vogt; aber danach frage ich nichts," antwortete Leonhard; „mir iſt's lieb, daß ich mit dem jungen Herrn von hier wegkomme; auch verlange ich nicht eher, als mit ihm, wieder zurückzukehren. Da draußen werden wir, hoffe ich, den Spaß ſammt dem Raben ſchon los werden. Wenn ich nur begreifen könnte, warum die Rheingräfin dem jungen Herrn dieſe beiden Heimtücker aufzwänge! — Herr

Vogt, Ihr wißt mehr, als Unsereiner, aber Ihr verrathet nichts; — doch das könnt Ihr mir noch vor unserer Abreise sagen: Was in aller Welt hat dem Informator solches Gewicht bei der Gräfin verschafft, die sonst immer mit Recht so mißtrauisch war gegen Alles, was von Grumbach kam?"

„Leonhard," sagte der Vogt ausweichend, aber nicht ohne Zugeständniß eigener tieferen Einsicht in die Lage der Dinge, „hat Er erst einmal in Frankreich Raffinements gelernt, dann kann Er selbst Manches observiren, was ein treuer Diener gegen Niemanden ausplaudert. Die Raisons Ihrer Hochgräflichen Gnaden in dieser Affaire sind wahre Raisons. Damit weiß Er für jetzt genug."

Leonhard, der seine augenblickliche Lage während dieses Gespräches ganz vergessen hatte, war im Begriff, noch eine minder verfängliche Frage an den Vogt zu richten in Betreff des nämlichen Gegenstandes, als der von neuem beginnende Gesang der Gemeinde in der Kirche den nahen Schluß des Gottesdienstes verkündete und das volle Bewußtsein seiner schimpflichen Positur in ihm zurückrief. Die Frage erstarb ihm auf der Zunge und mit einer andern wandte er sich an seinen Wächter zur Rechten:

„Ist die Kirche voll, Peter?" sagte er leise und mit etwas zitternder Stimme.

„Das schöne Wetter hat heute Alles heraufgelockt," erwiederte Peter.

„Auch den Bannmüller?"

„Und seine Töchter," gab Peter zur Antwort.

„Nach diesen habe ich dich nicht gefragt;" versetzte Leonhard, ohne die heftigste Bewegung seines Innern verbergen zu können. Bald aber raffte er sich wieder zusammen und mit den Worten: „Mag der Teufel und seine Großmutter kommen, sie sollen nicht glauben, daß ich mich ärgere!" faßte er mit der

Linken den Zügel, ſtemmte die Rechte auf die Hüfte, ſchlug die holzernen Sporen unter dem dürren Bauch ſeines Bucephalus mit Geklapper zuſammen und ſchaute in möglichſt ritterlicher Haltung aufwärts in das glühende Sonnenlicht, wovon ſeine Augen ſo geblendet wurden, daß er faſt Niemanden ſehen konnte.

Da öffnete ſich die Kirchenthüre. Die Jugend ſtürzte heraus mit einem Halleh und Jubel ohne Gleichen. Sie hatte in der Kirche kaum das Amen erwarten können, um den vollſten Gebrauch zu machen von ihrem hergebrachten Rechte, über den Eſelritter ſich auf die lauteſte Weiſe zu beluſtigen. Der wohlgeſinnte Küſter indeſſen war hinter ihr her und geſtattete ihr keine längere Friſt, vor dem Eſelsgarten zu weilen, als zum Vorübergehen nöthig war. Es folgten die Erwachſenen, Mädchen und Burſche, Männer und Frauen, alle den Blick auf den armen Sünder gerichtet und nach Maßgabe ihrer Laune und Beziehung zu ihm in Worte des Scherzes, Spottes, Troſtes ſich gegen ihn auslaſſend, oder auch mit ernſtem Schweigen vorüberſchreitend. Obgleich Leonhard unter der Schloßdienerſchaft ſowohl, wie unter der Gemeinde viele Freunde zählte und die Art ſeines Vergehens, deren Kenntniß unter Mitwirkung des Küſters ſich raſch verbreitet hatte, ihn in den Augen der Mehrzahl keineswegs herabſetzte, ſo konnten doch Manche ihren Witz und ihre Lachluſt bei einer ſo trefflichen Gelegenheit nicht unterdrücken.

„Was iſt das, Herr Leonhard," rief der Hofſattler, „Er kommt ja heute mit ſeinem Gaul nicht von der Stelle, und iſt doch ſonſt ſo ein Auereißer?"

„Er," fiel der Hufſchmied ein, „ſeinem Thier fehlen alle vier Eiſen; bring' Er's morgen herüber vor die Schmiede, daß ich's beſchlage!"

„Iſt das die neue Livree für Straßburg, Leonhard?" ſpottete eine junge Dorfbewohnerin.

„Nein," rief eine Andere, „so will Leonhard auf die Freierei nach Grumbach; der Herr Spatz hat ihm diese Kleidung zugeschnitten. Seht doch, wie schon ihm die Zipfelmütze steht!"

„Leonhard, ziehe ihr morgen die Mütze bis ans Kinn über den Kopf, daß ihr der Athem vergeht!" sagte einer der ihm befreundeten Bursche.

„Habe ich denn," fuhr lachend und ohne nachzugeben, die Bäuerin fort, „habe ich denn dem Herrn Spatz die Federn rupfen wollen, wie Leonhard, daß ich, wie er, die Zipfelmütze verdient hätte?" —

„Schon Wetter zur Kirchenparade, Herr Oberst!" rief der Schenkwirth; — „Nun, nun, was hat's zu sagen? das giebt keine Blaumäler. Nachher bringe ich Ihm ein Gläschen zur Stärkung vom besten herüber."

Auf solche und ähnliche Weise wurde Leonhards Geduld und Schweigsamkeit auf die Probe gestellt, denn es gehörte mit zu seiner Pönitenzübung, daß er Niemanden antworten durfte.

Auch der gravitätische Bannmüller erschien, warf einen spöttischen Blick auf den Delinquenten und sagte:

„Nun, wie man's treibt, so geht's, Monsieur Leonhard; wenn einer zur Bannmühle noch die Berg- und Brückenmühle geschenkt bekäme, möchte er nicht so da sitzen."

Von den Töchtern des Bannmüllers, die nebeneinander vor ihm herschritten, war die älteste von Allen, die aus der Kirche kamen, vielleicht die einzige, die nicht nach dem Eselsgarten hinüber blickte. In den peinlichsten Empfindungen von Scham und Aerger, dunkle Röthe im Gesicht und die Augen an den Boden geheftet, zog sie unvermerkt die Schwester vorwärts, als wenn sie auf glühenden Kohlen ging. Mit ganz andern Erwartungen war sie zur Kirche gegangen; sie hoffte ihrem Freund unter dem Hofgesinde in der Kirche manchen verstohle-

nen Blick zuwerfen zu können, und in welcher Lage mußte sie ihn finden! Leonhard hatte sie wohl bemerkt; bei ihrem Anblick und des Müllers Zuruf hätte er die Fassung fast verloren; doch war auch jetzt mit ihrem Verschwinden der bitterste Kelch seiner Leiden vorüber. Gleichgültig und mit Leichtigkeit spielte er nun seine Rolle zu Ende; die theilnehmenden Aeußerungen der alten Frauen, wie die Ermahnungen der Kirchenältesten, die mit den letzten vorüberzogen, fochten ihn wenig an. Selbst der Anblick der Herrschaft, die beim Uebergang über die von der Kapelle zum Schloß führende Gallerie auf ihn herabsah, ertrug er mit völligem Gleichmuth, obgleich auch sie heute einen längeren Zug als gewöhnlich bildete; denn es waren die Rheingräfin Louise mit ihrem nächsten Gefolge, worunter und zwar dicht an ihrer Seite sich auch der bereits genannte Hofrath Meyer befand, der junge Rheingraf Philipp nebst dem unbeliebten Hofmeister, mehrere vornehme Gäste und fast sämmtliche höhere Hofbedienten; auch der Hofprediger Becking, der in der Regel des Sonntags zur gräflichen Tafel gezogen wurde, bildete mit seinen beiden Töchtern, der Gemahlin des Hofraths Meyer und deren jüngeren Schwester, der schönen Friederike, einen Theil der langen Reihe. Allen diesen diente jetzt Leonhard zum Gegenstand einer, wenn auch nur augenblicklichen, aber doch schwerlich ihm sehr zur Empfehlung gereichenden Unterhaltung. Indeß einige der hier gemachten Bemerkungen würden ihm auch eine Art von Genugthuung gegeben haben, hätte er sie hören können. So erhielt ein Hofcavalier auf die Frage: „Wie würde wohl ein gewandter Edelmann unseres Schlages in einer solchen Situation sich ausnehmen, Herr Rheingraf?“ von diesem die Antwort: „Ich denke, jedenfalls besser, als ein schlichter ehrlicher Bauernbursche, wie dieser mein Reitbursche.“

Leonhard machte auch seinerseits, gleichsam um sich zu entschädigen, die über die Gallerie hinziehende Herrschaft zum Gegenstand der Unterhaltung und bei der Entfernung des Eselsgartens von der Gallerie, durfte er es wagen mit seinen Wächtern auch einige Worte darüber zu wechseln.

„Ich wette darauf, Herr Vogt," sagte er, „daß ich lieber hier auf dem Esel sitze, als die Frau Räthin Weyer im Schloß an der Hochgräflichen Mittagstafel."

Er gehört auch eher auf den Esel, als die Frau Räthin an die herrschaftliche Tafel," antwortete der Vogt.

„Nun ich kann mich so recht nicht ausdrücken," fuhr Leonhard fort; „ich wollte sagen, ich wette darauf, daß die Frau Räthin lieber ihre Mittagssuppe zu Haus äße, als auf dem Schloß."

Der Vogt räusperte sich und suchte nach einer passenden Antwort. „Die Frau Hofräthin Weyer," sagte er endlich, „weiß die Faveurs Ihrer Hochgräflichen Gnaden nicht auf convenable Weise zu estimiren."

„Der Guckuck hole solche Faveurs," versetzte Leonhard; „eine Frau will doch auch wissen, wofür sie ihren Mann hat und wenn —"

„Still, Leonhard," fiel ihm der Vogt ins Wort: „Er ist im Begriff wie ein Hunderückenbauer zu raisoniren, warte Er, bis Er aus Frankreich retournirt ist, um über dergleichen Meditationen anzustellen."

„Den Kummer der Frau Räthin sieht jeder und die Ursache davon weiß jeder, ohne in Frankreich gewesen zu sein, Herr Vogt;" versetzte Leonhard. „Doch ich denke, meine Zeit ist um, denn die Gallerie wird leer," fügte er hinzu, als er sah, daß die Letzten eben verschwanden und auch unten sich Niemand mehr an seinem Anblick weidete.

Da trat der Jude Jekuf mit seinem Sohne Schimme, der tägliche Bote zwischen den Städtchen Kirn und Sobernheim, in den Schloßhof, um bei der Schloßverwaltung und dem Küchendepartement Bestellungen abzugeben oder zu empfangen. Als er dem Eselsgarten nahe kam, an welchem der Weg dicht vorbei führte, rief er hinauf: „Was gilt's, ich weiß, warum der Herr Leonhard da droben sitzt?"

„Nu, warum Jekuf?" fragte Leonhard. „Warum," entgegnete dieser, „weil er zu ehrlich ist; weil er keine Schulden nicht leiden kann und gleich baar auszahlt. — Gottes Wunder, wie ist heute die Welt! meinen Feind setze ich auf's Pferd, meinen Freund auf den Esel; doch der junge Herr kann nicht machen wie er will. — Aber Herr Leonhard, was ich sage: fangt den Spaß nicht, oder habt Ihr ihn gefangen, so laßt ihn nie wieder los!"

„Du hast Recht, Jekuf," sagte Leonhard, „hab' ich ihn einmal wieder, so will ich an Dich denken. Du bist der ehrlichste von allen Juden, die ich kenne; doch jetzt mache Dich fort, oder ich reite Dich sammt dem Schimme über den Haufen."

Unwillkurlich bebten Vater und Sohn einige Schritte zurück. Leonhard schwang sich bebend vom Esel und begab sich in möglichster Eile in den Thurm, um sich umzukleiden, während der Vogt mit seinem Gehülfen das Eselsgestell wieder in den Behälter brachte.

## 2.

Nach Aufhebung der gräflichen Mittagstafel, als die Sonntagsgäste sich nach verschiedenen Seiten hin entfernt hatten, finden wir die Rheingräfin Louise, ihren Sohn Philipp und die junge Gräfin von Wartensleben, ihre Nichte, die auf Dhaun seit langer Zeit zu Besuch war, in jenem Zimmer der Rhein-

gräfin, das aus ſeinen in der ſüdlichen Fronte des Schloſſes befindlichen Fenſtern eine unvergleichliche Ausſicht in das romantiſche Thal des Simmerbachs und weiter über die Oeffnung des Thales in die lachenden Gefilde der Nahe gewährte. Ueber den tiefen ſchattenreichen Vordergrund mit ſeinem Wieſen- und Waldgrün, ſeinen Schluchten und Felſen, glitt der befriedigte Blick in die blaue Ferne, wo bei hellem Himmel über dem Silberſtreif der Nahe und den aus der fruchtbaren Ebene ſchimmernden Dörfern eine unbeſchreibliche Heiterkeit verbreitet lag. Dicht zur Rechten auf der Höhe, die mit dem Schloßberg zuſammenhing, überſah man zugleich einen Theil des Dörfchens Dhaun und zunächſt ein ſtattliches Gebäude, das den Anfang der Häuſer des Dorfes bildete, im modernſten Stil aufgeführt und vom Schloſſe nur durch die Teraſſen und den tiefern Hauptweg zum Schloßthor getrennt war. Es war die Wohnung des bereits bekannten Hofraths Weyer, welche ihm die Munificenz der Rheingräfin auf's geſchmackvollſte und mit einem außerordentlichen Koſtenaufwande hatte bauen laſſen; der Boden für ihre Fundamente an der urſprünglich ſteilen Seite der Anhöhe mußte erſt durch Wegſprengung gewaltiger Felſen künſtlich gewonnen werden, ſo daß der Hof hinter derſelben noch von einer ungeheuren Felswand, als einer natürlichen Mauer umſchloſſen blieb; ihre innere Einrichtung übertraf an Pracht und Gemächlichkeit bei weitem Alles, was man in einem bürgerlichen Wohnhaus erwartet; erſt ſeit Kurzem war ſie vollendet und von dem Hofrath bezogen worden.

Die genannten Mitglieder des rheingräflichen Hauſes waren nach hergebrachter Sitte zur ſonntäglichen Nachmittags-Andacht in folgender Gruppirung verſammelt: vor einem aus der Mitte des Gemachs den Fenſtern ziemlich nahe gerückten Tiſch ſaß die aus einer Poſtille vorleſende Rheingräfin; hinter ihr ſtand, mit den Händen die beiden Ecken der Rücklehne ihres Stuhls leiſe

anfaſſend, unbeweglich und in zierlicher Haltung ihr Sohn, und vor ihr an der entgegengeſetzten Seite des länglichen Tiſches, auf welchem ein Käfig mit einem Kanarienvogel ſich befand, ſtand in ebenfalls höchſt ruhiger und gemeſſener Poſitur die junge Gräfin von Wartensleben. Das ſteife Koſtüm des jungen Rheingrafen, wie es die Mode jener Zeit mit ſich brachte, bildete nach dem heutigen Geſchmack zu dem jugendlichen Alter, worin er ſich befand, einen höchſt ſeltſamen Contraſt. Die aus der Stirne platt über den Kopf gekämmten, ſtark gepuderten Haare endeten in einen zierlich umwickelten Zopf; ein ſchwarzer, damals nur von den höheren Ständen getragener Frack, kurze ſchwarze Beinkleider nebſt ſeidenen Strümpfen und beſchnallten Schuhen bildeten ſeinen Anzug; ein ſchmaler langer Putzdegen hing ihm an der linken Seite. Dabei aber hatte er jugendliche Friſche der Wangen, lebhafte blaue Augen, ziemlich regelmäßige und einnehmende Geſichtszüge; die Lippen waren etwas voll, gleich denen ſeiner Mutter. Dieſe hatte in ihrer Geſichtsbildung überhaupt viele Aehnlichkeit mit dem Sohne, ebenfalls blaue Augen, die vollen, aber durchaus nicht unſchön geformten Lippen abgerechnet, ein faſt griechiſches Profil, einen durchaus zarten roſenfarbenen Teint, der durch den Puder in den Haaren noch feiner und durchſichtiger erſchien, und einen höchſt ſtattlichen Wuchs. Sie trug eine hohe weiße Friſur, ein zwar enganliegendes, aber weit ausgeſchnittenes blauſeidenes Mieder, deſſen nach unten aufgeſchlitzten, ſich völlig erweiternden und mit Spitzen ausgeſchlagenen Aermel den ſchönſten Arm kaum halb verhüllten, und einen weit gepauſchten hellfarbigen Reifrock, unter deſſen umfangreichem Saum die Füße mit den hohen ſpitzen Abſatzſchuhen höchſt minutiös hervorſchauten. Die Nichte glich in die rheingräfliche Familie, hatte ebenfalls blaue Augen, aber an der Stelle jener verſtändigen Gutmütigkeit, welche für

die Rheingräfin und ihren Sohn ſo ſchnell einnahm, einen Ausdruck von kaltem, bornirtem Phlegma. Ihr Anzug war dem Schnitte nach dem der Rheingräfin ziemlich gleich, nur noch etwas anliegender und mehr verhüllend; der hohe Kopfputz über dem kleineren mageren Geſicht hatte etwas weit Auffallenderes.

Während der ganzen Zeit des langen Vortrags — die Rheingräfin las raſch, aber die Betrachtung, welche ſie aufgeſchlagen hatte, wollte nicht zu Ende kommen — ſuchten alle drei Betheiligten die Miene andächtiger Aufmerkſamkeit zu behaupten; jedoch den jüngſten von ihnen, nämlich den Rheingrafen, hätte man in der That für den aufmerkſamſten halten ſollen; er ſtand ernſt und ruhig wie eine Bildſäule und ſah unverwandten Blickes über die Schultern der Mutter in das aufgeſchlagene Buch, während das gegenüber ſtehende Fräulein, eine äußerſt paſſive Natur, mit ausdruckloſer Gleichgültigkeit dem Kanarienvogel vor ihr den Finger zum Picken hinreichte, die Rheingräfin ſelbſt aber häufig ſeitwärts durch's Fenſter nach der Wohnung Weyer's blickte, jedoch mit dem deutlichen Beſtreben, ſolches vor den beiden Anweſenden zu verbergen.

„Laß mich mit Philipp allein, Charlotte, und mache Dich unterdeſſen zur Spazierfahrt bereit," ſagte die Rheingräfin zu der Nichte nach einer auf das endliche Amen der Betrachtung folgenden längern Pauſe. Sodann nach ihrem Sohne ſich wendend, der unterdeſſen ſeine Stellung hinter ihrem Seſſel verlaſſen hatte und mit Ehrerbietung vor ſie hingetreten war, ſprach ſie, als Charlotte das Zimmer verlaſſen hatte, mit Thränen in den Augen und einer vor Rührung zitternden Stimme: „Uebermorgen wirſt Du abreiſen, mein Sohn; meine ſchönſten Hoffnungen, meine heißeſten Wünſche gehen mit Dir, o bringe mir ihre Erfüllung zurück! Zum Letztenmal auf lange Zeit haſt Du heute an der Seite Deiner Mutter Dein Herz zu Gott

erheben, wie Du es ſo oft thatſt; fortan biſt Du Dir ſelber überlaſſen, doch ich weiß, Du wirſt die Lehren, die Du mitnimmſt, nie vergeſſen. Nur eine Bitte noch laß Dir zu Herzen geben, es iſt die letzte dringendſte Ermahnung Deiner beſorgten Mutter: überwinde Deine Abneigung gegen Raabe, ſchenke ihm Vertrauen und Liebe als Deinem treuen Lehrer und väterlichen Freund, der die Beſtimmung hat, Dir in der Fremde mit Rath und That zur Seite zu ſtehen und Deine unerfahrene Jugend im wirren Leben der großen Welt vor Gefahren zu ſchützen. Er hat ſie kennen und durchſchauen lernen durch vieljährigen Umgang mit derſelben; wie ſeinen Sohn ſcheint er Dich zu lieben und iſt einer der erprobteſten Freunde unſeres Hauſes."

Philipp, der ſeit dem erſten Erſcheinen des Informators auf dem Schloſſe Dhaun einen Widerwillen gegen denſelben empfunden hatte, welcher mit jedem Tage tiefere Wurzeln ſchlug, auch in dieſer Hinſicht ſchon manche Ermahnung und Zurechtweiſung von der Mutter erfahren mußte, ohne ſeine Geſinnung gegen ihn ändern zu können, war jedoch in dieſem der Trennungsſtunde ſo nahen Augenblick weit entfernt davon, abermalige Gegenvorſtellungen bei der Mutter gegen Raabe's Mitreiſe und Menterſchaft zu erheben, von denen er wußte, daß ſie doch vergeblich waren, oder gar ihrer jetzt ſo dringend und feierlich wiederholten Bitte irgend eine Hartnäckigkeit entgegen zu ſetzen. Er antwortete mit freundlichem Nachgeben: „Ich verſpreche Ihnen, theure Mutter, in Herrn Raabe den mir von Ihnen gegebenen Lehrer zu ehren, mich ſeiner Erfahrungen zu bedienen und ſeine Kenntniſſe mir zu Nutz zu machen; auch mein Vertrauen wollte ich ihm ſchenken, wenn nur — —"

„Wenn nur," unterbrach ihn die Rheingräfin, „Andere Dir nichts gegen ihn eingeflüſtert hätten. Nicht wahr, hier liegt der Stein des Anſtoßes, den ich Dir trotz aller meiner Bemü-

hungen nicht wegräumen konnte. Wahrlich, ſie haben Dir und mir einen ſchlechten Dienſt geleiſtet, die ihn Dir verdächtigten! Und worauf anders gründet ſich ihre ganze Anklage, als darauf, daß er in Grumbach'ſchen Dienſten war, ehe er zu uns kam, und daß er noch mit Einigen von dort in freundſchaftlicher Beziehung ſteht? Glaubſt Du, mein Sohn, ich allein, die ich leider den Neid und die Habſucht Deiner Vettern von Grumbach und Grehweiler nur zu gut kenne, die ich, ſeit ich Wittwe bin, die bitterſten Erfahrungen hierüber gemacht habe und täglich machen muß — glaubſt Du, ich allein wäre ſo verblendet und kurzſichtig, ſie durch Raabe einen Weg zu unſerem Nachtheil ſich bahnen zu laſſen? Ich allein vielmehr beſitze die unläugbarſten Beweiſe ſeiner Ergebenheit und Treue, Beweiſe, die ich Dir nicht mittheilen kann, die aber mein Vertrauen zu ihm in dem Grade rechtfertigen, daß ich ein Gleiches von Dir erbitten und von Deinem kindlichen Gehorſam erwarten darf."

Der junge Rheingraf, der wohl wußte, daß er über dieſen Punkt mit der Mutter nicht einig werden könne, und jetzt gerne jede Veranlaſſung zum Zwieſpalt mit ihr vermied, verſprach endlich feierlich, ſich alle Gewalt anzuthun, um mit Raabe in ein freundlicheres Vernehmen zu gelangen. Sie küßte ihn und entließ ihn mit einem Blick, als habe er ſie zur Dankbarkeit verpflichtet.

Während dieſer ganzen Unterredung indeß hatte die Rheingräfin, ſo ſehr ſie auch davon ergriffen, ja aufgeregt war, nicht unterlaſſen, gar oft durch's Fenſter hinüber nach Weyer's Wohnung zu blicken; zu wiederholten Malen trat ſie ſogar in die Fenſterniſche und da auch drüben eine männliche Geſtalt mit unzweideutigen Pantomimen am Fenſter erſchien, ſo bedurfte es keines beſondern Scharfſinns, um hier auf Intereſſen und Einverſtändniſſe zu ſchließen, die eben ſo wenig mit der Standes-

als mit der Frauenwürde der Rheingräfin verträglich schienen und ganz besonders zu der unbegränzten Liebe, der ächten mütterlichen Zärtlichkeit, womit sie an ihrem Sohne hing, nicht recht harmoniren wollten.

Auch hatte kaum Philipp das Gemach seiner Mutter verlassen, als Hofrath Weyer, wie durch einen Wink benachrichtigt, im Schloßhof erschien und die gräfliche Equipage vorfuhr. Die Rheingräfin ertheilte an ihre Dienerschaft noch einige Befehle in Betreff des Banketts, das sie heute Abend als Abschiedsfest ihrem Sohne zu geben beabsichtigte, und stieg mit ihrer Nichte in den Wagen, auf's gewandteste unterstützt von Weyer, der sodann ihr gegenüber Platz nahm. Hinter vier Rappen, in künstlichem Bogen über den geräumigen Schloßhof gelenkt, rollte der Wagen prasselnd durch die engen Pforten und langsam die gewundene Straße am jähen Schloßberg hinab zur gewöhnlichen Spazierfahrt. Zwei Hofcavaliere im elegantesten Reiterkostüm jener Zeit, mit den aufgekrämpten goldberdirten Hüten, den breitschößigen Reitröcken ohne Kragen, damit der Haarzopf einen besseren Fall hatte, in schulgerechter Haltung, die Reitpeitsche senkrecht über dem Sattelknopfe, folgten dem Wagen in den künstlichsten Reiterkapriolen.

Auch der junge Rheingraf sprengte, von Leonhard begleitet, zum Schloßthor hinaus, aber nach einer andern Richtung hin.

3.

Mit dem Aufenthalt des Informators Raabe auf Dhaun, der Abneigung und Bevorzugung, die ihm hier zu Theil ward, hatte es folgendes Bewandtniß. Karl, Wild- und Rheingraf zu Dhaun, starb im Jahr 1733. Von mehreren Kindern, die ihm in einer dem Anscheine nach glücklichen Ehe von seiner Gemalin geboren wurden, war Johann Philipp der einzige,

der zur Aufrechthaltung des seinem Ausgang nahen Dhaunischen Geschlechtes und zum Trost seiner einsam stehenden Mutter den Vater überlebte, und so den Aussichten der Seitenverwandten auf eine baldige Erwerbung der Dhaunischen Erblande im Wege stand. Von der Rheingräfin wie ihr Augapfel geliebt, war der muntere, vielversprechende Knabe der einzige Gegenstand aller ihrer Freuden und Sorgen; wenn je einer Mutter das Wohl, das geistige und physische Gedeihen ihres einzigen Sohnes am Herzen lag, so war es bei ihr der Fall. Noch von ihrem Gemal war die Sorge für seine geistige Ausbildung — er war neun Jahr alt, als der Vater starb — einem gemüth- und kenntnißreichen, aber schlichten Manne übertragen worden, der mit der größten Gewissenhaftigkeit das ihm geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen suchte.

Wilhelm Kiefer, aus der Gegend gebürtig und in gleichem Alter mit dem verstorbenen Rheingrafen, war von diesem in Folge früher Jugendbekanntschaft mehr als Freund, denn als Untergebener auf dem Schlosse Dhaun betrachtet und behandelt worden. Auch war die Neigung, welche der Vater zu ihm hegte, auf den Sohn übergegangen, der mehrere Jahre hindurch nach des Rheingrafen Tod unter Kiefer's Leitung sowohl in den Wissenschaften die erfreulichsten Fortschritte machte, als auch in der Auffassung des Lebens eine feste, von der seiner Alters- und Standesgenossen sich vortheilhaft unterscheidende Richtung gewann. Da entwickelte sich allmälig in dem Herzen der Rheingräfin der Keim zu einer Neigung, die ihr Anfangs blos zur Zerstreuung diente, nachher aber zu einer Leidenschaft heranwuchs, die sie gänzlich beherrschte und zu unglaublichen Opfern zwang. Es war die trübe Liebesflamme zu Weyer, dem ersten ihrer Räthe, die allmälig mit der reinen Gluth der Mutterliebe sich in ihr Inneres theilte und, wo beide nicht neben einander

beſtehen konnten, in unſeligem Kampf mit ihr um den Vorrang ſtritt, wobei die von den höheren Ständen der damaligen Zeit in Frankreich erlernte Leichtfertigkeit ein bedeutendes Gewicht gegen die alte deutſche Sittenſtrenge in die Wagſchale warf. Wohl war ihr der Sohn unausſprechlich theuer geblieben, ja noch theuerer geworden, je mehr ſie die Zeit heranrücken ſah, in welcher er auf Jahre das väterliche Haus verlaſſen mußte; nur halb und mit heftigem Widerſtreben willigte ſie ein, wenn ihr Verhältniß zu Weyer irgend eine Verſäumniß ihrer Pflicht gegen jenen dringend verlangte; ja als einſt Weyer in galantem Scherz zu ihr ſagte, ſie habe ſein Herz ganz, obgleich er einem niedlichen Weibe angetraut wäre, er aber beſäße das übrige nur zur Hälfte, die andere Hälfte, die der junge Rheingraf inne hätte, müſſe er noch zu erobern ſuchen, erröthete ſie vor Unwille und unterſagte ihm mit einem Ernſt, wozu ihr weiches nachgiebiges Gemüth ſonſt kaum fähig ſchien, für immer jede Hindeutung dieſer Art. Jedoch ſollte auch hier die Leidenſchaft über die Pflicht einen unheilvollen Sieg erringen. Rieſer, der beſtändige Hausgenoſſe, der ehemalige Freund ihres Gemals, der unbeſtechliche Sittenrichter, war ein fortwährendes Hinderniß in ihrem Umgang mit Weyer. In der Ueberzeugung, daß Keiner, wie er, ihre Schwäche durchſchaue und bei ſich tadle, in dem Wahn, daß ihre übrige Umgebung, weil ſie nichts davon zu ſehen und zu wiſſen ſchien, auch nichts davon ſähe und wiſſe, in der Hoffnung, daß ein anderer Hausgenoſſe an der Stelle Rieſer's ſelbſt ein Beförderer ihrer geheimen Wünſche werden könnte, fing ſie allmälig an bei dem Gedanken an Rieſer's Entfernung die Mahnungen ihres Gewiſſens zu überhören. Dazu kam, daß Rieſer, der ſich draußen wenig in der großen Welt umgeſehen hatte, mit den feinern Sitten und Regeln des höfiſchen Anſtandes nicht ſehr vertraut war, ihr in

der That veraltet und als Gräfenerzieher nicht ganz geeignet erſchien, beſonders wenn er ſpäter ſeinen Zögling auf die Hochſchule begleiten und auf Reiſen ſeinen Führer abgeben ſollte. Hierzu trat endlich, daß Weyer, dem Wilhelm Kiefer von jeher ein Dorn im Auge war, ihr unabläſſig einen ihm bekannten, durch und durch, wie er behauptete, bewährten Mann empfahl, einen ehemaligen Freund von ihm ſelbſt, der im Beſitz der umfaſſendſten Kenntniſſe zugleich ein erfahrener Lebemann und Kenner des guten Tones wäre. Das Ende war, daß Kiefer mit einer Penſion ſeines Dienſtes entlaſſen und Sebaſtian Raabe an ſeine Stelle berufen wurde. Die Rheingräfin hatte ſich überhaupt ſeit Jahren daran gewöhnt, in allen Angelegenheiten der Anſicht Weyer's zu folgen und nichts gegen ſeinen Willen durchzuſetzen; daher dieſer vielvermögende, in die Geſchichte des rheingräflichen Hauſes Dhaun verhängnißvoll eingreifende Mann bei Allen angeſehen, bei Vielen auch gefürchtet war. Doch müſſen wir Eingangs verhüten, daß ſich unſere Leſer nicht ein falſches Bild von ihm entwerfen. Weyer war ſelbſt aus Grumbach'ſchen Dienſten in die des Rheingrafen Karl von Dhaun nicht lange vor deſſen Ableben getreten. Er ſchwang ſich hier zur Stelle eines erſten Rathes auf und war nach des Rheingrafen Tod in den verwickelten Verwaltungsangelegenheiten der Grafſchaft die Hauptſtütze der hinterlaſſenen Wittwe deſſelben, die ohne ſeine Umſicht und diplomatiſche Geſchicklichkeit in den immerwährenden Streitigkeiten mit den Seitenlinien ihres Hauſes manches Opfer hätte bringen müſſen. Auch hatte ſie es ihm zu danken, daß mehrere höchſt brauchbare Beamten aus Grumbach'ſchen Dienſten ſich zu ihr herüberziehen ließen, unter Andern der talentvolle Kanzleiſekretär Rooſe, welcher ſpäter als Hofrath zu einer ausgedehnten, für die Unterthanen der Rheingrafſchaft Dhaun unvergeßlichen Wirkſamkeit gelangte. Weyer

hatte ſich einige Jahre nach dem Tode des Rheingrafen mit der älteſten Tochter des Hofpredigers Becking vom Johannisberg vermählt, lebte in kinderloſer Ehe und brachte, da auch ſeine Amtsgeſchäfte ihm einen hinreichenden Vorwand dazu liehen, den größten Theil ſeiner Zeit in Geſellſchaft der Rheingräfin zu, die er ſogar auf einer mehrere Monate dauernden Reiſe nach Paris begleitet hatte. Sein perſönliches Weſen eignete ihn ganz zu der Rolle, die er als erſter Rath, Geſchäftsträger und Begleiter der Rheingräfin zu ſpielen hatte. Er war groß und etwas hager von Geſtalt, von angenehmen und beredten Geſichtszügen, fein, geſchmeidig und galant, wie ein geborner Hofkavalier, in ſeinen Grundſätzen weich und wankend, durch Vielſeitigkeit möglichſt erſetzend, was ihm an Tiefe fehlte, gutmüthig, leichtſinnig und eitel über alle Maßen. In den Feinheiten der Etiquette, in dem damaligen laſciven Ton des Hoflebens, in der Kunſt witziger Anſpielungen und grazioſer Unſauberkeiten, wie ſie jene Zeit liebte, war er wie wenige zu Hauſe. Als Geſchäftsmann beſaß er einen praktiſchen Blick, wußte zu laviren, wo es nöthig ſchien, und war glücklich in ſeinen Unterhandlungen; dabei aber nicht blos der Perſon der Rheingräfin, ſondern auch den Intereſſen ihres Hauſes mit unbeſtechlichem Eifer ſich aufopfernd. Seine verbotene Neigung zu ihr, die lediglich in ſeiner Eitelkeit ihren erſten Grund fand, hatte ſich auf den Reiſen zu einem völligen Einverſtändniß ausgebildet und ſeine Sinne allmälig ſo betäubt, daß er ſchon lange die Stimme der Pflicht und Schicklichkeit nicht mehr vernahm.

Durch Weyer alſo und den Stachel ihrer eigenen Leidenſchaft ließ ſich nach und nach die Rheingräfin beſtimmen, mit Verabſchiedung des redlichen Kiefer die Sorge für die weitere Ausbildung ihres Sohnes in die Hände Sebaſtian Raabe's zu legen. Es läßt ſich hierbei in der That annehmen, daß von

Seiten Weyers dieſer Tauſch eben ſo ſehr aus der guten Abſicht herbeigeführt wurde, dem jungen Rheingrafen einen geeigneteren Gouverneur an die Seite zu ſtellen, als von der Hoffnung, dadurch ein Hinderniß in ſeinem Umgang mit der Rheingräfin aus dem Wege zu räumen. Weyer war ein Univerſitätsfreund von Raabe und hatte ihn von einer ſchlechten Seite nie kennen lernen. Aehnlichkeit der Temperamente, eine Beiden eigenthümliche Heiterkeit, Genußliebe und Nachſicht für menſchliche Schwächen hatte ſie zuſammen geführt. Raabe's Herkunft war dunkel; während ſeiner theologiſchen Studien empfing er aus unbekannten Gründen reichliche Unterſtützung vom Rheingrafen von Grumbach. Nach Vollendung derſelben lebte er mehrere Jahre im Ausland, kehrte dann nach Grumbach zurück und erhielt die Stelle eines Vicarius auf einer Pfarrei der dortigen Gegend. Von hier aus ſchrieb er häufig an Weyer, daß er ſich in dieſer Lage ſehr unbehaglich fühle und einen andern Wirkungskreis wünſche.

Auf Schloß Dhaun befand er ſich nun ſeit beinahe einem Jahr. Von Weyer wurde er ſogleich ins Geheimniß ſeiner Liebe gezogen und hatte ſich nicht nur bald in die Rolle eines unverfänglichen Zeugen, ſondern auch in die eines diſcreten Vermittlers der Herzensanliegen ſeiner beiden Gönner gefunden. Die Rheingräfin ſah darin einen beſondern Beweis ſeiner Anhänglichkeit, daß er ihre unbedachtſamſten Schritte vor den Augen der Welt auf's gewandteſte zu verhüllen, oder ihnen eine Deutung zu geben bemüht war, durch welche nach ihrer Meinung Jedermann von den wahren Motiven derſelben abgelenkt werden mußte. Aber grade dieſe Richtung ſeiner Thätigkeit auf Schloß Dhaun war für ſie von den übelſten Folgen. Denn wenn die Leidenſchaft an ſich ſchon wie ein Irrlicht blendet und den richtigen Weg nicht erkennen läßt, ſo mußte durch Raabe's trügeriſche Verhüllung aller äußern Wahrzeichen der Verirrung der

ſonſt klare Blick der Rheingräfin vollends verworren und verdunkelt werden. Daher kam es denn, daß, während ihr Verhältniß zu Weyer bis zum letzten Domeſtiken hinab Gegenſtand der Beobachtung und Unterhaltung war, ſie in der Täuſchung ſich befand, als könne bei ihren Vorſichtsmaaßregeln, wozu ſie beſonders auch die bei ihren tête-à-têtes mit Weyer oſtentirte Anweſenheit ihrer beſchränkten Nichte rechnete, Niemanden etwas auffallen. Ueberdieß ſchenkte ſie Raaben ein um ſo größeres Vertrauen, als auch er ſeinerſeits in einer ihm wichtigen Angelegenheit ihre Vermittelung für die Zukunft in Anſpruch nahm, deren glücklicher Ausgang von ihr zumeiſt abhing. Außer ihr und Weyer aber war kein Menſch auf dem Schloſſe Dhaun mit ihm befreundet. Durch Mittheilungen aus unbekannter Quelle, ſowie durch ſeinen fortgeſetzten Verkehr mit Grumbach, hatte ſich unter Allen die Meinung feſtgeſetzt, daß er zu Dhaun den Gleißner ſpiele und im Intereſſe ſeines früheren Herrn wirke. So wurde er gemieden, gefürchtet, wegen ſeines raſch gewachſenen Einfluſſes bei der Rheingräfin, deſſen wahre Urſachen man ahndete, gehaßt; kein Wunder, daß der junge Rheingraf, der durch ihn ſeinen alten väterlichen Freund verloren hatte, der nicht unbekannt blieb mit der gegen ihn ſprechenden Stimmung, der, von Allem dieſem abgeſehen, ſelbſt etwas Unheimliches aus ihm heraus zu fühlen glaubte, in kein gutes Vernehmen mit ihm zu gelangen vermochte. Und dieſer Widerwille ihres Sohnes gegen Raabe war es vorzüglich, was der Rheingräfin Sorge machte, ja ſie oft wie Gewiſſensbiſſe beunruhigte, beſonders jetzt, da er mit ihm die Univerſität beziehen ſollte. Dennoch aber hätte ſie um keinen Preis der Welt dieſen ſo hochverpflichtenden Mann, der im Beſitz ihrer verborgenſten ſträflichſten Geheimniſſe war, ſich verfeindet oder aus ihren Dienſten entlaſſen. Daher ſie gegen ihren Sohn mit

wahrem Dank für die Beruhigung ihres Inneren erfüllt wurde, wenn er ihr versprach oder die ernste Miene annahm, mit Raabe sich versöhnen zu wollen.

L.

Nach der Unterredung, welche am Schluß der heutigen Nachmittagsandacht die Rheingräfin mit Philipp gehabt, glaubte sie von dieser Sorge sich wiederum freier fühlen zu dürfen und überließ sich auf der Spazierfahrt darum auch einer so heiteren Laune, daß auf ihrem noch fast jugendlich strahlenden Antlitz die ungetrübteste Freude ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben schien. Selbst die sonst theilnahmlos und unbeachtet an ihrer Seite sitzende Charlotte zog sie durch Neckereien mit ins muntere Gespräch, und der überglückliche Hofrath wurde von ihren muthwilligen Scherzen überboten. Sie suchte ihn sogar häufig dadurch in Verlegenheit zu bringen, daß, wenn er sich gegen sie eine Vertraulichkeit erlaubte, welche Charlotten unbemerkt bleiben sollte, sie durch ein Wort oder eine Bewegung die Aufmerksamkeit derselben übermüthig darauf zu lenken schien. Doch wir, überlassen Diese dem eitelen Spiel trügerischer Amouretten und folgen dem jungen Rheingrafen, der in ganz anderer Stimmung seinen Weg dahinritt.

Tief bewegt war das Herz des gemüthvollen Jünglings, denn er war ausgeritten, um von den Bergen seiner Heimath, der reizenden Landschaft, in welcher er seine so glückliche Jugend verlebte und die er nun, wer weiß auf wie lange, verlassen sollte, Abschied zu nehmen. Sein Pferd hatte er in den langsamsten Schritt gebracht; auf jedem hervorragenden Punkt des über die Höhen hinführenden Weges hielt er stille und blickte in die Runde, um die bekannten Züge der nahen und fernen Berge, die waldgekrönten Kuppen und zackigen Felsenhäupter

noch einmal wie zum Scheidegruß ins Auge zu faſſen. Eine Schwermuth war über ihn gekommen, die er ſich nicht vorgeſtellt hatte, die er nicht zu bewältigen vermochte; oft füllten ſich ſeine Augen mit Thränen und es war ihm, als werde er auf immer von dieſer Gegend ſcheiden. Der Gedanke als Herr einſt hier zu gebieten, dem ſchönen Land und dem Wohl ſeiner redlichen Bewohner alle ſeine Kräfte zu widmen, womit er ſonſt ſo gerne ſich beſchäftigte, konnte ihm heute keine Aufheiterung verſchaffen, ja ſeine ganze Zukunft mit all den freundlichen Bildern, die er ſich in jugendlicher Phantaſie davon entworfen hatte, ſchien ihm in einen trüben undurchdringlichen Nebel verloren; ein wehmuthiges Lebewohl für immer hätte er mit einem Händedruck jedem ihm begegnenden Landmann zurufen mögen.

Als er an die Stelle kam, wo das Städtchen Kirn im Thale ſichtbar wird und der Weg abwärts führt, bog er links, um über den Johannisberg zum Schloß zurück zu kehren. Der Johannisberg, welcher mit den von Dhaun und dem Simmerthal ſich herziehenden Gebirgsmaſſen ein von kleinen Vertiefungen durchbrochenes Hochland bildet und ſüdweſtlich aus beträchtlicher Höhe ſchroff ins Flußbett der Nahe abfällt, trägt auf der ſcharfen Kante ſeines luftigen Plateau's eine weit in's Nahethal ſchimmernde Kirche, die das Erbbegräbniß der Wild- und Rheingrafen von Dhaun in ihrem Schooſe birgt. Dicht an der Kirche, nur durch den Friedhof davon getrennt, blickt über einige Bauerhöfe das freundliche Pfarrhaus, damals die Wohnung des Hofpredigers Becking, eines bejahrten Wittwers, deſſen Gaſtfreundſchaft, beſonders aber deſſen beide Töchter, die jetzt an Weyer verheirathete Julie und die noch bei dem Vater lebende jüngere Friederike durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit längere Zeit hindurch dem Pfarrhaus auf dem Johannisberg eine weit in die Umgegend reichende Anziehungs-

kraft verliehen. Der Weg vom Johannisberg nach Dhaun, der theils durch Wiesen, theils an dem Rande der Höhen hinführte und von der gräflichen Herrschaft im schönsten Stande gehalten war, betrug kaum eine halbe Stunde, die um so kürzer wurde, als, jemehr man sich Daun näherte, die herrliche Aussicht ins tiefe Simmerthal mit seinen Felsensprüngen, schattigen Buchten, Mühlen und Wasserfällen, die genußreichste Unterhaltung gewährte.

Nachdem der junge Rheingraf über den Friedhof zwischen dem Pfarrhaus und der Kirche hin so weit als möglich an den jähen Rand des Berges geritten war, einen Blick in die Tiefe geworfen und den Lauf der blauen Nahe bis zu ihren fernsten Krümmungen verfolgt hatte, hielt er längere Zeit an der Seite der Kirche, wo die Gruft war, ritt dann an das Pfarrhaus und fragte nach seinen Bewohnern. Der Hofprediger, erhielt er zur Antwort, wäre nach der Nachmittagskirche gegen Kirn hin, Friederike aber hätte so eben erst das Haus verlassen, um nach Dhaun zu gehen. Philipp konnte sie noch sehen und hatte sie in einigen Secunden eingeholt; er stieg ab und sandte Leonhard mit den Pferden voraus, um mit Friederiken den Weg nach Dhaun zu Fuß zurück zu legen.

Zwischen dem jungen Rheingrafen und der schönen Pfarrerstochter bestand ein Verhältniß eigenthümlicher Art. Dadurch, daß beide zufällig an einem Tag das Licht der Welt erblickten, hatte Friederike schon als Wiegenkind das besondere Interesse der Rheingräfin auf sich gezogen. Nach dem frühen Tod ihrer Mutter widmete ihr die Rheingräfin eine Sorgfalt und Pflege fast wie ihrem eigenen Sohn. Auf diese Weise brachte sie einen großen Theil ihrer Kindheit auf dem Schlosse zu und wuchs als Philipps Gespielin mit ihm heran. Als beide nun in das Alter traten, worin die Schranken sich geltend machten, welche Geschlechts- und Standesunterschied zwischen ihnen zog, blieben

sie gleichwohl in einer Beziehung zu einander, die an Reinheit und Innigkeit der Geschwisterliebe gleich kam und mit dem Zunehmen der Jahre, trotz der gewöhnlichen Beobachtung aller äußeren Formen, welche die Etiquette vorschrieb, keineswegs sich verringerte. Sie blieben in fortwährendem freundlichem Verkehr mit einander, sahen sich oft und ohne alle Schwierigkeit, und es schien kein Grund vorhanden zu sein, diesem hergebrachten, unbeargwohnten Umgang Philipps noch vor dessen längerem Scheiden von Dhaun irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen.

„Ich hatte Sie im Pfarrhause aufgesucht," sagte Philipp zu Friedericken, die ihn auf einer der am Wege sich hindehnenden Wiesen erwartete; „hören Sie, welch' ein wunderlicher Einfall mir durch den Kopf ging: ich wollte mir die Gruft in der Kirche aufschließen lassen, um mit Ihnen hineinzugehen und in Ihrer Begleitung noch einmal die großen metallenen Särge zu betrachten, in denen meine Väter schlummern; auch diesen wollte ich Lebewohl sagen, denn wer weiß, ob ich einst neben ihnen ruhen werde."

„Welche Gedanken," antwortete Friedericke, „für einen jungen Wild- und Rheingrafen, der übermorgen ins lustige Frankreich reisen darf?"

„Ich war, glaube ich," entgegnete Philipp, „im traurigen Deutschland lustig und werde im lustigen Frankreich traurig sein."

„Auch scheint mir," fügte Friedericke hinzu, indem sie über die frischgemähten Septemberwiesen hinsah, die von den trocknenden Grummethaufen dufteten, „es wäre schöner hier in dem freundlichen Sonnenschein, als dort unten in dem dunkeln Gewölbe. Und warum wollten Euer gräfliche Gnaden in meiner Begleitung dahin gehen?"

„Weil mich in dem unheimlichen Hause der Verwesung an Ihrer Hand das Gefühl der Heimlichkeit nicht verlassen haben würde, und auch," setzte er zögernd hinzu, „weil ich Ihr gerne ein Geschenk in Ihrem Verein abgelegt hätte."

„Ist denn die Oberwelt nicht geeignet zur Ablegung dieses Geschenkes?"

„Nein; hier würde man's für eine Thorheit halten."

„Nun so ist es gut, daß nichts daraus geworden, denn einsiedlerisch leben wir noch auf der Oberwelt."

„Aber ist denn Alles eine Thorheit, Friederike, was man hier dafür hält? oder ist nicht vielmehr vieles Thorheit, was man nicht dafür hält? z. B. daß ich nach Frankreich gehe und vollends mit Knabe dahin gehe, um die Fähigkeit zu erlangen, einst einmal in diesen Bergen standesmäßig die Rolle eines Pariser Affen zu spielen? Wahrlich, die Männer, deren Stand in der Kirche des Johannisberg ruht, haben dafür jene Burgen nicht gegründet, die einst Bollwerke waren gegen Frankreichs Zudringlichkeit: sie hätten eher ihre Schwerdter auf französischen Helmen zerschmettert, als sie mit französischen Puppdegen vertauscht!"

„Aber bitte ich aus Euer gräflichen Gnaden wieder den alten Ritter sprechen. Hat denn nicht selbst Euer seliger Herr Vater sogar als Oberst ein französisches Regiment commandirt? und wie stände es aus mit dem Glanz des Schlosses Thurn, wäre nicht durch Pariser Parfume der Hunsrucker Bauernqualm dort allmälig ausgetrieben worden?"

„Mein Vater mußte leider dem Drang der Zeit nachgeben; er mußte mit dem Strome schwimmen, oder untergehen; Ludwig XIV. riß durch seine Gewaltsamkeit wie durch seine Huld mit sich fort. Aber jetzt sind die Zeiten andere. Was früher aus Nothwendigkeit vor der Uebermacht sich beugte, fährt jetzt

aus Gewohnheit fort Bücklinge zu machen; die erzwungene Annahme des Fremden ist in freiwillige Nachahmung übergegangen, die nur aus gänzlicher Erschlaffung und Selbstvergessenheit sich erklären läßt; und was den französischen Glanz auf dem Schlosse Thun betrifft, so weiß ich wohl, Friederike, daß Sie eine von den letzten sind, die ihn vermissen würden, so wie auch Sie von mir überzeugt sind, daß ich nicht erst durch Kaiser angeekelt, sondern aus mir selbst und von Kindesbeinen an einen Widerwillen gegen französischen Parfüme habe mit Allem, was mit ihm in Verbindung steht. Ueberhaupt wenn auch Ihr erster Vorwurf, daß ich zu kindisch und befangen an der Schelle dieses Landes klebte, daß ich zu einseitig mit meinem ganzen Herzen an seinen Sitten und Gebräuchen hinge, von meinem Verstand nicht völlig zurückgewiesen werden kann, so ist doch ein Gedanke in mir immer unerschütterlicher geworden und verfolgt mich oft wie ein Gespenst, der Gedanke, von Frankreich her werde einst noch gänzliches Verderben über uns kommen, von dort aus werde unserm Geschlecht unter Schmach und Schande der Untergang bereitet."

„O mein Gott," fiel Friederike ein, „mit welchen sentimentalen Grillen sich heute Euer Gnaden plagen! Ich hätte Sie überhaupt jetzt gar nicht hier im Freien, sondern hinter dem Toilettentisch und unter den Händen Barbiers, Ihres neuen Kammerdieners, geglaubt, der Sie gewiß mit Sehnsucht erwarten, um an Ihnen, als dem König des Festes, heute Abend ein Meisterstück seiner Kunst abzulegen. Denken Sie jetzt doch an jene Trauerbe; wie werden die Augen aller Gäste auf Sie gerichtet seyn!"

„König des Neckers, Friederike, werden Sie doch einmal wieder ernst," sagte Philipp fast verdrossen; Sie wissen, daß wir jetzt auf lange Zeit zum letztenmal allein mit einander

reden. Wo und wie werde ich Sie wiederfinden, wenn ich nach zwei Jahren heimkehre?"

„Im Pfarrhaus auf dem Johannisberg als die treuste Ihrer Unterthaninnen."

„Oder vielleicht von einem andern Regenten geworben als die treueste der Gattinnen?" fragte Philipp.

„Nein," erwiederte sie, „den Vater werde ich nicht verlassen, so lange er lebt, und ist er todt, so gönnt mir vielleicht sein Nachfolger eine Freistätte auf dem Johannisberg."

„Das konnte wohl sein; aber wissen Sie, daß Raabe die Zusicherung hat, sein Nachfolger zu werden?"

„Das wußte ich nicht; dann würde ich meinen theuern Berg verlassen und ins Thal wandern."

„Nicht nach Ehaun zu Julien?"

„Nein, zu Kiefer nach Simmern. Meines Schwagers Art und Weise widerspricht zu sehr meinem ganzen Wesen, wie Ihnen bekannt ist. Doch wozu diese Fragen über Dinge, die der Schleier der Zukunft umhüllt, einer Zukunft, die grade nicht mit rosenrothem Schimmer aufdämmert?"

„Adieu Fricke, übermorgen reiße ich mich von Allem los, was mir hier theuer ist; der Gedanke, bei meiner Rückkehr Alles wieder zu finden, gab mir bisher Ermunterung und sollte mir ein freundlicher Begleiter sein; er hat mich, ich weiß nicht wie, plötzlich verlassen. Geloben Sie, wenn Alles einer Veränderung erlag, mir Ihr treues schwesterliches Herz zu bewahren?"

„Das bleibt Ihnen bewahrt; — aber wie die ersten Schube des Kindes; die alte Wärterin freut sich, wenn der Erwachsene später ein einzigesmal einen freundlichen Blick darauf wirft. Euer gräfliche Gnaden sind noch kaum erwachsen; die Stufe, die Sie in Frankreich betreten werden, hebt Sie in eine Sphäre,

we Sie so wenig meiner, als der abgelegten Kinderschuhe gedenken können; doch es bleibt bei meinem Versprechen."

„Friederike," rief Philipp, indem er auf's tiefste bewegt ihre Hand ergriff, „möge Gott mein vergessen, wenn ich je Ihrer, wenn ich je der Tage meiner Jugend und der hier empfangenen Versage vergesse!"

Nur einem thränenfeuchten, seelenvollen Blick sah ihn Friederike an, aber antwortete nicht.

Sie waren während dieses Gespräches am Rande der Hügel herumgeklommen, deren höchster Gipfel, eine starre Felsenspitze, Geierlei genannt, hinter dem Dorfchen Ohaun in die Wolken ragt. Das Schloß lag vor ihnen in seiner ganzen majestätischen Pracht, mit seinen Thurmen, Zinnen und Erkern, flimmernden Fensterreihen und prunkvollen Terassen, zwischen welchen die breiten charakteristischen colossalen Prunkungen aus zierlichen Gartenanlagen emporstiegen. Ihnen zur Rechten in ungeheurer Tiefe rauschte der Zimmerbach durch sein friedliches bereits schon ins Abenddunkel versunkenes Thal. Als sie sich dem Schlosse näherten, erscholl von dorther der Lärm, den die Vorbereitungen zu dem Feste und die Ankunft der unter dem benachbarten Adel geladenen Gäste veranlaßten.

„Ich muß eilen," sagte Philipp gezwungen lächelnd, als sie an dem dicht am Wege gelegenen, bereits erwähnten Hause des Gefreyt Meyer anlangten, „um nicht den Kammerdiener zur Verzweiflung zu bringen. Sie werden also ganz gewiß heute Abend Ruben erscheinen? Ich habe Ihnen auch noch Einiges wegen Nieser mitzutheilen."

„Ganz gewiß," antwortete sie, empfahl sich und trat in das Meyer'sche Haus.

Friederike Bekina, obgleich auf dem Schlosse erzogen, war mehr als gewöhnlicher Bildung und in manche verwirrende

Verhältniſſe eingeweiht, hatte ein natürliches Weſen voll kindlicher Unſchuld bewahrt; ſanfte Heiterkeit war ihre gewöhnliche Stimmung und aus ihrem klaren Auge ſprach das treueſte Gemüth. Auch in ihrem Aeußern bildete ſie einen frappanten Gegenſatz mit den Damen des Hofes, womit ſie in öfterer Berührung ſtand; ihre friſchen Wangen bedurften der Schminke nicht, ihr natürlich ſchöner Wuchs war nicht von der Steifheit damaliger Toilettenkünſte entſtellt und reizend flachen ihre hellbraunen Locken von den gepuderten Friſuren der Modefräuleins ab. Sie lieferte vor dem unbefangenen Auge den ſchlagenden Beweis, daß das Gepräge der Schönheit, welches die Natur ihren Lieblingen aufdrückt, durch irgend eine Zugabe der Kunſt nicht erhöht, ſondern nur verringert werden kann, und daß der urſprüngliche Typus körperlicher Vollkommenheit über jede künſtliche Umgeſtaltung, wenn ſie auch noch ſo ſehr vom Modegeſchmack in Schutz genommen iſt, den Sieg davon trägt. Trotz ihrer Jugend waren Friedericken ſchon mehrere Heirathsanträge gemacht worden; einer ihrer eifrigſten und würdigſten Bewerber war der Kanzleiſekretär Meeſe; alle aber hatte ſie kurz und entſchieden zurückgewieſen, ſo daß ſie in der Gegend eben ſo ihrer Sprödigkeit wie ihrer Schönheit wegen bekannt war. Die Leute von Ohaun ſagten ſich einander, Friederike habe beſchloſſen, ſich nie zu verheirathen, weil ſie ſich durch das Beiſpiel ihrer Schweſter davon abgeſchreckt fühle. Doch wir übergeben die Erörterung ihrer Gründe hierzu, und begleiten ſie zu der Schweſter.

Die Hofräthin Meyer, eine lebhafte Brünette, mittlerer Größe und noch in den zwanzig, glich zwar Friedericken in ſo weit, daß man ſogleich in ihr die Schweſter erkannte; aber ihre Haare, Augen und Geſichtsfarbe waren dunkeler, die Züge feiner und die Glieder zärter. In ihrem Blick lag viel

Schwärmerisches und um ihren Mund spielte sonst ein Zug gutmüthiger Schalkhaftigkeit, der aber allmälig sich verloren und einem schmerzhaften, oft mit der schärfsten Bitterkeit vermischten Ernst Platz gemacht hatte. Die unglückliche Julie hatte den Stachel der Eifersucht noch nicht überwunden, er quälte sie fast zu Tode. Sie hatte sich jung verheirathet, liebte ihren Gatten über Alles und sah in ihm das Bild männlicher Vollkommenheit. In den ersten Jahren ihrer Ehe lebte sie glücklich und arglos wie ein Kind; die häufige Abwesenheit Weyers, sein langes Verweilen auf dem Schloß in der Nähe der Rheingräfin, selbst seine wiederholten Reisen mit letzterer nahm sie an auf Treu und Glauben als in den Geschäftsverhältnissen ihres Mannes gegründet. Anflüge eines unbehaglichen Gefühls wußte er ihr weg zu liebkosen, und es war seine wahre Stellung zur Rheingräfin längst der Welt und selbst Friedrichen kein Räthsel mehr, als sie noch mit der größten Unbefangenheit seinen Versicherungen Glauben schenkte. Jedoch als die Rücksichtslosigkeit Weyers so wie der Rheingräfin alle Gränzen überschritt, besonders seit sie das neue, ihr wie zur Feier erbaute Haus bewohnte und Kieser, der alte Sittenwächter, vom Schloß verwiesen war, erwachte sie aus dem Frieden ihrer Blindheit und das einmal geöffnete Auge entdeckte nun mit durchdringender Schärfe Verrath und Treulosigkeit, wohin es blickte; wohin es blickte einen immer frischen Quell unsäglicher Leiden. Weyer war vor ihr entlarvt, seiner Heuchelei, seiner Untreue überführt, und kalt bei ihrem Schmerz, stumpf gegen ihre Vorwürfe, ja eine Miene annehmend, als wäre Alles so recht und könne nicht anders sein. Und dennoch konnte sie nicht aufhören, ihn zu lieben, dennoch schauderte sie vor dem Gedanken, sein Herz nicht mehr oder nur getheilt zu besitzen. Die Rheingräfin aber, einst von ihr hochgeachtet und verehrt,

wurde der Gegenſtand ihres Abſcheus und ihr Inneres empörte ſich in ihrer Nähe.

Friederike fand ſie jetzt, wie gewöhnlich, in ihrem Zimmer nach dem Hofe hin, der ſchroffen Felswand gegenüber, und wieder in der aufgeregteſten Stimmung; nicht in Thränen, wie ſo häufig, ſondern Zorn und Verzweiflung ſtritten auf ihrem Antlitz und das Schwärmeriſche ihres Auges ſpielte auf Momente faſt ins Wahnſinnige über, ſo daß es jammervoll zu ſehen war, wie das feine ſanfte Geſicht verzogen und zum Tummelplatz der Leidenſchaft entſtellt war. Friederike ſuchte ſie auf's liebreichſte zu beſänftigen. „Stille," antwortete Julie außer ſich, „auch Dir werde ich nichts mehr ſagen, denn Du ſuchſt das Schändlichſte nur zu beſchönigen. Nur das Eine vernimm noch: heute nach aufgehobener Tafel, als wir herüber kamen, du fort warſt und ich die Einladung auf den Abend wegen Unwohlſein ablehnte, ſagte er mir, um mich zum Hingeben aufzumuntern, er habe bemerkt, daß der franzöſiſche Marquis für mich brenne, eine kleine Intrigue mit ihm gewähre mir vielleicht Zeitvertreib, er wolle ſeinerſeits darüber wegſehen. Hörſt Du Friederike, wohin es gekommen iſt?" Ein Strom von Thränen ſtürzte jetzt über ihre Wangen. „Wozu weine ich?" fuhr ſie fort; „ein Seufzer von ihr überwiegt Tauſend meiner Thränen. Verkuppeln möchte er mich und Schande auf mich häufen, um ſich frei zu ſehen. O er ſoll, er wird ſeine Freiheit haben!"

„Du weißt doch, geliebte Julie," begütigte Friederike, „wie wenig ſeine Handlungen ſeinen leichten Reden entſprechen."

„Ich weiß, ich kenne erſt heute mein ganzes Elend. Aber ſeine Freiheit ſoll er haben!" Mit dieſen Worten ſank ſie erſchöpft auf's Sopha. Friederike ergriff ihre Hand und ſetzte ſich ſchweigend zu ihr nieder.

Man hörte Weyers Schritte auf dem Hausflur. Julie nahm rasch eine andere Haltung und gefaßte Miene an. Weyer trat herein, auf's sorgfältigste und eleganteste zur gräflichen Soiree gekleidet und in der heitersten Stimmung.

„Ei, liebes Weibchen," sagte er freundlich zu Julien, „noch nicht so weit mit der Toilette? ich wollte Dich abholen."

„Du weißt ja, daß ich mich mit Unwohlsein entschuldigen ließ," antwortete sie kurz.

„Aber meine schöne Schwägerin wird mich begleiten, oder vielmehr ich werde sie begleiten, wie ich schon aus ihrem reizenden Anzug schließen darf?" wandte er sich fragend an Friederiken.

Friederike, die allerdings in dieser Absicht gekommen war, trug dennoch jetzt Bedenken, ihre Schwester heute Abend in diesem über alle Maßen aufgeregten Zustand allein zu lassen; sie würde sicher nicht mitgegangen sein, hätte sie nicht dem jungen Rheingrafen noch vor einigen Minuten das festeste Versprechen gegeben. Sie bejahte daher Weyers Frage nach einigem Besinnen und nicht ohne Kampf mit sich selbst.

„Wohlan denn, so haben wir keine Zeit mehr zu verlieren," sagte Weyer, indem er ihr mit einigen schmeichlerischen Redensarten den Arm bot. „Adieu, mein Engel," wandte er sich zu Julien, küßte ihr die Hand und zog Friederiken mit sich fort. Diese kehrte noch einmal zur Schwester zurück. „Ich werde bald wiederkommen, Julie," sagte sie mit einer innigen Umarmung und ging an Weyers Seite hinunter auf's Schloß.

## 5.

Auf dem Schlosse Thaun glänzte bereits Alles in festlichem Prunke; eine ansehnliche Zahl vornehmer Gäste hatte sich eingefunden; obgleich man durch die Liberalität, den Reichthum

und Luxus, welche bei ſolchen Gelegenheiten das rheingräfliche Haus entfaltete, verwöhnt war, ſo hatten doch diesmal die umfaſſenden Anordnungen der Wirthin Aller Erwartung übertroffen. Die herrliche Lage des Schloſſes mit ſeinen reizenden Umgebungen, ſo wie der milde Abend forderten dazu auf, daß man die Zeit, welche dem Souper und Ball voranging, im Freien zubrachte. Der ungeheure Felſenrieſe, deſſen Fuß der rauſchende Simmerbach rund umſchlang, deſſen Haupt das Schloß wie eine zackenreiche Krone ſchmückte, beſtand ſeiner oberen Hälfte nach aus Park- und Gartenanlagen, die mit großer Kunſt und enormen Koſten ſchon in früherer Zeit angelegt, von dem letzt verſtorbenen Rheingrafen bedeutend erweitert und in franzöſiſchem Geſchmack verſchönert wurden. Von dem Ringmauerthor und dem Dorfe Dhaun an, unter der Hauptfronte des Schloſſes an der Südſeite des Berges hin, waren durch künſtliche, mit Treppen verbundene Teraſſen, ſchmale Flächen für die üppigſte Flora gewonnen; Blumen und Zierpflanzen aller Art ſchmückten ums Schloß herum die abgezirkelten Felder, deren ummauerte Kanten durch ſymmetriſch geordnete Orangebäume bezeichnet waren; weiter unten grünte an dieſer Seite des Berges ein Obſtwäldchen der ſeltenſten Sorten. Nach der Oſtſeite hin verloren ſich die regelmäßigen Wege und Teraſſen in grüne Abhänge und verſchlungene Pfade; hier begann eine idylliſch-romantiſche Partie; die Natur war von der Kunſt auf's willfährigſte unterſtützt, ja beide ſchienen in ihren Productionen mit einander zu wetteifern. So war hier ein wildes thurmhohes Geſtein, das inmitten vieler umherliegender Felsblöcke emporragte, durch die Hand des Bildhauers zu einem coloſſalen Hirtengott umgeſtaltet, der auf einer gleich rieſenhaften Panpfeife blies und einen geglätteten Fichtenſtamm als Hirtenſtab im Arm liegen hatte; die herumliegenden Blöcke waren zu ſeiner

Heerde, zu weidenden Rüben, Ziegen und Lämmern umgeschaffen. Irrgänge, überbrückte Schluchten, Eremitagen, künstliche Ruinen, Gesetzstatuen und vieles Andere in seltsamer Verbindung, wie es die damalige Gartenästhenk erforderte, gewährten eine ununterbrochene Unterhaltung: besonders wurde die Aufmerksamkeit gefesselt von einer dicht an der östlichen Ringmauer des Schloßhofes erbauten Muschelgrotte, einem prachtvollen Kunstwerk. Sie war durch einen in die Mauer gebrochenen unterirrischen Gang mit dem Innern des Schlosses verbunden, hatte einen Umfang, daß sie die größte Gesellschaft faßte und trug über ihrem Eingang jenen colossalen Löwen aus Sandstein, der einst zum Andenken eines im Kampf für die Rheingrafen gefallenen Kreuznacher Bürgers, des heldenmüthigen Michel Mert, errichtet worden war und noch jetzt den über Kreuznach ragenden Kauzenberg ziert. Die Nordseite des Schloßberges war mit dichtem Waldgehölz bekleidet, in dessen einsamen Schattengängen ebenso die Liebe wie die Beschaulichkeit eine schützende Zuflucht fand. Durch die einzelnen, absichtlich gelassenen Lücken der eng verschlungenen Bäume blickte man bald hinab auf's freundliche Wiesengrün des Thals, bald hinüber in den weit am Horizont hingedehnten Lemwald, über dessen schwarze Forsten die hohe Warte von Keppenstein einsam und melancholisch emporragte.

Die Schloßbesitzerin hatte in ihren Vorbereitungen für den heutigen Abend nichts vergessen, was den Glanz ihrer Residenz und die Unterhaltung ihrer Gäste erheben konnte. Pechfackeln flammerten allenthalben auf den Terassen, Treppengeländern und Mauervorsprüngen des Schlosses; die genannte hellerleuchtete Muschelgrotte, in welcher die mannigfaltigsten Leckerbissen strotzten und Getränke sprudelten, diente als Ausgangspunkt und Sammelplatz der ringsumher in den Anlagen zerstreuten Gesellschaft. Zwölf Jäger, welche die Rheingräfin erst kürzlich von ihrem

Bruder, dem Grafen von Naſſau-Saarbrücken, zum Geſchenk erhalten hatte, waren zu Linken der Grotte unter einer Tannengruppe an einem Punkte aufgeſtellt, von welchem aus das herrliche Echo durch die Horrbacher Felſen, die auf der andern Seite des Simmerthales wild emporſtarrten, vielfach erweckt werden konnte. Dieſe rüſtigen Forſtvirtuoſen bliesen auf ihren Waldhörnern bald luſtige Jagdmelodien, bald ſchmelzende Adagio's, die vom Echo beantwortet und oft harmoniſch ſecundirt, weithin hallten über Berg und Thal und bei eintretenden Pauſen in den fernſten Felſenſchluchten traumartig verklangen. Aber ſelbſt hierbei mußte die ſchlichte Natur vom exiganten Menſchenwitz ſich meiſtern und verdrehen laſſen. Die Rheingräfin hatte nämlich in die Spalten der Horrbacher Felſen einige Horniſten verſteckt, die, wo die Stimme der Letztern nicht auszureichen ſchien, tapfer eingriffen und allerdings den frappanteſten Effekt hervorbrachten.

Die Gäſte wandelten einzeln und in Gruppen, unter Scherz und Lachen und den verſchiedenartigſten Beluſtigungen hin und wieder. Der Ton der Unterhaltung war heute freier, als gewöhnlich, die ſteifere Etiquette ziemlich beſeitigt. Wo man die gepuderten Zopfe nicht ſah und das Rauſchen der Reifröcke nicht hörte, konnten höchſtens nur die ſüßlichen Schmeicheleien, die mit frivolen Anſpielungen und witzigen Zweideutigkeiten zerſetzte Höflichkeit der Cavaliere gegen die Schönen an das Zeitalter erinnern, welches jetzt in ſo raſchem Verſchwinden begriffen iſt. Die Honneurs an der Muſchelgrotte hatte die R eingräfin ihrem Sohn übertragen und miſchte ſich unter die Menge. Philipp, ſo ſehr ſein Geiſt unter Kiefers Leitung ſich entwickelt und einen für ſein Alter ſeltenen Grad der Umſicht und Feſtigkeit erlangt hatte, war gleichwohl in den Leiſtungen der Converſationsfertigkeit ſehr zurückgeblieben. Sein Naturel

ſowohl als der Einfluß ſeiner bisherigen näheren Umgebung trieb ihn an, ſein Intereſſe andern Dingen zu widmen. Daher ihm dann auch ſeine heutige Aufgabe eben ſo wenig Vergnügen als Ruhm verſchaffte. Die wortreichen Complimente und Beglückwünſchungen wegen ſeiner Reiſe in die große Welt beantwortete er mit einfachem Dank, und über die Klippen, welche in ſeiner Aufgabe als Wirth für ihn verborgen lagen, half ihm die in ſeiner Nähe ſchaltende Friederike mit unbemerkter Gewandtheit. Mit ſchweſterlicher, ja man konnte faſt ſagen mit mütterlicher Theilnahme und Aufmerkſamkeit hatte ſie ihn ſtets im Auge und war ihm zur Hand, wo er eine Unbehelfenheit zum Beſten zu geben Gefahr lief. Die Rheingräfin hatte ſich unterdeſſen nach und nach vom Getümmel entfernt und befand ſich mit Weyer in einem der dunkelſten Schattengänge an der Nordſeite des Schloßberges. Raabe wandelte in einiger Entfernung auf und ab, um unberufene Beobachter fern zu halten, oder nöthigenfalls den Verſteckten ein Zeichen zu geben; auch Charlotte von Wartensleben ward von ihm als unbewußte Gehülfin in die Nähe gezogen. Doch zum Schrecken und Verdruß des liebetrunkenen Paares rannte ein Domeſtique an ihnen vorüber und auf Raabe zu, den er allenthalben geſucht hatte. Raabe verließ ſeinen Poſten und eilte in den Schloßhof, denn er wurde von einem Vorfall in Kenntniß geſetzt, der ihn ſelbſt höchſt widerwärtig berührte und alsbald auch in die gute Laune der Rheingräfin eine kurze Störung brachte. Es war folgender: Philipps Reiterſche, Leonhard, der unſern Leſern von ſeinem Ritt im Cicisgarten her bekannt iſt, hatte, als er heute Nachmittag zwiſchen Johannisberg und Dhaun von ſeinem Herrn beurlaubt wurde, nicht ſo bald die Pferde in den Stall gebracht, als er ſich ſchon auf dem Weg ins Thal befand zu einem kurzen Beſuch auf der Bannmühle, denn er vermuthete, daß der Müller

nicht zu Hauſe wäre. Es fand ſich auch wirklich ſo: der Bannmüller war nach Simmern gegangen, aber ſeine beiden Töchter hatten ihn begleitet. Leonhard, bei den Burſchen der Thalmühle wohl gelitten, ſchlenderte mit einigen derſelben wieder heimwärts. Siehe, da kam des Informators Diener, der verhaßte Spaß zu Pferde den Berg herab, ohne Zweifel um in Aufträgen ſeines Herrn noch nach Grumbach zu reiten. Spaß war bekannt als ein ſchlechter Reiter. Die muthwilligen Burſche, ſeines Triumphs über Leonhard von heute Morgen gedenkend und in jeder Weiſe darauf bedacht, ihm einen Schabernak zu ſpielen, rannten trotz Leonhards Abmahnung mit dem Geſchrei: „Huſſa, Herr Spaß, feſt im Sattel geſeſſen!“ plötzlich aus dem Gebüſch hervor. Das Pferd that einen raſchen Seitenſprung und Spaß ſtürzte auf den abſchüſſigen ſteinigen Weg. Er war kaum fähig, wieder aufzuſtehen, blutete im Geſicht und hatte ſich ſtark am Knöchel verletzt. Schäumend vor Wuth und einen grimmigen Blick auf Leonhard werfend, hinkte er langſam den Weg zurück, den er gekommen war.

„Da habt Ihr's nun gut gemacht,“ ſagte Leonhard kopfſchüttelnd und mit bedenklicher Miene; „was der mir droben jetzt einbrockt, möchte ich keinem von Euch wünſchen.“ Nach einigem Beſinnen und nachdem die Burſche das flüchtige Pferd eingefangen hatten, fuhr er fort: „Wollt Ihr mir nun einen Gefallen thun, und das ſeid Ihr mir ſchuldig, ſo haltet das Pferd mit Sattel und Zeug nur bis übermorgen in der Bergmuhle auf's ſorgfältigſte verſteckt; ich will dann die ganze Geſchichte auf mich nehmen, Euere Namen dabei verſchweigen und ſpäter ſollt ihr ein Weiteres von mir erfahren.“ Die Burſche willigten gerne in ſeine Bitte und Leonhard ging nun ruhig dem Ungewitter entgegen, das ſich zu Dhaun über ſeinem Haupte zuſammen zog. „Halt, Leonhard!“ rief ihm einer der

Freunde nach, als er einige Schritte gegangen war. „Da steckt das Taschentuch des Spatz im Pistolenhalfter des Sattels; nimm es ihm mit, daß er seine Thränen trocknen kann, wenn er die klägliche Geschichte droben anbringt.“ Leonhard nahm das Tuch und ging weiter. Beim zufälligen Entfalten desselben fand er einen Brief darin von Raabe an den Geheimschreiber des Grafen von Grumbach. Seine geringe Fertigkeit im Lesen verstattete ihm kaum die Adresse zu entziffern, aber sein begründeter Argwohn gegen Raabe und dessen Freunde zu Grumbach sagte ihm, daß er hier ohne Zweifel ein wichtiges Document in Betreff der wahren Gesinnung Raabe's in Händen habe. Es indeß dem jungen Rheingrafen zu übergeben, wäre verkehrt, dachte er; denn dieser würde es seiner ihm bekannten Discretion gemäß unerbrochen an den Ort seiner Bestimmung befordern. Ueberdieß konnte er nach dem Vorgefallenen kaum auf eine baldige Zwiesprache mit demselben rechnen. Er beschloß daher sich damit an die Hofrathin Weyer zu wenden, deren Mißtrauen gegen Raabe ihm bekannt war, und von welcher er richtig voraussetzte, daß sie an dem Fest auf dem Schlosse nicht Theil nehme. Ohnedin führte ihn sein Weg an ihrem Hause vorüber. Er trat ein, erzählte den Vorfall und übergab ihr den Brief mit der Bitte, denselben sobald als möglich zu beliebiger Benutzung ihrer Schwester Friederike einzuhändigen. Die Hofrathin, noch in jener Stimmung, in welcher wir sie verließen, und kaum auf seine Mittheilung achtend, versprach ihm, seinen Wunsch zu erfüllen, und schloß den Brief in ihre Chatoulle. Leonhard begab sich auf's Schloß. Spatz hatte hier natürlich die ganze Schuld an seinem Unfall auf Leonhard gewälzt. Raabe unterrichtete sofort die Rheingräfin davon und diese hatte nun für den Bösewicht Leonhard keine Nachsicht mehr. Sie befahl, daß er Augenblicks bis zur weitern

Züchtigung in den Thurm der Folterkammer gesperrt werden und nun jedenfalls den jungen Rheingrafen nicht nach Frankreich begleiten solle.

„Leonhard," sagte der Schloßvogt, als er ihn einschloß, „Er meritirt nichts Besseres, und doch habe ich eine Espece von Sympathie mit Ihm; ich chargire mich nicht gerne mit Bitten für Andere, doch wenn ich Ihm zu dem Wasser und Brod in dem feuchten Loch eine kleine Zukost erwirken kann, bin ich nicht abgeneigt." Leonhard blieb stumm und die Pforte ging hinter ihm zu.

Das Behältniß, in welchem Leonhard einstweilen büßen sollte, befand sich in einer der beiden großen Brüstungen an der Südseite des Schlosses. Beide waren, genau untersucht, tief in die Erde rund ausgemauerte Thürme, die sich bis zu gleicher Höhe mit dem Schloßhof erhoben und mit ihren Plafonds eine Art von großem Altan vor dem eigentlichen Schloßgebäude bildeten, der mit einem Geländer versehen war und die herrlichste Aussicht ins Thal gewährte. Der eine dieser Thürme enthielt ein tiefes schauerliches Verließ, drin Molch und Salamander hausten; im zweiten befand sich außer einigen Gemächern die Folterkammer mit allen dazu gehörigen Geräthschaften. Das Verließ war schon seit Jahrhunderten völlig außer Gebrauch; die Folterkammer wurde noch jetzt von der Schloßbesitzerin benutzt, aber nicht zur Peinigung, sondern zur Aufbewahrung solcher, die sich gröberer Vergehungen schuldig gemacht hatten.

Als die Rheingräfin ihre strengen Befehle in Betreff Leonhards erlassen hatte, kehrte sie etwas verstimmt zur Gesellschaft zurück, doch Weyer wußte sie bald wieder in die vorige gute Laune zu versetzen. Es war unterdessen kühl geworden und die Zeit des Soupirens heran gerückt. Auf ein gegebenes Zeichen

ſammelte man ſich von allen Seiten her um eine reich beſetzte Tafel im ſogenannten Ritterſaal, der in Form eines Oblongums im Erdgeſchoß des linken Schloßflügels unter dem Tanzſaale gelegen mit ſeiner Bildhauerarbeit, ſeinen paarweiſe in den Wänden hin geordneten Säulen und Niſchen für ein architektoniſches Prachtwerk gehalten werden durfte und noch heute in ſeinem Verfall dem Beſucher des Schloßes Andeutungen über ſeine ehemalige Herrlichkeit gibt. Das über dem Haupt-Eingang in Stein gehauene ſchlafende Kind, vor welchem ein Affe ſitzt, der ihm einen Apfel darhält, ſcheint dieſe Wände wie ein Genius geſchutzt zu haben und iſt noch heute zu ſehen, wenn auch vom Zahn der Zeit benagt und in den ſchönen Umriſſen verwittert. Beim Eintreten der Gäſte rauſchte durchdringende Muſik von der Gallerie und manche der anweſenden Schönen, von dem bebenden Rhythmus des Allegro ergriffen, hätte gerne auf die ausgeſuchten Leckerbiſſen der Tafel verzichtet, wenn der in Ausſicht ſtehende Ball ſofort wäre angeordnet werden. Doch nicht alle waren ſolcher Anſicht und man überließ ſich mit groſter Hingebung den Genüſſen des Gaumens, die alsbald durch eine ſo muntere Unterhaltung gewürzt wurden, daß manch ſchallendes Gelächter bis zu den Ohren der Dorfbewohner drang, die theilnehmend und neugierig zu den erſten Teraſſen der Schloßumgebung herangeſchlichen waren. Von den immer heiterer werdenden Gäſten wurden ſcherzhafte Anekdoten, Leberreime und Calembours zum Beſten gegeben, deren oft raſche und ſchlagende Folge eine große Uebung der Feſtgenoſſen voraus ſetzen ließ; indeſſen verläugnete ſich im Tone nirgends jene charakteriſtiſche Miſchung von Feinheit und Frivolität. Gegen das Ende propenirte der Hofrath Weyer, indem er der Rheingrafin, deren ſchöner Arm grade von den weiten

Manchettenärmeln etwas entblößt war, einen zärtlichen Blick zuwarf, mit folgenden Worten einen Wettkampf:

„Der soll im Reigentanz den schönsten Arm umschlingen,
Der auf den schönsten Arm den schönsten Vers wird singen."

Rasch antwortete sein Nachbar:

„O meiner Phyllis Arm, so voll und rund und weich,
Erwartet nicht den Tanz, umschlinget mich sogleich."

Und bog mit einer graziösen Bewegung den Arm seiner Nachbarin, die ihm ohne Sträuben diese Freiheit gestattete, um seinen Nacken.

Ein Folgender rief:

„Den meiner Chloe birgt ein neidisches Gewand,
Doch seinen Reiz verräth der Reiz der schönen Hand;"

und beugte sich, seiner Nachbarin die niedliche Hand zu küssen.

Als die Reihe an den Kanzlei-Sekretär Roose kam, der neben Friederike seinen Platz hatte, sagte er etwas leiser als die Uebrigen:

„Ich sänge Daphnis Ruhm aus tiefstem Herzensgrund,
Wär' mit dem Lilienarm kein Marmorherz im Bund."

Dem schweigsamen jungen Reichsgrafen, der sich gerne vorbei gemacht hätte, wurde von allen Seiten zugesetzt. Da faßte er sich und rief wider Aller Erwarten geläufig und ausdrucksvoll:

„Ich darf mich in den Kampf mit diesen Schäfern wagen,
Der schönste Arm ist der, der mich als Kind getragen."

Ein freundlicher Blick seiner Mutter und ein schallendes Bravo war seine Belohnung.

Das Spiel hatte den Kreis durchlaufen, die Rheingräfin erhob sich, reichte Weyer den Arm und schritt an seiner Seite, von den übrigen gefolgt, die breite Treppe hinauf in den hell

ſchimmernden Tanzſaal, wo ſich alsbald in anderer Weiſe die bunteſten Scenen entfalteten.

Der damals von der vornehmen Welt gefeierteſte Tanz war der in Frankreich zur äußerſten Vollkommenheit ausgebildete und von daher nach Deutſchland gewanderte Menuet, der eigentlich mehr eine auf die Regeln des franzöſiſchen Anſtandes gegründete, taktmäßige Bekomplimentirung, als ein Tanz genannt werden konnte. Der ſublimſte Anſtand, die zierlichſte Haltung des Leibes in Verbindung mit der feinſten Bewegung der Glieder hatte hier Gelegenheit auf's Glänzendſte ſich geltend zu machen; die natürlichen Reize eines jugendlichen Körpers ſollten hier idealiſirt erſcheinen und durch die Kunſt ihre höchſte Weihe erhalten. Indeſſen bei ſeiner abgemeſſenen langſamen Bewegung trugen auch ältere Perſonen kein Bedenken, daran Antheil zu nehmen. Weyer beſaß den Ruhm, eine hohe Meiſterſchaft in dieſer Kunſt erlangt zu haben; das Graziöſe in jedem Schritt und Tritt, die Delikateſſe, womit er die Fingerſpitzen der Damen faßte, war unvergleichlich. Auch verſchmähte es die Rheingräfin nicht, einige Touren in der Partie, worin er ſich befand, mit zu tanzen; pauſirte ſie aber, ſo waren ihre Blicke nur auf ſeine Bewegungen gerichtet. Auch von der übrigen Geſellſchaft huldigte der größte Theil den Freuden Terpſichorens, dem trefflich beſetzten Orcheſter waren nur kurze Pauſen geſtattet und ſo jubelte man auf dem Schloſſe Dhaun luſtberauſcht in die Nacht hinein.

Der junge Rheingraf war während eines Menuets gleich zu Anfang des Balls mit Friedericken in eine Fenſterniſche getreten an der Weſtſeite des Saales. „Iſt doch meinem Innerſten nichts mehr zuwider, als dieſer Tanz," ſagte er, indem er ſeine Blicke davon ab nach den Fenſterſcheiben wandte. „Ich verſichere Sie, daß ich lieber einem Siebenſprung der Hunsrucker Bauern zuſähe."

„Euer gräfliche Gnaden erblicken auch heute das Heiterſte im trüben Lichte," antwortete Friederike.

„Wenn ich auch vom weiblichen Geſchlecht zugebe," fuhr Philipp fort, „daß es, ſobald es ſich einmal gewöhnt hat ſeine äußern Vorzüge öffentlich der Bewunderung preis zu geben, daß es alsdann Recht hat, dieß mit der möglichſten Kunſt und Grazie zu thun, um dadurch das Unweibliche in Vergeſſenheit zu bringen, ſo ſcheinen mir dagegen bei einem Mann dieſe Entäußerung ſeiner natürlichen Würde, dieſe in jedes Glied gedrängte, kriechende Huldigung und Unterwerfung gegenüber dem ſchwächern Geſchlecht, und vollends bei einem Deutſchen alle die den Grundzügen ſeines Charakters, der Kraft und Gradheit, widerſprechenden reichlichen Krümmungen und Windungen der Galanterie, mögen ſie noch ſo künſtlich ausgeführt werden, wahrhaft häßlich und widerwärtig. Solch ein Tanz wäre auch gewiß im deutſchen Volke nie erfunden oder ausgebildet worden; er iſt eine ausländiſche Wucherpflanze, die gewiß wieder verſchwindet, wenn einmal der rechte Gärtner kommt, um das Unkraut aus dem Waizen zu jäten. Ganz anders verhält es ſich mit dem Tanz unſerer Bauern; da iſt keine bewußte Künſtelei und eitele Ausſtellung ſeiner ſelbſt zur Ergötzung Anderer, ſondern angeborener Takt und eigene innere Luſt ſind die Triebfedern der muntern Bewegung, ein Unterſchied, wie zwiſchen Hofleben und Landleben überhaupt, wie zwiſchen Schuld und Unſchuld."

„Sie wollten mir in Betreff Kiefers noch etwas mittheilen?"

„Ja," antwortete Philipp, indem er ihr ein zuſammengefaltetes Papier übergab; „händigen Sie ihm dieſes offene Schreiben mit der Bitte ein, er möge es bis zu meiner Wiederkehr aufbewahren. Es enthält, wie Sie ſelbſt darin leſen

mögen, ein Lebewohl für ihn, einen Dank für seine Lehren und eine Aufzeichnung einzelner Gedanken, die durch ihn in mir erweckt wurden, und die ich gerne als eine Art Unterpfand bei ihm niederlegen möchte. Ich selbst will ihn vor der Abreise nicht mehr sehen, denn meine Mutter wünscht es nicht; auch kann ich dadurch ihm und mir einen angreifenden Moment ersparen."

Als Friederike versprach, seine Bitte zu erfullen, wandte sie sich von ihm ab nach dem Fenster, um die Bewegung ihres Innern, die sie nicht mehr zu beherrschen vermochte, vor ihm zu verbergen.

„Sehen Sie doch," sagte sie nach einer längeren Pause, während welcher sie durch die Scheiben in die Dunkelheit geblickt hatte, „kommt es Ihnen nicht auch so vor, als wäre druben in der Wohnung meiner Schwester ein Fenster geoffnet und als bewege sich Jemand darin unter allerlei seltsamen Geberden?"

„Ich sehe nichts als Finsterniß," antwortete Philipp, dessen Augen noch von dem Lichte des Saales geblendet waren.

„Jetzt ist es weg," fuhr Friederike fort; „es kommt zur Hausthüre heraus und geht nach dem Wege zu, der ins Thal führt. Wüßte ich nicht, daß Julie, die sich nicht wohl befindet, früh hätte zu Bett gehen wollen, ich würde glauben, sie wäre es."

Philipp gestand jetzt ein, daß auch er eine Bewegung von Meyers Hause her wahrgenommen habe. „Es ist einer der schaulustigen Dorfbewohner, der sich hier noch herum treibt," meinte er und schenkte der Sache keine weitere Aufmerksamkeit.

„Ich fühle eine quälende Unruhe," sagte Friederike; „auch hatte ich Julien versprochen, früh wieder zurück zu kehren."

„Sie dürfen noch nicht gehen; meine Mutter würde es schwer rügen, wenn Sie die Erste wären, die man heute Abend vermißte."

Eine Tanzpauſe trat ein; Philipp wurde von einer erſchöpften, tiefaufathmenden Baroneſſe um eine Erfriſchung gebeten, und Friederike entſchloß ſich ungern, noch eine Weile Theil zu nehmen an einer Beluſtigung, wofür ihr Herz aus vielfachen Gründen jetzt ſo wenig empfänglich war, die aber darum nicht weniger in ihrem vollen rauſchenden Gange bis lange nach Mitternacht fortgeſetzt wurde. Doch wir verlaſſen die ſchimmernden Hallen des Schloſſes und verſetzen uns auf eine Weile ins tiefe düſtere Simmerthal.

6.

In der ſchmalen Thalöffnung, durch welche der Simmerbach in die anmuthige Ebene rauſcht, die den Flur des Dorfes Simmern bildet und bis an die Ufer der Nahe ſich erweitert, unter den Felſenabhängen diesſeits der Brücke gingen des Weges der Bannmüller und ſeine beiden Töchter in gar ſpäter Abendſtunde. Auch ſie hatten einen feſtlichen Abend verlebt; es war in dem Dorfe Simmern auf einer Kindtaufe, welches Feſt die Landleute jener Gegend mit einem ihre Vermögensverhältniſſe weit überſchreitenden Aufwand zu begehen pflegen. Der Bannmüller war, wo er einmal hinter dem Glaſe ſaß, ſchwer weg zu bringen. Und ſo hatte er denn auch dießmal trotz den Ermahnungen ſeiner Töchter, die er jedesmal mit einem Schimpfworte beſchwichtigte, redlich ausgehalten bis auf den letzten Mann. Es war kurz vor Mitternacht und ſehr finſter. Die beiden Mädchen hatten ſich dicht an der Seite des wankenden Papa's gehalten, bis ſie glücklich mit ihm über den Steg waren, dann ſchritten ſie Arm in Arm vorwärts in die enge Thalſchlucht hinein und ließen den brummenden Alten in kleiner Entfernung zurück, um ungenirter mit einander plaudern zu können.

„Ich bin froh, wenn wir zu Hause sind," sagte die Aeltere, „es ist mir, als wäre etwas passirt; der Vater ist auch nicht von der Stelle zu bringen, wenn er einmal sitzt."

„O mir wurde die Zeit nicht lange," gab die Jüngere zur Antwort; „ich höre es für mein Leben gerne, wenn sie so schauerliche Geschichten erzählen, doch ich mag jetzt gar nicht daran denken, sonst fürchte ich mich."

„Es ist auch besser, du bist hier still davon. Was sagten sie Dir denn über Leonhards Aufzug von heute Morgen? Sie meinten gewiß Alle, es wäre ihm Recht geschehen?"

„Nein, wahrhaftig nicht, Lisbeth; sie meinten Alle, die Rheingräfin hätte es auch nur befohlen, um dem Hofmeister sich geneigt zu zeigen; und Leonhard sollte sich nur nichts daraus machen, er wußte ja doch, wie er bei dem jungen Herrn angeschrieben wäre. Auch sagten Einige, dem Spaß würde es noch heute vergolten werden."

„Das ist es eben, was ich fürchte," antwortete die andere in besorgtem Ton, „hätte ich Leonhard nur heute noch sprechen können, um ihn zu warnen, doch vor der Abreise nichts mehr gegen Spaß zu unternehmen; denn wenn er nicht mit darf, so ist sein Glück verscherzt, er bleibt hier zum Gespött und der junge Herr ist in Frankreich ohne ihn verrathen und verkauft; das hat er mir oft gesagt. Er traut den Grumbachern nicht und kennt alle ihre Schliche so gut wie die Wege und Stege auf dem Schloß."

„Du meinst wohl," fiel neckend die Jüngere ein, „wie den unterirdischen Gang, der vom Schloß ins Thal führt?"

„Schweige doch! konnte denn hier Niemand lauschen?" rief entrüstet die Andere, als sie grade an der Stelle um die Ecke bogen, wo man aus dem tiefen Hohlweg des majestätischen Schlosses auf der drohenden Höhe ansichtig wird, das jetzt in

ſeiner glänzenden Beleuchtung bei dem tiefen Dunkel der Nacht einen doppelt impoſanten Anblick gewährte; die zahlloſen Fackeln und glühenden Fenſter warfen ihre Lichter auf die gegenüber ragenden Felſenwände des engen Simmerthals, deſſen Schluchten nun durch den Kontraſt noch finſterer erſchienen; auch verhinderte das Rauſchen des Baches ebenſo wenig als das monotone Geklapper der Mühlen, daß man die Contretöne der Muſik vernahm, welche die Taktbewegung der Tanzenden bezeichneten. Den beiden Mädchen entfiel über dem überraſchenden Anblick der Faden ihres bisherigen Geſprächs.

„So muß das Demantſchloß der ſieben Zwerge geweſen ſeyn, wovon der alte Meier heute Abend erzählte," ſagte die Jüngere; „aber die Geſchichte von der eingemauerten Nonne, die des Nachts umging," fügte ſie hinzu, „hat mir doch noch beſſer gefallen."

„Kömmſt Du ſchon wieder auf dieſe Geſchichten?" verwies ihr die Andere; „halte Dich doch ruhig damit, bis wir zu Hauſe ſind."

„Glaubſt Du denn alle dieſe Dinge? ich glaube" — — Hier unterbrach ſie ſich plötzlich, drängte ſich dicht an die Schweſter und ſagte leiſe: „Lisbeth, ſiehſt Du nicht, wie ſich dort links vom Simmerbach an der unteren Felſenwand etwas hin und her bewegt?"

„Ich ſehe es," antwortete Lisbeth, ebenfalls vor Schrecken zitternd, „es iſt eine Geſtalt, die ihre Arme bewegt. Laß' uns warten bis der Vater kommt."

„Das iſt eine Stelle, wo kein Menſch gehen kann; Lisbeth, ich vergehe vor Angſt, wenn es ein Geſp—", ſie wagte das Wort nicht auszuſprechen; „kömmt es Dir nicht vor, wie die arme Nonne?"

Unterdeſſen kam der Alte heran. Das Schloß mit ſeinem Fackelglanz und Feſtgeräuſch hatte auch auf ihn ſeinen Eindruck

gemacht. Aus einem damals im Volke verbreiteten Lied ſang er mit häufiger Wiederholung die Worte vor ſich hin:

„Droben im Schloſſe da tanzen ſie den Schleifer;
Hört ihr die Fiedler, hört ihr die Pfeifer?
Droben im Schloſſe wird luſtig poculirt,
Bis mit der Köchin der Junker charmuzirt u. ſ. w.“

„Vorwärts! was ſteht Ihr da, Ihr Gänſe? iſt es noch nicht ſpät genug?“ rief er, ſeinen Geſang unterbrechend, als er die harrenden Mädchen gewahrte.

„Vater,“ ſagten beide vor Angſt ſtotternd, „ſeht einmal da vorn überm Bach auf dem Felſenrand, bewegt ſich's da nicht wie ein Geſpenſt?“

„Wie ein — — ich hätte bald etwas geſagt, Ihr Strohköpfe!“ erwiederte der Alte, doch indem er unwillkürlich nach der Gegend hinſah und ebenfalls die Erſcheinung wahrnahm, fuhr er etwas gemäßigter fort: „Dummes Zeug! Wie ſollte Jemand bei Nacht ſich dorthin wagen, wo man am hellen Tage den Hals bricht.“

„Aber ſeht doch“ — —

„Schweigt, ich ſehe es auch. Geſpenſter giebt's nicht; laßt uns vorwärts gehen, es muß ſich Jemand irgendwie dahin verirrt haben.“

Die Mädchen gehorchten. Der Bannmüller, der, über die ſeltſame Erſcheinung ſelbſt höchſt betroffen, ſeinen Rauſch plötzlich verlor, ſchritt mit ihnen langſam des Wegs fort, und der Stelle immer näher, ohne einen Blick davon zu verwenden.

„Gott ſey uns gnädig!“ ſchrieen alle drei, als ſie nach einigen Schritten ſahen, wie die Geſtalt vom Felſen hinab in den Simmerbach ſtürzte und ein leiſes Aechzen ſo wie das Aufrauſchen der Wellen an ihr Ohr drang.

Der Bannmüller war keinen Augenblick mehr im Zweifel, daß es sich hier um ein Wesen von Fleisch und Blut handele, das, Gott weiß wie hierhin gekommen, ein Opfer seiner Unbesonnenheit werde oder schon geworden sei, war nun der Mann an der rechten Stelle.

„Habt eure Beine auf! hier ist vielleicht noch ein Menschenleben zu retten," rief er hastig den Mädchen zu und eilte an das flache Ufer des Baches der Felsenwand gegenüber, wo sich eine kleine Bucht und dicht an dem Felsen ein sogenannter Tümpel von mäßiger Tiefe gebildet hatte. Auf dem ruhigen Spiegel desselben sah man etwas wie ein Gewand; bald stand der Müller bis an die Hüften im Wasser und zog eine Frauengestalt auf die Oberfläche.

„Lauft in die Mühle und holt eine Mulde!" rief er den Töchtern zu. In kurzer Zeit war die triefende Last ans Ufer und in die Bannmühle gebracht, die nur noch eine kleine Strecke von dem Schauplatz dieses Ereignisses entfernt lag.

Aber welch ein Staunen und Erschrecken befiel die hülfreich thätigen Müllersleute, als man Licht brachte und in den entstellten Antlitz der Verunglückten die Züge der Hofdame Meyer zu erkennen glaubte. „Noch ist vielleicht das Leben nicht ganz gewichen; laufe, was Du kannst, Christian, nach Ohum und hole den Hofchirurg; unterdessen bringt sie in ein Bett!" sagte der umsichtige Bannmüller, dessen Anordnungen schleunigst vollzogen wurden.

Es war wirklich die unglückliche Julie. Als Friederike mit Meyer vor dem Beginn des Festes sie in jener trostlosen Stimmung allein gelassen hatte, blieb sie lange in ein dumpfes Hinbrüten versunken, bis sie von den Klängen der Waldhörner geweckt wurde, die mit ihrem schmelzenden Echo alle schönen Bilder ihrer glücklichen Vergangenheit wie aus einem verlornen Paradiese ihr

vor die Seele riefen. Aber jede süße Erinnerung öffnete gleichsam eine frisch blutende Wunde, sie badete sich in Thränen und gerieth zuletzt in ein so lautes Weinen und Schluchzen, daß die Dorfbewohner es vor dem Hause vernommen zu haben behaupteten. Ohne Ruhe betrat sie die Zimmer nach dem Schlosse hin; sie sah die Fremden im Glanz der Fackeln auf den Terassen hin und wieder wandeln, sie bemerkte deutlich, wie ihr Mann an der Seite der Rheingräfin um eine Ecke bog und im dunkeln Hintergrund mit ihr verschwand. Sie hörte das Lachen und Jubeln während des Mahles und sah die Bewegungen der Tanzenden wie ein Schattenspiel an der Decke des erleuchteten Saales. Ihre Thränen waren längst wieder in Stocken gerathen oder vielmehr vertrocknet in der Gluth ihres Schmerzes; ihr Dasein schien ihr nicht länger mehr erträglich; ein Dämon der Verzweiflung bemächtigte sich ihrer, trieb sie im Hause umher, Trepp' auf, Trepp' ab, von Zimmer zu Zimmer; aber überall hörte sie das folternde Schwirren der Musik, sah sie den stechenden Glanz der Fackeln, und warf sie sich mit verhülltem Haupt auf's Bett, so zeigte ihr die fieberhafte Phantasie in immer neuen und quälenderen Bildern, wie der Treulose in überschwänglichem Glück die fürstliche Buhlerin umgaukelte und über den Jammer seiner Gattin mit höhnischem Lächeln triumphirte. Endlich bat sie die Magd, die einzige Anwesende des Hauses und Zeugin ihrer Leiden, ebenfalls hinüber auf's Schloß zu gehen, um dem Feste zuzusehen; sie selbst wolle sich zu Bett legen. Als sie allein war, verließ sie das Haus und wankte ins Simmerthal hinab.

Wie sie an die unwegsame gefährliche Stelle gekommen, wo die Töchter des Bannmüllers sie zuerst erblickten, ließ sich nicht erklären, eben so wenig stand fest, ob ihr Sturz in den Bach ein Akt der Willkühr oder eine Folge von Unvorsichtigkeit war.

Die Nachricht von dem Unglücke war nicht in die Mitte der festlichen Versammlung auf dem Schlosse gedrungen. Friederike, die trotz dem Gefühl innerer Unruhe, das sie nach Hause trieb, und trotz ihrer Stimmung überhaupt, in welcher sie nur durch Selbstüberwindung Theil an der herrschenden Heiterkeit nehmen konnte, erst spät sich los zu machen vermochte, erfuhr von dem Dienstmädchen, als sie sich nach dem Befinden ihrer Schwester erkundigte, die Frau Hofräthin wäre längst schlafen gegangen. Sie legte sich daher, ohne sie vorher noch sprechen zu wollen, ebenfalls zu Bett, um sie nicht zu stören. Die Fremden aus der Nachbarschaft verabschiedeten sich kurz vor Tagesanbruch und bald darauf hörte man nahe und fern ihre Equipagen davon rollen. Auch Weyer, nachdem er heute den Becher seines Glückes bis auf die Hefe geleert hatte, verließ endlich das Schloß und warf sich zu Hause eilig in die Arme des Schlafes, um das Versäumte nachzuholen, nicht ahndend, welche Botschaft er als Morgengruß erhalten würde.

7.

Am andern Tage, als die Sonne schon hoch über den Bergen stand, sah man Friederike in der Bannmühle vor dem Bett ihrer Schwester sitzen, die nach langen vergeblichen Bemühungen des Chirurgus aus dem Scheintod wieder ins Leben gerufen war, aber in einem so bedenklichen Zustande sich befand, daß man kaum Hoffnung auf eine baldige Wiederherstellung hegen durfte. Sie sprach nicht und heftete ihre Blicke wie geistesabwesend starr auf die Umstehenden. Selbst als Weyer leise eintrat und mit einem Blick des tiefsten Schmerzes sich ihr näherte, nahm man keine Veränderung in ihren unbeweglichen Zügen wahr. Durch ein Zeichen gab sie zu verstehen, daß man sie nicht in ihre Wohnung nach Dhaun, sondern zu

ihrem Vater auf den Johannisberg bringen solle. Man that ihr den Willen und noch am Abend desselben Tages, da sie in der Mühle ohnehin die erforderliche Pflege nicht haben konnte, wurde sie in einem Wagen auf den Johannisberg gebracht, wo Friederike fast nicht von ihrem Lager wich.

Der Rheingräfin hatte man den Vorfall nur unvollkommen und ohne alle nähere Angabe der Umstände berichtet. Auch war sie jetzt von dem Gedanken an die morgende Abreise ihres Sohnes so erfüllt und im Herzen ergriffen, daß es ihr kaum auffiel, den Hofrath Weyer den ganzen Tag nicht gesehen zu haben. Während der letzten Reisevorbereitungen schien ihr die Härte der Trennung von Philipp, dem besonnenen Jüngling, dem treuen liebevollen Sohn, erst vollständig fühlbar zu werden; wiederholt umarmte sie ihn mit Thränen und flehte ihn an, ihrer nicht zu vergessen, gesund und rüstig wieder heimzukehren. Jedoch seine Bitte, ihm den Leonhard wieder frei zu geben, schlug sie beharrlich ab. „Er würde Dich mit Deinem Freund und Lehrer in Zerwürfniß bringen, und das darf nicht sein, das könnte ich nicht verantworten; sein heutiges Benehmen war noch ein Fingerzeig des Himmels, daß er nicht mit Dir soll;" war ihre bestimmte Antwort. Die Nacht brachte sie schlaflos zu; die widersprechendsten Gefühle durchkreuzten sich in ihrem Innern; auch Gewissensscrupel mischten sich mit ein, und als Philipp am Morgen reisefertig vor ihr stand, verlor sie beinahe alle Fassung. Indeß die Reisewagen knarrten alsbald langsam den Schloßberg hinab. Sie blickte nach aus dem Fenster und nach Philipps letztem Gruße, den er ihr zuwinkte, ehe sein Wagen in's Gebüsch bog, sank sie in ihren Sessel mit Empfindungen unaussprechlicher Wehmuth. In Schloß Dhaun zog öde Stille ein.

Um die Nachmittagsstunde, als des Schlosses verkleinerte Tafel, deren Spenden heute fast unberührt blieben, bereits auf-

gehoben war, sah man den Unterschloßvogt, ein Bund Schlüssel in der Hand, eine Flasche Wein, Brod und Braten etwas verlegen unter dem Oberrock, nach dem Thurme schleichen, worin sich die sogenannte Folterkammer befand. Vorsichtig und nicht ohne Besorgniß bemerkt zu werden, stieg er ins Verließ hinab und öffnete die Thüre der Kammer, in welche er Leonhard eingeschlossen hatte, mit folgenden Worten:

„Er hat es zwar nie um mich meritirt, Leonhard, daß ich mich seinetwegen einer starken Reprimande exponire, aber Er dauert mich, daß Ihm so seine wohlfundirte Hoffnungen vereitelt werden; daher bringe ich Ihm einen kleinen Trost in seinem Chagrin. Hört er, Leonhard, hier sind einige Reste von der Tafel; es wollte Niemand droben heute recht anbeißen."

Es erfolgte jedoch keine Antwort auf diese wohlgemeinte Anrede. Der Vogt sah sich nun genauer um in dem schwach erhellten Gelaß und fand mit Verwunderung und Schrecken, daß es leer war. Schleunig schaffte er seine Victualien bei Seite und machte der Gräfin sogleich die Anzeige hievon. Unerklärlich war es ihr und Jedem, wie Leonhard entkommen konnte. Sie ließ die Sache auf's Strengste untersuchen, ohne jedoch zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen. Leonhard aber befand sich um diese Zeit schon im Gefolge des jungen Rheingrafen auf der Reise nach Straßburg, hocherfreut über die gelungene Ausführung seines wohlentworfenen Planes.

Es war nämlich in uralten Zeiten ein unterirdischer Gang vom Schlosse Dbaun ins Simmerthal mit ungeheuren Mühen und Kosten angelegt worden, um in Fällen der Belagerung des Schlosses eine Communication mit der Außenwelt zu erhalten. Dieser Gang nahm seinen Anfang am Fundament des Thurms der Folterkammer und mündete im Stall der Bannmühle; er war seit undenklichen Zeiten nicht mehr benutzt und

für gänzlich verfallen gehalten worden. Indeſſen nur die Treppe, die aus der Folterkammer bis zum Fundamente des Thurms hinab führte, war ſehr beſchädigt und zum Theil eingeſtürzt, jedoch für einen behenden Kletterer noch wohl zu paſſiren. Die Liebe macht erfinderiſch und Leonhard, der in ſeinem vom Bannmüller keineswegs begünſtigten Verhältniß zur ſchönen Müllerin, die erſte Unterſuchung dieſes Weges von unten herauf angeſtellt hatte, über Erwarten glücklich bis zum Fundament des Thurmes vorzudringen vermochte und nun auch die letzten Schwierigkeiten auf dem beſchädigten Treppenwege zu überwinden verſtand, war ſeit längerer Zeit im Beſitz des Geheimniſſes dieſer Paſſage und hatte ſie, da er ſich leicht den Schlüſſel zu dem meiſt unbewachten Thurm verſchaffen konnte, bereits öfter zu heimlichen Beſuchen bei ſeiner Geliebten benutzt. Wie ſehr kam ihm dieſe Ortskenntniß in einer Lage, die ihn anderenfalls zur Verzweiflung gebracht haben würde, nun zu Statten! Sobald er am frühen Morgen des heutigen Tages aus ſeiner Haft vernahm, daß die gräflichen Wagen den Schloßhof verließen, trat er ſeine unterirdiſche Reiſe an; die im Stall des Bannmüllers der Oeffnung vorgeſchobenen Bretter drückte er mit gewohnter Leichtigkeit zur Seite, hielt hier noch eine kurze Zwieſprache mit der überraſchten Lisbeth, welcher er zum Lebewohl unwandelbare Treue gelobte, und begab ſich eilig in die kaum einen Büchſenſchuß entferntgelegene Bergmühle, wo, wie er vermuthen durfte, ſeine Freunde das Pferd von Spatz, trotz der genaueſten Nachforſchung, welche Raabe mit ungewohnlichem Eifer desfalls veranſtalten ließ, verſteckt gehalten hatten. Er beſchloß auf einem Umweg über den Johannisberg den Reiſenden, die ohnehin noch keinen allzugroßen Vorſprung haben konnten, nach zu eilen, um Friedericken, auf deren Umſicht und Theilnahme an ſeinem Herrn er großes Gewicht legte,

von Raabe's Brief in Kenntniß zu ſetzen, der ſich, wie er nach dem ihm bekannt gewordenen Zuſtande der Hofräthin vermuthete, wahrſcheinlich noch unübergeben in deren Gewahrſam befand. Auch glaubte er von dieſer eine Billigung ſeines ganzen gewagten Schrittes zu erhalten und dem Rheingrafen als eine Art Rechtfertigung ſeines Benehmens mitbringen zu können. Er ſprengte aus dem Simmerthal, daß die Funken ſtoben und hielt in wenigen Minuten vor dem Pfarrhaus auf dem Johannisberg. Friedericke, die ſchon in der Frühe um die noch immer gefährlich kranke Schweſter beſchäftigt war, und ſo manchen Kummer tief im Herzen barg, war erfreut über Leonhards Erſcheinen, ließ ſich in Betreff des Briefs unterrichten und gab ihm ein Billetchen an Philipp mit, das blos die Worte enthielt: „Friedericke bittet Euer gräfliche Gnaden, den treuen Leonhard nicht wieder zurückzuſenden.“ Damit eilte Leonhard davon.

## 8.

Es waren ſeit Philipps Abreiſe acht Tage verfloſſen. In und um Obaun hatte ſich Vieles geändert ſeit dem glänzenden Hoffeſte; Alles ſchien erſchöpft und gelähmt nach der übermäßigen Anſtrengung und auf der Stätte der ausgelaſſenſten Luſt hatten Ernſt und Melancholie ihren Wohnſitz aufgeſchlagen. Die gröſste Verwandlung aber war mit der Rheingräfin ſelbſt vorgegangen. Sie hatte mit Weyer alle intimen Beziehungen abgebrochen. Ihre Gedanken, nur um den entfernten Sohn beſchäftigt, der in einem Brief von Mainz aus für Leonhards Entweichen und ſeine Aufnahme deſſelben die Mutter auf's innigſte um Nachſicht bat, waren von den peinlichſten Gefühlen begleitet; denn allmälig kam es ihr vor, als habe ſie ihrer Leidenſchaft zu Weyer den hoffnungsvollen Liebling ihres Herzens

hingeopfert und immer lebhafter begann ſich in ihr ein ſtrafendes Bewußtſein von verlorner Würde und Frauenehre zu regen. Mit ihrer Nichte hatte ſie an einem dieſer Tage folgendes Geſpräch, was keineswegs geeignet war, ſie über dieſe Punkte zu beruhigen.

„Warum fahren wir mit Weyer nicht mehr aus, gnädige Tante?“ fragte die beſchränkte und ſonſt einſilbige Charlotte von Wartensleben, als ſie mit der Rheingräfin zur Zeit der gewöhnlichen Spazierfahrt im Park wandelte.

„Ich bin jetzt nicht aufgelegt zum Ausfahren,“ antwortete die Rheingräfin; „findeſt Du etwas Auffallendes darin?“

„Nein, es iſt mir ganz recht, daß Weyer nicht mehr kömmt, denn er muß ein abſcheulicher Menſch ſeyn.“

„Wie ſo?“ fragte die Rheingräfin mit der größten Spannung.

„Am Sonntagabend,“ erzählte Charlotte, „als mich Raabe ſo plötzlich verlaſſen hatte und ich allein zur Geſellſchaft zurückkehren mußte, fragte mich die Gräfin von der Lei, wo Sie wären, liebe Tante, und als ich antwortete, hinten im Gehölz ganz allein mit Herrn Weyer, da lachten ſie Alle, aber Frau von Gulden aus Sobernheim ſagte, ich hätte Sie nicht mit ihm allein laſſen ſollen, denn er würde Sie gewiß im Dunkeln ermorden. Ich hielt dieß für dummes Geſchwätz. Aber heute morgen im Gallerieziimmer hörte ich deutlich, wie der Küſter unten an der Kirchenthüre zum Schloßvogt ſagte, die Frau Hofrätbin Weyer läge auf dem Johannisberg am Sterben, und Jedermann im ganzen Dorf wiſſe, daß Weyer ihr Mörder wäre. Da ging mir doch ein Licht auf und ich wollte es Ihnen nicht verhehlen, gnädige Tante.“

Der Rheingräfin aber ging auch ein Licht auf, mit deſſen Hulfe ſie ſah, in welcher verderblichen Verblendung ſie ſich be-

fand, und wie ſie bereits bei ihren Untergebenen ein Anſtoß, bei ihren Standesgenoſſen ein Gegenſtand des Spottes geworden ſey, und welchen Antheil man ihr an dem Unglück der Hofräthin beimeſſe, während ſie in dem Wahn ſtand, daß ihre Klugheitsmaaßregeln jeden Verdacht über ihr wahres Verhältniß zu Weyer verhütet hätten. Sie ſah einſtweilen den Hofrath nur ſehr ſelten und in Gegenwart Anderer. Er ſelbſt ſchien dies Benehmen ſtillſchweigend zu billigen, wenigſtens wünſchte er es noch jetzt nicht anders, denn auch ihn hatte der erſchütternde Schritt ſeiner Gattin aus einer Art von Betäubung geweckt und trotz ſeinem angebornen Leichtſinn mit einer Beſorgniß um die Kranke erfüllt, die ſich zur qualvollſten Unruhe ſteigerte und in welcher er über ſein künftiges Benehmen gegen die Rheingräfin noch mit ſich ſelbſt nicht einig war. Auf dem Johannisberg erſchien er täglich mehreremal, wenn auch oft ohne Julien zu ſehen, da der Arzt eine öftere Zuſammenkunft mit ihr als ihre Geneſung hemmend verbot. Friederike nahm mit der innigſten Freude die Veränderung in Weyer wahr, aber je mehr in ihr die Hoffnung zunahm, das alte rechte Verhältniß zwiſchen ihm und ihrer Schweſter könne ſich wieder herſtellen, deſto mehr ſchwand ihr die Ausſicht auf eine baldige Geneſung der Letzteren. Ihr Körper, wie ihr Geiſt ſchienen auf gleiche Weiſe zerrüttet und noch war es nicht gelungen, ein Wort den Lippen der Kranken zu entlocken.

Eines Nachmittags wurde ſie aus dem Krankenzimmer gerufen, weil ſie Jemand zu ſprechen wünſche. Es war Jekuf, der Botenjude, der mit treuer Anhänglichkeit ſeit vielen Jahren dem rheingräflichen Haus ſeine geringen Dienſte widmete.

„Mit Verlaub, ich komme von Kirn, Jungfer Friederike,“ ſagte er, indem er ſich ängſtlich umſah, ob ihn ſonſt Niemand höre. Dann fuhr er in leiſerem Tone fort: „Einen Finger

aus der Hand gäbe ich darum, hätte der junge Herr die Reis' nicht unternommen mit dem Raabe. Doch verrathen Sie mich nicht: Ihre Erlaucht die Frau Rheingräfin weiß nicht, was sie thut; aber der alte Jekuf weiß, was er weiß."

„Er macht mir bange, Jekuf; was giebt es denn?" fragte Friedericke.

„Nun, daß ich's Ihnen erzähle. Gestern ist der Schimme zu Grumbach in meinen Geschäften; er geht in den goldenen Hirsch; wen sieht er dort? den Spatz; bei wem sieht er ihn? bei dem Sekretär des Rheingrafen von Grumbach. Dunkel ist's und Schimme drückt sich hinter den Ofen. Da sagt Spatz zum Hirschwirth: „Was wahr ist, könnt Ihr Jedermann erzählen; der junge Rheingraf von Dhaun, der von Haus aus ein Zänker und Raufbold ist, hat schon in Mainz, wo ich die Herrschaft verließ, Händel gesucht und ein Duell gehabt; er kam mit einem blauen Auge davon, aber was soll das in Frankreich geben? Dort giebt's andere Haudegen." Dann wendete er sich wieder zum Sekretär und munkelt mit ihm; dann schreit er wieder nach dem Hirschwirth und Allen, die im Zimmer waren: „„Laßt's wissen wen Ihr wollt, denn er war schon zu Dhaun ein Erzwildfang und Händelsucher."" Gott behüte, Jungfer Friedericke, was ist davon zu halten? Was thut Spatz zu Grumbach? Was begehrt er schwarz zu machen den jungen Herrn als einen Raufbold, der sanftmüthig ist als ein Lamm? Wo soll das hinaus? Hab' ich doch schwache Augen, aber sehen muß ich einen andern Weg, sonst thut mir's Herz weh. Ihnen wollte ich's zu wissen thun, Jungfer Friedericke; Sie sind auferzogen mit dem jungen Herrn und haben ihn in der Gewalt; Gott behüte, können Sie ihm nicht geben einen Wink, daß er seine Leute kennt? Doch verrathen Sie mich nicht, ich habe nichts gesagt."

Obgleich Friederike dem Scharfblick des theilnehmenden Juden nicht ganz folgen konnte, der sie mit den Worten verließ: „Geben Sie einen Wink dem jungen Herrn!“ so war ihr seine Mittheilung doch keineswegs gleichgültig, ja es fiel ihr centnerschwer auf's Herz, als sie an den Brief dachte, den sie auf Leonhards Mittheilung in den Papieren ihrer Schwester gefunden hatte, der an eben diesen Sekretär gerichtet war und bis jetzt unerbrochen von ihr aufbewahrt wurde. Sollte sie ihn jetzt nicht erbrechen, um dadurch vielleicht auf einmal in's Klare zu kommen? Sie zögerte und wagte es nicht allein. Aber mit wem sollte sie sich berathen? Mit ihrem alten Vater? Das konnte nichts helfen, denn dieser war allen den fraglichen Verhältnissen fremd geblieben. Mit Weyer, mit der Rheingräfin? Wie durfte sie das wagen? wie konnte sie sich einbilden, bei diesen das Vertrauen zu Raabe wankend zu machen? In dieser Rathlosigkeit entschloß sie sich zu einem für sie doppelt schweren Schritt; sie schickte nämlich zum Kanzlei-Sekretär Roose, dessen Hand sie zwar verschmäht hatte, dessen hellen Verstand und redliche Gesinnung sie aber hochschätzte, um ihm Alles mitzutheilen und die zu ergreifenden Maßregeln gemeinschaftlich mit ihm zu überlegen. Roose kam ungesäumt auf den Johannisberg und war nach erhaltener Auskunft der entschiedenen Meinung, den Brief Raabe's sogleich zu erbrechen; er hielt es sogar für dringende Pflicht, da die Sicherheit seines Herrn damit in Verbindung zu stehen schiene. Friederike widersetzte sich nicht und sie lasen in dem Briefe Folgendes:

Mein werther Paul!

In Eile nur ein Paar Worte. Uebermorgen geht's ernstlich fort. Das Söhnchen ist mir zwar noch immer nicht hold, aber die verbuhlte Mama hilft mir zum Zweck; sie

hat ihm Zuckerbrod versprochen, daß er mir folgt. Ich bin, wie immer wenn's gilt, zum Aeußersten entschlossen. Uebergib dem Spaß Deine Depeschen; er wird in Mainz wieder zu uns stoßen. Theile dem Rheingrafen aus diesem Schreiben mit, was du für nöthig hältst. Der Weg zum Ziel ist langweilig und mitunter holperig, doch ich denke, wir langen an, und soll uns dereinst in meiner Pfarrwohnung auf dem Johannisberg ein Becher aus dem Dhauner Schloßkeller, vielleicht fürbaß von den feisten auf dem Nest gefangenen Täubchen, die Erinnerung an die jetzigen Sorgen verscheuchen helfen.

Dein R.

Reese wie Friedericke erstarben über den Inhalt dieses schnöden verrätherischen Briefes. Sie fanden nach kurzer Ueberlegung, was zu thun sei, keinen andern Ausweg, als den, ihn auf's schleunigste, als das unwiderleglichste Zeugniß von Raabe's Treulosigkeit, dem jungen Rheingrafen zu übersenden und diesen demüthigst zu bitten, den Hofmeister auch selbst unter einstweiliger Zuziehung der Ungnade seiner Mutter des Dienstes zu entlassen, wenigstens in jeder Weise vor ihm auf der Hut zu sein, da er zu irgend einem Bubenstück ebenso die Fähigkeit als den Willen zu haben scheine. Indessen den Brief ihm durch die Post zu schicken, was der kürzeste Weg gewesen wäre, schien ihnen unsicher, da man wohl annehmen durfte, daß Raabe Philipps Correspondenz überwache und nur was ihm beliebe in seine Hände würde kommen lassen. Endlich vereinigten sich beide dahin, einen zwar längeren, aber desto sichereren Weg einzuschlagen, nämlich den ehrlichen Jakob, dessen Discretion außer Zweifel lag, mit dem Auftrag nach Straßburg zu schicken, dem jungen Rheingrafen unmittelbar und

eigenhändig Raabe's Brief nebst der von Roese und Friederiken unterzeichneten Note zu übergeben. Jakob fand sich bereit dazu. Er ging in Thaun vor, seine Verwandten über den Rhein zu bringen, und war am Morgen des folgenden Tages auf dem Wege nach Straßburg. Roese und Friederike hatten sich gelobt, einstweilen mit Niemanden von der Sache zu reden und ruhig Jakobs Rückkehr abzuwarten. Ersterer überzeugt, Philipp würde auf diesen Brief hin keinen Augenblick zögern, selbst Gewalt zu brauchen und den Hofmeister aus seiner Nähe zu entfernen, Letztere zwar in so weit beruhigt, als sie glaubte das Vorgefallene gethan zu haben, aber ohne eigentlichen Glauben an einen guten Ausgang.

9.

Jakob legte die lange Strecke von Thaun nach Straßburg in möglichst kurzer Zeit zurück, denn er war trotz seines Alters noch sehr rüstig und die Wichtigkeit seines Auftrags beflügelte seine Schritte. Er war aus früheren Zeiten mit Straßburg wohl bekannt und machte bald die Wohnung des Rheingrafen ausfindig. Aber er fand sie verschlossen, keiner von der Dienerschaft war in der Nähe und Niemand wußte ihm Auskunft zu geben, wann und wo er zum Rheingrafen gelangen könne. Es war schon spät am Abend, er sah sich genöthigt, die Ausführung seines Geschäftes auf den andern Tag zu verschieben und begab sich mit großer Unruhe in eine Herberge. Auch am andern Tage waren lange seine Nachforschungen umsonst, denn es hatte sich mit Philipp Ereignisse begeben.

Seit der Informator Raabe wahrgenommen hatte, daß des Rheingrafen Mißtrauen statt im Sinken in immer merklicherem Steigen begriffen war, besonders aber seit er vermuthete, daß sein Brief an den Sekretär des Rheingrafen von

Grumbach in unrechte Hände gekommen sein könne, war er, wie es scheint, entschlossen, seine Mission sobald als möglich zu vollenden. Nachdem er den Rheingrafen bei der Hochschule zu Straßburg eingeführt und ihm die ersten Einrichtungen zu seinen akademischen Studien hatte treffen helfen, überließ er ihn meist sich selbst und ging seine besonderen Wege. Er hatte eine Menge Bekanntschaften in der Stadt, mit denen er in lebhaftem Verkehr stand. Einige Tage vor der Ankunft des Peter von Dhaun hatte er sich bei dem Rheingrafen mit dem Vorgeben beurlaubt, er wolle einen alten Universitätsfreund im Elsaß besuchen und werde erst nach vier bis fünf Tagen zurückkehren. Lyas, der von Grumbach unterdessen wieder zurückgekommen war, begleitete ihn. Philipp war damit um so weniger unzufrieden, als ihm die Nähe des unheimlichen Mannes hier noch fast unerträglicher war, als zu Dhaun. Auch ging er es vor, in die neue Sphäre mit allen ihren ihm bisher unbekannt gebliebenen Beziehungen und Verhältnissen langsam und selbstprüfend für sich allein einzutreten, statt mit raschen unsicheren Schritten an der Seite des weltklugen und scheinheiligen Arabs, aus dessen Erfahrungen er nur wenig eigentliche Belehrung zu schöpfen vermochte. Er gab sich den Eindrücken der neuen fremdartigen Umgebungen nur zögernd hin, mochte gerne etwas zurückgezogen bleiben und nahm es sehr ernstlich mit seinen Studien. Der Glanz der Stadt, der Ton der Gesellschaft, die Vergnügungen seiner Alters- und Standesgenossen mit allen ihren abwechselnden Freiheiten zogen ihn wenig an; der Hang zu den Bergen seiner Heimath und ihren schlichten Bewohnern, die Sehnsucht nach Allem, was er beim Thurme verlassen hatte, übte noch zu sehr seine Herrschaft über ihn aus und wäre vielleicht in ein krankhaftes Heimweh übergegangen, hätte ihn der Gedanke, sich zu be-

fähigen, um einst dem Segensvoll wirken zu können, nicht zu innig durchdrungen, wäre das erhebende Gefühl seines einstigen Berufs, der Drang nach Verwirklichung seiner Ideale nicht zu mächtig in seinem reichen Herzen gewesen.

Viel schweifte Philipp an den schönen Septembertagen in den offenen fruchtbaren Umgebungen Straßburgs umher, da ihn die Mauern der Stadt mit ihrem Volksgedränge gar sehr beengten; fast täglich und meist um dieselbe Stunde machte er in Leonhards Begleitung einen Spazierritt durch's Land. Als er an dem ersten Tage von Raabe's Abwesenheit auf der Heimkehr von einer dieser Touren begriffen war, sah er auf dem nicht sehr breiten Wege einige Studenten ebenfalls zu Pferde ihnen entgegen kommen und unter ihnen einen gewissen Baron Dupree, einen Franzosen, der sich lange in Deutschland herumgetrieben hatte, für einen ausgezeichneten Fechter galt und schon einigemal von ihm in Raabe's Gesellschaft gesehen worden war. Als er vor ihnen ankam, öffneten sie ihre Reihe und Philipp ritt grüßend zwischen ihnen durch; bei Leonhards Herannahen schlossen sie sich wieder. Dieser indeß, dem das Absichtliche hierbei nicht entging, gab seinem Pferde die Sporen und drängte etwas gewaltsam und unsanft durch ihre Mitte, um seinem Herrn zu folgen. Da wandten sich alle rasch um, sprengten auf Philipp zu und in barschem Tone rief der Baron Dupree: „Geben Sie Ihrem Diener eine andere Dressur, Herr Rheingraf, wenn er Sie ferner zu Pferde begleiten soll."

„Es geht ihm wohl noch Manches ab," antwortete Philipp ruhig, „doch mit seinem Pferde weiß er sonst wohl umzugehen."

„So bin ich so frei, es an Ihrer Stelle zu thun," entgegnete Dupree und hieb Leonhard mit der Reitpeitsche über's Gesicht.

[illegible] Sie, Herr Baron, [illegible] nicht meinen Diener!" rief entrüstet Philipp.

„Hund oder Hundsrücken, gilt mir all gleich, Herr Rheingraf," antwortete höhnisch Duprée; „auch weiß ich ja," fuhr er fort unter dem Gelächter seiner Genossen, „daß man doch [illegible] Ihre Frau Mama auf dem Hundsrücken und auch [illegible] Beispiel ein sogenanntes Hundsköpfchen besonders in [illegible] zu Hause ist."

Philipp gerieth außer sich über diese [illegible]; er zog den Degen und war im Begriff den Lästerer vom Pferde zu stoßen, doch die Uebrigen ritten mit dem Rufe dazwischen: „Nicht so rasch, nicht so rasch, Herr Rheingraf!" „Nicht so rasch, nicht so rasch, Herr Rheingraf!" rief auch Duprée; „Sie kennen ja meinen Namen und ich bin zu jeder Zeit zu Ihren Diensten."

Damit eilten sie von dannen. [illegible] Wuth, und Philipp ritt ernst und nachdenkend in die Stadt.

Das Duell wurde auf den Morgen des folgenden Tages festgesetzt. Der Graf von [illegible], Philipps Vetter, erbot sich zu seinem Secundanten und half die nöthigen Anstalten treffen. Seine nöthigsten Effekten ließ Philipp in ein Wirthshaus vor die Stadt bringen und befahl seiner Dienerschaft, hier seine Rückkehr zu erwarten. Das Duell fand Statt in der Nähe des Ortes, wo die Beleidigung [illegible]. Gleich im ersten Gang fuhr der Degen Duprée's dem Rheingrafen tödlich in's Herz. Mit einem tiefen Seufzer sank er in die Arme seines Secundanten und schloß das Auge für immer.

„Er hat es schon!" rief Duprée und sprengte mit seinem Begleiter davon.

Der anwesende Arzt, der die Wunde untersuchte, wiederholte nicht ohne einen wehmüthigen Blick in das jugendliche

Antlitz des Gefallenen langsam und nachdrücklich die Worte Dupree's: „Er hat es schon!“

Leonhard, der in der Nähe die Pferde hielt, rannte voll Verzweiflung herbei und warf sich über die Leiche Philipps mit unsäglichem Jammer. „Raabe, das hast du verübt!“ schrie er und schlug sich die Stirne und streckte die Faust drohend in die Luft: dann tobte er gegen sich selbst: „wehe mir, ich bin schuld daran; wäre ich im Thurm der Folterkammer geblieben bis ans Ende meiner Tage! — o mein Herr, o mein Herr, wie soll ich wieder heimkehren? o mein guter Herr, wie unschuldig gemordet!“ — —

Man brachte den Todten in das bezeichnete Wirthshaus vor der Stadt; und während noch einige vergebliche Versuche zu seiner Wiederbelebung gemacht wurden, erschien Jekuf, der Petenjude, der nach unausgesetztem Forschen endlich die rechte Spur gefunden hatte. Augenblicklich übersah er die Lage der Dinge.

„O weh, ich komme zu spät!“ rief er außer sich; „der Herr hat mich verworfen, hat meine Füße beschwert und Steine mir in den Weg gelegt.“ Wehklagend schritt er um die Leiche, zerriß seine Kleider und raufte sich den Bart. Die Umstehenden bemühten sich umsonst, die Ursache seiner unerwarteten Erscheinung von ihm zu erfahren.

„Nun was wollt Ihr?“ sprach er, „er ist todt, sein Blut schreit zum Himmel um Rache, der Fluch treffe seine Mörder bis ins vierte Glied! Das junge Blut, das treumüthige Herz, das Niemanden weh that und Niemanden betrübte! er war von Kind auf ein Labsal für's Aug', ein Vergnügen für Alle! Wer will bringen die Post nach Dhaun, wer will trösten die Mutter?“

Der Graf von Wartensleben erbrach jetzt das Schreiben, welches ihm Philipp unmittelbar vor dem Beginn des Duells

übergeben hatte. Es enthielt blos die rasch hingeschriebenen Worte: „Sollte ich fallen, so bringt mein Herz auf den Johannisberg und setzt es dort bei in der Gruft meiner Väter.“ Der Graf übernahm die Besorgung Alles dessen, was jetzt die Umstände erforderten, auf's gewissenhafteste. Die ungewöhnlich heiße Witterung des damaligen Spätsommers erforderte eine baldige Beerdigung; sie fand Statt mit standesmäßiger Feierlichkeit in der St. Thomaskirche zu Straßburg, wo die Leiche kurze Zeit fremder Neugier und theilnahmloser Schaulust ausgestellt war.

So ist der letzte blühende Sprößling der Wild- und Rheingrafen von Dhaun auf fremdem Boden gefällt worden und mit ihm sein Geschlecht zu Grabe gegangen.

Auf dem Schlosse zu Dhaun, in jenem Gemach, das unsern Lesern daraus bekannt ist, saß mit ihrer Nichte die Rheingräfin in der Nähe des Fensters, aber nicht um hinüber nach Meyer zu schielen, sondern um den Weg zu überschauen, der aus dem Thale heraufführte und den Botenzu erspähen, in ängstlicher Spannung auf Nachrichten von ihrem Sohne. Er hatte von Straßburg aus erst einmal bald nach seiner Ankunft geschrieben und seitdem nicht wieder. Ihr Herz war doppelt beklemmen, denn vor wenigen Stunden hatte sie die Nachricht erhalten, daß in dieser Nacht die Hofräthin Meyer im Tode entschlafen sey. Schon fielen die Schatten weit in's Thal und die Zeit der Ankunft der Post war vorüber, aber noch immer hielt sie die Blicke auf die Straße geheftet und wähnte in jeder neuen Erscheinung den ersehnten Boten zu erblicken. Da kam ein Reiter den Berg herauf, der trug um Arm und Hut einen Flor. Sie erkannte in ihm Leonhard; es flimmerte ihr vor den Augen und mit zitternden Knieen wankte sie ihm entgegen in den Schloßhof. Leonhard wollte am Hause Meyer's absteigen,

fand es aber verschlossen. Er ritt in den vorderen Schloßhof und stieg ab; auf die stürmischen Fragen der ihn umringenden Dienerschaft antwortete er nicht. Unentschlossen stand er eine Weile da, aber der Schweiß und die Thränen in seinem Antlitz verriethen den Kampf seines Innern. Endlich ging er mit den Worten, „sie muß es doch erfahren," durch das zweite Hofthor. An der Stufe hatte ihn die Rheingräfin mit Seelenangst erwartet. „Wo ist mein Kind?" rief sie mit gefalteten Händen. Leonhard überreichte ihr einen Brief von dem Grafen von Wartensleben. Sie schob ihn zur Seite: „Leonhard, wo ist mein Sohn?" wiederholte sie in erschütterndem Tone. Leonhard, aller Fassung beraubt, holte zitternd ein Kästchen unter dem Arme hervor, öffnete es und deutete auf eine darin befindliche in Form eines Herzens gearbeitete metallene Kapsel. Die Rheingräfin entriß es ihm, fiel auf die Kniee, preßte es krampfhaft an ihre Lippen und wurde darauf ohnmächtig ins Schloß getragen.

In der Pfarrwohnung des Johannisbergs, wo die Trauer bereits eingekehrt war, wirkte die Nachricht von Philipps Tod, wie ein zweiter Blitz, der in die noch rauchende Hütte schlägt. Meyer, der zerknirscht an der Leiche seiner Gattin stand, fühlte sein ganzes Wesen gelähmt von dem Doppelschlag. Weich und wankend von Natur, verlor er im Bewußtseyn seiner Schuld und seines Antheils an dem Geschehenen alle männliche Haltung. Friederike aber hob gefaßt den thränenschweren Blick mit einem Ausdruck gen Himmel, als wollte sie sagen: „Nun hat die lang drohende Wolke sich entladen; sie hat getroffen, aber ich besaß den Schmerz schon, als sie sich zusammenzog und werde ihn behalten bis an mein Ende."

Juliens sterbliche Hülle und Philipps Herz wurden an Einem Tage auf der luftigen Höhe des Johannisbergs dem

Schoß der Erde übergeben. Groß war der Zudrang des theilnehmenden Volkes und allgemein die innige Trauer um den frühen Heimgang des „guten leutseligen jungen Herrn," und seltsames Gerede verbreitete sich über die Ursachen seines raschen Todes.

Aber auch außerhalb der Gaue des Nahethals erregte der plötzliche und gewaltsame Fall der letzten hoffnungsvollen Stütze eines einst so mächtigen Geschlechtes die größte Theilnahme und ein ungewöhnliches Aufsehen, so daß man eifrig bemüht war, sich Licht über die näheren Umstände zu verschaffen. Der Antheil jedoch, welchen das Volk der rheingräflichen Familie von Grumbach an dem unglücklichen Ereigniß zur Last legte, wurde nicht erwiesen. Der verdächtige Raabe war mit seinem Diener verschwunden und man hat nie wieder eine Kunde von ihm erhalten. Auch jener zweideutige Brief, welchen der zu spät anlangende Bodenjude trostlos von Straßburg wieder zurückbrachte und dem Kanzlei-Sekretär Reese einhändigte, war diesem, ohne daß er es wußte wie, und ehe er irgend einen Gebrauch davon gemacht hatte, abhanden gekommen.

Vier Wochen lang summten täglich die Klagetöne vom Thurm der Johanniskirche in die umliegenden Thäler hinab und erinnerten ihre Bewohner an die Trauer des Landes, und bebten von einzelnen Lüften getragen, hinüber nach Dhaun, wo sie mit der Stimmung der Herzen in wehmüthige Akkorde zusammenklangen. Die Rheingräfin aber vernahm sie nicht zwischen den Mauern ihres abgelegenen Trauergemachs; sie hatte sich nach einiger Erholung von dem ersten fürchterlichen Eindruck der Schreckensbotschaft noch einmal öffentlich gezeigt, um der Sitte gemäß Geschenke an die Armen zu vertheilen, sodann hielt sie sich jedem Auge entzogen und man wußte nicht, wie sie ihre Tage verlebte. Aber in den Hallen ihres Schlosses waren für immer der Ton der Freude verklungen.

## 10.

Hier endet die Erzählung unſers Gewährsmanns. In dem Manuſcript, welches uns vorliegt, finden wir von jüngerer Hand*), aber ganz im Stile des Vorſtehenden, hinzugeſetzt:

Fünfzig Jahre waren nach dieſen Ereigniſſen vorübergegangen, als eines Morgens wilder Trommelſchlag das Echo unſerer Berge weckte und ein fremdartiges gewaltiges Getöſe aus der Tiefe zu den Ohren der Bewohner von Dhaun drang; eine Schaar franzöſiſcher Republikaner, vermiſcht mit freiheitsmuthigen Bauern aus der Gegend und beuteluſtigen Abenteurern aller Art drangen durch die Schluchten des Simmerthals und ſtürmten unter dem jubelnden Ruf: „Krieg den Paläſten und Friede den Hütten!“ mit klingendem Spiel den Berg hinan, von deſſen Gipfel die Veſte Dhaun als unüberwindliches Bollwerk des Landes ſeit Jahrhunderten in die Thäler ſchaute. Es war ebenfalls ein ſonnenheller Septembertag; das Schloß bruſtete ſich in der Morgenſonne und ſeine hohen Zinnen ſtrahlten auf in der ganzen Pracht ihres heitern Glanzes, aber dem Meteor gleich, das erlöſchen will; denn der Tag ihres Falls war gekommen. Ihr jetziger und letzter Beſitzer, der Rheingraf Friedrich von Grumbach, dem das Schloß als eine Apanage zugefallen war, hatte es ſeinem Schickſal überlaſſen, indem er mit dem Beſten ſeiner beweglichen Habe über den Rhein geflüchtet war. Der noch vorhandene Reſt der Dienerſchaft, weit entfernt von irgend einem Gedanken an Vertheidigung, ver-

*) Wahrſcheinlich von dem nun ebenfalls verſtorbenen Sohne des im Eingang genannten Dhauniſchen Leibmedici. Die jüngere Hand verräth ſich nicht allein durch die Zeit, von der ſie ſchreibt, ſondern auch durch die Wahl der Ausdrücke, welche wir in dem ältern Manuſcript fortwährend zu moderniſiren hatten.

frech ſich, oder machte mit den Freiheitsmännern gemeine Sache. Die höheren Beamten waren noch am Tage vorher mit ſolcher Eile entflohen, daß ſie kaum einen Theil des reichen Schloßarchivs retteten. Alſo preisgegeben, wie eine Fregatte ohne Steuermann den Wogen, war die ſtarke Veſte der Wuth ihrer Feinde. Sogleich in der erſten Attaque wurden die Thore geſprengt, die Thüren und Fenſter zerſchmettert, die Gemächer aufgeriſſen, und ſogleich begann die Gier der Plünderung zu wetteifern mit dem Jubel der Zerſtörung. Was ſich nicht mitnehmen ließ, wurde zertrümmert, was ſich nicht zertrümmern ließ, wenigſtens verſtümmelt. Das koſtbare Geräthe, die reichen Möbel, die werthvollen Kunſtwerke, ja die Säulen und Wände ſollten entgelten, was ihren Beſitzern zur Laſt gelegt wurde, und von der Schloßkapelle bis zur Muſchelgrotte, von der Spitze des Thorthurmes bis in die Tiefe des Burgverließes blieb nichts unangetaſtet, nichts auf ſeiner Stelle. Als aber die Keller aufgebrochen waren, wo die Fülle des vorgefundenen Weines gleichſam Oel in die Flammen goß, ſteigerte ſich der Vandalismus bis zur Raſerei; man legte Feuer an das Schloß, um Alles mit einemmal in einen Aſchenhaufen zu verwandeln. Doch dieſes war ſchonſamer als ſeine Urheber, es wollte nicht recht in Gluth gerathen und nur ein Theil der Gebäude wurde ein Raub der Flammen. Zu einem kurzweiligen Intermezzo diente der Eingangs dieſer Aufzeichnung erwähnte hölzerne Eſel. Er wurde unter Anleitung einiger Schloßbedienten auf die ihm gewidmete Stelle im Eſelsgarten gebracht, eine Strohpuppe, die in Betracht der Orden, womit ſie geſchmückt war, und ihres ganzen aus vorgefundenen herrſchaftlichen Kleidern zuſammengeſetzten Koſtüms einen Hofcavalier in Gala vorſtellen ſollte, wurde darauf geſetzt und unter jubelndem Halle in Brand geſteckt.

Nachdem in dieſer Weiſe das Werk der Plünderung und Zerſtörung der Hauptſache nach vollendet war und Spott und Hohn auf der heimgeſuchten Stätte ihr Spiel zu treiben begannen, ſammelten ſich die Häupter der Rotte zu einem neuen Akte; den Bewohnern des Dorfes wurde feierlich „Freiheit und Gleichheit“ proclamirt und auf dem freien Platze vor dem Hauptſchloßthor unter Hörner- und Paukenſchall der Freiheitsbaum, eine junge Linde, gepflanzt. Das wilde ça ira übertönte die Muſik, der Taumel griff wie ein Lauffeuer um ſich und bald ſah man Fremde und Einheimiſche, Jung und Alt, Männer und Frauen in ſchwirrendem Tanz mit Freiheitsmützen geſchmückt um den Freiheitsbaum ſich tummeln, während Andere noch fortfuhren an den architektoniſchen Außenzierden des Schloſſes mit Brecheiſen und Hebebaum ihren Muth zu kühlen, und ein Theil der Gebäude von ſchwarzen Rauchwolken umhüllt war.

Gegenüber dieſem Schauplatz der Verwüſtung und des Getümmels, vor der Thüre des ehemaligen Weyerſchen Hauſes, ſaß eine ſchwarz gekleidete Dame. Ihr hohes Alter ſchützte ſie vor jeder Unbill; ruhig ſah ſie in den Tumult und auf die rauchenden Trümmer des Schloſſes; nur zuweilen wiſchte ſie ſich eine Thräne aus den Augen. Es war Friederike Beking. Vom Schickſal aufbewahrt, eine Zeugin vom Falle des Schloſſes Dhaun zu ſein, hatte ſie Alle überlebt, die ihrem Herzen nahe ſtanden. Nach dem Tod ihres Vaters mußte ſie ihren theuern Johannisberg verlaſſen, blieb unvermählt und lebte Anfangs bei Kiefer in Simmern, dann in dem Hauſe Weyers, wo ihr auch nach deſſen Tod durch teſtamentariſche Anordnung der Rheingräfin Louiſe, da die Herrſchaft Dhaun nach einem langjährigen Proceß zwiſchen den Rheingrafen von Krähweiler und der Grumbachiſchen Linie größtentheils an die letztere kam,

ein ſorgenfreier Aufenthalt geſichert war. Einem heimgegangenen Geſchlechte angehörig und ſelbſt dem Heimgange nahe, ſtand ſie mit dem neu aufkeimenden Leben und den darin handelnden Perſonen außer Beziehung und wir erwähnen ihrer nur, weil wir in ihr eine Vermittlerin erblicken, durch welche das Damals mit dem Ehemals in ſeinem Zuſammenhange erſcheint. Denn auch die Thränen, welche jetzt ihrem Auge entquollen, galten nicht dem Sinken des herrlichen Schloſſes — ſeine Herrlichkeit war für ſie ja längſt dahin und ſein Fall dunkte ihr billig und dem Lauf der Dinge gemäß — ſondern den Erinnerungen, die lang in ihr geſchlummert hatten, aber bei der jetzigen Kataſtrophe in ihrer Seele noch einmal hell aufloderten und in blendendem, raſch hingleitendem Lichtſchimmer ſie noch einmal den ganzen Reiz ihrer untergegangenen Jugendwelt erblicken ließen. — Als das Dach des öſtlichen Schloßflügels unter donnerndem Gepraſſel niederſtürzte, erſtickender Staub und Qualm zu ihr herüber flog und der Volksjubel in immer weiteren Kreiſen bis zur Tollheit ſich ſteigerte, erhob ſie ſich von ihrem Sitze, trat in das Haus und verſchloß ſich in ihrer engen Kammer, die ſie nach wenigen Tagen mit der noch engern auf dem Friedhofe des Johannisbergs vertauſchte.

Die übrig gebliebenen Bruchſtücke des Schloſſes Dhaun ſammt den Nebengebäuden und Außenwerken wurden bald nach dieſer Zeit von franzöſiſchen Commiſſarien auf den Abbruch verſteigert, und was vor dem beflügelten Sturm der Freiheitsdämonen ſtehen geblieben war, wurde nun von der bedächtigen Hand der Gewinnſucht langſam zerbröckelt, abgetragen und zu möglichſt vortheilhafter Benutzung hinweggeführt. —

Soweit die handſchriftliche Darſtellung in den Aufzeichnungen, deren anziehendſten Theil wir hiermit an's Licht geſtellt haben.

Nach abermals fünfzig Jahren, im Spätsommer 1844, besuchte der Mittheiler des Obigen auf einer Wanderung durch's Nahethal die lockende Ruine des auch als Schutt noch großartigen Schlosses Dhaun; er fand ein Weizenfeld auf dem geräumigen Schloßhof und üppige Bohnenpflanzungen auf den abgebrochenen Thürmen; er sah die breitgeästete Linde vor dem Schloßthor, durchwanderte die Gemächer des unbewohnten Weyerschen Hauses, jetzt Vorrathskammern mit Gobelintapeten, und ließ sich erzählen von den Jammertönen eines Weibes, die hier nächtlich vernommen werden. Als er im Dorfe hörte, daß man bei der Renovation der Kirche auf dem Johannisberg das rheingräfliche Erbbegräbniß geöffnet habe, begab er sich dahin und erfuhr von den in der Kirche beschäftigten Handwerksleuten zu seinem Erstaunen, sämmtliche zinnernen Särge seien vor Kurzem aus der Gruft genommen und zum Besten der Gemeinde verkauft worden. — „Jedoch ein Ueberbleibsel ist noch hier," sagte einer der Arbeiter, indem er mit dem Fuße einen Stein zur Seite rückte und Etwas aus dem Boden holte. Es war eine zinnerne herzförmige Kapsel, worauf die Worte standen:

Cor Johannis Philippi Comitis Rheni
mortui Argentorati 1742.

Der Arbeiter schob sie nachlässig wieder unter den Stein mit den Worten: „Das Herz hatte zu wenig Werth, darum wurde es nicht mit verkauft."

Univ. D
München

# Die Reichsverſammlung der Thiere.

Von

E. Bauernfeld.

Windſpiel, als Herold (tritt auf).

Beſchloſſen wurd's im ganzen Reich:
Die Thiere ſind ſich alle gleich;
Mit kurzen oder langen Beinen,
Mit Flügeln oder auch mit keinen,
Mit Rüſſel, Schnabel, Schnauz und Rachen; —
Vom Elephanten bis zur Schneck' und Maus —
Mit eingeſchloſſen ſelbſt die Drachen —
Wir machen ein einiges Thier-Reich aus.
Der tirranniſche Löwe iſt vertrieben,
Wir wählten den Hamſter nach unſerm Belieben.

Die Thiere.

Vivat!

Herold.

Da wir nun Brüder ſind ſefort,
So wär' es hier vielleicht am Ort,
Die Herren zu mahnen unterdeſſen,
Daß Keiner darf den Andern freſſen.

Bär (brummend).

Was? Keinen?

Herold.

Keinen, Herr Baron!
Es iſt gegen die Conſtitution.

Alle zahmen Thiere.

Es lebe die Conſtitution!

Bär (für ſich).

Mir knurrt bereits der Magen davon.

Herold.

So fand' ich Frieden, frei Geleit
Die ganze volle Reichstags-Zeit,
Bis die Volksvertreter ernannt ſind,
Bis die neuen Miniſter bekannt ſind.
Heil unſerm König, Hamſter dem Erſten!

(Verneigt ſich und tritt ab.)

Wilde Katze (zum Fuchs).

Was ſoll das heißen? Man möchte berſten!
Das Fauſtrecht wollen ſie ſtellen ein?
Das Volk ſoll frei und unfreßbar ſeyn?

Fuchs.

So iſt's — zum allgemeinen Frommen.

Wilde Katze.

Sind denn die Mäuſe nicht ausgenommen?

Fuchs.

Vielleicht. Nun ſtill! Ein Wort ins Ohr:
Gevatter, ich ſag': s' geht nach wie vor;

Laß nur den Reichstag vorüber ſeyn,
Dann lad' ich Dich auf ein Hühnchen ein.

(Gehen vorüber.)

Elephant (als Wahl-Candidat).

Liebe, gute Herren, um Eure Stimmen beſtens ſeid gebeten,
Aber geht mir aus dem Wege, denn ſonſt könnt' ich Euch zertreten.
Feſt und ſicher, wie ich wandle, halt' ich auf das alte Recht,
Denn ich bin aus einem alten, ante-diluvianiſchen Geſchlecht.
Seht die Ohren, ſchaut den Rüſſel! Iſt das Tüchtigkeit? Sagt ſelber! —
Ja, mich müſſen ſie erwählen, ſind die Wähler keine Kälber.

(Er will weiter ſchreiten.)

Milbe (ſtellt ſich ihm in den Weg).

Bon jour, Elephant, Herr Bruder!

Elephant (ſieht ſie über die Achſel an).

Servus! — Was will das kleine Luder?

(Trabt weiter.)

Milbe.

Ich bin eine Milbe,
Und ſag' keine Sylbe,
Als: Vivat, daß man zur Wahl uns berief!
Wir haben Eine Stimme kumulativ.

Chor von Millionen Milben (jubelnd).

Vivat! Eljen!
Wir haben Eine Stimme kumulativ.

Chamäleon (zu ſeinen Wählern).

Meine Herren, Sie kennen meine Natur,
Sie wiſſen, ich will Niemand bethören;
Sagen Sie mir nur,
Welcher Farbe Sie angehören?

Die Wähler.

Wir ſind Alle roth.

Chamäleon (erſcheint roth).

Ganz nach Ihrem Gebot.

Die Wähler.

Welche herrliche Purpurgluth!

Chamäleon (verneigt ſich).

Für meine Committenten mein Blut!

Andere Wähler.

Wir aber ſind blau.

Chamäleon (erſcheint blau).

Meine Farbe genau.

Wähler.

Indigo! Sie ſind unſer Mann.

Chamäleon.

Man thut, was man kann.

Andere Wähler.

Nichts da! Nur gelb kann uns behagen.

Chamäleon (erſcheint gelb).

Sie dürfen's ja nur ſagen.
(wendet ſich nach verſchiedenen Seiten.)
Roth — blau — gelb — ich bitt' um Acclamation!

Alle Wähler.

Vivat unſer Vertreter Chamäleon!

---

Wolf (zu den Lämmern).

So ſchwör' auch ich, hinfürder nur allein
Ein conſtitutioneller Wolf zu ſeyn.

Ein Lamm.

Schön! Doch möchten Sie nicht erſt zum Nägelſchneiden ſich bequemen,
Und erlauben, daß die Zähnchen wir aus Ihrem Rachen nehmen?

Wolf.

Das geht nicht an, mein lieber Sohn:
Die brauch' ich als Oppoſition.

---

Chor von Füchſen.

Wir kommen vom Karpath und Ural her,
Von Dnieper, Don und Dnieſter;
Zu Deputirten taugen wir freilich nicht ſehr,
Doch braucht man auch Miniſter.

Nacht-Eulen (als Wächter).

Das Amt iſt ſchwer,
Doch friſchen Muth!
Die Augen zu,
So geht es gut.

Schafheerden.

Wir leben ſtill, man nennt uns das Volk,
Wir kauen mit rub'gem Gemüth;
Nach hohen Würden ſtreben wir nicht,
Wenn nur häusliches Glück uns blüht.

Bock (lorgnirend).

Was das für allerliebſte Kinder ſind!
Man kann ſich da vortrefflich delektiren;
Was kümmert's mich, wer heut' ein Portefeuille gewinnt,
Ich denke d'rauf, mein Herz hier zu verlieren.

(Er rückt einer Ziege nach.)

Affe.

Vive le roi! Ihm dien' ich gern;
Geht nichts über einen Kammerherrn!

Enten (unter einander).

Anſtand! Nur Anſtand!
Keiner Anſtand
Iſt kein leerer Tand.
Wir Hof-Damen
Erſcheinen mit Anſtand,
Und mit dem Stern-Kreuz Ordensband.
Anſtand! Nur Anſtand!
Keiner Anſtand iſt kein Tand.
Nur Anſtand!

Staar (zum Papagei).

Was wählen Sie ſich aus, mein Schatz?

Papagei.

Im Staatsrath, denk' ich, iſt mein Platz.

Staar.

Da wollen wir zuſammen halten.

Papagei.

Nun freilich wohl! Es bleibt beim Alten.

Eſel.

Mein Grundſatz iſt — das weiß ein Jeder, der mich kennt:
Nur Keinem ſeine Stelle weggenommen!
Doch möcht' ein mäßiges Talent
Denn endlich auch in's Miniſterium kommen.

Ochſe.

Herr Bruder, nein!
Wir kommen nie hinein.
Wir finden keine Gnade;
Du biſt zu gut; ich bin zu gerade.

Wurm (für ſich).

Zu dumm, zu plump. Ihr werdet's nie gewinnen.
Es gilt: ſich einzubeißen, einzuſpinnen.

Hahn.

Das Militär'ſche iſt mein Fach;
Ihr ſeht's an meines Federbuſches Wehen.
Ich hoffe, bald als General
Den neuen König anzukrähen.

Dom-Pfaff.

Dominus vobiscum! Amen.
Und ſo bleibt's, wie es geweſen:
Auch im neuen Wahlreich, denk' ich,
Wird man wieder Meſſe leſen.

Der Löwe (als vertriebener König).

Ich ſehe wohl ihr thörichtes Beginnen,
Und möchte helfen dieſen armen Thieren;
Sie werden bei dem Wechſel nichts gewinnen,
Und da ſie mich verjagt, ſich ſelbſt verlieren.
Was aber hilft's? Sie ſind einmal von Sinnen,
Und müſſen dieſen Unſinn durchprobiren.
Lebt wohl! Verwirrt Euch nur, Ihr kleinen Geiſter:
Zur rechten Zeit doch bändigt Euch der Meiſter.

(Er geht in eine Wildniß.)

Herold (mit dem Stab geht vorüber).

Ruhe, Friede, frei Geleit
Durch die ganze Reichstagszeit!

Leopard, Tiger, Hyäne (beim Vorbeigehen).

Leopard.

Frei Geleit — es iſt zum Lachen!

Tiger (vergräbt einen Rehrücken).

Frei Geleit — in meinen Rachen.

Hyäne (eben ſo).

Frei Geleit — die Rippen krachen.

Leopard.

Tiger, willſt du Miniſter ſein?

Tiger.

Ich nicht, nein.

Leopard.

Hyäne, oder Du?

Hyäne.

Laßt mich in Ruh.

Leopard.

So ſucht Euch eine and're Stellung aus;
Ich hab' die Wähler in meinem Sold.

Tiger.

Wir haben Macht, wir haben Gold,
Ich denke, wir bilden das Oberhaus.

Leopard.

Recht, Ihr Freunde! Auf mich könnt Ihr zählen.

Hyäne.

Nun gut! So laßt die Eſel wählen.

Dachs (für ſich).

Ich trau' dem Reichstag nicht, mir ſchwant das alte Joch, —
D'rum kriecht ein kluger Mann bei Zeiten in ſein Loch.
(Er verſteckt ſich.)

König Hamſter
(hält vor Thron-Rede, woven man nur abgeriſſene Sätze vernimmt).

Der wünſchenswertheſte der Thronen —
Mit liberalen Inſtitutionen —
Kammer voll Intelligenz —
Conſervative Tendenz —
Glorreiche Revolution —
Civil-Liſte — Dotation —

Alle Thiere.

Vivat!

Herold.

Der Reichstag iſt aus,
Geht Alle nach Haus!
Das Budget iſt votirt,
Jetzt wird weiter regiert.
Kein Platz mehr vacant,
Die Miniſter ernannt.
Der Bock hat den Cultus
Und ſittlichen Wandel;
Wolf und Schnecke Juſtiz,
Und der Eſel den Handel.
Marine und Krieg
Hat die Taube allein,
Und die Schlange ſoll künftig
Für's Auswärtige ſeyn.
Der ſchlanke Blut-Egel
Beſorgt die Finanzen —
Juſt contraſigniren ſie
Die Ordonanzen.

Es lebe das Reich!
Alle Thiere ſind gleich!

Chorus.

Es lebe das Reich!
Alle Thiere ſind gleich!

Huhn (ſtutzend)

Es lebe

Fuchs (beißt ihm den Kopf ab).

Halt den Schnabel!
Die Gleichheit iſt nur eine Fabel.
Wer tücht'ge Tatzen und Zähne hat,
Der iſt ein mächtiger Potentat!

Geier
(packt ihn, und trägt ihn ſammt dem Huhn in die Lüfte).

Und wer Flügel hat und Krallen,
Der iſt der mächtigſte von Allen.

# Ueber Theaterſchulen.

Ein Geſpräch

von

Karl Guzkow.

In einer reichen deutschen Handelsstadt tanzte die Elsler. Zwei Mitglieder der Bühne, die an diesem Tage sicher war, trotz des schönen Spätsommerabends eine bedeutende Einnahme zu machen, benutzten die ihnen selten gegönnte Muße zu einem Spaziergange in ein nahegelegenes freundliches Dorf. Es waren Schauspieler. Der Aeltere, Freihart, schon seit einer Reihe von Jahren der ständigen Bühne des Ortes angehörend und in würdevollen Charakteren wie in drolligen Vätern gleich beliebt. Der Jüngere, Reinhold, noch schwankend zwischen Liebhabern, denen er zuviel Bitterkeit gab, und Chevaliers, Gecken, Vonvivants, in denen er wiederum nicht genug zum Geschmack der Menge herabstieg, jedenfalls aber ein Talent, das sich zu klären und zu erkräftigen versprach. Reinhold hatte sich vor allen Mitgliedern dieser Bühne an Freihart angeschlossen, einen Schauspieler, der ihm vor allen Dingen nach jener Naturwahrheit zu streben schien, die der wesentliche Reiz ächter Menschendarstellung ist. Schien ihm Freiharts Natur auch manchmal zu derb, sein Pinsel etwas struppig, seine Farbe etwas zu grobkörnig, so schätzte er doch auf der andern Seite wieder diese durch die Leistungen Freiharts durchblickende Ursprünglichkeit seiner Person. Aufrichtiger und ehrlicher konnte Niemand urtheilen als Freihart, wenn sich auch Reinhold sagen mußte, daß ein wenig mehr Zurückhaltung, ein wenig mehr

Schonung die ausgeſprochenen Ueberzeugungen Freibarts eindringlicher gemacht haben würde. Ueber das wahre Weſen der Kunſt, über den Ernſt und die poetiſche Weihe ihres Berufes waren Beide einig. Lebhaft aber konnten ſie aneinandergeraten, wenn ſie auf gewiſſe äußere Formen und Bedingungen ihrer Kunſt zu ſprechen kamen. Erſt kürzlich hatten ſie einen Streit über die Frage gehabt, ob der darſtellende Künſtler ſich mit Dichtern, Schriftſtellern, vorzugsweiſe aber mit Kritikern befreunden ſolle. Beide waren darüber einverſtanden, daß ſie von einer gewiſſen Gattung von Berichterſtattern und Theaterreferenten ſich nur entfernt zu halten hätten, aber Freibart ging noch weiter, er wies ſogar den Umgang mit Allem und Jedem, was zur Literatur gehörte, zurück. Reinhold war anderer Meinung und bedauerte nur, an dem Orte ſeiner jetzigen Wirkſamkeit, die noch recht eigentlich eine Lehrzeit war, Niemanden finden zu können, der, den wiſſenſchaftlichen Kreiſen angehörend, ihn einer näheren belehrenden Vertraulichkeit gewürdigt hätte. Noch von dem neulichen Geſpräch über dieſen Gegenſtand etwas verſtimmt, wählten ſie zum Stoff ihrer Unterhaltung nur gleichgültige Veranlaſſungen, die ihnen die ſchöne Gegend, das herrliche Wetter und kleine Vorkommniſſe der Couliſſenwelt darboten, bis endlich Freibart eine ihm eigne ſarkaſtiſche Miene annahm und das zwiſchen ihnen oft verhandelte Thema der Theaterſchulen zur Sprache brachte. Wir ſetzen ihre längere Unterhaltung über dieſen Gegenſtand hieher.

* * *

Freibart. Nun, jetzt iſt's ja reif! Jetzt wird's ja doch vergeben! Haben Sie nicht geleſen? In Berlin?

Reinhold. Was meinen Sie? Was iſt reif?

F. Ei, Ihre Theaterschule wird nun doch eröffnet. Wie Schade, daß ich zu alt bin, um noch einmal von Vorne wieder anzufangen. Jetzt werden wir Schauspieler bekommen! Lauter Schröders, Eckhoffs, Ifflands und Flecks! Herr Gott! Was werden wir alten Comödianten uns verkriechen müssen.

R. Ich meine, Sie sollten jetzt froh sein, für Ihr eignes Talent an dem jüngern Nachwuchs eine bessere Unterstützung zu finden. Als Sie neulich den Polonius spielten, klagten Sie, daß der junge Neumann, Ihr Laertes, nicht einmal *sehen* und Ihre Reisephilosophie ruhig mit *anhören* könnte. Sehen und hören in einer Schule zu lernen, wäre immer mit Vortheil für die Sache verbunden.

F. Glauben Sie denn, daß so ein Berliner Theaterprofessor je aus dem Neumann einen vernünftigen Schauspieler machen kann? Und wenn er das ganze Buch von dem ehrenwerthen Mann, der sich in Bromberg bemüht, die Schauspielerei in eine Wissenschaft zu verwandeln, auswendig lernt, Neumann wird in seinem Leben kein Schauspieler.

R. Vom Auswendiglernen theoretischer Schriften wird doch wohl auch in jener Theaterschule nicht die Rede sein.

F. Von nichts Anderm, Reinhold, von nichts Anderm! Die größten Schwätzer und Phrasenmacher werden von dem Herrn Theaterprofessor die besten Zeugnisse bekommen. Wer nur immer recht den Shakespeare im Mund führt und mit jeder Rolle gelaufen kommt und sie vorgelesen und wissenschaftlich erläutert haben will, den werden sie für reif erklären und aus der Theaterschule mit Nummer Null, was bekanntlich auch beim Siegellack mehr als Nummer Eins ist, entlassen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Freund, keine Bühne hält's mit einem aus Berlin verschriebenen Musterschauspieler aus. Mord und Todschlag giebt das, wenn ein solcher Naseweis auswärts

in ein Engagement kommt und alles beſſer wiſſen will, als wir unwiſſenſchaftlichen Naturaliſten, die wir keine Namen und Jahreszahlen, keine Phraſen von Deklamationsarſis und Deklamationsthesis im Kopf haben, ſondern nur unſern Genius und wills Gott! manchmal ein Bischen den Teufel.

R. Mephiſtopheles, erbitzen Sie ſich nicht! Ich habe noch immer gefunden, daß Bildung den Schauſpieler beſcheiden macht. Kennt' ich nicht z. B., wie ich hier vor Ihnen ſtehe, ein Ableger aus der Berliner Pflanzſchule ſein? Wer ſagt Ihnen denn, daß die Theaterſchule fertige Meiſter zu liefern gedenkt?

F. Es giebt nur eine Schule für die Schauſpielkunſt, das iſt die Bühne ſelbſt. So haben wir Alle angefangen, ſo ſind die greſten Schauſpieler entſtanden. Wer ſchwimmen lernen will, muß in's Waſſer.

R. Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß der Vorſchlag einer Theaterſchule nur aus der entſetzlichen Verwilderung unſerer Kunſt hervorgegangen iſt. Die Bühne iſt dem Leben näher gerückt, als je, und ſie ſelbſt iſt doch dabei in ihrer Kunſt nicht vorgeſchritten. In alten Zeiten gab es ein paar bedeutende Geſellſchaften, die ſich mit einem gewiſſen Familienſtamm zuſammenhielten, in einer Art patriarchaliſcher Verfaſſung lebten, zuweilen ſich anſiedelten, öfter noch die Wohnſitze veränderten. Dieſen wenigen Geſellſchaften blieb treu, wer einmal zu ihnen gehörte. Jetzt haben wir mehr als hundert Theaterunternehmungen, die Regierungen geben mit der größten Gleichgültigkeit Conzeſſionen in alle Winkel der Provinzen, die Contraktzeit iſt kurz, der Schauſpieler vagabondirt von einer Unternehmung zur andern, ein zahlloſes Geſindel treibt ſich von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, ein wahres artiſtiſches Landsknechtweſen graſſirt in Deutſchland und Oeſterreich:

wo ſoll das hinaus? Wo bleibt in dieſer Verwilderung der Perſonen die Sache? Wo kann ſich bei dieſer ewig prekären Exiſtenz ein Schauſpieler bilden, wo nur ſammeln? Es iſt doch entſetzlich, ſo die Schauſpielkunſt rein dem Zufalle überlaſſen zu ſehen.

F. Liebſter Freund, das iſt ja immer ſo geweſen. Nach 1815 waren die Freiwilligen. Sie hatten die Zeit, etwas zu lernen, durch den Krieg verſäumt, waren an das herumſchweifende freie Leben gewöhnt und wurden Schauſpieler. Zum Glück ſchwang ſich die Oper auf und der Strom konnte dahin abfließen. In allen Branchen hat ſich die Zahl der Kräfte vermehrt. Kleine Städte wollen ſich auch vergnügen. Natürlich müſſen die Schauſpieler zunehmen. Was die Vagabonden anlangt — Pauperismus iſt einmal die Loſung unſrer Zeit! Und was will man? In kleinen Städten, bei reiſenden Geſellſchaften giebt es oft die friſcheſten Talente, Schauſpieler, die man mit Vergnügen ſieht. Hofſchauſpieler! Hofſchauſpieler! Das können wir nicht alle werden.

R. Sie ſind mürriſch, ſind verſtimmt, Freibart! Sie ſollen mir mit Gründen, mit Vernunftgründen und Thatſachen antworten und wurmen und grämeln und knurren, als wenn es Jemanden einfiele, Sie noch zum Fibelſchützen zu machen.

F. Schicken Sie den Neumann nach Berlin, laſſen Sie ihn da ſechs Wochen in die königl. Theaterſchule gehen und Sie ſollen ſehen, daß er zurückkommt und mir auf offner Probe ſagt, ich wäre ein ſchlechter Naturaliſt, ohne Objektivität, ohne wiſſenſchaftliches Bewußtſein, ich wüßte nicht was beim Sprechen die Arſis wäre und nicht was die Theſis.

R. Was hülfe ihm dieſer Dünkel! Morgen wird er wieder den Laertes toben und morgen wird ihn das Publikum wieder auslachen.

Fr. Gewiß! Gewiß! Aus dem Neumann wird im Leben nichts!

* * *

Der Wiesenweg, den sie wandelten, näherte sich hier ein wenig der staubigen, belebten Landstraße. „Der Wolf in der Fabel!“ rief Freibart und zeigte über ein schon gemähtes Kornfeld hinüber. „Neumann, wie er leibt und lebt!“ Reinhold blickte auf die Landstraße und mußte die Entdeckung bestätigen. Es war in der That der junge, mehrfach besprochene dramatische Anfänger, der auch seinerseits die ihm von der Tanzkunst bewilligten Ferien benutzte und einsam spazieren ging. „Muß man nun nicht zugeben,“ bemerkte Reinhold, „daß dieser junge Mann vortrefflich gewachsen, von schönem Ausdruck des Gesichtes und in seiner Kleidung von einer gewählten Eleganz ist?“

„Ein patentes Männchen!“ bestätigte Freibart, „feine Wäsche, feines Tuch, schöne Halsbinde, sehen Sie nur den hübschen Fuß, kann aber nicht drauf stehen. Wird nie ein Schauspieler.“

Indem hatte Neumann seine beiden Collegen aus der Ferne bemerkt, sich aber scheu von ihnen abgewendet. Er stand still und klopfte mit einem rothseidenen Taschentuche den Staub von seinen Füßen. Freibart und Reinhold gingen vorüber und da ihr Wiesenweg von der Landstraße wieder ablenkte, so verloren sie auch den sichtlich in Verlegenheit gerathenen Kunstnovizen aus dem Auge.

* * *

Freibart. Unsre jungen Liebhaber sind alle nicht einen Schuß Pulver werth. Kerle, wie die Modenkupfer, ohne alles Talent.

Reinhold. Und doch kann die Bühne ohne diese jungen Männer nicht bestehen. Wer diesen Neumann sieht, sollte der nicht sagen: Schade, wenn der Kunst so treffliche Mittel verloren gingen! Er ist schlank gewachsen, von regelrechter Proportion, er hat ein schönes Theaterbein, sprechende Augen, Sinn für Eleganz und im Leben keine üble Haltung.....

A. Aber auf der Bühne kann er nicht stehen und gehen. Er braucht drei Jahre, bis er das leistet, für was er bei uns engagirt ist.

R. Drei Jahre! Wenn ihn nun die Theaterschule in drei Monaten dahin brächte.

A. Mit Ihrer Theaterschule!

R. Wenn irgendwo, so ist hier doch ohne Zweifel eine solche Anstalt an ihrem Platze.

A. Sie sollte es sein, sie könnte es vielleicht sein. Aber auf dem Papiere nehmen sich diese Theaterschulen anders aus, als in der Wirklichkeit. Wir haben ja bereits in Berlin, Braunschweig, Hamburg mehrere solcher Anstalten gehabt. Was ist daraus geworden? In Berlin verlor sich trotz mehrfacher Unterstützung durch den vorigen König ein Versuch der Art in Kinderspiel und hausirende Bettelei. In Braunschweig wurde die Theaterschule eine unsittliche Gelegenheitsmacherei und mußte polizeilich geschlossen werden. In Hamburg richtet ein dramatischer Autor und früherer Schauspieler junge Männer und Mädchen für die Bühne ab und bildet nur Affen seiner eignen Spielweise, die, wie Sie wissen, eine Mosaik komischer Grimassen war. Wenn so ein von ihm zugestutzter Schauspieler seine eingelernten sechs Rollen gespielt hat, steht er still wie eine abgelaufene Spieldose, stumm und dumm, und kann zu nichts mehr gebraucht werden.

R. Sie vergessen, daß dies Alles nur Privatspekulationen Einzelner sind und daß die in den wissenschaftlichen Kreisen uns

so wohlgesinnten Freunde der Schauspielkunst eine Anstalt beantragen, welche vom Staate in ihren finanziellen Hülfsquellen sicher gestellt, vom Staate eingerichtet und beaufsichtigt werden müsste. Nicht Jeder, der sich zur Aufnahme in dies Lehrinstitut meldete, dürfte aufgenommen werden. Eine Vorprüfung müsste entscheiden, ob überhaupt hier von einer Befähigung die Rede ist. Der Anstalt müsste von der Zahl ihrer Schüler und deren Uebergehen völlig unabhängig sein. Wer auf die Länge kein Talent verräth, muss entlassen werden, unbekümmert um den Aufwand, der dadurch dem Schulfond erwachsen konnte.

A. Also bezahlt soll werden?

R. Wer talentvoll und unvermögend ist, mag auch unentgeltlich gebeten und einen Revers unterschreiben, dass er von seinem künftigen Gehalte sich Abzüge gefallen lässt.

A. Gerade wie in Leipzig bei Ziurm und Keppe!

R. Nein, Peter! Vielmehr wie bei jeder Universität, wo die Unbemittelten das Honorar für die Vorlesungen bis zu ihrer Anstellung gestundet erhalten.

A. Prächtig! Sie sehen das Alles schon in wundervoller Ordnung beisammen. Es fehlte nur noch, dass das ganze Schauspielwesen in die Zwangsjacke einer bäreaukratischen Verwaltung eingeschnürt und kein Schauspieler an die Lampen zugelassen wird, der nicht vorher sein ästhetisches Staatsexamen bestanden hat. Ein Theaterminister müsste an der Spitze stehen, vielleicht von Punkenwegen in Frankfurt am Main. Das ganze Bühnenwesen müsste eine Art Regierungs-Departement oder ein grosses Kuratorium werden, dessen Räthen die weltlichen Gewalthaber in Gnaden hulden. So würden wir eine offizielle Komödienspielerei erhalten und die Namen, die an Hofbühnen sich ehedem schon wie Beamten und Staatsdiener gebehrten, würden nun vollends ein unverletzliche heilige Personen werden.

R. Sie spotten! Und wollte Gott, ein Theil Ihres Spottes träfe zu und würde Ernst. Leidet unser Bühnenwesen nicht genug an dieser ihrer zerfahrenen, schlenkrigen Anarchie? Ist die Verfassung der Schauspieler etwas mehr als ein Nomadenleben, eine artistische Zigeunerey? Wollte Gott, es käme in diese Verfassung etwas von der geregelten Ordnung eines Gewerbewesens. Der redliche Bekenner der Kunst würde nicht so oft in Verlegenheit sein, mit den Vagabunden und Nachzüglern der Kunst verwechselt zu werden.

A. Diese Uebelstände sind traurig, aber von unserer Kunst nicht zu trennen. Der Trieb zur Menschendarstellung war von jeher eine Flamme, die zu ihrer Nahrung bald ätherische, bald pestilenzialische Stoffe wählte. Die Adepten der Bühne begegnen sich nicht nur aus allen Richtungen der Windrose, sondern auch aus den entgegengesetztesten Stellungen zum Leben und zur Gesellschaft. Der Student, der Soldat, der Jünger des Merkur, der Handwerker, wo ist ein Stand, der nicht aus seinem Schooße in Thaliens Hallen Priester einführte, von denen mancher zu den berufenen, einige zu den auserwählten gehörten? Die Muse weist keine Hand zurück, ob sie nun den goldnen Siegelring des Dandy oder die rußigen Spuren der Schmiedewerkstatt am Finger trägt. Eine Aristokratie der Bildung in die Schauspielerwelt einführen heißt den Genius der Kunst und sein furioso, allbeseligendes Walten zerstören, heißt statt den Aufschwung der Dramatik befördern die Hoffnungen auf eine größere Zukunft für immer ersticken.

R. Sie machen mir die Erwiederung leicht; denn statt mein Gegner werden Sie mein Verbündeter. Wo könnte mir je einfallen, die schöne bunte Freiheit der Schauspielerentwickelung stören zu wollen! Sie mögen kommen die Priester Thaliens von allen Enden der Welt und allen Enden verschiedner

Lehrpläne her. Die Werbetrommel ruft ſie alle, die den Funken in ſich brennen fühlen, zur Fahne der lebendigen Bildhauerkunſt, wie ich unſern Beruf nennen möchte! Aber die Nothwendigkeit der Lehrjahre werden Sie doch nicht wegläugnen können. Dieſe Lehrjahre dem Publikum zu erſparen, iſt das Verdienſt einer Theaterſchule. Unſre Zeit iſt reifer, unſer Publikum ſtrenger als je geworden. Die Würde der Schauſpielkunſt ſteht in Gefahr auf immer verloren zu gehen. Mehr als je drängt ſich dieſe Kunſt in unſrer Zeit hervor und mehr als je ſtellt ſie ihre Werken zur offnen Schau. Während die Technik in allen Zweigen der Kunſte eine unglaubliche Höhe erreicht hat, entbietet ſich die Schauſpielkunſt nicht, nach wie vor in ihrer lallenden Naivität vor die Menge zu treten und in ihren Winkeln ſeltne Prätenſionen zu machen. Es iſt nicht möglich, daß ſich der Glaube an unſre Kunſt erhalten kann, wenn wir die Lehrjahre der Schauſpieler nicht durch ein Nachwerk hinter die Couliſſen verbannen. Haben nicht die Franzoſen, die von Natur mehr geborne Comödianten ſind als wir, doch in Paris ihre große Vorſchule im Unterricht der dramatiſchen Akademie?

A. Mein Freund, kein Arnal iſt aus der Pariſer Akademie hervorgegangen. Die Pariſer Theaterſchule iſt eine Deklamationsſchule für die franzöſiſche Tragödie und meinetwegen für die Komödien, in der man heut den Moliere noch ſpielt. Sie kann vielleicht eine einzelne große Erſcheinung wie die Rachel durch Zuſammentreffen glücklicher Umſtände hervorbringen, darf ſich aber an dem, was die eigentliche Blüthe der franzöſiſchen Schauſpielkunſt ausmacht, doch wohl nur einen ſehr geringen Antheil zuſchreiben.

N. Aber für das Théâtre français iſt dieſe Schule doch weſentlicher. Und wir haben verhältnißmäßig weit mehr Théâtre français in Deutſchland als die Franzoſen. Wir haben bei

uns eine viel reichere Tradition klassischer Stücke zu bewahren, als Frankreich, dessen Repertoir fast ausschließlich den Dichtern der Gegenwart angehört. Uns, die wir Schiller, Shakespeare, Lessing, Goethe, Iffland, Schröder zu bewahren haben, uns thut die Garantie einer nicht aussterbenden musterhaften Darstellung dieser Genien weit mehr Noth, als den Franzosen. Ist nicht schon nur für die anständige Bewahrung dieses alten Repertoirs die Theaterschule mit der Zeit unerläßlich? Kann der junge Mann, der, gezwungen von der Theaterkasse, seine ersten theatralischen Studien in den übersetzten französischen Vaudevilles oder in Wiener Possen macht, die hier allmälig erworbene Fertigkeit als einen vollgültigen Geleitsbrief zu einer klassischen Rolle ansehen?

F. Ich habe über diesen Punkt meine eignen Gedanken.

R. Sprechen Sie sie aus! Vielleicht befestigen sie mich nur desto mehr in den meinigen.

F. Mit dem alten Repertoir! Es ist damit ein eigen Ding. Geben Sie ja Acht! Ich spreche gegen mein eignes Interesse, denn wenn ich auf der Bühne gefalle, so gefall' ich in den alten Stücken, deren erste Zeit ich nicht erlebte, für deren Manier ich aber eine ziemlich entsprechende Natur haben soll. Man spricht immer von der großen unübertrefflichen alten Schauspielkunst und ich weiß nicht, ich glaube nicht an Wunder. Das Geheimniß liegt anderswo: in der Literatur nämlich selbst! Jede Schauspielkunst entspricht, das ist mein Satz, dem jedesmaligen Charakter ihrer dramatischen Literatur. Sterben die Stücke ab, so stirbt auch ihre Darstellungsmanier ab. Es kommt mir eigentlich hohl und todt und gelehrt vor, ewig von klassischer Darstellung klassischer Stücke zu reden. An die lebenden Dichter schließt sich die Schauspielkunst an, nicht an die todten. Unsre jetzige mangelhafte Kunststufe liegt in der man-

gelhaften Literaturstufe! Conversationsstücke in Scribe's Art z. B. giebt man doch hie und da vortrefflich. Gute Situationskomiker giebt es aller Orten, viel bessere, als die alten plumpen Spaßmacher waren, die in der hochbelobten goldnen Zeit der Bühne wirkten. Früher wirkten Schauspielerinnen von mehr Wahrheit der Leidenschaft, jetzt haben wir elegantere weibliche Bühnenerscheinungen, als je zu Schröders Zeiten gelebt haben können. Laßt das die Tadler unsrer Spielweise mit den Dichtern abmachen! Greift diejenigen an, die uns keinen bessern Stoff zur Darstellung geben und bildet Euch nicht ein, daß ein gelehrtes Heraufbeschwören alter klassischer Erinnerungen gute Schauspieler erzielen wird! Das Publikum will nur seiner Zeit leben, es geht vielleicht in Berlin in eine Vorstellung von Shakespeare's König Johann, aber nicht einmal gern in Dresden, und in Leipzig und Hamburg vollends gar nicht. Ja ich gehe noch weiter. Seit einigen Jahren haben wir ein Streben nach Originalproduktionen unsrer verwaisten Bühne sich annähern sehen und seit einigen Jahren hat sich manches tüchtige schauspielerische Talent bekannt gemacht und von den neuen Stücken hört man aller Orten, daß sie mit vortrefflicher Rundung in Scene gegangen wären. Es muß demnach nicht mehr so schlimm mit unsrer Bühne stehen, als vor fünf Jahren, wo wir allerdings noch von den Franzosen zu sehr abhingen. Ich ahne, daß wir mit Hülfe der Dichter uns immer mehr vervollkommnen werden, daß die praktische Bühne unsre beste Theaterschule werden wird und es durchaus überflüssig ist, mit den Träumereien einiger gelehrter Theoretiker in unsre freien Kreise ein fremdes Element zuzulassen, das nur Unfrieden und Verwirrung bringen wird.

N. Sie müssen doch fühlen, daß es mit Ihrer Sache nicht so ganz sicher steht; denn sonst würden Sie nicht die

Dichter zu Hülfe rufen. Diese freilich würden sich für eine Anstalt bedanken, die nur zur Einbalsamirung des klassischen Repertoirs bestimmt wäre und statt ihrer den Sophokles tantièmenfähig machte. Nein, wenn diese Dichter ehrlich sind, müssen sie eingestehen, daß man ihre Stücke zwar in einigen Rollen oft recht wacker über Bord zu halten versteht, daß sie aber dennoch selten in den Fall kommen, mit Genuß bei der Totalität des Werkes, wie sie sich in der Darstellung ergiebt, ausgebarrt zu werden. Die Theaterschule muß nur nicht das Organ irgend einer ästhetischen Coterie werden. Sie muß nur nicht die Köpfe ihrer Zöglinge mit Verachtung der Gegenwart aufblasen. Verstehen die jungen Leute ein Shakespearesches Stück, so werden ihre Talente auch einem neuern Werke zu Gute kommen...

A. Halt! Freund, Sie sagen: die jungen Leute! Hier ist mein Hauptcinwand. Ich will Manches von dem, was Sie mir entgegenhielten, meinetwegen minder hartnäckig bestreiten; aber jetzt treten wir einmal dem Praktischen an dem Vorschlage näher! Junge Leute! Sie haben nun also eine Prima in der Schule, will ich einmal sagen, von zwölf Köpfen. Nun wollen Sie Emilia Galotti aufführen. Wie wird das? Für Emilia und ihre Mutter und die tolle Orsina mag der weibliche Seitenflügel des großen Akademiegebäudes sorgen; was liefert nun aber der männliche? Einen achtzehnjährigen Marinelli? Einen neunzehnjährigen Odoardo? Und wie ist das im Fiesko mit dem alten Papa Doria? Ist Vater Andreas ein zwanzigjähriger Theaterschüler, der sich für die wirklichen alten Dorias oder nur für einen jungen Gianettino vorbereitet? Wie ist das mit den Rollenfächern? Spielen die Knaben, wenn sie auch meinetwegen nur den Körner'schen Nachtwächter aufführen, den alten Schwalbe auch zur Vorbereitung auf künftiges Engagement oder wie ist das?

R. Dieſe praktiſchen Uebungen dürften doch wohl nur den kleinſten Theil der Theaterſchulbildung ausmachen und wenn ich einen Plan derſelben entwerfe, würd' ich große ganze und vollſtändige Stücke anſchließen. Die Hauptſache würde immer die theoretiſche Ausbildung bleiben.

A. Alſo ganz wie Eduard Devrient in ſeiner kleinen Schrift über dieſen Gegenſtand ausgeführt hat! Ein förmliches Theatergymnaſium! Oberlehrer, Profeſſoren, Klaſſenſyſtem, halbjährige Zeugniſſe, dreijähriger Curſus! Mythologie, Literatur-, Kunſtgeſchichte, Gypsabgüſſe, politiſche Geſchichte, Rhetorik, Poetik, alles nachgeſchrieben, beſtweiſe, daß es eine Freude iſt!

R. Sie miſchen da viel nothwendige und viel überflüſſige Dinge zuſammen. Wenn die Zöglinge angeleitet werden, ſich über äſthetiſche Thatſachen auch klare wiſſenſchaftliche Begriffe zu bilden, wenn man ſie in einen Antikenſaal führt und ihnen über die Schönheit plaſtiſcher Gebilde, über geſchmackvolle Stellungen und Haltungen Aufſchlüſſe giebt, wenn man ſie mit den Geſetzen der Metrik, mit den Feinheiten des Sprachbaus und vor allen Dingen mit den überlieferten Regeln einer natürlichen Deklamation bekannt macht, ſo erkenn' ich darin die eigentliche erſte Grundlage einer geſchmackvollen Schauſpielerbildung. Dazu würde ſich nach meiner Vorſtellung noch geſellen müßen Unterricht in der Tanz- und der Fechtkunſt. Können Sie läugnen, daß im Stillen jeder ſtrebende Schauſpieler, von Andern red' ich nicht, ſich aus eignem Antrieb zur Vervollkommnung in dieſen Fächern bemüht? Jeder holt gern nach, was er im erſten Anlauf zur Kunſt verſäumte. Und wenn man dies Verſäumniß eingeſteht, ſo iſt damit auch die Verpflichtung einer Anſtalt ausgeſprochen, die ſolche ſpätere beſchämenden Geſtändniße unnöthig macht.

A. Faſſ ich alſo demnach, was Sie wollen, zuſammen, ſo iſt es Folgendes: Der Staat errichtet in der Reſidenz eine Theaterakademie, giebt dazu ein zweckmäßiges geräumiges Gebäude her mit großen Sälen und einer hübſch eingerichteten Bühne, ſtiftet aber ganz beſonders einen jährlichen Fond von mindeſtens 10,000 Thalern, von welchem auch die Lehrer zu beſolden wären. Die Lehrer ſind theils geiſtreiche theaterkundige Aeſthetiker, theils gebildete, über ihre Kunſt völlig klar gewordene Schauſpieler: dazu kommt ein Tanz- und ein Fechtmeiſter. Die Eleven melden ſich. Sie müſſen Zeugniſſe bringen, daß ihre Eltern mit dieſem Schritte einverſtanden ſind. Merken Sie wohl, Reinhold, die beſten Schauſpieler ſind die geworden, die ihren Eltern durchgingen! Doch ich will Ihnen den Gefallen thun und auf Ihren Hokuspokus eingehen.

R. Thun Sie's ja! Die Macht der Wahrheit ſcheint Ihnen mit Gewalt beizukommen. Fahren Sie fort!

A. Alſo die Eleven melden ſich. Die Einen kommen, wie der Schüler im Fauſt, „mit leidlichem Geld und Muth", die Andern ſind arme Teufel. Die Einen bezahlen ein monatliches Lehrgeld von — wie hoch ſchlagen Sie die Weisheit an?

R. Monatlich drei Thaler.

A. Monatlich einen Dukaten! Wir erzeugen nur Gold, wir nehmen auch nur Gold. Die Andern unterſchreiben einen Revers, daß ſie von ihrer künftigen Gage (wenn ſie je welche bekommen!) ſo lange 5 Prozent abgeben müſſen, bis ſie ihr Lehrgeld bezahlt haben. Es ſind junge Männer — auch junge Mädchen?

R. Natürlich!

A. Aber doch in einem andern Stockwerk? Die Herren mit einem andern Ausgang, als die Damen? Und niemals Unterricht zuſammen?

R. Nur die Tanzſtunde!

A. Nur die Tanzſtunde! Ach, daß ich nicht mehr jung bin! Gut! Die Eleven ſtehen im glücklichſten Alter von der Welt. Niemand wird von den Damen unter fünfzehn und von den Herren unter ſiebzehn Jahren aufgenommen. Man prüft den Körper, ſeinen Bau, ſeine Befähigung. Wer bucklig iſt, und wär's auch ein Genie, wie Ignaz Schuſter, wird zurückgewieſen.

R. Fahren Sie nur in Ihrer Ironie fort! Um einen einzigen buckligen Schauſpieler, der je gelebt hat, wird man doch nicht gezwungen werden, Krüppel aufzunehmen?

A. Nein! Nein! Nur geſunde Kunſt-Rekruten, deren Zulaſſung zur Bühne der Staat verantworten kann! Jetzt geht der erſte Unterricht an; aber hier ſteck' ich gleich. Wollen Sie Fächerſyſtem oder Klaſſenſyſtem? Soll jede Wiſſenſchaft oder die Anciennität die Klaſſe machen? Giebt es Prima, Sekunda, Tertia, oder hat jeder Profeſſor ſein Häuflein für ſich, je nach ſeiner Wiſſenſchaft, ohne Unterſchied um den Vorſprung der Aelteren vor den Jüngeren?

R. Eine zweckmäßige Verbindung beider Syſteme wird wohl das Räthlichſte ſein. Im Allgemeinen muß es eine Stufenfolge geben: eine dritte, zweite, erſte Klaſſe bei den Männern und eine zweite und erſte bei den Damen oder Mädchen oder Jungfrauen, wie wir dieſe kleinen Kunſtveſtalinnen nennen wollen. Klaſſeneintheilung findet ſtatt beim überwiegend theoretiſchen Unterricht; beim praktiſchen aber das Fachſyſtem; denn im Praktiſchen kann ſelbſt der Vorgeſchrittene immer dabei lernen, wenn er nicht, wie der Anfänger ihm nachgeſchult wird und dieſer lernt ebenſo von dem Aelteren.

A. Sehr, ſehr ſchwer das, lieber Freund. Wird viel Confuſion ſetzen.

R. Doch nicht! Einmal haben wir es mit vernünftigen Leuten von 17 bis 21, 22 Jahren zu thun. Sodann liegt im Weſen der ganzen Anſtalt eine gewiſſe heitre Freiheit und fröhliche Ungebundenheit. Endlich muß die Gabe des Lehrers von der Art ſein, daß er allſeitig intereſſiren kann und eine Geſellſchaft, die z. B. aus ehemaligen Studenten ſo gut beſtehen kann wie aus ehemaligen Handwerkern, immer in dem Einen vereinigt, was Allen Noth thut.

F. Wenn aber nun ein ganz ungeſchulter Menſch, ein geweſener Schornſteinfeger z. B., an die Thür der Theaterſchule pocht?

R. Hat er Talent, Liebe zur Sache, ſo wird er eingelaſſen. Freilich muß der Direktor dabei unter der Hand Sorge tragen, daß Jeder, der in Schulwiſſenſchaften zurückgeblieben iſt, ſich privatim ausbildet und dieſe Bedingung muß von der Direktion aufs Strengſte beaufſichtigt werden.

F. Und wie liefern Sie nun Ihre Treibhauspflanzen ab?

R. Das Bedürfniß nach guten Schauſpielern iſt ſo lebhaft, daß die Direktionen ſich mit Vergnügen an den Vorſtand der königl. Theaterſchule, gleichſam wie an eine Pepinière, wenden und von ihm die Vorſchläge entgegennehmen werden, die er ihnen über dieſes oder jenes Talent machen kann. Für das Fach der Liebhaber, Liebhaberinnen, Naturburſchen und vielleicht ſelbſt das Fach komiſcher Chargen wird ſich jede Direktion mit Vertrauen an die Theaterſchule wenden dürfen. Liefert ſie auch keine vollendeten Künſtler ab, ſo liefert ſie doch Schauſpieler, in welchen der Stoff dazu vorhanden ſein kann, Schauſpieler, die zwei, drei Jahre ihrer erſten Vorbereitung mit Muße widmen konnten, Schauſpieler, denen eine hohe Verehrung vor ihrem Berufe eingepflanzt iſt und die auf der

Bühne wenigſtens ſchon ſpielen und geben können, was Neumann nicht kann.

* * *

Freibart war ſchweigſam geworden. Er hatte den faſt überall verbreiteten alten Komödiantengroll gegen Theaterſchulen ausgeübt und ſchien auch dadurch milder geworden, daß Reinhold ſelbſt den Ton über die Leiſtungen einer ſolchen Anſtalt nicht ſo gar voll mehr nahm. Es fiel ihm ſeine eigne Jugend ein. Wie er zitternd die Bretter zum erſten Male betrat, wie er in Gefahr war, von einem Publikum, das kein Herz für einen unbekannten Menſchen haben konnte, für irgend ein Verſehen in der kleinen Rolle ausgelacht zu werden. Er dachte an die Zeiten zurück, wo er, um nur leben zu können, in den Chor einer Bühne trat und um ein Haar, wenn ihn der Zufall nicht hervorgezogen hätte, Zeitlebens ein Chorſänger hätte bleiben können. Der Gedanke, was er geworden wäre, wenn er ſich zwei, drei Jahre zu ſeiner Kunſt ohne Angſt, ohne Rücke hätte vorbereiten können, und wenigſtens der Gedanke, wie viele Schmerzen er ſeiner Jugend erſpart hätte, das Alles beſchlich ihn mit wehmuthiger Gewalt. Er legte die Waffen des Spottes ab und ſchritt langſam neben Reinhold, der ohne zu triumphiren im Stillen ſich ſeines Sieges freute, in das friedliche Dorf ein.

In einiger Entfernung vor ihnen her ſtolzierte Neumann. Sein Gang hatte etwas Schwänzelndes, ſich Wiegendes. Sein Frack, ſeine Pantalons, alles war von den feinſten Stoffen. Er ſchwebte wie ein moderner Adonis.

Neumann geht in den goldnen Löwen! ſagte Freibart. Dann wollen wir nebenan in die Traube gehen. Das Wirthshaus iſt ſchlechter, als der goldne Löwe, aber ich mag den

Affen, den Neumann nicht ſehen, noch weniger als Collegen ihn begrüßen.

Reinhold ſtimmte ein und beide traten in die Traube. Ein freundlicher, wenig beſuchter Garten empfing ſie. In der Ferne ſpielten einige „Stammgäſte" Kegel. Die beiden Künſtler ſetzten ſich an eine grüne Wand von wildem Wein bedeckt, ließen ſich einige Erfriſchungen reichen und verloren ſich in gleichgültige Geſpräche.

Indem wurden ſie auf Stimmen aufmerkſam, die von nebenan, vom Garten des goldenen Löwen, herübertönten, ſie mußten mit den Sprechern, unter denen ſich Neumann befand, dos à dos ſitzen.

Neumann unterhält ſich, flüſterte Reinhold. Er macht ſich populär. Es ſcheinen Beamte aus der Stadt zu ſeyn.

Wie er die Worte kaut! ſprach Freihart leiſe. Wie er jede Sylbe erſt gleichſam anſieht, ehe er ſie ausgibt! Gar keine Scheidemünze, lauter Doppelleuiodore!

Ganz wie auf der Bühne, bemerkte Reinhold.

Wer immer verräth, ſagte Freihart, daß er ſich reden hört, der wird nie ein natürlicher Redner. Wie brächte nun wohl die Theaterſchule Natur in einen ſolchen Menſchen! Und wenn ſie ihn zwingen, hundertmal guten Tag! zu ſagen, er wird immer glauben, er müſſe dabei auf Stelzen gehen und beide Worte in etwas höchſt Koſtbares verwandeln.

Da Neumann über das Wetter, über die Eisler, über das Berliner Ballet ſehr redſelig wurde, niemals aber ſeinen pathetiſchen, die Worte wie Goldkörner behandelnden Ton unterließ, ſo ſagte Freihart: Ich halt's nicht aus. Kommen Sie dort hinüber!

Sie wählten einen andern Platz.

Eine Viertelſtunde mochte vergangen ſeyn, als ſie Neumanns Stimme nebenan an einem andern Orte ertönen hörten.

Er ſchien den Tiſch an dem Gartenzaun verlaſſen zu haben und in den Hof gegangen zu ſein. Plötzlich vernahm man von dorther ein gewaltiges Platſchern wie von einem Eimer Waſſer, der raſch ausgegoſſen wurde und zu gleicher Zeit Neumanns Stimme. Freibart und Reinhold ſprangen auf und entdeckten durch eine Ritze des Zaunes, was vorgefallen war. Neumann war auf das Unvorſichtigſte von einer Magd mit einem Eimer Waſſer übergoſſen worden. Seine Toilette war in einem zerſtörten Zuſtande. Die Gäſte lachten, die unglückliche Magd, die blindlings aus der Küche ihr Gefäß geleert hatte, ließ ſich in Todesangſt nicht ſehen, aber Neumann erhob, mit vollem Rechte, ſeine Stimme und entlud, ſich reinigend, einen ſolchen Antrang von Zorn gegen eine derlei Unſchicklichkeit, daß der herbeieilende Wirth vom goldnen Löwen nicht Worte genug finden konnte, ihn zu beſänftigen. Neumann wollte aber kein Gehör geben. Er zog ſeinen Geldbeutel, warf ſeine Zeche auf einen Tiſch, verwünſchte die Unanſtändigkeit dieſes Wirthshauſes und wankte ſich, dem goldnen Löwen zum Aerger, und von dort der Thüre der Traube zu. Als ihm hier theilnehmend ſeine beiden Collegen entgegentraten, begann er ihnen den Vorfall zu erzählen und hatte dabei ohne Zweifel den Nebenzweck, ſich dem Wirth nebenan herbar zu machen. Er war endlich beruhigt. Man bot ihm an Platz zu nehmen, als aber in der Ferne eine Glocke ertönte, ſagte er: Der Omnibus fährt in die Stadt zurück. Der Chauſſeeſtaub wird meine naſſen Kleider verderben, in denen ich morgen den jungen Wildenberg ſpielen ſoll. Leben Sie wohl! Damit eilte er unter dem aufrichtigen Bedauern ſeiner Collegen in den Omnibus.

Dieſe hatten kaum ihr Lächeln unterdrücken können. Freibart ohnehin ſagte: Reinhold, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen! Und als der Omnibus fortrollte, bezahlten ſie ihre Zeche

und ſchlugen, auf das Heiterſte angeregt, den Rückweg ein. Als ſie das Dorf verlaſſen hatten, ſtand Freihart plötzlich ſtill und ſagte... doch ſetzen wir lieber wörtlich ihre fernere Unterhaltung her.

* * *

F. Jetzt, Reinhold! Das Geheimniß der Theaterſchule hab' ich nun entdeckt.

R. Jetzt erſt? Und dies wäre?

F. Himmel, haben Sie denn nicht bemerkt, was der Neumann plötzlich durch den Waſſerguß ein anderer Menſch geworden war? War denn das noch unſer koſtbartbuender Stelzengänger? Das war ja plötzlich ein Menſch geworden, wie wir Andern Alle. Erſt nebenan der Zornausbruch gegen die Magd wie natürlich! Darauf die Vorwürfe an den Wirth! Beſonders aber, als er in die Traube kam, dieſe ungeſchminkte Erzählung des vorgefallenen Faktums. Der Eindruck ſprach unmittelbar aus ihm heraus und nebenbei hatte er die Abſicht, daß der Wirth drüben ihn hören und ſich entſetzen ſollte. Wenn er den ſchwediſchen Hauptmann in Wallenſtein, der den Tod des Max erzählt, ſo vorträgt wie die Geſchichte ſeines waſſerbegoſſenen eleganten Fracks, ſo macht er Senſation. Und nun glaub' ich, liebſter Reinhold, das Spezificum zu haben, welches man in die Theaterſchule einführen müßte.

R. Sie meinen doch nicht, daß man die Eleven, um ihnen Natur beizubringen, erſt douchen muß?

F. Ja! Noch mehr! Wer nicht lernen will, mit Natur und ohne Affektation Hulfe! zu rufen, den muß Profeſſor Reicher nehmen und ohne Weiteres in die Spree werfen. Da wird er's ſchon lernen!

R. Ueberſetzen Sie mir Ihre Scherze in Ernſt! Ich fühle in der That, daß Neumann durch ein kräftiges Erlebniß wirk-

lich ein natürliches Weſen geworden war. Könnte man daraus keine Schlüſſe auf die Kunſtbildung ziehen?

A. Die reichſten! Die intereſſanteſten! Warum wurde Neumann plötzlich ſo natürlich? Weil ihm ein Faktum naßkalt über den Rücken lief. Wenn Sie in Ihrer Theaterſchule den Buchſtaben walten laſſen, ſo iſt die ganze Anſtalt auf Sand gebaut.

N. Sie meinen, man ſoll in den Zöglingen das Individuelle, das Gefühl des Wirklichen, das Menſchliche und Unmittelbare wecken?

A. Mehr noch und weniger. Hören Sie!

N. Es könnte mir keine größere Genugthuung werden, als Sie ſelbſt nun Hand anlegen zu ſehen, die Theaterſchule richtig zu organiſiren. Ich bin ganz Ohr.

A. Freund, wenn Sie mir die Garantie geben, daß in der Theaterſchule der im Menſchen ſchlummernde Mime, im Eleven das ſchauſpieleriſche Individuum geweckt wird, dann bin ich mit Leib und Seele für Theaterſchule. Der erſte Grundſatz muß der ſein, durch die Theaterſchule gleichſam auf die Anfänge der Schauſpielkunſt zurückzugehen. Woraus iſt die moderne Dramatik, die dichtende und die darſtellende, hervorgegangen? Aus der Improviſation. Alle Uebungen, die in der Theaterſchule gemacht werden, müſſen möglichſt frei, möglichſt augenblicklich ſein. Es ſoll auswendig gelernt werden, ja! Die Kunſt des Gedächtniſſes ſoll geſtärkt werden, ja! Aber nimmermehr wird man den Eleven Natur beibringen, wenn man ſie nur ſolche Dinge ſprechen läßt, die ſie vorher auswendig gelernt haben. Was iſt die große Kunſt des Mimen? Herauszutreten, ſich an die Lampen zu ſtellen und zu ſagen: Ich! Ob das nun Hamlet oder Richard III. oder Commiſſionsrath Kreiſch iſt, er muß ſagen: Ich! Da bin ich! Seine Rolle

muß er mechaniſch wiſſen, aber ſpielen muß er ſie, als wenn er ſie eben ſelbſt erſt erfände, eben ſelbſt erſt erlebte. Die ganze Weihe des Augenblicks muß auf ihm ruhen. Wenn Sie mir zuſichern können, daß in der Theaterſchule das ſchauſpieleriſche Handwerkszeug gelehrt wird, bin ich für Theaterſchule.

R. Schauſpieleriſches Handwerkszeug? Was verſtehen Sie darunter?

F. Unſern Kalk, unſern Mörtel, unſern Hammer, unſre Kelle, unſer Lachen, unſer Weinen, unſre Leidenſchaften, erhaben ſein, rührend ſein, gebrochen reden, ſtottern, betrunken ſein, Pedant ſein, edel und groß ſein, kurz das Arſenal aller der Waffen, mit denen wir die Herzen der Menſchheit erobern. Das, guter Freund, lernen wir nicht durch Aeſthetik, nicht durch Deklamationsübungen, nicht durch Gypsabgüſſe, nicht durch Commentare und Redensarten über Shakeſpeare und Calderon, ſondern nur durch eine ſtufenweiſe Erziehung des Schauſpielers in uns, von der Macht des nicht auswendig gelernten Wortes und dem Begreifen der Situationen an, grade wie Neumann natürlich wurde, als man ihn mit Waſſer begoß.

R. Deutlich! deutlich! Sie geben mir durch, Freihart! Drücken Sie ſich verſtändlich aus!

F. Geſetzt, ich bekäme bei der Theaterſchule ein Wort mitzureden, was geſchähe? Ich ließe die jungen Männer und Mädchen immerhin tanzen, fechten, Geſchichte lernen und etwas gelehrten Kram anhören, aber die Hauptſache müßten die praktiſchen Uebungen ſein. Für dieſe würden Shakeſpeare, Schiller und Goethe gänzlich abgeſchafft, für dieſe iſt noch gar keine Literatur vorhanden. Auswendig wird nur ſelten etwas gelernt, ſondern faſt immer nur improviſirt. Natürlich lauter Sachen, die dem Verſtändniß der Eleven angemeſſen ſind. Ich ließe ſie Comödie ſpielen, ohne daß ſie's merkten. Ich erzählte

beim Eintreten eine Geſchichte, ſchauſpieleriſch eingerichtet, mit Dialog, mit Situationen, die Jemand von ſich ſelbſt erzählt, mit Pointen, die nur auf mimiſche Weiſe ausgedrückt werden können. Dieſe Geſchichte benuz' ich darauf folgendermaßen: Erſtens ruf' ich den Fähigſten auf, vorzutreten und ſie eben ſo wieder zu erzählen, wie ich ſie vortrug. Die Andern helfen ſchon mit. Nach dem Fähigſten wiederholen Andere dieſelbe Geſchichte. Dann ſez' ich die Geſchichte in Scene und vertheile faſt ſcherzhaft die Rollen dazu aus dem Stegreif. Jezt laſſ' ich ſie ſpielen, von dieſem, von jenem, abwechſelnd nach Herzensluſt. Die Scene kommt zur Anſchauung. Die Mitſpieler wiſſen vortrefflich ſchon den Ton für das Ganze zu finden und da ſie ſich die Worte (natürlich ſehr einfache!) ſelbſt erdenken müſſen, ſo kommen ſie alle natürlich heraus. Jezt zieh' ich aus der Taſche ein Paquet Rollen! Dieſelbe Geſchichte iſt ein altes Luſtſpiel, das ſie Alle nicht kannten, von Stephanie, von Bretzner, von Holberg, von Regnard, von Farqhuar, von Kotzebue ſelbſt, der zuviel geſchrieben hat, als daß man jedes Stückchen von ihm ſogleich kennen ſollte und nun haben die Eleven vortreffliche ſchöne Worte zu dem Charakter jener Rolle, die ſie ſchon inne hatten, ſchon begriffen, ſchon darſtellten. Reinhold, weckte das nicht die ſchlummernden mimiſchen Talente?

R. Ich fürchte, Freibart, das läuft auf Fratzenſchneiderei hinaus. Komikern freilich könnt' es vielleicht anſchlagen.

F. Keine Fratzen, lieber Freund! Keine Komiker nur! Auch die Tragödie ſoll Vortheile davon ziehen. Geſezt, ich gebe Schillers Kraniche des Ibykus einem jungen Mann zur Deklamation. Was wurd' ich nach dieſer Methode thun? Ich erzähl' ihm das Gedicht in ſchlichter Proſa, einfach dem Sujet nach. Nun muß er einem Andern denſelben Stoff eben ſo natürlich, eben ſo mittheilſam wiedererzählen. Erſt nachdem er

dies gelernt hat, mit Wahrheit und Ueberredung zu thun, würd' ich ihm sagen: In drei Tagen wollen Sie uns nun Schillers Ballade über diesen Gegenstand wörtlich vortragen. Glauben Sie, daß ers pathetisch, mit leerer Schuldeklamation thun wird?

R. Nein, ich kann mir wohl denken, daß das sichre Erfassen der Quintessenz des Gedichtes ihn mehr an die wirkliche Handlung als an die prächtigen Worte fesselt.

F. Denken Sie sich z. B. folgende Uebung! Meine Eleven sitzen vor mir. Ich schicke davon einen rechts in ein Nebenzimmer, einen links, gebe Jedem irgend eine interessante Lektüre mit, eine Novelle, eine Anekdote, ein kleines Stück, eine dramatische Scene. Ich setze meinen Unterricht fort. Nach einer halben Stunde lass' ich den Einen eintreten, auf ein Podium treten und fordere ihn auf, uns das Gelesene zu erzählen. Wer sich kindisch dabei gebehrdete, lachte oder zaghaft sich benähme und den Mund nicht aufthun könnte, dem erklärt' ich von vornherein, daß ich ihn in der Anstalt nicht brauchen könnte. Ein Schauspieler muß sich mittheilen können. Das ist seine Kunst, sein Beruf. Er darf stottern, schwanken, das wird sich mit der Zeit legen. Aber Phantasie, Auffassung muß da sein oder man zahlt ihm das Lehrgeld aus, fort damit! Wen ein zu großes Auditorium von Mitschülern noch beängstigt, den nehm' ich allein vor, sag' ihm, les' ihm eine Meldung, eine Erklärung, eine Tirade vor: er muß hereinkommen und dieselben Worte aus dem Stegreif mir nachsprechen. Auf die natürlichste Art wird sich dadurch nicht nur der Vortrag, sondern auch Spiel und belebende Gestikulation ergeben.

R. Sie fangen an mich für diese Idee zu gewinnen, aber bedenken Sie, was zu diesen Improvisationsübungen für geistreiche Lehrer gehören!

F. Sie werden ſich finden. Ewig Schade, daß z. B. ein Seydelmann geſtorben iſt. Sie wiſſen, ich bin ſonſt nicht —

R. Bitte, bitte, wenn Sie mir nicht wehthun wollen, laſſen Sie dies Thema fallen!

F. Gut, aber das räum' ich ein: für eine Theaterakademie wäre Der ein Garrick geweſen.

R. Es ſcheint nun alſo doch, daß das Ergebniß unſrer heutigen Luſtwanderung ein ſehr erfreuliches geweſen iſt. Konnte meiner Ueberredung auch nicht das glücken, was dem Waſſerſturz gelang, Sie ſind für Theaterſchule.

F. Unter der Bedingung, daß man es einmal auf fünf Jahre damit verſucht, daß man die Leitung des Unterrichts in die Hände guter Schauſpieler und ſolcher Dichter und Aeſthetiker gibt, die wie z. B. Tieck ſo zu ſagen latente, nicht zum Durchbruch gekommene Schauſpieler ſind, und endlich unter der Bedingung, daß man in den praktiſchen Unterricht vorzugsweiſe nur das Princip der Improviſation, das Princip des Extempore aufnimmt.

F. Es iſt ehrenvoll, wenn Aeltere im Stande ſind, ihre Vorurtheile zu bekämpfen. Geben Sie mir die Hand, Freibart! Dieſer Abend iſt wie lange keiner für mich lehrreich geweſen.

* * *

Seitdem ſind die beiden Freunde in ihren Anſichten verbundener als je und harren nun täglich mit Spannung der Dinge, welche von Berlin aus verſprochen worden ſind.

Neumann aber hat ſeit jenem Vorfall im Garten des rothen Löwen angefangen, mitunter in Frackrollen etwas natürlicher zu ſpielen. Wahrſcheinlich kam dies daher, weil er fühlte, daß er ſich auf die blendende Wirkung ſeiner verdorbenen Garderobe allein nicht mehr verlaſſen konnte.

# Aus
# Varnhagen's Denkwürdigkeiten.

(Die hier mitgetheilten bisher noch ungedruckten beiden Abschnitte folgen unmittelbar nach dem „Wien. 1809" überschriebenen. S. Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Von K. A. Varnhagen von Ense. Zweite Auflage, Leipzig 1843. Bd. II. S. 191.)

# I.

## Ungarn.

### Preßburg. Wagha. Szered. Tyrnau.

### 1809.

Dem Grafen Vinzenz Szápáry durch einen Brief wohlempfohlen, machte ich noch am Abend einen Beſuch bei dieſem Magnaten, und traf eine zahlreiche, doch wie ſich leicht erkennen ließ, vertrauliche Geſellſchaft dort verſammelt. Der Hausherr war ein Mann von Geſinnung und Verſtand, ſeine Naturwüchſigkeit entbehrte der Weltbildung nicht, und raube und feine Aeußerungen kamen aus ſeinem Munde in einer Weiſe gemiſcht, die ich ſpäterhin bei manchen ſeiner Landsleute wiederfand, und zuletzt als einen Vorzug anerkennen mußte. Sein Urtheil über die politiſche Lage der Dinge, denn dieſen nächſten Gegenſtand alles damaligen Geſpräches hatte meine Erſcheinung ſogleich mit erhöhtem Reiz hervorgerufen, zeugte von geſundem Sinn und guter Einſicht, aber da ſie einer troſtloſen Wirklichkeit keine phantaſtiſchen Hoffnungen laſſen wollte, ſo erregte ſie meinen Widerſpruch, der ſich freilich auf Ideen gründete, die allenfalls im Kreiſe meiner halliſchen und berliniſchen Freunde gelten konnten, hier aber als fremd und ſonderbar auffielen.

Natürlich wollt' ich den Krieg fortgeſetzt wiſſen, ſprach von Möglichkeiten, welche den Anweſenden nur Träume ſchienen, hoffte auf die Erhebung des Volks, nicht nur in den öſterreichiſchen Ländern, ſondern auch in den norddeutſchen, der Erzherzog Karl, meinte ich, würde auf's neue an die Spitze des Heeres berufen werden, und er daſſelbe, bei ungehinderter Befehlsmacht, entſchieden zum Siege führen. Natürlich mußte ich viel von Wien erzählen, von dem Walten der Franzoſen daſelbſt, von der Stimmung des Volks, und wie man im Allgemeinen die Sache anſehe; ich hatte genug mitzutheilen, und konnte die meiſten Fragen gut beantworten. Aber ich merkte bald, daß ich nur Waffen gegen mich lieferte, denn meine Wahrnehmungen waren getreu aus der Wirklichkeit, und wurden auf der Stelle gebraucht, um meine Anſichten zu beſtreiten. In der That fühlte ich die Widerſprüche, in die ich gerathen war, und dachte ſchon auf einen klugen Rückzug, als unvermuthete Hülfe mich auf's neue das Feld behaupten ließ. Die Herren nämlich waren mir alle entgegen, ſie ſahen auf die thatſächliche Macht, auf die zählbaren Hülfsmittel, die gegebenen Einrichtungen und Verhältniſſe, und ſahen den unausweichlichen und dabei völlig nutzloſen Ruin Ungarns vor Augen, wenn die Feindſeligkeiten wieder anhöben; die Frauen hingegen hatten mir mit einigem Wohlgefallen zugehört, ſie traten jetzt auf meine Seite, und redeten der idealeren Meinung das Wort, erklärten der Begeiſterung und Vaterlandsliebe alles möglich, und eine jugendliche Dame mit dunklen feurigen Augen ging ſo weit zu behaupten, die Franzoſen ſelber hätten im Anfange der Revolution auch nur mit Hülfe des allgemeinen Volksaufſchwunges gegen alle Wahrſcheinlichkeit und Erwartung die tapferſten, eingeübteſten Heere und die erfahrenſten Feldherren beſiegt. Das Geſpräch wurde nun überaus lebhaft, die mannig-

sachsten Meinungen wurden kund, und ich erkannte mit Staunen, daß unter diesen vornehmen Ungarn auch Freunde der französischen Freiheit waren, die eben deßhalb den Kaiser Napoleon am stärksten haßten, während Andre, im Hasse jener Freiheit, schon weniger gegen den Mann ergrimmten, der das französische Volk wieder unter eine Krone gebeugt hatte. Auch von der Größe Napoleons sprach ein Anwesender ohne Scheu, rühmte seine Kriegsthaten, und meinte, es müßte eine Lust sein, unter solch einem Anführer in den Krieg zu ziehen. Genug, es herrschte die größte Freiheit der Meinungen, und niemand wurde wegen der seinigen angefeindet, auch mir verdachte man die meine nicht, und schien willig zu vergessen, daß ich österreichischer Offizier, wie ich es selber wohl ein wenig vergaß. Als es spät wurde, zog ich mich ermüdet zurück, ein Mitglied der Gesellschaft brachte mich durch die nächtlichen Straßen in mein Quartier, und suchte mir unterwegs noch manchen Aufschluß über die eigenthümlichen Verhältnisse, Interessen und Stimmungen Ungarns zu geben, auch hört' ich hier zum erstenmale, daß Napoleon ernstlich daran gedacht habe, Ungarn zum Abfall von Oesterreich zu verleiten, und unter andern dem Grafen Festetics wirklich die ungarische Königskrone angetragen, von diesem aber eine stolze Abweisung erfahren habe. Was ich über den Zustand der Dinge am Hoflager des Kaisers Franz, über den Karakter dieses Herrschers, über die Erbärmlichkeiten der Partheiungen und Ränke, welche den Hof, die leitenden Behörden und die ganze Heerführung zerrissen, alles Große und Gute schlechterdings unmöglich machten, von meinem wie es schien tiefeingeweihten Begleiter hören mußte, ließ meine noch eben vorher so flammenden Hoffnungen traurig zusammensinken. Ich erfuhr seinen Namen nicht, nur daß er ein Freund von Gentz sei, ging aus einigen Worten deutlich hervor, und meine zufällig

günstige Erwähnung desselben hatte mir ein Vertrauen gewonnen, das trotz dieses Umstandes noch immer sehr ungewöhnlich heißen konnte.

Am andern Morgen fuhr ich mit frischem Vorspann aus Preßburg ab und weiter in Ungarn hinein, eine durch die Raschheit der Pferde, die Munterkeit und Kühnheit des jugendlichen Lenkers, dem die Unebenheiten eines willkürlichen Weges wenig Sorge machten, dann durch den Reiz eines mir neuen Landes ganz lustige Fahrt, welche den Eindruck der gestrigen Gespräche bald verwischte, und mich das Abentheuer meines Lebens auf's neue in romantischem Schimmer betrachten ließ. In Tyrnau sah ich die ersten bedeutenden Schaaren österreichischer Truppen und alle Eindrücke des Lagers von Wagram wieder, wobei mir ein schon völlig heimisches Gefühl das Herz erregte; der Feldzeugmeister Fürst von Reuß-Plauen hatte hier sein Quartier. Die Truppen des von ihm befehligten Heertheils lagerten in der Umgegend. Der ehrwürdige tapfre Fürst empfing mich auf das gütigste, bestätigte mir, daß mein Oberst Graf zu Bentheim nicht beim Regiment, sondern wegen seiner bei Wagram erhaltenen Wunde noch im Bade zu Trentschin sei, und wollte mich bis zu dessen Rückkehr bei sich behalten, allein ich glaubte dies nicht annehmen zu dürfen und setzte meine Reise über Szered nach Wagha fort, einem großen Dorfe an dem Flusse Wag, wo das Regiment in ziemlich engen Quartieren beisammen stand.

Der Empfang der Kamaraden war überaus herzlich, und der einstweilige Commandant des Regiments, Oberstlieutenant von Liezenmayer, ganz eingenommen von einem kurz vorher empfangenen Briefe, durch den ich meine nahe Rückkehr angemeldet hatte, wußte mir nicht genug Freundliches und Artiges zu erweisen; der Brief war den sämmtlichen Offizieren vorge-

leſen worden, und galt für ein Muſter guten Ausdrucks, „geſchickt in der Feder" war aber ein Lob, das allgemein in höchſtem Werthe ſtand, und von dem Einzelnen, der es empfing, auf die ganze Körperſchaft, der er angehörte, überzugehen ſchien. Nach einigen Flittertagen, in denen ich alles ſeit der Trennung Erlebte getreulich mitgetheilt und dafür das inzwiſchen bei dem Regiment Vorgefallene vernommen hatte, nahm die gewöhnliche Tagesweiſe mich in Anſpruch, und ich fand mich in eine von allen Seiten beſchränkte, in ihren Leiſtungen und Genüſſen langweilige, durchaus unergiebige Lebensordnung abgeſchloſſen. Als Vortheil mußt' ich mir anrechnen, wieder mit meinem Hauptmann von Marais zuſammenzuwohnen; aber auch der Oberlieutenant der Kompanie war unſer Genoſſe, und die Bauersleute, welche uns ihre kleine Stube hatten einräumen müſſen, wollten nicht ganz auf ſie verzichten. Dieſe Enge war ſehr beſchwerlich, beſonders für jemanden, der nicht rauchte, und der oft zu ſchreiben wünſchte. So lange das Wetter noch gut war, und man im Freien ſein konnte, fand ſich allenfalls Aushülfe; frühmorgens wurden die Truppen exerzirt, dienſtliche Geſchäfte vor dem Hauſe abgethan, darauf Spaziergänge und Beſuche gemacht; wir ritten in die Nachbarſchaft zu einigen Edelleuten, deren Töchtern wir den Hof zu machen verſuchten, welches doch nur den Entſchloſſenſten und Wenigſteklen gelang, denn dieſe Fräulein waren rob und ſchmutzig gleich den Bauerdirnen, nur Dünkel und Hoffarth hatten ſie vor dieſen voraus, und erſchienen dadurch noch um ſo widerlicher. Ein paar Ausflüge nach Tyrnau zu dem Fürſten von Reuß-Plauen ließen außer der gleichmäßigen Freundlichkeit desſelben wenig in der Erinnerung. Oft beſucht' ich das Ufer der Wag; der reißende Strom ſtürzte ſeine wallenden Fluthen durch weite Wieſenfläche, die hin und wieder von Strauchwerk und Baumgruppen unter-

brochen eine maleriſche Wildniß erſchien, wo mächtige Weidenſtämme theils modernd am Boden lagen, theils in noch ſtehenden Trümmern üppig grünend abſtarben; in dieſer Einſamkeit, wo ich ungeſtört meinen Gedanken nachhing, und die Augen an den ſtarken Natureindrücken erfriſchte, verbracht' ich meine beſten Stunden, oft in tiefer Wehmuth, oft auch in kräftiger Ermuthigung; mehr als hundertmal las ich hier, unter den Zweigen eines ungeheuern Weidenſtumpfs, der wie ein Denkmal der Urzeit über die ganze Gegend hervorragte, die wenigen Briefblätter, die ich von Rahel noch bei mir führte, und ſteigerte das Andenken der Freundin ſo zur Gegenwart, daß ich mit ihr Geſpräche zu haben, ihre Stimme zu hören, ihr Urtheil und ihren Rath zu vernehmen glaubte; ſtets kehrte ich dann geſtärkt heim, und meine Kameraden, die mich zufriedner und heiterer ſahen, meinten mit Recht, ich müſſe in der Nähe ein Geheimniß wünſchenswerther Zuſammenkünfte haben, deren Weg mir allein durch beſondere Gunſt eröffnet ſei. Ich ließ ihre Vermuthungen unberichtigt, und ſuchte mich ihren Scherzen und Unterhaltungen, in denen die gute Meinung immer offen lag, ſo viel als möglich anzubequemen, ſo daß ich allen, bei der größten Verſchiedenheit der Anſicht und des Benehmens, doch im Ganzen als ein guter Kamerad galt und gehalten wurde.

Nur ein paar Perſönlichkeiten, in denen das Niedrige und Gemeine ſo vorherrſchte, daß mir kein Auskommen mit ihnen möglich war, wies' ich entſchieden von mir ab, und nahm eine geradezu feindliche Stellung gegen ſie. Wenn Abends bei dem Stabsmarketender ein ziemlicher Kreis zuſammen war, der leidliche Wein fleißig genoſſen wurde, in Scherz und Lachen auch der Muth fröhlich und kriegeriſcher Geſang angeſtimmt wurde, ſo entſagt' ich gern aller Kritik, und ſang die fratzenhaften Strophen eines Cramer'ſchen Liedes ohne weiters mit, als wär'

es eines von Tyrtäus selbst; auch den Inhalt der schlechtesten Romane, der aus der Erinnerung erzählt und recht eigentlich mir zu Liebe aufgetischt wurde, um mir zu zeigen, daß in dem Regimente doch auch, wie sein Standort Prag ohnehin erwarten ließ, einige Belesenheit sei, wußte ich anständig genug hinunterzuschlucken und ließ mir nicht merken, wie schlecht mir es mundete; an die mehr handwerksmäßige als ritterliche Ansicht des Soldatenwesens hatte ich mich schon gewöhnt, und die elenden politischen Meinungen fochten mich wenig an, ich erkannte, daß dieses alles hier vollkommen gleichgültig, diese Männer aber innerhalb ihres Berufes wacker und tüchtig seien, und ihre Stellung zwischen Höheren und Niedern gut genug ausfüllten. Allein es gab andre Anlässe, die mir nicht erlaubten, meine Denkart zu verhehlen, sondern mich zwangen, aus mir herauszutreten. Der älteste Hauptmann des Regiments hatte von der Pike auf gedient, nach langen Jahren durch Tapferkeit und sonstiges gutes Benehmen es zum Offizier gebracht, und war allmälig zu seiner nunmehrigen Würde aufgestiegen. Seine Manieren verläugneten seine Herkunft nicht, unwissend in allem, außer im Dienste, den er pünktlich zu kennen stolz war, hatte er für nichts anderes Sinn, und da er von dem Bewußtsein seiner Stellung durchdrungen war, so sprach und handelte er gern imponirend; wobei er sich denn freilich oft arg vergriff und fast immer lächerlich wurde, so daß stehende Witzworte über ihn gang und gäbe waren, und immer neuer Muthwillen gegen ihn ersonnen wurde. Sein höchster Ehrgeiz war, noch Major zu werden, was aber bei seiner Beschaffenheit weder wahrscheinlich noch rathsam war; als nun wirklich eine Beförderung im Regiment eintrat, und er übergangen wurde, fühlte er sich tief gekränkt; die Anstrengung, die er machte um dies doch einigermaßen zu verbergen, war gewiß höchst ehrenwerth,

und man vergaß ſeine Lächerlichkeit, um ihn aufrichtig zu bemitleiden. Nur einer der jüngern Hauptleute war ſo roh und grauſam, ihn wegen der erlittenen Zurückſetzung zu necken, und da der alte Mann die Stiche hinnehmen mußte, ohne Waffen dagegen zu haben, ſo war es bald kein Spaß mehr, ſondern nur ein Jammer, wie denn auch alles Lachen aufhörte; als jener aber in ſeinem unwürdigen Martern fortfuhr, enthielt ich mich nicht länger, ſondern ſchlug mich auf die Seite des alten Aleriano und machte mit ſcharfen und bittern Worten dem Gegner ein ſo böſes Spiel, daß er bald in ſeinem Grimm verſtummte. Daß ein Fähndrich gegen einen Hauptmann ſo aufzutreten wagte, war nicht gewöhnlich, aber es ging mir ſo hin, und hatte keine weitere Folge, als daß ich fortan in gutem Anſehen ſtand. Bei einer andern Gelegenheit hatte ich es abermals mit einem Hauptmann zu thun, einem Ausbunde von Liederlichkeit, der in Böhmen mit einem jungen reichen Mädchen verlobt war, und zwar ſein ganzes zeitliches Glück von dieſer Verbindung hoffte, aber doch ſo ſchamlos war uns die gröſten Schändlichkeiten zu erzählen, die er mit ſeiner Braut theils vorgenommen habe, theils vorzunehmen denke; er ſah wohl, daß er die Zuhörer nur empörte, aber da es keiner ausdruckte, ſo trieb er es immer weiter, bis ich endlich ausbrach, und ihn verſicherte, heirathen ſolle er das Mädchen nun nicht mehr, nicht umſonſt habe er Namen und Wohnort genannt, ich würde ſie und ihre Eltern zu benachrichtigen wiſſen, welche Reden er hier geführt, die Zeugen fehlten nicht, und würden, bei ihrer Ehre aufgefordert, die Wahrheit nicht verläugnen. Die Frechheit ſank ſogleich in Erbärmlichkeit, der Mann hat verwirrt und kleinlaut, die Kameraden möchten ihm etwas Unart nachſehen, es ſei ja nur in die Luft geredet, und ſo arg nicht gemeint! Man zuckte die Achſeln, und ließ es gut ſein; ich aber

habe mit ihm nie mehr ein Wort gewechſelt, wiewohl er ſeinerſeits keinen Groll zeigte, ſondern gern freundlich anknüpfen wollte. Späterhin verließ er das Regiment, und ich habe ihn darauf nicht wiedergeſehen.

In dieſer Zeit wurde mir auch zuerſt ein Anblick, den ich ſchon lange gewünſcht hatte, und der freilich in Ungarn kaum ausbleiben konnte. In der Nähe unſres Dorfes hatte ſich eine Horde Zigeuner gelagert, und ich war nicht wenig beeifert, mir dieſe Leute zu betrachten. Alles was von ihrer Herkunft, Lebensart, ihren Künſten und Eigenheiten mir bekannt geworden, Geſchichte und Poeſie, rief ich mir ins Gedächtniß, und ſuchte es an der Wirklichkeit zu prüfen. Nun konnten ſie zwar ſich der Neugier der Augen nicht entziehen, aber jeder vertraulichen Annäherung und Erforſchung wichen ſie ſorgſam aus; ſie arbeiteten emſig als geſchickte Schmiede, Keſſelflicker, Stellmacher, ſie ſagten die Zukunft vorher, wenn es verlangt wurde, ſie ſpielten auch zum Tanz auf; aber weiter ließen ſie ſich nicht ein, ein unüberwindliches Mißtrauen hielt ſie von uns getrennt. Die Männer waren durchgehends ſchön, und hatten ein trotziges, verwegnes Anſehen, von Weibern hingegen konnten nur ein paar jüngere leidlich heißen; die völlige Nacktheit der Kinder, und auch ſchon halberwachſener Jünglinge und Mädchen, in dieſer Jahrszeit, ſchien aus Zufall oder Dürftigkeit nicht zu erklären, ſondern auf irgend eine Satzung zu deuten. Eindringlich und aufregend klang ihr Nationalgeſang, der Rakoczy genannt, der ihren Wohlthäter, einen Fürſten von Siebenbürgen dieſes Namens, mit rührenden Klagelauten feierte. Dieſer hatte ſie aus ihrer ſchmachvollen Niedrigkeit zu erheben geſucht, ihnen bleibende Wohnſtätten anweiſen, ſie zu Waffenehren befördern wollen, aber ſein eigner Untergang ließ ſie nur um ſo tiefer in das Elend zurückfallen, und das räthſelhafte Volk

ſchloß ſich wieder um ſo mehr in ſich ſelber ab. Sie wurden zum öſterreichiſchen Kriegsdienſte herangezogen, und man rühmte ſie als gute Soldaten, doch wollte man wiſſen, daß ſie als ſolche die Abhärtung und Unverdroſſenheit bald verlören, welche bei ihnen in freien Umherſchweifen oft an das Fabelhafte gränzten.

Als eine Reihe von Regentagen eintrat, wurde der Zuſtand, der bisher ſchon peinlich genug geweſen, wahrhaft verzweiflungsvoll. Man war buchſtäblich auf die Stube beſchränkt, draußen watete man in Koth, jeder Schritt war eine Anſtrengung. Alles Exerziren wurde eingeſtellt, der Dienſt nahm wenig in Anſpruch. Daheim gab es keine Unterhaltung als etwa Rauchen und Kartenſpiel. Unſer enges Gemach, ſchon an ſich übervölkert, nahm noch mehrere Gäſte auf, Spielgenoſſen des Hauptmanns, welche den ganzen Tag nicht vom Platze wichen. Wir regneten völlig ein; keine Nachricht, keine Zeitung drang mehr zu uns, niemand empfing Briefe; Bücher waren weder im Dorfe noch im Regiment zu finden, mein kleiner Homer war in dieſen Nöthen ein Schatz, für den ich dem Himmel dankte, aber ihn zu genießen war ſo leicht nicht. Zu halben Tagen ſaß ich draußen am Feuerheerd und ſuchte zu leſen; aber, wie drinnen die Kartenſpieler, ſtörten mich hier die Slowaken; in andrer Zeit waren ſie vielleicht der Gegenſtand unterhaltender Beobachtung geworden, ihr Weſen verrieth manches Eigenthümliche, aber dieſem nachzuſpüren, die Hülle von Schmutz und Sterrigkeit und Mißtrauen, unter der es verſteckt lag, zu durchbrechen, fehlten mir damals Geſchick und Stimmung. In der Verzweiflung fiel ich über die Früchte her, die der Herbſt reichlich brachte, und aß immerfort Aepfel und Nüſſe, als wenn es eine Kur geweſen wäre. Zuletzt warf ich mich tagelang auf mein Bett, in deſſen Federn ich verſank, und befliß mich einer

völligen Unempfindlichkeit nach außen, um ganz den innern Bildern und Träumen zu leben, die ich leicht hervorrief, und die mich in ihrer Art beglückten. Allein dieses Glück mußte ich bald wieder aufgeben, denn der gewaltsamen Anspannung der Nerven folgte schnell die Erschlaffung, die um so bedenklicher war als bereits die in Ungarn besonders gefährlichen Herbstfieber herrschten und leicht in Nervenfieber ausarteten, die auch schon in Wagba häufig vorkamen. Ein paar Tage fühlt' ich mich dem Erkranken ganz nahe, und flößte auch der Umgebung schon Besorgnisse ein, indeß kam ich mit einigen leichten Schauern noch glücklich ab.

Das Wetter klärte sich ein wenig auf, und ein frohes Ereigniß erheiterte meine Tage noch mehr. Alexander von der Marwitz, der mit dem Klenau'schen Chevaurlegersregiment ebenfalls nach Ungarn gekommen war, hatte meinen Aufenthalt erfahren, und kam mich zu besuchen. Ich war überglücklich, hier in dieser Oede einen norddeutschen Freund zu umarmen; auch ihm war ich jetzt mehr, das war deutlich, als ich jemals in früherer Zeit hatte sein können. Das Bedürfniß, uns gegeneinander auszuschütten, war auf beiden Seiten gleich groß. Was hatten wir nicht alles zu erzählen, zu erörtern, wechselseitig in Erinnerung zu rufen! Wir sprachen von Rahel, von den Freunden, von den Kriegsvorgängen, den nächsten Aussichten und Planen, den persönlichen Begegnissen und Empfindungen. Ueber sein Mißgeschick in Ollmütz ging er mit düstrem Unmuthe schnell hinweg, die schlimmen Folgen für ihn hatten sich auf kurze Haft beschränkt, er suchte den ganzen Vorfall zu vergessen. Seine sonstige Lage und Stimmung war ungefähr der meinigen gleich, nur daß ihn die Umgebung noch fremdartiger ansprach, als mich, er legte unwillkürlich immer einen idealern Maßstab an, und die Macht einer mißfälligen

aber unabweisbaren Wirklichkeit brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Auch er litt gleicherweise an der Einsamkeit und an der Gesellschaft, auch er hatte nur ein Buch, an dem er sich labte, das er immer auf's neue las, nämlich Friedrich Schlegel's Gedichte, und da er meinen Homer entdeckte, schlug er mir vor, auf einige Zeit zu tauschen. Er hatte sich mit ernsten und schweren Dingen beschäftigt, aber er gestand mir, daß er unter dem Widerspruch und Druck einer schalen Alltäglichkeit sich endlich stumpf dieser hingegeben, und den Zeiten gemäß eine ihm sonst fremde Leichtfertigkeit angenommen habe. Durch unser Wiedersehen erglühte er auf's neue für höhere Ansichten. Er theilte mir einen Operationsplan mit, den er für den Wiederbeginn der Feindseligkeiten ausgearbeitet hatte, und was auch der kundigere Stratege dawider einwenden mochte, Geist und Kühnheit sprachen aus dem Werk, und mancher gesunde Gedanke lag darin, dessen Würdigung aber eher bei dem Feinde zu suchen gewesen wäre, als bei dem österreichischen Hofkriegsrathe.

Wir verlebten ein paar Tage sehr angenehm, soviel als möglich im Freien, denn die Gesellschaft der Offiziere, wiewohl alle dem Gaste die größte Zuvorkommenheit bezeigten, mußte unsre eigentlichen Gespräche mehr oder minder stören. Als Marwitz sich zur Abfahrt anschickte, gab der Regimentskommandant mir ungefordert Urlaub, den Freund auf einige Tage zu begleiten. Wir hatten die herrlichste Fahrt, genossen hundert neue Eindrücke, und gelangten beim prachtvollsten Sonnenuntergang in die Klenau'schen Quartiere.

Hier war das Leben reichlicher ausgestattet als bei uns, hier hatte man besseren Zufluß aller Art, und wußte doch einigermaßen, was in der Welt vorging. Es hatten sich eben neue Kriegsgerüchte verbreitet, und die jüngern Offiziere äußerten

laut ihre Freude, während die ältern ungläubig blieben, und Marwitzens Schwadronskommandant, der besonnene und wohlunterrichtete Rittmeister Baron von Selby unerschütterlich behauptete, der Frieden sei nur allzugewiß, und werde je später nur desto ungünstiger geschlossen werden. Auch mir wurde in diesem fremden Regimente die gastlichste Aufnahme zu Theil, und wir konnten nicht umhin, öfters unsre Betrachtungen darüber auszutauschen, wie bieder und herzlich diese Oesterreicher im Allgemeinen seien, wie kameradschaftlich sie zusammenlebten, in wie gutem Ton und wechselseitiger Anerkennung, wobei denn doch schroffe Gegensätze nicht ausgeschlossen waren, und sich nicht selten hart berührten; aber leicht war alles geschlichtet — wenn auch bisweilen erst durch die Waffen —, und ausgesöhnt und vertragen ließ der Zwist im arglosen Weiterleben keine Spur zurück. Wir gestanden uns, daß bei unsern norddeutschen Landsleuten dergleichen Erscheinung seltner hervortrete, und daß sie hier mit dem ganzen Zustande Oesterreichs tief zusammenhänge; das militärische Band hatte hier Ungleichartigeres zu verknüpfen, und machte sich daher um so stärker geltend, während auch innerhalb desselben eine besondere Bildungsstufe gegen die gewöhnliche Umgebung schärfer abschnitt.

Wir fanden auch hier schöne Spaziergänge, die uns im Genusse der nächsten Naturreize zu den fernsten Gegenden und Zeiten entführten, besonders ergötzte uns das Homerisiren, das heißt das Hersagen, Besprechen und Anwenden Homerischer Verse, die uns in einem seltenen Grade geläufig waren. So entgingen denn auch die prächtigen ungarischen Viehherden in dieser Beziehung unsrer Aufmerksamkeit nicht, und waren ganz dazu gemacht, die griechischen Bezeichnungen zu tragen, ja diese wurden erst recht wahr an ihnen, an diesen stattlichen, kraftvollen und in ihren Bewegungen majestätisch-graziösen

Kühen und Kälbern, mit den mächtigen, breit ausgebogenen Hörnern, den großen, ruhigen Augen, die wir mit Staunen und Wohlgefallen auf den Weideplätzen betrachteten. Einmal jedoch, als eine gewaltige Färse uns auf dem Rasen, wo wir uns hingestreckt hatten, immer näher kam und ebensowohl feindlich als nur neugierig sein konnte, beschlossen wir die Störerin zu verscheuchen, und warfen nach ihr mit kleinen Steinen, die umher lagen; anfangs fehlten wir und ärgerten uns über unsre wenige Geschicklichkeit, während der Feind unbekümmert verweilte, und unseres Bemühens zu spotten schien; daher wir uns aufrichteten, und nun größere Steine mit erhöhtem Eifer schleuderten; alsbald gelang ein Wurf, und das schöne Thier, schmerzlich getroffen, stand still, sah uns mit den großen Augen eine Weile verwunderungsvoll an, wandte dann ruhig um, und schritt langsam in den Busch zurück, aus dem es hervorgekommen war. „Haben Sie das gesehen?" rief Marwitz, „welch imposanter Rückzug!" — Ja, versetzte ich, die Kuh hat sich vortrefflich betragen, wir aber sehr schlecht! — Wir schämten uns, und obschon wir lachen wollten und wirklich lachten, so blieb doch das ernste Gefühl der Scham in voller Kraft, wir gestanden uns, daß wir durch das Thier eine sittliche Lehre empfangen hatten, die wir in gutem Werthe zu halten dachten, wie denn wirklich nach mehreren Jahren als wir uns in Berlin wiedersahen, Marwitz mich nachdrücklich fragte, ob ich noch der Kuh in Ungarn gedenke, die uns so blamirt habe? —

Es geschieht oft, daß unser Sinn, während er für allgemeine Zustände, in deren Mitte wir leben, sich zur Unempfindlichkeit verhärten muß, einzelne Vorgänge, die uns persönlich durch einen sittlichen Reiz anziehen, mit aller wohlbewahrten Weichheit umfaßt. Gewiß hatten wir die Gewaltsamkeit der Kriegsgeschichte in tausend schreienden Zügen der Härte und

des Unglücks vor Augen, und konnten in jeder Stunde hundertmal unsre Menschenliebe und unser Rechtsgefühl empört finden; ja wir halfen wohl gar unwillkürlich durch unsern Stand das Unrecht und die Leiden mehren, welche unsern Mitmenschen widerfuhren; aber diese Mißgeschicke waren nicht mit zarter Wehmuth zu behandeln, sondern bedurften eher der zornigen Kraft eines Helden, der zu sein der Unberufene sich nicht anmaßen darf, dem aber, wenn er erscheint, zu folgen und beizustehen Jeder berufen ist. Zwar die Feindseligkeiten waren eingestellt und Blut wurde jetzt nicht vergossen, aber schwerer als Tod und Wunden auf dem Schlachtfelde trafen jetzt Krankheiten unser armes Kriegsvolk und wütheten schrecklich in seinen Reihen! Der erkrankte Soldat gab sich augenblicklich verloren, und er war es fast immer, denn in das Spital gebracht, konnte er in den seltensten Fällen der Ansteckung der dort schon herrschenden Faulfieber entgehen! Schon hatten auch die Spitäler keinen Raum, die unglücklichen Leute lagen schaarenweise unter Wagenschuppen, oder auch in Höfen unter freiem Himmel, aller Nässe und Kälte des Oktobers ausgesetzt; es fehlte in den meisten Orten an schicklichen Gebäuden, die ansehnlichern gehörten fast immer den Edelleuten oder bevorrechteten Körperschaften, die nach ungarischem Gesetz keiner Einquartirung unterworfen sind. Man suchte die Noth dadurch zu mindern, daß man die Kranken zu Tausenden nach Niederungarn schaffte, ich selbst habe zahlreiche Stromkähne mit solcher traurigen Ladung die Wag hinabeilen sehen, um nachher auf der Donau weiter zu schiffen; manche der Kähne, die bei Wagha anhielten, hab' ich bestiegen, und das Herz mußte sich bei dem Anblick empören! Die übergedeckten Bretter hielten nicht überall den Regen ab, an gehörige Erwärmung, Erquickung und Pflege war nicht zu denken; die Ausdünstungen des Flusses verursach-

ten schnelle Verschlimmerung, die spärlichen Arzneien blieben wirkungslos unter diesen gehäuften Nachtheilen. Ob und wo die Armen lebend anlangten, hab' ich nicht erfahren, aber es ist gewiß, daß Keiner von ihnen zurückkehrte.

Dieser Zustand, den wir heftig besprachen und der unser Menschengefühl empörte, hatte nebenher auch seine politische Wichtigkeit. Das ganze Heer, welches im August und September mit bewundernswürdiger Anstrengung sich wieder stark und schlagfertig aufgestellt hatte, sank im Oktober auf die Hälfte seines Bestandes zurück, und die Angabe, daß neunzigtausend Kranke gezählt wurden, war ein Hauptgrund, den Frieden um jeden Preis nöthig, die Wiederaufnahme des Kampfes fast ganz unmöglich zu erachten. Unter solchen Umständen mußte auch dem Eifrigsten jede Lust und Hoffnung des Krieges erbleichen, und auch wir, die wir noch an künftig in besseren Händen nochmals möglichen Aufschwung dieser Sachen glaubten, mußten uns eingestehen, daß für jetzt ein schleuniger Frieden zu wünschen sei.

Für Marwitz und mich führten diese Verhältnisse noch eine hochdringende persönliche Beziehung herbei. Wir gehörten Oesterreich nicht an, wir waren gekommen um gegen die Franzosen zu fechten, der Frieden schnitt uns von diesem Zwecke völlig ab; wir mußten neue Bahnen eingehen, und im österreichischen Kriegsdienste zu bleiben, war ein eben so bedeutender Entschluß, als den Abschied zu nehmen. Doch schien, bei dem traurigen Zustande Norddeutschlands und bei der Schwierigkeit, mit unsern erschöpften Mitteln nach England oder Spanien zu gelangen, der österreichische Dienst uns ein für die nächste Zeit nicht zu verscherzendes Gut, die einzige Stätte, uns für bessere Zeiten sicher und ehrenvoll aufzubewahren. In Marwitz, dessen Stellung freier und einfacher

war, gediehen diese Ueberlegungen schon damals zu reifem Vorsatz, den er auch folgerecht ausführte. Ich, loser gestellt und in Wünschen und Möglichkeiten auf mannigfachere Entwicklungen angewiesen, konnte wohl vorläufig dieselbe Richtung einhalten, jedoch mit der Ungewißheit, ob ich nicht im nächsten Augenblicke würde genöthigt sein sie wieder aufzugeben.

Solch aufregende und beunruhigende Erörterungen konnten indessen den Gang unsres jetzigen Stilllebens nicht ändern, und führten dasselbe in zwiefacher Richtung, nach außen in den gegebenen Verhältnissen, nach innen wie Geist und Phantasie es vermochten, gelassen fort. Kein einziger der beiderseitigen Kameraden verrieth einen Hang an der letztern Richtung irgend Antheil zu nehmen, oder hatte nur einen Begriff davon, aber Alle ließen das Wesen gelten, ja ehrten dasselbe, ohne den Anspruch zu haben, in dasselbe einzudringen; wir konnten nicht umhin, dies als eine ächte Freisinnigkeit anzuerkennen, die wir auch unsrerseits üben lernten, indem wir für jede einzelne Eigenschaft und Tüchtigkeit in unsrer Umgebung einsichtig und gerecht zu sein strebten, und hiebei mit Verwunderung oft Gutes und Bestes fanden, wo wir es am wenigsten erwartet hatten. Blieb uns eine gewisse norddeutsche Bildung, wie sie literarisch überliefert wird, für uns selber ein unentbehrliches Element, so erließen wir dasselbe doch gern den Andern, wo das Licht ohnehin nur als Blendung hinstreifte. Wir erkannten uns zu dieser Billigkeit eigentlich schon durch Nahel angeleitet, denn wie unsre Kameraden unter, so stand sie offenbar über jenem Flitterscheine, der in letztem Betracht ja wirklich nur Werth hat, insofern er ein Wesentliches ausdrückt oder auszudrücken fähig ist. Zu Nahel kehrten unsre Unterhaltungen immer zurück, und hatte ich den Vortheil, sie länger und genauer zu kennen, so stand Marwitz mir in Sinn und Eifer für sie kaum nach.

Als ich in Magdeburg zurück war, fand ich den jüngern Bruder des Obersten, Grafen Eugen zu Bentheim, angelangt, der den Bruder besuchen wollte und dessen Ankunft ungeduldig erwartete. Dieser junge Mann, bildschön und lebenskräftig, war kurz vor Ausbruch des Krieges bei der Reiterei in Dienst getreten, hatte die ungeheuern Schlachten mitgefochten und eine schöne Hiebwunde davongetragen, nahm aber diese wichtigen Vorgänge in unbändiger Jugendlichkeit so leicht, als wären es Knabenraufereien gewesen, und Alles trat in den Hintergrund vor dem nächsten Augenblicke der unmittelbaren Gegenwart. Da diese ziemlich leer und arm erschien, so suchte er sie durch Muthwillen zu beleben, dessen Stoff in ihm unerschöpflich war. Eben so gutmüthig als lebhaft und heiter, war sein Treiben uns die willkommenste Ergötzlichkeit, und es war nicht seine Schuld, wenn er nicht mit allen Offizieren binnen vierundzwanzig Stunden auf Du und Du stand. Er allein belebte den düstern armen Aufenthalt und lockerte und verwirrte einigermaßen die Fäden, in welche unsre Tagesordnung verknüpft war. Die Erscheinung des Obersten wurde sehnlich gewünscht und gab denn auch Allem sogleich ein neues Anleben. Alle Lässigkeit schwand, Eifer und Hoffnung traten an die Stelle, neue Aussichten eröffneten sich. Er trug den bei Wagram verwundeten Arm noch in der Binde, sah leidend aus und noch längeren Ausruhens bedürftig, aber auch voll Muth und Feuer, und recht wie ein Anführer, dem man gern folgen mag; er hatte auf der Herreise Freunde gesprochen, die im Wechsel der Schwankungen gerade von einer hinreißen erfaßt waren, und diese Täuschungen hatte er mitgebracht.

Der jüngere Bruder blieb nur noch ein paar Tage und ging dann wieder zu seinem Regiment. Für mich entwickelte sich bald ein angenehmes Verhältniß, der Oberst heirathete mit ent-

ſchiedenes Wohlwollen, zog mich in ſeine Nähe und gewöhnte ſich, der ſonſt gegen Untergebene ungemein zurückhaltend war, mit mir vertraulich zu reden, ſowohl über allgemeine Sachen, als auch über ſolche, die ihn und ſeine Familie betrafen. Nicht wenig kam hiebei mir zu Statten, daß ich gleich ihm aus Weſtphalen ſtammte, ein Vorzug, der bei ihm ſehr viel galt. Alles was ich mit Marwitz verhandelt hatte, kam auch hier wieder zur Sprache, wenn auch aus andern Geſichtspunkten und mit andern Ausdrücken. Ich erfuhr von dem Oberſten den genauen Stand mancher hohen Verhältniſſe, die in Oeſterreich dem vertrauten Kreiſe der Vornehmen kein Geheimniß zu ſein pflegen, aber es dabei doch für die übrige Welt oft lange bleiben. In allen Klaſſen und Gebieten findet ſich dergleichen, was der Wiſſende nicht leicht preisgiebt, und die Freimaurer ſagen nicht ohne Grund, wer ihr Geheimniß verrathe, habe daſſelbe nie recht gewußt. Auch mir wurde Alles, was mich über dieſe Hof- und Staatswelt vertraulich aufklärte, zur wahren Einweihung, es wurde mir angehörig, aber band mich zugleich, ich fühlte mich nur um ſo mehr als Oeſterreicher. Schweigen iſt keine Billigung, und was für das Leben des Tages gefeſſelt ſein muß, wird für die Geſchichte der Vergangenheit ohnehin wieder frei; das Recht der Wahrheit bleibt ſomit ungeſchmälert, wobei indeß nicht außer Acht zu laſſen iſt, daß ſo vieles im Augenblicke Wichtige ſpäterhin völlig unbedeutend wird, und grade die Geſchichte es iſt, welche, indem ſie die Form des Geheimniſſes zerbricht, auch ſeinen Inhalt oft wegwirft. In den Verhandlungen jener Zeit jedoch liegen, ich kann es nicht läugnen, auch troſtloſe Erbärmlichkeiten zu dringender Betrachtung auf, weil die Staats- und Volksgeſchicke leider weſentlich mit ihnen verflochten lagen! —

Inzwiſchen wurden die kriegeriſchen Nachrichten wieder

durch friedliche abgelöst, und in den Truppen regte sich fast nur das Verlangen, baldigst in die heimischen Standorte abzumarschiren, wenigstens für den Winter nicht in Ungarn zu bleiben. Der Oberst, ungeduldig, beabsichtigte eine Fahrt nach Komorn und möglichen Falles nach Pesth in das Hoflager des Kaisers, wo jetzt alle politische Betriebsamkeit vereinigt war, und ich sollte ihn auf dieser Reise als Adjutant begleiten. Ich freute mich ungemein, auf diese günstige Weise dem Schauplatze näher zu treten, wo so viel Wichtiges zur Entscheidung lag. Ich hoffte, nun endlich auch Gentz und Friedrich Schlegel aufzufinden und mit ihnen von den Freunden in Berlin zu sprechen. Schon war ein Tag für die Abreise vorausbestimmt und auch das Wetter schien sich vollends aufzuheitern, als unerwartet alle frohen Aussichten wieder schwanden.

Die noch unbefestigte Gesundheit des Obersten wurde durch den Aufenthalt in Wagdy, in der Nähe des Wassers und so vieler Krankheiten, auf's neue erschüttert, und seine Willenskraft, die anfangs dem Uebel trotzen wollte, bewirkte nur, daß der verzögerte Ausbruch um so heftiger wurde. Der Kranke wollte sich noch immer nicht fügen und machte dem Regimentsarzt große Noth. Dieser war ein guter Mann, auch geschickt genug, aber etwas verzagt, und Alles was der Kranke sagte, klang ihm noch zu sehr als Befehl des Obersten, dem zu gehorchen er gewohnt war. Er war daher sehr erfreut, als der Oberst verlangte, er solle mich zu Rathe ziehen. Das Brown'sche System, bei uns im Norden schon verdrängt, stand in Oesterreich eben in voller Blüthe und auch unser Arzt war ihm zugethan. Wir waren diese Hormein noch gelaufig und ich verständigte mich leicht mit ihm. Seinen Anordnungen konnt' ich unbedingt beipflichten, es kam nur darauf an, ihnen bei dem Kranken das Gewicht meiner Zustimmung zu geben. Ein Aber-

laß that die beste Wirkung, und die beginnende Genesung machte mir außerordentlichen Ruhm. Ich aber mußte theils lachen, theils ergrimmen, daß die Ironie des Schicksals mich, der ich die Medizin fliehend die Waffen erwählt hatte, inmitten der Waffen doch wieder auf die Medizin warf. Aber ich sollte diese Ironie bald noch schärfer empfinden!

Die Generale in Szered hatten die Erkrankung des Obersten erfahren und drangen darauf, daß er aus dem ungesunden Wagba nach dem besser gelegenen Szered gebracht würde. Vergebens thaten wir Einspruch, der Oberst selber wünschte in Szered zu sein, und die Stabsoffiziere entschieden, seinem Wunsche und dem Verlangen der Generale sei nachzugeben. Schon auf der Ueberfahrt verschlimmerte sich der Zustand und war gleich nach der Ankunft bedenklich. Statt des Regimentsarztes, der in Wagba blieb, übernahm ein Unterarzt, ein kenntnißreicher, wackerer Mann, der sich in Szered befand, die Kur, und verschrieb angemessene Arznei, die ich durchaus billigen mußte. Zum Unglück aber war ein Oberstabsarzt in der Nähe, und als der von dem vornehmen Kranken hörte, drang er bei uns ein, that die üblichen Fragen, erstattete den Generalen Bericht und machte ihnen begreiflich, daß ein Mann von Stande durch einen Arzt von Rang behandelt werden müsse. Er kehrte mit hohem Auftrage zurück, löste den Unterarzt ab, verwarf die bisherigen Mittel und verschrieb andere, weit schwächere. Der Kranke phantasirte, merkte aber doch, daß ein andrer Arzt ihn behandelte, wurde darüber zornig und wollte nicht mehr einnehmen; da er sichtlich schlimmer wurde, und die Mittel offenbar unzulänglich waren, so erlaubte ich mir, dem Oberstabsarzte einige Bedenken zu äußern, die aber zur Folge hatten, daß er seine Arznei noch verringerte und

beberen Orte verſtellte, wie unerhört und unſtatthaft es ſei, daß ein Fähndrich ſich in ärztliche Sachen miſche.

Eines Nachmittags wurde ich von dem Krankenbette, das ich weder bei Tag noch Nacht verließ, durch eine Ordonnanz abgerufen, weil mich jemand ſprechen wolle, der unten vor dem Hauſe auf- und abging. Ein kleiner gedrungener Mann, von feinem und kräftigen Ausſehen, ſagte mir mit kurzen Worten, er ſei der General Freiherr von Wacquant-Geozelles, unſer Diviſionair, und habe vom kommandirenden General Grafen von Sommariva den Auftrag, mich zur Rede zu ſtellen und mir ſtreng zu unterſagen, in die mediziniſche Behandlung meines Oberſten irgendwie einzugreifen, wobei er in eignem Namen hinzufügte, er glaube wohl, daß ich in guter Meinung gehandelt, aber ich ſolle bedenken, welch gefährliches Spiel ich triebe, der Oberſt ſei ein Mann von größter Auszeichnung, im Heer und am Hofe höchſt geſchätzt, was ſich mit dem ereignete, könne nicht unbeachtet vorübergehen, und wenn ſeine Krankheit einen ſchlimmen Ausgang nähme, würde es unfehlbar heißen, ich hätte ihn umgebracht; beten Sie nur zu Gott um ſeine Geneſung, ſchloß er ſeine Ermahnung, denn wenn er ſtirbt, ſo weiß ich nicht, wie Sie der ſchwerſten Verantwortung entgehen wollen! — Ich kannte den General ſchon von Wagram her und als einen unſrer tapferſten und gebildetſten Anführer. Ich hatte ihn anreden laſſen, und obwohl im Innern heftig bewegt, erwiederte ich doch mit möglichſter äußerer Ruhe: wenn der Oberſt an dieſer Krankheit ſtürbe, ſo würde ich dies als ein ſo großes Unglück empfinden, daß mir alles, was mich ſonſt beträfe, dagegen gleichgültig wäre; ich aber hoffte, der Kranke werde genesen, und geſchähe das nicht, ſo wäre nicht ich, ſondern der Eigenſinn und Dünkel des Oberſtabsarztes Schuld, der ihn unrichtig behandle, und deſſen Takt und Kennt-

miß ich für äußerſt gering erklären müßte. Darauf erzählt' ich ihm den ganzen Hergang, wie der Oberſt, von meinen Studien unterrichtet und meiner Einſicht ganz vertrauend, nur auf mich hören wolle, wie von ihm ſelbſt und von den Stabsoffizieren des Regiments mir anbefohlen ſei, bei ihm zu bleiben, und wie ich nicht freventlich noch leichtfertig, ſondern in der Noth der Umſtände, und dabei mit ſichrem Bewußtſein, mich einer Aufgabe unterzogen, die ich allerdings lieber gemieden hätte; ich legte ihm darauf dar, wie der Oberſtabsarzt nur ſchwache Mittel anwende, mit denen ein ſolches Nervenfieber nicht könne bezwungen werden, in vierundzwanzig Stunden ſei es vielleicht zu ſpät, und ich ſei entſchloſſen, dem Kranken, wenn man nicht durch Gewalt mich verhindre, noch in dieſer Nacht Moſchus und Kampfer zu geben, weil ich wiſſe, daß dieſes die rechten Mittel ſeien, dies hätte ich auch ſchon, weil ich der Verantwortung nicht feige mich entziehen wolle, dem Unterarzt vertraut, der glücklicherweiſe mein Urtheil beſtätigt, und mir auch die Arzneien verſchafft habe; ich ſchloß mit der Erklärung, nachdem ich nun mein Gewiſſen befreit und die Lage der Dinge dargelegt, müſſe ich mich gänzlich der höheren Entſcheidung überlaſſen, und wenn der Herr General mir befehle, zum Regimente zurückzukehren, ſo würde die nächſte Viertelſtunde mich nicht mehr hier finden; was aber dann aus dem Kranken werden möge, das wolle ich nicht verantworten.

Ich will nicht läugnen, daß der Eifer dieſer Rede, wiewohl vor allem ein gutes Gewiſſen ſie ſtärkte, doch zum Theil auch durch das Gefühl der wirklich beängſtigenden Lage geweckt wurde, in die ich mich gedrängt ſah. Ich fühlte, daß ich Urſache hatte, hier alle Kraft aufzubieten, um die unglücklichſte Niederlage abzuwenden. Wir gingen vor dem Hauſe, und ſtanden auf Augenblicke ſtill, während welcher der General mich

mit durchforschenden Augen prüfte. Der treffliche Mann erkannte bald, daß hier ganz außergewöhnliche Umstände walteten, und erwog die mannigfachen Momente mit rascher Umsicht. Das Ergebniß war, daß er meinen Eifer und meine Hingebung rühmte, mein Verbleiben bei dem Kranken für unerläßlich erklärte, auch keineswegs mir die Hände binden wollte, so zu verfahren, wie ich es vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen konnte, nur gab er mir wiederholt zu bedenken, daß ein schlimmer Ausgang mir die Rechtfertigung vor den Menschen fast unmöglich machen würde! — Mit bestürmtem Innern kehrte ich zu meinem Kranken zurück, der inzwischen unruhig nach mir verlangt hatte. Mein Entschluß wankte nicht, und ich gab die schon bereitgehaltene Arznei. Mich konnte nicht stören, daß auch noch der Kommandirende, Graf von Sommariva, mich zu sich auf das Schloß beschied, und auf den empfangenen, wiewohl vortheilhaften Bericht des Generals von Wacquant mir doch dessen Warnungen nochmals einschärfen wollte. Die ganze Nacht und den folgenden Tag und abermals die ganze Nacht hindurch ließ ich regelmäßig Dosis auf Dosis folgen, unter größter Anspannung des Körpers wie des Gemüthes, es war ein Kampf auf Leben und Tod. Endlich erfolgte die Krisis, die Krankheit war überwunden, die glücklichste Herstellung in Aussicht. Aber nun galt es doppelte Sorgfalt, um alle schädlichen Einflüsse abzuwehren, nicht nur solche, die der Zufall und der sehr eigenwillige Kranke selbst herbeiführen konnte, sondern auch die einer blinden ärztlichen Behandlung, welche den unerwarteten Erfolg als ihr Verdienst ansprechen wollte. Eine Veränderung, welche in der Stellung der Truppen verging, entfernte glücklicherweise den Oberstabsarzt, und nur ein wackerer Oberarzt, Dr. Maschka — wenn ich mich recht erinnere, vom Regimente Erzherzog Rainer — beaufsichtigte die weitere Genesung.

Dieſe ſchritt jedoch überaus langſam vor; wir waren im tiefſten, unfreundlichſten Herbſt, die Wohnung eng und ſchlecht, es fehlte an allen Unterſtützungen; auch die Generale hatten Szered verlaſſen, und ihre Theilnahme und Autorität mußten wir in ſo manchen Fällen ſehr vermiſſen. Wir hatten Quartier bei einem katholiſchen Pfarrer, der nebſt einer Schweſter, die ihm ſein Hausweſen führte, nur unmuthig die aufgebürdete Laſt ertrugen, und jede kleinſte Gefälligkeit verſagten. Der Name Ketzer zeigte genug, was man von uns hielt. Glücklicherweiſe befand ſich außer der Dienerſchaft des Oberſten noch ein Korporal als Ordonnanz bei uns, der unter dieſen Umſtänden uns zur größten Hülfe wurde. Er hieß Buſch, und war von Köln am Rhein gebürtig, alſo eine Art Landsmann von mir und dem Oberſten. „Laßt mich nur machen!“ rief er, „ich bin aus einem erzkatholiſchen Ort, ich will gut kölniſch mit den Leuten reden; mögen ſie uns die Hölle heiß machen, aber nur auch das Feuer im Ofen und auf dem Heerd nicht ſparen!“ Wie er es angefangen, bleibe dahingeſtellt, genug er ſetzte ſich bei dem Bruder in Anſehn und bei der Schweſter in Gunſt, ſchaltete in der Küche nach Belieben, ſorgte für gute, reinliche Brühen, und uns Allen kam ſeine Bemühung zu ſtatten. Das Eine hatte er ſich ausgebeten, daß er ſich für einen Feldwebel ausgeben dürfte, denn als Korporal würde er kein Glück machen; die Scheinerhebung wurde gern erlaubt, und dem durchtriebenen, in Liſten und Anſchlägen gewandten Mann gelang es in kurzer Zeit, den Schein zur Wahrheit umzuwandeln, er führte, als er zum Regimente zurückkehrte, anſtatt des Haſelſtocks wirklich das ſpaniſche Rohr. —

Wie die Kräfte des Oberſten nur etwas zunahmen, wuchs auch ſeine Ungeduld und die Schwierigkeit ihn zu behandeln. Er verlangte die Regimentsgeſchäfte zu führen, wollte den Stand

der politischen Angelegenheiten wissen, ereiferte sich über die Unkunde, in der wir lebten, äußerte den größten Mißmuth, und begehrte aus der Enge in die große Welt hinaus. Da der Frieden nicht zu bezweifeln war, so dachte er den Dienst auf eine Weile zu lassen, nach Pisa zu reisen, und in den dortigen Bädern sich von Wunden und Krankheit zu erholen, so wie des Unglücks der Zeit zu vergessen. Ich sollte ihn auf dieser Reise begleiten, und mußte vorläufig den Plan, der ihn schmeichelhaft beschäftigte, seinen Angehörigen mittheilen, besonders auch seiner Schwester, der Fürstin von Solms-Lich, die er zur Mitreise zu bereden wünschte. Das Regiment lag noch immer in Wagha, in dem traurigen Orte durch die Entfernung des geliebten Obersten völlig verwaist; täglich kamen Offiziere trotz Wegen und Witterung herüber geritten, um von seinem Ergehen zu hören, und als man ihm davon sagte, wollte er sie sprechen, forderte die Stabsoffiziere zu sich, und warf sich in ein Gewirr von Sorgen und Anliegen, das weit über sein Vermögen ging. Diese Aufregung der Nerven wurde bedenklich, es konnte ein Rückfall Statt finden, den zu verhüten wir alles aufboten. Sowohl die Stellung als die Gemüthsart des Kranken erforderten hiebei die zartesten Rücksichten, und es fügte sich von selbst, daß die Last der Dinge hauptsächlich auf mich fiel, sei es, daß eine Weigerung gegen ihn durchzusetzen, oder eine Thätigkeit in seinem Namen auszuführen war. Seine Dankbarkeit für mich erwies sich vorzüglich in dem gränzenlosen Zutrauen, das er mir nun schenkte, und nicht nur in Sachen, in denen ich dasselbe rechtfertigen konnte, sondern auch in Beziehungen, wo dies unmöglich war. Seinem Urtheil und seiner Willensmeinung kennt' ich wohl schriftliche Gestalt geben, und allenfalls auch die eigne Meinung dabei geltend machen, allein, wenn er die Hebersiedenden geradezu an mich verwies, und

ihnen ſagte, ſie ſollten nur nach meinem Ermeſſen thun, ſo mußte dieſe Ungehörigkeit mich in die größte Verlegenheit bringen und den verdrießlichſten Verwicklungen ausſetzen.

Mein Verhältniß zu dem Oberſten war im Regimente bald bekannt, und zog mir mancherlei Anſprachen und Geſuche zu, die nicht immer ohne Schwierigkeit abzuweiſen waren. Sogar Stabsoffiziere ließen ſich herab, den Herrn Fähndrich zu bitten, daß er ihren Wünſchen forderlich ſein möchte. Abläugnen konnte dieſer ſeinen Einfluß nicht, denn der Oberſt ſelber ſagte immerfort: „Sprechen Sie nur mit dem Herrn Fähndrich.“ War mir aufgetragen, ein günſtiges Zeugniß oder Empfehlungsſchreiben auszufertigen, wie öfters vorkam, ſo ließen freilich die Ausdrücke und Wendungen ſich leicht von der Art finden, daß die Empfänger wohl befriedigt waren, und nie etwas Geſchickteres geſehen zu haben betheuerten, wobei die ganze Zierlichkeit und Kraft bisweilen nur auf einem gutangebrachten „ſowohl — als auch“ beruhten. Allein es kamen auch Geſuche, die ich dem Oberſten zur Unterſchrift nicht vorlegen wollte, ſondern auf die Zeit ſeiner völligen Herſtellung verwies. In den Tagen, wo ſein Zuſtand die größte Ruhe forderte, kamen die Hauptleute von Marais und von Pirner zu mir, in Auftrag des Oberſtlieutenants von Liezenmayer und Namens aller Offiziere, um mir vorzuſtellen, es ſei zuverläſſige Nachricht eingegangen, daß in Ausſicht des nicht mehr zweifelhaften Friedens binnen wenigen Tagen ein höchſter Befehl alles Avancement einſtellen werde, da ſei es dringend nöthig, für dieſen Fall die noch vorhandenen Lücken unverweilt auszufüllen, der Oberſt würde außer ſich ſein, wenn er ſpäterhin ſähe, daß dies verſäumt worden, von ihm aber müſſe die Sache ausgehen, ſeine Unterſchrift ſei durch keine andre zu erſetzen, nun ſeien zwei Lieutenantsſtellen im Regimente offen, und zwei Fähndriche könnten noch das

Glück dieser Beförderung genießen, der eine sei von Rechtswegen der dienstälteste Fähndrich, ein tapfrer Soldat, eben erst von seiner bei Znaym empfangenen Wunde genesen, der andre möchte ich selber sein, an dem zwar nicht die Reihe stehe, der aber in Betracht der ebenfalls erlittenen Verwundung diese Auszeichnung wohl verdiene. Ich fragte, was der nächstfolgende Fähndrich, dem ich mich vorschieben sollte, für ein Mann sei? „O ein tuchtiger, ehrenhafter Krieger, dem alles Gute zu gönnen ist! Aber leider zwei Stellen sind nur offen!“ Ich ließ mir die schon bereitgehaltenen Papiere geben, füllte die leergelassenen Namenlucken aus, und ging zu dem Obersten hinein, den ich mit dem Zwecke bekannt machte und um seine möglichst feste und deutliche Unterschrift bat. Als ich wieder hinauskam und den beiden Hauptleuten die nun vollzogenen Ernennungen übergab, sahen diese mit Erstaunen die Fähndriche Trinkwalter und Wolfzettel zu Lieutenants befördert. Sie umarmten mich voll Rührung. Ich versicherte sie, ich hätte nichts gethan, als mir das Recht bewahrt, kunftig unter den Offizieren freien und offnen Blickes zu erscheinen, denn wenn ich diese Umstände für mich zum Nachtheil eines braven und mehrberechtigten Kameraden benutzt hätte, so würde ich stets die Augen haben niederschlagen müssen. Das Regiment aber pries über die Maßen meine Selbstverläugnung, und alle Offiziere, ältere wie jüngere, bezeigten mir um so mehr Achtung und Wohlwollen. Ich hatte wirklich nur die unerläßlichste Pflicht und wahrhaftig ohne den geringsten Kampf erfullt; auch um höheren Preis hätte ich nicht anders handeln konnen, aber freilich galt meinem Sinn und Absehen ein solches Aufsteigen in den untersten Graden nicht als ein so großes Heil, wie es allerdings für diejenigen erscheinen mußte, deren ganzes Lebensziel innerhalb dieser Stufenfolge lag.

Unſer Aufenhalt wurde von Tag zu Tag unangenehmer, beſonders da die Truppen aus der Gegend mehr und mehr wegzogen, und auch an das Regiment in Wagha die Reihe kam; daſſelbe auf den langſamen Herbſt- und Wintermärſchen durch das Slowakenland und Mähren nach Böhmen zu führen, konnte der Oberſt ruhig dem bisherigen Kommandanten überlaſſen, weder Pflicht noch Ehrgeiz litten dabei, und zum Ueberfluß empfing er von obenher ſogar die freundliche Aufforderung, ſich demnächſt in Wien einzufinden, den Zeitpunkt aber, daß der Weg dahin frei würde, einſtweilen in Tyrnau abzuwarten. Wir benutzten den erſten etwas ſonnigen Tag, uns mit gehöriger Vorſicht in dieſe Stadt überzuſiedeln, wo wir leidliches Quartier und manche Hülfsmittel fanden, die uns nach der langen Entbehrung in Szered von großem Werthe waren. Es gab wieder Zeitungen zu leſen, einige Bücher, auf den Straßen zeigte ſich einiges ſtädtiſche Leben, die Kaufläden, die Handwerke lieferten manches, was der Augenblick wünſchenswerth machte. Unter andern fand ſich ein Schachſpiel, und der Oberſt freute ſich, mir darin überlegen zu ſein und ſich als mein Lehrmeiſter zu benehmen.

In Tyrnau, wo jetzt vielfacher Durchzug war, fehlte es nicht an Beſuchen; ich ſah hier den Oberſten von Oberndorf wieder, der mich in Wagram zuerſt an Bentheim gewieſen hatte, und mich nun beglückwünſchte, daß ein ſo gutes Verhältniß entſtanden ſei; der General Graf von Weißenwolf war eine willkommne Erſcheinung, er wußte ſeine Laune und ſoldatiſche Derbheit angenehm zu verbinden, und erzählte beißende Anekdoten mit großer Gelaſſenheit; auch der General von Wacquant fand ſich zu einem Beſuch ein, wobei er mich zwar beſondrer Aufmerkſamkeit würdigte, aber doch jede Anſpielung auf jenes frühere Begegniß vermied, gleichſam als grauſe ihm noch vor der

Gefahr, in der er mich damals ſchweben geſehen; ſein Beruf zur Diplomatie, in welcher ſeine Thätigkeit nicht weniger als im Kriege ſich hervorgethan, wurde in ſolchen Zügen auch bei geringen Anläſſen kenntlich. Mehr als alles erfreute mich das unerwartete Eintreten von Marwitz; er hatte mich abermals ausgeſpürt, und wünſchte mir Nachrichten aus Berlin mitzutheilen; jedes Geſpräch mit ihm war mir ein Reiz und ein Gewinn, jedoch mußt' ich diesmal einen großen Theil der Unterhaltung dem Oberſt überlaſſen, der an Marwitz das ausgezeichnetſte Wohlgefallen hatte, und auf ihm den vortheilhafteſten Eindruck machte. Die militairiſchen Ereigniſſe, die politiſchen Ausſichten wurden gründlich und geiſtreich beſprochen; inmitten der traurigſten Demüthigung, die der unglückliche, ſchmachvolle Frieden uns gebracht, während die Truppen mit geſenkten Fahnen in geſchwächter Zahl heimzogen, nach dem großten Länderverluſt, dem auch alles verräthige und noch zu erſchwingende Geld nachfolgen mußte, gab und empfing der ungeſchwächte Kriegsmuth ſchon wieder Handſchlag auf neue Waffenentſcheidung; nach vier Jahren, hieß es, werde Oeſterreich erholt ſein, und ſein Heer auf's neue in's Feld rücken; den Frieden könnten wir uns als Waffenſtillſtand gefallen laſſen. Auf welchen Umwegen ſich dieſe Vorherſagung erfüllen würde, das lag ungeahndet in Dunkelheit.

Auf des Oberſten dringende Einladung kam Marwitz noch ein zweitesmal nach Tyrnau. Es war eine neue Erhellung der im Grunde doch langweiligen Dämmerung, in der ich hinlebte. Als er eben zum Heimfahren in den Wagen ſteigen wollte, ereignete ſich das Glück, daß mir ein Brief eingehändigt wurde, ein Brief von Rahel, der erſte und einzige, ſeit meinem Weggehen von Berlin! Er war vom 8. Juli, und hatte vier Monate herumgeirrt, eh' er mich endlich in dieſem

Reſte hier traf! Ein ſolcher Augenblick iſt nicht zu ſchildern, und daß Marwitz ihn noch mitgenoß, mußte mir ihn auch in Rahel's Sinn erhöhen. Wir vertheilten die theuren Blätter, und laſen gleichzeitig. Denn mir fiel nicht ein, daß für Marwitz, den ich von gränzenloſer Verehrung für Rahel erfüllt ſah, etwas geheim zu ſein brauchte. Der Oberſt geſtand, unſre Ergriffenheit überſteige ſein Verſtehen, von ſolchem Verhältniſſe habe er bisher keinen Begriff gehabt, nun ſehe er wohl die Wirkung, aber das müſſe ein wunderbares Weſen ſein, dem wir vereint ſo anhingen. —

Auch den Oberſten traf noch in Tyrnau zuletzt eine Neuigkeit, die ihm Geiſt und Gemüth lebhaft anſprechen mußte. Die Offiziere des Regiments hatten einſtimmig beſchloſſen, für ihn den Thereſienorden zu fordern, und deßhalb dem Ordenskapitel, das zum Schluſſe des Feldzugs Statt finden ſollte, ihr Anſuchen eingereicht. Die Regel dieſes Ordens beſtimmt zwei Bedingungen, unter denen allein er angeſprochen werden kann, nämlich daß eine Waffenthat unbefohlen aus freiem Entſchluſſe ausgeführt worden, und daß ein erheblicher Vortheil dadurch entſtanden ſei. Beide Bedingungen waren erfüllt, ſowohl durch den gelungenen Angriff am Abend des 5. Juli, als durch den nicht minder furchtbaren am Abend des 6., bei welchem der Oberſt verwundet worden war. Seine Anſprüche wurden durch das Zeugniß des Regiments, durch das der höchſten Generale, und beſonders durch das gewichtige und höchſt günſtige des Erzherzogs Karl, auf das bündigſte begründet. Wenn man weiß, was der Thereſienorden im öſterreichiſchen Heere bedeutet, ſo begreift man wohl, daß dieſe Angelegenheit mit großer Spannung und eifrigſter Sorgfalt behandelt wurde. Es gab mancherlei zu erwägen, und viel zu ſchreiben; mir lag die Beſchäftigung mit dieſer Sache ſehr an, und ich freute mich ihrer

als wär' es meine eigne. Aber noch ein Offizier des Regiments, Hauptmann von Weitenfeld, hatte Ansprüche auf den Theresienorden, und auch ihm sucht' ich nach Kräften förderlich zu sein. Daß er am Abend des 5. Juli bei dem Anstürmen der Franzosen vor der Fronte des Regiments den Erzherzog Generalissimus aus der Mitte von vier Franzosen herausgehauen, dem einen, der eben abfeuern wollte, das Gewehr weggeschlagen, den andern, der nach den Zügeln des Pferdes griff, niedergestochen, und die beiden übrigen in die Flucht gejagt hatte, war bezeugte Thatsache; zweifelhaft konnte nur sein, wie hoch man den Werth dieses Heldenstücks anschlagen würde. Der Hauptmann selbst rechnete nicht sehr auf den Orden, aber um so sichrer auf ehrenvolle Anerkennung, die ihm auch gebührend zu Theil wurde.

Nachdem dies alles, so weit es jetzt geschehen konnte, in Ordnung und Bereitschaft gebracht war, kam endlich die längsterschnte Nachricht von dem Abzuge der Franzosen von Wien, wo noch zuletzt, ohne Fug und wie zum Hohn, auf Befehl Napoleons die Festungswerke gesprengt worden waren. Ergrimmt über solches Verfahren, aber doch froh, nur endlich die Hauptstadt frei zu wissen, beeilten wir die Abreise, und verließen Tyrnau und Ungarn, nach einem zweimonatlichen Aufenthalt, ohne sonderliches Bedauern. Gegen Ende des Novembers langten wir wohlbehalten in Wien an.

## II.

## Nach dem Wiener Frieden.

Wie ganz anders jetzt bot Wien ſich dem Anblick dar, als noch vor wenigen Monaten! Ich hatte die Stadt im Sonnenſchein verlaſſen, erfüllt und belebt von Glanz und Ueppigkeit, zwar des Feindes, aber eines Feindes, der zu gefallen ſuchte, aufgeregt in den Anſprüchen des Tages und geſpannt in Erwartung der nächſten Zukunft; jetzt, in Dunſt und Regen eingehüllt, entblößt des fremden Glanzes und der Wiederkehr des eignen noch ungewiß, nun entſchieden die gebrachten Opfer und erlangten Nachtheile überſchauend, gedemüthigt durch den Frieden, noch hart bedrängt und unſelig bedroht durch deſſen nächſte Folgen, — das waren in der That ſtarke Verdunkelungen des vorher ſo hellen Bildes! Die Augen wurden zumeiſt beleidigt durch den nach allen Seiten unvermeidlichen Anblick der Bollwerke, die zerriſſen und geſtürzt als mächtige Trümmer den Kern der Stadt umlagerten. In den bürgerlichen Verhältniſſen begann die Entwerthung des Papiergeldes, das aus den abgetretenen Ländern zurückſtrömte und immer tiefer ſank, als

ein neues Unheil fühlbar zu werden, und Sorge, Mißmuth und Widerwillen brachen aller Ecken und Enden hervor. Damit kein Uebel fehlte, suchte die Verstimmung auch den Gegensatz auszubeuten, der zwischen den Dagebliebenen und den Wiederkehrenden sich finden ließ; diese warfen jenen vor, mit dem Feinde zu freundlich gewesen zu sein, worauf die Erstern mit der Anklage antworteten, daß sie dem Feinde preisgegeben, daß überhaupt der Krieg so schlecht ausgefochten worden.

Gleich nach uns war der Kaiser Franz in Wien eingetroffen und hatte durch diese schnelle Wiederkehr die Einwohner freudigst überrascht und wirklich beglückt. Für einen Augenblick war alle Unzufriedenheit und Klage vergessen; man frohlockte, den geliebten Herrscher wiederzusehen; man drängte sich ihn zu sehen, ihm auf alle Weise zu bezeigen, wie er geliebt sei, wie sein treues Volk an ihm hänge. Im Burgtheater, wo er Abends in der Loge zuerst öffentlich erschien, jauchzte ihm unendlicher Jubel entgegen, das Beifallklatschen und Leberufen wollte gar nicht enden und die dankenden Grüße und Verbeugungen des Kaisers mußten seine Kräfte beinah erschöpfen. Ich war sehr nah, und seine schmächtigen, kummervollen Züge rührten mich tief; nur verwunderte mich die blitzartige Schnelligkeit, mit der sie vom Ernst in Freundlichkeit und von Freundlichkeit wieder in Ernst übersprangen, denn der Anlaß zu solchem Wechsel erneuerte sich immerfort. Man gab ein damals beliebtes Stück „Agnes Sorel", worin der Anspielungen auf einen bedrängten unglücklichen Fürsten genug vorkamen, die von den Zuschauern mit Leidenschaft aufgefaßt wurden und immer aufs neue einen Sturm der Begeisterung erregten. Niemand schien ein Arg dabei zu haben, daß die Vorgänge auf der Bühne mit dem Geschicke des Kaisers doch auch bittre Gegensätze lieferten und daß man ihm

ein Bild alles Deſſen vorhielt, was ihm nicht zu Theil geworden war. Drei Nächte hindurch war die Stadt freiwillig beleuchtet und neues Leben ſchien die Bürger zu beſeelen, mit dem Kaiſer war ihnen Muth und Zuverſicht wiedergekehrt. Doch jemehr die Liebe und Begeiſterung für den Kaiſer laut wurde, deſto bittrer äußerte ſich zugleich der Grimm und Haß gegen die Perſonen, welche, wie man behauptete, ſeiner guten und hoffnungsvollen Sache durch Unfähigkeit oder Verrath geſchadet hatten; in demſelben Maße, wie der Herr geprieſen, wurden ſeine Diener verwünſcht. Durch den langen Aufenthalt der Franzoſen war ein Geiſt des Widerſpruchs, des Tadels und Hohnes in dem Volk erregt worden, den man ihm früher ſo nicht gekannt hatte. Die Ehrerbietung vor den höchſten Namen war verſchwunden, der Unwillen achtete keiner Würden noch Formen, man konnte bedenklich wahrnehmen, was für gefährliche Elemente auch hier ſchon in der Menge hin und her wogten.

In dieſer Atmoſphäre, welche ſowohl die höchſten als die unterſten Kreiſe durchdrang, ſchien kein ſonderliches Behagen zu hoffen, und die ſonſtige Anziehungskraft des Wiener Lebens übte wenige Wirkung mehr. Auch mein Oberſt, von dem unfreundlichen Element widrig berührt, dachte nicht lange darin zu verweilen, ſondern nach Beſorgung der nothwendigſten Geſchäfte die Reiſe nach Italien alsbald anzutreten. Wir waren im Gaſthofe zum Erzherzog Karl eingekehrt, wo wir uns enge behelfen mußten, weil die beſten Zimmer noch von Franzoſen beſetzt waren, die mit den öſterreichiſchen Behörden noch allerlei abzuſchließen hatten. Die erſten Tage vergingen in trüber Zurückhaltung, denn wir mußten vor Allem abwarten, daß unſre bürgerliche Kleidung fertig würde, da die öſterreichiſchen Offiziere die Uniform nur im Dienſte zu tragen pflegten. Nun begannen wir unſre Beſuche zu machen, jeder die ſeinigen, manche auch zuſammen.

Die Häuser Arnstein, Pereira, Eskeles, fand ich offen und freundlich wie immer; allein die Art, wie in diesen Kreisen die herrschende Unzufriedenheit sich aussprach, konnte mir nicht gefallen und wurde mir oft peinlich. Besonders war Frau von Arnstein leidenschaftlich aufgeregt; ihren Haß gegen die Franzosen überbot noch der Haß gegen diejenigen Oesterreicher, denen sie die Schuld der unglücklichen Kriegführung und des noch unglücklichern Friedens beimaß; natürlich kamen hiebei Aeußerungen vor, die ruhig anzuhören mir nicht geziemte. Bei einem solchen Anlasse, der durch die Zahl und Art der Zeugen noch unangenehmer wurde, gab ich ihr, mit Berufung auf Worte von Goethe, eine Erwiederung, daß sie verstummte, worauf ich mich empfahl und nicht wieder hinging. Bei Frau von Eskeles war dergleichen Verlegenheit nicht zu fürchten, Alles war dort in gemäßigter Form, dagegen hatte die Unterhaltung viel von ihrem früheren Reiz eingebüßt; die lebhaften Franzosen, die ich dort früher gesehen, waren durch Niemand ersetzt, am wenigsten durch Bartholdy, der in diesen Kreisen nun eine Hauptperson war und in seinem eitlen Ehrgeiz oft die wunderlichsten Ansprüche machte; daß er Geist und Kenntnisse hatte, war ihm von allen Seiten zugestanden, daß er aber bei seiner Häßlichkeit ein Liebling der Damen sei und an Verschwendung, Sittenfreiheit und Weltton den glänzendsten Kavalieren gleichstehe, wollte man nicht gelten lassen; auch das politische Ansehn, welches er sich zu geben strebte, hatte keinen Grund und Halt mehr, die öffentlichen Angelegenheiten wurden nun in enger Häuslichkeit abgethan, wo für fremden Diensteifer kein Raum blieb.

Frau von Schlegel, die ich aufsuchte, lebte bald wieder mit ihrem Manne vereint, der aus Ungarn etwas später eintraf; auch sie hielten sich in bescheidener Stille, weil ihnen der

Umgang in jenen Häuſern, mit denen ſie doch nahe Verbindung hatten, wenig behagen konnte. Zwar regte ſich in Friedrich von Schlegel die Tadelſucht heftig und er mochte in manchen Urtheilen die Strenge der Frau von Arnſtein noch überbieten, aber in ſeinen Aeußerungen beobachtete er die größte Vorſicht, denn ungeachtet er ſchon damals ſeine eignen Wege im Auge hatte und dem Gange der öſterreichiſchen Sachen oft gar nicht zuſtimmte, ſo ſchloß er ſich doch möglichſt an die Staatsbehörde an und ſuchte den Maßregeln derſelben eine gute Seite abzugewinnen, die ſich loben ließe. Anfangs hatte er viele Offenheit für mich und verhehlte ſeine tieferen Gedanken weniger; als er aber bemerkte, daß ich grade in dieſen von ihm abwich, wollte er auch ſeine Tagesmeinungen nicht mehr bloß geben und verhielt ſich ſchweigend, wenn ich, unbefangen und rückſichtslos, frei herausſagte, was mir in den Sinn kam. Seinen Geiſt und ſeine edlern Geiſteswerke, ſeine Gedichte, Fragmente, kritiſche Forſchungen verehrte ich mit treuem Eifer, der ihm auch in der Oede, die ihn damals umgab, doppelt wohlgefällig ſein mußte, denn er geſtand, daß kein eigentlicher Wiener das Geringſte von ihm wiſſe, oder höchſtens ihn mit ſeinem Bruder verwechsle, der das Jahr vorher als Begleiter der Frau von Stael dort einigermaßen bekannt geworden war; in Ungarn aber ſei ihm widerfahren, daß man wohl von ihm gewußt, doch nur als von dem Verfaſſer der Lucinde, und daher gezweifelt habe, ob man ihn bei Damen einführen könne! Dieſen berüchtigten Roman und das ſinnliche Treiben, das ihm zu Grunde liegt, wollte er damals noch keineswegs preisgeben, wie er ſpäterhin zu thun doch gezwungen war, indem ſowohl er ſelbſt als auch die Forderung der Welt ſich in entgegengeſetzter Richtung ſteigerten. Nicht in eben ſolchen Ehren, wie ihn, konnt' ich ſeinen Bruder Auguſt

Wilhelm halten, obschon ich bekennen mußte, daß dessen Meisterschaft und Eleganz der Formen von jeher wie ein Zauber auf mich gewirkt habe; es half nichts, daß in dieser Zeit aus Egypt ein Brief von ihm eintraf, der mich und meine Freunde wegen des Doppelromans ungemein lobte, ich verspottete die Vornehmheit und Beschützerart, die aus seinem Briefe sprachen, und gewann mir dadurch auch bei Friedrich keinen Dank, der wohl selbst über den Bruder sich gern lustig machte, aber dies doch höchst ungern von Andern sah.

Der preußische Gesandte Graf Karl von Finckenstein, dessen Bekanntschaft ich nicht entgehen konnte, denn er hatte in Ungarn, von Berlin her angeregt, sich eifrig nach mir umgethan, war mir in mehrfacher Hinsicht merkwürdig. Wohlwollend, fein, mit Ansprüchen auf höhere Bildung, eifrig und sogar nachdrücklich in seiner Aeußerungsart, gab er dem prüfenden Blicke doch im Ganzen nur ein Bild gutmüthiger Schwäche; im Sittlichen, im Aesthetischen mochte er mit seinen angenehmen Eigenschaften noch leidlich auskommen, im Diplomatischen dagegen, wo sie noch am ehsten sich verbergen zu können schien, war seine Schwäche ganz offenbar. In Zeiten der mächtigsten Krisen war er unbedeutender geblieben, als es einem Gesandten Preußens, selbst damals in der freilich ungünstigsten Lage seines Landes, erlaubt sein konnte. Er hatte das Gefühl seines Mißgeschicks, und allerdings trat ihm dieses bei jedem Schritte deutlich genug entgegen; er stand wie außerhalb des diplomatischen Verkehrs, erfuhr kaum die nothdürftigsten Neuigkeiten, suchte in Bartholdy's Betriebsamkeit Rath und gab sich dadurch nur noch mehr bloß. Früher war ihm einiger düstre Franzosenhaß noch günstig angerechnet worden, jetzt durfte dieser nicht zu sehr vertreten, denn grade die diplomatischen Formen hatten die Aufgabe, in diesem Betreff den Schein freundschaftlicher

Verhältniſſe zu liefern. Von meinen Verbindungen in Berlin unterrichtet und dadurch ſich mir näher fühlend, faßte er Vertrauen zu mir, klagte über ſeine Lage, wünſchte ſich zurückziehen zu können, hielt dies aber doch in keinem Betracht für möglich. Der Einblick in dieſen liebenswürdigen, doch ſchwachen und für ein kräftiges Staatswirken ganz ungeeigneten Charakter machte mir Vieles begreiflich, was ich früher von ihm gehört hatte, und ich empfand eine aufrichtige Theilnahme für den Mann, der bei mäßigen Lebensaufgaben ganz erfolgreich und glücklich hätte ſein können, durch den Zufall aber an zu große war gewieſen worden. Zum Ueberfluß hatte er noch eine Geliebte, die ihn plagte und deren Gewalt er ſich nicht zu entziehen wußte. Unter allen dieſen Umſtänden mußte meine Theilnahme denn freilich eine unfruchtbare bleiben! —

Bentheim, der mich in ſeine Kreiſe einführen wollte, verſäumte nicht, ſeinen Freunden mich auf das günſtigſte vorzuſtellen, und mir wurde faſt überall die beſte Aufnahme. Bei den Fürſten Moritz und Aloys von Liechtenſtein wurden vorzugsweiſe militäriſche Gegenſtände beſprochen, die letzten Kriegsereigniſſe führten auf die früheren Feldzüge zurück, und ſelbſt Plane für künftige wagten ſich hervor, denn der Friedensſchluß hatte die Geſinnungen nicht verſöhnt und in der Bruſt der Tapfern den Muth nicht gedämpft, der mit dem Feinde ſich bald wieder zu meſſen hoffte; man ſprach mit Verachtung von den Wenigen, die ſich zu Gunſten einer wirklichen Befreundung mit Napoleon äußerten, und ſchonte dabei die nächſten Angehörigen nicht; ſelbſt dem alten Fürſten Johannes von Liechtenſtein, deſſen Tapferkeit und Seelenſtärke allgemein geprieſen wurden, nahm man es hier übel, daß er zu Herbeiführung des Friedens allzu eifrig mitgewirkt. Neben der militäriſchen Gradheit und Raubigkeit dieſer trefflichen Männer bewegte ſich

das anmuthigſchöne Walten der Fürſtin Leopoldine, der durch Schönheit und Bildung ausgezeichneten Gattin des Fürſten Moritz, in freier Würde und Heiterkeit.

Ein glänzender Mittelpunkt für das geſellige Leben war der Graf Ferdinand Palffy, wo Theater, Kunſt, Laune und Vergnügen und insbeſondere auch hohes Spiel den politiſchen Antheil ganz in den Hintergrund drängten. Doch hatte dieſer Mann auf die letzten Verhandlungen einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt, denn die Kaiſerin ſchätzte ſeinen hellen Verſtand und vernahm gern ſeine Anſichten; er war auf dieſe Art ein ſtarker Stützpunkt der Kriegspartei geweſen und nur ſpät erſt von der Nothwendigkeit des Friedens überzeugt worden. Aber von dieſen Sachen war nun bei ihm keine Rede mehr, wenige Eingeweihte wußten um ſeine Betheiligung, und er ſelbſt war der erſte ſie zu vergeſſen. Man mußte doch wohl eine edle Stärke und geiſtige Freiheit in ſolcher Sinnesart anerkennen, welche ſich den wichtigſten Aufgaben eben ſo leicht entzieht als widmet, und in beiden Fällen kaum davon ſpricht. Sein Glück im Spiel, ſeine Theaterführung, ſeine pracht- und geſchmackvolle Eleganz lagen ihm jetzt mehr an, als der politiſche Ehrgeiz, der ohnehin jetzt auch der eifrigſten Arbeit nur kurze Früchte verheißen konnte.

Bald war auch das Haus des venezianiſchen Grafen Zenizeo wiedereröffnet, wo ſich eine auserleſene vornehme Welt einfand, die regelmäßig am großen Spiel hier Theil nahm; bedeutend waren die Summen, die jeden Abend hier umgeſetzt wurden und deren Verluſt bisweilen in die Lebensverhältniſſe erſchütternd eingriff; da mir das müſſige Zuſchauen nur langweilig war, und neben der Geſelligkeit des Spiels keine andre recht aufkommen konnte, ſo hatte das Haus für mich keinen Reiz, und wenn ich den Oberſten Abends dorthin begleitete, kehrte ich am liebſten ſchon vor der Thüre um.

Dagegen fand ich Behagen und Annehmlichkeit jeder Art in dem Kreiſe, der ſich um die Gräfin Eleonore von Fuchs, geborne Gräfin von Gallenberg, vereinigte. Sie war weniger ſchön als lieblich, reizend und fein, ſie hatte nicht eben hervorſtechenden Geiſt noch irgend ſolche Talente, aber die anmuthigſte Laune, eine ſanfte Munterkeit voll kleiner Blitze, die natürlichſte, offenſte Freundlichkeit, bemüht und ſorglos zugleich, mit Einem Wort ein hinreißendes Benehmen, dem Männer und Frauen gleicherweiſe huldigten. Von denen, die ſich ihr angehörig bekannten, wurde ſie „die Königin" genannt, ihre Unterthanen freuten ſich der Ausbreitung ihres Reichs, und lebten in größter Eintracht mit einander. Bentheim, der Graf von Wallmoden und Graf von Neipperg, der Prinz Philipp von Heſſen-Homburg, der Graf Nugent, eben ſo die Prinzeſſinnen von Kurland, beſonders die jüngere, Herzogin von Acerenza, ferner eine Stiftsdame Gräfin Chriſtine von Kinsky, häßlich, aber überaus klug, in höchſtem Grade lebhaft und aufregend, und noch andre Damen hohen Ranges und Anſehens, waren hier ganz heimiſch. Der Fürſt Paul Eſterhazy, die Fürſten Moritz und Wenzel von Liechtenſtein, der Niederländer Boreel, der Engländer King, der Major Graf von Neſſelrode, und Andre beſchloſſen hier die meiſten ihrer Abende. Auch den Grafen von Cavriany, der mir im Lager von Wagram nützlich geweſen war, ſah ich hier wieder, wo ſeine heitern Einfälle viel zur Unterhaltung beitrugen. Man bedauerte die Abweſenheit von Gentz, der aus Ungarn gleich nach Prag gereiſt war, des Freiherrn von Tettenborn, des Fürſten von Windiſchgrätz, und Anderer, die ebenfalls dieſem Kreiſe angehörten. Dieſe Geſellſchaft, aus den glänzendſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, hatte durchaus nichts von dem Zwange der großen Welt, dagegen alle Bildung und Freiheit derſelben; Geſchmack und

Feinheit waren hier ein gemeinsames Element, in welchem jeder sich bewegte und seine Eigenheiten spielen ließ; von Schein und Ansprüchen konnte nicht die Rede sein, sie ordneten sich von selbst dem Wirklichen unter, was jeder war und leistete. Im besten Sinne durfte diese Gesellschaft die gute heißen, und ich habe selten genug andre gefunden, die ich ihr hätte gleichstellen können. Zwischen muntre Scherze und leichten Austausch unwichtigster Kleinigkeiten drängte sich die Erörterung großer Geschichtsmomente, der Ausdruck tiefer Empfindungen für Vaterland und Freiheit, denn beide Begriffe waren auch damals eng verknüpft, wenn schon der Inhalt des letztern etwas beschränkter gefaßt wurde, als späterhin, so war doch die Vorstellung des erstern groß und weit, denn man dachte nicht Oesterreich allein, sondern immer auch Deutschland, und nahm die Sache des einen für die des andern. Oft betrachtete ich mir im Stillen wie diese Vornehmsten und Ersten des Landes hier zusammensaßen, unparteiisch und vorurtheilslos die Gebrechen der öffentlichen Zustände aufdeckten, deren Abhülfe und Heilung besprachen, und in Ermanglung solcher Möglichkeit wenigstens Muth und Hoffnung in sich aufrecht erhielten; sie schienen dann ihrer Titel und Würden völlig zu vergessen, und nur edle Krieger zu sein; sie dünkten mich von bürgerlichen Verschwörern, wie ich sie im nördlichen Deutschland kannte, durch nichts verschieden. Den Prinzen von Hessen-Homburg hört' ich einst mit so eindringender Biederkeit über die deutschen Zustände reden, daß er mir das innerste Herz rührte, eben so den Grafen von Wallmoden, und einst auch den Fürsten Paul von Esterhazy, wovon diese Männer vielleicht keine Erinnerung mehr haben, mir aber blieb es eingeprägt. Sie erkannten die Nothwendigkeit an, daß das gesammte Volksleben neue Gestalt gewinne, daß der Einzelne darin aufgehe, und scheinsamen Auszeichnun-

gen entſage, um wirkliche zu gewinnen und durch dieſe zu gelten. So glücklich wirkt auf edle Gemüther Noth und Drangſal; es waren vom Schickſal hart Getroffene, in ihrem Stolz Gekränkte, auf Selbſtverläugnung Angewieſene, die ſo zuſammenfaßen. —

Uebrigens darf ich dergleichen Richtung keineswegs für die allgemeine ausgeben. Die große Menge, vornehm und gering, trachtete nur alles Ueberſtandene zu vergeſſen und ſo ſchnell als möglich wieder in alten Gewohnheiten und Genüſſen zu leben. Kaum vier Wochen waren vergangen, ſo gewährte Wien ſchon wieder den Anblick einer belebten, volkreichen, üppigen Stadt, die bürgerliche Thätigkeit, die Luſtbarkeiten des Volks, die Geſellſchaften der Vornehmen, alles nahm einen neuen Schwung. Fünf Theater waren jeden Abend gefüllt. Man verſprach ſich eine herrliche Faſchingszeit. Die Nachwehen des Kriegs ſuchte man zu verſchmerzen, den Verluſten, welche das Papiergeld verurſachte, ſtanden andrerſeits ungeheure Gewinnſte gegenüber; es war auch hier ſichtbar, daß öffentliches Unheil nicht alle Schultern belaſtet, daß mancher Einzelne nicht nur frei ausgeht, ſondern auch unverhoffte Vortheile zieht; die Reichſten und Begütertſten des Landes wurden perſönlich ihre Einbußen oft kaum gewahr, die Größe ihrer Mittel bot ihnen immer noch im Ueberfluß alle gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens. Wollte dem ſtrengern Sinne, der die traurigen Ereigniſſe und die allgemeine politiſche Lage nicht vergeſſen konnte, dieſes eilige Zurückſinken in Weichheit und Ueppigkeit, in den Wirbel alltäglicher Vergnügung und Langeweile, nur widerwärtig und verächtlich dünken, ſo mußte ein billiger Betrachter doch zugeſtehen, daß in dieſem Leichtſinn auch ein Selbſtgefühl verborgen lag, welches mit Muth und Trotz nicht ohne Verbindung iſt. Wohlleben und Fröhlichkeit kleiden das Wiener

Volk auch ganz besonders gut, ihm scheint vor andern ein Recht darauf gegeben, dessen Ausübung mit so viel Anmuth verbunden ist, daß alles Anstößige dabei verschwindet. Unmerklich wird auch der widerstrebendste Sinn etwas hingezogen, der Luft, die man athmet, muß man einige Einwirkung schon gestatten.

In unserm Kreise der „Königin" hatten sich allerlei gesellschaftliche Talente aufgethan; die Musik in allen ihren Zweigen, von der meisterhaften Ausführung Beethoven'scher Sonaten bis zum volksmäßigen Vortrag tyrolischer und steiermärkischer Lieder, lieferte die reichsten Gaben; eben so wenig fehlte es an zeichnenden Talenten, launige Szenen und Einfälle, Bildnisse, Landschaften, bereicherten die Albums, die in allen Formaten auf den Tischen umherlagen; ein Gemisch von Bildung und Natürlichkeit, wie man es nur in Oesterreich findet, lieferte die artigsten Erzählungen, Scherze des Nachahmens, den verzeihlichsten Muthwillen; nur eine Art der Unterhaltung, die im nördlichen Deutschland bis zur Plage sich aufdringt, und die auch fast immer das Zeichen eines nothdürftigen Zustandes ist, das eigentliche Vorlesen, fand keinen Raum, und mir war das sehr recht, wenn schon meine Stimme und Sprache, bei gelegentlichem Lesen irgend eines Gedichts oder Aufsatzes aus dem Hormayr'schen Archiv über die Maßen gerühmt wurden. Dagegen machte mein Ausschneiden entschiednes Glück, und ich war bald genöthigt, mich nach einer neuen guten Scheere umzusehen, welcher geringe Umstand mir sehr bedeutend werden und meinem Aufenthalt eine ganz neue Wendung geben sollte.

Ich hatte nach dem besten Stahlarbeiter gefragt, und war in den Laden des Herrn Turiet auf dem Graben gewiesen worden. Hier fand ich in der That die köstlichsten Arbeiten aller Art, und auch vortreffliche Scheeren, ganz wie ich ihrer

bedurfte, nur daß an den Spitzen noch eine Kleinigkeit fehlte, auf die es doch besonders ankam. Um den Mann zu bestimmen, auf diese Kleinigkeit den erforderlichen Fleiß zu verwenden, machte ich ihm den Zweck derselben in einer Probe meines Ausschneidens anschaulich. Herr Turiet lächelte wohlgefällig und versicherte, er wolle das Begehrte sorgsam anfertigen. Was es doch für hübsche Talente gebe! — so fügte er hinzu, — so habe er eben auch ein ganz gewöhnliches Werkzeug unter Händen, für das ihm aber ungewöhnliche Genauigkeit anempfohlen sei, eine Maultrommel nämlich, und gewiß, der Herr der sie bestellt, wisse ihr wahre Zaubertöne zu entlocken. Mir schlug das Herz, ich dachte gleich an Justinus Kerner und an die Möglichkeit seines Hierseins. Die Antworten auf meine raschen Fragen bestärkten nur meinen Verdacht; Namen und Wohnung des Bestellers waren zwar unbekannt, aber er mußte ja wiederkommen, und dann sollten nähere Angaben gefordert werden. Noch desselben Tages kehrte ich in den Laden zurück; es war richtig, Doktor Kerner hatte die Maultrommel abgeholt, und auf Befragen, wo und wann er zu treffen sei, eine Abendstunde im nahen Kaffeehause angegeben; er dachte nicht an mich, er meinte, irgend ein Landsmann aus Schwaben möchte seine Spur entdeckt haben. Ich traf ihn am bestimmten Ort, er saß gleichgültig da, das Geräusch und Gewühl um ihn her schien er nicht zu bemerken, er sah mißtrauisch vor sich hin, — da fällt sein Blick auf mich, er springt heftig auf, schreit meinen Namen, und liegt in meinen Armen. Ich wußte nichts von seinen Begegnissen, und fragte, wieso er in Wien sei? Seine Geschichte war kürzlich diese: er hatte nicht lange nach mir Tübingen verlassen, seinen Bruder in Hamburg besucht, wo er mich wiederzufinden dachte, und als er mich schon abgereist fand, war er mir nach Berlin nachgefolgt, wo er mit Cha-

miſſo ein paar Tage verkehrte, wie in deſſen Briefen zu leſen iſt; darauf, um als junger Arzt die Hoſpitäler zu beſuchen, war er nach Wien gekommen, und hatte hier einen zweiten Bruder beſucht, der als Oberſt bei den Würtembergern ſtand, und erſt ſpat den Ruckmarſch angetreten hatte; von dem Regimente Vogelſang war ihm bekannt, daß es nach den Schlachten ven Wagram und Znaym nach Ungarn gezogen war, und nun durch Mähren nach Böhmen heimkehrte, mich glaubte er unzweifelhaft bei dem Regiment, und hätte nie gedacht, daß er mich in Wien finden könnte. Aber auch ich hatte ihn hier nicht vermuthen konnen; ich war ohne alle Nachrichten aus Hamburg und Berlin; hatte man mir geſchrieben, ſo waren die Briefe in die Irre gegangen, anſtatt von Kerner durch die Freunde zu beren, empfing ich jetzt durch ihn die neueſte Kunde von ihnen. Nachdem wir haſtig alles ausgetauſcht, überließen wir uns ganz der Freude des Augenblicks, und prieſen den Himmel, daß wir uns ſo glücklich gefunden, auch den Umſtand, daß dies Finden durch unſre kleinen Talente vermittelt worden, und ohne dieſe Vermittlung ſchwerlich geſchehen wäre.

Ich brachte Kerner'n ſogleich mit Bentheim zuſammen, der ihn zuvorkommend aufnahm, und es ganz natürlich fand, daß ich nun meine Zeit vorzugsweiſe dem unverhofft gefundnen Freunde widmete. Zwar den Morgen und einen Theil des Nachmittags hatte Kerner auf ſeine mediziniſchen Zwecke zu verwenden, aber die Abende waren wir größtentheils zuſammen. Er hatte mir beſonders von Hamburg viel zu erzählen, von dem genialen Bruder, deſſen ſehr ausgezeichneter Frau, von Reinhold, dem Herzensfreunde ſeines Bruders, und auch von meiner Schweſter, die er mehrmals geſehen hatte. Er hatte als der ſchlichte Naturſohn und zwar kluge aber noch nicht gewitzigte Schwabe, der er war, unter den Anſpruchen der Ge-

ſellſchaft einen harten Stand, und vertraute mir wahrhaft Rouſſeau'ſche Leiden, die über ihn gekommen, wobei beſonders auf Reinhold mancher Tadel fiel. Als einen Karakterzug von ihm muß ich mittheilen, daß er mir vorhielt, ich hätte von Tübingen über ihn ungünſtig an Reinhold geſchrieben, und mein Bild ſeiner ſogenannten Unarten und Fehler ſei oft gebraucht worden, ihn zu beſchämen und zu beſtrafen, das habe ihm unbeſchreiblich wehe gethan; indem er dies aber ſagte, blickte er mich mit den liebevollſten Augen an, und hegte nicht den geringſten Groll, noch wollte er mich eines Unrechts anklagen, ſondern nur ſeinen Schmerz mir erzählen. So war ſein ganzes Weſen, harmlos und liebenswürdig, und auch ſein ſatiriſches Talent hatte nie die Abſicht zu verletzen, wenn auch die Gewalt des Komiſchen ihn bisweilen weiter fortriß, wie in ſeinen Reiſeſchatten, die zwei Jahre ſpäter gedruckt wurden, aber damals ſchon größtentheils fertig waren. Das Leſen und Beſprechen dieſes wunderlichen Erzeugniſſes, das ſeiner poetiſchen Ader wie von ſelbſt entquollen war, gewährte uns viel Vergnügen. Er hatte mir aber auch Anliegen des Herzens zu vertrauen, die ſchon in Tübingen angeſponnen, mir dort aber unbekannt geblieben waren, und die auf ſeiner Reiſe zu tiefrührender Geſtalt ſich entwickelt hatten. Mich ergriff ſeine Mittheilung ſehr, es war der Stoff einer tragiſchen Idylle, der Reiz der ſchönſten Unſchuld darin, und ich war drauf und dran, das ganze poetiſch zu verarbeiten. Der Himmel aber führte die Sache beſſer zum Ziele, und ließ anſtatt einer vielleicht erfolgloſen Dichtung eine glückliche Wirklichkeit daraus entſtehen.

Für unſer Zuſammenſein fehlte uns ſeltſamerweiſe ein paarmal der Ort, denn Kerner's Wohnung war entlegen und kein tauglicher Aufenthalt, mein Zimmer im Gaſthof aber hatte un-

bequeme Nachbarn, die jedes unſrer Worte hören mußten. Wir nahmen unſre Zuflucht zum Theater, wo wir behagliche Plätze fanden, und in den Zwiſchenakten noch immer genug plaudern konnten. Durch den Stand des Papiergeldes war der Eintritt überaus billig und überſtieg unſre Kräfte nicht, da wir — ich wenigſtens zum Theil — Silbergeld bezogen. Wir fanden Geſchmack an der Unterhaltung, und gewöhnten uns mehr und mehr zu ihr; beſonders war Kerner ganz beeifert, als er zum erſtenmal den großen Reiz des Theaters in ſolcher Fülle und Folge genoß. Das deutſche Schauſpiel und Singſpiel mußten wir als vortrefflich anerkennen, wenn auch Einzelne — wie der alte Lange — uns in ihrer Manier zuwider oder mindeſtens fremd blieben, Andre uns keineswegs ſo hoch zu ſtehen ſchienen, als der herkömmliche Beifall es beſagen wollte. Für die Sängerin Anna Milder fühlten wir die reinſte Bewunderung, auch Beckmann und Ochſenheimer befriedigten uns ſehr, beſonders aber Krüger, der in humoriſtiſchen Feinheiten des Luſtſpiels unübertrefflich war. Mehr indeß als das Burgtheater, gefiel uns das Theater am Kärtnerthore, wo die italiäniſche Oper herrſchte, und beſonders Cimarosa uns entzückte, deſſen matrimonio segreto ſo friſch und rund gegeben wurde, daß wir keine Wiederholung verſäumten; die Ballette, welche mit der italiäniſchen Oper verbunden waren, übertrafen alles, was wir je geſehen hatten, manche der Pantomimen, in welchen auch gewaltige Groteskkänzer auftraten, gingen in Muthwillen und Laune weit über den Ausdruck ſogar des Wiener Komiſchen hinaus, und verſetzten uns in die überſchwängliche halbtolle Volksart der Italiener, wo denn Kerner für ſeinen Humor vielfachen Anklang fand.

Das Theater an der Wien leiſtete in ſeiner Weiſe ebenfalls Außerordentliches. Die großen Lärmſtücke mit Gefechten,

Pferden, Verwandlungen, ließen in Betreff dieser Erfordernisse nichts zu wünschen übrig. Auch niedrigkomische Vorstellungen, besonders wenn Hasenhut darin zu thun hatte, gewannen verdienten Beifall. Für uns blieben jedoch die Schauspiele von Emanuel Schikaneder bei weitem die Hauptsache. Dieser Mann, der als Direktor und Dichter einst in Wien so hoch gestanden und durch Talent und Thätigkeit eine große Bedeutung und mannigfachen Einfluß erworben hatte, genoß außerhalb Oesterreichs nur einen schlechten Ruhm; von Jugend auf hatten wir seinen Namen nur als Bezeichnung des Verwerflichen, des Jämmerlichen gehört, und sein Textbuch zu Mozart's Zauberflöte, das uns eben so gering dünkte als die Musik herrlich, konnte die Verdammniß nur bestätigen. Hier aber, wo wir die Schauspiele des Mannes kennen lernten, seine Bürger in Wien, seine Fiaker, diese Stücke, welche freilich nur in der Oertlichkeit wurzelten, nur hier verstanden und gefühlt werden, ja auch nur hier die entsprechenden Darsteller finden konnten, erfuhr unser Urtheil eine gänzliche Umkehrung. Ich mußte gestehen, daß in Schikaneder's Erzeugnissen eine poetische Kraft walte, in der sich Lebensverstand und Phantasie mit ernstem Gehalt vereinigten; ich bedachte die Umstände, unter denen er hervorgetreten und gewirkt, das Verhältniß der Literatur und der Sprache, dem er unterworfen blieb, und mir wurde klar, daß ein großes Talent in ihm durch nothgedrungene Hingebung an das unmittelbare Leben gleichsam verbraucht und aufgerieben worden! Ein Geschick, das wohl tragisch zu nennen ist und das in gewissem Sinne ein wahrhaft deutsches heißen kann, denn bei andern Nationen, wo Literatur und Sprache in gleichmäßiger Geltung und mehr zur Einheit entwickelt sind, kann ein solches Loos weniger vorkommen. Schikaneder hätte in der deutschen dramatischen Literatur gewiß Großes leisten

können, wäre ihre Bildung mit dem Volksthümlichen, das ihm zunächst lag, vereinbar gewesen; aber um das allgemeine Deutsche anzustreben, hätte er das Wienerische zurücksetzen und dadurch seiner wahren Kraft entbehren müssen, ohne diese wäre er den Deutschen doch immer nur gering, den Wienern aber gar nichts gewesen; es war natürlich, daß er dem stärkern Zuge folgte und sich dem ihm nächsten Element überließ, das ihn doch eigentlich verschlang. — In der Poesie wie im Staate und überhaupt in jeder Thätigkeit des Menschen giebt es Epochen und Stellungen, die dem Einzelnen wohl als unheilvolle Sterne, die bei seiner Geburt leuchteten, erscheinen dürfen.

Einen solchen Unglücklichen hatten wir sogar unmittelbar vor Augen, nämlich den Dichter Stoll, von welchem schon früher die Rede war. Er hatte sich eifrig wieder zu mir gefunden, und bald noch inniger mit Kerner verknüpft, der für solchen Kauz die größte Neugier und Theilnahme fühlte. Stoll's Talent war unzweifelhaft und hatte sich eben in einem Lustspiele „die Schnecken" wieder bewährt, das zwar nicht in dem Geleise der Bühne, sondern quer in das Weite lief, aber dafür etwas Aristophanisches anzustreben suchte, was in geringen Anfängen schon dankenswerth war. In einer früheren Zeit, und noch mehr in späterer, würde Stoll mit seinen Fähigkeiten und Gaben ausgezeichnetes Glück gemacht haben; in der Gegenwart stand er mit ihnen so trostlos, daß er dem Verhungern nahe war. Freilich hatte er weder Ordnung noch Folge in seinen Angelegenheiten, und sein Talent allein war ihm nie Ferne genug zur Thätigkeit, er mußte um zu arbeiten den Stachel der Noth oder den Reiz des Beifalls empfinden; aber in günstigen Zeiten würde der letztere ihm nicht gefehlt haben, und er hätte fruchtbar sein können, denn an Einfällen und Plänen war er unerschöpflich. Wir suchten ihm zu helfen, so

viel wir konnten, und beſonders plagte Kerner ſich lange mit ihm.

Das Leopoldſtädter oder Kasperle-Theater, welches damals in der Höhe ſeines Glanzes ſtand, beſuchten wir weniger gern, und nur zweimal, ſo viel ich mich erinnere, das Joſephſtädter; dem Niedrigkomiſchen, wie es dort ausgeführt wurde, ſprachen wir ſeine Vortrefflichkeit nicht ab, indeß waren wir doch weit mehr dem Humor zugethan, der uns auf den andern Bühnen angenehm entgegen trat; übrigens herrſchte in den kleinen Theatern ein Uebermaß von Rohheit, in welcher Schauſpieler und Publikum behaglich zuſammenſtimmten, wir aber keinen Reiz finden konnten.

Die Theaterluſt und Gewohnheit weckte bald auch einigen perſönlichen Antheil für die Schauſpieler. Bartholdy, der mir faſt verſchwunden war, aber plötzlich wieder auftauchte, erbot ſich, mich bei Mad. Pedrillo einzuführen, die früher als Mlle. Eigenſatz in den Berliner Kreiſen großen Eifer erweckt hatte, und auf die ich beſonders deßhalb neugierig war. Dieſe Einführung mußte aber mit einigem Geheimniß geſchehen; denn Bartholdy war damals eng verbunden mit Lady Fitzgerald, der berühmten Pamela der Frau von Genlis, und, wie behauptet wurde, Tochter derſelben und des Herzogs von Orleans-Egalité; ſie lebte als Wittwe des Lord Edward Fitzgerald, der im iriſchen Aufruhr von 1798 umkam, und machte in Wien, wie es hieß, alte Familienanſprüche geltend, bei denen Bartholdy, ſagte man, ihr mit ſeinem Rathe behülflich war; dieſe Dame nun würde nicht geſtattet haben, daß ihr Freund eine liebenswürdige Schauſpielerin beſuchte, die allerdings fähig war jede Eiferſucht aufzuregen. Mad. Pedrillo hatte vor wenig Tagen als Page in Figaro's Hochzeit uns den größten Eindruck gemacht, und ich fand den ihrer wirklichen Perſon

in keiner Art geringer; ich begriff wenigstens nun die Leidenschaften, welche ich von ihr eingeflößt wußte, und von denen auch Herzen entzündet waren, die bisher für unentzündbar gegolten hatten. Das Gespräch, das zum Theil in bescheidenen Winken jene Erinnerungen hervorrief, aber auch die Wärme der anmuthigen Gegenwart nicht verläugnete, dauerte schon einige Zeit und ließ mich der Uhr nicht gedenken, als Bartholdy nach einiger Unruhe, die ich nicht beachtet hatte, plötzlich aufbrach, da ich denn wohl mit ihm fortgehen mußte. Meinen Vorwurfen, daß er den schönen Besuch so früh beendigt, begegneten die seinigen, daß ich ihn schon über Gebühr ausgedehnt, und ich wurde unterrichtet, die Dame habe ihrerseits einen Freund, den sie jeden Abend zu erwarten pflege und der ihr wegen neuer Bekanntschaften leicht unangenehme Fragen thun konnte. Hiergegen ließ sich nichts einwenden; ich fand jedoch den Besuch nun so schon nicht mehr, als er mir noch kurz vorher geschienen. —

Mir war es unbehaglich, mit einem Gegenstande täglich zu verkehren, ohne ihm ernstere Thätigkeit zu widmen. Eine Reihe solcher Theaterabende, wie ich sie mit Kerner und auch zum Theil mit Stell verlebte, weckte mancherlei Betrachtungen auf. Ich ließ mir Lessing's hamburgische Dramaturgie geben, ich las einige Stücke von Moliere und Racine wieder, einige von Goldoni, welche zugleich zur Uebung im Italiänischen dienten, begann mit Hülfe dieser Eindrücke meine Anschauungen zu lautern und versuchte zugleich, sie in lebendiger Weise darzustellen, nämlich die kritischen Berichte mit novellenartiger Erzählung zu durchflechten. Dieser Versuch blieb aber bald wieder liegen, da die Gefährten, deren Theilnahme ich aufforderte, keinen Eifer dafür hatten, und später ging er mit andern Papieren im Feuer auf. Friedrich von Schlegel übrigens hatte

dem Gedanken Beifall geschenkt, und da er stark betrieb und hoffte, daß ihm die Herausgabe eines Tageblattes aufgetragen oder doch bewilligt würde, so konnte dergleichen Schriftstellerei ihm für seine Zwecke in der Folge tauglich dünken; indeß war auch hierin kein Halt, die Sache mit der Zeitung fand Schwierigkeiten und Verzögerungen in Menge, und erst nach längerer Zeit begann sie unter dem Namen des Oesterreichischen Beobachters, den aber Schlegel nach kurzer Frist doch in andre Hände wieder abgeben mußte.

Mein Theaterbesuch ließ mich die vornehmere Welt nicht ganz vernachlässigen, die ohnehin erst am späten Abend zusammenkam. Ich fand bei der Gräfin von Fuchs immer die gleiche liebenswürdige Stimmung, das innere Leben der Gesellschaft nur erhöht, den Ton nur offner und traulicher. Mein Seltnerkommen war im Grunde für Niemanden beachtenswerth, und wenn es zufällig zur Sprache kam, so war es nur in dem Sinne, daß man mir gröſsere Freundlichkeit beweisen wollte. Von dieser Seite war also kein Mangel. Dagegen fühlt' ich einen solchen in mir selbst, ich war in dem Kreise nicht mehr so behaglich, als in der ersten Zeit. Die Ursache war mir bald klar: der wahre Reiz einer solchen Geselligkeit entsteht aus dem täglichen Zusammensein, aus der ununterbrochenen Gewohnheit, welche stets im Innersten der Beziehungen weilt, ihre Anknüpfungen einmal gemacht hat und nun immer in derselben Spannung erhält; treten Lücken ein und finden Abschweifungen statt, so lockern sich die Fäden, hin und wieder reißt auch wohl einer ab, und man hat dann bei der Wiederkehr immer erst wieder herzustellen, einzurichten. Wiewohl ich nun dies Geheimniß der Geselligkeit genugsam einsah, so wollt' ich mich doch der Lehre, die daraus hervorging, nicht recht fügen, sondern war fast auf dem Punkt, aus dem einzi-

gen Grunde, weil ich seitner gekommen, nun gar nicht mehr zu kommen, eine Thorheit, die mein Oberst doch hinderte. Aber in dieser kleinen Verstimmung unterließ ich, andre Kreise zu betreten, die mir nicht gleichgültig sein durften, namentlich versäumt' ich den Fürsten von Ligne und die Fürstlich Clary'sche Familie aufzusuchen, auf welche ich angewiesen und wo ich des besten Empfangs und der mannigfachsten Annehmlichkeiten versichert war. Ich versäumte auch, mit nachheriger Reue, den berühmten Historiker Freiherrn von Hormayr persönlich kennen zu lernen, dessen Geschichte von Tyrol und österreichischen Plutarch ich mir doch nicht entgehen ließ. Gentz war nicht in Wien, sondern aus Ungarn gradeswegs nach Prag abgereist, wo er häuslich eingerichtet war.

Mittlerweile hatte sich ein kleiner Kreis meist norddeutscher Elemente gebildet, der Kerner'n eben so wie mich anzog. Eine Kunstlerin aus Königsberg, mit der gebildeten Welt von Berlin und Weimar, mit Frau von Kalb und Rahel Levin, mit Jean Paul Richter und dessen Freunden Otto und Emanuel in Verbindung, führte ein stilles arbeitsames Leben in großer Zurückgezogenheit, die doch nicht ohne Geselligkeit war. Ein junger Arzt aus Königsberg, Doktor Assing, der in Wien seine medizinischen Studien praktisch vervollständigte, und hiebei mit Kerner zusammentraf, ein Kaufmann aus Berlin, der sehr angenehm sang, ein Maler aus Dresden, eine Lehrerin aus Danzig, die mit einem ansehnlichen Hause in Ungarn wegen ihres Eintritts in Unterhandlung stand, und einige andre Norddeutsche, die meistens in Wien noch nicht gefunden hatten was sie suchten, kamen hier zusammen, und ein Zeuge ihrer abendlichen Munterkeit hätte schwerlich vermuthet, daß die Meisten, die Wirthin nicht ausgenommen, ihren Tag mühsam durchgekämpft. Aber das Spärliche selbst, eingestanden und gemeinsam, wurde bei-

nahe forderlich, es war ein stärkeres Band, als Reichthum und Ueppigkeit gewesen wären, man scherzte über die vielen Treppen, die man hatte steigen müssen, man spottete der Wiener, denen Thee und Brod als Abendessen wie eine Art Hungerkur vorgekommen wäre, und das Backwerk, das doch bisweilen erschwungen wurde, machte den größten Eindruck. Hier konnte sich Kerner's Humor und Talent vollkommen entfalten, er und Assing unterstützten und ergänzten einander. Denn auch dieser letztere, der sich des Hauptsitzes norddeutschen Humors als seiner Heimath rühmen konnte, vereinigte Tiefsinn und Witz, Fülle der Empfindung und Schärfe der Satire. Sein durchaus gediegenes Wesen, die grundfeste Redlichkeit, die sich in all seinem Thun offenbarte, und die frische Gluth, mit der sein Herz für alles Gute schlug, gewannen ihm Achtung und Liebe in gleich hohem Grade. Der Grundton von Schwermuth und Sehnsucht, der seine Laune und Heiterkeit stets begleitete, vermehrte nur die Anziehung, die er ausübte; wir konnten nicht ahnden, wie nahe wir uns in der Folge stehen sollten, und unsre innige Befreundung geschah erst später. Ganz fehlte es doch auch an Wienern in diesem kleinen Kreise nicht; ich sah hier auch die beliebte Schriftstellerin Karoline Pichler wieder, eine wackre, schlichte Frau, verständig und gutmüthig, an Sprache und Ausdruck eine vollkommene Wienerin, deren persönliches Wesen sich in völliger Prosa darstellte, und ein dichterisches Talent gar nicht vermuthen ließ, welches doch in ihren Schriften kräftig und schön hervortrat.

Wie sehr wir auch von der eigentlichen Literatur abgeschnitten waren, so drang doch die Ankündigung der Goethe'schen Wahlverwandtschaften, die nächstens erscheinen sollten, früh genug bei uns ein, und setzte mich sogleich in Bewegung. Ich beauftragte einen Buchhändler, mir das Buch sobald es er-

ſchiene, gleichviel ob erlaubt von der Cenſur oder verboten, um jeden Preis zu verſchaffen, denn ſolchen Schatz noch für die Reiſe nach Italien mitnehmen zu können war mir die wichtigſte Angelegenheit. Er verſprach alles auf's beſte, und als die Abreiſe ſchon ganz nahe ſchien, kamen richtig einige Exemplare an, welche, unaufgehalten von der Cenſur ſogleich vergriffen waren. Ungeduldig fragt' ich nach dem meinigen, aber der Buchhändler war ſo unverſchämt mir zu ſagen, er habe mir keines beſtellt, ſondern mich auf ſeine Liſte geſchrieben für den Nachdruck, den er von dem Buche veranſtalte, der in drei bis vier Wochen fertig ſein würde. Man kann denken, daß meine Empörung in harte Schmähreden ausbrach; die Schändlichkeit des Nachdrucks, der mir geſpielte Streich, der Verdruß nun das Buch vor der Abreiſe nicht mehr bekommen zu können, alles erregte meinen Zorn auf's heftigſte. Da ſich der Anlaß fand, an Cotta zu ſchreiben, ſo ließ ich den abſcheulichen Vorfall mit einfließen, war aber nicht wenig verwundert, nach einiger Zeit im Morgenblatte die betreffende Stelle meines Briefes abgedruckt zu finden, mit Angabe aller Namen. Das war ein Vergriff, zu dem Cotta nicht berechtigt ſein konnte, er hatte ſeinem Eifer und Zwecke jede Rückſicht geopfert, und mich ungebührlich bloßgeſtellt, denn meine Ausdrücke waren nicht für die Oeffentlichkeit gewählt. Indeß war mir doch eine Genugthuung bei der Sache, und ich gönnte dem Nachdrucker die empfangne Ladung, die er auch ſtill hinnahm. Uebrigens war es merkwürdig, daß die während der Anweſenheit der Franzoſen begonnenen Nachdrücke von Schiller's und Goethe's Werken nach der Rückkehr der öſterreichiſchen Behörden ungeſtört fortgingen; man wollte die Verbreitung der erſten Schriftſteller der Nation doch nicht gradezu hemmen, und daß ſie durch Nachdruck geſchah, war ein Grund mehr ſie zu geſtatten, denn es

galt noch sehr die Ansicht, daß der Gewinn einheimischer Gewerbe unter allen Umständen zu fördern sei.

Aus meiner damaligen Wiener Zeit muß ich auch eines Erdbebens noch erwähnen, das ich dort, und des einzigen, das ich überhaupt erlebte. An einem späten Nachmittage, als ich mit Bentheim im Zimmer auf und ab ging, klirrten plötzlich die Fensterscheiben, und ein ungewöhnlicher Ruck erschütterte den Fußboden, der Stoß war merklich genug und ein zweiter und vielleicht dritter folgten darauf, aber uns fiel nicht ein, hier eine so große Ursache zu vermuthen, bis anderweitige Nachrichten und unzweifelhafte Wahrnehmungen uns besser belehrten. Wir bedauerten nun, nicht achtsamer auf das Ereigniß und auf unsre Empfindung dabei gewesen zu sein; zu den nachdenklichen Betrachtungen, die bei solcher Gelegenheit erweckt wurden, gab auch ein Geschichtchen seinen Beitrag, das von einem Kinde erzählt wurde, dem der Vater bei dem ersten Schüttern unwillig zugerufen hatte, nicht an den Tisch zu stoßen, und darauf bei dennoch wiederholtem Wanken zornig eine Ohrfeige gab; das Kind betheuerte jedoch hartnäckig seine Unschuld, und als nachher die Umstände genau erwogen und die Zeit berechnet worden, blieb kein Zweifel, daß an dem Kinde bestraft worden, was das Erdbeben verschuldet hatte. Ein sprechendes Gleichniß für nicht wenige Begebenheiten in der Welt. —

Die Reise nach Italien stand noch stets vor Augen, und mancherlei Verkehr wurde in diesem Sinn getroffen; indeß war das Jahr 1809 abgelaufen und bald auch der Januar des neuen Jahres schon größtentheils verflossen, ohne daß die Sachen zum Schlusse kamen. Die Hoffnung auf das Karneval in Venedig wurde schon aufgegeben, und plötzlich stellten sich der ganzen Reise unübersteigliche Hindernisse entgegen. Die Briefe aus Westphalen meldeten nur ungünstige Vorgänge und immer

trübere Aussichten in der Heimath. Nicht besser lauteten die Nachrichten aus Prag vom Regimente, das inzwischen dort eingetroffen war; es gab Uebelstände jeder Art, die zu beseitigen, vielfache Ansprüche, die nur durch den Obersten zu erfüllen waren; seine Anwesenheit wurde dringend gewünscht, ja wurde durch die Umstände fast geboten. Der Uebergang aus dem Krieg in den Friedensdienst, die Schwierigkeiten einer verwickelten, mit großer Verantwortung verknüpften und dabei peinlich beaufsichtigten Verwaltung, die überall im Kriegswesen eintretende Sparsamkeit bei fortwährendem Sinken des Papiergeldes, alles mußte den Obersten bestimmen, sich zuvörderst zu dem Regimente zu begeben, mit dem er ohnehin noch wenig eingelebt war, und demselben als Haupt und Führer kräftig vorzustehen. Wir reisten demnach in den ersten Tagen des Februar von Wien ab, und nach einer dreitägigen Fahrt, die im trüben Winter und Lande nichts Erfreuliches hatte, gelangten wir glücklich nach Prag.

# Gedichte.

# Dietleib und Walther.

Deutsche Heldensage

von

## Karl Simrock.

Die deutschen Fürsten waren versammelt allzumal,
Von da gen Rom zu fahren, in König Harlungs Saal.
Sie brachen auf, der Helden wohl zwanzig oder mehr;
Mit ihnen auch die Grafen und der Ritter wohl ein Heer.

Etzel und Dietrich und Harlung, sein Ohm,
Und Salmann der König, die fuhren all gen Rom.
Mit Dietrich ritt Heime, sein Freund und Genoß;
Den beiden pflegte Dietleib das Heergeräth und das Roß.

Die Kaiserstadt erritten die Helden an dem Tag,
Wo da beginnen sollte des Kaisers Hofgelag.
Sie fanden aufgeschlagen manch köstliches Gezelt
Und in des Kaisers Sälen die höchsten Fürsten der Welt.

Von Königen und Grafen war die Hofburg voll;
Herr Ermrich ließ sie pflegen wie man Fürsten soll.
Derweil lag bei den Ställen fernab das Jungvolk
In der Herberge, manchen edeln Ritters Kind.

Sie wußten, wann am Hofe ward Brot und Fleisch gefaßt.
Nun deucht es Dietleiben zu große Überlast,
Da immer hinzulaufen: ihm rieth sein stolzer Muth,
Er wolle lieber zehren von seinem eigenen Gut,

So lang es reichen möge: „so kommt mir dann vielleicht
Schon wieder was zu Handen, wenn es nicht länger reicht.“
Da nun am ersten Tage begann das Gastgebot,
Zu Markte gieng Dietleib, der dreien Knappen gebot.

Wein und Meth zu kaufen, Brot, Fleisch und Fisch,
Die Fülle und die Fülle, daß selbst des Kaisers Tisch
Mit Essen und mit Trinken nicht beser war bestellt,
Als seine Tafel zierte der junge, freudige Held.

Da lud er all die Ritter und Knappen zu sich ein,
Das fahrende Gesinde, die Sänger groß und klein,
Die Blinden und die Lahmen; Niemanden wies er aus:
So viel ihm Gäste kamen, die bat er alle zum Schmaus.

In hohen Freuden lebt' er drei volle Tage so:
Die mit ihm leben durften, die macht' er alle froh.
Da war am vierten Tage das Gut zumal verzehrt:
Das er von Hause brachte und das ihm Sintram verehrt.

Doch war er sein Gelage zu enden nicht bedacht,
Da noch des Kaisers Gastmahl bestund in voller Pracht.
Er gieng zu Markt und kaufte, was er zu kaufen fand
Und setzte Heime's Waffen für zehn Mark Goldes zu Pfand.

Hebräisch muste lernen der gute Nagelring
Und Risa, den Disa von Windalf empfieng.
„Gotteswunder,“ rief der Hauptjud, als er besah den Schatz,
„Das Gutchen ist des Goldchen wohl dreifach werth auf dem Platz.

„Das Pfand, wie soll er's lösen, der Knapp, wo nähm' er's her?“
Daran gedachte wenig der junge Degen hehr.
Er sann nur, wie er schmücke sein köstlich Gastgebot;
Woron er morgen zehre, das schuf ihm heute nicht Noth.

Es währt' auch kaum bis morgen, so war es all verthan:
Er hatte so viel Helfer, die machten reine Bahn.
Das schuf ihm aber Freude, er sah nicht scheel dazu;
Nur muht' er wieder füllen die öden Schlünde der Truh.

Da gieng er nach dem Stalle und nahm da Wittichs Roß
Schimming, den ſchnellen, der Gleipnern entſproß;
Und all das Heergeräthe, Wielands Gebild,
Nahm er aus der Kammer, das Schwert, den Helm und den Schild.

Die ſchickt' er dem Hebräer und nahm dafür das Gold.
Da ward ihm der Hauptjud von ganzem Herzen hold
Und zahlt' ihm zwanzig Marken dafür auf Einem Brett.
Er dacht': Es muß verfallen, die Schuld wird anders nicht wett.

Da rüſtete der Jüngling ein wonniges Mahl:
Mit Seid und Sammt umhängt' er der Herberge Saal
Und ließ ſich nicht gereuen den theuerſten Kauf.
So lebt' er noch zwei Tage mit Freuden herrlich und vollauf.

Die Truh war wieder ledig, man ſah ihr auf den Grund,
Da noch der Reichstag währte, das Hofgelag beſtund.
Schon ſieben Tage hatt' es beſtanden und noch zwei
Sollt' es beſtehn; am zehnten erſt war die Hochzeit vorbei.

Man ſoll nicht ſchmählich enden, was herrlich begann;
Aus vollen Händen ſpenden gefiel dem jungen Mann.
Er wußte doch noch Falke, Dietrichs Roß, im Stall
Und was in der Kammer die edeln Waffen noch all.

Da gieng er mit den Knappen zu Markte wohlgemuth:
Das waren Leckerbiſſen! womit er ſie belud.
Das Theuerſte, das Beſte war ihm gut genug;
Da ward nicht lang gemarktet, er gab nicht mehr als Einer frug.

Und fand er auf dem Markte für ſieben Schilling feil
Was Einer kaufen wollte, dem ward es nicht zu Theil,
Lieber bot er zwanzig, eh' er es Andern ließ.
Der Schaffner war's des Kaiſers, dem er ſolchen Hohn erwies.

Eh' Alles war beiſammen zu ſeines Mahles Luſt,
Zum Hauptjuden hatte Dietrichs Hengſt gemuſt
Mit Hildegrein dem Helme und Eckenſachs dem Schwert;
Gehenk und Scheid alleine waren Tonnen Goldes werth.

Durch des Gewölbes Dunkel als wär' es halber Tag
Schien hell der Karfunkel, der auf dem Helme lag.
Der Haupt- und Hofjud lachte, da man das Pfand ihm gab,
Er zahlte dreißig Marken und zog die Zinsen nicht ab.

Da mehrten sich die Köche, die der Jüngling hielt:
Wie ward ihm über Tische gefiedelt und gespielt!
Wohl dreißig hundert Gäste zählt er in seinem Saal;
Die zechten all aufs Beste, so lange währte das Mahl.

Und als sie taumelnd schieden, da saß noch Dietleib lang
Und horcht eines Spielmanns entzückendem Gesang.
Wenn er die Töne lockte, so schwoll ihm hoch die Brust,
Des höchsten Adels ward er sich stolz und selig bewußt.

Ilsang hieß der Spielmann, der solche Wunder that;
Er war ihm schon begegnet vordem auf wald'gem Pfad.
Damals hatt' er Eile; jetzt ließ er ihn nicht fort:
Wohl ewig möcht' er lauschen seiner Weis' und seinem Wort.

„Ich bin des Kaisers Spielmann; doch sing ich lieber hier:
So offne Ohren sind ich am Hof nicht als bei dir.
Mein Singen ist verloren, wenn Niemand hören will.
Was hilft Gesang den Thoren? schwatzt immer zu, ich schweige still."

Er sprach: „Ich kann nicht lohnen so edler Himmelskunst;
Doch will ich wenig schonen zum Zeichen meiner Gunst."
Er gab ihm einen Goldring, der war drei Marken werth;
Auch ward manch Kleid von Purpur mit goldnem Saum ihm verehrt.

Die Ehrenkleider waren Dietrichs, des Königssohns;
Der Spielmann nahm sie gerne und freute sich des Lohns.
Wie heute noch ein Sänger, war er ein schlechter Wirth:
Man läßt ihn lieber darben, weil er doch nicht reicher wird.

Nicht also dachte Dietleib: er war den Sängern hold,
Nicht Einen ließ er scheiden, er bot' ihm denn sein Gold.
Er dachte: „Mags nicht frommen, es mag sie doch erfreun:
Wie sehr verdienen Freude, die uns die Sorgen zerstreun!" —

Die Wirthſchaft und das Prangen ließ nach am andern Tag;
Mit Ehren war zergangen des Kaiſers Hofgelag.
Nicht länger ſollt auch währen Dietleibs Gaſtgebot,
Zumal ſein Herr den Knappen Morgens an den Hof entbot.

Er trat vor Dietrichen und frug, was ſein Begehr?
Da ſprach von ſeinen Waffen der edle Degen hehr,
Die mög' er eilends rüſten, ihm und dem Heergeſind,
Dazu die Roſſe ſatteln: „Wir müſſen reiten geſchwind.

„Der Krieg iſt beſchloſſen; doch will ich erſt nach Bern."
Da ſprach zu Dietmars Sohne Dietleib: „Herr, gar gern.
Doch müßt ihr erſt bezahlen, das ich verzehrt, das Geld,
Dieweil ihr dieſen Fürſten auf dem Reichstag wart geſellt.

„Denn mir und andern Knappen war doch Zehrung Noth,
Die nicht beſuchen durften des Kaiſers Gaſtgebot;
Und an den Hof zu laufen und Speiſe vortenher
Zu holen, deuchte billig mich allzugroße Beſchwer,

„Zumal dies Rom viel Winkel und krumme Wege hat,
Die nie mit einem Fuße meines Vaters Sohn betrat."
Sprach Dietrich: „Noth iſt freilich, daß du den Hunger ſtillſt;
Doch ſage: wieviel iſt es, das du bezahlt haben willſt?" — .

„Das iſt nicht viel," ſprach Dietleib; „auch hab' ich wenig Acht
Ob du mein Gut erſtatteſt, das ich hieher gebracht
Und zuerſt verzehrte, des Goldes dreißig Mark;
Es war mein eigen freilich; was aber liegt an dem Quark?

„Doch die ich dann verzehrte, die ſechzig Marken Gold,
Die mögt ihr wohl dem Juden bezahlen, wenn ihr wollt.
Ihm ſteht dafür zu Pfande Helmes Roß und Schwert
Für zehn Mark Gold; es wäre wohl noch das Doppelte werth.

„Dann Wittichs Roß und Waffen für zwanzig: Gurt und Zaum
Am Pferde zu bezahlen reicht ſolcher Bettel kaum.
Zuletzt dein Roß und Waffen für dreißig Mark: der Filz
Von einem Hauptjuden! für deines Schwertes Gehilz

Wüſt' ich die mehr zu ſchaffen. Dazu dein beſtes Kleid
Gab ich einem Spielmann; doch war es ihm zu weit;
Die andern paßten beſſer: die gab ich in den Kauf,
Und einen ſchönen Goldring. Der Pförtner ſchloß mir nicht auf

„Als ich jetzt kam zu Hofe, und Eil war dein Befehl:
Da ſprengt' ich die Thüre, des hab ich keinen Hehl,
Mit meinem linken Fuße, daß ſie den unſanft traf,
Der ſie bewachte drinnen; ich weiß nicht, war es ein Graf?

„Mit breiten Goldborten war Kleid und Hut beſetzt.
Da wurden gleich die Hunde im Hof nach mir gehetzt;
Die Kellner und die Köche thaten mir den Schimpf
Des todten Grafen willen: das ertrug ich nicht mit Glimpf.

„Bei den Füßen nahm ich Einen und ſchlug zwei Andre todt;
Auch dünkt mich, läßt der Dritte mich künftig ohne Noth.
Das, weiß ich, wirſt du billigen und gern mein Anwalt ſein:
Es wäre nicht geſchehen, ließ man mich zeitiger ein."

Jetzt erſt bedeuchte Heimen, er habe dieſen Mann
Schon früher kennen lernen — als er ſo ſchnell entrann.
Ihn aber hatte Dietleib beim erſten Blick erkannt
In Breisach, ſehr verwundert, daß er Heime wär' genannt.

„Nun ſcheint mir," ſprach Heime, „wir haben einen Knecht
In unſern Stall genommen, was ſich der auch erfrecht
Wir müßens von ihm dulden, und ob er in den Miſt
All unſre Waffen träte, er bliebe doch was er iſt."

Da erhob ſich der von Berne und trat vor Ermenrich.
Er ſprach: „Herr und Kaiſer, wozu beſtimmſt du dich?
Willſt du das Geld bezahlen, das unſre Knechte hier
Und das Geſind verzehrte, dieweil wir tagten bei dir?"

„Gern will ich das bezahlen," ſprach der Kaiſer hehr.
„Rufet meinen Kämmrer, den treuen Sibich her
Und laßt euch ausbezahlen, was es betragen kann.
Was kann es denn betragen? er greift nicht gerne ſich an."

„Frage diesen Burschen," sprach Dietrich zu dem Ohm.
Da begann zu Dietleiben der höchste Vogt von Rom.
„Laß hören, junger Bursche, wieviel hast du verzehrt
Bei diesem Hofgelage?" Er sprach zum Kaiser gekehrt:

„Herr, was ich hier verzehrte von meinem eignen Gut,
Das sind nur dreißig Marken: wenn das auch noch beruht,
Es schadet nichts und findet sich wohl ein andermal;
Doch außerdem verzehrt' ich noch sechzig Mark, die bezahl:

„Es bürgt das Heergeräthe dafür meines Herrn,
Und zweier der Gesellen: die lösten wir doch gern."
Da rief der Kaiser zornig vom hohen Sitz ihm zu:
„Was dreißig Mark und sechzig? Was für ein Mann denn bist Du,

„Daß du soviel verthun darfst in einer Woche Ziel?
Was kannst du so Großes verrichten und so viel,
Das solchen Aufwand lohnte? Du bist ein theurer Gast!
Ein Wechselbalg nur hätte, nur ein Narr soviel verprasst."

Der Jüngling sprach zum Kaiser: „Es war noch allwärts Brauch,
Wohin wir jemals kamen, und ist es hier wohl auch,
In edler Männer Kreise, daß sie mit keinem Mann
So lang geredet hätten als Eure Rede sich spann

„Ohn' ihn zu Tisch zu bitten, wenn er noch nüchtern war:
Ich bin noch ungegessen, das sag' ich euch fürwahr."
Er stand und sah dem Kaiser ins Antlitz frei und frank.
Herr Ermrich sprach: So bringt ihm die Speise denn und den Trank."

Das muste gleich geschehen; ihm ward ein Tisch gedeckt:
Da aß er wohl für dreie: so hat es ihm geschmeckt.
Und Weines ward ein Becher so groß ihm dargebracht,
Daß kaum zu tragen wuste der Schenk die goldene Tracht.

Den nahm er an und trank ihn in Einem Zuge leer.
Der Kaiser und Dietrich und die Mannen rings umher
Sahn ihn an und staunten was Alles ihm gelang;
Er merkt' es nicht und that sich bei seinem Mahl keinen Zwang.

Da war ein Ritter, Walther genannt von Wasgenstein
(Er mocht in Spanien König ob Gothenstämmen sein),
Der für den kühnsten Recken in allen Landen galt,
Des Kaisers Nahgesippter, gewandt und hoch von Gestalt.

Der sprach: „Was kann denn dieser, der da so trotzig sitzt,
Als Schlemmen und Demmen? Wenn er andre Kunst besitzt,
Das mag er schauen lassen und zeigen seine Kraft.
Kannst du den Stein werfen oder schießen den Schaft?“ —

„Ich kann es mit euch Allen zur Wette,“ sprach der Gast.
„Wohlan,“ rief der von Spanien in zürnender Hast,
So sollst du diese Spiele mir zeigen gleich zur Hand,
Dir sei mein Haupt verfallen, wenn mich dein Spiel überwand;

„Kannst du mich nicht bestehen im Spiel, wie du prahlst,
So ist's um dich geschehen: mit deinem Leben zahlst
Du hier den unerhörten verwegnen Übermuth,
Und nie hinfort verschwenden sollst du so herrliches Gut.

„Als du vergeuden durftest bei diesem Hofgelag,
Und keinem Fürsten wieder, du lebst nicht an den Tag
Sollst du solche Schande fügen, solchen Spott,
Wie du dem Kaiser thatest; deine Wirthschaft war ja, bei Gott,

„Noch eins in allen Dingen so prächtig jederzeit
Als des Kaisers selber: das ist Vermessenheit
Von einem Manne, der mehr nicht bedeutet, als du scheinst,
Obwohl mit deiner Keckheit du uns zu blenden vermeinst.“

„Zwar steht bescheidne Rede,“ sprach Dietleib, „Allen gut.
Doch diesen Kampf zu wagen gebricht mir nicht der Muth.
Wie es nun auch ergehe, so wird doch offenbar,
Wer hier von uns der stärkste und der gewandteste war.

„Kann ich dich nicht bestehen, so fährt mein Leben hin,
Der Welt ist dann mein Sterben kein großer Ungewinn.
Auch mögen meine Freunde verschmerzen den Verlust,
Wenn Kraft mir nicht im Arme, nicht Muth mir wohnt in der Brust.

Sie giengen vor die Halle und fanden einen Stein,
Zwei Schiffspfund mocht er wiegen, er war auch mäßig klein.
Herr Walther wägt und warf ihn aus seiner starken Hand.
Da flog der Stein, neun Fuß weit hat ihn der Degen entsandt.

Dietleib war verwogen, er hatt' auch große Kraft,
Von solchem Spiel verstand er mehr als von Ritterschaft.
Er nahm den Stein und schleudert' ihn ferner Einen Fuß:
„Kannst du ihn weiter bringen," sprach er zu Walthern, „so thu's."

Der Westgothe zürnte, da mehrt' ihm Zorn die Macht:
Er warf, und hatte weiter des Steines Wucht gebracht,
Dreizehn Fuß weit wälzt er die ungefüge Last;
Da warf ihn achtzehn Fuß weit Dietleib der herrliche Gast.

„Willst du es mehr versuchen? die Stärke kommt uns erst,
Allmählich lern ich werfen wie du mich werfen lehrst."
Das wollte nicht Herr Walther, er fühlte sich am Ziel
Mit seiner Kraft, gewonnen gab er dem Jüngling das Spiel.

Das hörten all die Fürsten, dazu der Kaiser hehr,
Herr Dietrich und Herr Etzel, und wunderten sich sehr.
Ein ander Spiel ertheilen muß ihm der edle Held
Und hier den Preis gewinnen, sonst war sein Haupt ihm verfällt.

Da neigt' er sich Herrn Etzel, der vor dem Saale saß
Und bat ihn um die Stange, die er nie vergaß
Dem Heer voraufzuführen, wenn es zum Sturme gieng;
Es war die Bannerstange, daran des Königs Fahne hieng.

Die Stange war gewaltig, hoch wie ein Tannenbaum,
Der stärkste Mann umspannte sie mit den Händen kaum.
Da erwies Herr Walther wieder des starken Armes Kraft:
Durch die Königshalle schoß er den mächtigen Schaft

Von einer Wand zur andern: das war ein schweres Spiel:
Des Saales Estrich dröhnte, da sie zu Boden fiel.
Das pries man hoch. Da büßte der meisterliche Schuß
Um des Neffen Unsieg des Kaisers stillen Verdruß.

Da nahm die Bannerſtange Dietleib vom Boden auf
Und ſchoß ſie durch die Halle zurück, in ſchnellem Lauf
Lief er zum andern Ende bis vor das offne Thor
Und fieng das ſchwere Banner in den Lüften auf davor.

Da rief der Held von Spanien: „Das thu' ein Andrer nach!
Du haſt das Spiel gewonnen, leid iſt mir was ich ſprach
Vor dieſen Fürſten allen. Dein Sieg iſt mir nicht leid:
Mich freut, daß unter Helden ſo große Kraft noch gedeiht.

Da ſprach der Kaiſer Ermenrich: „Wie hätt ich das geglaubt!
Nun laß, du guter Degen, mich meines Neffen Haupt
Mit Gold und Silber löſen, und wär es noch ſo viel,
Daß ſich nicht blutig ende dieſes ritterliche Spiel."

„Verhüte Gott im Himmel," ſprach da Dietleib,
Daß der geringſte Bauer um unſern Zeitvertreib
Sein Haupt verlieren ſollte, geſchweige ſolch ein Held.
Ich geb es dir, bezahl es, Herr, wie Dir ſelber gefällt.

Durchaus aber muß du die Waffen meines Herrn
Und ſeiner Freunde löſen, auf Mehr verzicht ich gern.
Die guten Roſſe freilich dazu, die ich verſetzt;
Das halt ich aus, gar niedrig iſt doch ſein Haupt noch geſchätzt."

„Gern geh ich," ſprach der Kaiſer, „auf die Bedingung ein,
Vor Gott und vor den Menſchen iſt Lob und Ehre dein.
Ich ſelbſt will dir vergelten ſo wohlfeilen Kauf:
Der du ein Knappe heißeſt, knie hin und ſteh als Ritter auf.

Mein Kämmrer zahlt dir Alles was du von Haus gebracht,
Mein Schneider mißt dir Kleider von fürſtlicher Pracht;
An Hof haſt du mit Fürſten hinfort auch gleiches Recht.
Doch ſag uns deinen Namen und deines Vaters Geſchlecht."

Er ſprach: „Ich ſag dir, Dietrich, nicht länger hab ichs Hehl,
Ich ſei geheißen Amelger und mein Vater Hildemel.
Dietleib iſt mein Namen, aus Holſtein ſtamm ich her;
Mein Vater heißt Biterolf die Lügen reuen mich ſehr.

„Doch wollt ich Ehre danken allein der eignen Hand.“
Da herzte den Jungen der alte Hildebrand.
„Ich kannte deinen Vater und deinen Schwäher auch;
Mich wolltest du nicht kennen: das iſt unfreundlicher Brauch.

„Ich bin doch dein Oheim, mein Neffe biſt du doch.
Und ſind wirs nicht ſchon heute, wir werdens künftig noch.
Schön Adellinde trauert, ihr währt zu lang die Friſt:
Sieh, daß du kein Fremdling bei den Amelungen biſt!“

Da drängten ſie ſich Alle, mit dieſem werthen Gaſt
Brüderſchaft zu trinken; das Drängen müht ihn faſt.
Doch ſollt ihn nicht verdrießen den Sieg, den er gewann,
Denn Dietrich nahm ihn jetzo zu ſeinem Stallbruder an. —

Da ſprach der Schatzmeiſter zu Kaiſer Ermenrich:
„Dein Haupt- und Hofjude Schwarzſchild weigert ſich.
Die Pfänder auszulöſen, als gegen baares Geld:
Du weißt, damit iſts übel in unſern Truhen beſtellt.

„Dieſer Reichstag koſtet weit über die Gebühr;
Nie hat das Schwert geroſtet; nun iſt gar vor der Thür
Ein neuer Krieg: wo will das hinaus, wenn Er nicht borgt?
Er löſt die Pfänder ungern, drum bin ich wirklich beſorgt.

„Er hat ſich wohl verſprochen unmäßigen Gewinn:
Nun, da ſie nicht verfallen, iſt all der Nutzen hin.
Nur eine Freiherrnkrone — ſie koſtet uns ja nichts —.“
Der Kaiſer ſprach: „Mit Freuden! was giebt es leichtern Gewichts?“

# Gedichte von Anaſtaſius Grün.

## Officium Rakoczianum.

Recrudescunt inclytae gentis hungarae vulnera.
Rakoczy's Manifeſt ddo. Munkats 7. Juni 1703.

„Aufbrechen wieder Ungarns alte Wunden!
Kein Mittel als das Eiſen macht geſunden."
Ein Jüngling hat aus faſt unbärtgem Munde
Dies Wort geſchleudert in die Fürſtenrunde;
Zu ſeinem Volk doch ſprach in weh'nden Zungen
Sein Bannerſpruch: „Gott, Freiheit, Vaterland!"
Von den Karpathen zu den Niederungen
Ha wie das ward, bei was ſich Kriegsvolk fand!

Längſt iſts vorbei! Das dunkle Haar ward weiß,
Der Jüngling vor der Zeit ein kranker Greis!
Die Kerkerluft tüncht keine Wange roth
Und Muskeln ſtählt nicht der Verbannung Brot,
Die Hände, die zu ſchwach ein Schwert zu halten,
Sie lernen willig zum Gebet ſich falten.
Die Heimath, ach, wie fern! Nicht wecken ihn
Ardbglocken mehr, doch thuts der Mueſſin,
Der zum Gebet Rodoſto's Gläubge ruft.
Kein Vesperklang! Ein Ave trägt bisweilen
Von Griechenſchiffen her die Abendluft,
Die ſcheu durch der Propontis Wellen eilen.
Das Türkenweib, das Krüg' am Brunnen füllt,
Der Freiheit mahnt's, die ſich in Schleier hüllt:
„O ſtürme, Sturm, den Schleier kühn verwehe,
Daß ſchleierlos mein Volk ihr Antlitz ſehe!"

Umſonſt! Das Heer der Tapfern hat verblutet,
Der Führer ſelbſt, gebeugt, ergreiſt, entmuthet.
In fremdem Lande auf dem Sterbebette!
Vor ſeinem Geiſt entrollt ſich nun die Kette

Von Schlachten, Siegeszügen, Niederlagen,
Bis her zu der Verbannung dunklen Tagen.
Die letzten Trümmer, des Exils Genoſſen,
Der Greis Bercſeny, treueſter Achates,
Und Eſterhazy, Mann des Schwerts und Rathes,
Sie ruhn, von fremder Erden eingeſchloſſen.
Ein Türkenſklave hieb in ihren Stein
Ihm unbekannte Zeichen, wie zum Hohne:
„Vertheidiger von Ungarns Freiheit“ ein.
Gefahrlos Wort auf der Propontis Gründen!
Du wirſt im Herzen nicht bei Osman's Sohne
Und nicht bei Pera's Diplomaten zünden!

Der Kranke hält in ſeiner dürren Hand
Ein ſchweres Buch in ſchwarzen Sammt gebunden,
Ein golden Kreuz prangt auf der Deckelwand,
Die Inſchrift ſagt: „Rakoczy's Andachtſtunden“.
Gebete ſind es, Übungen im Büßen,
Die ſelbſt er ſchrieb und die ihn oft erbaut;
Der Heiltrank iſt's, den er ſich ſelbſt gebraut,
Der Leiden bittren Wermuth zu verſüßen.
Wer ſchwertgewohnt das Schwert doch laßen muß
Läßt nimmer müßig raſten ſeine Hand;
Der treibt die Tulpenzucht, der fiſcht am Strand,
Der jagt und Jener betet — aus Verdruß.
Rakoczy ſpricht zu Sebrik dem Genoßen,
Dem letzten, der ihm blieb, treu, unverdroßen:
„Kriegshandwerk, Freund, iſt unſer ganzes Leben,
Ein Kämpfen, Wandern, Siegen, Sich — ergeben,
Ausfall und Flucht, heut Darben morgen Praſſen;
Drum mocht' ich gern in dieſes Büchlein faßen
Loſung und Kriegsartikel, die erfunden
Ein Krieger Gottes ich für Lagerſtunden.
Kampfmüd bin ich, Ruh hat mich ſtets gemieden.
Gott laße bald mich ſchließen ſchönen Frieden!“

Der Wünſche keinen hat ſo ſchnell wie dieſen
Zu hören ſich der Herr ihm hold erwieſen.

Vielleicht als Bote trägts, da es will lenzen,
Der Wandervöglein eins an Ungarns Gränzen,
Des Ungarbundes Herzog und Woiwode
Von Siebenbürgen sei erblaßt im Tode.

Der Freund schließt ihm das Augenlied zur Ruh,
Nimmt dann die staub'ge Fahne von den Wänden,
Deckt still damit die Fürstenleiche zu
Und auch das düstre Buch in ihren Händen;
Dann lies't er feierlich vom Fahnenband
Den Bannerspruch: „Gott, Freiheit, Vaterland!" — —
Ihm hat das Unglück nicht die Kraft zerrieben,
Noch ist sein Herz ein tapfres Herz geblieben,
Und seines Volkes einziger Vertreter
Kniet bei dem Todten er, der einz'ge Beter:
„Nicht was du sprachest, da dein Herz voll Wunden,
Nicht was du schriebest in den Marterstunden,
Womit die Schuld du zahltest ird'scher Schwäche!
Dein altes Banner jetzt statt deiner spreche,
Es ist dein Wort, es ist dein eigner Mund,
Doch bist du jung und stark noch und gesund!
Das ist allein die Losung, die du meinst,
Mit der dein Vaterland noch mag gesunden,
Wenn — o verhüt' es Gott! — vielleicht dereinst
Aufbrechen wieder Ungarns alte Wunden!"

## Das rechte Wort.

Die Auen ein fürstlicher Jagdzug weckt,
Inmitten Herrn Leopolds Majestät;
Die Bäume sich neigen, doch nicht aus Respekt,
Es beugt sie der Wind, der die Wipfel verdreht,
Der Himmel, unartig, schickt böses Wetter,
Schon fallen die schweren Tropfen und Blätter,
Da ruft Leopoldus von seinem Gaul:
„Ah, schaut's, jetzt regnet's mir gar in's Maul!"

Indeß die ipsissima verba ein Graun
Verbreiten im Zug, laßt ein Monument
Aus jener Zeit, ſein Bild, uns beſchaun;
Ich trag's in der Taſche. Siebzehner man's nennt.
Ein Lorbeerkranz in Perückenwildniß
Und eine Lippe, ſonſt nichts! So ſein Bildniß.
Drans männiglich ſieht, wie dem frommen Mann
Gar leicht in den Mund das Waſſer rann.

Ihr Hoftafeln nun rennt und ſprengt,
Ein Regenſchirm iſt's, was retten kann!
Hofmarſchall beſchließt ganz ſtill: der Mann,
Der des Kaiſers Hut gemacht, der hängt!
Hofmedicus denkt: nach dem Ebenmaße
Wohnt friedlich der Mund im Schatten der Naſe;
Durchlauchtigſte Naſe verſchmäht das Syſtem,
Wie ſtell' ich nun dieſes der Naſe genehm?

Schön tröſtet den Kaiſer der Hofjeſuit;
„Den Weihbronn der Prieſter entgegenhält,
Wenn die Majeſtät in die Kirche tritt;
Ein Dom des Herrn iſt Wald und Feld,
Gott ſelber hat hier den Weihbronn ergoſſen,
Zu grüßen dich, Leopoldum den Großen!"
Der Kaiſer wird grimmig wie König Saul:
„Zum Teufel, mir regnet's noch immer ins Maul!"

Der Eine erſtarrte, der Andere lief,
Der rang die Hände, der ſtand wie im Traum,
Der Günſtling des Herrn, in Gedanken tief,
Lehnt mit dem Haupt an dem Eichenbaum;
Aufſpringt er nun, heiliger Sendung trunken,
Die Stirn' ihm umſprühn der Erleuchtung Funken:
„Mein allergroßmächtigſter Kaiſer geruh
Und ſchließe huldreichſt die Lippen zu!"

Lobſinge, du heiliges römiſches Reich,
Wie leicht du zu ſchirmen, zu retten biſt;
Geſchoß der Karthaunen und Schwerterſtreich
Trifft nicht wie ein Wörtlein zur rechten Friſt;

Send immer dir's Gott zur rechten Stunde
Und Fürſten, die horchen dem rechten Munde,
Und Räthe zu weiſem Rathe nicht faul! — —
Dem Kaiſer regnet es nimmer ins Maul.

## Ungebetene Gäſte.

Des Feſtes Ordner ſchreitet durch den Saal,
Ein kleiner Herrgott, deſſen Wort befahl:
„Verkörpert ſei der Seelen liebſter Traum,
Das ſchönſte Gotteswort: es werde Licht!“
Wie Stern bei Stern rings Kerz' an Kerze dicht!
Ein glanzvoll Firmament war dieſer Raum;
Als Monde, Sonnen um den Glanzpreis ringen
Lichtgloben, Kandelaber, Girandolen;
Daß nicht den Lichtbewohnern fehlen Schwingen,
Web Flügel auch Muſik um Leib und Sohlen.

Nun trittſt du, Jungfrau, ein mit zagem Tritt,
Ins dunkle Trugmeer Welt dein erſter Schritt!
Du bebſt und könnteſt kühn, allein vor Allen
Aufrecht und ſtolz im ſchärfſten Lichtſtrahl wallen,
Denn deines Leibs entdeckt er keine Zehle
Und findet keinen Makel deiner Seele.
Und doch führſt du zum Feſt an zarter Hand
Ein wüſt Gefolg unheimlicher Geſtalten
Unzart ihr Leib, unfeſtlich ihr Gewand,
Geballt die Fauſt beinah, die Stirn in Falten,
Nicht kennend der Geſellſchaft Grund und Veſte
Die Satzung, bändigend die Anarchie
Von Frack und Handſchuh, von Kravatt' und Weſte!
Fortwies empört der Troß der Diener ſie,
Doch ſieht mein Aug' allein die finſtern Gäſte.

Da iſt ein Mann, Seewaſſer in den Haaren,
Ein landgeborner Triton, der gefahren
In ſeiner Glocke dunkelm Todtenſchrein
Zum tiefſten Meeresgrund, um deinetwegen,

Dir ſchöne Perlen um den Hals zu legen;
Der hat ein Anrecht wohl, dir nah zu ſein? —
Da iſt der Bergmann, ein ergreiſter Knabe,
Mit Schurzfell, Grubenlicht und Hämmerlein;
Er hat ſich ſelbſt geweiht zu frühem Grabe,
Aus grünen Thalen, ſonn'ger Luft gebannt,
Daß aus der Tiefe goldnes Erz er bringe
Für deine blanken Spangen, deine Ringe,
Die neidenswerth dir küſſen Arm und Hand;
Der Lampe rothes Züngiein überſchimmert
Gar ſeltſam grell den Glanz, der ringsum flimmert,
Ein Blutfleck ſcheints auf weißen Schleier fallend,
Ein Wehſchrei durch des Wohllauts Wogen ſchallend! —
Da iſt ein Mann, der Rieſenberge Sohn,
Ein frommer Chriſt! Er betet, huſtet, faſtet
Am Webeſtuhl, daß Schifflein nimmer raſtet,
Und darbt mit Weib und Kind ſeit Jahren ſchon,
Der Linnen feinſt Gewob um dich zu legen,
Das dich umſchmiegt rein wie ein Vatersegen. —
Da iſt die Blumenmaid, Jungfrau wie du,
Doch bleich und abgehärmt! Kein Frühlingswind
Spielt je ums Lockenhaar dem blaſſen Kind.
Sie ſchloß ihr Thor den Frühlingswonnen zu,
Um ſelbſt dein Lenz zu ſein in Wintersruh,
Dir Blumen bindend aus bemalten Flittern,
Die farbig als Guirland um's Haupt dir zittern,
Nun ſtarr die Erde, todeskalt die Luft,
Dem Kranz doch fehlt die Blumenſeele: Duft;
Mahnt er dich nicht an Jene, die ihn wand? —
Da iſt das fremde Weib mit kranken Buben,
Ein Feigenblatt von Woll' ihr Feſtgewand,
Man hieße frech es, wär' es nicht ſo elend!
Sie leben wühlend in Braſiliens Gruben,
Den Demant dir und ſich das Fieber wählend. —
Da iſt ein Knabe, vorgereift dem Alter,
Geſandt zum Seelentod in Laſterſchulen,
Zur großen Werkſtatt mit den Seidenſpulen,
Ein Bändchen dir zu wirken, bunt wie Falter;
Er ſelbſt ein Seidenwürmlein, — ſterben muß es

Bevor zum Flug entfaltet ſeine Schwingen!
Leichtſinnig flattern deines Bandes Schlingen;
Vergaß es ganz das Säuſeln ſeines Grußes? —
Da iſt ein Seemann, braun vom Sonnenbade,
Mit rother Schärp' und braunem Lederhut;
Er fuhr durch Sturmwindbrauſen, Tropenglut,
Damit ein Shawl von Hindoſtans Geſtade
Dir weich und warm mag um die Schultern fallen,
Daß nicht im Arei'n der Nachtluft leiſes Wallen
Den tanzerhitzten Lebensgeiſtern ſchade! —

Zerſtört, geknickt, entweiht ſo viele Leben,
Daß du ein Stündchen magſt im Reigen ſchweben,
O Jungfrau, unſchuldsvoll und ſeelenrein!
Du ſiehſt ſie nicht, ich ſchaue ſie allein
An deine Lichtgeſtalt ſich finſter reihn,
Und frage nicht die ſchwarzen Schatten weiter,
Der dunkleren Geſtalten Feſtbegleiter.

## Gedichte von Annette Freiin Droſte-Hülshoff.

### Gaſtrecht.

Ich war in einem ſchönen Haus
Und ſchien darin ein werther Gaſt,
Die Damen ſahn wie Muſen faſt.
Sogar die Hunde nobel (geiſtreich) aus,
Die Luft, von Ambraduft bewegt,
Schwamm wie zerfloßne Phantaſie,
Und wenn ein Vorhang ſich geregt,
Dann war ſein Säuſeln Poeſie.

Wohl trat mir oft ein Schwindel nah,
Ich bin an Naphta nicht gewöhnt,
Doch hat der Zauber mich verſöhnt,
Und reiche Stunden lebt' ich da.

All' was man ſagte war ſo fein,
So aus der Menſchenbruſt ſecirt,
Der Schnitt, ſo ſcharf und ſpiegelrein,
Und ſo vortrefflich durchgeführt.

Da kam ein Tag an dem man oft
Und leis von einem Gaſte ſprach,
Der, längſt geladen, hintennach,
Kam wie die Reue unverhofft.
Da ward am Fenſter ausgeſchaut,
Ein feines (ſeltſam) Lächeln im Geſicht,
Ich hätte Häuſer drauf gebaut,
Der Fremde ſei ein Muſenlicht.

Und als er endlich angelangt,
Als Alles ihm entgegen flog,
In den Salon ihn jubelnd zog,
Da hat mir ordentlich gebangt.
Doch ſtien ein ſchlichter Burſche nur
Mein Bruder in hospitio:
Vom Idealen keine Spur!
Nur krank, geſund und lebensfroh.

Drei Tage lebten wir nun flott,
Ganz wie im weiland Paradies,
Wo man die Engel ſorgen ließ
Und geiſtreich ſein den lieben Gott.
Des Gaſtes Auge hat geglüht,
Hat freundlich wie ein Stern geblinkt,
Und als er endlich trauernd ſchied,
Da ward ihm lange nachgewinkt.

O, unſre Wirthe waren fein,
Gar feine Leute allzumal,
Schon ſank die Dämmerung in's Thal,
Eh ihre Schonung nickte ein,
Und hier und dort ein Nadelſtich,
Und ſchärfer dann ein Meſſerſchnitt,
Und dann die Sonde ſäuberlich
In des Geſchiednen Schwächen glitt.

O ſichre Hand! o feſter Arm!
O Sonde, leuchtend wie der Blitz!
Ich lehnte an des Gaſtes Sitz,
Und fühlte ſacht ob er noch warm?
Und an das Fenſter trat ich dann,
Nahm mir ein allbekanntes Buch
Und las, die Blicke ab und an
Verſenkend in der Wolken Zug!

„Einſt vor dem Thron Mütaſſims, des Kalifen
Beſchwert mit Feſſeln ein Verbrecher ſtand,
Dem, als vom Trunk betäubt, die Wächter ſchliefen,
Des Herrſchers eigne Hand den Dolch entwand.
Nur dunkel ward die That dem Volk bekannt.
Man flüſterte von nahen Blutes Sünden,
Von Frevein die der Fürſt nicht mög' ergründen.
Schwer traf die läſt'gen Söldner das Gerücht,
Wie es ſie traf, die Sage kündet's nicht,
Nur dieſes ſagt ſie: daß an jenem Tag
Ein ſchauernd Schweigen über Bagdad lag,
Und daß, als man zum Spruch den Sünder führte,
Im weiten Saal ſich keine Wimper rührte,
Und daß Mütaſſims Blick, zum Grund gewandt,
Die Blumen aus dem Teppich ſchier gebrannt.

Am Throne ſtand ein Becher mit Scherbet,
Den Gaum des Fürſten dörrten düſtre Gluten,
Er fühlte ſeine Menſchlichkeit verbluten
Am Stahle der bedräuten Majeſtät.
Wer giebt' ihm ſeiner Nächte Schlaf zurück?
Wer ſeinen Muth zum Schaffen und zum Lieben?
Wer das Vertrauen auf ſein altes Glück? —
Dies Alles ſtand in ſeinem Blut geſchrieben,
Weh! weh, wenn er die Wimper heben wird!
Der Frevler zittert, daß die Feſſel klirrt.
Als noch der Lohn ihm wäſſerte den Mund,
Ein kecker Fuchs, und jetzt ein feiger Hund,
Würd er ſich doppelten Verrath nicht ſchämen,
Doch ſieht er deutlich Keiner will ihn nehmen.

Schaut zähneknirſchend nur zum Fürſten auf;
Die Wimper zuckt! — da drängt ein Schrei ſich auf, —
Und wie im Strauch die kranke Schlange pfeift,
An innerm Krampfe, will der Sclav erſticken.
O Allah! wird er ſich dem Pfahl entrücken!
Und ſtürmiſch der Kaliph zum Becher greift,
Hält mit den eignen Händen den Scherbet
Ihm an die Lippen bis der Krampf vergeht.

Die Farbe kehrt, der Sclave athmet tief,
Sein Auge, irr zuerſt, dann feſt und kühn,
Läßt lang' er auf des Thrones Stufen glühn,
Dann ſpricht er ernſt: „lang' lebe der Kaliph!
Auf ihn hat ſich Suleimans Geiſt geſenkt;
Ob er auch in gerechten Zornes Flamme,
Zum Marterpfahle einen Gaſt verdamme,
Den aus dem eignen Becher er getränkt."

Da ward Mütaſſim bleich vor innrer Qual
Zittern ſieht ihn ſein Hof zum erſtenmal,
Dann plötzlich ward ſein Antlitz ſonnenhell,
Und, hochgetragnen Hauptes rief er: „ſchnell
Die Feſſeln ihm gelöſt, ihr Sclaven! frei
Entwandl' er, nur von ſeiner Schuld gedrückt."
Doch zu dem Thron tritt der Weſir, gebückt,
Spricht: „Fürſt der Gläubigen, was ſoll geſchehn,
Wenn er zum zweitenmal den Dolch gezückt?"
Allah kerim! das was geſchrieben iſt
Im Buch des Lebens, drin nur Allah lieſt;
Allein auf keinem Blatte kann es ſtehn,
Daß der Verbrecher keine Gnade fand,
Den der Kaliph getränkt mit eigner Hand!"

Ich ſchloß das Buch und dachte nach,
An Türken-Chriſten-Mancherlei,
Mir war ein wenig ſchwül und ſcheu,
Und ſacht entſchlüpft' ich dem Gemach.
Wie ſchien der Blumen wilde Zier,
Wie labend mir die ſchlichte Weiſ!
Und auf dem Rückweg hab' ich mir
Die Pferde an der Poſt beſtellt.

## Auch ein Beruf.

Die Abendröthe war zerfloſſen,
Wir ſtanden an des Weihers Rand
Und ich hielt meine Hand geſchloſſen
Um ihre kleine kalte Hand;
„So müſſen wir denn wirklich ſcheiden?
„Das Schickſal würfelt mit uns Beiden,
„Wir ſind wie herrenloſes Land.

„Von keines Heeres Pflicht gebunden,
Meint Jeder nur, wir ſeien, grad
Für ſein Bedürfniß nur erfunden,
Das hülfbereite fünfte Rad.
Was hilft es uns, daß frei wir ſtehen,
Auf keines Menſchen Hände ſehen?
Man zeichnet dennoch uns den Pfad.

„Wo dicht die Bäume ſich verzweigen,
Und um den ſchlanken Stamm hinab,
Sich tauſend Nachbaräſte neigen,
Da ſchreitet ſchnell der Wanderſtab.
Doch drüben ſteht die einzle Linde,
Ein Jeder ſchreibt in ihre Rinde,
Und Jeder bricht ein Zweiglein ab.

„O hätten wir nur Muth, zu walten
Der Gaben die das Glück beſcheert!
Wer dürft uns hindern? wer uns halten?
Wer kümmern uns den eignen Heerd?
Wir leiden nach dem alten Rechte:
Daß wer ſich ſelber macht zum Knechte,
Nicht iſt der goldnen Freiheit werth.

„Lieb bin, wie du berufen worden,
Nach der Campagna Glut und Schweiß!
Und ich will ziehn nach meinem Norden,
Zu fechten unter Schnee und Eis.
Nicht würdig ſind wir beſſrer Tage,
Denn wer nicht kämpfen mag der trage!
Dulde wer nicht zu handeln weiß!“

So ward an Weibers Rand geſprochen,
In Zorne halb, und halb in Pein.
Wir hätten gern den Stab gebrochen,
Ob all den kleinen Tyrannein.
Und als die Regenwolken ſtiegen,
Da bahnten wir erſt mit Vergnügen
Uns in den Aerger recht hinein.

So lang die Tropfen einzeln fielen,
War's Nayhtaöl in unſern Trutz;
Auch Eins von des Geſchickes Spielen,
Zum Schaden uns und keinem nutz!
Doch als der Himmel Schloſſen ſtreute',
Da machten wir's wie andre Leute,
Und ſuchten auch der Linde Schutz.

Dort ſtand ein Häuflein dicht beiſammen,
Sich ſchauernd unterm Blätterdach;
Die Wolke zuckte Schwefelflammen,
Und ſagte Regenſtriemen nach.
Wir hörtens auf den Blättern ſpringen,
Jedoch kein Tropfen konnte dringen
In unſer laubiges Gemach.

Fürwahr ein armes Häuflein war es,
Was hier dem Wetterſturm entrann;
Ein hagrer Jud' gebleichten Haares,
Mit ſeinem Hund ein blinder Mann,
Ein Schuladjunkt im magren Fracke,
Und dann, mit ſeinem Bettelſacke,
Der kleine hinkende Johann.

Und Alle ſahn bei jedem Stoße
Behaglich an den Stamm hinauf
Rückten die Bündelchen im Schooße,
Und drängten lächelnd ſich zuhauf,
Denn wie ſo hoher ſchlug der Regen,
So breiter warf dem Sturm entgegen
Der Baum die grünen Schirme auf.

Wie kämpfte er mit allen Gliedern
Zu ſchützen was ſich ihm vertraut!
Wie freudig rauſcht er, zu erwiedern
Den Glauben, der auf ihn gebaut!
Ich fühlte ſeltſam mich befangen,
Beſchämt, mit hocherglühten Wangen,
Hab' in die Krone ich geſchaut.

Des Baums der, keines Menſchen Eigen,
Verloren in der Haide ſtand,
Nicht Früchte trug in ſeinen Zweigen,
Nicht Nahrung für des Heerdes Brand,
Der nur auf Gottes Wink entſproſſen
Dem fremden Haupte zum Genoſſen,
Dem Wandrer in der Steppe Sand.

Zur Freundin ſah ich, ſie herüber,
Wir dachten Gleiches wohl vielleicht.
Denn ihre Mienen waren trüber
Und ihre lieben Augen feucht.
Doch haben wir kein Wort geſprochen,
Vom Baum ein Zweiglein nur gebrochen,
Und ſtill die Hände uns gereicht.

## Der Meyer.

### In Weſtphalen.

Von W. Junkmann.

Marie-Geburt, wenn auf dem Feld
Nicht mehr die goldnen Wellen ſchwimmen
Und lugend in die ſtille Welt
Herbſtwolken überm Walde klimmen;
Der Brombeerſtrauch am gelben Weg
Läßt ſeine dunklen Beeren glühen;
Die Aue ſich brännet im Gehег
Und reife Aepfel drüber blühen;

Marie-Geburt wenn frei das Kind
Vom Zwang der Schule waldeinwärts ſchweifet,
Wie kühl in warmer Luft der Wind
Die laßen Blätter heimlich ſtreifet:
Dann ſcheint der Frieden ſich die Welt
Zur ſel'gen Wohnung zu erküren,
In alles was das Herz uns ſchwellt,
Sein ſüßes Ahnen einzuführen.
— „Nun Mei'r!" der Nachbar ſprach's „eur Rock ſo neu,
Vom feinſten Tuche, blau ins Dunkle,
So nett die Strümpfe, Schuh und Schnallen! Ei!
Marie-Geburt iſt heut; ich hör, es munkle,
Ihr wolltet wieder mal zum Kirmestanz.
Fürwahr ſolch ſchlanker Kerl iſt nicht zu finden,
Und ſolch ein Hof, — acht Pferde — frei und frank!"
— „Die Kirchhofsblumen blüh'n, die Flirren ſchwinden."
So ſprach der Mei'r. „Schlagt Feuer mir, ſtopfet mal
Von dieſem Kraut, aus Portoriko, echten.
Seht, wie die Mädchen lachen; ſchöne Wahl
Sind wir, zum Freien beide wir die rechten!
Geht mit nach Hauſ' die Meinen warten ſchon,
Den Dirnſten ihre Kirmes heimzubringen,
Dort unterm Thor; horch, der Vesperglocke Ton!
Zu Hof und Heerd, wo ſchon die Heimchen ſingen!"
— Und hin durchs Thor. Feld, Wieſen, Büſche ging
Der bunte Zug, voran die muntern Kinder,
Bis wo das Kreuz am Scheidewege hing,
Im laub'gen Dome von vier grünen Linden.
Dann zog der Mei'r mit ſeinen Knaben fort,
Die ſich des Tages Luſt noch mal erlebten,
Was ſie geſeh'n, wie ſich der Löwe dort
Gereckt im Käfig, daß die Planken bebten;
Die Proceſſion in glänzend langen Reih'n
Die ſeidnen Fahnen laß im Winde wallend;
Die Straßen bunt beſtreut und grün von Mai'n,
Geſang und Glockenklänge froh erſchallend.
Nur wenn das Eichhorn aus der Eiche ſprang
Ins Moos, Feldhühner aus der Furche flogen,

Dann sah'n sie auf und wenn der Habicht schwang
Die stolzen Kreise hoch am Himmelsbogen.
Dann in ihr Auge, seelenvoll und rein,
Ihr kindisch Wundern, Jubeln, Springen
Goß sich des Meiers Auge, Lieben ein,
Als wollt' er alte Stunden sich erringen;
Erringen was mit seiner Seele Kraft
Er einst geliebt in süßer Jugend Stunden.
Das treue Bild, das neidend hingerafft
Die andre Welt und ewig sich verbunden.
Es drang sein Blick ins tiefste Blau hinein, —
Umsonst; die Wolken zogen ihre Wege,
Der Wind ging sausend durch den Fichtenhain,
Die Sonne spielte mild um Moos und Stege.
— Da lag sein Hof im dunkeln Eichengrün
Drei Pappeln hoch im Winde sich bewegten,
Das rothe Dach betupft mit Sonnenglüh'n
Drauf kosend sich die bunten Tauben regten.
Ha, laut Gebell! Und Waldmann, Erdmann, Spitz
Und Sultan stoben durch die grünen Hecken,
Staubwirbelnd auf dem sand'gen Weg, und Fritz,
Herr Langohr, stieß ins Horn nach allen Ecken.
Da hoben sich im schattendunkeln Teich
Die rothen Kühe langsam, unter Brüllen;
Es lärmte fliegend, Ent- und Hühnerreich;
Hans, Witfot, Blömken flogen hin die Füllen.
Hinnerk im grünen Wamms, der Hirt springt gleich
An's Heck und bückte sich und an der Mütze
Der rothe Zipfel vorwärts nickt, obgleich
Die Augen seitwärts gingen, wo, der Spitze
Ansprung abwehrend, beide Knaben schon
Halb aus der Tasche ziehen: Gedruckt dies Jahr
Von Dr. Simrock: „Genovefa und ihr Sohn"
„Vier Heimonskinder" beste Kirmeßwaar'!
Gott helf' der Meier zu den Mägden sprach,
Im Sonntagsschmuck rings an des Brunnens Randen,
Gott lohn euch! riefen diese lachend nach,
Da bloß zum Erntehahn sie Kränze wanden.

Die Knechte grüßten freundlich, auf der Bank
Ihr Pfeifchen rauchend, unter dem Hollunder;
Die Mädchen neckend, die im luſt'gen Zank
Im lauten Wettſang übten ihre Wunder. — —
Der Meier trat ein: Die Küche öde war,
Doch knitterte vom Herd der Flamme Sprühen;
Die Tenne, dunkel, ſtill; einſonig klar
Die Futterſchneide klang, dort, wo das Gitter
Des Tages durch die Niedenthüre drang.
„Ei guten Abend!“ Sieh der Nachbarn Einen
Und wieder Einen in der Thür; es klang
Ihr Auftritt auf den mächt'gen Quaderſteinen.
— Bald ſah im Hof man, wo der Birnbaum hoch
Aufs niedre Dach die breite Krone ſtreckte;
Voll gelber Laſt ſich ſein Geäſte bog,
Indeß der Weinſtock grün die Wand verdeckte.
Der Methkrug auf dem Tiſch, rings duftig kühl
Der kraufe Schatten, bunte Gartenblumen,
Die grüne Wieſ', der Büſche Farbenſpiel
Und mehr als dies, der Pfeife Blumen.
— „Welch' ſchönen Beutel habt ihr, Meier; geſtickt
Ein A und B darin! Man ſollt's nicht ſagen,
So fein! von eurer ſel'gen Frau? geſchickt
War ſie und gut. Ihr habet viel zu klagen.
Und hier ein M? Verſprecht ihr uns nicht oft,
Zu deuten dies, wenn's Luſt und Zeit erlaube?
Eu'r Haar iſt grau, ihr ſchweigt? Was wir umſonſt gehofft,
Mit Gott kommt es zu gut, das iſt mein Glaube.“
— „Was, Hinnerk!“ ſprach der Meier, „was fällt euch ein?“
So ſchalt er freundlich ſeine derben Jungen:
„Wollt' ihr Tuckmäuſer hier und Lauſcher ſein?
Fort, tummelt euch, geſpielt, geſprungen!
Ich will euch, Scheim'! doch erſt die Birnen hier
Mir aufgeſucht. Ich ſah auch durch die Wieſen
Stadtkinder zieh'n; folgt ihnen nach, denn ihr,
Ihr kennt die Büſche. Ehrlich drum gewieſen
Die beſten Näſ'; es bleibt genug für euch!
Nur ſorgt, daß ſie die Herden ſchonen.

Den wagen Aufſchlag und ihr Sonntagszeug;
Macht ſchnell! Bald glüh'n des Waldes Kronen."
– „Nun Nachbarn, hört! Es war in jener Zeit,
Als wir mit unſerm Blute tränkten
Das ferne Spanien, als wir weit und breit
Die Säbel vor dem Kaiseradler ſenkten.
Ich traf es gut, im erſten Regiment
Garde zu Pferde, bei den Grenadieren.
Es war im Heer das beſte Regiment,
Voll Tapferkeit ganz, voll Feinheit und Manieren.
Da hörtet ihr kein kränkend, ſchiefes Wort;
Mein Herr Kam'rad! Das war die ſtete Rede.
Kein Trinker, Spieler fand da ſichern Ort,
Kein Mann, der ordnungslos in That und Rede.
Es waren Leute, fein in Sitt' und Kleid;
Die Andern all uns gerne honorirten.
Und vor dem Feind? Nun ja, ein heißer Streit
Die Cappas blancas gute Klingen führten!
Heiß ſchien die Sonne Spaniens; grau das Land —
– Kein Baum, kein Strauch – der Kukuk mocht's ertragen!
Schon zog bis Mittag unſer Zug, bis wir am Rand
Von einer Mulde am Ende aller Plagen.
Es ging hinab; Polack', Franzoſe, meiß
Zu Pferd, Ulanen, Gardegrenadiere.
„Seid ihr die Cappas blancas, wie es heißt?"
Fragt' uns ein Kind: „Seid ihr vom Nummer viere?
Es liegt ein kranker Don bei uns im Haus,
Und wünſcht zu ſprechen, den er hier geſchrieben."
Mein Name ward. „Habt Acht! Doch tretet aus."
Mein Hauptmann ſprach: „Und nicht zu lang geblieben!"
Ich folgt' ins Dorf, und ſieh, im Thore ſtand
Von einer Venta Verend dort vom Kotten,
Mein alter Schulkamrad und nun Sergeant
Der Garde, ja, an ihm war nichts zu ſpotten.
Auf eine Steinbank ſetzten wir uns hin,
Zwei Greiſe trugen ſie mit Löwenfüßen.
Das ſchöne Kind, es küßt ihm Mund und Kinn;
Er war ja bleich, mein Herz verging beim Grüßen.

„Ach Max!“ sprach er, „wer dacht's, als wir im Schnee
Im Morgengrau zur fernen Schule gingen;
Den bleichen Mond, und funkeln noch ich seh
Den weißen Schnee, hör' Agnes Stimme klingen.
Und Abends froh zurück; das Mondlicht stieg;
Roth glühte Agnes in dem Abend-Schimmer;
Die Gluth hier macht mich müd' und siech,
Nach Wald und Vögeln zieht mich's immer.
Dann gings ans Scheiden, dann gings in die Welt,
Ich mußte dienen, euch die Kühe hüten!
Da auf dem Esch hoch in der Eiche Zelt
Saß ich, wie oft und lang, vergaß das Hüten.
Denn weit, weit über Wiesen, Busch und Feld
Lag Agnes Haus; den Schornstein konnt ich sehen
Fern ab, und oft vom Sonnenschein erhellt
Den blauen Rauch am grünen Walde stehen.
Da saß ich nun und sah so lang es ging
Indeß der gute Hund das Vieh bewachte,
Dein Vater litt nur frommes Vieh, und Flink, —
Kein klüger Thier uns Meister Simons brachte!
Was sollt' ich hoffen, thun? ich armer Knecht
Und eigenhörig, ohne was zu erben?
Mir schwand der Kopf; der Pastor, schlecht und recht
Wie unser eins, der ließ mich nicht verderben. —
Da kam der Kaiser, mit ihm Freiheit zog,
Da weinten meine Eltern Freudethränen,
Gebet zum Himmel tausendstimmig flog,
Des Kaisers Adler hatte Riesensehnen.
Zum Krieg, rief er, ich trat für Stephan ein;
Dort an dem Brink bei eurem Kreuz die Linden,
Sah'n mich von Agnes scheiden. Ach, der Schein,
Das Licht von diesem Tag will nie mir schwinden.
Für sie focht ich um Ruhm, dem Kaiser treu
Aus Dank und Pflicht, sieh hier dies Kreuz, die Tressen!
Doch Scheiden, Meiden das thut weh — stets neu
Ist dieses Kreuz und läßt sich nicht vergessen.
Ich blieb ein Bauer, blieb ein freier Mann,
Und soll hier freie Bauern morden?

Was geht mich todten Mann der Kaiſer an?
Was all die Titel, all die Orden?
Mich liebt der Feind, als Krieger that ich meine Pflicht;
Dieſelbe Erde pflügen dieſe Leute,
Dieſelben Worte ſiehend hier der Prieſter ſpricht,
Wir knien vorm Altar an ihrer Seite.
Was geht mich müden Mann das Erdenwirren an?
Ich hab' genug; die Rechnung iſt geſchloſſen
Vor meinem alten Mönche Fray Juan,
Und du biſt hier; der Himmel hat's beſchloſſen.
Du kehrſt zurück, ja glücklich wirſt du ſein,
Der Erde du von euren ſchönen Ländern!
Sprich nicht dein Bruder lieb', nie träf es ein,
Ich weiß es ſicher; Gott kann alles ändern.
Sieh einſt zur Nacht; der Mond ſchien voll und klar;
Johannisnacht, ich weiß es g'nau, ich wohnte
Bei euch; da in die helle Nacht fürwahr
Trieb plötzlich mich die Angſt, die ungewohnte.
Da ſtand ich an der Lind', an Hofes Heck
Und ſah nun um mich; Gott, die Riedenthüre
War offen — in der Nacht; — mich faßte Schreck.
Heraus en't Wagen kam, drauf weiß die Bähre!
Mein Blut ward Eis; der Hund froch winſelnd an.
O Gott, ich zählte die Verwandten, zählte
Und mußte zählen, ganz genau und dann —
Es war dein Bruder, er nur fehlte.
'S iſt Gottes Willen, ſei getroſt, denk' mein,
Wenn du als Meier wohnſt auf eignem Grunde;
O denk an Agnes! weſſen ſollt' ſie ſein
Als dein, des dritten in dem treuen Bunde?
Laß dich nicht irren, daß du Meier biſt,
Reich die Familie, ſtolz dir die Verwandten,
Daß ſie des armen Ketters Schweſter iſt.
Gedenk, wie wir den Tod einſt von dir wandten!
Sieh dieſen Beutel hier — am Scheidetag
Gab ſie ihn mir, ach unter bitterm Weinen.
Nimm ihn; zu dieſem A und B ja mag
Unten ganz gut das ſchöne M erſcheinen."

„Viva España! Santa Fe! el Rey!“
So scholl es plötzlich und dann wildes Schießen.
„Das sind die Unsern!“ rief das Kind. Ein Schrei!
Mein Pferd sprang auf, an's Thor sie donnernd stießen.
„Viva España!“ In der Thüre stand
Die Wirthin, todesbleich die Augen blitzend.
„Madre de Dios! Gottes Hand
Sei mit mir heute, euch beschützend.“
Bernd aber sah mich bleich und lächelnd an
Und meine Hand drückt' er und hielt mich nieder.
Und leise redend wieder fing er an:
„Gott ist mit dir; wir sehn uns oben wieder!“
Doch das Geschrei durchdrang mir Muth und Ohr;
Nie in der Schlacht fühlt' ich ein solches Grauen
Als hier im stillen Hof, bei festem Thor,
Wo nichts von Feinden ringsum war zu schauen.
Und wieder sprach er: „Horch, o hörst du nicht?
Franzosenhufe, — horch, der Garde Eprengen!“
Ha! flitternd in die Straßen bricht
Des Sturmes Jagen, Sturmes Drängen.
Mein Hund mich zog, mein Pferd sprang los.
„Der Kaiser lebe!“ Kappas blancas in den Straßen!
Im Bügel saß ich; noch ein Stoß,
Das Thor sprang auf; ich mitten in die Straßen.
Fragt mich nicht mehr von diesem Tag;
Seht her! für todt zurückgelassen,
Auf Stroh im Klosterhof ich lag
Zum Tode wund, Gott überlassen.“
Da barg der Meister stille sein Gesicht
Mit seiner Hand; nicht schien er sich zu regen;
Dann sah er auf und strich sich das Gesicht;
Die Nachbarn saßen ohne sich zu regen.
Doch sieh die Abendröthe schien
So süß und mild auf Gottes Erde,
Und Friedensstille durch die Lüfte hin
Und Friedensstille auf der Erde
Und golden auf die Kinderschaar,
Die unbemerkt herbeigeschritten,

Das rothe Licht, so warm und klar,
In sanften Wellen war geglitten.
Und Hinnerk stand, die Augen weit
Geöffnet, neben ihm die Söhne,
Ganz hinterm Haufen, der mit Gold bestreut
Und schweigend stand in Engelschöne.
— „Seid ihr schon da, ihr junges Volk?“
Der Meier sprach: „Ihr schmucken Dirnen,
Zeigt her, was gibt's!“ Und husch, da scholl's
Durch Zweig und Blätter. Ein paar Birnen
Dem jüngsten in die Mütze fiel,
Das alle lachend seitwärts sprangen.
Der Meier lachte. „Ei der Baum hat viel
Für euch zu über. Seht ihn prangen!
So macht ihm Sonntag höflich mal Besuch.
Er wird euch sicher wieder viel verehren:
Doch nun geht in die Küche, macht Versuch
Von unsrer Milch und was sie kann bescheeren,
Und grüßt die Eltern, Kinder; gute Nacht!“
Da gab's ein Händeküssen und ein Neigen,
Da ward gesprungen rings und ward gelacht,
Da gab's ein Jauchzen, Plaudern und ein Zeigen.
— Die Nachbarn standen auf; er hielt sie nicht.
Doch gab er herzlich ihnen das Geleite
Hin durch die Wiesen, weiß von Thau; das Licht
Allmählig schwand und wich von ihrer Seite.
Am Fichtenwäldchen, wo die Grenze zog
Von seinem Grund und Erbe, dort sie schieden;
Sie drückten stille sich die Hand, dann bog
Der Meier ab zur Seite, wo in Frieden
Und Dunkel fern das kleine Dörflein lag.
Des Kirchthums Hahn noch einsam golden glühte,
O horch! Geläute traulich sprach
Zur Seele, die in sich verglühte.
Zum Kirchhof sah er, ob so lang
Ein Schimmer noch am Thurme sprühte,
So lang in hören noch ein Klang;
Dort lag sein Herz, dort seines Lebens Blüthe.

# Frühlingsſtimmen.

## Von Wolfgang Müller.

### I.

Vom Erkerfenſter ſchauen
Wir in die Sommernacht,
Wo tauſend Welten bauen
Des Sternenhimmels Pracht.
Die ſieben Berge kränzen
Das Thal in ſteiger Schaar,
Die Auen duften, glänzen,
Der Mond zieht hoch und klar.

Oft ſtreift ein feurig Glühen
Den Himmel hier und dort,
Johannisfunken ſprühen
Im blüh'nden Garten fort.
Zuweilen ſpielen Lüfte
Leis durch dein Lockenhaar,
Sie tragen Rebendüfte,
Der Mond zieht hoch und klar.

Es träumet, wie wir lauſchen,
Ein Vogel noch im Strauch,
Des Rheines Wellen rauſchen
Leis hin im Abendhauch.
Ein Boot! Horch, Schiffer ſingen
Alnßmärchen wunderbar,
Die Felſen wiederklingen,
Der Mond zieht hoch und klar.

Wir ſehen ſtill umſchlungen
In warmer nächt'ger Luft.
Die Seelen ganz durchdrungen
Von Klang und Licht und Duft.
Die Herzen pochen mächtig,
Wir glüh'n, ein ſelig Paar:
Die Sommernacht, wie prächtig!
Der Mond zieht hoch und klar.

## II.

Waldeinſamkeit! In's ſchwellende Moos
Da ſtreck' ich mich hin, hoch über mir groß
Wölbt grün ſich das Dach von Zweigen.
Rings wilde Blumen blüh'n — und kühn,
So ſtürzt ſich der rauſchende Bach durch's Grün,
Sei gegrüßt, du Jugendreigen!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen,
Trarire, trarire,
Wie bin ich der Jugend ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! O du friſche Schau
Durch der Blätter Spiel des Himmels Au,
Das Blau durch die grünen Gipfel,
Und die Wolken fliegen daher — und hehr
Erhebt der Wald in der Lüfte Meer
Als Freiheitsfahnen die Wipfel.
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen,
Trarire, trarire,
Wie bin ich der Freiheit ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! Wie die Taube girrt!
Die Amſel als Herold zieht und ſchwirrt,
In den Gipfeln ſinget ſie ſonnig.
Aus den Höhen der Falke ſchreit — und weit
Herauf träumt die alte und ſüße Zeit,

O Liebe, du grüßeſt ſo wonnig!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Liebe ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

Waldeinſamkeit! Wie der Wald rings ſpricht!
Grüngoldene Strahlen und dämmriges Licht
Und Duften und Rauſchen und Klingen!
Die Bäume, die Vögel, der Quell — und ſchnell
Durchtönen die Seele Geſänge mir hell,
Friſchauf in den Wald ſie zu ſchwingen!
Mein Horn ſoll es ſagen und tragen,
Trariro, trariro,
Wie bin ich der Lieder ſo froh, ſo froh
In den luſtigen Sommertagen!

## III.

An deiner Bruſt nur kann ich ſchlafen,
Sonſt find' ich keinen Frieden mehr,
Und ruh' ich nicht bei dir im Hafen,
Dann ſtreif' ich hin auf hohem Meer.
Dann wandr' ich ſtill wie Mond und Sterne
Wachſam entlang die Sommernacht.
O Riff' und Klippe nah und ferne,
Sie ſagen dir, ich hab' gewacht.

Auf deines Zimmers Fenſterſcheiben
Da ruhte blank des Mondes Glanz.
Im Garten unten muſt' ich bleiben,
Es ſchlief dein heller Blumenkranz.
Ich ruhte auf der Bank, die Kronen,
Sie regte träumend mancher Baum;
Die Vögel, die im Laubwerk wohnen,
Sie ſangen unbewußt im Traum.

Ich ſtreifte vor der Lerche Liedern
Und vor dem Morgenroth im Feld.
Wie regte da mit üpp'gen Gliedern
Dem Tag entgegen ſich die Welt!
Die Sonne kam, es gingen Düfte,
Licht ſtrömte über Wald und Strom;
Da ſchwollen Lieder, wogten Lüfte
Vollquellend durch den Weltendom.

All das geheimnißvolle Weben,
Mein Kind, haſt du im Schlaf verſäumt,
Nur doch vielleicht hat ſüßres Leben
Durch deine Seele ſtill geträumt.
Die Seligkeit ließ mich nicht ſchlafen,
Die Liebe trieb den irren Fuß;
Ich hatte nicht geruht, da trafen
Mich ſüß dein Morgenkuß und Gruß.

## IV.

Da lockte mich heut ein ſeltſamer Klang
Tief in des Waldes Räume.
Ich ging einen irren, wirren Gang
Durch die grüne Nacht der Bäume.
Wie lang und wie weit ich umher gekreiſt,
Ich weiß es nicht, es umwehten den Geiſt
Die dunkelſten Märchenträume.

Hoch tönten die Gipfel, tief rauſchte der Quell
Mit zauberiſch klingendem Tone.
Ich war wie verbannt! Ein Fels lag hell
Im Lichtglanz gleich ein'm Throne.
Traut ruht' in der Laube von Farrenkraut
Die verzauberte grüne Schlangenbraut,
Auf dem Haupte die güldene Krone.

Mir verwirrten die klugen Augen den Sinn,
Das war in den Blicken ein Funken,
Zweizackig blitzte die Zunge hin,
Mir war die Seele wie trunken,
Und hätt' ich das rechte Wort gewußt,
Entzaubert wäre mir an die Brust
Die schönste Maid gesunken.

Und ich ruhte wohl im leuchtenden Schloß,
Tränk' Wein aus purem Golde,
Ich hätte der jungen Königin Trotz
Als junger König im Solde! –
Gott danke, daß ich das Wort nicht gekannt,
Ich stürmte zurück in das sonnige Land
Und bin dir erhalten, du Holde.

## Leila.

### Von J. M. Hutterus.

Alter Isaac, blinder Jude!
Hüte, hüte wohl dein Haus,
Kiese Nächtens seine Schwelle
Dir zum Ruhekissen aus!

Leise, Alter! sei dein Schlummer
Leise, daß ein Hauch dich weckt,
Daß das Summen einer Mücke
Dich wie Sturmgeläute schreckt.

Ehrlich ist, ich weiß, dein Wandel,
Und das Glück war dir nicht hold,
Drum zu hüten in den Truhen
Hast du wohl kein klingend Gold!

Dennoch ſchleicht um deine Hütte
Manch ein lüſtern Augenpaar,
Manch ein pochend Herz und harret
Das ſie deines Schutzes bar.

Denn — o wiſſ' es — dieſe Hütte,
Das man einen Schrein ſie nennt,
Der der Perlen allerſchönſte
Berge aus dem Orient.

Eine Perle, deine Tochter! —
Traun! das iſt ein dürftig Bild,
Das nur einen ſchwachen Schimmer
Ihrer Schönheit dir enthüllt.

Wer ſie ſiehet, deine Leila,
Mit dem dunkeln Lockenhaar
Mit der Wangen Morgenfriſche
Mit den Augen tief und klar,

Keine Roſen, einen ganzen'
Roſenfrühling ſieht er blühn,
Keine Sterne, einen ganzen
Sternenhimmel niederglühn.

All das Schönſte muß er decken,
Das ihm je das Herz entzückt,
Und doch keines Bildes ſinnt er,
Das ſolch reicher Zauber ſchmückt.

Alter Iſaac, blinder Jude
Hüte, hüte wohl dein Haus,
Kieſe Nächtens ſeine Schwelle
Dir zum Ruhekiſſen aus.

Doch du ſchweigſt und kehrſt zum Himmel
Dein umnachtet Angeſicht —
Gottes Donner auf ihn nieder,
Wer dir dieſe Roſe bricht!

# Gedichte von J. Burckhardt.

## Der neue Don Juan.

Melodie: „Ich war noch ſo jung u. ſ. w.“

Ich ſaß vor dem Wald und hütete das Vieh
Und war ganz in Gedanken verſunken, weiß nicht wie;
Da kam aus dem Hollunder die alte Her hervor
Und macht' ein freundlich Angeſicht und zupfte mich am Ohr.

Ich ſprach: Du graue Vettel, was willſt Du denn mit mir?
O liebſtes Schapkind, ſeufzte ſie, nur einen Kuß von Dir!
Du haſt zu ſüßen Küſſen ſolch ſchönes breites Maul
Und biſt auch ſonſt, ich weiß es wohl, zum Küſſen gar nicht faul.

Geh mir vom Leibe! rief ich, ſieh, lieber will ich noch
Dort den Wegweiſer küſſen, denn der iſt hölzern doch!
Da ward ſie grimmig böſe und ſchwang den Zauberſtab
Und ſchrie: Jetzt geh, du ſchlimmer Strick, einmal ins Dorf hinab! —

Da fing ich an zu zittern und laufte, was ich konnt'
Und dacht': ſie hat dir's angethan von wegen dem Affront! —
Und wie ich an die Hecke von Nachbar Märten kam,
Schritt aus dem Garten Märtens Frau ganz blind und krumm und lahm.

Und eh' ich mich's verſah, da hatt' ich einen Kuß.
Sie rief: Welch ſchöner langer Menſch! — ich fluchte vor Verdruß
Und rannt' ins Dorf hinunter, da ſaßen vor der Thür
Sehr viele alte Weibsperſon'n und kamen raſch herfür.

Da iſt er! ſchrien ſie alle und ſingen gar mich ein,
Ich mußt' ſie küſſen nach der Reih', was half um Hülfe ſchrein?
Das hat der Hexenzauber den Alten angethan,
Die jungen Mädchen lachten nur und ſah'n mich gar nicht an.

Ich dachte: Wollte Gott, du wärst zum Dorf hinaus!
Da kam die dicke Amtmännin gerad aus ihrem Haus:
O schöner Jüngling, sprach sie, Romanenideal,
Nach dem mein still Gemüth sich sehnt, komm in den Gartensaal!

In einer niedrigen Laube, da küßte sie mich derb,
Bis daß ich laut geschrien: Frau Amtmännin, ich sterb! —
Weh, rief sie, willst du scheiden? So nimm noch diesen grau'n
Strickbeutel voll von Zuckerbrot, dich oft dran zu erbau'n! —

Und mit dem Beutel riß ich aus geraden Wegs,
Und unterm Dorf am Bache da stand die böse Her:
Soll ich den Zauber lösen, so küß mich, daß es schallt,
Sonst küssen dich, wohin du kömmst, die Weiber grau und alt! —

Da stand ich ganz verdutzt wohl eine Viertelstund'
Und küßt' sie doch am Ende, und wischte rasch den Mund,
Und warf ihr hin den Beutel, da ward sie unsichtbar;
Doch hört' ich laut sie schmatzen noch an meiner Zuckerwaar.

## Der See im Walde.

Was lockst du so zum Waldesgrund,
Du tiefer See in Abendglut?
Weich Flüstern? — 'S ist die Dämmerstund',
Die träumend über den Wassern ruht.

Rauscht's in den Eichen rings am Strand?
Tönt's aus der Tiefe dumpf hervor?
Schwebt leicht verschlungen Hand in Hand
Ueber dem See ein Nixenchor?

Horch, es verstummt. — Nein, wieder klingt's,
Wie leiser flüchtiger Rosseshuf,
Und näher, immer näher dringt's,
Wie bald erstickter Weheruf. —

Da fliegt es! — Wiederum verfloß
Der Schein ins Dickicht wunderbar:
Es iſt ein Jüngling hoch zu Roß,
Ein blaſſes Weib mit fliegendem Haar.

Sieh! unter den Eichen am ſchroffen Strand
Hoch über dem Waſſer — da brauſen ſie hin! —
Das iſt auf das ſchnaubende Roß gebannt
Mit ihrem Buhlen die Königin.

Wenn das Abendroth durch die Wipfel ſcheint,
Dann müſſen ſie dreimal umjagen den See —
Hörſt du das Aechzen? Sie klagt und weint
Ein rettungsloſes, unendliches Weh. —

Einſt brauſte die Jagd durch die waldigen Höhn
Und die Königin irrte hierher allein;
Ihr folgte der Buhle — wie war ſie ſo ſchön,
Als auf ihr ruhte der Abendſchein!

Und hinter ihnen auf einmal ſtand
Der König, und blickte ſie an voll Wuth;
Auf ſprang der Buhle, mit frevelnder Hand
Stieß er den Gebieter hinab in die Flut,

Und ſchwang ſich auf's Roß und hob ſie hinauf
Nie war ſo blaß ihr ſüßes Geſicht! —
Drauf ſporn' er den Renner zu wildem Lauf,
Doch des Waldes Ausgang fanden ſie nicht.

Ringsum nur Eichen — ein wogendes Meer
Von düſterm, blutigem Abendroth! —
So jagen ſie noch im Wald umher;
Man weiß nicht: leben ſie? ſind ſie todt? —

Es naht die Nacht, und ferner ſchallt
Hufſchlag und Geſtöhn aus dem Dickicht hervor;
Vom See, wo der König modert, wallt
Ein weißer Nebeldunſt empor.

## Die Waldeskönigin.

In dem Dorf am Brunnen tränken ihre Pferde die Dragoner,
Staunend um die jungen Burſche ſammeln ſich des Dorfs Bewohner:
„Reiter, kommt ihr nicht ins Wirthshaus? haltet ihr nicht Mittagsruh?“ —
„Nein, ein Gläschen reicht aufs Pferd mir, dann geht's fort, dem Walde zu.

In dem Wald bei der Kapelle hauſen ſie, die Mordgeſellen,
Wir und unſre Kameraden müſſen drum den Wald umſtellen.“
„Segn' euch Gott, ihr guten Reiter! thut 'nen hübſchen fetten Fang!“ —
Sieh, wer wandelt auf der Wieſe her ins Dorf, dem Bach entlang?

Ei wer anders als das kluge liſtige Zigeunerkind?
An dem ſchwarzen Mieder flattern rothe Bänder hoch im Wind,
Schwarze Reiherfeder prangen auf des Mädchens ſchmuckem Hut,
Und zum Brunnen tretend kühlt ſie ihrer braunen Wangen Glut.

„Mädchen,“ ſpottet ein Dragoner, „komm beſiehe meine Hand
Und weiſſage, giebt's im Walde wohl für uns 'nen harten Stand?
Sag mir, ob ich heim mit Ehren, ob ich heim mit Schanden muß?
Nimm, wenn's wohl geräth, 'nen neuen Zwanziger und einen Kuß.“

Ernſt und traurig blickt das Mädchen auf die Hand dem Reitersmann:
Deiner Jugend, ſchöner Reiter, drohet ſchon des Todes Bann,
Deinen Zwanz'ger magſt du ſparen, doch wenn deine Lippe bleicht,
Fordr' ich von deiner Lippe den bedungnen Kuß vielleicht!“ —

Und ſie wendet ſich und ſchreitet aus dem Dorf den Bach entlang,
Ferne hört man noch ertönen ihren düſtern Todtenſang. —
Schweigend reiten die Dragoner ins Gehölz; da tönt es: Halt!
Schüſſe fallen aus dem Dickicht, eine Mädchenſtimme ſchallt.

Alles wohl erkundet hatte ſie, des Waldes Königin,
Und es ſtellen ſich die alten Räuber auf nach ihrem Sinn —
Wie ſie zielten ungeſehen! Jeder Schuß traf eine Bruſt,
Und die Waldesherrin ſtreifet durchs Gebüſch mit wilder Luſt.

Doch wer iſts bei der Kapelle, der verhüllet ſein Geſicht?
Einen todeswunden Reiter ſieht ſie dort im Abendlicht —
Ja er iſt es, dem ſie heute prophezeiet ſein Geſchick;
Nun iſt ſtarr ſchon ſeine Lippe und es bricht der matte Blick.

„Mädchen, komm, laß einen Kuß mich drücken noch auf deinen Mund!
Doch der Lippen letztes Beben thut dir mein Begehren kund:
Laß mich nicht die Räuber morden! Nimm, o Mädchen hier mein Schwert —
Einen Kuß noch gieb und thue dann, um Gott, was ich begehrt!“ —

Einen heißen Kuß noch drückt ſie auf den ſchönen blaſſen Mund,
Zieht das Schwert darauf und ſenkt es in des Reiters Bruſt zur Stund.
Doch ſchon tönt es rings im Walde: Heil der Waldeskönigin!
Und als Räuberfürſtin tritt ſie in der Räuber Mitte hin.

## Nebelmorgen (Nonnenwerth).

### Von Alexander Kaufmann.

Von unten hör' ich Hähne luſtig kräh'n,
Es zittern Glocken, Roßgeſpanne ſchaudern;
Als müßt' ein Strom in grauer Tiefe geh'n,
So klingt wie Wellenlieder ſüßes Plaudern.

Bisweilen bricht des Nebels dichter Flor,
Dann rauchen Dörfer, ſteigen Felſenſpitzen,
Doch wieder zieht's den düſtern Schleier vor,
Und anderswo im Nebel ſeh' ich's blitzen:

Schau dort das Eiland, das in ſtiller Nacht
Der jungen Liebe letzte Raſt bereitet
Wie lockend es in lichter Wunderpracht
Und blühend ragt, der Strom es blau umgleitet!

O ſieh die Linden, ſieh das Kloſterthor,
O ſieh die Laube, drin wir nächtens lauſchten,
Als Mond und Stern in zauberhaftem Chor
Dort mit den Wellen ihre Küſſe tauſchten,

Als ſüß im Buſch das liebe Vöglein ſchlug,
Als Düfte zogen auf beglücktem Eiland —
Doch weh, da kommt ein neuer Nebelzug,
Das Bild iſt fort, und düſter iſt's wie weiland. —

So wer erklomm des Lebens letzte Höh'n,
Sieht unter ſich das längſt verlebte Leben,
Aus dem, wie heute durch der Nebel Weh'n,
Sieh hier und dort die alten Bilder heben.

Den Schauenden ergreift's mit Leid und Luſt:
Er ſieht das Dorf, drin er gelebt vor Zeiten;
Es hebt der Strom ſich aus dem Nebeldunſt:
Sein luſtig Schifflein ſieht er wieder gleiten.

Er ſieht die Menſchen wieder ſchwer geplagt,
Er hört ihr ängſtlich ärmliches Getriebe,
Doch plötzlich über Noth und Jammer tagt
Das goldne Eiland ſeiner jungen Liebe!

## Der Schöffen Spruch.

Aus: „das neue Hanno-Lied," Romanzencyklus von **Laurenz Lerſch.**

Wie herrlich iſt's, ein Fels empor zu ragen
Inmitten einer Welt!
Den neuen Morgen ſieht er früher tagen;
Und mag die Woge an den Felſen ſchlagen,
Die Woge ſie zerſchellt.

Wohl kann an ihm manch kecks Schiff zerſcheitern,
Und mancher Schwimmer ſinkt,
Doch dient ſein Leuchtthurm auch des Schiffes Leitern,
Wann er erſcheint, die Blicke ſich erheitern,
Und Freud' und Jubel winkt.

Wie herrlich iſt's, ein Gott zu ſein auf Erden,
Kein Gott der wilden Schlacht!
Ein jeder Fürſt kann Gott auf Erden werden,
Kann lindern, hemmen ſeines Lands Beſchwerden,
Licht bringen in die Nacht.

Ihm öffnet ſich das Thor zur niedern Kammer,
Wo ſtill die Thräne fließt,
An ſeinen Pallaſt ſchlägt der Wittwe Jammer:
Weh ihm, wann eine harte Eiſenklammer
Sein goldnes Thor verſchließt.

Sankt Anno macht ſein Thor mit Freuden offen,
Als einſt die Wittwe kam,
Die Wittwe, die — kaum wagt ſie Recht zu hoffen —
Der ungerechte Urtheilsſpruch getroffen,
Der Haus und Hof ihr nahm.

Der Schöffen Stuhl läßt er zu ſich berufen,
Er krank, ſein Geiſt geſund;
Die jenen Spruch der armen Wittwe ſchufen,
Sie nahen ſtolz und hart des Bettes Stufen;
Recht ſprech' ihr eig'ner Mund!

Im fremden Land, erzählt er, lebt eine Waiſe;
Ein falſcher alter Mann,
Ein Richter ſtahl ihr Habe klug und leiſe,
Ein Pilger fragt bei mir auf ſeiner Reiſe
Um Recht und Urtheil an.

Ich brächte nicht den fremden Mann zur Stunde
In Noth und Schande gern;
Drum fordr' ich euch zum klaren Urtheilsfunde,
Das Recht weiſt ihr mit eurem weiſen Munde
Dem ungerechten Herrn!

„Herr! Dem, der Waiſen, Wittwen raubt ihr Habe,
Sticht man die Augen aus!“
Wohl mir, ruft er, daß euren Spruch ich habe;
Denn eure Augen freſſen ſoll der Rabe,
Ihr fraßt der Wittwe Haus.

Von Zwölfen, die ihr fälſchlich habt geſchworen,
Halt Einer ſein Geſicht;
Der Andern Augen ſoll der Henker bohren,
Ihr glaubtet, meine Kraft ſei hin, ihr Thoren,
Doch eure falſche bricht.

Und weil ihr einſt mein Recht mit Hohn gebrochen,
Sei euer jetzt der Lohn!
Mich hat der Gott im Himmel jetzt gerochen,
Ihr habt das eigne Urtheil euch geſprochen,
Gerecht iſt euer Lohn.

So ſtach man einſt zu Köln den falſchen Richtern
Die frechen Augen aus;
Zur Warnung allen ſpäten Rechts-Vernichtern
Hat man geſchmückt mit blinden Hohngeſichtern
Der falſchen Schöffen Haus.

War Anno's Urtheil auch gerecht und weiſe,
Doch rein? ich weiß es nicht:
Nie ſchlag' in eines Richters Herzen leiſe
Verhalt'ne Rache ihre wirren Kreiſe!
Rein ſei's, wie Sonnenlicht!

# Sprüche

## von Gottfried Kinkel.

Könnte man dichten, wenn trüb und erboſt
Lobet das Herz, wohl wär' es ein Troſt.
Leider jedoch will das Lied nur blühn,
Wo die Wogen ſchon wieder beſchwichtigt ziehn.

*

Ich las ein Buch, das klar beweiſt,
Es fehle der Zeit der poetiſche Geiſt
Und könne nimmer ein Dichter kommen,
Romanfabriken ausgenommen.
Da ſchaut' ich hinaus aus des Zimmers Raum,
Herbſtlich rauſcht' es in jedem Baum,
Auf allen Feldern und allen Stegen
Sah ich die Leute ſich rüſtig regen,
Und über dem prachtvoll glitzernden Land
Die ewige Morgenſonne ſtand.
Flink hab' ich das Buch da zugemacht
Und herzlich des ärmſten Schluckers gelacht.
O Stern Orion, Geiſtesbild!
Von Ewigkeit ſtürmt gegen dich der Stier,
Du aber hältſt in blanker Waffenzier
Ewig entgegen ihm den Sternenſchild.

*

Anmuthig Verſchliffenes in der Kunſt
Hat immer beim großen Haufen Gunſt —
Doch zeigt ein Gedicht des Charakters Schärfen,
Gleich werden ſie dies mit Koth bewerfen.

*

Ein sonnig Aug, ein froh Gesicht
Auffaßt das Leben scharf und schlicht;
Soll's aber geschaffen sein und gestaltet,
Thuts Noth, daß Gram ein wenig waltet.

*

Im Winterschnee, wenn die Natur verklungen,
Da heißt es frisch geschaffen und gesungen!
Doch tritt als Dichter selber auf der Lenz,
Gieb Blumen, Vögeln, Quellen Audienz.

*

Einsamkeit des Dichters Braut,
Mutter Natur ihn so groß anschaut,
Geschichte, die Ahnfrau, hebt ihn hinauf
Ueber des Lebens gemeinen Lauf —
Da rauscht das Lied aus starkem Busen —
Die drei, das sind die ächten Musen.

*

### Poesie des Kleinen.

„Den Garten bebaut' ich mit schwerem Geld,
Leid wär' mirs, würd' ich drum geprellt.
Die Rauren und Fliegen sind mit bezahlt. —
Frisch, Rauren und Fliegen in Versen gemalt!"

*

### Idem.

Poet, das ist des Schicksal Tort!
Durch Deutschland scholl manch hohes Wort,
Als du noch steif Sonette maßest —
Doch als die Form du nun besaßest,
Da waren die großen Gedanken fort.

### Ein Andrer.

„Da liegt ein Düngerhauf und dampft —
Gleich iſt mein Finger wie verkrampft,
Bis ich in eure werthen Naſen
Poetiſch dieſen Dampf geblaſen.“

*

### Epiker.

„In Dreiſchritt klappt das Maß der Nibelungen,
Hexameter ſind Wenigen gelungen;
Im Epos meiden wir das Einerlei,
Als Cyklus kochen wir Romanzenbrei.“
Ihr flachen Köpfe, die ihr nie begreift,
Daß gleiche Form nur den Gedanken reift,
Und daß der Füße reizerfüllter Wechſel,
Weit tiefer rührt, als euer plump Gedrechſel!

*

Da's an Gefühl uns ſelbſt nicht gebricht
Und auch der Gedanken ermangeln wir nicht,
So müßt ihr, wollt ihr uns recht erquicken,
Ihr Dichter, uns eben Geſtalten ſchicken.

*

Der Eulenſpiegel hat's erfahren!
Er nahm einen Eſel jung von Jahren,
Und lehrt' ihn lange mit vielen Hieben —
Der Eſel iſt doch ein Eſel blieben.

*

Gefragt nach rechtem Lebens Pfade
Höre was Sankt Antonius ſpricht:
Ruhe vertrauend in Gottes Gnade
Und Vergangnes bereue nicht!

*

Kommſt du aus tiefer Bruſt zu klagen,
Dann heißt's: Wie kann uns der doch plagen!
Und kriegſt du's klaren Angeſichts,
Gleich ſchreit's: der Menſch empfindet Nichts.

*

Kleinkinderſchulen angelegt —
Wie früh ſchon ihr die Tugend pflegt!
Man kann am Ende gar auf Erden
Kein Lump noch tüchtiger Kerl mehr werden!

*

Nach unten ſchlägt die Wurzeln der Baum,
Nicht hält er ſich feſt in dem luftigem Raum.
Nicht blicke der Mann nach des Thrones Dunſt,
Feſt wachſ' er in des Volkes Gunſt!

*

Als ich nach Speiſen im Wirthshaus fragte,
Hieß es kläglich: es iſt Nichts da.
Als ich ſpäter die Tafel beſah,
Ein Gericht das andre ſagte.
Da freiſſ' ich, und dachte mirs recht mit Luſt:
Das Leben macht's wie die Wirthin juſt.

*

Mit der Dogmatik mögt ihr's halten
Zu orthodox wie eure Alten;
Doch die Geſchichte läßt nicht Wahl,
Ihr Loſungswort iſt: Liberal!

*

Nicht bitt' ich Gott um Gut und Geld,
Mein Leben iſt nur ſo geſtellt:
Die ewige Ruh gieb droben mir,
Die ewige Unruh laß mir hier!

*

## See und Land.

Den Dämpfer scheut Herr Pfiffikus,
Er spart acht Groschen und geht zu Fuß;
Dabei verzehrt er ohne Kränken
Zwei harte Thaler in sieben Schenken.

*

Ihr Deutschen seid gelehrt genug,
Quartaner sprechen wie ein Buch.
Wenn ihr das, was ihr wißt, auch wolltet —
Wie bald ihr die Welt beherrschen solltet!

*

Der Deutsche mahnt mich auf ein Haar
Wie jener patriotische Weise:
Als seine Stadt verloren war,
Bat er: O stört nicht meine Kreise!

*

Solang noch fest die Berge stehn
Und grün der Mai sich wird entfalten,
Mußt' es doch wunderlich ergehn,
Wenn man nicht könnte sich stark erhalten!

*

Die Faust mag brauchen des Knaben Wuth,
Der Jüngling fordert des Gegners Blut:
Vom Manne heischt der Ehre Gebot
Kampf des Geistes auf Leben und Tod.

## Das Dampfſchiff.

Von **Julius Dreſel.**

Vorbei, vorbei
Wie leicht wie frei!
Wie ſtolz wie kühn
Dahin, dahin,
Wie von zaubriſchen Mächten beflügelt;
Wie die Rieſenkraft
Unabläſſig ſchafft
Mit unendlicher Wuth
Zornglüht die Fluth
Elemente beugt
Und nimmer weicht –
Nur von menſchlicher Ohmacht gezügelt!
Ob der Strom auch ſchäumt
Sich hoch aufbäumt
Ob die Welle ſich thürmt
Und die Windsbraut ſtürmt
Unerſchüttert ſtrebt es voran, voran
Wie ein Stern über Donnergewölk ſeine Bahn.

O welche Wandlung ſeit der Vater Rhein
Vor Cäſars Legionen ſchützend brauſte,
Als der Germane noch in Wüſteneï'n
Wild wie der Ur an ſeinen Ufern hauſte!
Als Kaiſer Karl mit allgewalt'gem Arm
Zum Spiel durch den empörten Fluß geſchwommen,
Und der Normannen grauſenvoller Schwarm
Entſetzlich wie der Blitz zum Raub gekommen.

Jetzt eilt vom Meere, das den Dänen trug.
Wo Albions Söhne raſche Segel ſpannen,
Ein friedlich Schiff in fabelhaftem Flug
Durch blühend Land zum Forſt der Allemannen

Wohl manche Stadt, die ſtolz ihr Bild geſchaut,
Sank längſt danieder wie des Stromes Fluthen,
Und jene Helden, die ſo kühn gebaut,
Erloſchen wie am Thurm die Abendgluthen. —

Da rauſcht es hin, wie ſchön, in Majeſtät,
Durchfurcht die Wogen, die beſchäumt entwallen;
Der Flußgott, der beſtürzt vorübergeht,
Flieht bebend nach den innerſten Kryſtallen.
Vorüber fliegt es nun mit Herrſcherluſt,
Stumm grüßt die Burg, laut hallen alle Hügel,
In ew'gem Drange taucht die muth'ge Bruſt
Sich kühlend in den grünen, klaren Spiegel.

Geſchlechter ſchwanden, blühten neu heran,
Eh man gewagt, mit wilder See zu kämpfen;
Jetzt haben über Sturm und Ocean
Wir obgeſiegt mit leichten Waſſerdämpfen.
Erhab'ner Anblick! Herrlich ragt es groß,
Dies Denkmal, zeugend ſtets für unſre Zeiten,
So reißen wir uns von den Feſſeln los,
Die Menſchenwahn und die Natur bereiten.

Gedankenvoll ſieht an dem ſtarken Bug
Der Mann den Strom ſich ewig aufwärts bäumen.
Doch durch die Waſſer hin mit ſicherm Zug
Vorwärts das Schiff und unerſchüttert ſchäumen;
Da fühlt er, wie das Herz im Buſen ſchwillt:
Als mahnend Zeichen für das ganze Leben
Sieht er des freien Geiſtes mächtig Bild
Stolz triumphirend durch die Zeiten ſtreben!

# Inhalt.


Seite

Zur Erklärung der Bilder . . . . . VII

Reliquien von A. W. v. Schlegel . . . . . 1

Seite

Sonett . . . . . 3

*Περὶ ἑαυτοῦ* . . . . 4

Die Verwandlungen und das Unwandelbare . . 4

Der Prophet des jüngsten Tages . . . . . 5

Der gespaltene Berg . . 7

Epigramm eines alten Theologen . . . . . 8

Vertheilung des Schreibgeräthes für die heutige Zeit . . . . . 8

Fragment . . . . . 9

Aus den Augen, aus dem Sinn . . . . . 10

Tagelied . . . . . 11

Leichtsinniger Rath an einen zärtlichen Dichter . . 13

Am 20. September 1829 . 14

Biographische Regel . . 14

Ehren-Verleihungen . . 15

Der lahme Pamphletist . 15

1835 . . . . . 16

Das Seil des Ixion . . 17

Dichterlinge und Dichter 17

Seite

Gespräch über die Lieblingsgegenstände der Poesie . . . . . 18

Der neueste Religionskrieg 19

Allegorisches Costume . 19

Die gelehrte Bildung der Croaten . . . . . 20

Mißdeutung . . . . . 20

An Freiligrath . . . . 21

Flüchtiger Entwurf eines Bildnisses . . . . 22

Goethes und Schillers Briefwechsel . . . . 22

Die Nebenbuhlerinnen . 25

An das Publicum . . 26

Der berittene Dichter . 27

An Fr. U. . . . . 28

An die Jungfrau v. Orleans . . . . . 29

Die Reform der Ballette 30

Anfang einer Uebersetzung des Macbeth von Shakspeare . . . . . 31

Ein Brief A. W. von Schlegels . . . . 35

Seite

Das Ende des Hauses Dbaun. Von Guſtav Pfarrius . 41
Die Reichsverſammlung der Thiere. Von E. Bauernfeld 123
Ueber Theaterſchulen. Von Karl Gutzkow . . . . . 137
Aus Varnhagen's Denkwürdigkeiten . . . . . 165

Seite

I. Ungarn . . . . . 167
II. Nach dem Wiener Frieden . . . . . 199

Gedichte . . . . . 225

Seite

Dietleib und Walther. Von Karl Simrock . . . . . 227
Offenbarung. Von Anaſtaſius Grün . . . . 238
Das rechte Wort. Von demſelben . . . . . 240
Ungebetene Gäſte. Von demſelben . . . . . 242
Gaſtrecht. Von Annette Freiin Droſte-Hülshoff . . . . 244
Auch ein Beruf. Von derſelben . . . . . 248
Der Meyer. In Weſtphalen. Von W. Junkmann . . . 250
Frühlingsſtimmen. Von Wolfgang Müller . . . . 259
Leila. Von J. M. Putterus . . . . . 263
Der neue Don Juan. Von J. Burckhardt . . . . . 265
Der See im Walde. Von demſelben . . . . . 266
Die Waldeskönigin. Von demſelben . . . . . 268
Nebelmorgen (Nennenwerth). Von Aler. Kaufmann . . 269
Der Schoffen Spruch. Aus: „Das neue Hanno-Lied,“ Romanzencyklus von Laurenz Lerſch . . . . . 270
Sprüche. Von Gottfried Kinkel . . . . . 273
Das Dampfſchiff. Von Julius Treſel . . . . . 278

# Paul Brounckhorſt.

Erſter Theil.

# Paul Bronckhorst

oder

# Die neuen Herren.

Roman

von

Levin Schücking.

Erster Theil

Leipzig:
A. H. Brockhaus.
1858.

# Inhalt.


Seite

**Erſtes Kapitel.** Worin der Autor ſich mit dem geehrten Leſer bekannt macht, indem er ihn zugleich auf den Schauplatz der Erzählung führt . . . . . 1

**Zweites Kapitel.** Von einer alten Stadt, einem alten Hauſe und einigen mehr oder minder alten Mannern. 15

**Drittes Kapitel.** Worin der Leſer etwas Naheres über Reinhard von Tondern und ſeinen Freund Paul erfährt . . . . . 39

**Viertes Kapitel.** Se. Durchlaucht der Herzog von Anglure nebſt Prinzeſſin Tochter und Dienerſchaft. . 60

**Fünftes Kapitel.** Schulze Werdekoping . . . . . 76

**Sechstes Kapitel.** Worin der Wehrfeſter des Werdekopinghofes ſich gegen Mannſchaften des Huſarenregiments von Zitzewitz anflehnt . . . . . 90

**Siebentes Kapitel.** Von einem alten Thurme und einem im Schatten deſſelben angezettelten kleinen Complot. 108

**Achtes Kapitel.** Worin der Wehrfeſter auffallend hochfliegende Ideen entwickelt . . . . . 136

**Neuntes Kapitel.** Worin Reinhard Tondern ſeinem Freunde Paul einen Beweis ſeiner hochſten Uneigennützigkeit gibt . . . . . 158

Seite

**Zehntes Kapitel.** Worin der Hauptmann Uhlenhorſt wegen ſeiner Penſion beruhigt wird und der alte Blücher eine ſehr vernünftige Rede hält. . . . . 180

**Elftes Kapitel.** Ein junger Mann tritt auf den Schauplatz, welcher den Anſpruch macht, die Heldenrolle zu übernehmen. . . . . 198

**Zwölftes Kapitel.** Worin Paul Brenckhorn Gelegenheit erhält, Studien über franzöſiſche Sitten zu machen. 221

**Dreizehntes Kapitel.** Weh dir, daß du ein Onkel biſt! 237

**Vierzehntes Kapitel.** Archiv und Taubenſchlag . . . 267

# Erſtes Kapitel.

Worin der Autor ſich mit dem geehrten Leſer bekannt macht, indem er ihn zugleich auf den Schauplatz der Erzählung führt.

Ich wollte, mein lieber Leſer, der du ſo freundlich biſt, dieſe Geſchichte in die Hand zu nehmen, um dich von derſelben unterhalten zu laſſen, du hätteſt mir die Mühe erſpart, ſie für dich niederſchreiben zu müſſen. Nicht als ob ich wähnte, es verlohne ſich nicht der Mühe, ſo viel feinen, glatten und weißen Papiers, ſo viele Gänſekiele und ſo manchen Tropfen des grünen Alizarinſaftes an dich zu verwenden; ganz ungerechnet die hunderttauſend feiner Haar- und ſtarker Grundſtriche, welche nöthig ſind, um eine ausführliche und mit gewiſſenhafter Angabe aller wichtigen Haupt- und Nebenumſtände ausgeſtattete Geſchichte aufzuſchreiben. Glaube mir, lieber Leſer, von dieſem hochmüthigen Gedanken bin ich weit entfernt. Ich bringe dir die unbeſchränkteſte Achtung entgegen, wie du ſehr

bald aus meinem Eifer und aus meiner Sorgfalt erkennen wirſt, dir über alles, was du irgend zu erfahren wünſchen magſt, höchſt eingehenden und gründlichen Bericht zu erſtatten. Ich ſtelle dich mir als einen jener liebenswürdigen Leſer vor, wie die Geſchichtenerzähler ſie ſich wünſchen und ein „dankbares Publikum" nennen; du gehörſt nicht zu denen, welche die Seite, auf der ſie etwas wie eine Beſchreibung oder gar wie eine ſchwermüthig tiefſinnige Reflexion wittern, ſofort überſchlagen; welche das letzte Kapitel zuerſt leſen und das Titelblatt nun einmal gar nicht, ſodaß ſie nicht wiſſen, ob Hinz oder Kunz der Autor iſt, der die neidenswerthe Auszeichnung genießt, ſie unterhalten zu dürfen. Du findeſt oder ſuchſt nicht boshafte Beziehungen und Anſpielungen auf lebende Perſonen, auf Verhältniſſe aus der Wirklichkeit, an die der harmloſe Verfaſſer nicht im Traume dachte. Nein, zu dieſen ſchrecklichen Menſchen gehörſt du nicht, lieber Leſer; du lieſeſt mit der ſinnigen Ruhe eines poetiſchen Gemüths, du überſchlägſt nichts, weil du denkſt, daß der Autor ſeine Reflexionen und Beſchreibungen wahrſcheinlich nicht niedergeſchrieben hätte, wenn er ſie nicht höchſt nöthig befunden, um in dir die Stimmung hervorzubringen, auf welche er zu wirken beabſichtigt, alſo ganz allein zu deinem eigenen

moraliſchen Veſten. Am Ende angelangt, ſchlägſt du auch nicht apathiſch das Buch zu und ſprichſt nicht dein ſouveränes Urtheil, von dem keine Berufung ſtattfindet, aus, ohne zu überlegen, daß, was dir tadelnswerth und verkehrt ſcheint, vielleicht vom Verfaſſer — der ſich doch etwas länger und angeſtrengter, und, wenn du es nicht übel nehmen willſt, auch gründlicher, mit ſeinem Stoff beſchäftigt hat, als du, — mit Abſicht und gutem Vorbedacht ſo angelegt ſei. Der Autor, mein verehrter Gönner, hat gar oft, wenn er ſieht, wie die Leſer ſein Werk angreifen, das Gefühl eines Befehlshabers in einer Feſtung, wider die ein Feind ſich lagerte, ohne ſie indeß im Sturmanlauf nehmen und devaſtiren zu können. Er ſchaut lächelnd, wie die Angriffe ſich gegen Seiten richten, welche auf feſtem Grunde mit gutem Mauerwerk höchſt widerſtandsfähig aufgebaut ſind: und wie die Feinde nicht ahnen, wo dagegen die ſchwachen und verwundbaren Stellen ſeiner Mauern liegen, die niemand ſo gut kennt, wie gerade er!

Aber juſt deshalb, mein geehrter Leſer, weil du ſo zahlreiche liebenswürdige Eigenſchaften beſitzeſt, möchte ich dir dieſe Geſchichte nicht ſchriftlich mittheilen, ſondern ich möchte ſie dir erzählen können, von Mund zu Munde und Aug' in Aug', ſtatt ſie dem Papiere

anzuvertrauen, von dem es heißt: Charta non erubescit, Papier erröthet nicht, da es seine weiße Starrheit, sein unerschütterliches leichenhaftes Phlegma beibehält, man mag alltägliche Bemerkungen oder die Sprache der Leidenschaft, man mag das Bild eines jungen Mannes, der eben gut dinirt hat und nun seine Cigarre anzündet, oder eine Scene, wo in spannendem Kampfe tödtliche Gegner sich niederzuringen suchen, auf diese todte Fläche niederzeichnen. Ich möchte, statt zum Danke dieses monotone Schauspiel grüner auf weißem Grunde entstehender Zeilen zu haben, die nach und nach schwarz werden und mir so ewig die weiß-grün-schwarze Tricolore meines guten Vaterlandes vor Augen halten — ich möchte statt dessen in dein freundlich gutmüthiges Gesicht blicken und darauf die Spuren der Bewegung suchen, welche es dem Erzähler gelingen könnte, darauf hervorzurufen. In der erweiterten Pupille, in dem erhöhten Glanze deines Auges möchte ich meinen Lohn finden, wenn ich dir irgendeine Episode voll dunkler Schauer ausmale, und in der höhern Farbe deiner Wangen möchte ich die Aufforderung erblicken, fortzufahren, wenn ich versuche, zu schildern, in welchen Schmerzen ein banges Menschenherz schlagen kann, wenn es inne wird, daß ihm das Gericht, nicht, wie man behauptet, dereinst bevorsteht,

ſondern daß das Gericht längſt über ihm gehalten worden iſt und daß es durch dieſen Wahrſpruch ſeines Schickſals auf die linke Seite, zu den Unglücklichen, gewieſen wurde. Siehe, darum, lieber Leſer, möchte ich dir erzählen können, ſtatt zu ſchreiben; erzählen in einer abendlich dunkelnden Stunde, an einem herbſtlichen Kaminfeuer, an dem ich es dir dankbar behaglich zu machen ſuchte, während die Flamme hoch aufſchlägt und ihren unruhig bewegten Schein in einem alterthümlichen Saale umherwirft, als wolle ſie die Dämmerung hinaustreiben, die ſich darin eingeſtellt hat und alle Ecken und Winkel erfüllt. Wie ein flatterndes Tuch, mit dem man eine zudringliche Fledermaus, die ſich durchs offene Fenſter verirrt hat, jagt und zu verſcheuchen ſucht, wirft ſich der rothe Flammenſchein dann im Zimmer umher, in ſeinem Krieg mit dem Dunkel, das doch nicht weichen will; bald fährt er in dieſe Ecke, wo es ſich eben breit macht, und bald in jene, wo es ſchadenfroh raſch wieder eingezogen iſt, nachdem es eben erſt verjagt war: dann gleitet er über die düſtern Geſtalten der alten Bilder und überhaucht dieſe Phyſiognomien begrabener Menſchen mit einem plötzlichen, trügeriſchen Lebensſchimmer; dann funkelt er aus den Glasſtücken des altmodiſchen Kryſtall-Lüſtres, als ob ihm Wuth und

Zorn aus den Augen sprühten über diese ewig vergebliche, nicht endende Jagd. Denn ewig vergeblich bleibt er, dieser Kampf des flammenden Scheins mit der hartnäckigen Dämmerung und Dunkelheit in dem alten Saale, worin ich dir meine Geschichte erzählen möchte, lieber Leser: und so ist diese Jagd ein rechtes Bild des Lebens, auf das immer wieder von irgendeiner Seite das fatale Dunkel einbricht, so viel Scheite du auch mit saurem Schweiße und mühevoller Arbeit herbeischleppst, sie auf den Herd deines Glücks zu werfen und seine Lohe zu nähren!

Aber so herzlich ich dich zu mir einlade, so kommst du dennoch nicht, denn mein Haus liegt dir viel zu weit, viel zu tief in den Wäldern des alten Bructererlandes versteckt, und ich kann es dir nicht übel nehmen. Auf glatten Schienen kannst du nicht herüberfliegen; dein Weg führte dich über eine Heide, über welche um diese Jahreszeit ein scharfer Ost daherfegt, und wärest du glücklich unter meinem Dache angelangt, so würdest du in dem Rauschen desselben Windes, wie er durch die hohen Schlöte heult und die Aeste der nahen Platanen schüttelt, allerlei rannende Stimmen zu und Rufe zu vernehmen glauben, die dir wie höchst unheimliche Grüße vorkämen und welche dir nichts weniger zu sagen schienen, als daß sie dich

froh und gastlich bewillkommten. Nein, viel eher würden dieſe Stimmen dir die merkwürdige alte Geſchichte von dem Großprior von Majorca ins Gedächtniß rufen. Der hatte zu Malta im Duell einen Ritter franzöſiſcher Zunge erſchlagen; der Sterbende aber hatte ihm geboten, er ſolle ſeinen, des Gefallenen, Degen nehmen und gen Tetefoulques, ſein in den Wäldern von Poitou liegendes Stammſchloß, bringen, um ihn dort im Ahnenſaale niederzulegen. Als nun der Großprior nach Tetefoulques gekommen iſt, um dieſes Geheiß ſeines gefallenen Gegners zu erfüllen, und nachts in die Hallen der alten Burg tritt, ſieht er den Ahnherrn ſeines getödteten Feindes, den längſt begrabenen Seneſchall von Tetefoulques im Lehnſtuhl vor dem Herde ſitzen und ihm gegenüber ſein langes, geſpenſtiges Gemahl im verblichenen Brocatreck; und der Seneſchall öffnet den Mund und ſpricht:

M'amie, que vous siemble de l'oultrecuidance du Kastillan, lequel se vient heberger et goberger en mon chastel apretz havoyr occiz le Commandeur?*)

Worauf die todte Dame im Brocatreck alſo erwidert:

*) Meine Liebſte, was bedünkt Euch von der Verwegenheit des Caſtilianers, der kommt Herberge zu nehmen und ſich unterzuſtellen in meiner Burg, nachdem er den Comthur erſchlagen?

Messire, m'est adviz que vrayment seroits mal à poinct, qu'iceluy Kastellan se dezpartits de céans sanz que le gant lui jectiez!*)

An ſolchen Willkommgruß und ſolche Geſchichten würden die Stimmen des Windes und Waldes dich bei uns zu Lande eher erinnern, als dir zuzurufen ſcheinen, daß du Freude bereiteſt durch dein Kommen, daß die Menſchen und Elemente wetteifern würden, es dir heimiſch zu machen. Denn die Menſchen und die Elemente, lieber Leſer, ſind nicht gerade das, was man zuvorkommend und gaſtlich nennt, bei uns zu Lande. Du geräthſt hier im Gegentheil in eine wunderliche ſyſtematiſche Abgeſchloſſenheit. Wie um das Eindringen jedes fremden Fußes abzuhalten, hat ſich dieſes ganze Land hinter Verhaue und Barrikaden verſchanzt. Jeder Acker hat ſich mit einer hohen, undurchdringlichen Wallhecke umgeben; biſt du in dieſes Gewirre von „Kämpen" gerathen, ſo weißt du nicht ein noch aus, weil du nach keiner Seite hin einen freien Ueberblick erhältſt, nach welchem du dich richten könnteſt; dafür aber hemmen deine Schritte jeden Augenblick Zäune,

*) Mein Herr, mich will bedünken, daß Ihr faſt übel Eurer Ehre wahrnähmet, wenn dieſer Caſtilianer von dannen zöge, ohne daß Ihr einen Gang mit ihm gemacht!

welche du überklettern mußt, oder Schlagbäume, unter welchen es gilt durchzukriechen, oder Hage mit Drehkreuzen, die aus einem Geiste offener Feindseligkeit wider alle moderne Toilette hervorgegangen scheinen. In den kleinen Eichenwäldern führen verschlungene Holzwege und Fußpfade über den feuchten entsetzlichen Thonboden, und bis du einem Menschen begegnest, dauert es eine Ewigkeit; denn siehst du auch rechts und links in der Ferne zahlreiche zerstreute Gehöfte durch die Zweige der Wallhecken schimmern, so herrscht doch eine eigenthümliche Stille weithin über all dieses Land, das seine hochhalmigen Saaten, seine üppigen Klee- und Rapsernten ganz von selber zu treiben scheint — so wenig emsig thätige Hände sieht man, welche den Pflug wenden, die Schaufel handhaben oder die Sichel schwingen. Es ist, als wäre die Natur, die rasch und reich treibende, fülleſpendende, in frauenhafter Ungeduld des Anblicks dieser lässigen, trägen, phlegmatisch werkenden Bebauer überdrüssig geworden und hätte sie sammt und sonders an ihren Herd heimgeschickt mit der Versicherung, sie werde schon selbst allein fertig werden! — Hast du nun aber endlich das Glück, eines unserer blondhaarigen Autochthonen in dunkler Tuchjacke und weißer Zwillichhose ansichtig und habhaft zu werden, so ist es sehr die

Frage, ob du von ihm die begehrte Auskunft über deinen Weg erhältſt. Denn erſtens iſt es möglich, daß er dich, deine Sprache, deinen Dialekt nicht verſteht. Und in dieſem Falle wird er unbedenklich vorziehen, deine Anrede ruhig zu den übrigen Acten ſeines ſtillen Gemüths zu legen, und ſich nicht die Mühe zumuthen, eine Anſtrengung ſeiner Denkthätigkeit an deine Angelegenheit zu verſchwenden; oder zweitens, du verſtehſt ſeine Antwort nicht, und dann, lieber Leſer, ſteht die Sache für dich ebenſo hoffnungslos; denn in den Sinn und die Geheimniſſe ſeines Idioms vorzudringen, dazu reicht deine Denkthätigkeit, ſo energiſch ſie auch die Flügel regen mag, nicht aus. Du biſt alſo ſo klug wie zuvor und ſtapfſt weiter über dieſen ſchlüpfrigen Boden, durch dieſes mit lauter Hinderniſſen verbarrikadirte Land, durch dieſe deutſche Vendée ohne Helden der Vendée. Du verirrſt dich ganz ohne alle Frage und dankſt deinem Schöpfer, wenn du bei ſinkendem Abend eine kleine Stadt erreichſt, einen Ort, wo es dir erſt recht ins Bewußtſein tritt, daß du dich hierhin jedenfalls verirrt haſt! Wohl dir, wenn du erfährſt, dieſer Ort liege an einem der großen Eiſenbahnſtränge, die ſich in der Form eines Kreuzes über das Land gelegt haben, wie die langen Beine einer böſen Spinne, welche demſelben das Blut

ſeiner alten patriarchaliſchen Eigenſchaften und Eigenthümlichkeiten ausſaugen will! In der That ſtehen dieſe großen Bänder, durch die man uns mit hineinzuſchnüren ſucht, in den großen kosmopolitiſchen Lebensknäuel des Jahrhunderts, auch an manchen Orten nicht allein nicht in Gunſt, ſondern ſie werden vielfach wie ein ominöſes, ja, dämoniſches Weſen betrachtet. Die Vorgeſchichtenſeher, jene berufene Menſchenklaſſe, von der andere Schriftſteller vor mir ſchon vielfältige Meldung gethan haben, und welche herannahende Landescalamitäten oder Trauerfälle in nächtigem Spiegelbilde an ſich vorüberziehen ſehen, oft viele Jahre, bevor das Ereigniß eintritt, — dieſe Spukſeher haben lange vor dem Bau der Bahnen nachts die geſpenſtigen Züge mit dem ſchnaubenden und keuchenden Feuerroß erblickt, wie ſie donnernd in die dunkle Ferne dahinraſſelten. Sie haben ganz genau den Weg beſchrieben, dem man ſpäter bei dem Baue folgte. Und nun ſind dieſe Züge da und raſſeln täglich Land auf, Land ab, ärgerlich für die kleinen Städte, denen ſie den Verkehr entziehen, ärgerlich für den „gemeinen Mann", der ihnen die Vertheurung ſeines täglichen Brotes ſchuld gibt und allerlei dunkle und feindſelige Vorſtellungen mit ihnen verbindet; wie uns denn eine achtbare und glaubwürdige Matrone aus der dienenden Klaſſe verſicherte, daß

ihr durch langjährigen treuen Dienst erprobter und viel bewährter Kohlenofen ganz rebellisch geworden, seit die entsetzliche Eisenbahn ins Land gekommen; statt wie ehemals mit dem Sturmwind in die Wette zu ziehen, rauche er jetzt wie ein Schlot; und wenn es vom Bahnhof her pfeife, so erlösche er regelmäßig und augenblicklich. Auch war es anfangs eine bei gläubigen Seelen viel Anklang findende Sage, daß jedesmal, wenn der Zug an seinem Ziele angekommen, ein Passagier weniger aussteige, als ihrer eingestiegen seien. Diesen fehlenden Unglücklichen habe der Gottseibeiuns als „la part du diable", als sein von dem ganzen Schwindel ihm vertragsmäßig zukommendes Opfer geholt!

Aus allem diesem siehst du, lieber Leser, daß wir weder den Fremden noch den Verkehrsanstalten, welche uns solche ins Land führen könnten, gastlich geneigt sind, und daß es Gefahren hat, sich hinein zu wagen, die dich abhalten werden, in dieses Land zu kommen; obwol es sonst viele schöne schätzenswerthe Eigenschaften besitzt, worunter vor allen Dingen seine malerischen Eichen und die aus demselben dauerhaften Holze angefertigten Einwohner zu rechnen sind. Andere löbliche Eigenschaften werden sich mit der Zeit entwickeln, wenn die großen Entwässerungsanlagen, die man

begonnen hat, ſich auszudehnen. Dann wird die unverhältnißmäßige Menge feuchter Niederſchläge ſich mindern, welche jetzt die mit Waſſertheilen viel zu ſtark geſchwängerte Atmoſphäre abſetzt. Es werden dann manche Nebel weichen, und in der hellern Luft wird ſich die Sehkraft und Sehweite der Augen ſteigern. Vielleicht wird damit auch eine Erhöhung des mittlern Wärmegrads verbunden ſein; vielleicht werden in hellerer und wärmerer Luft auch die Herzen wärmer, theilnehmender ſchlagen, die Gemüther ſich den Eindrücken größerer Anſchauungen öffnen und aus der igelartig zuſammengerollten Convolvolusblume der Autochthonenſeele ein offener Kelch werden, in welche der Himmel der Humanität die Thauperlen des Schönen wirft. — Ainsi soit-il, und mit dieſen bedeutſamen Wünſchen will ich, lieber Leſer, dieſes erſte Kapitel ſchließen, um im zweiten meine Geſchichte zu beginnen.

Nur das Eine muß ich noch vorausſenden, daß ich dir eine Geſchichte erzähle, alſo längſt geſchehene Dinge, zwiſchen denen und uns ein Zeitraum liegt, groß genug, alles zu verändern, die Menſchen, die Stimmungen, die Anſichten und die Verhältniſſe; daß ich es mir alſo höchſt ernſthaft verbitte, wenn du aus einer objectiven und unbefangenen Schilderung von

Dingen, die der Geſchichte angehören, den Schluß und die Folgerung ziehen wollteſt, es ſollten damit alte Gegenſätze, welche ſich längſt nicht allein friedlich, ſondern auch für beide Theile gleich ſegensreich ausgeglichen haben, zurückgerufen werden; oder es läge in der Darſtellung charakteriſtiſcher Erſcheinungsformen von einſt eine Spitze verborgen wider durchaus umgewandelte Geſtaltungen und Menſchen von heute!

## Zweites Kapitel.

Von einer alten Stadt, einem alten Hause und einigen mehr oder minder alten Männern.

Besagte alte Stadt liegt in der Mitte des Landes, von welchem wir gesprochen haben, und dem „ureigenen Geiste" desselben entwachsen, bildet sie sozusagen einen Auszug und kurzen Inbegriff aller seiner Eigenschaften. Auch ist sie nicht ohne architektonische Schönheit, und die Eingeborenen betrachten sie mit einem großen Stolze und nennen ihren Namen nur mit gehobenem Selbstgefühl. In der That verdienen ihre alterthümlichen schönen Thürme, ihre charakteristischen Giebelhäuser mit den mittelalterlichen „Lauben" alle Beachtung. Diese Häuser können einem Beobachter zum Stoffe eines unterhaltenden psychologischen Studiums dienen, so mannichfaltig und sprechend ist der Ausdruck, welcher auf ihren steinernen Stirnen ruht. Das eine hat ohne Frage einen düstern, schwer-

muthigen Menſchen zum Erbauer gehabt, der vielleich
über den verwickelten Glaubensfragen des ſechzehnte
Jahrhunderts zum Melancholikus geworden; denn i
dunkler Maſſenhaftigkeit, von wenig ſchmalen Fenſter
durchbrochen, hebt es ſich ſchwerfällig, ſchwermüthi
auf. Der Nachbar daneben aber war ſicherlich ei
luſtiger Kumpan, der ſeinen Giebel oben in wunde
lichem Zickzack und Geſchnörkel auslaufen ließ und i
den runden Medaillons Köpfe anbrachte, welche d
merkwürdigſten Geſichter ſchneiden und ſpöttiſch au
die unten ſich umtreibende Menge blicken. Der Erbau
des dritten Hauſes aber ſcheint ein hoffärtiger Geſe
geweſen zu ſein, dem es vor allem darum zu thu
war, ſeine Zinnen ſo hoch aufzugipfeln, daß es ih
niemand in der ganzen Reihe gleich thun könne. Un
ringt von dieſen alterthümlichen Häuſern liegt d
ſchöne alte, in der Uebergangszeit von der Byzantin
zum deutſchen Stile erbaute Dom. In dieſem eh
würdigen Gebäude feiert die orthodoxe Kirche m
einer ausnehmenden Würde und einem großen Glan
ihre Myſterien. An den hohen Feſttagen glänzen d
Altäre vom Schmuck des Silbergeräths und der gol
geſtickten Gewänder; zu den hohen Gewölben woge
Wolken von Weihrauch empor, und die alten Meſſe
der großen Maeſtros der Kirchenmuſik werden vo

einer wohlgeſchulten Kapelle aufgeführt, ſodaß ſie dem einen Andacht und tiefe, religiöſe Empfindungen, oder dem andern Gedanken wecken, die in fernſte Ferne ſegeln, auf ein Gebiet des Menſchengeiſtes, das ja weit iſt, wie das Meer! Auf dem Chore zur linken Seite des Hochaltars, über teppichbedeckten Stufen, ſteht ein fürſtlicher Thron mit einem Baldachin aus ſeidener Draperie. Auf dieſem Throne nimmt, während ſein Gefolge ſich ihm zur Seite ordnet, der Biſchof ſeinen Platz. Sein Haupt iſt mit einer Inful gekrönt, und ſeine Rechte umfaßt einen ſilbernen Herrſcherſtab. Ein Buch und ein brennendes Wachslicht wird vor ihm hergetragen, heute noch gerade ſo, wie in jener grauſamen Zeit, wo die römiſchen Imperatoren das Chriſtenthum verfolgten und die Prieſter, um Meſſe zu leſen, ſich in dunkle Höhlen und unterirdiſche Katakomben verbergen mußten und des Lichtes bedurften, um leſen zu können. Männer mit ſilberbeſchlagenen Ebenholzſtäben und im Kleide vergangener Jahrhunderte ſchreiten vor ihm her, und alle, die ihm nahen, beugen ſich vor ihm. Wenn man dieſe ganze Erſcheinung und dieſen Ritus beobachtet, wenn man namentlich das Verhältniß ins Auge faßt, in welches hier der auf dem Chore von der Gemeinde abgeſchloſſene Klerus ſich zu den Laien ſetzt, denen er als Inhaber

einer väterlichen und myſtiſchen Gewält aus dem Schatze derſelben Segen ſpendet und von Zeit zu Zeit in dem oft wiederholten „Pax vobiscum" Mahnungen zum Friedenhalten zuruft, ſo wird man unwillkürlich an die Zeiten erinnert, wo das Chriſtenthum ſich, mit fränkiſcher Eroberung identificirt, dieſer ſächſiſchen Gebiete bemächtigte. Es baute damals dieſe Dome auf, und um die rauben, unbezähmbaren Geſellen, die es ſich unterjochte, in den Banden ſeiner ganz neuen Ethik gefeſſelt zu halten, war es nöthig, daß es mit den Wahrzeichen und auch mit der Macht einer fürſtlichen Gewalt ſich über ſie ſetzte. Es mußte dieſe unbändigen und wilden Laien, welche in rauhe Felle gekleidet, Stierhörner auf dem Kopfe, in dieſe Hallen kamen, was man nennt „kurz halten". Es mußte ihnen den Herrn zeigen. Es mußte über ihnen thronen und mit Krone und Scepter, wie ein Herrſcher „ex cathedra" zu ihnen reden. Auch war die weltliche Macht, das Kaiſerſchwert, welches anfangs ſchützend hinter ihm ſtand, ja bald in eine Schwäche und Auflöſung gerathen, daß die Biſchöfe gezwungen waren, ſich ſelber der weltlichen Gewalt zu bemächtigen. Dies wurde ihnen um ſo leichter, als in Zeiten voll ſelbſtſüchtigen Haders, ohne Ordnung und Geſetze, ohne Richter und ohne Schule, die kirchlichen

Mittelpunkte, die Biſchofsſitze die einzigen Stellen waren, wo Ruhe und Friede herrſchte, friedliche Inſeln im ſtürmiſchen Meere, ſodaß ſich alles, was ſich nach Ordnung ſehnte und der Ruhe bedurfte, gern zu ihnen flüchtete und ſich ihnen unterwarf. Daher die Entwickelung dieſer fürſtlichen Formen, die uns Laien deshalb nicht verletzen darf, wenn ſie uns auch etwas ſchnöde behandelt, gleich als ob wir noch immer die alten wilden Sachſen wären, mit rauhen Fellen um die Schultern und Stierhörner auf unſern Köpfen trügen, was denn freilich, aber natürlich bildlich genommen, auch ſtellenweiſe noch vorkommen mag, lieber Leſer.

Die Landeseingeborenen aber ſind ſo weit entfernt, mit presbyterianiſchem oder diſſenteriſchem Oppoſitionsgefühle auf dieſes Verhältniß zwiſchen Hirten und Heerde zu blicken, daß ihnen im Gegentheile die Perſon ihres kirchlichen Oberhirten unbedingt die wichtigſte und bedeutungsreichſte Autorität im Lande iſt, und dies iſt eine Erſcheinung, welche man dem Umſtande gleichartig nennen könnte, daß in den alten Reichsſtädten wie Nürnberg, Augsburg, Ulm u. ſ. w. der Bürgermeiſter bis auf den heutigen Tag ſich von einer Würde und Wichtigkeit in den Augen ſeiner Stadtbevölkerung umkleidet ſieht, deren ſeine Collegen nir-

gends anderswo ſich erfreuen. Es iſt eben das noch nicht erſtorbene Angedenken an die frühern Zuſtände, wo dieſe Männer die regierenden Herren, ja faſt Souveräne waren.

Regierende Herren und ſo etwas wie Souveräne, wenn auch mit einer beſchränkten Gewalt, das waren ja auch in unſerm Lande früher die Biſchöfe, noch vor einem halben Jahrhundert, als ihnen noch niemand an die Macht getaſtet, welche ſich im Lauf der Zeiten um ihren tauſendjährigen Herrſcherſtuhl geſammelt hatte.

Dieſer Herrſcherſtuhl, ſagen wir, ſteht noch immer zur Linken des Altars in der Domkirche, Krone und Scepter glänzen vor ihm, die Akoluthen ſchwingen vor ihm ihre Weihrauchfäſſer und die Lictoren paradiren vor ihm mit den ſchwarzen Stäben; der Nimbus der Würde umgibt ihn noch immer, aber die fürſtliche Macht iſt dahin; das Scepter iſt genommen vom Stamme Juda — und das iſt geſchehen am 2. Auguſt des Jahres 1802 durch eine preußiſche Truppenabtheilung, welche von dem berühmten General Blücher befehligt wurde.

Der fürſtbiſchöfliche Stuhl war gerade verwaiſt in jener Zeit; ein Erzherzog von Oeſterreich hatte darauf geſeſſen; der war unlängſt Todes verblichen; ein

anderer Prinz des Erzhauſes war wieder gewählt worden, aber er hatte von ſeinem Lande nicht Beſitz genommen. An ſeiner Statt regierte das hochgebietende Domkapitel, und als dieſes vernahm, daß der vollſtändige Mangel an jeder Einladung die preußiſchen Gäſte nicht abhalte, ſich in raſchen Märſchen zu nähern, ſandte es einen wohlbeſtallten kaiſerlichen Notarius publicus mit einem Proteſte den Kommenden entgegen.

Als der gefürchtete Attila mit ſeinen wilden Hunnenhorden ſich den Mauern Roms näherte, zog ihm Papſt Leo der Große entgegen.

Papſt Leo der Große war ein einzelner, unbewaffneter alter Mann; aber ſeine Waffe war die Beredtſamkeit ſeines Mundes, und hinter ihm ſtand der Gedanke an die Größe und unantaſtbare Erhabenheit Roms, das der wilde Hunne zu erobern, zu ſchänden kam.

Vor der Beredtſamkeit Leo's, vor dem Gedanken der römiſchen Größe erſchrak die Gottesgeiſel Attila; er wandte ſich und kehrte mit ſeinen Scharen heim.

Unſer Notarius publicus, Herr Moorhahn genannt, war ebenfalls ein einzelner, unbewaffneter Mann. Aber in ſeiner Rocktaſche ruhte ein feierlicher Proteſt des Domkapitels wider die preußiſche Beſitznahme. Mit dieſer ſtellte er ſich dem heranziehenden Herrfuhrer in den Weg.

Nun war aber entweder dieſer Proteſt, ſo feierlich auch immer er lautete, doch nicht von der Beredtſamkeit, welche ſeinerzeit der große Papſt entwickelt hatte, oder der alte Blücher war kein Attila; denn Blücher kehrte nicht um. Er ſagte: So recht, mein Herr Notarius; thun Sie Ihre Pflicht — ich thue die meinige.

Und nach dieſen Worten befahl er der Artillerie ſeines Corps, die Geſchützlunten anzuzünden, und rückte in die Thore der weſtfäliſchen Roma.

Der Notarius Moorhahn aber ritt auf ſeinem braunen Rößlein mit den bis ans Sprunggelenk weißen Hinterfüßen hinter den Truppen her in die Stadt zurück — das Haupt ſchwer niedergebeugt von der Wucht ſinnender Gedanken.

Als er heimgekommen, als er den Prälaten des Kapitels Bericht über den Erfolg ſeiner Sendung abgeſtattet hatte, und nun wieder in ſeinen vier Pfählen war, machte er es ſich in einem großen Sorgenſtuhl bequem, den ſeine Tochter ihm an den runden Tiſch im hintern Gartenzimmer gerückt hatte, nachdem ſie einen erquickenden Imbiß auf dieſen Tiſch geſtellt.

Von den Erfriſchungen rührte der Notar keine an. Er trauerte um das Vaterland. Es war dunkel vor ſeinen Augen, ſo dunkel, wie die Zukunft, die nun nahte. Das Vaterland war von nun an preußiſch!

Aber wie Hiob, als er geſchlagen war, nicht ohne die Geſellſchaft ſeiner Freunde blieb, welche kamen, ſeinen Stachel tiefer zu drücken — ſo blieb auch der Notarius Moorhahn nicht allein an dieſem denkwürdigen Tage. Seine Freunde kamen, um den Bericht ſeiner Erlebniſſe anzuhören. Sie ſetzten ſich zu ihm in den großen Gartenſaal des großen, alten Hauſes. Ihre Augen hefteten ſich finſter auf die dunkeln getäfelten Wände, auf den eſtrichbelegten Boden, auf die gemalten Wappen in den Fenſterſcheiben; ſie ſchlürften ſchweigend die Gläſer, welche ihnen Annette, des Notars einziges, ſchlankes, roſiges Kind, ab- und zugebend füllte; aber wenn die Zungen ſchwiegen, in ihren Mienen lag eine beredte Sprache, die Sprache des Kummers.

Nur Einer ſprach in dieſer trauererfüllten Verſammlung. Dies war der Pendel in der Wanduhr, der in dem großen ſchwarzen Gehäuſe die ſchwindenden Minuten anzeigte und von dem Verrinnen der Zeit redete, jener Zeit, welche auf ihrer Flucht tauſendjährige Staatsbildungen mit ſich fortreißt und alles begräbt, was uns lieb und theuer; den angeſtammten Fürſten und die Geſetze, welche, auf unſerm eigenen Boden erwachſen, unſer Leben feſt und ſicher regelten, während die neuen, ſo uns gebracht werden,

wol für uns gemacht ſind, aber wir ſind nicht gemacht für ſie!

Solche Gedanken erfüllten gewiß das Herz der ſchwermüthig ſinnenden Männer. Als ſie aber begannen, ihren Gedanken Worte zu geben, nahmen dieſe ſehr bald eine Richtung an, die ſich von ſolchen Allgemeinheiten weit entfernte und ſich ganz dem Beſondern der eigenen perſönlichen Angelegenheiten zuwandte.

Das iſt gewiß, hob endlich ein hochgewachſener alter Mann in einer blauen Uniform mit paillegelben Aufſchlägen an, und ſeine Stimme drückte tiefen Schmerz aus — wenn ſie mir auch mein ganzes Gehalt und das Servisgeld als Penſion laſſen, mein Deputat an Scheitholz und Reiſig verliere ich ganz ſicherlich!

Sein ſilberhaariges Haupt fiel mit dem Ausdruck einer herzinnigen Trauer auf ſeine Bruſt zurück.

Darauf können Sie gefaßt ſein, Herr Hauptmann Uhlenhorſt, ſagte der Notarius Moorhahn.

Und mit den Zinſen für die Pfennigkammerkapitalien wird es auch ſchlimm ausſehen, fiel ein Mann im mittlern Jahren ein, deſſen röthlicher Geſichtsſchimmer darauf hindeutete, welchen Weg ein Theil der bezogenen Pfennigkammerzinſen bei ihm bisher zu nehmen gepflegt.

Die Zinſen? fragte der Notar. Ich will Gott dan-

ken, wenn ſie die Landesſchulden ſelber nur anerkennen. Die Quotiſationskapitalien, die nur zu 50 Procent ſtehen, gewiß nicht! Wohl dem, der nicht viel davon hat, Procurator!

Der röthliche Procurator ſtieß einen tiefen Seufzer aus, welcher genugſam verrieth, daß er zu den glücklichen Nichtbeſitzern der bezeichneten Werthgegengegenſtände nicht zu zählen ſei.

Wenn ſie uns nur nicht mit der Acciſe kommen! ſagte ein kleiner dicker Mann mit einem ſtarken Zopf.

Das werden wir ſchon gewahr werden, Schierholz, die Acciſe wird ſchon kommen! entgegnete ein Mann mit einem pockennarbigen Geſichte, ſehr ſchmalem Kinn und klugen, kleinen Augen, welche ſo kummervoll blinzelten, als ſähen ſie weiter denn alle andern, und erblickten aus den dunkeln Hintergründen der Zukunft die ſchauerliche Geſtalt der Unholdin Acciſe leibhaftig daherſchreiten.

Ja, Gott weiß, was jetzt alles kommt! erwiderte der kleine Mann mit dem dicken Zopf, der Syndikus Schierholz — man kann nicht einmal dafür ſtehen, ob nicht auch alle Syndikatsſporteln hinfüro wegfallen. Wenn wir das allgemeine Landrecht bekommen, dann ſind wir alle verloren. Was meinſt du, Moorbahn?

Das Landrecht? Nein, das meine ich nicht, fiel

hier der Notar ein. Das weiß Uhlenhorst. Wenn es heißt, das Regiment soll ein neues Exercirreglement bekommen, so gibt's Arbeit für die Offiziere; und wenn es heißt, es soll eine neue Uniform bekommen, so haben die Schneider zu thun. Das ist just dasselbe, als wenn ein Land ganz andere Rechte und Gesetzgebung bekommt. Das ganze Zusammenleben der Menschen, soweit Gesetze es regeln, erhält dann eine neue Uniform.

Und ihr seid dabei die Schneider, bemerkte Uhlenhorst ironisch — daß ihr gute Scheren führt, weiß man ja längst!

Es entstehen, fuhr Moorhahn fort, nun tausend Verhältnisse, die zwischen der alten und der neuen Ordnung der Dinge hinüber- und herüberspielen, tausend, die aus dem alten Ton in den neuen transponirt und umgestimmt werden müssen — ich meine, es wird viel Arbeit und Verdienst geben, wenn dieses Preußische Landrecht eins von den vielen Dingen ist, welche in der Patrontasche des alten Blücher stecken.

Das sagst du als Jurist, von deinem Standpunkte aus, erwiderte mit einem Anflug patriotischer Entrüstung der alte Hauptmann, der vorhin den Verlust seines Deputats an Scheitholz beklagt hatte.

Der Syndikus Schierholz mit dem dicken Zopf aber,

der Procurator Bäumler mit dem rothſchimmernden Geſicht und der Mann mit den Pockennarben und den pfiffigen Augen, welcher Moſterz hieß und als Advocat ebenfalls zu den togatragenden Jüngern der augenverbundenen Göttin gehörte, führten durch einen eigenthümlichen Zufall jetzt alle drei zu gleicher Zeit ihr Glas zum Munde, und nachdem ſie es um ein mehr oder minder anſehnliches Quantum ſeines Inhalts entledigt, hellten ſich ihre Züge in demſelben Maße auf, wie ihre ſinnenden Gedanken ſich in die Bedeutung der notariellen Rede verſenkten.

Wenn es Euch ſo unangenehm iſt, was der Blücher uns alles in ſeiner Patrontaſche mitbringt, mein lieber Hauptmann Uhlenhorſt — ſo begann jetzt ein junger Mann, der eben erſt eingetreten war und ſich ſtill auf einen leeren Stuhl im Hintergrunde geſetzt hatte, als ob er ſich wie einen Hausgenoſſen und doch von zu geringer Bedeutſamkeit betrachte, um die verſammelten Herren mit einer förmlichen Begrüßung incommodiren zu dürfen — wenn es Euch ſo unangenehm iſt, was der Blücher in ſeiner Patrontaſche mitbringt, ſo hättet Ihr flott das gebrauchen ſollen, was Ihr Herren in Eurer eigenen Patrontaſche habt.

Gott bewahre uns! ſagte der Hauptmann Uhlenhorſt, indem er erſtaunt den Sprechenden anblickte.

Nun, warum nicht? Das Recht hätten wir ja für uns gehabt, denn die zur Reichsdeputation verſammelten Herren in Regensburg haben uns bis heute noch lange nicht verkauft, wenn ſie auch den guten Willen dazu haben. Unterſchrieben, beſiegelt und geſetzmäßig publicirt iſt es noch nicht, daß wir an Preußen fallen! Soldaten haben wir auch, ein Regiment noch ſchöner als das andere, Kanonen im Zeughaus, Wälle und Thore um die Stadt, wenn auch nicht mehr ſo hoch wie früher; und eine Landwehr, wie ſie ja in keinem andern Lande noch beſteht, hat unſer trefflicher alter Miniſter eingerichtet. . .

Sie meinen wol, Herr von Tondern, fiel hier der Advocat Moſterz ein, wir ſollten uns die Häuſer wieder über dem Kopfe zuſammenbombardiren laſſen, wie es dieſe Preußen unter Herzog Ferdinand von Braunſchweig ſchon einmal Anno 1759, im Siebenjährigen Kriege, gethan haben!

Wenn wir damals von unſern Wällen tapferer wieder herunterkanonirt hätten, ſo hätten ſie es vielleicht bleiben laſſen, antwortete der junge Menſch lächelnd.

Sie ſprechen wie ein Kind, Herr von Tondern, ſagte mit dem Tone väterlicher Zurechtweiſung der alte Hauptmann. Was jetzt paſſirt iſt, das mußte ſo kommen, das hat man längſt vorausgeſehen, und wer

es nicht ſelbſt vorauszuſehen vermochte, der konnte es ſich von geſcheidtern Leuten ſagen laſſen. Ich habe es ſchon vor ein Jahr zehn oder zwölf mir im Stillen gedacht, daß wir einmal die Preußen hierher bekommen würden. Da war ein armer Tagelöhner, der am Wege von hier nach G. wohnte, der Mann iſt jetzt ſchon lange todt, der hat mir ſelber oftmals, wenn ich mit ihm ins Geſpräch kam, erzählt, daß er nachts bei hellem Mondſcheine lange Züge von Soldaten auf die Stadt zu habe marſchiren ſehen, Fußvolk, Cavalerie und Artillerie, lauter Völker in blauen Uniformen mit rothen Aufſchlägen. Daß der Mann Vorgeſchichten ſehen konnte, war in der ganzen Umgegend bekannt, und ich habe mir denn auch gleich das Meinige gedacht!

Ja, freilich, fiel der junge Mann, der Herr von Tondern genannt wurde, mit einem offenbar etwas ſpöttiſchen Tone ein, wenn der Tagelöhner, der Vorgeſchichten ſehen konnte, das geſagt hat, dann war es überflüſſig, ſich dawiderzuſetzen und das gute Pulver zu verſchießen; aber wer weiß, hätten wir uns zur Wehre geſetzt, dann hätte der Tagelöhner vielleicht etwas anderes geſehen.

Sich zur Wehre ſetzen wider die Preußen! ſagte mit Achſelzucken der friedliebende Hauptmann.

Lüttichen ſind's freilich nicht! rief der junge Mann ſpottend aus.

Dieſe Anſpielung auf eine frühere, mislungene Heerfahrt der Truppenmacht, bei der Hauptmann Uhlenhorſt diente, fand keinen Beifall in der Verſammlung. Sie wurde mit einem allgemeinen Schweigen aufgenommen.

Wahrſcheinlich um den durch ſeine vorwitzigen Worte hervorgebrachten ungünſtigen Eindruck wieder zu verwiſchen, fuhr der junge Herr von Tondern mit einem Tone von ſcheinbar ernſteſter Aufrichtigkeit fort: Alſo wahr iſt es, und Sie haben es ſelbſt von dem Tagelöhner gehört?

Oftmals! betheuerte der Hauptmann Uhlenhorſt. Es ſei ſehr viel Volk geweſen. Beſonders im Herbſt und im Frühjahr, wenn der Mond recht hell geweſen, habe er ſie nachts des Wegs daherziehen ſehen. Ungefähr fünf Minuten weit von ſeinem Hauſe, vor deſſen Thür er jedesmal getreten, wenn es ihn nachts aufgetrieben habe. Vor dem Stadtthore hätten ſie angehalten, hätten ſich langſam in Züge formirt und dann hätte er Trommeln und Pfeifen gehört, den Deſſauer Marſch. Damit ſeien ſie in dem Stadtthore verſchwunden.

Seltſam! bemerkte Herr von Tondern, den Deſſauer Marſch! Der lautet: „So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage“ . . .

Ja, ſo lautet er! verſetzte der Hauptmann.

Daß Geſpenſter den Deſſauer Marſch „So leben wir" ſpielen!

Es hat ihn heute jedermann hören können, als das erſte Infanteriebataillon einrückte! verſetzte Hauptmann Uhlenhorſt mit triumphirendem Tone und ſtolz auf die glänzende Rechtfertigung, welche die Ereigniſſe dem prophetiſchen Geiſte ſeines verſtorbenen Freundes, des Tagelöhners, gegeben.

Es folgte eine Pauſe im Geſpräch.

Wir ſind immer gut kaiſerlich geweſen! bemerkte dann der Notarius Moorhahn. Oeſterreich hätte uns nicht ſo im Stich laſſen müſſen. So ſchlimm, wie uns, iſt es keinem Lande gegangen. Wir ſind in lauter Fetzen zerriſſen. Dieſes Stück bekommt Preußen, jenes bekommt ein Herzog, dieſes ein Fürſt und das dritte und vierte bekommen andere Potentaten, die hier im Lande gar nichts zu ſchaffen haben; blos weil ſie ſagen, ſie ſeien auf dem linken Rheinufer von den Franzoſen ausgeplündert. Was brauchen wir dafür herzuhalten und für das zu büßen, was die Franzoſen verbrochen haben! Sind wir Franzoſen?

Gewiß nicht! meinte Advocat Moſterz ſeufzend.

Das Thema, welches hiermit angeſchlagen war, gab reichlichen Stoff zu energiſchen Aeußerungen des

Unmuths. Dem Umstande, daß man das „engere Vaterland" in den Verhandlungen des Regensburger Reichstags und nach den in Paris jüngst abgeschlossenen Verträgen in Stücke zerrissen, um daraus Stätchen für sich zu bilden, die man unzufriedenen Herrschaften von jenseit des Rhein zum Weihnachtsgeschenk machte, diesem Umstande wußte selbst der Scharfsinn der Juristen in der Gesellschaft keine versöhnende oder irgend für die Geschäftspraxis vortheilhafte Seite abzugewinnen.

Es gibt, meinte Herr von Tondern satirisch, es gibt das für die fremden Fürstlichkeiten eine Art politischer Puppenstuben, worin alle Einrichtungsgegenstände der Erwachsenen, nur im verkleinerten Maßstabe, zu finden sind; ein Armeechen, ein Hofgerichtchen, ein ganzes kleines Regierungscollegiumchen, ein allerliebstes kleines Ministerium mit gestickten Krägelchen und ein Consistoriumchen mit ganz charmanten kleinen schwarz-weißen Bäffchen.

Ich fürchte nur, bemerkte der pfiffige Advocat Rosenz, am allerkleinsten wird das Käßchen sein, das die Herren vom Hause mitbringen für ihre politische Puppenstube!

Wenn sie nur nicht eins mitbringen, das zwar leicht genug, aber im Verhältniß mit den übrigen

Einrichtungsstücken doch viel zu groß ist! meinte Moorhahn.

Eins könnte ihnen aber doch die Freude verderben, bemerkte Schierholz, nämlich wenn sie dahinter kommen, daß sie sich auch hätten Unterthänchen aus leichtem Pappelholz mitbringen sollen, daß die westfälischen Eichenknorren viel zu hart sind, um etwas Hübsches und Manierliches daraus zu schnitzeln!

Während dieses Gesprächthema in angedeuteter Weise weiter geführt wurde, hatte sich Herr von Tondern erhoben und mit derselben Stille, wie er gekommen, unbeachtet wieder entfernt. Er schritt geräuschlos durch die weite, hohe Küche des Hauses, welche von jedem lebenden Wesen verlassen war — bis auf den großen schwarzen Kater, der ruhig schnurrend am Herde lag und offenbar dem großen Ereignisse des Tages keine Beachtung schenkte, da er keine Gründe hatte, anzunehmen, daß die preußische Occupation in nächster Zukunft schon auf die Statistik der Mäusepopulation einen namhaften Einfluß üben werde. Aus der Küche trat der junge Herr in eine dunkle Stube, welche als Durchgang in das Arbeitszimmer des Notars, als Registratur, als Archiv und als geheimes Berathungszimmer mit Clienten und Parteien diente, die vorzogen, den status causae et controversiae

ihrer Angelegenheiten mit Herrn Moorhahn unter vier Augen zu besprechen. Zum Behuf dieser mannichfaltigen Benutzungsarten erhielt diese Stube nur ein sehr dürftiges Licht durch ein breites Fenster, vor dem sich mit einer drauenden, ja ängstigenden Unmittelbarkeit die Wand des Nachbarhauses erhob. Eine Glasthür mit rothgewürfelten Calicotvorhängen führte aus diesem Raume in die Schreibstube des Notars, deren zwei Fenster auf die Straße gingen.

Eines dieser Fenster war geöffnet, und in demselben lag eine Gestalt, zu welcher sofort die Augen des jungen Mannes, als er auf die Schwelle des Raumes trat, hinüberflogen, ohne nur einen Augenblick sich bei all den andern, ihrem Wesen nach mehr bedeutungsvollen als in ihrer Erscheinung gewinnenden Dingen aufzuhalten, welche die Schreibstube eines öffentlichen Notars möbliren. Die Gestalt war die Annettens.

Der junge Mann näherte sich geräuschlos dem jungen Mädchen und legte plötzlich die Rechte auf ihre Schulter.

Glauben Sie, ich hätte Sie nicht gehört, und Sie konnten mich erschrecken, Herr von Tondern? fragte Annette, ohne sich nach ihm umzusehen.

Sie erschrecken? Was konnte Sie erschrecken,

Jungfer Annette — es müßte denn allenfalls eine Maus, eine kleine Spinne oder ein ähnliches entsetzliches und gefährliches Ungeheuer sein. Sonst erschreckt nichts Sie, nicht einmal der Einsturz des Himmels über uns, wie wir ihn heute erleben, wo uns der liebe Landeshimmel mit allen den Geigen, von denen er uns voll hing, über die Köpfe stürzt. Sie haben ein beneidenswerth ruhiges Gemüth. Ihr Herz schlägt sechzigmal in der Minute, nicht mehr, nicht weniger, unter altfürstlicher wie unter neupreußischer Herrschaft. Ich könnte vor ihm auf die Knie fallen und ihm die rührendsten guten Worte geben, allerliebstes, allersüßestes, allerharmantestes Herzchen meiner angebeteten Jungfer Annette, o schlage nur ein einziges mal ein klein wenig rascher und heißer, ich bitte dich, thue es um meinetwillen, nur mir zu Liebe — hörst du, mir zu Liebe — es thäte es doch nicht!

Annette erwiderte des jungen Mannes schalkhafte Rede mit einem schalkhaft lächelnden Blicke.

Schlägt denn Ihres so unstet, Herr von Tondern? fragte sie — es scheint mir auch so ziemlich seinen bestimmten ruhigen Gang zu haben. Und daß heute der Himmel über uns eingestürzt ist, wie sie eben sagten, hat Sie auch nicht aus der Fassung gebracht, soviel ich sehe.

Von mir wäre das auch sehr thöricht. Mir kann ja alles eins sein in der Welt. Ich bin ein armer Teufel, dem es nicht schlechter gehen kann, der Himmel mag nun blau und roth, oder schwarz und weiß über ihm sein. Obwol ich meiner heißgeliebten Jungfer Annette zu Gefallen mich bei ihrem Vater als Schreiber verdungen habe, so sehe ich meine aufrichtige Neigung doch nicht im mindesten erwidert. Hab und Gut besitze ich nicht, aber die Unannehmlichkeiten, welche mit dem Besitze von Hab und Gut verbunden sind, genieße ich in einem unbillig ausgedehnten Maße; nämlich einen grausam verwickelten Proceß. Warum sollte ich mich noch weiter grämen!

Als ein echter Patriott um das Vatterland! sprach Annette mit landesüblicher Verdoppelung des Consonanten t und mit einem Pathos, das nicht ganz frei von spottischer Schelmerei war.

Der junge Herr von Tondern lächelte.

Das machen die da drüben im Gartensaal schon gut. Sie grämen sich sämmtlich herzbrechend um das „Vatterland", das dem Hauptmann Uhlenhorst in ein Deputat Scheitholz verpackt und dem Procurator Bäumler in eine Quotisations-Kapitalien-Obligation eingewickelt erscheint. Darum denke ich, wir überlassen es ihnen, für uns mit den Kummer herunterzu-

würzen, und erfreuen uns unterdeß unſers jungen Lebens.

Damit ſchlang Tondern ſeinen Arm um die Taille des jungen Mädchens und verſuchte, ſie an ſich zu drücken. Sie machte ſich mit einer Entſchiedenheit von ihm los, welche anzeigte, daß ſie derlei Vertraulichkeiten ganz und gar nicht geſtatte, aber auch mit einer Ruhe, die andeutete, daß ſie ihr nicht erheblich genug erſchienen, um darüber das Gleichgewicht eines harmoniſch geſtimmten Gemüths zu verlieren.

Ach, Annette! ſagte Tondern mit einem Seufzer.

Was iſt Ihnen? fragte Annette mit einem Tone vollkommenſter Kaltblütigkeit.

Sie ſind die Grauſamkeit ſelber. Ich werde mich um Ihretwillen erſchießen, wie der arme junge Werther.

Warten Sie, bis ich den Advocaten Meſterz genommen habe, der nach mir freit, dann iſt's erſt dieſelbe Geſchichte wie im Werther. Und nun laſſen Sie mich fort, ich muß ſehen, ob die alten Herren drüben noch Wein haben.

Damit entſchlüpfte Annette ihrem Verehrer, der ihr mit ruhig lächelndem Blicke nachſchaute.

Die Jungfer Annette nimmt mich doch noch einmal, ſagte er, und wenn ich auch meinen Proceß rettungslos in alle Ewigkeit verliere. Was thut's auch

— Notarius Moorhahn hat Geld genug, und da ich ſie herzlich liebe, ſo können wir recht glücklich werden. Wenn man ſich nur liebt und Geld hat. Die beiden Dinge gehören nun einmal zuſammen wie Vers und Reim; das eine, die Liebe, iſt der Vers, und das Geld iſt der Reim, und je ſtärker und heller der Reim klingt, deſto ſchöner iſt das Gedicht!

Und nun, fuhr er fort, wollen wir gehen und ſchauen uns einmal die Herren Preußen an, was ſie an der Hauptwache machen und wie ſie ausſehen. Vielleicht treibt ſich Freund Paul auch draußen umher; es wäre gut, wenn wir uns heute ſprechen könnten.

Damit nahm der Schreiber des Notars ſeinen Hut und ſein dünnes Rohrſtöcklein und verließ das Arbeitszimmer des Notars und das Haus.

## Drittes Kapitel.

Worin der Leser etwas Näheres über Reinhard von Tondern und seinem Freund Paul erfährt.

---

Als der junge Mann das Haus seines Principals verlassen hatte, fand er die Straßen auffallend still und unbelebt. An den Häusern waren die Läden geschlossen. Die Einwohner schienen sich sämmtlich in das Innere ihrer Wohnungen zurückgezogen zu haben, wie das trauernde Volk Gottes in den Tagen, wo über Aegypten die Landplagen kamen, welche der Herr sandte. Man begegnete nur einzelnen Trupps armer müder Soldaten des Occupations-Corps, welche, ihre Quartierbillets in den Händen, umherirrten, ohne jemand zu finden, der sie zurecht wies; denn nur einzelne Individuen einer ganz unzurechnungsfähigen und durchaus unpatriotischen Jugend liefen hinter ihnen drein, um die fremden Menschen und fremden Uniformen anzugaffen. Reinhard von Tondern wurde

von mehreren dieſer Trupps umringt, die von ihm Auskunft über Straßen und Hausnummern verlangten. Er gab ſie bereitwillig, nicht ohne verwundert der Leute knappe, ärmliche Montirung von dem allermiſerabelſten Tuche und ihre Geſichter und Geſtalten zu prüfen, die keineswegs von der guten und nahrhaften Beköſtigung Zeugniß gaben, durch welche die einheimiſchen fürſtlichen Kriegsknechte ſich herausfütterten. Auf dem Marktplatze ſtand ihrer noch eine große Schar beieinander. Vor dem ſchönen Rathhauſe mit dem gothiſchen Giebel, an dem der Reichsadler und der König Gambrinus ausgehauen prangten, waren die Kanonen aufgefahren. Unter der Vorhalle des Gebäudes drängten ſich Offiziere, Quartiermeiſter, Feldwebel um die Magiſtratsbeamten, welche die Billets vertheilten. Es war die einzige Stelle in der Stadt, wo es lebhaft zuging. Die Eingerückten wetterten und fluchten in ihrem durch die claſſiſche Verwechſelung von mir und mich und das ſlawiſche j gefärbten Dialekt, ohne das heimiſche ebenſo claſſiſche Phlegma bei der Abwickelung des Geſchäfts dadurch beflügeln zu können. Tondern ſtand eine Weile und ſchaute dieſem Auseinanderplatzen der Geiſter in ſo unſaglich verſchiedener Mundart zu. Dann fühlte er ſeinen Arm berührt, und ſich wendend, ſagte er:

Ah, Bronckhorſt, du biſt's! Ich dachte, daß ich dich treffen würde!

Komm mit. Ich will zu meinen Bauern hinaus! Begleite mich, ſagte der Freund des Schreibers.

Das will ich. Wir haben ohnehin allerlei zu reden heute, antwortete Reinhard von Tondern.

Es waren zwei einen ſtarken Contraſt bildende junge Männer, welche nun miteinander durch die verlaſſenen Straßen einem der Stadtthore zuſchritten. Reinhard von Tondern war ein ſchmaler, behender junger Mann mit großen hellblauen Augen, friſchen Wangen und ſchlichtem, kurz geſchnittenem Haar; ſeine Züge waren hübſch zu nennen; ſie hatten ein echt deutſches Gepräge, das heißt ſo wenig claſſiſche Regelmäßigkeit, wie ſie einem Geſichte eigen ſein kann, ohne daß dieſes dadurch vulgär und unſchön würde; die Stirn nicht hoch und ziemlich flach, die Naſe mittelgroß, mit einer gewiſſen leiſe angedeuteten Anlage, bei reiferer Ausbildung durch zu große Breite das noch beſtehende Gleichmaß der Züge zu zerſtören; der Mund breit, aber mit hübſchen friſchrothen Lippen. Seine Haltung war nachläſſig, etwas gebeugt. Er mochte dreiundzwanzig Jahre haben.

Sein Freund Paul Bronckhorſt war eine von ihm durchaus verſchiedene Erſcheinung. Er war groß,

breitſchulterig, wie ein Heroe gebaut; wie ein Heroe ſchritt er einher, das Haupt ſtolz und aufrecht; und daß Paul Bronckhorſt dieſes Haupt ſo ſelbſtbewußt auf ſeinen männlichen Schultern trug, das mochte ihm niemand verdenken, denn es war von einem ſeltenen Adel und von auffallender Schönheit. Das Geſicht bildete ein vollkommenes Oval; die Stirn gewölbt, die Augen dunkel, von einer Art ruhig lodernden Glanzes; wäre Paul von Menſchen umgeben geweſen, welche Beobachtungen ſolcher Art angeſtellt hätten, ſo würden ſie ſicherlich die Eigenthümlichkeit dieſer Augen wahrgenommen haben, daß der merkwürdige intenſive Glanz derſelben niemals ermattend abnahm, aber auch niemals zu hellerm Funkeln aufflammte; gleich als ob in dieſer Seele ein Gleichmaß lebendiger Geiſteskraft herrſche, deren Thätigkeit keine leidenſchaftliche Wallung ſteigern, keine Abſpannung dämpfen könne. Bronckhorſt's Züge wären vollkommen ſchön geweſen, hätten ſich die Lippen nicht etwas zu trotzig aufgeworfen gezeigt, und hätte nicht ſein Geſicht jetzt ſchon die gleichmäßig über das ganze Antlitz ausgebreitete Röthe gehabt, welche ſonſt erſt bei Männern reifern Alters ſich einzuſtellen pflegt. Sein Haar war lockig und vom dunkelſten Kaſtanienbraun; ſeine Zähne wie Perlen und ſein Kinn von einer ſel-

tenen harmoniſchen Rundung. Kurz und mit einem Wort: Paul Bronckhorſt war ein Mann, dem die Natur, als ſie ihn ins Leben ſandte, zu dieſer Reiſe durch die Wüſte hinreichende Kraft mitgab, um mit den Löwen zu ringen, und alle Kühnheit des Blicks, um die Schlangen zu ſcheuchen. Er mußte es wiſſen, daß er ſchön, daß er eine auffallende Erſcheinung ſei. Schon als er noch Knabe war, hatten es ihm die Obſthändlerinnen, deren Kunde er war, nachgerufen; ſeine Schulkameraden hatten es ihm geſagt — nicht als ob ſie ſelbſt die Entdeckung gemacht — es iſt der Jugend nicht eigen, die Spielgenoſſen vom Standpunkt der Idealität aus ins Auge zu faſſen —, ſondern weil ſie es von ihren Schweſtern oder ihren Müttern gehört; ein Maler hatte ihn auf der Straße angeredet und ihm den Vorſchlag gemacht, ihm zum Modell eines jungen Johannes des Täufers zu dienen.

Aber mit unſaglicher Verachtung hatte Paul Bronckhorſt alle ſolche Dinge aufgenommen. Es war ihm ſtets dabei zu Muthe geweſen, als wolle man ſeiner ſpotten; ſeiner jungfräulichen Seele war eine äußerliche, körperliche Beſonderheit, mochte ſie nun eine auffallende, über die allgemeine Regel hinausgehende Wohlgebildetheit ſein oder eine Misbildung, eine Häßlichkeit, — ſobald ſie ihn in den Mund der Leute

brachte, wie ein Schimpf vorgekommen. Es war eine faſt komiſche Reizbarkeit ſeines Gemüths, verbunden mit dem Stolz eines von Natur ariſtokratiſchen Geiſtes, die ihn barſch den johannesſüchtigen Maler zum Teufel geben hieß!

Aber wer war Paul Bronckhorſt? Darüber hätte niemand genaue, ſichere Auskunft geben können. Er ſelbſt wußte es am wenigſten. Er hatte niemals die leiſeſte Andeutung darüber erhalten, woher er gekommen, von welchem Stamme er gefallen. Er kannte keinen Menſchen auf der weiten Gotteswelt, der die Ehre, mit ihm verwandt zu ſein, in Anſpruch genommen hätte. Sein Vater war der Vorſteher, ſeine Brüder die Zöglinge eines Convicts geweſen, welches ein reicher Würdenträger der Kirche geſtiftet hatte, zur Aufnahme einer Anzahl von Knaben, die ſich den Wiſſenſchaften widmeten. Von hier aus hatte er die Schulen, die Hörſäle der Univerſität beſucht und ſich zum Juriſten gebildet. Für ſeine übrigen Bedürfniſſe hatte Notar Moorbahn, und zwar ſtets ausreichend, geſorgt. Außerdem hatte ein Bauer aus der Nachbarſchaft eine Art Vormundſchaft über ihn ausgeübt — mit welchem Recht, darüber ſprach weder der Bauer noch Moorbahn ſich aus. In demſelben Convicte war auch Reinhard von Tondern erzogen wor-

den und beide hatten ſich ſchon als Knaben aufs engſte verbrudert und aneinander geſchloſſen. Sie hatten ſich bei ihren Arbeiten geholfen und in allen den kleinen Intriguen beigeſtanden, welche bei jedem von einem höhern Willen beherrſchten Zuſammenleben entſtehen, mag ſolch ein Convent nun aus Mönchen, Nonnen, Knaben, Strafgefangenen, Waſſerheilanſtaltgäſten oder Schiffpaſſagieren gebildet ſein. Sie hatten dadurch früh gelernt, welche Hülfsquellen in der feſten, unter allen Umſtänden ſich treu bleibenden gegenſeitigen Unterſtützung zweier harten und zähen Naturen liegen, die Intelligenz und Eigenſinn in ſich zu dem verbinden, was man Charakter oder männliche Energie nennt.

Darum hatten ſie einen Bund geſchloſſen; eine Waffenbrüderſchaft, wie die Gefolgsleute des Arioviſt ſich Brüderſchaft und Beiſtand in der Schlacht ſchwuren: feſtes Zuſammenhalten in ihrem Kampfe mit dem Leben und mit dem Schickſal.

In einem Kampfe mit dem Schickſal ſtanden ſie ja beide.

Reinhard von Tendern gehörte einer alten Adelsfamilie des Landes an. Aber dieſe Familie war im Laufe der Zeiten heruntergekommen und arm „wie eine Kirchenmaus“. Eine reiche Erbſchaft von einer

Seitenverwandten war Tondern unter eigenthümlichen Umständen entzogen worden, und um diese Erbschaft handelte es sich bei seinem großen, viel von ihm beseufzten Processe.

Paul hatte noch weniger. Ihm gehörte nicht einmal ein Stuhl an irgendeinem häuslichen Herde, nicht einmal ein Platz unter den Gliedern irgendeiner Familie, mochte sie nun eine Hütte oder ein repukirliches Bürgerhaus oder einen Edelsitz bewohnen.

So galt es gleich sehr für beide, einen festen Boden und eine Lebensstellung zu erringen; mit jenem Schicksal zu kämpfen, das die Kuchen, womit sich die Glücklichen nähren, an diese mit verschwenderischen Händen verschenkt, das Brot der Armen aber nur gegen Wucherpreise verkauft, gegen sauere Arbeit und Mühe, gegen Stücke von Herz und Gemüth und Gewissen, die eines nach dem andern „draufgehen".

Einer sollte in diesem Kampfe stehen für den andern; einer sollte frei über des andern Kräfte verfügen können. Wenn einer des andern Hülfe bedurfte, so sollte dieser seine eigenen Angelegenheiten stehen und liegen lassen und seine Schultern mit unter die Last schieben, welche der Freund eben im Begriff war zu bewegen.

So und im Bewußtsein, daß ihre Naturen einen

vollen Antheil an der unzerstörbaren, alles überdauernden Zähigkeit, welcher das Erbe ihres Stammes, mitbekommen, glaubten sie sich mit einem stillen und ruhigen Selbstgefühl ihrer Erfolge, ihres Sieges gewiß.

In jener Zähigkeit, in jener klug-einfältigen Beschränkung ihrer Ideenwelt und ihrer Gedanken auf die Aufgaben, welche ihre Lebenslage ihnen gestellt hatte, waren sie die echten Söhne ihrer Heimat. Aber sie waren nicht darum auch Charaktere von durchgehender Aehnlichkeit. Und gerade deshalb, weil ihr Wesen, im letzten Grunde verwandt und gleichartig, doch wieder zu so großen Verschiedenheiten sich entwickelt hatte, konnten sie so engverbundene Freunde bleiben. Sie stellten die zwei Richtungen dar, in welche der Charakter des Volksstamms, dem sie angehörten, seit je auseinander gegangen ist. Der Trieb des Unabhängigkeitssinns und die realistische praktische Natur in ihnen, hatte ihre Augen früh auf bestimmte Ziele gerichtet; aber dieser Trieb des über alles andere mächtigen Unabhängigkeitssinns hatte sich bei Reinhard von Tondern vergesellschaftet mit Kaltblütigkeit und Phlegma; er hatte sich in Paul Bronckhorst dagegen verbunden mit einer gewissen Rastlosigkeit des Geistes, mit einer gefährlichen Macht der Phantasie, mit einem Triebe zu größern und glänzendern Ge-

staltungen und Lebensformen, wie sie nur die weiet Ferne und Fremde hegen konnte. Es war in ihm viel von jenem abenteuerliebenden Geiste der alten westfälischen Ritter, die dem deutschen Orden zuströmten, oder jenes westfälischen Bürgerthums, aus dem die „Pfadfinder" und „Pioniere" der Hansa hervorgingen; etwas von dem eigenthümlichen Geiste eines Königs Theodor von Corsica, der die merkwürdige Erscheinung eines Charakters darbietet, in welchem weithin strebender, ruheloser Drang in alle Weiten sich mit dem beispiellos zähen Festhalten an einem einmal ergriffenen Ziele verbindet.

Das aber hatten unsere beiden jungen Leute miteinander völlig gemeinsam, daß, so groß und kühn die Aufgaben auch waren, welche sie sich gesetzt hatten, so sanguinisch und jugendlich allen, welche ihnen hätten ins Herz schauen können, ihre Hoffnungen auch erschienen wären, doch in beider Streben sich kein Funke von Ehrgeiz, Eitelkeit, Ruhmsucht mischte. Was sie erreichen wollten, das wollten sie für sich; ob es die Augen anderer erfülle, blende, kümmerte sie nicht; jener merkwürdige Charakterzug im Menschen, daß ihm das, was er als Glück erstrebt, stets als ein Ding mit zwei Seiten erscheinen muß, wenn es vollkommen sein soll — erstens als ein Inbegriff behag-

licher Existenz für ihn selbst, und zweitens als ein Quell unbehaglicher Gefühle für andere, — dieser liebenswürdige Zug im Menschen war den Charakteren Reinhard Tondern's und Paul Brendthorst's völlig fremd. — —

Sie gingen jetzt ziemlich einsilbig nebeneinander her, bis sie das Stadtthor hinter sich hatten. Draußen führte ihr Weg zwischen Gartenhecken hindurch, dann durch ein flaches, muldenformiges Thal am Rande von Wiesenflächen entlang, in deren Mitte sich ein Bach schlängelte. Da es Abend war, begannen sich die dünnen blauen Nebel über die Wiesen zu breiten, jene Nebel, welche in dem feuchten Lande auch dem heißesten Tag eine kühle Nacht folgen machen.

Wir waren bisher doch mit allen unsern Zuständen etwas wie ein stillstehendes und nicht eben gar zu frisches Gewässer, sagte Tondern, nachdem sie die ersten Bemerkungen über das Ereigniß des Tages ausgetauscht hatten.

Ja, und in dieses stillstehende Gewässer bläst jetzt der preußische Wind! entgegnete Paul trocken.

Da muß es denn wol Wellen schlagen, bemerkte Tondern; es fragt sich nur, ob nicht für uns beide früher besser fischen war als jetzt!

Da wir nicht im Trüben fischen wollten, fiel Paul

Bronckhorſt ein, ſo kann's uns recht ſein, daß ein friſcher Wind hineinbläſt. Ich meine, wir können jetzt erſt ſagen: Vogue la galère — früher rückte es ja doch nicht von der Stelle, unſer Lebensſchiff!

Wenn's aber Sturm gibt?

Paul ſchüttelte den Kopf. In einem Waſſerglaſe! ſagte er. Mehr nicht. Unſere neuen Herren werden ſchon fertig damit werden. Sie haben Uebung im „Inbeſitznehmen". Es iſt ihnen ſchon öfter geglückt und wird es auch hier. Die Hauptregel kennen ſie alſo wol aus Erfahrung.

Und die iſt?

Mit den großen Familien, die durch ihren Einfluß früher das Land regierten, welches man in Beſitz nimmt, keinen Vergleich zu ſchließen; nicht die thörichte Hoffnung zu nähren, man könne ſie der neuen Gewalt gewinnen, indem man ſie durch Ehren und eingeräumten Antheil an der Verwaltung kirrt.

Wie ſoll ſich denn eine neue Regierung ihnen gegenüberſtellen?

Gar nicht; ſie muß ſie vernichten!

Gott im Himmel, das hieße dreinſchlagen! Du denkſt wol, wir hätten es mit den Franken Pipin's und Karl's des Großen zu thun, die einmal wieder über das Sachſenland gekommen. Die wären zu

ſolchen Dingen im Stande geweſen nicht aber dieſe neue Herren, welche nach dem Eindruck, den ſie mir machen, uns viel mehr ſtramm und bärbeißig ſchulmeiſtern, als hängen und köpfen werden. Wenn man betrachtet, wie die Dinge ſich ſo nach und nach entwickelt haben, kann man auch dieſes ſchneidende, heftig zufahrende Weſen unſerer neuen Gäſte, das ſchon ſeit Jahren vielfach wider ſie gereizt hat, nur natürlich finden. Sie ſind ein neues Volk, das ſich heraufgearbeitet hat, in einer Weiſe, vor der man Reſpect haben muß. Ich möchte ſie politiſche Autodidakten nennen. Sie ſind immer hochmüthiger, als andere Menſchen, welche durch den gewöhnlichen Schulſchlendrian gingen. Sie haben ein Gefühl, als ob man ſie nicht als vollberechtigt gelten laſſen wolle. Ihr Auftreten ſoll die Geltung erzwingen.

Wol wahr, antwortete Paul Bronckhorſt; aber wer urtheilt ſo milde und billig? Man iſt gereizt wider ſie im tiefſten Grunde ſeiner Seele. Sie wollen Gehorſam, militäriſches Ordrepariren! Wir ſollen uns ſchmiegen und fügen in lauter uns neue Dinge. Das iſt nie unſere ſtarke Seite geweſen. Auf unſerm eigenen Grund und Boden fühlen wir uns nur als Berechtigte. Daß man uns nun von heute an als Verpflichtete behandeln wird, werden wir niemals ver-

zeiben. Und wem verpflichtet? Einem fremden Stamme, der keine Verwandtſchaft mit uns hat, von dem uns der kirchliche Glaube, dieſer wichtigſte aller Factoren unſers Lebens, trennt. Ich ſehe da keine Verſöhnung, keine Verſchmelzung zwiſchen der neuen Herrſchaft und den Elementen, welche die alte Herrſchaft bildeten. Will die neue Wurzeln ſchlagen, ſo muß ſie die alten Elemente ausroden! Und das wird ſie thun. An ihrer Stelle aber wird ſie neue pflanzen: indem ſie die alten Bäume niederhaut, wird ſie jungen Stämmen, die im Schatten nicht aufkommen konnten, Sonne und Luft verſchaffen; dieſe werden wachſen und gedeihen können — — und ein Paar ſolcher hoffnungsvollen jungen Stämme . . .

Sind wir! fiel lächelnd Reinhard Tondern ein. Du glaubſt alſo, Sonne und Luft werden die neuen Herren dadurch für uns ſchaffen, daß ſie unſere herrſchenden Familien vernichten — glaubſt, daß ſie aus dem Nachlaß derſelben neue Geſchlechter reich machen werden?

Paul Bronckhorſt nickte mit dem Kopfe.

Wenn ſie geſcheidt ſind, werden ſie ſo zu Werke geben. So hat es Oeſterreich einſt in Böhmen gemacht. Böhmen iſt heute dem Erzhauſe treu für alle Zeiten und für ewig ergeben. Andere neu einziehende Herrſchaften dagegen haben es für weiſe gehalten, die

Ariſtokratie, welche ſie vorfanden, durch Wohlthaten an ſich zu ketten, ihre Macht noch zu erhöhen, ſtatt ſie zu brechen — und ſie ſind in der Stunde der Gefahr alle von ihr verlaſſen worden. So hat Oeſterreich es vielfach mit Ungarn erlebt.

Reinhard Tondern ſchüttelte den Kopf. Ich glaube, man wird weder den einen noch den andern Weg einſchlagen, ſagte er. Ich muß dir geſtehen, ich fürchte, man ſchätzt uns gar nicht hoch genug, um es der Mühe werth zu halten, eine beſondere, kluge Politik für uns ins Spiel zu ſetzen. Und ich glaube, man hat nicht ſo ganz unrecht. Ich war heute Zeuge, wie eine hübſche Anzahl reſpectabler Ehrenmänner die Lage der Dinge auffaßte, Sie redeten von den Nachtheilen, den Deputat- und Sportelverkürzungen, welche die Occupation ihnen bringen müſſe. Jeder ſah die Sache vom Geſichtspunkte ſeines Vortheils aus an.

So wie wir eben auch! unterbrach ihn Paul Bronckhorſt mit ironiſchem Lächeln.

Richtig, ganz wie wir, die aber in einer anderen Lage ſind, als die alten wohlbeſtellten Herren. Ich war zugegen, fuhr Tondern dann fort, als nach dem Einmarſche der preußiſchen Truppen die Hauptwache von ihnen beſetzt wurde. Es war ein höchſt charakteriſtiſches Schauſpiel — charakteriſtiſch, weil gar nichts

von einem Schauspiel dabei war! Es ging dabei zu, wie es an jedem andern Tage bei der Ablösung der Wache zugeht. Unsere Truppen traten unter das Gewehr, die Preußen stellten sich ihnen gegenüber auf; die Parole und Wache wurden friedlich wie immer überliefert, die Commandos gegeben, die Trommeln gerührt, die alte Wache marschirte ab und die neue zog auf, gerade so wie immer und allezeit. Nur unsere alten Schnauzbärte von Grenadieren schienen so viel Ehre im Leibe zu haben, daß es sie wurmte, von ihrem Posten weichen zu müssen; denn sie zogen gar grimmige Gesichter und schossen wüthende Blicke auf die Preußen. Das Einzige, was verschossen worden ist bei dieser Eroberung!

Unsere Truppen sind nicht schlecht, sie haben sich immer vortrefflich geschlagen. Hat doch einer unserer Fürsten gegen Türken, Franzosen und Holländer einst Wunderdinge mit ihnen ausgerichtet, bemerkte Paul. Unsere Reiterei ist noch heute ganz vortrefflich. Und was die Herren angeht, von denen du sprachst, so fühlen sie auch patriotischer und tiefer, als du denkst. Sie reden von dem, was sie am tiefsten fühlen, allerdings nicht viel. Das ist nicht Landesart!

Mag sein. Aber *scheinen* wird es den neuen Herren jedenfalls, als hätten sie ein Volk vor sich,

deſſen Phlegma nicht den Aufwand beſonderer Behutſamkeit verlange. Die ihrer Herrſcherprivilegien entſetzte Ariſtokratie werden ſie weder vernichten noch ihr ſchmeicheln, ſie werden ſie in ihren alten Waſſerburgen ſitzen und ſchmollen laſſen.

Das wäre die ſchlechteſte Politik — und es würde eine Zeit kommen, wo ſie es bereuen würden! meinte Paul Brenckhorſt.

Wir werden es ſehen, antwortete Reinhard Tondern. Abzuwarten, was kommen wird, iſt ja einmal doch das Einzige, was wir fürs erſte beginnen können. Arbeiten wir jeder unverdroſſen weiter. Du ſtudirſt emſig das Preußiſche Landrecht, um, wenn wir die neue Geſetzgebung erhalten haben, meinen Proceß in den rechten Schwung bringen zu können. Ich, der ich nicht ſo viel Geld hatte, um ſyſtematiſch das edle Jus ſtudiren zu können, krebſe in dem Notariatshandwerk herum . . .

Ja das du dich um meinetwillen geſtürzt haſt, um zu bewachen oder zu entdecken, was Meiſter Moorhahn über meine Herkunft in ſeinen Documentenſchränken verſteckt halten muß!

So iſt's, Brenckhorſt; wär's nicht um deinetwillen, ſo hielt ich's ſchwerlich aus. Es iſt ein betrübt eintönig Geſchäft!

Aber Jungfrau Annette, fiel Paul neckend ein . . .

Der Jungfer Annette mache ich den Hof aus Leibeskräften — das verſteht ſich, lachte Reinhard — aber, Freund Paul, das geſchieht auch nur um deinetwillen!

Um meinetwillen?

Wenn Meiſter Moorhahn ſonſt auf keine Weiſe zu bewegen iſt, ſeinem treuen Gehülfen den Einblick in ſeine heilige Bundeslade zu gewähren — nun wohl, dann heirathe ich ſeine Tochter. Vor ſeinem Schwiegerſohne und Geſchäftserben wird er doch dann keine Geheimniſſe mehr haben!

Paul Bronckhorſt ſah ſeinen Freund mit einem halbzweifelnden, halbgerührten Blicke an.

Sie iſt hübſch und reich! fuhr Tondern mit einem Tone erheuchelten Leichtſinns fort.

Und doch keine Braut für Reinhard von Tondern, ſagte Paul, indem er die Hand auf ſeines kleinern Freundes Schulter legte. Setze dem Mädchen nichts in den Kopf, was du nicht erfüllen wirſt!

Weshalb würde ich es nicht erfüllen?

Weil ich es nicht zugäbe, antwortete Paul mit gebieteriſcher Beſtimmtheit.

Du?

Ich!

Habe ich deine Einwilligung nöthig?

Ich meine, ja. Und ich will's nicht.

Wenn das Mädchen mir gefällt? Wenn ich eine grauſame Zärtlichkeit für ſie und ihres Papas Pfennigkammerobligationen empfinde?

Du täuſcheſt mich, Reinhard. Ihr Vermögen iſt nicht von Bedeutung für dich, wenn du deinen Proceß gewonnen haſt.

Wenn . . .

Ich werde ihn gewinnen! antwortete Paul Bronkhorſt ſtolz. Und was ſie ſelbſt angeht, ſo geht unſere Abſicht nicht darauf aus, in einem Lebenskreiſe und einer Sphäre ſtecken zu bleiben, worin Annette Moorbahn eine Frau für Reinhard Tondern wäre. Das weißt du recht wohl. Du willſt alſo mir ein ſolches Opfer bringen, du willſt mit deiner Exiſtenz Va banque ſpielen, um das herauszubekommen, mit Gewalt herauszuzwingen, was du dir in den Kopf geſetzt haſt, dem Notar aus den Händen zu winden, weil es der Schlüſſel zu meiner Zukunft ſein muß . . .

Wenn ich mir das nun einmal vorgenommen habe, ſo geht es dich nicht weiter an, wie ich es zu Stande bringe. Kümmere du dich um das Landrecht und

meine Proceßſache. Deine Angelegenheiten ſind meine Sache!

Ich werde mit Annette reden, verſetzte Paul, und ſie vor deinen eigennützigen Bewerbungen warnen!

Wenn wir nicht ſchon ſo weit wären, mein lieber Paul, daß ſie mir mehr Glauben ſchenkt als dem, was du ihr ſagſt, dann hätte ich nicht von der Sache zu reden begonnen. Es iſt nicht meine Weiſe, von etwas viel Gerede zu machen, bevor ich es in dem Gleiſe habe.

So warne ich den Alten.

Das wirſt du bleiben laſſen. Denn erſtens wäre es möglich, daß ihm der Schwiegerſohn durchaus nicht unwillkommen . . .

Das wäre freilich ſehr möglich, entgegnete Paul ſpöttiſch.

Oder, fuhr Reinhard fort, er wäre ihm nicht willkommen; dann würde er mir den Abſchied geben, und das wäre ſehr ſchlimm, denn du haſt mich in der Schreibſtube des Notars nöthig!

Paul ſeufzte. Ich leide es dennoch nicht, daß du mir auf dieſe Weiſe ein Opfer bringſt, welches außer allem Verhältniſſe mit dem wäre, was dadurch zu guter letzt und am Ende vielleicht gewonnen wird.

Dieſer Streit des Edelmuths zwiſchen den beiden jungen Männern würde vielleicht nicht ſo bald ein Ende genommen haben, wenn er nicht unterbrochen worden wäre durch einen befremdlichen Anblick, welcher ſich ihnen plötzlich darbot.

# Viertes Kapitel.

Seine Durchlaucht der Herzog von Anglure nebſt Prinzeſſin Tochter und Dienerſchaft.

---

Der Weg, dem Reinhard Tondern und Paul Bronckhorſt folgten, war die Straße, die vom Rheine her zur Stadt führte. Er war, ſoweit die von den jungen Männern zurückgelegte Strecke reichte, nur an der einen, linken Seite von Wallhecken begrenzt, rechts hatte ſich der offene Wieſengrund ausgedehnt; jetzt aber hörte dieſe Nachbarſchaft auf, auch zur rechten Seite begannen Kämpe mit ihren obligaten Umwallungen. Der Weg zog ſich alſo zwiſchen Wallhecken rechts und Wallhecken links hindurch, das heißt, er war eigentlich kein Weg mehr, ſondern eine jener entſetzlichen „hohlen Gaſſen" beſtehend aus tiefausgefahrenen, im Laufe der Jahre zu Abgründen gewordenen Gleiſen und Löchern in einem ſchweren, zähen, keine Feuchtigkeit aufſaugenden Thonboden — welche vor

einem halben Jahrhundert Heerſtraßen und Wege darſtellten und durch die dichten Wallhecken an beiden Seiten vor jedem Zutritt von Sonnenſtrahlen und jedem Windzuge ſorgſam geſchützt waren, damit nicht das Regenwaſſer, welches wegen der Bodenbeſchaffenheit ſtehen blieb, in ſeinem friedlichen Daſein beeinträchtigen könne.

Was die Schrecken dieſer entſetzlichen Wege vermehrte, war eine naturhiſtoriſche Beobachtung, die von der ökonomiſchen Schlauheit des weſtfäliſchen Bauers ausgebeutet wurde.

Der Bauer liebt nämlich, ſein Beſitzthum, ſeinen Kamp, mit einer Procedur von zweifelhafter Ehrlichkeit dadurch zu vergrößern, daß er die Wallhecken nach der innern, das heißt nach der Seite ſeines Grundſtücks hin jährlich höchſt energiſch mit dem Beil abſchlichtet und behaut. Er weiß, daß ſich alsdann die Vegetation dieſer an der einen Seite hin verſtummelten Rußbüſche und Krüppeleichen auf die andere Seite wirft, und daß man dadurch die ganze Wallhecke zu einer Wanderung, zu einer leiſen Verſchiebung wenigſtens, zwingt.

Dieſen Kunſtgriff zur Erweiterung ſeiner Grenzen übt denn nun der Colonus fleißig aus. Er handelte freilich zweckmäßiger, wenn er zur Erweiterung ſeines

nutzbaren Besitzes irgendein ihm gehörendes Heidegrundstück urbar machte, was ihn nicht allein rascher, sondern auch in einem weit ausgiebigern Umfange zum Ziele führen würde. In jenen Tagen aber gehörte Urbarmachen der Heiden nicht zu den patriarchalischen Sitten des Bauers, und dieser zog vor, durch fleißige Wallheckenarbeit seinen Kamp um etwa drei Fuß Breite im Laufe eines Jahrhunderts zu erweitern — natürlich jedoch nicht nach der Seite hin, wo ein anderer expertus Rupertus, der Nachbar, „auf einen Schelmen anderthalben" setzen konnte; sondern hauptsächlich nach der Seite, welche die des armen, von niemand geschützten, niemand willkommenen Fremden war: der Weg, die Heerstraße nämlich.

So war denn die Heerstraße allüberall im Lande ein ganz entsetzliches Ding, besonders wenn es geregnet hatte. Geregnet aber hatte es so ungefähr immer. Auch das Défilé, welchem unsere beiden Wanderer sich näherten, war in dem angedeuteten Zustande, und jene hüteten sich deshalb wohl, sich da hineinzuverstricken. Sie schlugen einen über den anstoßenden Kamp laufenden Fußweg ein, wo der Boden hart und fest war, als ob man auf Steinplatten träte.

Nun waren aber beide nicht weit gekommen, als ein Wirrwarr von menschlichen und thierischen Stim-

men und von undefinirbarem Lärm ihr Ohr erreichte. Reinhard und Paul arbeiteten ſich durch das Gewirr des ſchief über dem Fahrſtraßenabgrund hangenden Wallheckengebüſches hindurch und erblickten jetzt die Urſache des Lärms, den ſie übrigens ſofort geahnt hatten.

Ein mit vier Extrapoſtpferden beſpannter großer und ſchwerer Reiſewagen lag ſeitwärts übergekippt in dem Hohlweg. Ein Herr und eine Dame hatten ſich durch den Schmutz gearbeitet und die ſchräg anlaufende innere Seite der einen Wallhecke als trockenen und feſten Standpunkt benutzt, um von dort die Scene, welche der Schiffbruch ihres Fahrzeugs bildete, zu überſchauen. Drei andere Individuen, zwei männliche und ein weibliches, die dem Anſchein nach die Dienerſchaft bildeten, umgaben hülfebefliſſen den Wagen und eiferten und wetterten dabei mit unſaglichem Aufwand von Worten und Anrufungen wider den Poſtillon an, der ganz ruhig, bis an die Knöchel eingeſunken, danebenſtand und bald ſeine pruſtenden und um ſich ſchlagenden Thiere betrachtete, bald ſeine Aufmerkſamkeit den drei zungengewandten Leuten zuwandte — offenbar viel zu ſehr von dem Nachſinnen über die Frage, wo hier zuerſt zuzugreifen ſei, in Anſpruch genommen, als daß fürs erſte noch

von ihm ein Uebergang zur That zu erwarten gewesen wäre.

Die Sprache, in welcher die zärtlichen Redensarten der Schiffbrüchigen an den Postillon verschwendet wurden, war die französische.

Reinhard Tondern und Paul Brenckhorst näherten sich der Gruppe, und Paul, der, wenn auch mit keineswegs ganz reinem Accente, doch geläufig Französisch sprach, bot seine Hulfe an.

Die Domestiken baten sehr höflich die hinzugekommenen zwei Herren, ihre Schultern mit unterzustemmen, um den Wagen wieder aufzurichten.

Reinhard rief zu einer gemeinsamen Kraftäußerung den Postillon an.

Der Postillon aber blieb stehen, wo er stand.

Diese fouternden Franzosen wollen keine Raison annehmen, sagte er im derbsten Plattdeutsch. Was kann es helfen, den Wagen aufzurichten — er fällt doch wieder auf die Seite! Die Achse ist gebrochen. Wir müssen erst eine Hebeschraube haben, um die Achse in die Höhe zu bringen, und dann Knüppel und Stricke, um sie, so gut es angeht, fest zu binden, daß wir bis in die Stadt fahren können.

Dann holt, was Ihr nöthig habt, vom Schulzen Werdekoring, der ist ja in fünf Minuten zu erreichen.

Ja, das könnte man wol, antwortete der Postillon.

So geht doch!

Wollt Ihr unterdeß auf die Pferde Acht geben?

Ja, ja, lauft nur, eilt!

Der Postillon setzte sich langsam in Bewegung. Er klomm über die Wallhecke, um oben denselben Weg zu gewinnen, auf welchem Reinhard und Paul begriffen gewesen waren.

Wohin senden Sie den Menschen? fragte von drüben her der fremde Herr in gebrochenem Deutsch.

Nach dem nächsten Hofe, antwortete Paul. Er holt die nöthigen Gegenstände, um Ihren Wagen in eine Verfassung zu bringen, daß er die Strecke bis zur Stadt aushält.

Wie weit ist das?

Eine Stunde.

Ein Zwiegespräch in französischer Sprache zwischen dem Herrn und der Dame folgte.

Meine Tochter findet es zu kühl und feucht, um hier zu warten, bis wir weiter fahren können, nahm dann der Fremde wieder, zu den beiden jungen Männern gewandt, das Wort. Ist nicht in der Nähe ein Haus, in welches wir unterdeß eintreten können?

O ja, fiel Paul ein — kaum fünf Minuten weit

ist ein großes Gehöft — eben dasselbe, wohin der Postillon gegangen ist.

Eh bien, allons-y! sagte die Dame.

Dies war jedoch leichter gesagt, als in Ausführung gebracht. Die Fremden standen jenseits und mußten über den schlammigen Wegabgrund herüber; das war für die mit gelben Klappen umsäumten Stiefel des fremden Herrn allerdings ein mit Beihülfe einiger Todesverachtung zu wagendes Unternehmen. Ein anderes aber war es für den feinen Seidenschuh, welchen die junge Dame trug.

Sie schien rathlos vor dem Unternehmen zurückzubeben.

Indem sie dann den schmalen Fuß in weißseidenem Strumpf, über den nach der Mode jener Zeit kreuzweise das schwarze Schuhband gebunden war, vorstreckte, prüfte sie den trügerischen nassen Boden vor ihr. Der Fuß sank so ein, daß keine Hoffnung blieb, auf diese Weise über den Weg zu kommen, der in der Mitte noch viel schlimmer und geradezu grundlos war.

Pierre! rief jetzt der fremde Herr mit verdrießlicher Entschiedenheit dem einen seiner Diener zu — prenez les coussins de la voiture, jetez-les dans ce gouffre et faites-en un pont sur cet abîme damné!

Die Bedienten eilten an den Wagen, holten die

Polſter daraus hervor und wollten dem Befehl gehorchen, als Paul Bronckhorſt ihnen wehrte und das erſte Kiſſen aus der Hand des einen Dieners nahm.

Das hieße denn doch etwas zu toll die Polſter verderben, ſagte er — Sie mein Herr, können ohne alle Gefahr mit Ihren Stiefeln durchſchreiten, und was die Dame betrifft, ſo wird ſie ſich auf dieſes Kiſſen ſetzen und ich und mein Freund werden ſie ganz ſicher hinübertragen. Wir wiſſen ungefähr, wie man hier zutreten muß. Wir werden weder ausgleiten noch fallen.

Der Fremde blickte den Sprechenden, der ſich ſo gebieteriſch hier einmiſchte, betroffen an; dann nickte er mit dem Kopfe und wandte ſich lächelnd mit der Frage an ſeine Tochter: Eh bien, est-ce que cela vous convient, ma fille?

Ça m'est égal, s'il vous plait de risquer le trajet à pied!

Paul und Reinhard aber hatten ſich ſchon mit dem Polſter, welches ſie mit beiden Händen an den Seiten feſthielten, vor die Dame geſtellt, dieſe ſetzte ſich mit anmuthiger Leichtigkeit darauf, und ſeitwärts ſchreitend gelangten unſere beiden jungen Männer ſehr bald und glücklich durch den halsbrechenden Paß. Nur konnten ſie natürlich nicht vermeiden, daß ſie zu

weilen ausglitten oder tiefer einsanken, als sie gerade vermuthet hatten. Alsdann gerieth auch folgerechterweise das Polster in ein Schwanken und, um sich aufrecht zu erhalten, war die Dame gezwungen, einen Stützpunkt zu suchen. Mit andern Worten, sie war genöthigt, sich an einen von ihren Trägern anzuklammern.

Reinhard Tondern ging ihr zur Rechten, Paul Bronckhorst zur Linken.

Bei der ersten Erschütterung ihres Sitzes legte sie mit einer raschen unwillkürlichen Bewegung ihre Hand — die Fremde mußte das sein, was man „links" nennt — auf die Schulter Paul's.

Diesen durchzuckte eine eigenthümliche Empfindung, als er den Druck der feinen, warmen Hand im dänischen Handschuh auf seiner breiten Schulter fühlte.

Sie waren herüber.

Merci, Messieurs! flüsterte die junge Dame und glitt anmuthig auf den festen Boden nieder. Lächelnd blickte sie dann auf ihren Vater, der jetzt eben durch den Schlamm klapste.

Sauve! rief der fremde Herr, als er sich in Sicherheit fühlte.

Man erkletterte jetzt die Wallhecke, Reinhard und Paul legen aus Leibeskräften das Gestrüpp und die

Aeste nach allen Seiten hin auseinander, traten mit den Füßen auf das Gewinde von Brombeer- und Geißblattranken und so wurde auch dieses Hinderniß glücklich überwältigt.

Die ganze Gesellschaft stand auf dem trockenen Fußpfade, der neben der Wallhecke herlief, vielleicht zehn Fuß über dem Niveau des jenseitigen Fahrwegschlundes.

Der ältere Herr bot seiner Tochter den Arm, aber sie lehnte ihn ab, indem sie auf die Stiefel desselben deutete. Es war in der That für eine Dame, welche irgend Rücksichten auf ihre Toilette nahm, nicht räthlich, mit einem der Herren in Berührung zu kommen, deren Klappenstiefel alle beinahe bis an den obersten Rand eingesunken gewesen waren und nun troffen. Die junge Dame schritt deshalb allein und zwar rasch voraus; sie zog ihr Umschlagetuch dicht um sich; es fror sie in der Abendkühle und in den feuchten Nebeln, welche immer mehr wie ein sich kräuselndes Gewölk aus dem benachbarten Wiesenthale aufstiegen.

Es war eine überaus anmuthige Gestalt, deren schöne Formen von dem eng anliegenden Umschlagetuch und der knappen Damentracht jener Zeit, mit hoher Taille und möglichster Ersparung aller Falten, sehr wenig verhüllt wurden. Man konnte nicht sagen,

daß diese Formen zart und fein seien, sie hatten im Gegentheil eher Anlage zu Fülle und kräftiger Ausbildung; aber Haltung sowol wie Toilette ließen sie von vollendeter Grazie erscheinen. Sie trug ein Kleid von ganz dunkelgrüner Seide mit schmalem Puffenbesatz am Saum und einen kleinen Strohhut mit hellgrünem Schleier. Das zarte Oval ihres Gesichts mit lebhaften, mandelförmigen, braunen Augen wurde von kastanienbraunen, sich niederringelnden Locken umgeben. Die Farben waren frisch und außerordentlich zart — das Ganze ihrer Erscheinung übte außerdem den Reiz des Besondern, des Fremdartigen auf unsere beiden jungen Leute, die erst jetzt sie genauer ins Auge fassen konnten, weil in dem Hohlwege bereits völlige Dämmerung geherrscht hatte.

Der fremde Herr war eine kräftige Gestalt mit aristokratischen Zügen, etwas gebräuntem Teint, hoch aufgenpirtem dunklem Haar, steifer weißer Halsbinde von unglaublicher Höhe und gekleidet in einen langen zugeknöpften Reiseüberrock. Seine Haltung hatte etwas Militärisches; doch trug er keinerlei Art von Bart.

Reinhard Tondern ging zunächst hinter der jungen Dame, die er seiner aufmerksamsten Beobachtung zu unterwerfen schien.

Paul schritt neben dem fremden Herrn einher, welcher bald ein Gespräch mit ihm anknüpfte.

Sie führen uns in ein Bauernhaus? sagte er in seinem französisch accentuirten Deutsch.

Auf ein großes Gehöft; Sie sehen die Strohdächer des Wohnhauses und der Nebengebäude dort vor uns aus den Eichen ragen.

Man sagte mir, diese Bauern hier zu Lande seien sehr wohlhabend, ja reich.

Reich — insofern die meisten einen großen Besitz haben, den sie jedoch nicht ausnutzen. Wenn sie ihre Gehölze vernünftig ausbeuteten, ihre Heiden anbauten, ihre Sümpfe in gute Wiesen verwandelten, würden sie freilich sehr reich werden. Jetzt haben sie so viel, wie sie bedürfen und manche wol noch einige Säcke harter Kronenthaler obendrein.

Ah! . . . Aber die Strohdächer überall deuten doch auf Armuth?

Die sind bei uns kein Attribut der Hütten, wie in Geßner's Idyllen. Sie gehören zur Landessitte.

Sind sie gütig?

Die Bauern? Sie meinen vielleicht gegen die Armen?

Nein, ich meine, sind sie de bonnes gens, facilement à manier?

Nicht in ſehr ausgebildetem Maße, antwortete Paul Bronckhorſt lächelnd. Sie ziehen jedenfalls einen magern Proceß einem fetten Vergleich vor, und wer mit ihnen zu verhandeln hat, wird bald zu der Anſicht kommen, daß ein Wunſch, den man ihnen äußert, um ſo weniger Hoffnung hat, von ihnen erfüllt zu werden, je triftiger die Gründe ſind, welche ihn unterſtützen.

Peste! Aber die Gutsherrſchaften und die Regierung haben doch gehorſame Unterthanen an ihnen gefunden?

Sie haben immer gethan, was ſie durchaus mußten.

Sie ſind mir als ſehr gutmüthig, ſehr ehrlich geſchildert.

Ehrlich? das ſind ſie. Das redlichſte Volk der Welt. Es wird kaum je auf dem Lande vorkommen, daß von der eigentlich anſäſſigen Bevölkerung Diebſtähle begangen werden. Sie werden von der Ernte, die unbewacht auf den Feldern ſteht, keinen Halm, keine Kartoffel ſtehlen. Ein Pferd von der Weide freilich ſchon eher!

Kommen denn die Gutsherrſchaften mit ihnen wohl aus?

Diejenigen, welche ſie kennen, ſie zu behandeln wiſſen, vortrefflich. Andere würden ſchweres Lehrgeld

zahlen, bis ſie ſich auf einen erträglichen Fuß mit ihnen geſtellt haben.

Sie eröffnen mir keine gute Ausſichten, junger Mann, ſagte der Fremde.

Ihnen? fragte Paul Bronckhorſt.

Sie wiſſen nicht, wer ich bin?

Paul fand dieſe Frage etwas naiv. Nein! antwortete er trocken.

Und haben uns ſo bereitwillig Hülfe geleiſtet? fuhr der Fremde fort, indem er ſeinen Begleiter mit einem Blicke von der Seite anſah, worin offenbar Zweifel an der Aufrichtigkeit Paul's lag.

Wir haben Ihnen Hülfe geleiſtet, weil man jemand, der ſich in Verlegenheit befindet, Hülfe ſchuldig iſt — einer jungen Dame aber obendrein auch immer ſehr gern anbietet!

So, ſo, ſagte lächelnd der fremde Herr — alſo mich ohne meine Tochter hätten Sie im Schlamm ſtecken laſſen? Nun ich verlange keine Antwort. Ich glaubte, Sie hätten mein Wappen auf dem Schlage meines Wagens geſehen.

Ich verſtehe keine Heraldik, antwortete Paul ſehr kalt, da die Vorausſetzung des Fremden, daß man ihn und ſein Wappen kennen müſſe, ihm ſehr eitel erſchien, und weil ihm die Annahme, daß man demſel-

ben nur deshalb, weil er vielleicht irgendeine vornehme Persönlichkeit, Hulfe geleinet, förmlich verletzend vorkam.

Ich bin, sagte der Fremde nach einer kurzen Pause, ich bin Gaston du Merle-Blanc-Buisson, Herzog von Anglure und Graf zu Epaville.

Ich gratulire! antwortete Paul ruhig.

Wozu?

Zu einer solchen einsichtigen Standeswahl; und dann ferner auch zu dem schönen Stück Land, das der Herr Herzog in Besitz zu nehmen kommen.

Gaston du Merle-Blanc-Buisson, Herzog von Anglure und Graf zu Epaville, wandte sein fürstliches Angesicht jetzt seinem Begleiter zu. Er blickte forschend in die Züge des letztern. War dieser junge Mensch in der That so wenig überrascht, so wenig von plötzlichem Respect durchdrungen, wie der Ton seiner Stimme, der etwas Ironisches hatte, verrieth? Es schien so. Paul erwiderte den Blick des Fremden ganz mit derselben Ruhe, womit er seine Worte erwidert hatte.

Zu dem schönen Stück Land, von welchem Sie reden, brauchen Sie mir nicht Glück zu wünschen, sagte der Herzog dann nach einer Weile. Ich habe Verluste gehabt, die durch den Ersatz vielleicht kaum

aufgewogen werden. — Aber ist das nicht der Pe-
rillon, der da vor uns herwandelt?

In der That — der faule Schlingel hat sich von uns einholen lassen — wir erreichen mit ihm zugleich den Hof, denn hier liegt er vor uns!

# Fünftes Kapitel.

Schulze Werdekoring.

Der Schulzenhof lag inmitten einer weiten Umzäunung von Flechtwerk, die sich um das Ganze zog, welches einen ziemlich malerischen, aber nicht eben durch Ordnung und Reinlichkeit gewinnenden Eindruck machte. Es war wenigstens überaus schwer, aus der Beschaffenheit des Ganzen die Grundzüge einer ursprünglichen systematischen Anlage zu erkennen. Nur so viel ließ sich mit Bestimmtheit sagen, daß die ganze Siedlung nicht mit der Absicht, den vorüberziehenden Waller gastlich einzuladen, daß er unter dieses Dach trete, angelegt sei: im Gegentheil, es waren der Gründe, von einem solchen Beginnen als gefährlich und vermessen abzustehen, außerordentlich zahlreiche da. Schon die hohen und dichten Eichenwipfel, welche das Haus, den zur Seite stehenden zweistöckigen Gaden und den

Complex von Schafſtällen und Scheunen und offenen, aus hohlem Fachwerk beſtehenden Schuppen beſchatteten, deuteten darauf hin, daß man nicht liebe, die Blicke der Ferne auf ſich zu lenken, ſondern fremden Augen verſteckt zu bleiben vorziehe. Der Zaun, welcher mit ſeiner kunſtloſen Faſchinenarbeit ſich um das Ganze zog, war an der Stelle der Einfahrt zwar geöffnet, aber ein ſchwerer „Baum" war hier quer vorgelegt, welcher nur einer höchſt nachdrücklichen Kraftanſtrengung wich und ſo viel Raum gab, um unſere Geſellſchaft durchzulaſſen. Zunächſt zeigte ſich dann das große Einfahrtsthor des Haupthauſes durchaus unzugänglich. Es war vor jedem Angriff auch gegen den unerſchrockenſten Feind geſchützt durch eine, wie ein innerafrikaniſcher Tſchadſee uferloſe und unzugängliche Sumpfregion, die Düngergrube, an deren jenſeitiger Küſte, dicht neben dem Hausthore, ein ebenſo afrikaniſches Ungethüm, eine Art zottigen ſchwarzen Schakals, heulte und bellte und in wüthenden Sprüngen ſeine Kette zu zerreißen ſtrebte.

Nun war freilich noch eine in der langen Seitenwand des Hauſes angebrachte Thür da. Ungefähr in der Mitte der langen Wand trennte ſie die Reihe von größern Fenſtern, die rechts nach dem obern Ende des Hauſes hin angebracht waren, von einer Reihe

viereckiger Holzklappen oder Stall Luken, die nach links hin die Stelle der Fenster einnahmen und andeuteten, daß in diesem Gemeinwesen Mensch und Vieh die gleiche räumliche Ausdehnung, die gleiche Vertheilung von Rechten und Berücksichtigungen in brüderlichem Zusammensein in Anspruch nehme. Es ist das der unantastbare Rechtsboden des westfälischen Ochsen, respective Rindes, auf dem er feststeht und von dem er sich nicht verdrängen läßt, wenn er auch sehr viel thut, ihn ziemlich ebenso schlüpfrig zu machen, wie viele andere Rechtsböden sich im Laufe der Zeiten auch erwiesen haben: der untere größere Theil des Hauses ist sein; wird die Menschenfamilie im obern zu zahlreich, so mag sie zusammenrücken oder auswandern!

Es kam für unsere Wanderer also darauf an, zu dieser Seitenthür des Schulzenhauses zu gelangen, aber auch sie hatte ihre Schutz- und Wehrmittel. Denn erstens weidete in dieser Gegend eine kleine Heerde riesiger Zuchtschweine, die sich zusammenscharte und mit entsetzlichem Grunzen ihre Absicht anzudeuten schien, mit vereinigten Kräften einen Ausfall auf die Ankömmlinge zu machen, der um so verhängnißvoller werden mußte, als dieser schauerliche Truppenkörper auf seinen beiden Flügeln von einem vorauf schwärmenden Tirailleurcorps entsetzlich unangenehmer und

lauter, rauhhaariger Hunde kleinen Kalibers, aus den Stämmen der Spitze und Dachse und ihrer Baſtarde, unterſtützt war. Dazu lehnte ſich dieſe feindliche Macht mit einſichtiger ſtrategiſcher Benutzung der Lokalitäten an einen in ihrem Rücken befindlichen Teich, Lache, Baſſin, oder wie man eine Anſammlung überaus ſchwarzen und abſcheulich ausſehenden Gewäſſers bezeichnen will, das ſich vor der Seitenthür ausbreitete und durch ſeine Lage den Ankommenden zwang, ſich gerade in derſelben Weiſe und in denſelben ſchrägen Linien dem Angriffsobjecte zu nähern, wie es der Feind bei unſern Feſtungsthoren thun muß, dem Feuer der Vertheidiger in ſeine Flanke ausgeſetzt.

Verſtärkt waren alle dieſe Vertheidigungsanſtalten noch durch zahlreich ausgeworfene „ſpaniſche Reiter", in Geſtalt von unordentlich umherliegenden und ſtehenden Wagentheilen, Reiſigbunden, Pflugſterzen, Schiebkarren und Stämmen von Bauholz.

Ohne die große Terrainkenntniß, welche Paul Brenkhorſt auf dieſem gefährlichen Boden beſaß, wären unſere Fremden ſchwerlich an ihr Ziel gekommen. So aber näherte ſich die kleine Colonne in langſamem Vorrücken demſelben. Die vereinte Kraft der beiden jungen Leute hatte den Schlagbaum ſo weit geöffnet, daß für eine Dame, welche der Mode der Anfangs-

jahre dieſes Jahrhunderts huldigte, hindurchzuſchlüpfen war: gegen zu kühnen Faltenwurf geſtärkter Weiblichkeit haben weſtfäliſche Zaunthürchen und Durchläſſe zu allen Zeiten Proteſt erhoben. Reinhard Tondern durchbrach an der Spitze des Zugs die Mitte der feindlichen Schlachtordnung, indem er einen Stecken als Waffe ſchwang, und zeigte zugleich durch ſein Beiſpiel den praktikabelſten Weg an; Paul Bronckhorſt aber beutete den Vortheil aus, welchen ihm perſönliche Bekanntſchaft mit den vorlauteſten Mitgliedern des anſtürmenden Corps von unregelmäßiger Miliz verſchaffte, und hemmte durch einige beſchwichtigende Worte ihren Eifer.

Tondern öffnete endlich die Seitenthür und ließ den Herzog von Anglure und ſeine Prinzeſſin Tochter mit einer leichten Verbeugung eintreten. Es war die weite, dunkle Küche, in welche ſie gelangten. In der Mitte, frei nach allen Seiten, flammte der Herd, von Reiſigbündeln genährt; hinter demſelben ſtanden ein Paar alter Lehnſtühle mit hölzernem Sitz ohne Polſter: drüben unter der Fenſterreihe, welche der Eingangsthür gegenüber lag, ſtand ein langer Tiſch, um den eine zahlreiche Verſammlung von ländlichen Geſtalten beiderlei Geſchlechts ſich gereiht hatte. Von dieſem Tiſche drang ein eintöniges geſangartiges Gemurmel herüber.

Die ſämmtlichen Köpfe wandten ſich langſam den Eintretenden zu, ohne daß ſie darum aufhörten, ihren monotonen Chor zu verlautbaren. Es war, als ob unſere Ankömmlinge in eine Geſellſchaft ſchwediſcher Läſare gerathen ſeien.

Die beiden jungen Leute rückten ihren Begleitern die Lehnſtühle näher an das Feuer, deſſen Schein den durchnäßten Fußbekleidungen derſelben ſehr willkommen ſein mußte.

Wehrfeſter! rief Paul Bronckhorſt dann mit einem Tone beſcheidener Gedämpftheit herüber.

Was iſt's? antwortete eine tiefe und rauhe Männerſtimme vom obern Ende des Tiſches.

Kommt doch einmal her.

Wartet, bis die Litanei und der Roſenkranz zu Ende ſind.

Ich hab' Euch etwas zu ſagen, Wehrfeſter!

Der Mann erhob ſich jetzt langſam und offenbar widerwillig von ſeinem Sitze. Es war eine breitſchulterige, derbe Geſtalt, hoch gewachſen, doch von Alter und Arbeit bereits etwas gekrümmt, mit einem Geſicht, deſſen Hautoberfläche mehr an Eichenbork, als an irgendein anderes Zellgewebe aus dem Bereich der Naturbeſchreibung erinnerte.

Was kommt Ihr ſo ſpät, Bronckhorſt? ſagte er,

indem er näher trat: es ist nichts mehr zum Essen für Euch da, wir fingen just den Rosenkranz an. Und was habt Ihr da für Volk mitgebracht? Was sind das für Leute?

Schulze, antwortete Bronckhorst, das ist der Herr Herzog von Anglure, wißt Ihr, der, welcher Emsa und die Umgegend bekommt.

So, der? Und was will der denn?

Sein Wagen ist hier in der Nähe zerbrochen.

Und das Frauenzimmer?

Das ist seine Tochter.

Habt Ihr die hierher gebracht?

Ja, Schulze — es sind vornehme Leute, und die junge Dame fand es zu kühl und feucht draußen, um dazustehen, bis der Wagen wiederhergestellt sei. Thut mir den Gefallen und schickt Eure Knechte hinaus; laßt den Baumeister mitgehen und gebt ihnen Stricke mit, daß sie den Wagen möglichst bald wieder zurechtbringen.

Die Knechte sind mit dem Rosenkranz noch nicht fertig.

Sollen wir bis dahin warten, so wird es zu dunkel. Man sieht jetzt schon zwischen den alten Wallhecken nichts mehr.

Mein lieber ehrlicher Mann, mischte sich hier der

Herzog von Anglure ins Gespräch, indem er die herablassendste Freundlichkeit in seine Stimme legte, habe Er die Güte, sich meiner Reisekalesche anzunehmen, und lasse Er meiner Tochter ein Glas frischer Milch reichen — aber ganz frisch und warm, soeben gemolken, sie liebt es so!

Auf diese freundliche Anrede des Herzogs antwortete der Wehrfester nicht. Er begnügte sich, die beiden Fremden verwundert zu betrachten, ohne sich darüber auszusprechen, ob diese Verwunderung der äußern Erscheinung seiner Gäste oder dem seltsamen deutsch-französischen Dialekte des Herzogs, oder der kühnen und sanguinischen Voraussetzung desselben galt, er brauche nur zu reden, um die längst abgemelkenen Kühe noch einmal melken zu lassen!

Der Herzog glaubte, daß der Wehrfester ihn nicht verstanden habe.

Erklären Sie's ihm, fuhr er, zu Brenckhorst gewandt, fort; sagen Sie ihm, was ich wünsche.

Und zugleich zog er eine Börse hervor und nahm ein Goldstück heraus, das er dem Schulzen darreichte.

Da, nehme Er, mein lieber Mann, das ist für die Milch und für die Störung.

Der Wehrfester kehrte ihm den Rücken zu, ohne das Geld zu nehmen.

Kalte Milch ſoll die Magd ihm bringen, ſagte er, zu Paul Bronckhorſt gewandt; friſche, warme nicht.

Aber die Magd kann ja leicht ein Glas voll Milch von einer der Kühe im Stalle melken, fiel Paul ein.

Dazu iſt jetzt nicht die Stunde, zum Melken!

Es ſind vornehme Leute, Wehrfeſter. Thut ihnen den Gefallen!

Und wenn es auch ein Domherr aus der Stadt wäre! erwiderte der Schulze und ging zum Tiſche zurück, um der Magd und einem Paar der Knechte einige Worte zu ſagen. Dieſe erhoben ſich und verließen durch die auf die Tenne führende Thür den Raum. Der Wehrfeſter nahm ſeinen alten Platz wieder ein und fuhr fort, den Roſenkranz mitzubeten, der während der Störung von den andern Hausbewohnern ununterbrochen fortgeſetzt worden war.

In die Suppe darf man dem Bauer allenfalls noch fallen, bemerkte Tondern lächelnd, nur um alles in der Welt nicht in den Roſenkranz und die Litanei, womit er ſeine Abendmahlzeit ſchließt.

Bieten Sie ihm um Gottes willen nur nicht wieder Geld, Monſeigneur, ſagte Paul in franzöſiſcher Sprache zum Herzog.

Vraiment, c'est drôle! antwortete dieſer, das Goldſtück, welches juſt ſo wenig Wirkung gemacht hatte, wie

die herablaſſende Leutſeligkeit, die damit unterſtützt werden ſollte, in ſeine Taſche gleiten laſſend.

Ma foi, nahm jetzt zum erſten male die Prinzeſſin lächelnd das Wort, wir machen heute Abend un cours d'histoire naturelle. Wir entdecken eine neue Bärenart. Der Hauptunterſchied derſelben von den bereits bekannten Raſſen wird der ſein, daß man ſie zum Tanzen nicht abrichten kann! Und dabei lachte ſie hell auf mit einem Organ, welches etwas von dem Läuten einer Silberglocke hatte.

Die beiden jungen Leute hatten kaum verſtanden, was ſie raſch auf Franzöſiſch ihrem Vater geſagt; aber ſie horchten beide immer noch auf, als ob ſie dem Verklingen dieſer reinen, hellen Metallklänge lauſchten.

Das junge Mädchen fuhr unterdeß ruhig fort, ihre ſchmalen ariſtokratiſchen Füßchen zu wärmen. Dann gab ſie ihrer Kammerzofe, die vom Wagen her ihr gefolgt und jetzt näher getreten war, einen Wink. Dieſe reichte ihr ein Flacon; ſie nahm es mit der rechten Hand.

Sie iſt nicht links! flüſterte Tondern leiſe Paul Bronckhorſt zu.

Paul verſtand ihn nicht, am wenigſten den neckiſchen Ton, womit Tondern dieſe Bemerkung machte.

Unterdeß wurde von der Magd die Milch gebracht,

Die Kammerzofe nahm ihr das gefüllte Glas aus der Hand und verlangte einen Teller, um es ihrer Gebieterin zu präsentiren. Die Prinzessin wies es zurück.

Kalt? Ich will nichts! sagte sie.

Reinhard Tondern warf Paul einen spöttischen Seitenblick zu. Dieser beachtete ihn nicht — er hielt seine Augen auf das reizende Frauenbild gefesselt, das ihn in demselben Maße, wie die Dämmerung wuchs, wie die Beleuchtung, welche auf diesen ausdrucksvollen, intelligenten Zügen lag, von dem Scheine des Feuers ausging, immer mehr bezauberte und seine Blicke fesselte.

Als er sah, daß das junge Mädchen die Milch mit einer stolzen Handbewegung fortwies, nahm er wie einem raschen Impulse gehorchend, das Glas, schüttete es in der dunkeln Ecke der Küche, wo Pumpe und Bottiche mit allerlei Wasservorräthen standen, ohne weiteres aus, gab es der Maritorne zurück und sagte ihr dabei rasch und gebieterisch: Wenn du jetzt nicht binnen fünf Minuten das Glas voll frischgemolkener Milch bringst, so prügele ich nicht dich, weil du ein Weibsstück bist, aber deinen Schatz, den Hermann, so windelweich durch, daß er glauben soll, die ganze Maria-Heimsuchungsprocession sei über seinen Rücken gegangen. Er kann sich dann mit dir ausgleichen!

Jeſus! ſagte die erſchrockene Dirne und verſchwand eilig durch die zu der Tenne und den Viehſtällen führende Thür.

Schulze Werdekoping reckte drüben am Tiſche den Kopf auf, um zu ſehen, was vorgehe; aber er unterbrach ſein Gebet darum nicht.

Nach wenig Augenblicken kehrte die Dirne von der Tenne her zurück. Das Glas ſtrömte über von dem Rahmſchaum friſchgemolkener Milch. Sie ſtellte es auf den Teller, der noch auf einem Seitentiſche ſtand, und die Kammerjungfer brachte es der Prinzeſſin.

Die letztere warf einen Blick auf Paul, in welchem dieſer etwas las, das ihm das Blut in die Wangen trieb.

Dankte ihm die junge Dame mit ihrem ſprechenden Blicke? Es kam ihm eher vor, als moquire ſie ſich über den Privateinfluß, den er hier auf die Stallmägde auszuüben ſchien.

Während die junge Herzogin trank, rief der Schulze vom Tiſche herüber: Marianne!

Die Magd trat zu ihm. Ein halblaut geführtes Geſpräch folgte, das durch die Tonart, in welcher es geführt wurde, verrieth, es ſei kein Austauſch von Anhänglichkeits- und Zufriedensverſicherungen zwiſchen dem Herrn und ſeiner Dienerin. Das übrige Geſinde fuhr, ohne ſich ſtören zu laſſen, in ſeiner Litanei fort.

Die junge Herzogin warf abermals einen ihrer doppeldeutigen Blicke auf Paul. Sie sind nicht sehr ritterlich, mein Herr! sagte sie jetzt lächelnd. Es ist an Ihnen, das Mädchen zu vertheidigen!

O, das vertheidigt sich schon selber! antwortete Paul, die Achseln zuckend und abermals erröthend. Er hätte um vieles nicht unter den Augen der jungen Fürstin gethan, wozu sie ihn spöttisch aufforderte, und den Ritter der Dirne gemacht.

Dafür schien der Herzog selbst nicht übel Lust zu haben, dies zu thun.

Er stand auf, und in einer Weise, die verrieth, daß er nicht ganz frei war von einem gelinden Anfall zorniger Aufregung, sagte er, zu dem Schulzen gewandt: Ich glaube in der That, mein lieber Mann, er wirft diesem Mädchen vor, daß es meiner Tochter einen Dienst geleistet hat. Dies ist sehr unhöflich, sehr ungefällig; wenn man die Ehre hat, Fremde von Distinction unter seinem Dache zu sehen, und wir, mein lieber Mann, wir sind Fremde von Distinction, wenn ihm das noch gesagt werden muß — so beträgt man sich so, daß man sich sagen kann, man habe eine solche Ehre zu verdienen gewußt!

Auf diese herablassende und milde Zurechtweisung Sr. Durchlaucht erfolgte keine Antwort. Der Wehr-

feſter hätte vielleicht den finſtern und mürriſchen Blick, womit er zu dem vor ihm ſtehenden Herrn aufſah, mit einigen Redensarten begleitet, obwol es nicht gerade nöthig war, daß er der ſehr verſtändlichen Sprache dieſer Blicke noch einen Commentar hinzufügte. Aber ein plötzlicher, ganz entſetzlicher Lärm, der vom Hofe herüberſchallte, verhinderte ihn daran.

Dieſer Lärm beſtand aus einem Chor wüthend bellender Hunde; aus dem Hufſchlag von Pferden; aus dem Geklirr von Waffen; aus dem Zuſammenkrachen irgendeines hölzernen Geräthes; aus dem Rufen und Schelten menſchlicher Stimmen.

Was Teufel iſt da los! ſagte, während das Geſinde jetzt endlich mit ſeinem Roſenkranzbeten innehielt, der Schulze mehr zornig als erſchrocken, und indem er den vor ihm ſtehenden Herzog ohne weiteres bei Seite ſchob, ſchritt er ruhigen und keineswegs ſehr beſchleunigten Schrittes der Thür zu, welche auf den Hof führte. Als er dieſe geöffnet hatte, bot ſich ihm ein Anblick dar, der den Lärm hinreichend erklärte.

## Sechstes Kapitel.

Worin der Wehrfester des Werdekepinghofes sich gegen Mannschaften des Husarenregiments von Zitzewitz auflehnt.

Auf dem Hofe neben dem kleinen Teiche, in welchen sich die grunzende Schweineheerde geflüchtet hatte, hielt ein eben ankommender Trupp Reiter; drei saßen hoch zu Roß auf müden, wie von langem Marsche mitgenommenen und bis an den Bauch mit Schmuz bedeckten Pferden; ein vierter dieser Fremdlinge aber, dessen kriegerische Tracht bedauernswerthe Spuren aufwies, daß er jüngst mit der „rothen Erde" Westfalens in ominöse Berührung gerathen und daß sie ihn dabei weicher gebettet, als es seinem militärischen Ajustement zuträglich, dieser vierte stand auf dem Boden neben seinem zusammengestürzten Gaule. Das unglückliche Thier war von einem der bellenden Hunde ins Bein gebissen worden. Es hatte einen Seitensprung halb rückwärts gemacht, war dabei aber unvorsichtigerweise

auf einen daliegenden Pflug gerathen, und nachdem es denſelben umgeworfen, war es ſelbſt niedergeſchlagen mitſammt ſeinem Reiter, unter deſſen Flüchen es ſich eben mühſam wieder in die Höhe arbeitete.

Die andern Reiter ſtiegen unterdeß ab, und während die übrigen theilnehmend den Zuſtänd des Pferdes unterſuchten, trat der eine raſch heran. Es war ein hochgewachſener, langer Menſch, deſſen magere Geſtalt in eine enge blaue Huſarenuniform mit gelben Schnüren eingezwängt war, deſſen wettergebräuntes Geſicht mit den vorſpringenden Backenknochen, der gerötheten Naſe, dem dicken hellblonden Schnauzbart und der Schramme, die quer über die hohle Wange und das Kinn fortlief, den Typus der alten Kriegsgurgel trug. Er kam auf die von der breiten und maſſiven Geſtalt des Schulzen eingenommene Thür zugeſchritten.

Aber Schwerenoth, rief der Huſar dabei dem Bauer entgegen — dat is ja ene ganz jottverfluchtige Wirthſchaft. Da ſoll ja en Kreuzſakermentsmillionenheidendonnerwetter in euch jottverlaſſene Himmelhunde ſchlagen — wat is mich denn dat für 'ne Manier, dat Ihr, wenn man Euch herausruft, alle Düren zugeſchloſſen haltet und keene Menſchenſeele ſich ſehen läßt, mit Ausnahme von dat ſchändliche Köterzeug, dat Ihr

auf enen loslaßt ... na, warte man, et wird Zeit, dat wir Euch in die Regeln der juten Lebensart einweihn — da, halte mein Pferd, verfluchter Kaſſube, und hole mal jleich die Branntweinpulle, dat ſich dat arme Luder von Kerl da etwas von ſeinem Sturze erholen kann! Na, haſte nu in deinem Leben ſolch 'ne verkommene Landesbevölkerung jeſehn! Heraustreten ſollten ſe uf die Schwelle von ihrem ländlichen Herde und halten Palmen in ener Hand und 'n jut Glas Schlikowitzer in der andern und ſingen Hoſiannah dem, der da kömmt im Namen des Königs, uns die jöttlichen Wohlthaten eines ordentlichen Cantonnirungſyſtems zu bringen und uns mit andere obrigkeitliche Jenüſſe zu beglücken. Aber ne, keineswejes nich, ſondern in't Gegentheil, et iſs ja gerade, als wäre dat janze Land verpaliſſadirt und mit niederträchtige Hinderniſſe bedeckt. Aber warte man, Männeken — na nu, hörſte nich, dat Pferd ſollſte annehmen!

Dies war die Begrüßungsrede, womit das preußiſche Element hier zum erſten male ſich bei dem eingeborenen einführte.

Wir wiſſen nicht, ob in den Zeiten der Völkerwanderung, wenn ein kriegeriſcher, aus dem Oſten hereinbrechender Stamm ſich eines neuen Gebiets bemächtigte, bei dem erſten Zuſammentreffen die beider-

ſeitigen Führer wohlgeſetzte Anreden hielten oder ſich Adreſſen vorlaſen, worin ſie die Grundprincipien ihres gegenſeitigen Verhaltens mit diplomatiſcher Offenherzigkeit auszudrücken ſuchten. Iſt es der Fall geweſen, ſo muß die Tradition davon in unſerm Lande, das doch ſonſt ein ſo treuer Hüter überlieferter Sitten iſt, gänzlich verloren gegangen ſein. Der Wehrfeſter des Hofes Werdekoping wenigſtens verrieth nicht, daß ihm Regeln des Verhaltens für einen ſolchen bedeutſamen hiſtoriſchen Moment von ſeinen Vorältern überliefert ſeien, und der Begrüßungsrede des preußiſchen Huſarencorporals hatte er im erſten Augenblicke nichts entgegenzuſetzen als die Mienen ſeines Geſichts, die, freilich beredt genug, eine ungemeſſene Verwunderung ausdrückten.

Als aber der Huſar am Schluſſe ſeiner diplomatiſchen Adreſſe mit einer ausdrucksvollen Handbewegung ſein Verlangen wiederholte, daß der Bauer ihm ſein Pferd abnehme, öffneten ſich ſeine Lippen.

Wat will he hier? fragte der Schulze.

Wat ick will, fragt er? Na, nu ſieh mich euer dieſes ununterrichtete Menſchenkind an! antwortete der Huſar lachend. Kommt mal vor, Leute, und erſetzt euch an die ländliche Sitteneinfalt von dieſes ſelbſtgezogene Ackerbauproduct! Fragt mich der Kerl, wat

ick will! Quartier will ick, ehrlicher Landmann, für mir und meine drei Gemeinen von dat siebente königliche Husarenregiment von Zitzewitz mit'n Dodtenkopp. Oder weeßt du jar nich, wat dat is, Quartier? Denn will ick dir jütigst die Sache auseinandersetzen. Dat is erstens ein ordentliches Abendbrot, mit kaltem Braten oder Wurst, dat steht in deinem Belieben, aber dat Bier oder andere landesübliche Flüssigkeiten müssen jut sind, sonst wird der Gemeine vom siebenten königlichen Husarenregiment von Zitzewitz mit'n Dodtenkopp eklich, danach, Jutester, kannst du dir richten. Wat dat Mittagessen anjeht, so kannst du dir mit deine häusliche Schweinezucht vortrefflich aus die Affaire helfen, denn Besseres als juten Schinken oder Schweinebraten nebst Zugemüse, wenn du dir nur vorher mit 'ne kräftige Rindfleeschbrühe liebenswürdig jemacht hast, verlangt der Unteroffizier und Gemeine von dat siebente königliche Husarenregiment von Zitzewitz mit'n Dodtenkopp niemals nich. Wat nu aber dat Frühstück angeht ...

Hevt ji en Quartierbillet? wis't dat erst es vör, unterbrach hier trocken der Schulze den Redestrom des Unteroffiziers.

Ein Quartierbillet! nie ohne dieses! antwortete der Husar, um welchen sich unterdeß seine Leute, ihre

Pferde am Zügel führend, gruppirt hatten, während alle Hausbewohner ſich dicht hinter dem Schulzen aufgeſtellt hatten und über deſſen Schultern fort die Soldaten betrachteten. Ja, ja, fuhr der Unteroffizier fort, indem er ein Billet aus ſeiner Schlepptaſche hervorſuchte — uf dat Billet haſt du en Recht, un dein Recht ſollſt du haben — dat muß ſind! Aber deßohngeachtet, wat kannſt du nu um Jotteswillen für ein Vergnügen daran haben, mir mit dat verdammte Billet zu beläſtigen! Leſen kannſte des doch nich! Oder kannſte? Wahrhaftig, denn kann dat ländliche Oekonomiegeräthe mehr, als ick vorausgeſetzt habe.

Der Wehrfeſter nahm das Billet und warf einen Blick darauf. Zum Leſen war es bereits zu dunkel, darum reichte er es über die Schulter fort einem hinter ihm ſtehenden Knechte mit dem Auftrag, am Feuer nachzuſehen, was darauf ſtehe. Er ſelbſt ſchien es nicht für räthlich zu halten, ſeine breite Geſtalt, welche die Thür verbarrikadirt hielt, von der Schwelle zu entfernen.

Der Knecht hielt das Billet im Innern des Hauſes gegen den Schein der Herdflamme. Paul Bronckhorſt trat neben ihn und half ihm, den ſchmalen Papierſtreifen zu entziffern. Es enthielt die Worte: Colonus Liborius Werdekoping nimmt einen Unteroffi-

zier, drei Gemeine und vier Pferde vom siebenten Husarenregiment.

Der Knecht ging zurück, und indem er seinem Herrn das Billet übergab, berichtete er den Inhalt.

Was hab' ich denn mit ihnen zu schaffen! rief der Schulze nun aus; und indem er dem Unteroffizier das Billet zurückreichte, sagte er: Was habt Ihr hier denn zu räsonniren und zu commandiren? Bin ich Colonus Liberius Werdekoping?

Dat kann mir janz einjal sind, wie du uf landesübliches Latein heißt, Männeken — deinen Doofschein braucht sich das königliche siebente Husarenregiment von Zitzewitz mit'n Todtenkopp nicht aus die Kirchenbücher auszuziehen — und nu ersuche ich dir jefälligst, dat du endlich Anstalt machst, dir als Wirth zu entwickeln und dir aus jeschmeicheltem Ehrgefühl über deine Jäste einer janz unsinnigen Verschwendung von Küchen- und Kellergegenständen hinzugeben!

Aber der Bauer wich nicht von der Schwelle.

Euer Billet ist nicht für mich! sagte er kurz. Colon Werdekoping liegt eine Viertelstunde näher nach der Stadt zu, da hinaus.

Und nachdem er eine Bewegung mit der Hand gemacht hatte, um die Richtung anzudeuten, wo der Hof des Colonen liege, der im Volksmunde seit Alters

her einen ganz andern Namen führte, den aber des Schulzen Bruder erheirathet hatte, wodurch das Misverständniß entstanden — nachdem er so viel für die fremden Soldaten gethan, schickte er sich an, die Thür vor ihnen zu verschließen.

Aber der Unteroffizier vom siebenten königlichen Husarenregiment von Zitzewitz mit dem Todtenkopp schien nicht gewillt, sich eine so schnöde Abweisung gefallen zu lassen. Er sprang vor, und während seine Rechte nach dem Säbel griff, hielt er mit dem linken Arm die Thür aufgesperrt.

Wat! will uns dieses überwinterte Knollengewächs so bejegnen?! Ne, dat is mich doch noch nich vorgekommen, seit ick die Ehre habe, dieses königliche Jewand von blauem Commißtuche mit rothen Passements zu tragen. He, Leute, zieht mich mal eure Säbel heraus, und dann wollen wir diesem ehrwürdigen Kaffernhäuptling eine kleene Rheumatismuseinreibung uf die Rückseite machen. . .

Will ji Gewold bruken, sagte der Schulze mit düster zusammengerollten Brauen — dat kann ick auck! und indem er den Unteroffizier ziemlich unsanft an der Brust zurückstieß, rief er seinen Knechten zu: Niemt de Forken in de Hand!

Diese stürzten davon, um zu diesen Waffen zu greifen.

Der Wehrfester aber behauptete unterdeß fest und ohne einen Schritt zu weichen, so unbewaffnet wie er war, seinen Platz, die Thürschwelle.

Die Soldaten hatten unterdeß ihre Säbel entblößt und drangen damit auf den unerschrockenen Bauer ein.

Mein Gott, zu welchen Scenen sind wir hier gekommen, schrie jetzt entsetzt die Prinzessin, die an den Arm ihres Vaters geschmiegt, bisher stumme Zeugin des ganzen Vorgangs gewesen war — führen Sie mich fort, man wird Blut vergießen — dies ist ja entsetzlich!

Ja, führen Sie uns fort, mein Herr, zu unserm Wagen zurück — rief der Herzog aus, indem er sich zu Paul Bronckhorst wandte.

Fürchten Sie nichts, man wird die Leute beschwichtigen können, entgegnete Paul, der eben am Herzog sich vorüberdrängte und nun auch den Bauer zur Seite schob und den zornigen Husaren entgegentrat.

Ruhe da, Leute, sagte Paul zu diesen mit einer Stimme, so gebieterisch, als ob er ihr Oberst sei. Halten Sie Ruhe. Sie haben gewiß die strengsten Befehle, mit Ihren Quartiergebern keine Händel anzufangen. Der Bauer hier hat Recht; dieses ist nicht der Hof, auf den Ihr Billet lautet. Wenn der Bauer Sie aufnimmt, wo soll er dann die Mannschaft unterbringen, welche ihm bestimmt ist und vielleicht noch

heute Abend bei ihm einrückt? Stecken Sie Ihre Säbel ein. Hadern Sie mit niemand als mit dem Boten, der Sie hierher und in die Irre geführt hat.

Wo is denn der Schuft, der Himmelhund?! rief sich umsehend der Unteroffizier aus.

Der Bote, den man aus der Stadt den Leuten mitgegeben hatte, war verschwunden.

Wenn Sie Ihre Säbel einstecken, fuhr Paul fort, so verspreche ich Ihnen, daß Ihnen ein zuverlässiger Wegweiser von hier mitgegeben wird, der Sie nach dem Colonus Werdekoping auf dem Hellbrockshofe, wo Ihr Quartier ist, führen soll.

Aberst, mein Jutester, antwortete der Husar, indem er seinen Säbel einsteckte, auf diese Standrede, — dat is ja eine verfluchte Zumuthung, dat wir noch mit dat müde Vieh eine halbe Stunde weiter traben sollen, durch dat schändliche Straßenbausystem in diese gottverlassene Jegend. . .

Es bleibt nun aber nichts anderes übrig! fiel gebieterisch Paul Bronckhorst ein. Sie haben dadurch, daß man Sie irre geleitet hat, kein Recht bekommen, sich mit Gewalt in dieses Haus einzulagern. Ich sage nichts dawider, daß Sie dies nicht könnten, wenn Sie es wollten. Der Bauer hier, der Wehrfester, ist zwar ein baumstarker Mann; er hat fünf Knechte mit

nicht zu verachtenden Fäuſten; dazu komme ich und mein Freund: acht Köpfe, welche den Vortheil der Poſition haben. Ständen uns ein halbes Dutzend Oeſterreicher, Ruſſen oder Franzoſen gegenüber, ich verſichere Ihnen, ſie kämen nicht mit Gewalt in dieſes Haus: bei vier Preußen vom königlichen ſiebenten Huſarenregiment von Zitzewitz mit dem Todtenkopf mag das jedoch etwas ganz anderes ſein, das geſteh' ich gern ein — aber ...

Na, Männeken, juteſtes, jetzt höre ick ſchon, dat mit Ihnen zu reden is, und dat Sie en juter Patriot ſind — alleweil beendigen Se man dieſe Pauke und ſchaffen Se uns dat Ackergeſchirr, wat uns an de richtige Schmiede führen ſoll.

Jetzt, Wehrfeſter, wandte ſich Paul an den Schulzen, laßt Ihr jedem dieſer ermüdeten und hungerigen Leute, die heute ſchon den langen Weg gemacht haben, ein Glas Branntwein geben, und von Euern Knechten führt ſie einer auf den Hof Euers Bruders. Marianne, fuhr er, als er ſah, daß der Schulze unſchlüſſig und regungslos blieb, zum Geſinde gewandt fort, gib den Leuten zu trinken, und du, Hermann, du führſt ſie.

Es war merkwürdig, welche Gewalt das entſchloſſene Auftreten, die ganze energiſche Weiſe Paul Bronck-

horst's auf alle ausübte, welchen er so bestimmt und entschieden seinen Willen kund that. Die Magd eilte an den Küchenschrank und holte die Branntweinflasche daraus hervor, wagte sich damit auch unerschrocken in die Mitte des feindlichen Corps, wo sie zuerst ein Glas voll dem Unteroffizier credenzte.

Uf Ihr Wohlsein, Männeken, sagte dieser zu Paul gewandt; sollten wir uns wieder begegnen, so werde ick mir für diese Großmuth revanchiren. Un nu, liebes Kind, anjenehme Schäferin von dieses arkadische Thal, spare dir dat ville Einschenken und vertraue mich enmal uf ene halbe Minute die Pulle an.

Der Husar nahm dem Mädchen bei diesen Worten die Flasche aus der Hand, setzte sie an die Lippen und zog einen herzhaften Schluck daraus. Dann reichte er sie dem nächsten seiner Leute.

In den Rest theilt sich der Gemeine! sagte er.

Der Gemeine theilte sich denn auch darein und die Flasche kehrte geleert in die Hände der Dirne zurück.

Der zum Führer ausersehene Knecht hatte sich unterdessen in Bereitschaft gesetzt. Mit einem tüchtigen Knittel bewaffnet, zu seiner Seite den großen Bullenbeißer, den er von seiner Kette am vordern Eingangsthor gelöst hatte, trat er heran.

Na, nu ufgesessen, Leute, commandirte der Unter-

offizier. Et kann losjehen. Leben Sie mir wohl bis uf en ander mal. Wenn Se in den nächsten Tagen etzliche schöne Leute in Uniform zur anjenehmen Belebung ener Kaffeevisite oder Kinddoofe hier uf dem Hofe benöthigt sind, so stehen wir mit Verjnügen zu Diensten. Und damit: Wünsche wohl gespeist zu haben!

Mit diesem Abschiedsgruß zogen die vier Reiter friedlich von dannen, dem Führer nach, der sie an das endliche Ziel ihrer heutigen Irrfahrten bringen sollte. Nachdem das wiederbeginnende Gebell der Hunde beschwichtigt und der Hufschlag der Pferde verklungen war, wurde es auf dem Hofe draußen wieder so still, wie es vorher gewesen.

Der Schulze setzte sich ruhig in dem Armsessel neben dem Feuer, den vorher der Herzog eingenommen hatte: daß er diesem den Platz nahm, schien ihm nicht einzufallen oder ihn nicht zu kümmern.

Der Herzog von Anglure fühlte sich freilich ebenso wenig wie seine Tochter versucht, sein Verweilen länger auszudehnen.

Sie wären sehr gefällig, sagte er, indem er sich zu Paul wandte und zu gleicher Zeit den Arm seiner Tochter nahm, wenn Sie uns zu unserm Wagen zurückgeleiten wollten.

Sie wollen fort? Die Knechte sind noch nicht

mit der Nachricht zurückgekommen, daß Ihr Wagen wiederhergestellt iſt.

Vielleicht iſt er es, wenn wir ankommen!

Und damit ſchritt der Herzog der Thür zu, nachdem er mit einer ſtolzen Kopfbewegung dem ſtummen Hausherrn einen ſtummen Abſchiedsgruß genickt hatte.

Adjüs! ſagte Schulze Werdekoping mit der Ruhe, womit er jeden Holzhändler oder herumwandernden Krämer, der ihn beſucht, entlaſſen haben würde.

Die beiden jungen Leute begleiteten den Herzog und ſeine Tochter. Da es bereits ziemlich dunkel war, ging Bronckhorſt voraus, um etwaige Fährlichkeiten des Weges zu recognoſciren; Reinhard Tondern folgte. Weil Paul etwas raſcher ging als der Herzog und die junge Dame, ſo kam er bald eine Strecke voraus.

Der Herzog von Anglure wandte ſich deshalb an den dicht hinter ihm ſchreitenden Tondern mit dem Danke, welchen er für paſſend hielt, den jungen Männern für ihre Gefälligkeit auszudrücken.

Danken Sie uns nicht, Monſeigneur, antwortete Reinhard, denn Sie würden uns dadurch beſchämen.

Weshalb?

Weil wir ſehr wenig Ehre eingelegt haben mit der Bewirthung des Hauſes, in das wir uns unterſtanden, Sie zu führen.

Ma foi, es ist wahr, versetzte der Herzog: dieselbe hat sich weder gegen uns, noch gegen diese armen Soldaten sehr groß bewiesen. Aber wissen Sie, daß Ihr Freund mir gefallen hat? Er ist sehr muthig und sehr entschlossen.

Das ist er: er hat stets Energie und Geistesgegenwart besessen.

Wenn diese Eigenschaften mit Ausdauer verbunden sind, so sind sie die sichersten Bürgschaften des Erfolgs im Leben.

Der wird ihm nicht fehlen, entgegnete Tondern; er ist der ausdauerndste Mensch von der Welt. Er hat seine Studien mit einem unbeschreiblichen Fleiße betrieben. Da sein Cursus beendigt ist, hat er sich seit einigen Tagen auf dem Hofe einquartiert, um dort ganz ungestört sich auf die Prüfung vorzubereiten, welche ihm die Laufbahn des praktischen Rechtsgelehrten öffnen soll.

Er ist Rechtsgelehrter — ah — und er heißt?

Reinhard Tondern nannte den Namen seines Freundes.

Der Herzog setzte das Gespräch nicht weiter fort.

Nach einiger Zeit war man an der Stelle angelangt, wo man den Wagen verlassen hatte. Man war hier beinahe fertig mit der Herstellungsarbeit. Der

Herzog und ſeine Tochter konnten vorläufig ihren Platz im Innern wieder einnehmen.

Ich bin Ihnen jetzt dankbar, daß Sie die Kiſſen gerettet haben, wandte ſich der Herzog an Paul. Sie gehen alſo zu Ihrem liebenswürdigen Bauer zurück, Messieurs? Nun, ich hoffe, er wird keine Händel mit Ihnen anfangen, obwol Sie ſchuld ſind, daß wir ihn beläſtigt haben. Adieu, meine Herren, Sie haben den Herzog von Anglure verpflichtet und er wird das nicht vergeſſen. — Pierre, wandte er ſich an den Kammerdiener, hüte dich, den Bauern, wenn ſie fertig ſind, ein Trinkgeld anzubieten. Du wäreſt nicht ſicher, daß ſie dich nicht dafür prügeln würden, wie es beinahe deinem Herrn gegangen wäre. — Iſt man endlich ſo weit?

Endlich! ſagte der Poſtillon, indem er am Schlage des Wagens vorüber ſeinem Sattelpferde zuſchritt, um es wieder zu beſteigen.

Der Herzog winkte den beiden jungen Leuten mit der Hand den Abſchiedsgruß zu, die Prinzeſſin machte ihnen eine graziöſe Kopfbewegung, welche ihnen jedoch verloren ging, da die ſchweigſame Dame ſo in dem nächtlich dunkeln Fond des Wagens vergraben war, daß man nur noch den ſchwarzen Schatten ihrer Geſtalt wahrnahm — und der Wagen ſetzte ſich ächzend langſam in Bewegung.

Das war ein Tag reich an Abenteuern! ſagte Paul Bronckhorſt, als die beiden jungen Leute zu dem Gehöft zurückkehrten, wo Tondern, wie er oft that, die Nacht bei ſeinem Freunde zubringen wollte.

An Abenteuern, die unſere Weltkenntniſſe bedeutend bereichert haben, entgegnete Tondern: wir können uns rühmen, daß wir mit franzöſiſchen Herzogen und preußiſchen Huſaren gleich gut umzugehen wiſſen.

Dieſer Unteroffizier vom ſiebenten Regiment von Zitzewitz mit dem Todtenkopf hat meine ganze Hochachtung mitgenommen, fiel lachend Paul ein.

Mir hat die Prinzeſſin beſſer gefallen! antwortete Reinhard Tondern ſcherzend.

Was wollteſt du damit ſagen, daß ſie „nicht links" ſei?

Tondern antwortete nicht, aber er legte ſeine linke Hand auf die Schulter ſeines Freundes. Wäre es heller geweſen, ſo hätte er dieſen leicht erröthen ſehen können.

In dieſem Augenblicke ſahen ſie von der Seite her, quer über einen Acker, eine Geſtalt auf ſich zukommen; ſie erkannten bald darauf Hermann, den Knecht, der die Huſaren geleitet hatte und jetzt zurückkam.

Nun, haſt du ſie unter Dach und Fach gebracht? fragte Reinhard ihn.

Ja, das hab' ich, antwortete der Knecht; der Colon Liberius hat sie rund um sein Herdfeuer sitzen, die Knechte und Mägde stehen drum herum und verwundern sich, wie die Leute so in einem fort räsonniren und dem Teufel die Ohren vom Kopfe schwätzen können!

## Siebentes Kapitel.

Von einem alten Thurme und einem im Schatten desselben angezettelten kleinen Complotte.

Es ist sicherlich ein poetisches Bild, das sich dem Auge darstellt, wenn irgendein Familienfest drei, vier Generationen eines und desselben Geschlechts in einem Hause, unter dem Dache des Großvaters vereinigt. Der alte Mann sitzt in seinem Armstuhle; den weißleuchtenden Scheitel mit dem dünnen Kranze in Ehren ergrauter Locken bedeckt das Sammtmützchen, das dieselbe weiße, feine Hand gestickt hat, welche die Enkeltochter, freudig lächelnd, auf der Rücklehne ruhen läßt, während sie zuschaut, wie der alte Herr mit glänzenden Augen den Urenkel, ihr erstes Bübchen, zwischen seinen Knien festhält und dem kleinen Wildfang seine Gefangenschaft verschärft, indem er ihm neckend das Ohrläppchen zupft. Die Brüder und Schwestern der jungen Frau sitzen umher und plau-

dern; ein Paar directe Sprossen des Großpapas, die sich mit der Würde unvermählter Onkel- und Tantenschaft in der Familienhierarchie begnügt haben, fehlen auch nicht; und so gestaltet sich die ganze zahlreiche Gruppe zu einem schönen harmonischen Ganzen.

Wie muß der Anblick des alten Mannes Herz erfreuen! In denselben Räumen, wo er als Kind gespielt hat, wo er seinen eigenen alten Großpapa mit der grandiosen Perrücke und der noch grandiosern Weste, die bis auf die Knie niederhing, herumwandeln sah; wo die alte Großtante, bevor sie ihren sonntäglichen Kirchgang antrat, mit ihrer Reifrockschleppe den Fußboden kehrte, daß es rauschte und Respect aus jeder Falte wehte; wo noch die alten geschnitzten Möbel stehen, der mächtige Schrank mit den kunstreich geschnittenen Arabesken und Köpfen, die dem Knaben wie die schätzehütenden Ungeheuer im Märchen vorkamen, die hervorspringen und ihm sicherlich ein Leids anthun würden, wenn er seinem Vorwitz folgen und einmal untersuchen wollte, was alles in den hundert Schiebladen des Möbelungeheuers an seltsamen und geheimnißvollen Dingen stecke; wo seine guten in Gott ruhenden Aeltern ihn in Gottesfurcht, zu fleißiger Arbeit, mit nicht außer Acht gelassener gelegentlicher Anwendung des Rohrstöckleins als Aufmunterung zur

Tugend, erzogen haben — in demſelben Raume, ſagen wir, ſieht der alte Mann jetzt die Kinder, die Enkel, die Urenkel um ſich verſammelt, ſie, von denen er ſich freudig ſagen kann, daß ſie ihm das Daſein und die Grundlagen ihrer bürgerlichen Exiſtenz verdanken, daß ſie wohlgerathene und achtbare Menſchen geworden, daß ſie ſein Andenken in Ehren halten und ſeinen Namen ebenſo in Ehren auf die Nachwelt bringen werden. Gewiß, ſein Herz muß frohlocken; er muß mit einer Thräne freudigen Dankes ſeinen Schöpfer loben; er muß ſich ſagen, daß er in Frieden werde ſcheiden können!

Die Wahrheit zu geſtehen, wir glauben nicht daran. Iſt wirklich Dank, Frohlocken, Frieden im Herzen des alten Mannes, der ſeinen Urenkel zwiſchen den Knien preßt? Iſt das Lächeln, das auf ſeinen bläulichen, von hundert Falten umſpielten Lippen ruht, während er dem jungen Particulier zwiſchen ſeinen Knien die Ohren reibt, das Lächeln innerer Befriedigung, tiefer Seelenruhe?

O, ſicherlich nicht! Wenn dieſe Augen, die für eine kurze Weile glänzen, wieder ihren gewöhnlichen Ausdruck matten Erloſchenſeins annehmen, ſo ſpricht aus ihnen nur ein Geiſt trüber Muthloſigkeit; wenn dieſe Lippen aufhören zu lächeln, ſo ruht in den Fal-

ten, welche ſie umgeben, das Gepräge eines energieloſen dumpfen Schmerzes; wenn die ganze Geſtalt ſich zu erheben und aufzurichten verſucht, ſo ſind es nicht blos die Jahre mit ihrer Laſt, unter deren Druck ſie darauf verzichtet, ſich ſtrack und gerade aufzurichten; es iſt mehr, was ihn gebeugt hält, und am meiſten krümmt ſeinen Nacken der Mangel an Willen und Muth, wider dieſes „mehr" ſich zu ſtemmen, dawider anzukämpfen.

Warum auch ſollte er frohlocken? Was ſollte ihm Seelenruhe und Frieden geben? Seine Kinder und Enkel umringen ihn. Aber ſeine Kinder und Enkel ſind ihm fremd geworden. Sie reden eine andere Sprache als er. Sie jagen und ſtreben nach Dingen, die ihm gleichgültig ſind. Sie treiben Geſchäfte, die er nicht kennt. Sie führen Titel, die man zu ſeiner Zeit nie gehört hatte. Die Sitten, in welchen ſie ſich bewegen und die Geſetze, nach welchen ſie ihr Daſein geſtalten müſſen, ſind lauter neue Dinge, für welche ihm der Schlüſſel fehlt. Ihre Kleider ſind andern Schnitts, als welche er trug. Sogar das Buch, aus welchem ſein Urenkel die Grundlagen der Wiſſenſchaft ſich aneignen ſoll, iſt wunderlich und verzwickt und ihm unklar, während ſeine Fibel mit dem Hahn in derbem Holzſchnitt davor ſo einfach, klar und praktiſch war.

Und wie ihm fremd ihr ganzes Sein, so ist ihnen fremd, was in seiner Seele wohnt, was ihm am Herzen liegt — oder gelegen hat, denn, ach! jetzt liegt ihm nichts mehr am Herzen. Er hat ihnen erzählt von seinen jungen Jahren, von seinen tollen Streichen, als er ein lustiger Student, ein Student nach der alten Art und Weise war, die sich noch rauste und betrank. Er hat ihnen von seiner Brautschaft erzählt; von seinen Reisen; von seinen Freunden; von einigen höchst wunderbaren und spannenden Abenteuern seines Lebens — Geschichten, deren eigenthümliche Ereignisse und Wendungen heutzutage gar nicht mehr denkbar und möglich wären. Seine ganze schöne Vergangenheit ist dabei vor ihm aufgestiegen. Was ihm einst theuer war, ist mit doppelter Wärme an sein Herz getreten. Gedanken, die er einst gehegt, sind mit frischer Kraft in ihm lebendig geworden, und Gefühle, deren stürmische Gewalt ihn einst erschütternd und leidenschaftlich bewegten, sind noch einmal mit leisem Wehen an seiner Seele vorübergezogen. Haben seine Enkel ihm dabei gelauscht? Ja — sie haben ihm gelauscht, wie man alten Leuten und ihrer Geschwätzigkeit lauscht; man hört ihnen zu, ein irres Lächeln um den Mund, das Theilnahme ausdrücken soll und in dem sich auch wohl der niedergekämpfte Reiz, zu gäh-

nen, verbirgt; ſie haben gelauſcht mit hin- und herſchweifenden Blicken, als ſuchten ſie damit einen unterhaltenden Gegenſtand, welcher den Zeitvertreib, den der alte Mann ihnen bot, ergänze. So haben ſie zugehört und dann des alten Mannes Geſchichten vergeſſen. Wie Liebende ſich die Verſicherungen ihrer Treue mit ihrem Blute ſchreiben, ſo hatte der Alte aus dem tiefſten Herzen geſprochen, hatte alle Taſten ſeiner Seele angeſchlagen, welche die ſchlummernden und doch, ach! ſo leicht wieder wachzurufenden Klänge ſeiner Gefühle heraufbeſchworen. Die Söhne und Enkel und Enkelinnen aber — ſie wußten dieſe Melodien eines in ſeine Jugendempfindungen ſich verſenkenden Geiſtes nicht zu faſſen; ſie verſtanden dieſe mit Herzblut geſchriebenen Blätter eines ſeinem Ende nahen Lebenslaufs nicht; ihre Phantaſie und ihre Theilnahme ging nicht ſo weit, um ſich zu ſagen, daß dieſer Lebenslauf auch ſeine ſonnigen Lenz- und ſeine fruchtreifenden warmen Sommertage gehabt habe: ſie vergaßen im Augenblicke, wenn der Alte geendet, ganz das, was ſie nur halb angehört. Und darum hat der alte Mann keine Freude mehr an dem, was ihn umgibt. Er findet kein Herz mehr, das wirklich warm für ihn ſchlägt und ſein Herz ſchlägt für niemand. Er verſteht die Geiſter von heute nicht und die Jun-

gen nicht; vor seinen Füßen gähnt das Grab und um ihn her die Hoffnungslosigkeit. Und so wickelt er sich fröstelnd in seinen Mantel, während sie beim Mahle Toaste auf ihn trinken und mit den Bechern auf eine lange Fortsetzung seines hohen Alters anstoßen und ihn glücklich preisen, daß er wackere Söhne und liebliche Enkelinnen und blühende Urenkel in buntem Kreise um sich geschart sieht.

Wer uns diese melancholischen Betrachtungen, dieses Kapitel von Memoiren von diesseit des Grabes einflößt? Es ist ein alter Thurm. Ein düsterer, viereckiger Bau mit hohen spitzbogigen Fenstern und halboffenen, halbvermauerten Schallöchern; eine bleibedeckte Kappe, welche die Gestalt eines halben Eies hat, krönt ihn; die unruhigen Dohlen schwärmen umher und krächzen so heiser und laut, als ob diese jugendlich fühlenden Wesen mit seiner stummen Griesgrämigkeit, seiner steinernen Apathie zankten. Gerade so wie der alte „glückliche" Großvater hat er eine Generation von Kindern um sich her: die Giebel und grauen Mauern der alten Häuser, welche rings im Umkreise den Marktplatz und die Straßen unserer alterthümlichen Stadt bilden; aber auch Enkel: die frisch angestrichenen modernen Häuserbauten, welche um den ursprünglichen Kern der Stadt sich ausbreiten;

aber auch Urenkel: die Gruppen von Bahnhofgebäuden, von ziegelrothen Fabriken mit endlosen Reihen von Gußeisenfenstern; die neuen Dampfmühlen und Gasbereitungsanlagen mit hohen Schornsteinsäulen; das Pennsylvanische Zellengefängniß und die Kasernen der Arbeiter.

Das ist das neue, fröhlich um ihn aufwachsende Enkel- und Urenkelgeschlecht, welches Großvater Thurm nicht mehr versteht und nicht liebt, wie es ihn nicht mehr versteht und seiner Stimme nicht mehr lauscht; das neue Geschlecht, auf das düster herabblickend, er sein müdes Haupt immer mehr schief zur Seite beugt, als wolle er nächstens ganz zusammenbrechen und sich begraben lassen.

Gewiß niemand unter unsern weichfühlenden Lesern wird ihm seine Theilnahme versagen, denn sein einsames Alter ist herbe genug. Aber wir dürfen auch nicht verschweigen, daß der gute Alte schon sehr lange so düster und griesgrämig und mit gerunzelter Stirn, als ärgerten ihn die Zeitläufe ganz entsetzlich, auf das Leben um ihn her niedergeblickt hat; daß es eigentlich eine schlechte, alte Gewohnheit von ihm ist. In den Tagen, in welche unsere Geschichte fällt, standen ja rund um ihn her alle seine alten Gesellen, seine Jugendfreunde und — Jugendfreundinnen fest

und vergnügt auf ihren Füßen; alle die unzähligen Thürme und Thürmlein von Sanct-Ignatius und Sanct-Franciscus, von Sancta-Clara und Sancta-Magdalena und Sancta-Margaretha, sie ragten alle noch spitz und keck oder massig und vierschrötig rund umher in die Luft; wenn er seine eherne Glockenzunge regte, so regten sie die ihren, und sie durften sich sagen, daß sie das große Wort führten in der Gemeinde; da war keiner, der nicht so gescheidt gewesen, den Mund zu wahren, wenn die großen Kirchenglocken läuteten. Und doch blickte schon damals der majestätische alte Thurm so düster nieder, daß alle in der Nachbarschaft liegenden Häuser, auf welche sein Schatten fiel, so lebensunlustig und verbissen schweigsam, so kalt und verschlossen aussahen, wie die Kinder eines mürrischen und verdrießlichen Alten, der um sich her keine Lustigkeit aufkommen läßt.

Insbesondere aber spielte der düstere Thurm diese Rolle für das Haus des Notars Moorhahn, das an seiner Nordseite lag, dessen Vordergiebel ganz graugrün und wie von ewiger Feuchtigkeit überzogen aussah, und in dessen nach vornhinaus liegender Schreibstube ein müffiger Actenstaubgeruch herrschte, weil der alte Thurm nie einen Sonnenstrahl hineinließ, der hier Helligkeit und Wärme und frohen Schein ver-

breitet hätte. Derſelbige alte Thurm ſpielte hier den auf alle Gemüther drückenden Hausthrannen, eine Rolle, die der gutmüthige Hausherr ſelbſt nie zu übernehmen ſich verſucht gezeigt hatte. Denn es konnte keinen Menſchen geben, deſſen Seele ſich bei jeglichem Vorkommniß des Lebens mehr gegen alles gewappnet erwieſen hätte, was Aufregung, Zorn und wechſelnde Laune heißt, als die des Rechtsconſulenten, Tabellios und öffentlichen Notars Jodocus Moorhahn. Langſam in ſeinen Entſchlüſſen, überlegt in ſeinen Geſchäften, beſonnen in dem Rath, welchen er ſeinen Clienten ertheilte, trug er auch mit unerſchütterlicher und ſtoiſcher Ruhe jeglichen Ausgang, welchen die Angelegenheiten ſeiner Geſchäftsfreunde nahmen, und ſetzte den Verluſten, welche die von ihm berathenen oder vertretenen Parteien erfuhren, eine heroiſche Kaltblütigkeit entgegen. Dieſe Eigenſchaften hatten ihm zu einem großen Anſehen verholfen, wie es nicht anders ſein konnte: vornehme und geringe Leute beehrten ihn mit ihrem Vertrauen und in ſeinen Händen lagen die Fäden höchſt verwickelter Angelegenheiten, die Schlüſſel geheimnißvoller Familiengeſchichten, die Documente von Stiftungen, Erbſchaften, Auseinanderſetzungen und ähnliche Dinge, von denen Wohl und Wehe ganzer Geſchlechter abhing. In ſeiner Hand waren

ſie wohlaufgehoben; das wußte jedermann. Notarius Moorhahn war von unerſchütterlicher Rechtlichkeit. Hätte man ihm die Krone von Spanien und beiden Indien geboten unter der Bedingung, daß er einem ſeiner Clienten einen Groſchen veruntreuen ſolle — er würde die Krone von Spanien und beiden Indien abgelehnt haben, obwol er dadurch freilich in den Stand gekommen wäre, den veruntreuten Groſchen überaus reichlich zu erſetzen, ja, falls beſagter Groſchen einem ganz beſonders untraitablen, hartnäckigen und unverſöhnlichen Individuum gehört hätte, dasſelbe durch Erhebung zur Würde eines Granden erſter Klaſſe und durch Ertheilung des Goldenen Vließes wie anderer Ehren dieſer Art zu entſchädigen. Aber nein, Notarius Moorhahn hätte ſich durch ſophiſtiſche Trugründe ſolcher Gattung nicht beſtechen laſſen; er hätte den Groſchen *nicht* geſtohlen. Was dagegen durch Geſetz, Verordnung, Statutarrecht und althergebrachte Praxis gerechtfertigt war: in einem Proceß auf den Gegner jeden Pfeil abſchießen, der in dem unergründlichen Köcher der großen Göttin des Handwerks, der alma mater Chicane zu finden: das fromme Sprüchlein: „si fecisti nega", heilig halten, als ein ehrwürdig Vermächtniß weiſer Vorfahren: einem armen raſtlos gehetzten Cridarius beim gerichtlichen End-

Halali und der Curée den letzten Blutstropfen nehmen — das waren für unsern ehrlichen Praktiker keine Gewissenssachen, es waren die durch Jahrhunderte frommer Uebung geheiligten Proceduren.

Der Tag, welcher der Besitznahme des Landes durch eine fremde Macht folgte, mußte für einen vielbeschäftigten Rechtsmann natürlich ein unruhiger und bewegter werden; unter denen, welche sich seines Rathes in ihren Angelegenheiten bedienten, waren zu viel der ängstlichen Seelen, die für Hab und Gut bangten, als daß sie nicht in seiner Schreibstube zusammengeströmt wären, um zu hören, wie es mit diesem Dinge und mit jenem nun werde. Der eine bangte für ein gemuthetes, aber noch nicht ertheiltes Lehn, der andere für seine Anwartschaft auf eine Receptorstelle, der dritte für eine Forderung an den Landesfiscus; und Notar Moorhahn hatte genug zu thun, alle diese besorgten Seelen zu beruhigen, was ihm um so schwerer wurde, als er über das, was nun kommen und werden würde, keineswegs klarere Vorstellungen hatte, als die Auskunft- und Rathsuchenden auch. Desto erfreulicher mochte ihm die Erscheinung eines neueintretenden Mannes sein, der ihm erlaubte, alle diese guten Leute, ohne sie zu beleidigen, dastehen zu lassen, um sich mit dem Fremden in sein geheimes

Berathungszimmer, das uns bekannte Durchgangsstübchen, zurückzuziehen.

Der Fremde war ein kräftig gebauter Mann in den Funfzigen; sein Gesicht hatte etwas Groteskes, große derbe Züge; es war voll und stark geröthet, eine Farbe, welche noch mehr hervorgehoben wurde durch das dichte und buschige ergraute Haar. Schwarz dagegen waren die mächtigen, rollend bewegten Augenbrauen, die zwei große, auffallend runde Augen von grauer Farbe beschatteten. Durch die ungewöhnliche Ausbildung des Kinnes wurde die hohe weiße Halsbinde weit über die Brust vorgeschoben.

Bitte gehorsamst, treten Sie hier ein, Herr von Schlettendorf, sagte Moorhahn, während er die Glasthür mit den Calicotvorhängen öffnete. — Herr von Tondern, fuhr er fort, sich rückwärts an seinen jungen Gehülfen wendend, der vor seinem Schreibtisch am Fenster stand und in ein Actenheft vergraben schien, während ihm doch kein Wort von allem dem, was gesprochen worden, entgangen war — Herr von Tondern, Sie werden unterdeß den andern Herren so gut wie ich selbst Auskunft zu geben vermögen.

Will's versuchen, Herr Moorhahn, versetzte der Gehülfe.

Dann verſchwand der Notar zuſammt dem Fremden in ſeinem Berathungszimmer.

Wie macht ſich denn der junge Tondern bei Ihnen, mein lieber Moorhahn? fragte der Herr von Schlettendorf hier, indem er ſich in einen Armſtuhl niederließ, ohne des Notars Einladung abzuwarten, und mit ſeiner Reitgerte anfing, den Sand, womit Jungfrau Annette am Morgen höchſteigenhändig den Boden beſtreut hatte, auseinander zu peitſchen.

Der Notar beantwortete dieſe Frage nicht, bevor er eine Vorfrage erledigt hatte.

Womit kann ich Ihnen dienen, Herr von Schlettendorf? ſagte er. Trinken Sie ein Glas Rothwein, oder ziehen Sie ein Gläschen Doppelaniſette vor; ich meine, er hatte neulich, als Sie mir die Ehre ſchenkten, Ihren Beifall, der Aniſette?

Ich denke, es iſt zu beiden denn doch noch zu früh, mein lieber Moorhahn, meinen Sie nicht?

Der Notar ſchien es nicht zu meinen; er ſtand ſchon auf der Schwelle der in die Küche führenden Thür und rief ſeine Tochter herbei.

Annette erſchien in weißglänzendem Morgenhäubchen.

Annette, mein Kind, ſagte der Notar, Herr von Schlettendorf iſt da . . .

Welcher der Mamſell Annette ſein ganz ergebenſtes

Compliment machen will, fiel der Baron ein — nun, was sagt denn die hübsche Mademoiselle zu den jetzigen Zeitläufen — hat das preußische Militär schon ihre Augen auf sich gezogen? — Sind hübsche Leute, die Herren Offiziere; mein lieber Moorhahn, nehmen Sie das Töchterchen in Acht!

Bring uns Anisette und ein paar Gläser, fiel der Notar, zu seiner Tochter gewandt, mit einem Ton ein, der zeigte, daß die Gedankenverbindung, welche Herr von Schlettendorf mit seinem Scherze wecke, ihm über den Scherz gehe — und Annette verschwand erröthend, ohne geantwortet zu haben.

Um auf Tondern zurückzukommen, hub Herr von Schlettendorf wieder an — wie macht sich Tondern bei Ihnen?

Vortrefflich! antwortete Moorhahn. Er ist ein sehr guter Kopf; ich habe nie einen bessern Gehülfen gehabt. Dabei die Solidität in eigener Person.

Würden ihn wol ungern missen?

Missen? Wie so, missen?

Nun, ich meine nur — es könnte sein, daß sich für den jungen Mann ein anderer Wirkungskreis böte — ein, nehmen Sie mir's nicht übel, Moorhahn, für einen Baron Tondern anständigerer, als solch ein Schreiberposten bei einem Notarius.

O, ich will seinem Glücke nicht im Wege stehen, Herr von Schlettendorf, fiel Moorhahn ein, offenbar etwas betroffen — sei es nun über die Offenheit des Barons oder über die Aussicht, seinen gewandten Gehülfen zu verlieren.

Davon bin ich überzeugt, mein lieber Moorhahn, und deshalb kann ich so offen mit Ihnen über die Sache reden. Sie wissen, Tondern ist von sehr guter Familie, wenn sie auch ganz verarmt und heruntergekommen ist; er ist mit uns ziemlich nahe verwandt und deshalb möchte ich etwas thun, um ihm vorwärts zu helfen.

Moorhahn blickte den Baron einigermaßen verwundert an. Herr von Schlettendorf hatte sich bis heute nie des Umstandes, daß Reinhard Tondern sein Vetter, zu erinnern geschienen; was machte ihn heute so herablassend und gnädig?

Sehen Sie, lieber Moorhahn, fuhr Herr von Schlettendorf fort, mit der neuen Zeit werden auch neue Menschen erfordert; man bedarf junger Kräfte, welche sich noch in neue Lebenslagen zu schmiegen wissen, denn uns ältern Leuten wird das zu schwer. Wir können nichts anderes thun, als uns zu ruhigen und unbetheiligten Zuschauern zu machen. Aber es wäre sehr unbedachtsam gehandelt, wenn wir nicht

vorher etwas thäten, um zu verhüten, daß die Leitung der Dinge in Hände falle, auf welche wir ganz und gar ohne Einfluß ſind, und von denen wir uns keinerlei Art von freundſchaftlicher Berückſichtigung verſprechen dürfen.

Sehr wahr, Herr Baron, ſehr wahr, entgegnete Moorhahn, geſpannt, worauf dieſe Eröffnungen ſeines alten Geſchäftskunden zielten.

Sehen Sie, mein lieber Moorhahn, fuhr dieſer fort, Sie wiſſen, ich habe das ausgezeichnete und nie genug zu würdigende Glück, daß meine Beſitzungen in demjenigen Amtsbezirk unſers guten alten Landes liegen, aus welchem die Herren in Regensburg ein ſchönes kleines Fürſtenthum für Se. Durchlaucht den Herrn Herzog von Anglure zuzuſchneiden ſich bewogen fanden. Se. Durchlaucht der Herr Herzog wird alſo von nun an mein gnädigſter Landesvater!

Ja wohl, ja wohl, ich glaube, Sie in Ihrer Gegend da, Herr von Schlettendorf, Sie werden angluriſch!

Angluriſch — richtig, mein lieber Moorhahn, wir haben das Glück; wir erwarten ſtündlich, von der Ankunft unſeres geliebten Landesvaters zu hören. Sie können aber denken, daß unſere treuen Unterthanenherzen ſich nicht darauf beſchränken, auf dieſe Ankunft zu harren; ſie thun mehr, ſie ſind Sr. Durchlaucht im

Geiſte längſt entgegengeeilt und haben nach ihm ausgeſchaut, um ſich über alles zu vergewiſſern, was ihn angeht.

Das kann ich mir freilich denken, fiel Moorhahn lächelnd ein.

Mein lieber Freund, haben Sie wol eine Karte der Lande auf dem linken Rheinufer, welche durch den Luneviller Frieden an Frankreich abgetreten ſind?

Ich beſitze von Karten ſo allerlei, Herr von Schlettendorf; ich habe Homann'ſche Karten und auch andere von dem Erzſtift Köln, von den Niederlanden, auch vom Trieriſchen, Luxemburgiſchen . . .

Haben Sie auf dieſen Karten das Herzogthum Anglure gefunden, für deſſen Verluſt Se. Durchlaucht durch uns entſchädigt wird?

Nein, Herr von Schlettendorf — ich habe aber auch nicht danach geſucht, wenn ich es Ihnen geſtehen ſoll.

Schade, lieber Moorhahn, ſehr Schade, daß Sie das nicht gethan haben; denn vielleicht hätten Sie es gefunden. . .

Ohne Zweifel . . .

Ohne Zweifel, ſagen Sie . . . ohne Zweifel? O, dann iſt es doppelt Schade, daß Sie nicht geſucht haben; ich verſichere Ihnen, lieber Moorhahn, wenn Sie es gefunden, hätte Ihnen der Herr Herzog für dieſe Entdeckung alles gegeben, was Sie verlangt hätten!

Für dieſe Entdeckung? Wie iſt es denn mit dieſem Herzogthum Anglure? Ich habe auch bereits ſo etwas munkeln hören, daß . . .

Daß es wol auf den Mondkarten eingetragen ſein muß, da es ſich im Homann'ſchen Atlas über unſere ſublunariſche Welt nicht findet!

Alſo das iſt richtig? rief Moorhahn aus.

Völlig richtig!

Aber wie iſt es denn zugegangen, daß der Herzog die Entſchädigung für etwas bekommen hat, was er nicht verloren haben kann?

Ja, wie iſt es denn zugegangen? Das iſt eben die Frage, mit der unſere ſehnſüchtigen Unterthanenherzen ſich ſchon länger beſchäftigt haben. Welches geheimnißvolle Zuſammenwirken von Umſtänden hat uns ein ſo großes Glück zu Wege gebracht, und auf welcher Bürgſchaft, die uns die tröſtliche Ueberzeugung von der Solidität und innern Dauer deſſelben geben könnte, beruht dieſes Glück? So fragen wir uns beſorgt und voll Spannung.

Moorhahn ſchüttelte den Kopf und warf dabei von Zeit zu Zeit einen fragenden Seitenblick auf den Baron, der ihm heute einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte, wie er ihn aus den großen runden Augen anglotzte, ſeine dicken Brauen darüber auf- und abbe-

wegte und die Miene des vollſten Ernſtes behauptete, während doch ſeine Worte unmöglich etwas anderes als Spott enthalten konnten.

Und nun? fuhr Herr von Schlettendorf fort, ſcheint mir die angeregte Frage am zweckmäßigſten einer genügenden Beantwortung entgegenzuführen, wenn wir jemand hätten, der ſich Einſicht in die Acten verſchaffen könnte.

Das iſt richtig.

Und da hab' ich an Tondern gedacht!

An Tondern? Wie ſollte der . . .

Ganz einfach, lieber Moorhahn. Wenn der Herzog von Anglure ſeine Regierung antritt, ſo iſt es natürlich, daß er zuerſt mit mir, der die Ehre hat, ſein erſter Unterthan zu ſein — der Baron ſprach dieſes Wort mit einem höhniſchen Zucken der Mundwinkel, — über die Landesangelegenheiten ſich beſpricht. Es iſt ferner natürlich, daß ich demſelben als Rechtsbeiſtand und Conſulent für ſeine Geſchäfte meinen alten erprobten Freund Moorhahn empfehle.

Moorhahn nickte lächelnd mit dem Kopfe; eine ſolche neue Kundſchaft war nicht zu verachten.

Natürlich, fuhr der Baron fort, iſt nun weiter, daß mein alter Freund Moorhahn mir dafür dankbar iſt. . .

Ganz ſicherlich! ſagte der Notar.

Und mir den Gefallen erweiſt, dem Herrn Herzog zu empfehlen, ſich einen in die hieſigen Rechtsverhältniſſe durchaus eingeweihten, thätigen und gewandten jungen Mann als Cabinetsſecretär, als Mittelsperſon zwiſchen ſich und ſeinen Beamten, als beſtändig in ſeiner Nähe befindlichen Beirath zuzulegen.

Moorhahn nickte abermals mit dem Kopfe.

Und dazu haben Sie Tondern auserſehen?

Dazu habe ich Tondern auserſehen.

Er iſt noch zu jung, zu unerfahren, Herr von Schlettendorf!

Thut nichts: die Tondern waren immer kluge Füchſe, und das iſt die Hauptſache. Gerade weil er noch ſo jung und unerfahren iſt, wird er für die hübſche Anſtellung, die man ihm verſchafft, dankbar ſein und ſich dankbar erweiſen.

Das würde er freilich...

Er wird uns nicht abſchlagen, wenn er durch ſeine Stellung einen tiefern Blick in die landesväterlichen Familienverhältniſſe geworfen hat, alles das uns anzuvertrauen, was zur Beſchwichtigung unſerer treuen Unterthanenherzen dienen kann!

Notar Moorhahn antwortete nicht. Er blickte eine Weile ſchweigend vor ſich nieder. Aber, ſagte er dann,

empfehlen Sie selbst Tondern dem Herzoge zu einer solchen Stelle!

Mein lieber Freund, wo denken Sie hin! Kann nicht unser zukünftiger Regent etwas von einem Ludwig dem Elften an sich haben und seinen großen Kronvasallen, namentlich dem Hause Schlettendorf, bald nach seiner Thronbesteigung einen Krieg auf Tod und Leben machen? Welche Stellung hätten dann die von dieser Seite Empfohlenen am Hofe! Nein, das geht nicht an!

Moorbahn gab keine Antwort. Die Zumuthung schien ihm Gewissensscrupel zu erregen.

Ich will mir's überlegen, Herr von Schlettendorf, sagte er endlich — ich will mir's überlegen!

Thun Sie das, lieber Moorbahn — reden Sie auch mit Tondern darüber; sagen Sie mir dann Bescheid, damit ich weiß, worauf ich rechnen darf. Der Herzog kann jede Stunde eintreffen; ich werde ihm meine Aufwartung machen, wir werden dann sofort von Geschäften reden, das kann nicht ausbleiben — und es sollte mir leid thun, wenn ich bis dahin ohne Zusage von Ihnen wäre und gezwungen, dem Herzoge einen anderen Namen, etwa den des Herrn Doctor Vellbrück, als des ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten dahier zu nennen — der thut gewiß, was ich wünsche.

Es wird ſich machen laſſen, es wird ſich machen laſſen, fiel Moorhahn lebhaft ein — Doctor Bellbrück war ſein Hauptconcurrent, ſein juriſtiſcher Antagoniſt, ſein Gegner in allen Dingen.

Und nun noch eins, fuhr Herr von Schlettendorf fort. Beim Einzuge unſers gnädigſten Herrn wird es einige Feſtlichkeiten geben — ich werde zur Auffahrt bei der Huldigung eine neue Equipage brauchen: ich werde die Herrſchaften auf meinem Schloſſe bewirthen müſſen — kurz, ich bedarf Geld: in meiner Kaſſe iſt nicht viel!

Sehr wohl, Herr von Schlettendorf! Wie viel muß es ſein? So ein paar tauſend Thaler . . .

Ein paar tauſend? Wo denken Sie hin, Moorhahn? Der Herzog von Anglure iſt an den conſulariſchen Luxus in Paris gewöhnt; wir dürfen uns nicht gar zu kläglich im Vergleich damit zeigen.

Wollen Sie vier-, wollen Sie fünftauſend?

Das reicht nicht, verſetzte Schlettendorf trocken. Ich fände es wünſchenswerth, in den nächſten drei Monaten eine Summe von zwei bis- bis dreimalhunderttauſend Thalern zu meiner Dispoſition zu wiſſen!

Der Notar Moorhahn riß weit ſeine Augen auf.

Dreimalhunderttauſend Thaler? rief er. Aber mein

Gott — damit können Sie ja das ganze neue Herzogthum auskaufen!

Pſt, pſt, mein lieber Moorhahn, was ſind das für ſchauderhaft reſpectwidrige Gedanken, verſetzte der Baron Schlettendorf.

Aber dreimalhundert . . .

Können Sie ſie mir flüſſig machen, Moorhahn? unterbrach ihn der Baron.

Wenn Sie ſie brauchen, weshalb nicht? Ich habe in den letzten Jahren für 70,000 Thaler wiener Bankobligationen für Sie angekauft. Wir haben 150,000 Thaler in der londoner Bank. Fehlen noch 80,000 Thaler. Wollen Sie Ihre Güter verhypothecziren, ſo hat es keine Schwierigkeit, ſie binnen vier Wochen herbeizuſchaffen.

Verhypothecziren Sie, Moorhahn. Richten Sie ſich ſo ein, daß, wenn ich Ihnen ſage oder ſchreibe: ich bedarf Tratten zum Belaufe von der genannten Summe auf Frankfurt oder Paris, ich dieſe Tratten binnen vierzehn Tagen haben kann. Darf ich mich darauf verlaſſen?

Ich glaube, es hat keine Schwierigkeit, wenn ich Ihre Bankpapiere veräußern darf, ohne daß ich an einen beſtimmten Curs gebunden bin. Die engliſchen ſtehen . . .

Stören Sie ſich nicht an dem Curs. Sie haben volle Gewalt.

Der Baron erhob ſich, um zu gehen.

Und wie iſt es mit Tondern? fragte er, ſich zur Thür wendend.

O, ich meine, es wird ſich arrangiren laſſen, entgegnete der Notar, den der Gedanke an ein ſo hübſches Geſchäft, wie das mit den 300,000 Thalern, offenbar ſo erheitert hatte, daß ihm in dieſem Augenblicke jegliches Ding in der Welt weit weniger Schwierigkeiten darzubieten ſchien, als es noch vor einer Viertelſtunde in ſeinen Augen hatte: ich will mit Herrn von Tondern reden, und werde die Ehre haben, ſchriftlich mit einer Auskunft aufzuwarten.

Thun Sie das, Moorhahn — vielleicht auch komme ich morgen wieder zu Ihnen — wir reden dann noch über einen Punkt.

Und das wäre?

O, ich halte Sie auf . . .

Nicht im geringſten!

Ich wollte Ihre Anſicht hören — wenn der Herzog von Anglure ſich Ihres Rathes bediente, und, was nicht ganz unmöglich, bei Ihnen anfragte, ob es Ihnen thunlich ſcheine, eine Anleihe für ihn zu nego-

ciren, würden Sie dem gnädigsten Herrn da zu Dienſten ſein können?

Moorhahn zögerte mit der Antwort. Er ſuchte offenbar im Geſichte ſeines Geſchäftsfreundes zu leſen. Aber die runden grauen Augen deſſelben ruhten mit einem ganz unverfänglichen Ausdrucke auf ihm.

Es käme auf die Sicherheit, welche er geben könnte, an.

Richtig, Moorhahn, darauf käme es dann an. Auf die Sicherheit. Und darüber würden Sie ſich ja bald vergewiſſern können. Sie würden gewiß zuerſt das Herzogthum Anglure auf der Karte ſuchen, bevor ſie eine Hypothek darauf annähmen.

Verlaſſen Sie ſich darauf, antwortete Moorhahn lächelnd.

Und was das hieſige neue Fürſtenthum angeht, ſo würde es nicht vorſichtig ſein, etwas darauf herzuleihen, bevor man nicht ein paar Jahre zugeſehen hätte, wie es verwaltet würde, wie es ſich macht und ob es nicht dabei auch am Ende heißen kann: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen.

Ganz gewiß, verſetzte Moorhahn — es würde nicht vorſichtig ſein.

Alſo?

Wir verſtehen uns, Herr von Schlettendorf, wir verſtehen uns, antwortete der Notar lächelnd, indem er ſeinen Geſchäftsfreund durch die Küche und den Hausgang bis an die Thür des Hauſes begleitete, und mit einer tiefen Verbeugung entließ.

Moorhahn blieb auf der Schwelle ſtehen und blickte mit gerunzelter Stirn dem Baron nach, wie dieſer im Schatten des alten Thurms mit feſtem, gemeſſenem Schritt ſich entfernte, die Hände mit der Reitpeitſche auf dem Rücken, das Haupt wie ſinnend vorgebeugt.

Möchte wiſſen, was der für Abſichten im Kopf hat! ſagte der Notar leiſe für ſich hin. Wozu in aller Welt braucht er dreimalhunderttauſend Thaler?! So viel iſt mir in meinem Leben noch nicht auf einmal durch die Finger gegangen! Und dem Herzog von Anglure ſoll ich die Wege, zu Geld zu kommen, verſperren — nun, das iſt keine ſchwere Aufgabe — wer gibt ſolch einem fremden Menſchen Geld! Und Tondern ſoll Secretär werden bei Sr. Durchlaucht. Der Baron will durch Tondern die Verhältniſſe des Herzogs kennen lernen, er will ihn in Verlegenheiten bringen und dann — will er am Ende die ganze Herzoglichkeit auskaufen? Möglich wär's, und wahrhaftig, der

Plan iſt ſo übel nicht! Wenn er nur gelingt, darauf kommt es an!

Und mit dieſen Worten trat Notarius Moorhahn in ſeine Schreibſtube zurück.

# Achtes Kapitel.

Worin der Wehrfester auffallend hochfliegende Ideen entwickelt.

Als der Notar wieder inmitten seiner vier Wände war, erwartete er nichts anderes, als sofort den Kreis von Auskunft- und Rathsuchenden, den er um des Barons Schlettendorf willen verlassen hatte, neu um sich geschlossen zu sehen. Dem war jedoch nicht also. Dieser Kreis war allerdings noch da, aber er hatte seinen Mittelpunkt bereits gefunden und fühlte sich augenscheinlich von demselben so gefesselt, daß er Moorhahn's Eintritt darüber unbeachtet ließ und fortfuhr, Reinhard Tondern zuzuhören; der letztere nämlich, mit dem Rücken an sein Stehpult gelehnt, eine Feder, deren Fahne er mit den Zähnen zerbiß, in der Hand, war dieser Mittelpunkt der ganzen Versammlung geworden. Er wußte auf jede Frage so ausreichenden Bescheid und diesen Bescheid in so scharfer, mitunter

ſo ironiſcher oder origineller Faſſung zu geben, daß auch diejenigen, welche der ſpecielle Fall gar nichts anging, zuhörten und ſtehen blieben und oft in ein lautes Lachen ausbrachen. Der Notar beobachtete eine Weile ſeinen Gehülfen; er fixirte dieſes feine, in ein ſpitzes Kinn faſt dreieckig zulaufende Geſicht, mit den blauen, ſcheinbar ſo harmloſen Augen, aus denen doch von Zeit zu Zeit blitzſchnell etwas hervorlugte, das einem durchtriebenen Schelm ganz auffallend ähnlich ſah; dieſe zahlreichen, über die Schläfen laufenden Fältchen, die ſich bildeten, ſo oft Tondern lächelte und in denen ſo viel ſatiriſche Intelligenz zu lauern ſchien.

Der rechte Mann für Schlettenderf wär' er ſchon, ſagte ſich Moorhahn nachdenklich, und da er ſah, daß ſeine Gegenwart für den Augenblick nicht in Anſpruch genommen werde, begab er ſich in das Hinterſtübchen zurück, um ſein Glas Liqueur vollends zu leeren. Als er dieſes Geſchäft beendet, trat von der Küche her Annette ein, in ihrer Hand einen Korb, auf deſſen Grunde eine große gelbglänzende Butter lag.

Ein Geſchenk vom Schulzen Werdekoping, ſagte ſie, froh über die Vermehrung ihrer häuslichen Vorrathbeſtände — kann er dich ſprechen, Papa?

Laß ihn nur eintreten und bringe uns ein reines Glas, mein Kind.

Annette ging und öffnete die in die Küche führende Thür der kleinen Stube unserm alten Bekannten, dem Wehrfester des Werdekopinghofs.

Tag, Schulze!

Tag, Notarius, antwortete der Schulze und nahm auf dem Stuhle Platz, den soeben der Baron verlassen, mit derselben Formlosigkeit, wie der Baron es gethan.

Danke für die Butter!

Nicht zu danken!

Wie sieht's aus bei Euch?

Könnte besser sein!

Ihr Bauern seid nie zufrieden! Die Winterfrucht ist ja überall vortrefflich.

Ja, die Winterfrucht — aber die Sommerfrucht hat nicht Regen genug gehabt.

Ich meine, es hätte das ganze Frühjahr hindurch nichts anderes gethan als regnen.

War nicht genug, noch immer nicht genug. Und der Raps ist überall verfroren.

Der Notarius schüttelte den Kopf.

Ueber acht Thaler das Malter bekommt Ihr ihn doch nicht hinauf, sagte er.

Den Roggen — er kommt auf zehn, Notarius, auf zehn Thaler, das könnt Ihr glauben.

Nun, weil Ihr's gesagt habt, Schulze! Ihr müßt es wissen!

Hiermit war die Unterhaltung regelrecht eröffnet; Meerbahn hatte dem Anstande genügt, der unverzeihlich verletzt gewesen wäre, hätte der Notar sofort zur Sache kommen wollen und ohne weiteres gefragt, was den Schulzen zu ihm führe. Nicht mit der Thür ins Haus fallen — das ist der oberste Grundsatz bäuerischer Sittenfeinheit und ländlicher Diplomatie.

Annette brachte ein reines Glas, Meerbahn schenkte dem Schulzen ein. Nachdem dieser getrunken, stand nichts mehr im Wege, zum Geschäfte überzugehen; aber es würde wahrscheinlich lange gedauert haben, bis der Bauer davon begonnen. Wollte der Notar seine Zeit zu Rathe halten, so mußte er schon selbst durch Fragen der Sache näher zu kommen suchen.

Kann ich Euch mit etwas dienen, Schulze?

Für dieses mal nicht, Notarius. Wollte Euch nur die Butter bringen. Will auch gleich wieder gehen. Man weiß nicht, was daheim verfällt, heutiges Tages, und dazu ist es in der Ernte.

Der Notar blickte prüfend das impassible Gesicht seines Gegenüber an. Der Bauer mußte etwas Wichtiges im Hinterhalt haben, daß er gerade heute kam. Umsonst verschenkte er auch seine Butter sicherlich nicht!

Ihr habt wol in der Stadt hören wollen, was es Neues gibt? Es ist nicht viel Gutes.

Wird nun das ganze Land preußisch? fragte Schulze Werdekoping.

Nicht das ganze, Schulze; vier oder fünf Stücke kommen an andere Herren. Es wird abgetheilt nach der Schnur, gerade wie bei Markentheilungen. Die Grenzen gehen von Dorf zu Dorf, von einem Kirchthurm nach dem andern in gerader Linie. Was rechts von der Linie fällt, gehört dem einen, was links dem andern.

Können die nun damit machen, was sie wollen?

Nun, so ungefähr; sie werden die Fürsten, wie hier früher unser seliger Max Franz.

Dann machen Sie auch die Gesetze?

Ja, die machen sie, Schulze.

Der Schulze sah nachdenklich vor sich nieder.

Ich habe mir sagen lassen, fuhr er nach einer Weile fort, daß der Herr von Schlettendorf unter einen von ihnen zu stehen kommt.

Das hat auch seine Richtigkeit. Die Gegend, in welcher Schlettendorf's Hauptgut liegt, bekommt der Herzog von Anglure.

Anglure — so? Er ist gestern bei mir gewesen.

Wer?

Der Herzog.

Bei Euch?

Sein Wagen war zerbrochen. Er hatte eine Tochter bei sich.

Also der Herzog ist bereits eingetroffen? sagte Moorhahn.

Der Mann hat mir wohl gefallen, fuhr der Schulze fort; er spricht so sanftmüthig wie ein Pastor.

Hätte Moorhahn die Art und Weise gekannt, wie der Herzog von Anglure auf dem Schulzenhofe am gestrigen Abend aufgenommen worden war, er hätte diese für Se. Durchlaucht schmeichelhafte Aeußerung des Bauers sicherlich mit der Bemerkung beantwortet: Gezeigt habt Ihr das dem Herzog nicht!

Ich meine, daß mit dem Herzog wol zu reden wäre, fuhr der Schulze fort.

Möchtet Ihr das?

Vielleicht einmal. Ist er reich?

Soll nicht weit her sein!

Und die Güter von Schlettendorf liegen in seinem Lande?

Wie ich Euch sagte.

Was mag ihm sein neues Land einbringen jährlich?

Was wird es einbringen! Groß ist's nicht. So ein funfzehntausend Thaler für den Anfang.

Schlettendorf hat mehr, bemerkte der Bauer.

Der hat allerdings mehr.

Wie wird das gehen, wenn der Herzog einen unter sich hat, der mehr besitzt als er?

Der Herzog bleibt immer der Landesherr und Fürst.

Ja, das ist wol so. Aber meint Ihr nicht, Notarius, daß es ihn doch ärgert?

Was soll man darüber sagen? Es ist möglich.

Ich mein's, sagte der Schulze, indem sich sein gebräuntes Gesicht zu einem Lächeln verzog, das den so wenig an eine solche Bewegung gewohnten Zügen die Aehnlichkeit mit der Rinde eines alten Eichenstammes nur noch erhöhte.

Dann schwieg er, während der Notar ihn gespannt fixirte.

Schenkt mir doch das Gläschen noch einmal voll, Notarius, fuhr der Schulze nach einer Pause fort, und danach will ich gehen.

Ihr habt die Zeit noch, Werdekoping, bemerkte der Notar, indem er seinem Gegenüber eingoß.

Dieser leerte das kleine Glas in langsamen Zügen.

Sagt mal, Notarius, hub er dann wieder an, könntet Ihr nicht machen, daß Ihr mit dem Herzog zu thun bekämet, so in Geschäften? Wenn Ihr es fertig brächtet — es sollte Euer Schaden nicht sein!

Was würde dabei für Euch herauskommen, Schulze?

Für mich nichts! Es ist nur wegen — nun, Ihr könnt's denken!

Ich kann mir's denken — von wegen des jungen Mannes, des Paul Bronckhorst.

Der Wehrfester nickte mit dem Kopfe.

Wie Ihr den aber in Euren Gedanken mit mir und mit dem Herzog von Anglure zusammenbringt, sehe ich nicht recht ein.

Ich meine, es wäre jetzt für den jungen Menschen etwas zu thun! entgegnete der Schulze.

Glaubt Ihr? — Ich seh's doch nicht ein, Werdekoping!

Er hat eine Tochter, der Herzog! bemerkte der Schulze.

Ihr sagt so.

Es ist eine saubere, nette, stille Person; hat mir gut gefallen.

In der That?

Der Paul Bronckhorst ist nun auch in dem Alter, wo er sich verändern könnte.

Moorhahn sah den Bauer mit großen Augen an.

Ja, zum Teufel, Werdekoping, was denkt Ihr denn? Die Prinzessin von Anglure wollt Ihr doch

wol nicht am Ende mit Euerm Paul Bronckhorſt verheirathen, und mir dabei den Kuppelpelz zuwenden?

Wenn Schulze Werdekoping daran denkt, Notarius, ſagte der Bauer ſtolz, ſo muß auch was dahinter ſein!

Der Notar zuckte die Achſeln.

Davon verſteht Ihr nichts. Eine Prinzeſſin heirathet nur einen Ebenbürtigen.

Was iſt das, einen Ebenbürtigen?

Einen Prinzen oder regierenden Grafen.

Der Bauer ſah eine Weile nachdenklich vor ſich nieder.

Aber, fuhr er nach einer Weile fort, wenn er nun mehr Geld hat, iſt das nicht ebenbürtig genug?

Wenn der Freier mehr Geld hat? Das hilft ihm nichts, wenn er nicht von gleichem Stande iſt. Hört einmal zu, Schulze ...

Ja wol, Notarius!

Ich will den Fall ſetzen, begann Moorbahn, Ihr hättet eine Tochter. In Eurer Nachbarſchaft wäre ein Rettersſohn. Der freite nach Eurer Tochter. Würdet Ihr ſie ihm geben?

Die Tochter gewiß nicht, erwiderte der Wehrfeſter, aber einen guten Rath.

Und der würde lauten?

Geh' und ſuch' dir Geld. Geh' auf die See oder treib' Handelſchaft, oder ſpeculire mit Korn. Dann kauf' dir einen Hof, der noch ſchöner iſt als meiner, und du ſollſt Werdekoping's Tochter haben.

Der Kötterſohn!

Das verſteht ſich.

Wie aufgeklärt ihr Bauern werdet! ſagte Moorhahn.

Nun, ich meine nach meinem dummen Verſtande, Herr Notarius, fuhr Werdekoping fort, iſt unſereins ſo aufgeklärt, ſo iſt's ein ſolcher vornehmer Mann wie der Herzog gewiß ſchon längſt.

Das iſt durchaus nicht geſagt, fiel Moorhahn lächelnd ein. Ihr wißt ja ſelbſt, welche Folgen für die Erbſchaft und alle möglichen Dinge das hat, wenn ſolch ein vornehmer Herr nicht ſeinesgleichen heirathet!

Bei den Franzoſen, hab' ich mir ſagen laſſen, iſt das jetzt alles anders, entgegnete der Schulze.

Das freilich!

Nun alſo? Und habt Ihr nicht geſagt, der Herzog könne für ſein Land die Geſetze machen? fragte der Schulze.

Das kann er — auch für ſeine Familie.

Gut, ſo ſind wir ja eins! Nun, wie iſt's, wollt Ihr ſehen, daß Ihr mit dem Herzog bekannt werdet?

Vorausgeſetzt, daß ich es würde — was weiter?

Dann, hab' ich mir gedacht, solltet Ihr ihm zureden, daß er ein Gesetz macht, ein gut und bündig Gesetz, und Ihr könnt ihm nur kund thun, Schulze Werdekoping lasse ihm sagen, es solle ihn nicht reuen, das Gesetz gegeben zu haben!

Will's ausrichten, Schulze! antwortete lächelnd Notarius Moorhahn.

Und wenn er just vielleicht Geld braucht, der Herzog, so könnt Ihr ihm auch sagen, auf ein paar Tausend Thaler käme es mir nicht an, wenn er nur das Gesetz macht!

Moorhahn schüttelte den Kopf.

Ich glaube, Schulze, sagte er, Ihr stellt Euch doch den Umschwung der Dinge in der politischen Welt als zu groß vor. Meint Ihr denn, die großen Herren machten von nun an Gesetze für Geld, und die Bauern könnten sie bei ihnen bestellen?

Wenn ich meinte, daß das so mir nichts, dir nichts angehe, so hätte ich nicht nöthig, mich an Euch als einen gescheidten Mann zu wenden, Notarius, um die Sache auf eine kluge Weise zu Stande zu bringen!

Nun, ich sehe, Ihr habt auf alles eine Antwort, Schulze; und darum laßt jetzt einmal hören, wie soll das Gesetz lauten, welches ich für Euch bei dem Herzog von Anglure bestellen soll.

Wie es lauten soll? Das werdet Ihr selbst am besten wissen, da Ihr doch wol wisset, was ich im Sinne habe.

So ungefähr, freilich! Also, wenn wir das Gesetz etwa so stellen ...

Der Schulze hielt seine Hand hinters Ohr, um keine Silbe des Gesetzentwurfs, den Moorhahn abzufassen im Begriff war, zu verlieren.

Etwa so, fuhr Moorhahn, nachdem er sich einige male geräuspert hatte, fort:

„Wir von Gottes Gnaden Gaston Polydor, Herzog von Anglure, souveräner Fürst zu Emsa und Ravenstein u. s. w. u. s. w. u. s. w. haben, nach Anhörung unsers Geheimen-Conseils, verordnet und verordnen wie folgt:

§. 1. Sämmtliche Fideicommisse und Majorate sind im gesammten Bereiche unserer Staaten aufgehoben ..."

Was, aufgehoben? fiel der Wehrfester dazwischen — nein, Notarius, so ist's nicht gemeint!

Nicht so? wär das nicht Glück genug für ...

Nichts da! Recht muß Recht bleiben — wem von Rechts wegen alles zukommt, soll auch alles haben! Ihr müßt das Gesetz anders stellen, Notarius.

Dann freilich; also ungefähr so:

„§. 1. Bei der Vererbung von Majoraten, Lehn- und Fideicomißgütern ſollen im Umkreiſe unſerer Staaten die Statuten der Familien, inſofern ſie autonomiſch die Erbfolge an die volle Stiftsfähigkeit der Deſcendenten knüpfen, hiermit für alle Zeiten außer Kraft und Geltung geſtellt ſein: es ſoll im Gegentheil die Erbfolge nur durch die rechtmäßige, legitime und eheliche Geburt der Succeſſoren bedingt ſein.“

Legt mir das einmal aus, Notarius, ſagte der Schulze.

Moorbahn erklärte ihm den Sinn und die Tragweite des Paragraphen. Der Wehrfeſter nickte ihm ſeinen Beifall zu.

Das wird es thun! ſagte er dann.

Der Notar verſank eine Weile in Nachdenken.

Hört einmal, Wehrfeſter, hub er dann mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit wieder an, am Ende habt Ihr einen geſcheidtern Einfall gehabt, als Ihr ſelber wißt. Es iſt ſehr möglich, daß dieſer neue Landesvater, wenn man's ihm unter den Fuß gibt, mit Vergnügen ein ſolches Geſetz macht, auch ohne daß Schulze Werdekoping es beſonders bei ihm beſtellt — denn in der That, daß Se. Durchlaucht von Anglure ſelber nicht reines, lauteres, ſtiftsfähiges Vollblut wären, liegt durchaus nicht jenſeit des Kreiſes des Denkbaren und Vorauszuſetzenden.

Schulze Werdekoping ging auf diesen Gedanken Moorbahn's nicht weiter ein.

Davon versteh' ich mit meinem dummen Verstande nichts, antwortete er; es hat mir nur geträumt, es wären jetzt die Zeiten gekommen, wo wir beiden, Ihr, Moorbahn, und ich, die wir ja wissen, was wir wollen, etwas thun könnten.

Ihr möchtet so Unrecht nicht haben. Aber gesetzt auch, wir brächten es dahin, wohin Ihr wollt, so wüßte ich noch immer kein Mittel, das, was wir wissen, denen kund zu thun, die es wissen sollten!

Ohne Sünde würde es nicht geschehen können, antwortete der Wehrfester, indem er nachdenklich das Haupt wiegte.

Ohne Sünde nicht! entgegnete bedeutsam der Notar.

Es käme darauf an, daß einer von uns die Sünde beginge.

Habt Ihr Lust dazu?

Der Bauer schüttelte den Kopf.

Es wäre besser, wenn Ihr's auf Euch nähmet; wenn Ihr mir's nicht verübeln wollt, — ich möchte glauben, unser Herrgott ließ es einem Notarius eher so hingehen.

Einen gebrochenen Eid?

Es würde ihn nicht so verwundern, antwortete

der Bauer mit einer Ernſthaftigkeit, hinter welcher Moorhahn vergebens Spuren eines ſchelmiſchen Ausdrucks ſuchte — es würde unſern Herrgott nicht ſo verwundern von einem Notarius, als wenn Schulze Werdekoping es thäte.

Nun wahrhaftig, Ihr habt ein aufrichtig Gemüth, und ich danke Euch! ſagte der Notar.

Auch wäre davon wol ein andermal mehr zu reden. Für jetzt iſt's genug, wenn Ihr nur Euch das überlegt, was ich geſagt habe; und jetzt will ich gehen, denn ich habe mit dem jungen Menſchen zu reden, was ich nicht eher thun wollte, als bis ich mit Euch geſprochen.

Es wäre gut, Schulze, wenn Ihr dem nicht Dinge in den Kopf ſetztet, aus denen nichts werden kann.

Das laßt meine Sorge ſein, Notarius! Und nun Adieu! Beſucht mich einmal auf dem Hofe draußen, wollt Ihr? Bringt das Mädchen, die Annette, mit — wenn ſie müde wird von dem Wege, laſſ' ich ſie in die Stadt zurückfahren — Adieu, Notarius!

Adieu, Schulze, auf Wiederſehen — will unterdeß alles überlegen und Euch Beſcheid ſagen.

Der Wehrfeſter ging, und Notarius Moorhahn blieb allein. Er begleitete ihn nicht zur Thür, er erhob ſich auch nicht, um in ſeine Schreibſtube zurück-

zukehren: er blieb nachdenkend auf dem Platze, den er dem Bauer gegenüber eingenommen hatte.

Der gute Herzog, sagte er dann — der denkt sicherlich nicht, daß, bevor er in seinem Lande ist, ihm der eine schon seine Staaten verkauft und der andere seine Tochter weggegeben hat. Da steht man denn zwischen zwei Speculanten, und die Frage ist, wem man dient, dem Baron oder dem Bauer! Nun, zunächst am besten allen beiden!

Moorhahn erhob sich und trat jetzt rasch in das Arbeitszimmer ein. Zu seiner Verwunderung fand er es von allen Clienten geleert: Tondern stand allein an seinem Schreibpult und schlug eben ein Actenstück auf.

Sind alle gegangen?

Ich habe sie gebeten, ein andermal zu kommen, wenn der Herr Notar mehr Muße habe, antwortete Reinhard Tondern, ohne von seinem Heft aufzublicken.

Hat er sie fortgeschickt, um uns behorchen zu können? fragte sich Moorhahn im Stillen und fixirte mit einem prüfenden Blick seinen Gehülfen, dessen Züge den ruhigsten Gleichmuth verriethen.

Moorhahn setzte sich an seinen Platz und nahm ebenfalls ein Actenstück vor; aber obwol er den Kopf höchst malerisch auf beide Ellbogen gestützt hielt, als

ob er mit allen seinen Gedanken auf den Boden eines unergründlich tief und dauerhaft verworrenen Rechtsstreites hinuntertauche, waren diese Gedanken doch ganz anderswo, und seine Augen starrten über das Heft fort die sandkörnerbestreute und mit Tintenflecken getigerte Oberfläche seines Tisches an.

Tondern! sagte er nach einer Weile.

Reinhard blickte auf und sah fragend seinen Principal an.

Ich habe zu meiner Freude gesehen, fuhr Moorhahn fort, daß Sie vorhin meine Stelle ganz vortrefflich ausfüllten. Es scheint mir, Sie haben sich in die Praxis so eingeschossen, daß Sie nachgerade auf Ihren eigenen Füßen stehen könnten.

Glauben Sie?

Und dann, mein lieber Tondern, obwol ich Sie sehr ungern verliere, halte ich es doch für meine Pflicht, Ihnen behülflich zu sein, einen tüchtigen Schritt vorwärts im Leben zu machen.

Sehr verbunden, Herr Notar! entgegnete Tondern mit einem Gleichmuth, der nichts von Rührung über Moorhahn's Edelmuth verrieth.

Es ist ein Augenblick gekommen, wo für einen tüchtigen Kopf sich eine Gelegenheit, anzukommen, finden muß, fuhr der Notar fort. Da ist zum Bei-

ſpiel der Herzog von Anglure geſtern hier angelangt. Der Mann bedarf eines in die hieſige Geſchäftspraxis eingeweihten Conſulenten, aus dem, wenn er ſeine Stellung zu benutzen weiß, ein Domänendirecter, ein Geheimrath, vielleicht eine Excellenz und hochfürſtliches Factotum wird! Wollen Sie's verſuchen?

Wie wäre das zu erlangen?

Nicht ſchwer. Ich träte mit dem Herzog in Geſchäftsverbindung...

In welche, ſchwebt Ihnen wol ſchon jetzt ziemlich beſtimmt vor?

Allerdings. Ich bin Depoſitar einer großen Anzahl von Documenten aller Art, welche den Landestheil des Herzogs betreffen. Ich ginge zu ihm und erſuchte ihn, dieſe Urkunden, Acten und Werthgegenſtände ſofort ſeinen Behörden übergeben zu dürfen. Er würde ſicherlich nicht auf eine Antwort vorbereitet ſein. Es würde zu einem Geſchäftsgeſpräche zwiſchen uns kommen, und ich würde im Laufe deſſelben dem Herrn ſchon fühlbar zu machen wiſſen, wie nöthig es für ihn ſei, einen tüchtigen Geſchäftsbeirath ſich zuzulegen, der hier im Lande geboren iſt und die hieſigen Rechtsverhältniſſe kennt.

Sollte er nicht ſelbſt ſchon daran gedacht und fürgeſorgt haben?

Gedacht vielleicht, fürgesorgt schwerlich. Man drängt sich hier nicht sehr an Fremde! Wer sollte sich so rasch beworben haben?

Das hat seine Richtigkeit!

Ich würde dabei eine Bedingung machen, Tondern.

Und welche?

Wenn ich Sie in diese Stellung gebracht hätte, so würde ich darauf rechnen, daß Sie mir dafür dankbar blieben; daß wir in Geschäftssachen keine Geheimnisse voreinander hätten, daß Sie in Ihrer neuen Stellung nie vergäßen, daß die alten Freunde den jungen vorausgehen.

Natürlich, das versteht sich! antwortete Tondern ein wenig gedehnt.

Also — soll ich beim Herzog eine Audienz erbitten?

Tondern antwortete nicht. Er arbeitete stumm mit der Spitze einer Feder die Haut an seinen Fingernägeln zurück.

Ehe ich Ja sage, hub er dann an, möchte ich doch den Herzog näher kennen. Ich möchte wissen, wie man in geschäftlichen Beziehungen mit ihm auskommt!

Darin kann ich Ihnen nicht Unrecht geben. Wollen Sie zu dem Ende in meinem Auftrage selbst zu ihm gehen?

Ich möchte das.

Nun wohl. Leiten Sie die Sache erst ein — nachher komme ich — ich kann Sie dabei um desto besser empfehlen, weil er Sie dann ja bereits selbst kennt. Gehen Sie je eher desto besser.

Tondern beeilte sich so, diesen Rath zu befolgen, daß er darüber nicht Muße fand, seinem Principal mitzutheilen, wie er die Bekanntschaft des Herzogs am gestrigen Abend schon gemacht habe.

Er begab sich in sein Zimmer im obern Stock, um die nöthige Toilette zu machen.

Herr Moorhahn ist sehr gütig, sagte er dabei, während er die Treppe erstieg, in leisem Selbstgespräch für sich hin, mir eine so glänzende Laufbahn erschließen zu wollen; er hat sehr recht, dafür meine ewige Dankbarkeit zu erwarten; nichts billiger als das: er macht mich zum herzoglichen Hof- oder Geheimerath und dafür habe ich keine Geschäftsgeheimnisse vor ihm — d. h. dafür steht Notarius Moorhahn zu jeder Zeit der Einblick in die herzoglichen Angelegenheiten frei! Der Einfall machte dem Herrn Principal alle Ehre, wenn er sein eigener wäre. Aber ich will nicht Reinhard Ludwig von Tondern heißen, wenn die ganze Geschichte nicht von meinem trefflichen Vetter Schlettendorf eingefädelt ist. Schlettendorf bereitet sich schon jetzt auf einen Feldzug wider seinen demnächstigen

Landesherrn vor. Daran hat er Recht; denn es wird an Zerwürfnissen zwischen der Krone von Emsa-Ravenstein und ihrem mächtigsten Vasallen nicht fehlen. Daß er aber mich zu seinem Spion im feindlichen Lager ersehen hat, ist unrecht von meinem Herrn Vetter, dazu ist Tondern trotz seiner grünen, unerfahrenen Jugend zu klug. Solch ein Handwerk ist nicht allein schlecht, sondern auch einfältig. Einzufädeln ist hier etwas, das ist richtig; aber es muß ein anderer Faden sein, den wir einschieben. Ich tauge nicht dazu, mein theurer Moorhahn. Mein Ehrgeiz geht nicht so weit als bis zu einem herzoglichen Hof- oder Kammerrath. Ich will meinen Proceß gewinnen — das ist alles! Aber Paul — für den wäre der Posten! Wenn der tückische Bauer vorhin nur etwas lauter gesprochen hätte! Daß er das Geheimniß, welches um Paul's Herkunft liegt, besitzt, habe ich längst geahnt. Was kümmern ihn nur die Fideicommisse im künftigen Herzogthum Emsa-Ravenstein, von denen er sprach? Was weiß der Bauer davon? Aber jedenfalls liegt darin ein Fingerzeig! Also bringen wir Paul in die Lage, gründlich in die Verhältnisse dieses Landes eingeweiht zu werden — das ist das Beste! Ueberdies ist er der Mann, der an solch einem kleinen Hofe sein Glück machen kann; ich tauge nicht dazu,

den Stallmeiſter, den Parforcejäger und den Actenmenſchen in Einer Perſon darzuſtellen; denn das muß man in ſolcher Stellung können, will man Erfolg haben. Paul kann ſich dabei ganz frei jedermann gegenüberſtellen, juſt wie er will. Macht Schlettendorf ihm Zumuthungen, wie mein Herr Moorhahn eben mir — er kann ihm die Thür zeigen!

Mit ſolchen Reflexionen beſchäftigt, warf ſich Reinhard von Tondern in den Sonntagsſtaat, in welchem er hoffte, von der fremden Durchlaucht courfähig befunden zu werden. Nachdem er noch eine Unterredung mit Moorhahn über den Inhalt deſſen, was er dem Herzog von Anglure im Namen des Notars vortragen ſolle, gehabt, machte er ſich auf den Weg nach dem vornehmſten Gaſthofe der Stadt, wo er den Herzog einlogirt erwarten durfte.

Der Herzog von Anglure war allerdings in dieſem Gaſthofe abgeſtiegen. Tondern fand an der Thür unten den Kammerdiener der Durchlaucht, der ihn erkannte und mit Bereitwilligkeit ſofort meldete.

Se. Durchlaucht wollen Sie empfangen — mit dieſen Worten kam Pierre zurück, — obwol Sie nicht lange Zeit Ihnen zu widmen haben. Sie ſind im Begriffe, zum Schloſſe zu fahren, um dem General Blücher einen Beſuch zu machen.

## Neuntes Kapitel.

Worin Reinhard Tondern seinem Freunde Paul einen Beweis seiner höchsten Uneigennützigkeit gibt.

---

Der Herzog von Anglure trat Reinhard Tondern in voller Gala entgegen. Er trug eine österreichische Generalsuniform und den Orden des goldenen Vließes — nicht ganz mit freier Bewegung und „à son aise", denn es war bereits eine hübsche Reihe von Jahren verflossen, seit er zum letzten male sich in diesem Costüm gezeigt. Damals hatte das Kaiserhaus, welches ihm diese Auszeichnungen verliehen, noch ruhig über sein niederländisches Vaterland geherrscht — jetzt war das seit Jahren anders, und daheim hätte die neue Gewalt, die Eine und untheilbare französische Republik, das Tragen von österreichischen Uniformen und Abzeichen wie eine Art Landesverrath betrachtet. Hier aber, auf deutschem Boden, fiel solche Rücksicht fort. Der Herzog war stolz auf seine weiße Uniform mit

den ſcharlachrothen Beinkleidern; er fühlte ſich darin zum erſten male ſo recht als Souverän und regierender Fürſt. Deshalb empfing er auch Reinhard Tondern mit einem herablaſſenden Lächeln voll Milde; obgleich er bei dem Anblick des jungen Mannes vorausſetzte, daß dieſer komme, um ſich durch irgendetwas für den Dienſt, den er mit ſeinem Freunde am geſtrigen Abend geleiſtet, bezahlt zu machen. Von aller Welt geplundert zu werden, für den geringſten Dienſt den überſchwenglichſten Lohn geben zu müſſen, iſt einmal Schickſal regierender Herren. Daß es ihm nicht beſſer gehe, ſchmeichelte faſt dem neu creirten Souverän — es beſtätigte ihm ſeine Fürſtlichkeit.

Ah, mon cher, ſagte er mit gnädigem Kopfnicken — Sie ſind es! Was wünſchen Sie von mir?

Das es Ew. Durchlaucht gefallen möge, mir oder vielmehr meinem Auftraggeber einen gnädigen Beſcheid über eine Angelegenheit zu ertheilen . . .

Wer iſt Ihr Auftraggeber?

Der beſchäftigtſte Anwalt und Notar dieſer Stadt, Herr Moorhahn.

Mr. Mooran! Eh bien, voyons, que me veut Mr. Mooran?

Herr Moorhahn iſt Depoſitar von Acten, Urkunden, Obligationen und Geldern, welche ſich aus allen

Kreisen unſers Vaterlandes, über das ſich ſeine Geſchäftsthätigkeit erſtreckt, bei ihm aufgehäuft haben. Seitdem dieſes Land jedoch getheilt, ſeit ein Stück Ew. Durchlaucht Gebiet geworden iſt, wünſcht er nicht länger die Verantwortlichkeit für die betreffenden Actenſtücke und Summen, welche dem Landestheile Ew. Durchlaucht angehören, zu tragen. Er läßt alſo durch mich gehorſamſt den Herrn Herzog erſuchen, ihm bald möglichſt einen Bevollmächtigten zuzuſenden, dem er ſeine Depoſiten überantworten dürfe.

Hat das ſolche Eile?

Mein Auftraggeber glaubt keine Verpflichtung zu haben, für dieſe Gegenſtände noch einen Tag länger einzuſtehen, nachdem Ew. Durchlaucht von Ihrem Landestheile Beſitz genommen haben.

Ich werde in meinem Lande Beamte finden, von denen ich einen hinüberſenden will.

Es müßte ein Mann ſein, welchen Ew. Durchlaucht als durchaus treu und zuverläſſig erkannt hätten — es handelt ſich zum Theil um Angelegenheiten von großem Gewicht, um bedeutende Summen . . .

Ich hoffe, daß ich treue und zuverläſſige Beamte im meinem Lande vorfinde!

Es ſind, entgegnete Tondern, ein Paar alter und völlig invalider Richter dort — einige Dorfadvocaten —

aber ich wüßte niemand darunter, der ſich dazu eignete, nicht nur von meinem Principal, ſondern von den zahlreichen andern Rechtsleuten dahier, die Ew. Durchlaucht bald mit demſelben Geſuche behelligen werden, die betreffenden Depoſiten entgegenzunehmen. Die Sache iſt nicht ſo einfach und leicht, wie ſie ſcheint; denn es werden unter den Sachen eine nicht geringe Anzahl ſein, bei denen es nicht ſofort erkennbar, in welches Gebiet ſie eigentlich fallen — da wird es denn genug zweifelhafte Fälle, Debatten, Auseinanderſetzungen mit den preußiſchen Organiſationscommiſſaren geben . . .

Aber, mein Gott, das drängt ja durchaus nicht, mein Herr! fiel der Herzog, offenbar in Verlegenheit geſetzt ein. Ich kann doch nicht ſelbſt mich um ſolche Details kümmern; der Chef meiner Güteradminiſtration folgt mir in einigen Tagen nach, und dann . . .

Dann, würde es darauf ankommen, ob dieſer Herr im Stande iſt, ſich in hieſige Rechtsgeſchäfte ſofort zu finden und ſo darin zu orientiren, daß er im Stande wäre, bei der Verhandlung den Rechten Ew. Durchlaucht nichts zu vergeben, keine Präcedenzfälle zu machen, deren man ſich ſpäter zu Ew. Durchlaucht Nachtheil bediente . . .

Freilich, freilich — darauf wird es ankommen,

ſagte der Herzog nachdenklich — und dann ſetzte er plötzlich hinzu:

Aber, mein Gott, wie können Sie verlangen, daß er die Rechtsverhältniſſe eines fremden Landes kennt, in welchem er nie geweſen iſt!

Wie beſcheiden mich denn Ew. Durchlaucht nun?

Dem Herzog war es äußerſt unangenehm, daß er bei der erſten Angelegenheit, in welcher er als neuer Fürſt ſeine Gewalt üben und eine Verfügung erlaſſen ſollte, ſich ſo unvorbereitet zeigen mußte auf ſeine Rolle. Er beſchloß, der Wiederkehr ähnlicher Situationen zuvorzukommen.

Sie ſagen alſo, antwortete er, daß ich in meinem Lande keine tüchtigen Geſchäftsmänner zu finden erwarten darf?

Männer, die mehr zu gebrauchen wären, als die laufenden Alltagsgeſchäfte mit der angelernten Routine zu bewältigen, finden Sie kaum!

Und Ihr Principal iſt der angeſehenſte Sachwalter hier in der Stadt?

Ich darf ihn ſo nennen.

Nun wohl, ſo kehren Sie zu Ihrem Principal zurück und ſagen Sie ihm, er ſolle mir einen tüchtigen Menſchen, dem ich Vollmacht geben kann, mit ihm zu verhandeln, ſelbſt vorſchlagen. Gefällt mir

derſelbe, ſo werde ich ihn als meinen Geheimen Secretär anſtellen und, wenn ich ſeine Brauchbarkeit erprobt habe, ihm als meinem Cabinetsrath die juriſtiſchen Geſchäfte übertragen.

Es handelt ſich alſo um eine dauernde Anſtellung? ſagte Tondern.

Ich ſehe, antwortete der Herzog mit einem ſpöttiſchen Tone, in welchem ſich etwas wie Genugthuung über ſeinen Scharfblick und ſeine Menſchenkenntniß verrieth — ich ſehe, die Stelle gefiele Ihnen ſelbſt, mein Freund!

Tondern ſchüttelte den Kopf.

Mein Principal iſt mir allerdings ſo gewogen, daß er wol zuerſt daran denken würde, zu einem ſolchen ehrenvollen Poſten vor allen andern mich vorzuſchlagen ...

Aber Sie würden ihn nicht annehmen?

Ich würde ihn mit Freuden und ſehr dankbar annehmen, wenn ich über mich gewinnen könnte, zu verſchweigen, daß jemand da iſt, welcher ihn zehnmal beſſer ausfüllen würde.

Das iſt außerordentlich gewiſſenhaft geredet, bemerkte der Herzog, indem er mit einem offenbaren Ausdruck von Mistrauen die feine, intelligente Phyſiognomie des jungen Mannes fixirte.

Und wer iſt dieſer zehnmal Beſſere, fragte er dann, ſeine Uhr hervorziehend.

Mein Begleiter am geſtrigen Abend.

Ach ja! fiel lebhaft der Herzog von Anglure ein, während aller Ausdruck von Mistrauen aus ſeinen Zügen ſchwand. Der junge Mann, fuhr er fort, hat mir gefallen. Er iſt energiſch und muthig. Er wird auch thätig und zuverläſſig ſein.

Er iſt ein tüchtiger Juriſt, und Ew. Durchlaucht haben ſelbſt beurtheilen können, daß er der franzöſiſchen Sprache mächtig genug iſt, um auch in dieſer Beziehung zu genügen.

In der That — in der That — c'est arrêté — ſenden Sie ihn zu mir — um 7 Uhr heute Abend — ich werde mit ihm über die Sache reden. Er wird Ihnen dann meinen weitern Beſcheid bringen. Adieu!

Der Herzog entließ Tondern mit dieſen Worten, und als der junge Mann den Etikettenfehler begehen wollte, ſich zu entfernen, bevor noch der Herzog das Zimmer verlaſſen hatte, eilte der letztere mit raſchem Schritte an ihm vorüber der Thür zu.

Als Tondern kaum auf der Straße war, rollte bereits der Wagen an ihm vorüber, welcher den Fürſten zum Schloſſe, zum Beſuche beim General Blücher, brachte.

Tondern dagegen ſuchte ſofort Paul Bronckhorſt

auf, den er um dieſe Stunde in ſeinem Convicthauſe auf ſeiner kleinen Stube wußte, die Tondern ſelten betrat, ohne damit zu beginnen, unter Paul's Papieren und Büchern Ordnung zu machen, denn Tondern war ein eingefleiſchter Ordnungsmenſch. Heute ließ er Paul's Collegienhefte und juriſtiſche Leitfaden liegen, wo es ihnen bequem war und zwiſchen den beiden Freunden hatte eine lange Unterredung ſtatt.

Tondern erzählte Paul zuerſt von dem Beſuche des Wehrfeſters bei ſeinem Notar; er erzählte ihm, daß er gelauſcht und einzelne Bruchſtücke ihres Geſprächs vernommen habe. Beim Anfang deſſelben hatte er nicht horchen können, weil es ihm Mühe gekoſtet, alle Anweſenden zu entfernen, welche das Geſchäftszimmer Moorhahn's angefüllt; als er endlich den letzten der Rathsbedürftigen glücklich hinausgeredet, war der Notar juſt damit beſchäftigt geweſen, dem Bauer den Begriff der Ebenbürtigkeit klar zu machen. Dann hatten beide, ſo erzählte Tondern weiter, von einem Geſetze geredet, das feſtſetze, es ſolle die Erbfähigkeit bei Fideicommiſſen nicht mehr von der Stiftsfähigkeit abhangen, und der Herzog von Anglure ſolle ein ſolches Geſetz machen, und endlich war die Rede geweſen von einer Sünde und einem gebrochenen Eid eines von den beiden, des Notars oder des Bauers.

Paul Bronckhorſt hörte mit einem eigenthümlich ſpöttiſchen Geſichte die Schlüſſe an, welche Tondern aus allem dem zog, und die darauf hinausliefen, daß der Schulze Werdekoping ebenſo wol als der Notar in das Geheimniß eingeweiht ſei, welches um die Herkunft Paul's liege; daß Paul wahrſcheinlich zu einer bedeutenden Erbſchaft berufen wäre, wenn ihm nicht der Umſtand entgenſtände, daß er nicht von beiderſeits ſtiftsfähig geborenen Aeltern abſtamme; endlich, daß er dem Landestheile angehören müſſe, welcher dem Herzog von Anglure zugefallen.

Lieber Reinhard, ſagte Paul zu allem dem, als Tondern im beſten Zuge war, ſeine Schlußfolgerungen noch weiter zu entwickeln, lieber Reinhard, du biſt ein überaus guter Burſche mit deinem Eifer, mich zu einem Majoratsherrn und Gott weiß was noch zu machen — aber ich muß dir geſtehen, daß du mich gar nicht in der Stimmung trifft, viel auf dieſe ganze Geſchichte zu geben. Es haben ſicherlich in der vergangenen Nacht ſehr viele Augen in unſerm lieben Vaterlande ſich nicht zur Ruhe geſchloſſen, ſondern die Bildungen und Geſtaltungen zu erkennen geſucht, welche aus der Perſpective der Zukunft auf uns zuwandeln. Auch ich, Reinhard, habe mich, ſtatt zu ſchlafen, dieſer vielleicht ſehr unnützen Beſchäftigung hingegeben

aber ſo viel iſt mir klar geworden: wir werden am beſten thun, wenn wir uns friſch und mit ganzen Kräften dieſer heranwandelnden Zukunft in die Arme werfen und mit dem Strome der Zeit ſchwimmen. Wir können unſere Lage und unſer Schickſal von zwei verſchiedenen Geſichtspunkten auffaſſen — wir können uns betrachten als ein Paar Burſche ohne Geld und ohne Stütze und Hülfsmittel, die in die Welt geſetzt ſind, um ſich ſelbſt durchzuſchlagen und ſich mit eigenen Kräften ein Schickſal zu ſchaffen; die bei ihrem Eintritt ins Leben von keinerlei läſtigem, mitzuſchleppendem Gepäck bedrängt, von keinerlei Rückſichtnahme auf andere gefeſſelt, von keinem fremden Willen, der ein Anrecht auf uns geltend macht, gebunden ſind. Wir können dagegen aber auch in uns die Erben alter Namen ſehen — da du ja einmal darauf beſtehſt, auch in mir den mehr oder minder wilden Sproſſen eines Majorat- oder fideicommißbegnadigten Geſchlechts zu erblicken. . .

Wenn' mir das nicht aus den mannichfaltigſten Thatſachen und Andeutungen klar geworden, ſo müßte ich blind ſein, fiel Reinhard ein.

Und ebendeshalb ſiehſt du ja, daß ich verwegen genug bin, mich mit einem Herrn von Tondern auf eine Stufe zu ſtellen, fuhr Paul mit ſpöttiſchem

Tone fort — und ſo, ſagte ich, können wir denn ebenſo gut uns betrachten als zwei Leute, welche mit der Vergangenheit durch hundert Bande zuſammenhangen, welche an einem wirren Knäuel von durch Jahrhunderte ſich hinziehenden Dingen, Erinnerungen, Verwandtſchaften, Erbverbrüderungen, Lehnsgenoſſenſchaften und allem möglichen hiſtoriſchen Plunder feſthangen; arme Teufel, welchen die Geſchichte, wie ein böſer Bube einem Maikäfer, einen Faden durch den Leib gezogen hat, an dem ſie ſich abflattern und zu Tode arbeiten; Leute, die an der Pietät für eine todte Schattenwelt zu Grunde gehen; höchſt tiefſinnige Gemüther, die der friſchen, muthvollen Arbeit voll ſichern Lohns eine quäleriſche Schatzgräberei in den Schutthaufen der Vergangenheit vorziehen; die über alten Urkunden hocken, um Rechte, Anſprüche, Privilegien und Ehren zu entdecken, deren Verfolgung Zeit, Mühe, Geld die Menge koſtet, ohne am Ende des Endes nur einen einzigen Thaler einzubringen — die eine erdrückende Laſt von V-pflichtungen ſich aufgebürdet fühlen gegen alte, verfaulende Thürme und Eulenneſter, welche ihr Wappen tragen und die ſie deshalb glauben vom Untergange retten zu müſſen: gegen verſchliſſene Leichenſteine, Kapellenſtiftungen, Votivtafeln und Altäre, welche unſere pietätvollen Ge-

müther an die Scholle feſſeln, wo alles dies von unſern frommen Ahnherren errichtet iſt — auch ſolche Leute können wir werden, wenn wir wollen, wenn wir die Narren der Vergangenheit zu ſein Luſt haben — wobei dann natürlich die Gegenwart uns ebenfalls für Narren zu erklären nicht unterlaſſen wird.

Reinhard Tondern ſchüttelte zu dem allen den Kopf.

So etwas iſt mir noch nicht eingefallen, ſagte er. Ich räume dir ein, daß es ſolche Käuze gibt, die an der Vergangenheit zu Grunde gehen: dafür gibt es Tauſende, welche Gott danken mögen, daß die Vergangenheit für ſie geſorgt hat, denn ohne das würde die Gegenwart und die Zukunft für ſie ein übles Ding ſein. Und von ſolchem pietätvollen Standpunkte ſeh' ich die Vergangenheit an. Auch für mich hat ſie ſehr liebenswürdig geſorgt; daß eine alte Schachtel von Tante die guten Abſichten derſelben für mich zunichte gemacht hat, das iſt nicht Schuld der Vergangenheit, und hoffentlich bringen wir die Sachen auch demnächſt wieder in die gehörige Ordnung. Dann aber, Paul, iſt für mich bei weitem mehr gewonnen als ich je, auch mit den friſcheſten Schwimmerkräften, in dem Strome der Gegenwart erreichen könnte! Uebrigens habe ich dir noch mehr mitzutheilen, als blos das, was ich von der Unterhaltung meines Moorhahn mit ſeinem

Clienten erlauscht habe. Ich habe soeben eine Unterhaltung mit Sr. Durchlaucht dem Herzog von Anglure gehabt!

Du?

Wie du mich hier siehst, komme ich von ihm her!

Deshalb bist du so in Gala, im apfelgrünen Frack mit falschen Goldknöpfen und in den engen, rehfarbigen Unaussprechlichen, die, nebenbei gesagt, abscheulich sind! Und was führte dich zu dem edeln Herzog und zu seiner schönen Tochter?

Ein Geschäftsauftrag meines Notars, eine Botschaft, die Moorhahn sehr schlau ausgedacht hatte, um dem Herzog fühlbar zu machen, er bedürfe vor allen Dingen hier eines juristischen Beiraths; denn Se. Durchlaucht mußten sich nicht allein sagen, daß Sie selbst nichts davon verständen, sondern auch, daß Ihre bisherigen Beamten, welche Sie nachkommen lassen könnten, sehr wenig davon verstehen würden. Der gnädigste Herr war denn auch so gescheidt, dies zu begreifen, und deshalb machte er mir den Vorschlag, sein Geheimer Secretär, sein Hofrath, sein juristischer Alter-Ego, sein Premierminister zu werden.

Dir?

Nun ja — er ließ durch mich meinen Moorhahn ersuchen, ihm jemand zu dieser glänzenden Stellung

vorzuſchlagen, und Moorhahn würde natürlich mich dazu vorgeſchlagen haben . . .

Iſt das ſo natürlich? Würde er dich entbehren wollen?

Er würde ſeine Gründe gehabt haben, mich zu empfehlen — ich kann dir auch ſagen, daß die ganze Geſchichte darauf angelegt war, dem Herzog jemand zur Seite zu geben, durch den man Einſicht in die durchlauchtigen Verhältniſſe bekommen könne. Moorhahn wollte zu dem Ende ſelbſt zu ihm gehen. Ich aber hatte mir ausgebeten, an ſeiner Statt dieſe Angelegenheit einfädeln zu dürfen, und weißt du, weshalb?

Nun?

Weil ich dieſe Miniſterſtelle dir zuzuwenden entſchloſſen war.

Mir? Du ſcherzeſt!

So wenig, daß ich dir dazu jetzt Glück wünſchen kann.

Was ſoll das heißen?

Weiter nichts, als daß ich Moorhahn verhindert habe zu gehen, um mich zu empfehlen, daß ich ſelbſt gegangen bin, um dich zu empfehlen; daß der Herzog ſehr lebhaft auf meinen Vorſchlag eingegangen iſt, dich anzuſtellen, und daß er dir durch mich gnädigſt

anbefehlen läßt, heute Abend um 7 Uhr vor ſeinem durchlauchtigen Antlitz zu erſcheinen, um aus dem höchſteigenen Munde deine Beſtallung entgegenzunehmen.

Aber, Reinhard, fuhr Paul auf, du haſt deinen Moorbahn in der That verhindert, dir eine ſolche vortheilhafte und hoffnungsreiche Stellung zuzuwenden, um ſie mir zu verſchaffen? Das iſt ja ein Freundesdienſt, ſo groß, daß, wenn wir uns nicht kännten, wie wir uns kennen, ſolche Selbſtverleugnung als unmöglich und unglaublich mich ſtutzig machen müßte!

Das thut ſie aber, da wir uns kennen, hoffentlich nicht. Ich habe mir ganz einfach geſagt: Paul paßt für die Stelle beſſer als ich. Er iſt voll ausſtudirter Juriſt, er iſt thätiger, energiſcher, ſein Aeußeres paßt beſſer für einen Hof; er wird deshalb die Stellung auch ganz anders auszubeuten wiſſen, als ich es zu thun verſtände. Und zudem habe ich keine Zeit, herzoglich Anglure'ſcher Premierminiſter zu werden; ich muß den Urkundenſchrank meines Principals im Auge behalten, um ſeiner Zeit zu erfahren, was darin enthalten iſt über meines Freundes Paul Bronckhorſt Herkunft, Titel, Anſprüche und Majoratsherrſchaften!

Paul blickte ſeinen Freund überraſcht und mit großen Augen an. Dann wandte er ſich plötzlich von

ihm mit den Worten: Reinhard, ich kündige dir die Freundschaft auf.

Und weshalb?

Ich will von heute an nichts mehr mit dir zu schaffen haben!

Du bist sehr dankbar!

Ich werde dich nicht mehr kennen, wenn ich dir auf der Straße begegne.

Noch besser!

Geh' du deiner Wege, ich gehe die meinigen.

Fühlst du dich bereits so als Premierminister und Excellenz, daß du den armen Notarschreibenten verleugnest? antwortete Reinhard lächelnd.

Wenn man mich fragt, fuhr Paul mit feuchtem Auge fort, ob ein Mensch mit dem Namen Reinhard Tondern in der Welt existirt, so werde ich entgegnen: Ich weiß es nicht!

Du rechtfertigst in der That meine Empfehlung zum Hofmann und Diplomaten aufs glänzendste.

Ohne Scherz, Reinhard, fiel Paul ein, wenn du die Freundschaft so verstehst, daß du alles Gute, alles, was wie ein Glück aussieht, von dir ab und deinem Freunde zuweisest, so kann nur ein schlechter Mensch, ein Egoist dein Freund bleiben. Ehrliche Leute, das

mußt du ſelbſt einſehen, werden ſich von deinem Umgange zurückziehen und redliche Seelen nichts mit dir zu ſchaffen haben wollen!

Reinhard lachte laut auf. Sei ruhig darüber, Paul. Es iſt nun einmal nicht anders. Die Sache iſt eingeleitet, der Herzog erwartet dich und du wirſt hingehen. Für meine Uneigennützigkeit brauchſt du mir nicht zu danken. Es iſt keine Uneigennützigkeit, was du an mir vorausſetzeſt; es iſt ſchlaue Berechnung. Der Herzog hat eine Tochter, wie es ſcheint, nur eine einzige Tochter; wären Söhne da, ſo würde der Herzog ſicherlich ſeinem getreuen Volke nicht die Freude rauben, beim erſten Einzuge gleich ſeinen Erbprinzen und künftigen Landesvater und die übrigen erlauchten Sproſſen des Herrſcherhauſes zu erblicken. Da er alſo nur eine Tochter beſitzt und dieſe Tochter, wie ich ebenfalls glaube bemerkt zu haben, ihren ganz beſtimmten Willen und ihre deſto unbeſtimmbarern Capricen haben wird, ſo müßte ich mich ſehr täuſchen, wenn nicht der gute Herr etwas unter dem Pantoffel ſeines Töchterleins ſtände.

Das iſt freilich möglich, ja wahrſcheinlich. Aber was folgt daraus?

Bevor ich zu einer logiſchen Schlußfolgerung übergehe, mußt du mir erſt erlauben, mein zweites Axiom

aufzustellen. Dann ist kommt der Schluß bei einem logisch gebildeten Menschen.

Und Axiom II. lautet?

Daß Prinzessin Leonie von Anglure ihren Einfluß auf den Papa weit entschiedener ausüben wird, um Paul Bronckhorst auf seiner Laufbahn zu fördern als Reinhard Tondern, deshalb also — das ist nun die Schlußfolgerung — war es weit klüger, Paul Bronckhorst in diese Stelle zu bringen als mich!

In dieser freilich überaus schlauen Berechnung liegt ja aber doch kein Vortheil für dich?

Sicherlich. Bist du einmal dort Minister, so wirst du meinen Proceß viel leichter gewinnen. Wenn ein Justizminister in einer Sache als Advocat auftritt, so muß er ja wol gewinnen — einem bloßen Sachwalter gegenüber. Es wäre ja wider allen Anstand, ihn verlieren zu lassen.

Das alles sind Gründe, welche mich nicht davon abbringen können, daß du mit einer Uneigennützigkeit gehandelt hast, die ich nicht annehmen darf.

Die du nicht annehmen darfst?

Nein!

Dann haben wir uns einfach alle beide um die schöne Stellung gebracht — ich durch meine Klugheit und du durch deine Thorheit!

Paul ging ſchweigend im Zimmer auf und ab.

Höre, Reinhard, ſagte er dann — ich will die Stelle annehmen, auf eine Bedingung hin.

Der Herzog von Anglure wird deine Bedingungen anhören und darüber entſcheiden!

Du verſtehſt recht gut, daß ich nicht dem Herzoge Bedingungen machen will, ſondern dir.

So laß hören!

Du ſollſt mir geloben, daß du nicht deinen tollen Verſatz ausführen und gar noch das Gänschen des Notars um meinetwillen heirathen willſt!

O, darüber ſei ruhig; ich heirathe ſie ſicherlich nicht deinetwegen, wenn ich ſie heirathe — antwortete Tendern lachend. Du biſt höchſt naiv.

Es iſt nichts mit dir zu beginnen, du biſt ſo zäh...

Wie ein rechter Weſtfale! fiel Reinhard ein. Und darum finde dich in dein Schickſal, es iſt ja ganz dasjenige, welches du wünſcheſt, wie du mir vorhin auseinandergeſetzt haſt. Du willſt nichts mehr mit der Vergangenheit zu thun haben. Du willſt nicht mehr die alte rauhige Wolle ſpulen, welche die Geſchichte auf ihre alten, eintönig ſchwirrenden Spindeln zu unendlichen Fäden aufgezwirnt hat. Nun wohl, dir wird der ſchönſte Platz außerhalb der Geſchichte gebeten. Das Fürſtenthum Emſa-Ravenſtein hat mit der Ge-

schichte nichts zu schaffen. Es ist von gestern, oder besser von übermorgen, denn eher wird es nicht beginnen. Lauter neue Menschen, neue Verhältnisse, neue Dinge werden dich umgeben. Mit den alten werdet ihr tabula rasa machen, dein Herzog und du, und darauf euern Staatsbau oder besser, weil ein Bau doch ein Ding von historischem Charakter ist und durch seine mehr oder minder große Solidität nach und nach in die Geschichte hineinwächst, euer Staatskartenhaus errichten. Was willst du mehr, Mann der Gegenwart?

Paul antwortete nicht. Tondern schwieg auch, weil er genug gesagt zu haben glaubte: genug, um Paul überzeugt sein zu lassen, daß er aus reiner Uneigennützigkeit und ganz allein aus selbstverleugnender Freundschaft auf die Stellung beim Herzoge verzichtet habe. Daß er dieselbe nicht einnehmen konnte, weil sein Principal sie ihm hatte mit der Bedingung zuwenden wollen, den Späher und Verräther an dem Herzoge zu machen, sagte er nicht, weil er es für überflüssig hielt, seinen Notar bei Paul in einem unvortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen. Auch darauf kam er nicht zurück, daß Paul, wenn er einmal die Geschäfte seines zukünftigen Gebieters und des Staates Emsa-Ravenstein in seinen Händen habe, die

beſte Gelegenheit finden werde, ſeinen eigenen Beziehungen zu dieſem Landestheile, die doch aus den Reden des Wehrſeſſers und Moorhahn's ſo unwiderſprechlich hervorgegangen, nachzuforſchen. Paul war heute offenbar nicht in der Stimmung, ſich damit zu beſchäftigen. Die Sache mußte ſich ohnehin von ſelbſt ergeben. Tendern brach auf, um, wie er ſelbſt ſagte, Annettens Vorwürfe nicht zu hören, daß er die Suppe habe kalt werden laſſen. Als er ging, reichte ihm Paul Brenckhorſt die Hand und ſah ihm dabei mit ſeinen ſchönen glänzenden Augen, die jetzt den Ausdruck einer unbeſchreiblichen Treuherzigkeit angenommen hatten, ins Geſicht, ohne zu reden.

Reinhard Tendern erwiderte ruhig den Blick; aber weil er fühlen mochte, daß ſeine Züge eine ſo deutliche Sprache zu reden ſchwerlich im Stande waren, ſagte er ſcherzend:

Weißt du was, thu' mir den Gefallen und blicke bei nächſter Gelegenheit ſo ein paar mal Prinzeſſin Leonie an!

Du biſt ein gottloſer, leichtfertiger Menſch! antwortete Paul, indem er ſich leicht erröthend abwandte.

Reinhard verließ lachend das Zimmer.

Paul blieb allein zurück, ſeinen Gedanken überlaſſen. Womit dieſe zunächſt ſich beſchäftigten, wiſſen

wir dem Leſer nicht näher anzugeben — das aber wiſſen wir, daß, als es abends 7 Uhr geworden, Paul Brondhorſt in ſorgfältiger Toilette im Vorzimmer des Herzogs von Anglure ſtand und, ſofort zur Audienz gelaſſen, mit Sr. Durchlaucht über ſeinen Eintritt in den herzoglichen Dienſt ſehr bald einig wurde.

# Zehntes Kapitel.

Worin der Hauptmann Uhlenhorſt wegen ſeiner Penſion beruhigt wird und der alte Bircher eine ſehr vernünftige Rede hält.

Als Reinhard Tendern beim Mittageſſen ſeinem Principal erzählte, wie die Audienz bei dem Herzoge von Anglure abgelaufen, und daß der letztere ſich geneigt gezeigt habe, Paul Brenckhorſt zu ſeinem Geheimen Secretär zu beſtellen, flog ein Ausdruck von ſpöttiſcher Heiterkeit über das Geſicht des Notars.

Den Herrn Paul Brenckhorſt! rief er aus. Paul Brenckhorſt wird alſo ein mächtiger und einflußreicher Mann im Fürſtenthum Emſa-Ravenſtein werden . . .?

Was fällt Ihnen dabei auf, Herr Meerbahn?

O, gar nichts — durchaus nichts! ich will Ihnen nur einen Rath geben, lieber Tendern: halten Sie von nun an nur feſt an Ihrem bisherigen Buſenfreunde — ich weiß ja, Sie ſind wie Oreſt und Pylades zuſammen — halten Sie Ihren Pylades warm.

O, gewiß!

Ich meine nur, wegen der bevorstehenden Trennung. Solche Schulfreundschaften erkalten gewöhnlich, wenn man sich nicht mehr sieht und wenn man ins praktische Leben tritt.

Ich hoffe, daß es bei uns nicht der Fall sein wird, antwortete Tondern trocken, da er argwöhnte, der Notar denke daran, diese Freundschaft auszubeuten, um ungefähr dasselbe zu erreichen, was er zu erreichen beabsichtigte, als er den Vorsatz hegte, ihm, Tondern, die fragliche Stellung zu verschaffen. Um ihm die Hoffnung darauf zu nehmen, setzte er hinzu: Der Herzog hätte sicherlich keinen tüchtigern Menschen finden können. Paul Brenckhorst ist ein unermüdlicher Arbeiter, im höchsten Grade gewissenhaft, treu wie Gold und — verschwiegen, daß es bis zur Geheimnißkrämerei geht!

So — das letztere wußte ich nicht! antwortete Moorhahn gleichgültig.

Annette unterbrach dieses Tischgespräch, indem sie über die neuen Landesherren allerlei Nachrichten mittheilte, welche sie von dem pfiffigen Advocaten Nostertz, der ihr einen Morgenbesuch abgestattet zu haben schien, vernommen hatte. Unter der Bagage, welche den preußischen Truppen nachgefahren werden, sei, erzählte

ſie, ein ganzer Wagen voller Zöpfe, ſogenannter Todtenkerzen oder „Unglückſpinne“ geweſen, die man den demnächſt auszuhebenden Rekruten einflechten wolle. Vor einem der Thore, behauptete ſie ferner, ſeien geſtern während des Einmarſches mehrere Wagen mit Eingeſeſſenen aus der nächſten proteſtantiſchen Stadt H. angekommen, welche die menſchenfreundliche Abſicht gehabt, bei der vorausgeſetzten Plünderung zu helfen!

Während dieſe Angaben weiterer Erörterung unterworfen wurden, trat der Hauptmann Uhlenhorſt ein. Seine Züge zeigten weit weniger Niedergeſchlagenheit, als es geſtern der Fall geweſen. Er brachte gute Nachrichten. General Blücher hatte einer Deputation der Offiziere die beſten Zuſicherungen gegeben. Die Mannſchaft ſollte in die preußiſche Armee aufgenommen werden und zu dem Ende am andern Morgen den Fahneneid leiſten; wer keine Luſt hatte zu dieſem Uebertritt — nun, der mußte ein großer Narr ſein, wenn er die Gelegenheit der jetzt noch ſtattfindenden Verwirrung nicht benutzte und deſertirte! Was aber die Herren Offiziere anging, ſo ſtand es ihnen frei, um Aufnahme in die preußiſche Armee mit gleichem Range einzukommen oder Abſchied und Penſion zu verlangen. General Blücher hatte den an ihn depu-

irten Herren, die mit einigem Zagen vor dem bärbeißig aussehenden Manne mit dem gewaltigen Türkenschnurrbart das Audienzimmer betraten, am Ende gar nicht so übel gefallen, und daß der Teufel doch nicht ganz so schwarz, wie man ihn malt, hatte sich abermals in sehr erfreulicher Weise bewährt. Es wird sich niemand über uns zu beklagen haben, meine Herren, hatte Blücher gesagt, der es ehrlich meint und uns so entgegenkommt. Suum cuique, das heißt: jedermann das Seine, ist die preußische Devise. Seine Majestät unser allergnädigster König sind der gerechteste Regent, den jemals die Fürsehung auf einen Thron geführt, und er wünscht nichts mehr, als dies den Unterthanen in den neueingenommenen Landestheilen ebenso beweisen zu können, als er es denen in den alten Provinzen bewiesen hat. Diejenigen Herren, welche in die preußische Armee eintreten wollen, werden in den mir unterstehenden Corps gute Kameraden finden. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich ein vortreffliches Offiziercorps habe — es sind nur zwei darin, die taugen nichts, hatte er, sich an den hinter ihm stehenden Chef seines Generalstabes wendend, lachend und flüsternd hinzugesetzt — das bin ich und mein Sohn!

Dann hatte er geäußert, daß er sich verwundert

über den trefflichen Zuſtand, worin er das heimiſche Artilleriecorps gefunden, und ſeine große Zufriedenheit ausgedrückt über die Gewiſſenhaftigkeit, womit man die in ſchönſter Ordnung ſich befindenden ſämmtlichen reichen Kriegsvorräthe, Munitionsbeſtände und militäriſchen Depots ausliefere; und ſo war man denn leidlich getröſtet und viel zuverſichtlicher, als man gekommen, von ihm geſchieden.

Auch gegen einige Herren vom Magiſtrat hatte der preußiſche Oberbefehlshaber ſich in ſehr befriedigender, wenn auch ziemlich derber Weiſe ausgeſprochen. Wir wiſſen recht gut, hatte er geſagt, daß wir euch nicht willkommen ſind, verlangen's auch nicht. Es wird ſchon die Zeit kommen, wo wir gute Freunde werden. Bis dahin bitte ich mir nur aus, daß man ſich ruhig verhält, gehorſam die Verordnungen der Obrigkeit ausführt und ſich aller einfältigen und boshaften Auslegungen und Verleumdungen der guten Abſichten des Gouvernements enthält. Von dem Tage an, wo dieſes Land die Ehre hat, der preußiſchen Krone anzugehören, liegt es dem väterlichen Herzen Sr. Majeſtät ebenſo nahe, wie alle andern Landestheile. Was die Religion angeht, ſo braucht man nicht die mindeſte Befürchtung zu hegen. Se. Majeſtät verlangen nichts Beſſeres, als über Unterthanen

zu herrſchen, die treu an ihrem Glauben hangen. Die Schleſier wiſſen das. Und wer euch etwas anderes ſagt, wer euch heimlich Dinge einbläſt, welche die böſe Tücke erfindet und nur der Unverſtand glauben kann, den werden wir zu finden wiſſen und nicht viel Federleſens mit ihm machen!

Solcher Zuſpruch des wackern alten Generals, der ſeiner originellen Art und Weiſe wegen ſehr ſchnell, und ſobald die erſte befangene Stimmung ſich gelegt, populär werden mußte, hatte etwas Troſtliches und Beruhigendes — das mußte man anerkennen. Das Haus Meerhahn's war überhaupt eines von denen, in welchen das unabwendbare Schickſal, das man erlitten, noch am mildeſten und verſöhnlichſten aufgefaßt wurde und jeder der Sache auch eine beruhigende Seite abzugewinnen wußte. Wie Tendern dachte, haben wir früher geſehen. Demoiſelle Annette fand zwar, daß die preußiſchen Soldaten überaus lächerliche Figuren darſtellten mit ihrer knappen Adjuſtirung von ſchauderhaft grobem blauem Tuche, gegen welche das vaterländiſche Militär wohlgenährt wie ein gnädiger Herr Domkapitular ſich ausnahm. Dagegen mußte ſie einräumen, daß unter dem preußiſchen Offiziercorps charmante junge Leute ſeien mit überaus ſchlanken Taillen und von dem feinſten Anſtande —

kurz, Leute, welche ihr sehr wohl gefielen. Was aber die Gemeinen anging, so hatte Mosterz, der einige davon ins Quartier erhalten, versichert, daß eine vortreffliche Mannszucht darunter zu herrschen scheine, und daß sie sich ganz manierlich und bescheiden aufführten.

Wenn man auf ihre Reden höre, so müsse man zwar glauben, sie hätten daheim in ihrem Lande täglich Rindfleischsuppe mit Madeira darin und Puterbraten oder Kapaunen, mit Tokaier zum Nachtisch, zu verzehren gehabt; das hindere sie jedoch nicht, für eine Flasche alten Bieres, die man ihnen zu ihrem verwundersamen Commißbrote gebe, überaus dankbar zu sein und dabei ganz lustiger Dinge zu werden. Und das sei um so liebenswürdiger, als man doch aus allen ihren Versicherungen sehe, daß sie daheim ein Land, wo Milch und Honig fließe, verlassen und sich auf den scheußlichen Wegen bis hierher durchgearbeitet hätten, blos um die Bewohner aus ihrer schrecklichen Verfinsterung und schaudervollen Vernachlässigung in Bildung, Sitte, Lebensart und Geistescultur zu erretten!

Moorhahn selbst lächelte zu allem dem sehr fein und schlau.

Wollen's abwarten! sagte er — Wir sind hier zu Lande immer gut österreichisch gewesen, und das ist so na-

türlich, daß wir Unrecht hätten, uns bei dem durchlauchtigsten Erzhause ein groſses Verdienſt daraus zu machen. Es iſt eben nur Wahlverwandtſchaft. Wir ſind die Oeſterreicher des Nordens. Als ich in Wien ſtudirte, iſt es mir oft aufgefallen, wie es in den wiener Bürgerhäuſern accurat ſo roch, wie in den hieſigen wohlhabenden alten Bürgerhäuſern; ſo ein angenehmer Geruch von Heiligkeit, Bratenſauce, Gemüthlichkeit und guten Weinſorten, der ſich weiter nicht beſchreiben läßt. Geiſtlichkeit, Adel, Bürgerthum — das hat hier alles ſo ungefähr denſelben Zuſchnitt; dieſelbe Ruhe, dieſelbe Paſſivität und daſſelbe langſame Weſen. Daß wir nun auf einmal gut preußiſch werden ſollen, kann niemand von uns verlangen. Aber daß nicht viel bei uns gebeſſert werden könne, will ich gar nicht ſagen. Wenn man nur das Eine betrachtet, daß wir doch in der Wirklichkeit und Wahrheit von unſern alten Fürſten, denen wir ſo trübſelig nachſeufzen, gar nicht regiert worden ſind, ſo erſcheinen die Dinge ſchon in anderm Lichte.

Sie meinen, weil das Domkapitel dem Fürſtbiſchofe die Hände band — fiel der Hauptmann ein.

Ich meine, weil der Adel uns regiert hat, zuerſt die Ritterſchaft und ſodann der Ausſchuß der Ritterſchaft, das Domkapitel. In deren Händen lag die

Gewalt, und die etwa vierzig Adelsfamilien unſers Landes beſaßen in den Gütern des Domkapitels, der adelichen Stifter, der Propſteien der Collegiatkirchen einen Apanagefonds für ihre nachgeborenen Kinder, der beinahe ein paarmal hunderttauſend Thaler jährlich aufbringt. Ihre Güter ſind ſteuerfrei. Die höhern Stellen in der Regierung und Verwaltung haben ſie ſammt und ſonders inne. Ich will weiter keine Beſchuldigung gegen ſie ausſprechen, denn es iſt natürlich, daß jedermann ſeine Intereſſen vertheidigt. Da ihre Renten meiſt in Naturalien beſtehen, ſo war es auch natürlich, daß ſie die Kornpreiſe hübſch hoch zu halten ſuchten und für die Verbeſſerung der Landwirthſchaft keine große Sorgfalt hegten, noch weniger aber für Handel und Induſtrie und Wegebau thaten, wodurch ſich nur der Bürgerſtand bereichert hätte. Kurzum, es iſt vieles da, was beſſer werden kann. Ob die neuen Herren es beſſer machen werden, muß der Erfolg zeigen. So viel iſt aber gewiß, was die Religion angeht, ſo hege ich dieſerhalb keine großen Sorgen — denn wenn da etwas zu fürchten wäre, ſo würde unſer ehemaliger geſcheidter und braver alter Miniſter ſich nicht ſchon vor Jahren zu Preußen geneigt haben.

Moorbahn fand mit dieſer Rede bei ſeinen Zuhö-

rern vollen Beifall. Der angeborene Stammescharakter mit seiner Neigung zu stiller Geduld that sich in dieser Betrachtungsweise der Sache eine Genüge. Und hätte man diesen Charakter nur ein wenig mit milder Ruhe zu studiren sich die Mühe gegeben, und sich ihm etwas mehr accommodirt; hätte man vermieden, den Uebergang aus einer Zeit, in welcher gar wenig geschrieben und gar wenig regiert wurde, in eine Zeit unsäglicher Vielschreiberei und Vielregiererei sanfter, langmüthiger und behutsamer zu machen; wäre das fremde Element dem nun einmal gegen das Fremde mistrauischen einheimischen mit größerer Bescheidenheit und weniger Hochmuth entgegengetreten: so wäre man unendlich rascher zu der wünschenswerthen Einigung gekommen.

# Elftes Kapitel.

Ein junger Mann tritt auf den Schauplatz, welcher den Anspruch macht, die Heldenrolle zu übernehmen.

Wie jedermänniglich bekannt, ist in der Welt nichts unangenehmer, als einen Umzug halten. Die Tage, wo man in dem einen Hause nicht mehr wohnt und in dem andern noch nicht, sind ganz danach angethan, auch das langmüthigste Individuum zur Verzweiflung zu bringen. Das alte wüste Chaos, das Tohu-Wabohu, welches wir bereits am ersten, namentlich aber am zweiten Schöpfungstage nach der Versicherung der Genesis für vollständig überwunden erachteten, erhebt sich aufs neue um uns in schreckenerregender Gestalt; es scheint unbesieglich und droht, uns zu verschlingen, uns zwischen diesen fatalen Kisten, Kasten, Tischen, Schränken und Stühlen zu zermalmen, trotz aller Anstrengungen, zu welchen wir unsere unzulänglichen, bejammernswerthen kleinen Kräfte

aufraffen und anſpannen, um dieſe Ungeheuer zu bewältigen. Denn Ungeheuer ſind es in der That. Alles dieſes verzweifelte, grenzenlos abſcheuliche Gerümpel hat plötzlich ſeine Natur verändert und ſcheint gänzlich vom böſen Geiſt beſeſſen. Der Stuhl, der ſo ruhig jahrelang ſeinen Eckplatz behauptete, dieſe friedfertige Verkörperung des Rechtsmittels uti possidetis, iſt plötzlich rebelliſch geworden, hat ſich auf den Kopf geſtellt und ſtreckt uns vier tückiſche Beine wie Lanzen entgegen; noch ungeheuerlicher betragen ſich die Tiſche; Oefen, welche in ihre organiſchen Beſtandtheile zerlegt werden, ſchütten ſchwarzen Ruß über euch aus, und man ſtolpert über irgendeine Art frie ſiſcher Reiter, wohin man ſich wendet. Faßt man einen Schrank an, ſo kann man ſicher ſein, daß er juſt an der betreffenden Stelle einen kleinen Riß bekommen hat und daß man ſich einen langen Splitter in die Hand treibt; macht man einen unbedachten Schrit hintenaus, ſo iſt zehn gegen eins zu wetten, daß man auf den Rand eines offenen eiſernen Topfes tritt, der ſich für dieſe Behandlung dadurch rächt, daß er auffährt und mit einer infernaliſchen Bosheit in eure Kniekehle ſchlägt. Und nicht genug, daß dieſes halsbrecheriſche Tohu-Wabohu rund um euch her iſt, es iſt auch in euch. Ihr ſeid von einer grenzenloſen

Unruhe geplagt. Denn ihr müßt an hunderterlei Dinge denken, für hunderterlei sorgen; ganz gewiß werden euch die Träger die Glasglocken auf den Pendulen zerbrechen und mit den Leitern, womit sie hereingerannt kommen, um die Ofenröhren auszunehmen, den Spiegel zerschmettern; die Gemälde werden diese Menschen auf einen Haufen aufeinander werfen, als ob sie die directe und legitime, erb- und thronfolgefähige Nachkommenschaft des Vandalenkönigs Genserich wären. Ihr müßt euer bischen Hab und Gut gegen diesen rohen Volksstamm vertheidigen wie ein Löwe, oder ihr haltet nicht Ein Geräth und nicht Ein Geschirr im Hause, an welchem noch ein unzerbrochener Henkel wäre.

Aber wozu sollen wir von Dingen beginnen, bei welchen jeder unserer Leser uns zurufen wird: Als ob wir das nicht kännten! als ob wir das nicht selbst zur Genüge durchgemacht! Nein, vielgeliebter Leser, ich will dir solche Tage des Schreckens und der Plage nicht unnütz ins Gedächtniß rufen, und gerade deshalb, um deiner Phantasie diese Qual zu ersparen, will ich in meiner Erzählung den ganzen Zeitraum überspringen, in welchem der Herzog von Anglure mit seiner Prinzessin Tochter seinen Umzug in sein neues Fürstenthum hält und, gefolgt von einer Fülle

von Einrichtungsgegenſtänden, die theils aus ſeiner niederburgundiſchen Heimat ihm nachkommen, theils in benachbarten Städten gekauft ſind, in Emſa-Ravenſtein ſein Hoflager aufſchlägt und ſich als Souverän etablirt. Die großen Schwierigkeiten, welche dieſe Aufgabe bot, ſind ohnehin jeder Einbildungskraft und auch der trägſten überſehbar. Wir brauchen nur anzudeuten, daß in dem neugeſchaffenen Staate die erſte und hauptſächlichſte Vorbedingung fürſtlichen Waltens — ein paſſendes herrſchaftliches Obdach — fehlte; nicht einmal das Podium war da für das aufzuführende Stück. Ein einziger „kühner Griff" jedoch reichte glücklicherweiſe hin, um vorläufig wenigſtens dieſem Mangel abzuhelfen. Denn zufällig befand ſich eine halbe Stunde vom Hauptort des Fürſtenthums entfernt eine alte, recht wohlhabende Bernhardinerabtei, mit einer geräumigen, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gebauten Prälatur. Der rechtliche Apparat, womit man ſolch ein „Neſt von unnützen und faulen Mönchen" aushob; die geſetzliche Maſchinerie, welche auch das wohlgenährteſte Aebtlein aus ſeinem bequemen Prälatenſeſſel in die Höhe ſchrotete, um es höchſt unſanft jenſeit der Grenzen ſeiner Herrſchaft unter freiem Himmel auf den Boden zu ſetzen, — dieſe Maſchinerie war in jenen Tagen immer nahe

zur Hand, war wohlgeölt und fungirte ganz trefflich. Man nannte dieſe Erfindung revolutionärer Gerechtigkeit Säculariſation. Der Herzog von Anglure war nicht träge, ſich ihrer zu bedienen. Der Prälat und die fromme Genoſſenſchaft von Marienborn zogen aus und „die Burgunden" zogen ein. Im Prälaturgebäude ließ ſich der Herzog nieder; er nahm mit ſeiner Tochter den erſten Stock ein. Rechts von dem großen, mit ſchönen Stuccaturarbeiten und Fresken geſchmückten Speiſeſaal wohnte der Herzog ſelbſt. Er hatte hier eine ſehr freundliche Ausſicht auf ein fruchtbares, fleißig angebautes Gelände von Ackerfluren und Holzungen; als point de vue dienten die zwei Thürme ſeiner nahen Hauptſtadt. Zur Linken wohnte Prinzeſſin Leonie; ihre Gemächer ſtießen nach der einen Seite hin an die Abteikirche. Neben dem letzten der ihr eingeräumten Zimmer befand ſich ein Oratorium, welches auf die Kirche hinausging und nur durch ein großes Schiebfenſter von der letztern getrennt war.

In dem ſogenannten Fremden- oder Gaſtbau der Abtei und in der ehemaligen Wohnung des „Paters Kornſchreiber" waren die herzoglichen Beamten und die Bureaux untergebracht; in den Nebengebäuden die Dienerſchaft. In dem eigentlichen Conventsgebäude wohnten mehrere zurückgebliebene Mönche, welche

den Gottesdienſt in der Kirche verſahen und denen der Herzog auf ihre Bitte deshalb zu bleiben verſtattet hatte.

So war für alle Raum gefunden, der beſte und paſſendſte auch für den herzoglichen Geheimen Secretär. Paul Bronckhorſt bewohnte nämlich, da ihn der Herzog in ſeiner Nähe behalten wollte, mehrere Zimmer im Erdgeſchoß der Prälatur, die unter den Zimmern der Prinzeſſin lagen und ebenfalls mit einem auf die Kirche gehenden Oratorium endeten. Im erſten und geräumigſten dieſer Zimmer hatte er ſeine Werkſtatt, ſeine Schreibſtube aufgeſchlagen; leere Repoſitorien, beſtimmt, die im Entſtehen begriffene Regiſtratur aufzunehmen, füllten die Wände. Eine Flügelthür führte daraus in einen großen dunkeln Raum, deſſen zwei Fenſter auf das Quadrum, den alten Kloſterhof hinausgingen, und der einen Schatz enthielt, deſſen Durchforſchung Paul Bronckhorſt's angelegentlichſte Sorgfalt in jeder freien Minute bildete. In dieſem düſtern Raume nämlich war die von Feuchtigkeit, Wurmſtich und Mottenfraß arg mitgenommene Kloſterbibliothek aufgeſtellt.

Der freien Minuten jedoch gab es nicht gar viele für ihn. Eine entſetzliche Laſt von Geſchäften hatte auf ihm in den letzten ſechs oder ſieben Wochen —

denn ſo lange war es jetzt, daß er in ſein Amt eingeführt worden, geruht. Der Herzog beſchäftigte ſich zumeiſt mit der Einrichtung ſeiner Reſidenz und ging dabei eifrig in die geringſten und letzten Einzelheiten ein. Er ſchien nicht heiterer, als umgeben von einer Welt von Hobelſpänen, Tapetenrollen, Leinöldunſt und Firnisgeruch; von einem grenzenloſen Lärm von Hämmern, Klopfen, Sägen und Raſpeln. Alles um ihn her ſollte ſich neu geſtalten, und alles ſollte noch vor dem Einbruch des Winterfroſtes fertig werden. Aus ſeiner frühern Reſidenz waren ihm ein General-Domäneninſpector und ein halb Dutzend andere Leute mit zum Theil ſehr ſeltſamen Titeln nachgekommen. Aber abgeſehen davon, daß dieſe Herren daheim ſehr wenig an beſtändiges Arbeiten gewohnt zu ſein ſchienen — gewiß infolge von außerordentlich vereinfachtem Geſchäftsgang daheim, dachte ſich Paul, — ſie verſtanden, mit Ausnahme des Generalinſpectors nicht einmal Deutſch. Der letztere aber verſtand von den Verhältniſſen, in welche er hier verſetzt worden, ſo wenig, daß er ſich ihnen gegenüber in völliger Rathloſigkeit befand — eine Lage, die ihn jedoch ſehr wenig anfocht, die er im Gegentheil jedermann eingeſtand, mit einem Ausdruck von milder Nachſicht gegen dieſe Verhältniſſe, welche ſo wunderlich

verſchroben waren, ſich nicht einmal von einem Manne ſeines Geiſtes begreifen zu laſſen! Unterdeß fiel alle Laſt natürlich auf Paul, der nicht allein für ſich ſelbſt zu arbeiten, ſondern auch das noch einmal zu arbeiten hatte, was die andern Herren Employés zu Stande gebracht, weil es regelmäßig nicht zu gebrauchen war. Das neue Fürſtenthum war der Theil eines alten Staatsverbandes. Es war alſo zunächſt mit den andern Theilnehmern an dieſem ehemaligen Ganzen zu verhandeln; es war eine überaus ſchwierige und verwickelte Auseinanderſetzung mit denſelben zu machen. Die alten Kaſſen und die alten Schulden waren zu theilen; die Verpflichtungen gegen das Deutſche Reich zu repartiren; die Antheile an den früher gemeinſamen öffentlichen Inſtituten zu berechnen. Zu dieſem Behufe hatte der Herzog einen alten und gewiegten höhern Beamten in der ehemaligen Landeshauptſtadt zu ſeinem Bevollmächtigten ernannt; der Bevollmächtigte jedoch verlangte Inſtructionen vom Herzog, und der Herzog übertrug alles Paul, der in dieſer Beziehung den Miniſter des Auswärtigen machen mußte. Dann waren die Functionen eines Miniſters des Innern und der Juſtiz da. Ein Regierungscollegium mußte errichtet werden und eine Domänenkammer. Darin waren die Beamten zu placiren, welche man vor-

fand, je nach ihrer Brauchbarkeit — zum Glück fand ſich ein tüchtiger Juriſt darunter, den der Herzog als Hofrichter beſtallte, in welcher Eigenſchaft wir ihn ſpäter ſich rühmlich entwickeln ſehen werden. — Die Functionen des Finanzminiſters waren nicht die am mindeſten ſchwierigen. Der Herzog verlangte Geld — mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit; die Kaſſen der Domänenkammer füllten ſich, obwol der Generalinſpector, Monſieur Bouquet, dieſem Collegio präſidirte, mit weſtfäliſcher Langſamkeit. Paul war der, welcher die Klagen darüber anhören mußte.

Ce gros ventre Bouquet, ſagte der Herzog, est un imbécile. Il ne sait jamais se procurer de l'argent!

Und Bouquet klagte: Monseigneur est comme un enfant; toujours panier percé!

Mit einem Wort, auf den Schultern des jungen Mannes ruhte alles, bis auf diejenigen Geſchäfte des Herzogs, welche ſich auf ſein Herzogthum Anglure bezogen. Dieſe leitete Monſeigneur ganz allein ſelbſt und dabei ſchien ihm die Unterſtützung des ventre Bouquet völlig ausreichend. Paul erfuhr von dortigen Dingen nichts, wenn nicht, daß die Poſt von dorther weit mehr Acten als baare Rimeſſen herüberſpedirte!

Es war ein Glück für Paul in diesem Geschäftsüberfluß, wo sich ihm so viel zudrängte, was sich auch bei der größten Arbeitskraft nicht so ohne weiteres erledigen und bewältigen ließ, sondern erst der längern Ueberlegung und genauern Untersuchung, ehe man einen Entschluß faßte, bedurfte — es war ein Glück, daß er einen diensteifrigen, vortrefflichen Beirath und Helfer fand. Dies war niemand anders als der Freiherr von Schlettendorf. Schlettendorf's Gut lag etwa eine Stunde vom Kloster Marienborn entfernt, und diese Nähe hatte bald eine sehr lebhafte Verbindung zwischen den beiderseitigen Bewohnern herbeigeführt. Derer von Haus Schlettendorf waren nur zwei; sie bestanden aus dem Baron, den wir kennen, und seinem einzigen Sohne, einem hochaufgeschossenen, blonden jungen Manne von stillem, gemessenem Wesen und mit hübschen Zügen, obwol er dem Vater sehr ähnlich sah. Aber die etwas groteske Erscheinung des alten Barons mit seinem vollen rothen Gesichte, dem mächtig breiten Kinne und den gewaltigen Brauen über seinen kreisrunden Augen hatte in seinem Sohne und Stammhalter einen sehr verschönernden Spiegel gefunden. Der letztere war blaß, blond, die auffallende Bläue seiner runden Augen kam hinzu, um ihm etwas beinahe krankhaft Zartes

zu geben. Er ſprach wenig, kümmerte ſich um wenig und that wenig; und doch hatte er eine Bildung, welche die ſeiner gleichalterigen Standesgenoſſen überragte, denn er las wenigſtens gern, und wenn er keinen beſſern Zeitvertreib wußte, beſchäftigte er ſich wol damit, ſchöne Stellen aus den Schriften der beliebteſten Dichter jener Tage auszuziehen, beſonders wenn ſie einen ſchwärmeriſchen und ſentimentalen Inhalt hatten.

Trotz ſeines gemiſſenen Weſens, ſeiner treuherzigen Augenbläue und frommen Blondheit war Clemens von Schlettendorf, dieſe Aquarellausgabe eines weſtfäliſchen Barons, doch nicht ohne Eigenſchaften, welche die Stammnatur verriethen. Seine Dienerſchaft nannte ihn überaus eigenſinnig und fürchtete ſeinen leicht erregten Jähzorn. Er war abſtoßend gegen Fremde, verſchloſſen und eine einſiedleriſche Natur, die ſich wol mehr durch ihr ariſtokratiſches, überaus hochgeſpanntes Selbſtbewußtſein, als durch das Bedürfniß, mit ſich und ihren Gedanken allein zu ſein, leiten ließ, wenn ſie ſich iſolirte.

Vater und Sohn alſo waren die einzigen Bewohner des grauen alterthümlichen Herrenhauſes von Schlettendorf; denn obwol der Baron zweimal verheirathet geweſen, ſo war ihm doch nur der einzige Sohn,

auf deſſen zwei Augen die ganze Hoffnung des Geſchlechts ſtand, übrig geblieben. Die zwei Frauen hatte beide nach ſehr kurzer Ehe der Tod ihm entriſſen, eine Tochter zweiter Ehe war ebenfalls ſchon als Kind geſtorben. Es war kein Wunder, daß die beiden Herren es in ihrem weiten, dunkeln, alten Herrenhauſe mitunter unheimlich fanden und die Ankunft einer Familie, wie die des Herzogs von Anglure, ja, eines ganzen kleinen Hofes mit Freuden zu begrüßen ſchienen. Freilich, dieſer Herzog kam mit dem Anſpruch, des Barons Souverän und Landesherrn zu ſpielen, und es war nicht anders möglich, als daß der mächtige und reiche einheimiſche Baron darin eine Demüthigung erblickte und tief empfand. Jedenfalls jedoch wußte der letztere ein ſolches Gefühl erfolgreich zu verbergen, und der Herzog von Anglure war auch nicht der Mann, unſern Baron ſeine bevorzugte Stellung fühlen zu laſſen. Sei es nun, daß er aus Politik ſich beſtrebte, ſeinen erſten Kronvaſallen an ſich zu feſſeln, oder daß er in der That ſich ſelbſt in ſeinen neuen Verhältniſſen noch zu wenig befeſtigt fühlte, um nicht die Freundſchaft eines einflußreichen Mannes im Lande zu ſchätzen und ſie gewinnen zu wollen — er kam dem Baron mit Herzlichkeit und einem offenen, freimüthigen Weſen entgegen, und beide wurden

sehr bald die besten Freunde. Man besuchte sich gegenseitig. Man machte gemeinsame Jagden. Schlettendorf war immer zur Hand, wenn der Herzog in irgendeiner Verlegenheit war, in welcher weder Monsieur Bouquet, noch auch Paul Bronckhorst ihm zu helfen wußte; das heißt, wenn es irgendeine praktische Frage galt, die man nicht lösen konnte ohne ganz genaue Personen- und Lokalkenntnisse. Es drängten sich allerlei Menschen um den neuen Herzog. Pferdehändler, Baumeister, Pachtlustige, Anstellungsuchende, Unterstützungsbedürftige; ohne Schlettendorf's Auskunft über dieselben wäre der Herzog rathlos gewesen. Schlettendorf kannte das beste und empfehlenswürdigste Material für die Bauten, welche der Herzog begonnen hatte oder projectirte. Er kannte die zweckmäßigste Art, in den neuen Gartenanlagen Bäume und Gesträuche zu raschem Wachsthume zu bringen. Er kannte die geschicktesten und zuverlässigsten Arbeiter und ihre specielle Verwendbarkeit. Er wußte Bescheid über alle alten Landesverhältnisse, Streitigkeiten, Processe — kurz, er war unschätzbar für den Herzog. Und da dieser nachgerade daran denken mußte, sich einen geordneten und vollständigen Hofstaat einzurichten, so hatte er keinen dringendern Wunsch, als dem Baron Schlettendorf die oberste

Hofcharge zu ertheilen — hätte er nicht das Bedenken gehabt, daß der Baron ſich vielleicht durch den Antrag, Hofmarſchall zu werden, verletzt fühlen würde. Einſtweilen, und um das Terrain bei ihm zu ſondiren, nannte er ihn ſcherzweiſe ſeinen Staatsrath in außerordentlichem Dienſt. Der Baron ließ ſich dies ſehr gern gefallen — als der Herzog jedoch einſt gegen Clemens von Schlettendorf, wie einen Einfall des Augenblicks, die Aeußerung fallen ließ, ob er ſein Oberſtallmeiſter werden wolle, lehnte dieſer die Sache in einer Weiſe ab, daß der Herzog nicht darauf zurückzukommen wagte.

Aber nicht allein der Herzog ſelbſt, ſondern auch ſein Geheimſecretär fand an dem Baron den bereitwilligſten Beiſtand in allen ſeinen Angelegenheiten. Anfangs hatte Paul ſich von dem alten Herrn entfernt gehalten. Der Mann flößte ihm ein unwillkürliches Misbehagen ein — vielleicht noch geſteigert durch das, was Reinhard Tondern ihm von demſelben mitgetheilt hatte. Noch antipathiſcher war ihm der blonde Jüngling, der Sohn des Barons; ſchon ſeine eigene energiſche, arbeitſame, lebhaft bewegte Natur, die nichts anderes kannte, als mit feſtem, unabirrendem Schritte auf ein beſtimmtes Ziel loszuſchreiten, mußte ſich abgeſtoßen fühlen von einem

Weſen, das, wie es ſchien, ſich in ſanftem träumeriſchem Sein durchs Leben wiegen, thatlos und fruchtlos von den Wellen getragen ſein wollte. Aber Paul konnte die Berührung mit beiden nicht vermeiden, denn der Herzog wies ihn ausdrücklich ſehr oft an Schlettendorf; ja, es wurde dem Fürſten nach und nach zur Gewohnheit, wenn Paul eine Inſtruction von ihm verlangte, zu antworten: Reiten Sie doch den Nachmittag einmal zu Schlettendorf hinüber und beſprechen Sie die Sache mit ihm; oder: Schlettendorf wird den Abend hierherkommen, wir wollen ihn um ſeine Meinung fragen.

Mit ſeiner Meinung hielt dann Schlettendorf auch keineswegs hinter dem Berge; aber er liebte es nicht, ſie zu äußern, ohne ſich aus den Acten gründlich über die Sache unterrichtet zu haben; und um dies zu thun, begleitete er Paul gewöhnlich in deſſen Arbeitszimmer, wo er dann mit großem Eifer ſich in die ihm vorgelegten und manchmal auch wol in andere, juſt in ſeinen Bereich kommende Acten vertiefte. Zu einem wirklichen „Staatsrath in außerordentlichem Dienſt" wurde er aber eine Reihe von Tagen hindurch, wo der Herzog mit ſeinem Geheimſecretär den ihm von ſeiner Domänenkammer vorgelegten Finanzplan, namentlich das Einnahmebudget zu prüfen hatte. Die

häkelige Frage der Landesbesteuerung mußte dabei eingehend und erschöpfend erörtert werden; die alten Steuersätze, sowol für die directen, wie indirecten Abgaben, konnten nicht bleiben; denn sie reichten nicht aus für die gesteigerten Bedürfnisse eines Hofs und besonderer Tikasterien; wie aber die neuen zu bemessen, ohne gleich von vornherein die neue Herrschaft verhaßt und verabscheut zu machen; wie zu verfahren, um den Interessen der Industrie, den Handelsverbindungen des kleinen Landes nicht in den Weg zu treten; welche Mittel zu ergreifen, um den Domänen den reichlichsten Ertrag abzugewinnen; welche Tarife zu adoptiren, um aus Finanzzöllen keine Consumtionsstrafen und prohibitive Maßregeln werden zu lassen — alles das waren Gegenstände, denen weder die erleuchtete Regentenweisheit des Herzogs Gaston, noch die Intelligenz des Herrn Bouquet, die nur ausgefahrene Gleise kannte, noch die jugendliche Geschäftstüchtigkeit Paul's sich gewachsen zeigte, und bei denen der Rath des klugen und alles wissenden Schlettendorf zumeist den Ausschlag geben mußte.

Während nun der alte Baron gar manche Stunde unten im Erdgeschoß der herzoglichen Residenz in Paul Bronckhorst's Arbeitsräumen oder auch drüben, im „Gastbau", in der Kanzlei des Herrn Bouquet zu-

brachte, welcher letztere auch nicht träge war, ihn zu Rathe zu ziehen — blieb Clemens von Schleitendorf, der seinerseits für Geschäfte im allgemeinen und für die seines neuen Landesherrn insbesondere nicht die geringste Theilnahme zeigte, sehr oft oben in den Gesellschaftszimmern mit der Prinzessin und Mademoiselle Caroline de la Croix, ihrem Gesellschaftsfräulein oder, wenn man will, ihrer Hofdame allein. Clemens unterhielt die Prinzessin durch seine Conversation oder, wenn ihm der Stoff des Gespräches ausging, wie oft der Fall war, durch seine bloße Anwesenheit, durch sein bloßes Dasein. Nur sehr allmählich wurden ihre Unterhaltungen belebter. Endlich aber schien Prinzessin Leonie an den Huldigungen des jungen Mannes, die sie anfangs mit etwas steifer Kälte, dann mit einer Art spöttischer Herablassung aufgenommen hatte, Gefallen zu finden.

Leonie war ein Charakter, der nicht leicht zu enträthseln war. Man konnte von ihr sagen, daß sie in hohem Grade verwöhnt sei, und daß sie infolge davon einen großen Fonds von Unabhängigkeitssinn besitze. Man konnte auch nicht verkennen, daß sie mit dem Wesen der großen Dame, den „grands airs", wie die Franzosen sagen, einer Prinzessin, einen hohen Grad von Intelligenz und von Bildung verbinde. Sie

hatte mit ihrem Vater Reiſen durch Italien, Frankreich, England gemacht. Sie hatte in den Salons von Paris, von Rom, von London alle hervorragenden Perſönlichkeiten der Epoche kennen gelernt. Sie kannte die berühmteſten Schriftſteller und Künſtler; ſie fällte über Bücher, Kunſtwerke, Menſchen ein ſcharfes, meiſt zutreffendes Urtheil. Aber ſie hatte in ihrem Weſen etwas, das es unbeſtimmbar ließ, ob ſich hinter aller dieſer formalen und geiſtigen Bildung Gemüthstiefe, Gefühl und rechter Seelenernſt berge. Sie fällte wol Urtheile — und dennoch ſprach ſie ſich nicht aus. Ihre Aeußerungen beſtanden gewöhnlich nur in kurz hingeworfenen Sätzen, an welche ſich kein eigentliches zuſammenhängendes Geſpräch reihte. Sie ſchien in allen Dingen ſich ſelbſt zu genügen, des Gedankenaustauſches mit andern nicht zu bedürfen. So ſchien es wenigſtens Paul, der mit einer eigenthümlichen Spannung, über deren eigentlichen Grund er ſich ſelbſt nicht klar war, ſie beobachtete — vielleicht freilich lag die Urſache ihrer ſelbſtgenügſamen Zurückhaltung in ihrer Erziehung, welche ſie gewöhnt hatte, gegen Menſchen, die ſo viel tiefer auf der geſellſchaftlichen Stufenleiter ſtanden, eine ariſtokratiſche Verſchloſſenheit zu zeigen.

Aber ſie neckte auch gern, ſie hatte eine ſatiriſche

Ader, die ſie gegen jedermann, ſelbſt gegen ihren Vater, ſpielen ließ, und die auch nicht zu Gunſten ihres Gemüths zeugte, wie es wenigſtens Paul, der mitunter auch davon zu leiden hatte, vorkam. Eine Prinzeſſin hat gut necken; wer kann antworten? Die Courtoiſie, die Ehrfurcht, die Ritterlichkeit ſtehen wie ebenſo viele Schilde vor ihr, welche ſie vor der Erwiderung ſchützen.

Paul, ſagten wir, beobachtete ſie viel. Sie bot ihm einen Gegenſtand höchſt anziehenden Studiums dar, von dem er ſich ſelbſt eigentlich nicht bewußt war, worin das Feſſelnde deſſelben liege. Er ſuchte zunächſt zu enträthſeln, was von ihren Gewohnheiten und Eigenſchaften der Prinzeſſin in ihr angehöre und was dem jungen Mädchen. Paul hatte bisher nie in ſeinem Leben eine Prinzeſſin geſehen; es war ihm eine ſolche Dame, welche durchaus keine ſichtbare Aufgabe im Leben hatte, als zu ſein, ſich der holden Gewohnheit des Daſeins zu freuen, als eine höhere Natur „zu zahlen durch das, was ſie iſt", eine völlig neue Erſcheinung. Er hätte ihr durchaus einen Lebenszweck, eine Aufgabe, einen beſtimmten Inhalt geiſtigen Daſeins zuſchieben mögen; es wurmte ihn förmlich, daß er dies nicht konnte, nicht durfte; hundertmal ſagte er ſich, daß es ihn ja nicht im allergeringſten

angehe, wie Prinzeſſin Leonie zu ſein, was ſie zu treiben geruhe, daß er nur in tiefem Reſpect den Charakter und das Weſen ſeiner fürſtlichen Herrſchaft als eine Thatſache, vor welcher jede Kritik und jedes Urtheil zu ſchweigen habe, hinnehmen müſſe — er kam dennoch in ſeinen Gedanken immer wieder darauf zurück, und gelangte endlich dahin, daß er vollſtändig haßte, was er die Prinzeſſin in Leonie nannte, während er einen unwiderſtehlichen Zauber auf ſich ausgeübt fühlte von dem, was er das junge Mädchen in ihr nannte, und wohin er eben alles zählte, was ſie an feſſelnden Eigenſchaften beſaß. Darunter gehörte zunächſt die Anmuth ihrer Erſcheinung, der unwiderſtehliche Wohlklang ihres Organs. Leonie war nicht eigentlich ſchön. Sie war etwas über mittlerer Größe, nicht gerade zart gebaut, eher kräftig, und doch von ſchlanker tadelloſer Geſtalt, mit vollkommen ſchönen, ariſtokratiſch feinen Händen; das Geſicht war mehr rund als oval, ziemlich voll, die Naſe etwas zu kurz, die Stirn von ſchöner ſtarker Wölbung, das Ganze der Züge weniger regelmäßig als friſch und hübſch und von den zarteſten Farben. Was Paul anging, ſo fand er ſie überaus ſchön. Er hatte in ſeinem Leben zu wenig Gelegenheit gehabt, mit gebildeten Frauen in Berührung zu kommen, als daß nicht die

erſte, welche er kennen lernte und ſo oft ſah — da der Herzog, ſeit Paul ihm unentbehrlich geworden, ihn vielfach in ſeinen Familienkreis zog, — einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hätte. In Paul's lebhafter, ſtarker Seele, die alles mit einer Art männlicher Herrſchſucht zu erfaſſen und nach ihrem Sinne zu geſtalten, innerlich zu verarbeiten gewohnt war, hatte dieſer Eindruck aber etwas Peinliches, förmlich Quälendes. Er beſchäftigte ſich in ſeinen Gedanken ſo viel mit Leonie, als ſei er zu ihrem Mentor beſtellt und habe ein ideales Weſen, eine Göttin aus ihr zu bilden. Und doch durfte er dieſes innere Menteramt, welches auf ſeiner Seele oder beſſer auf ſeinem Herzen laſtete, als ob es ein Verhängniß ſei, nicht mit einer Silbe, nicht einmal mit einer Miene ausüben! Deſto verhaßter war ihm alles, was ihm nur dazu geeignet ſchien, durch abſolute Huldigung dem jungen Mädchen in Leonie Eintrag zu thun, die Prinzeſſin in ihr zu beſtärken und auszubilden; und dahin rechnete er vor allen Dingen die häufige Erſcheinung des, wie Paul ihn nannte, faden Clemens Schlettendorf.

Nach der Tafel im alten Prälaturſpeiſeſaale pflegte der Herzog Paul zu einer Partie Billard aufzufordern; die Damen begleiteten dann gewöhnlich die Herren in

das anſtoßende Billardzimmer, wo die Hofdame, Demoiſelle de la Croir, den Kaffee einſchenkte und ſervirte. Paul war ein geübter Spieler, aber bereits Hofmann genug, den Herzog von drei Partien durchſchnittlich zwei gewinnen zu laſſen. Nur wenn Prinzeſſin Leonie dem Spiele Achtung ſchenkte, gewann ſeltſamerweiſe regelmäßig Paul die Partie. Nach dem Spiel zog ſich der Herzog in ſeine Gemächer zurück, um zu ruhen. Eines Tags winkte die Prinzeſſin Paul zu ſich in eine Fenſterniſche, als er, nachdem der Herzog *gegangen, ſich beurlauben wollte, um zu ſeinen Arbeiten* zurückzukehren.

Sagen Sie mir, hub ſie an, Sie, der Sie alles machen und zu Stande bringen können, wie mein Vater mir ſagt . . .

Paul verbeugte ſich, während ſeine Brauen ſich ein klein wenig zuſammenzogen, denn er glaubte Spott aus den Worten Leonie's zu hören, wie ſie ja nur zu oft ihn für Paul hatte.

Sagen Sie mir, fuhr ſie fort, was denken Sie zu einer Idee, die ich habe, meinen Vater bei ſeinem nächſten Geburtstage, welcher in den December fällt zu überraſchen?

Wollen Sie die Gnade haben, mich darin einzuweihen, Durchlaucht? fiel Paul ein.

Hören Sie, was ich mir gedacht habe. Sie wiſſen, daß der Herzog nach den Reichsgeſetzen verpflichtet iſt, ein Truppencontingent zu halten ...

Allerdings, eine Compagnie!

Nun wohl, eine Compagnie. Der Vater wünſcht ſich ſeine kleine Armee ſehr, aber Sie wiſſen, wie die vielen andern Organiſationen und die damit verknüpften Koſten ihn bisjetzt nicht haben daran denken laſſen.

Freilich — die Fonds, entgegnete Paul ...

O ich weiß, fiel die Princeſſin ein; aber wie wäre es — die Armee muß nun doch einmal geſchaffen werden — wenn Sie im Stillen alle Anſtalten dazu treffen ließen, ohne daß mein Vater etwas davon ahnte? Wenn Sie es ſo einrichteten, daß die Mannſchaft einige Tage vor dem Geburtstage meines Vaters im Geheim eingekleidet würde und am Feſttage ſelbſt in Parade aufmarſchirte, die Schloßwache bezöge und die Ehrenſalven gäbe: denn wir müßten auch einige Geſchütze und die nöthige Artillerie dazu haben!

Auch Cavalerie, Durchlaucht? fragte Paul.

Leonie ſtirnte ihn ſcharf bei dieſer Frage, die er mit dem harmloſeſten Tone von der Welt ſtellte.

Sie wollen mir nicht helfen? ſagte ſie.

Mit Freuden — wenn Monſieur Bouquet helfen will — wegen der Vorſchüſſe!

Ich will mit ihm reden — außerdem ſtelle ich Ihnen vier- bis fünftauſend Francs aus meiner Sparkaſſe zur Diſpoſition.

Dann ſind wir weit genug! rief Paul, dem der Plan in dieſem Augenblicke ſehr verführeriſch vorkam, heiter aus. Eine Armee zu ſchaffen, hinter dem Rücken des Landesvaters, zu einem Geburtstagsangebinde, aus der Sparkaſſe eines jungen Mädchens — die Idee war durchaus neu. Er entwickelte raſch und mit großer Heiterkeit eine Anſicht. Sie müßten nur, gnädigſte Prinzeſſin, ſich anheiſchig machen, unverzüglich die Uniform unſers Corps zu beſtimmen. Die Farben, denke ich, dürften etwas lebhaft gehalten ſein; da unſere Leute als Feſtgeſchenke den Blumenflor erſetzen müſſen, der in den Wintermonaten, worin die Geburtstagsfeier fällt, mangelt.

O, ich denke, Scharlach . . .

Scharlach iſt ſehr theuer; ſollte nicht Hellgrün mit carmoiſinrothen Aufſchlägen und Kragen ſich gut ausnehmen?

Darüber wäre nachzudenken, meinte die Prinzeſſin. Auch über den Schnitt.

Und vor allem über die Form des Huts, die ſo viel zum guten Ausſehen beiträgt.

Blechmützen sind veraltet, aber sie stehen am besten, sagte Leonie eifrig.

Wenn Mademoiselle de la Croix unterdeß es übernähme, fuhr Paul fort, die Fahne zu sticken . . .

Gewiß, für die Fahne sorgen wir!

So werde ich mich in Correspondenz setzen mit einem vortrefflichen alten Herrn, der als Hauptmann in der Armee des frühern Landesfürsten diente. Wir machen ihn zum Chef und Generalissimus. Er hat eine Compagnie von etwa hundert Mann anzuwerben: dazu ein Dutzend Artilleristen. Das wird ihm nicht schwer werden. Gedienter Leute, welche nicht in die preußische Armee eingetreten sind, aber einem andern Herrn gern den Fahneneid leisten, gibt es genug im Lande. Er hat die Waffen und die nöthigen Ausrüstungsgegenstände anzukaufen, sie fertig stellen zu lassen. In dem Grenzdorfe, welches ihm zunächst liegt, kann die Truppe sich versammeln und eingekleidet werden. Von dort marschirt sie in der Morgenfrühe des bestimmten Tags hierher. Die Quartiere werden überall — denn auch hier am Orte werden wir sie auf den umliegenden Bauerhöfen einquartieren müssen, bis weiter fürgesorgt ist — als für ein durchmarschirendes preußisches Detachement angekündigt. So wird das Geheimniß gewahrt.

Ich danke Ihnen, daß Sie ſo eifrig in meinen Plan eingehen. Es iſt wahr, Sie kennen keine Schwierigkeiten! rief Leonie aus.

Es kommt nur darauf an, antwortete Paul, daß wir keine Beſtimmungen treffen, keine Engagements gegen den Offizier eingehen, welche ſpäter Sr. Durchlaucht nicht genehm wären.

Haben Sie darüber keinen Scrupel — wenn mein Vater nicht zufrieden iſt mit ſeinem Corps, ſo nehme ich daſſelbe als meine Leibwache für mich in Dienſt! antwortete Leonie lachend — obgleich, ſetzte ſie ironiſch hinzu, ich Ihnen geſtehen muß, daß mir ein ſtolzes Reitergeſchwader dazu eigentlich beſſer gefiele!

Das würden wir nun freilich nicht zu Stande bringen, entgegnete Paul lächelnd; auch hätte ich, wenn Sie ſich nach einem ritterlichen Cortege ſehnen, einen andern Vorſchlag zu machen.

Und der wäre?

Die ritterbürtigen Vaſallen des Fürſtenthums dazu aufzubieten.

Was heißt das?

Die ritterbürtigen Vaſallen zahlen keine Grundſteuer. Sie leiſten ſtatt deſſen die Heeresfolge: von jedem Ritterſitz mit einem Geharniſchten, einem reiſigen Knecht, einem Troßbuben und zwei Handpferden.

Seit man nicht mehr mit Geharnischten und reisigen Knechten Krieg führt, ist es außer Uebung gekommen, diesen furchtbaren Heerbann aufzubieten. Aber die Verpflichtung der Vasallen ist darum nicht untergegangen, und wenn die Landesherrschaft befiehlt, müssen sie an jedem beliebigen Orte, wohlgerüstet, mit untadelhafter Wehr, dauerhaftem Zaum- und Sattelzeug sich einstellen.

Wie wirkliche alte Ritter?

In vollständiger Rüstung, mit Helm, Schild, Brustharnisch, Arm- und Beinschienen, Schwert und Gleve. Es ist das genau in den alten Lehnsbüchern vorgeschrieben.

Das ist ja ganz vortrefflich! rief Leonie lachend aus — also wenn sie aufgeboten würden, müßten sie wirklich kommen?

Die Landesherrschaft könnte ihnen sonst wegen Lehnsbruchs ihre Güter einziehen.

Und gesetzt, die Herrschaft böte sie auf — wer sind die Leute, welche dann kommen müssen?

Zuerst Herr von Schlettendorf; als Baron oder Bannerherr würde er ein viereckiges Fähnlein oder Wimpel an seiner Lanze führen; dann noch vier oder fünf andere, welche Rittergüter im Lande Emsa-Ravenstein besitzen, obwol sie nicht in diesem Lande woh-

nen; ſie würden mit dem ſpitzen Wimpel des einfachen Edelmanns aufreiten; im ganzen würde es alſo ein ganz hübſches Geſchwader geben, das mit dröhnendem und raſſelndem Eiſenzeug meiner gnädigſten Prinzeſſin zu einem höchſt impoſanten Gefolge dienen könnte!

Leonie lachte hell auf.

Es iſt prächtig, ſagte ſie — aber unglaublich, ganz unglaublich . . .

So wenig, fiel Paul ein, daß noch vor einer Anzahl von Jahren der Herzog von Berg ſich den Scherz gemacht hat, ſeine Junker zum Lehndienſt aufzubieten.

Daß bei dieſer Gelegenheit nur einer der Aufgebotenen noch im Beſitz des nöthigen reiſigen Zeugs geweſen und wirklich gekommen, verſchwieg Paul, um ſeiner Rittergeſchichte nicht die Pointe zu nehmen.

Wie will ich damit den Ritter Clemens von Schlettendorf necken! rief Leonie fröhlich aus. Ich hoffe, das bringt ihn doch aus der Faſſung!

Haben Sie ſo viel Faſſung an ihm bemerkt?

Wunderbar viel; ganz merkwürdig viel. Er iſt ganz Faſſung. Er hat nichts geſehen in ſeinem Leben; er hat nichts gelernt; er hat von nichts gehört; er verſteht nichts zu machen. Und doch iſt es großartig, welche tiefe, abgrundtiefe Seelenruhe er behält,

wenn man ihm von Dingen erzählt, die er nicht kennt, von berühmten Menſchen, deren Namen er nie nennen hörte, von merkwürdigen Städten, Monumenten, Gegenden, die er nie ſah, von großen Schöpfungen des Menſchengeiſtes und der Kunſt, deren Exiſtenz er nicht ahnte. Ja, ich verſichere Ihnen, ſeine Faſſung dabei iſt bewundernswürdig. Wie ein wahrer Lotos, dieſes Symbol der Selbſtgenüge und des Befriedigtſeins in ſich ſelber, der zwieſpaltloſen Seelenharmonie, ſchwimmt er auf den Gewäſſern ſeines ruhigen Gleichmuths. O, er iſt bewundernswürdig! er iſt groß und vor allem ſehr glücklich!

Da muß es freilich verlockend ſein, erwiderte Paul lächelnd, dieſen Lotos einmal — in den Harniſch zu bringen!

Die Prinzeſſin ſah Paul mit einem ihrer ſatiriſchen Blicke ſcharf an.

Beneiden Sie ihn nicht? ſagte ſie.

Um dieſe Eigenſchaften nicht gerade, aber . . .

Nun, aber . . .?

Um die ganz außerordentliche Gunſt, verſetzte Paul ironiſch, welche ſie ſo glücklich ſind, in Prinzeß Leonie's bezaubernden Augen zu finden!

Das war nun im Grunde nichts als ein harmloſes Compliment, ſo nahe liegend und ſo alltäglich,

daß es ein mit dem Vertrauen ſeiner hohen Herrſchaft in unbegrenztem Maße beehrter Geheimer Secretär einer Prinzeſſin gewiß machen durfte, ohne befürchten zu müſſen, daß es als taktlos und reſpectwidrig ungnädig aufgenommen werde. Es war aber ſchlimm, daß Paul Bronckhorſt auch in den allererſten Anfangsgründen der Kunſt, ein Compliment mit Anmuth und Leichtigkeit anzubringen, ſo wenig Erfahrung und Uebung beſaß, daß er bei dieſem erſten Verſuche Schiffbruch litt. Nämlich, er wurde blutroth, und er, über deſſen ganzes Weſen ſonſt eine kühne Sicherheit ausgegoſſen lag, fühlte ſich plötzlich, während er noch ſprach, ſo unſicher, daß er jenes leiſe Schwanken des Kopfes zeigte, welches bei Menſchen, die über die Aufnahme ihrer Worte unſicher ſind charakteriſtiſch iſt. Und da er ſehr wohl wußte, daß Leonie, *wenn* ſie wirklich ſein Compliment ungnädig vermerkte, es ihm nicht ſchenken, ſondern, ſchlagfertig wie ſie war, ihm dafür ſchon ſeine Strafe angedeihen laſſen würde, ſo war es natürlich, daß er mit ſeinem rothen Geſichte ſie anſah und mit einem ausdrucksvollen Blick um Gnade flehte: mit einem Blicke, ſo ausdrucksvoll, daß, wäre zufällig Reinhard Tondern zugegen geweſen, er ſicherlich Paul neckend ins Ohr geflüſtert hätte: So war es recht — das gerade

war der Blick, mit welchem deine Prinzeſſin vor und nach anzuſehen ich dich bei unſerm Abſchied brüderlich wohlmeinend ermahnte!

Und in der That, dieſer Blick hatte ſeine volle Wirkung, Prinzeſſin Leonie hörte auf, ſatiriſch zu lächeln. Und dann erröthete ſie ebenfalls. Dann ſchaute ſie vor ſich nieder, während die de la Croix, die im Hintergrunde Filet ſtrickte, aufſchaute. Und endlich, nach einer ſtummen Pauſe, die Paul Bronckhorſt vielleicht um das Zehnfache länger erſchien, als ſie war, wenn man ſie auf der Uhr gemeſſen hätte, ſagte Leonie aufſtehend und ſehr raſch:

Nun will ich Sie nicht länger feſthalten — eilen Sie zu Ihren theuern Acten zurück!

Paul verbeugte ſich und ging. Bei dieſer Verbeugung, bei ſeinem Gehen durch den großen Raum kam er ſich eigenthümlich ungeſchickt und unbeholfen vor. Und als er draußen war, ſagte er ſich beklommen und tief aufathmend:

Sie hat es übel genommen! Thor, der ich war!

## Zwölftes Kapitel.

Worin Paul Brenckhorſt Gelegenheit erhält, Studien über franzöſiſche Sitten zu machen.

Paul Brenckhorſt war in den nächſten Tagen trotzdem in einer eigenthümlich gehobenen Stimmung. Waren es die Aeußerungen der jungen Prinzeſſin über den jungen Schlettendorf — Aeußerungen, durch welche ſo deutlich die Ironie geſchimmert hatte — die ihm wohlthaten und ihn mit jener Genugthuung erfüllten, deren ſich nun einmal ein junges Männerherz nicht erwehren kann, wenn es von dem Gegenſtande ſeiner Verehrung einen andern jungen Mann etwas mishandelt ſieht? Denn der Gegenſtand einer tiefen, von Tag zu Tag ſich unmerklich ſteigernden Verehrung war Leonie für Paul doch nun einmal geworden, er mochte es ſelbſt wiſſen oder nicht, ſelbſt ſich geſtehen oder mit aller Sophiſtik der Gefühle vor ſich ſelbſt zu verbergen ſuchen. Oder war es der Umſtand, daß

er mit Prinzeſſin Leonie ein gemeinſames Geheimniß hatte, daß er alle zwei oder drei Tage eine Audienz in ihren Gemächern erhielt, wo die beiden jungen Leute ſich eifrig damit beſchäftigten, das zu errichtende Heer zu organiſiren und einzukleiden? Es iſt gewiß, daß dieſe Beſchäftigung wenigſtens viel Stoff zu gemeinſamer Heiterkeit darbot. Leonie hatte ſich eine Kiſte voll Puppengeſtelle von hinreichender Größe kommen laſſen. Mit der Hülfe ihres Ehrenfräuleins war ſie emſig befliſſen, dieſen Puppen Uniformen von verſchiedenem Schnitt und verſchiedener Farbe höchſtſelbſt zuzuſchneiden, fertig zu nähen und anzupaſſen. Paul hatte ihr gar nicht ſo viel kindlichen Sinnes zugetraut, wie ſie dabei bewies. Sie trieb die Angelegenheit mit einem Ernſte, als ob ein ganzes Menſchenſchickſal abhinge von Fragen, wie: ob zwei Reihen Knöpfe oder nur eine? Ob Paſſepoils an den Nähten oder keine? Ob wollene Epauletten für die Mannſchaft oder Achſelklappen? Ob weiße oder ſchwarze Bandeliere? Ob die Blechmützen mit der Granate darüber den Namenszug des Regenten tragen ſollten oder den Schwan des herzoglichen Wappens? Und das führte wieder zu andern Fragen. Was ſollte z. B. auf die Fahne geſtickt werden? Auch der Schwan von Anglure, die drei blauen Sparren von Eparille? Das

war wol das herzogliche Familien- und das bisher geführte Titelwappen. Aber es war doch nicht das Landeswappen. Was war das Landeswappen von Emsa-Ravenstein? In der That, es war gar keins da! Ein unerhörter Fall. Wie war man nur so lange fertig geworden ohne so etwas! Aber die ganze Staatsbildung war so neu, daß es nun einmal fehlte. Und durfte man eins machen ohne den Herzog? Das ging nicht an. Er hatte sicherlich auch schon daran gedacht; gewiß lagen Entwürfe dazu in seinem Schreibtisch. Wer sie hätte zu Gesicht bekommen können!

Wenn wir nur den Vater selbst ins Geheimniß ziehen dürften bei diesem Complote wider ihn! sagte Leonie ... eigentlich handeln wir doch unverantwortlich grausam gegen den Herzog, und niemals ist wol jemand eine theurere Freude gemacht worden, weil ihm so viel Freude darum entzogen wird! Welches Vergnügen würde es ihm machen, wenn er unsern Berathungen beiwohnte!

Eine theuere Freude ist es freilich, dachte Paul im Stillen. Es kostet entsetzlich viel Geld. Solch eine winzig kleine Armee ist doch schauderhaft drückend für das Budget. Nur hundert Mann und doch schon ein Finanzabgrund! Es ist eigentlich gewissenlos von mir, daß ich die Hände dazu biete!

Aber Paul betäubte dieſe Vorwürfe ſeines Gewiſſens. Ich bin, Gott ſei Dank, nicht der Finanzminiſter, ſagte er ſich. Erklärt uns Monſieur Bouquet am Ende des Jahres ein namhaftes Deficit im Staatshaushalt wegen unſerer kriegeriſchen Rüſtungen — nun, was ſchadet's! Es müſſen doch bald die Revenuen von den niederländiſchen Gütern des Herzogs herbeikommen. Sie müſſen doch endlich einmal kommen, und zwar ſehr bedeutende Revenuen; denn der Herzog hat doch bereits früher einen großen Train geführt und fürſtlich gelebt, und er war doch damals ganz darauf angewieſen. Haben ihm nun die Franzoſen auch ſeine dortige Souveränetät genommen — ſeine Renten und Domänen haben ſie ihm doch nicht geraubt, ſeine Forſten und Grundſtücke nicht confiscirt. Es iſt nur ſeltſam, daß Monſieur Bouquet und die andern ſich gar nicht darüber ausſprechen! Aber Prinzeſſin Leonie wird ſchon wiſſen, was ſie thut und wie weit ſie gehen darf.

Mit ſolchen Gründen entſchuldigte Paul Bronckhorſt ſeinen ſtaatswirthſchaftlichen Leichtſinn vor ſich ſelbſt und gab ſich dem Reize hin, den dieſe fortwährenden geheimen Verhandlungen mit ſeiner Gebieterin für ihn hatten. Mit dieſem Reize hing auch vielleicht die ängſtliche Sorgfalt zuſammen, die Paul an den

Tag legte, damit nicht irgendetwas geſchehe, was nicht die Billigung der Prinzeſſin habe. Seine Correſpondenz mit dem Hauptmann in der alten Landeshauptſtadt, der die Truppe anwarb und rüſtete — es war nicht Hauptmann Uhlenhorſt, der hatte die Sache viel zu ſchwierig und phantaſtiſch gefunden, ſondern ein jüngerer Mann, den Reinhard Tondern empfohlen hatte und der ſehr eifrig an die Arbeit gegangen — die Correſpondenz mit dieſem vortrefflichen Chef legte Paul gewiſſenhaft der Prinzeſſin vor: ſeine eigenen Antworten mußte ſie jedesmal prüfen, gutheißen, bevor ſie abgeſchickt wurden. Und ſo verging bald kein Tag, an welchen nicht zwiſchen den beiden jungen Leuten eine militäriſche Conferenz ſtattfand.

Dabei hatte Paul denn hinreichend Gelegenheit, den Charakter Leonie's, mit deſſen Räthſel er ſich früher grübelnd ſo viel zu ſchaffen gemacht, deutlicher zu erkennen. Er mußte ſich geſtehen, daß er geirrt, als er nur zwei Weſen in ihr erkannt, die Prinzeſſin und das junge Mädchen: es war noch ein drittes, Paul ganz eigenthümlich berührendes Element da, und das war — die Franzöſin, oder wenigſtens die franzöſiſch erzogene Dame. In der That, nur der Franzöſin in ihr konnten ihre, dem jungen Manne oft ganz unglaublich erſcheinenden Freiheiten der Neu-

ſterung und ihre ſelbſtbewußte Unabhängigkeit im Beſchließen und Handeln angehören. Von der unbewußten Träumerei, von der ſchwärmeriſchen Gefühlsinnigkeit, die er als „holde Weiblichkeit" bei den Dichtern geprieſen gefunden, war ſehr wenig in ihr. Ihre Gedanken ſchienen geradezu keck, und ebenſo keck waren die kurzen und unumwundenen Aeußerungen dieſer Gedanken. In den Augen Paul's, deſſen energiſche und muthige Natur darin einen Widerhall fand, gab dieſe Eigenſchaft Leonie einen unwiderſtehlichen Reiz mehr. Je überraſchender, je fremder ihm ſolch ein Weſen in einem Mädchen war, deſto mehr beſtrickte es ihn. Und doch — wie verſchieden war es von dem echt deutſchen, blonden, blauäugigen Ideal, das er ſich bisher in müßigen Augenblicken von einer Frauennatur gemacht hatte — in müßigen Augenblicken, ſagen wir, denn wir müſſen, um ſeiner Charakteriſtik gerecht zu werden, geſtehen, daß er andere Augenblicke nicht daran gewandt, daß er ſich überhaupt ſehr wenig in ſeinem Leben damit beſchäftigt hatte, Beobachtungen über die Natur der Frauen und der jungen Mädchen anzuſtellen. Er hätte jetzt, wenn man ihn auf den Unterſchied zwiſchen Leonie und ſeinem frühern Ideal aufmerkſam gemacht hätte — denn er ſelbſt ſtellte ſolche Vergleiche nicht an, er war dazu

von der Erſcheinung Leonie's als etwas Unvergleichlichem ſchon viel zu ſehr bezaubert — er hätte jetzt ſeinen frühern Geſchmack ganz unbefangen in Abrede geſtellt, er hätte im beſten Glauben geleugnet, daß er ihn je beſeſſen. Was galt ihm jetzt Gefühlsſeligkeit und ſchwärmeriſche Sinnigkeit gegenüber einem muthigen, lebhaften Geiſte, der, mit dem männlichen Geiſte ſich ebenbürtig fühlend, mit dieſem auf gleichem Fuße, auf gleicher Höhe der Bildung, der Intelligenz, des Wollens ſtand! Es lag in Paul's Natur, von der Liebe eine eigentliche Seelenverbrüderung zu verlangen.

Um ſo mehr aber war Eins in der Prinzeſſin ihm ganz entſetzlich, für ſeine klare deutſche Gründlichkeit, ſeinen ſyſtematiſchen Sinn gar nicht zu überwältigen. Dies waren Leonie's Einfälle, die Launen, denen ſie ſich hingab, ohne irgend Vernunft und Logik dabei zu Rathe zu ziehen und bei denen ſie blieb, Paul mochte noch ſo beredt ihren Mangel an Vernunft dabei nachweiſen — natürlich mit dem gebotenen Tone ehrfürchtiger Höflichkeit, welche zuweilen, wenn er ſo gar keinen Erfolg ſah, in eine förmliche Wehmuth überging. Leonie räumte geradezu ein, daß ſie um Folgerichtigkeit und Logik ſich nicht kümmere, und dies war juſt das für das deutſche Gemüth unſers Freun-

des Entsetzliche, Haarsträubende. Und bald kam es Paul sogar vor, als habe Leonie dies, wie wenn es eine schwache Seite sei, an ihm bemerkt, und als finde sie jetzt etwas wie eine boshafte Genugthuung darin, ihn durch Launen und capriciöse Einfälle zu ärgern, damit vollständig zu quälen.

Unser Geheimniß ist bis heute trefflich gewahrt, sagte er ihr eines Tages, als er ihr Briefe des Hauptmanns vorgelegt. Niemand als Bouquet, den Sie ins Vertrauen gezogen haben, ahnt etwas. Selbst, setzte Paul etwas schüchtern hinzu, da er nicht recht wußte, ob er das Eis in Beziehung auf einen Punkt brechen solle, welchen er schon lange gern zur Sprache gebracht hätte — selbst Baron Schlettendorf nicht!

Woher sollte er es ahnen? fragte die Prinzessin gleichmüthig.

Weil er sonst alles weiß.

Nun, er weiß viel — bis auf das, was ihm unbekannt ist.

Und das er sich alle Mühe gibt, auch noch zu erfahren!

Freilich! versetzte die Prinzessin sehr kalt.

Nach einer Pause warf sie Paul einen Seitenblick zu und sagte: Fahren Sie fort.

Worin?

In dem, was Sie über den Baron ſagen wollten.

Glauben Durchlaucht, ich hätte . . .

Weshalb nehmen Sie Anſtand?

Nun wohl, da Sie mich zum Reden auffordern — ich wollte bemerken, daß der Baron eine ungewöhnliche Theilnahme für unſere Angelegenheiten zeigt und ſich in meinen Arbeitsräumen ſo eingebürgert hat, daß ich nicht weiß, ob unſer gnädigſter Herr nicht unzufrieden damit wäre, wenn er es erführe, und ob ich nicht einmal darüber mit dem Herzoge reden muß. Aber Baron Schlettendorf iſt auf der andern Seite auch unſer hülfseifriger Beiſtand in ſo vielen Dingen — er zeigt ſich ſo uneigennützig dienſtfertig . . .

Uneigennützig? Leonie lachte.

Halten Sie ſeine Bereitwilligkeit nicht dafür?

Sie antwortete nicht, ſondern las den letzten Brief des Hauptmanns, den Paul ihr gebracht hatte, zu Ende.

So wenig, hub ſie dann plötzlich wieder an, daß er auf nichts Geringeres ſpeculirt, als ſeinem erlauchten Hauſe einſt die Krone von Emſa-Ravenſtein zu erringen.

Wie — das iſt Scherz, Durchlaucht!

Keineswegs!

Aber das iſt ja ganz unmöglich. Auf welche Art und Weiſe könnte je daran gedacht werden?

Wie heißt doch der lateinische Spruch von dem glücklichen Oesterreich?

Tu felix Austria nube? Meinen Sie den, Durchlaucht?

Den eben.

Aber . . .

Das hätten Sie längst merken können, mein Herr Kriegsminister!

O, es gibt auch einen Spruch: Domus austriaca non est casa tua!

Mag sein! Aber trotzdem sieht Baron Schlettendorf seine künftige Schwiegertochter in mir! Ist es nun nicht natürlich, daß er sich mit den Verhältnissen unsers Hauses bekannt machen will?

Paul war stumm vor Verwunderung; über die Sache nicht allein, sondern auch über die unbefangene Offenheit, womit Prinzessin Leonie sie aussprach.

Aber, sagte er dann, diese Verwegenheit . . .

Ist ganz erklärlich und natürlich. Ich lasse mir von seinem Stammherrn den Hof machen, so gut wie sein Stammherr den Hof zu machen versteht: und was die etwaigen Schwierigkeiten anbetrifft, so weiß man nicht, was im Schooße der Zukunft verborgen liegt. Die großen politischen Bewegungen haben ihr Ende nicht erreicht. Es können neue Stürme kommen; die

Fürſten ſo kleiner Staaten wie der unſere können ſehr tief gedemüthigt werden. Es können — wer weiß, wie bald! — Tage kommen, wo wir Gott danken, wenn man uns unſere Privatbeſitzthümer, unſere Domänen läßt: und kommen ſolche Tage — wäre es dann nicht für das gebeugte Fürſtenthum der Anglure ſehr vernünftig, wenn es dieſe Domänen und die Güter des Schlettendorf'ſchen Majorats in eins aufgehen ließe, welches letztere dann doch wenigſtens einen höchſt reſpectabeln Umfang bekäme?

Aber es wäre doch — eine Misheirath; dazu würde doch der Herr Herzog nimmermehr . . .

Eine Misheirath! das wäre es freilich! fiel ihm Leonie ins Wort, und dabei lachte ſie laut auf.

Paul konnte keine Silbe mehr hervorbringen. Ihm wirbelte förmlich der Kopf. Er ſuchte ſo bald wie möglich entlaſſen zu werden, und dann ſtürmte er, ſobald er allein war, in ſeinem Zimmer auf und ab. Er war in heller Verzweiflung. So über alles Maß „unlogiſch" wie heute war ihm Leonie noch nie vorgekommen; ſo inconſequent, ſo widerſinnig ihr Reden und ihr Thun noch nie erſchienen. Sie mußte doch, wenn ſie den Plan Schlettendorf's erkannt hatte, entweder darauf einzugehen entſchloſſen ſein, was nach der Art, wie ſie ſich äußerte, undenkbar war — oder

nicht. War aber das Letztere der Fall, wie war es dann möglich, fortwährend des jüngern Schlettendorf's Huldigungen anzunehmen und des ältern Dienstbefliſſenheit auszubeuten, was freilich nicht ſie, wol aber ihr Vater that? Paul konnte über dieſe Fragen nicht hinwegkommen. Und wie ſie ihm das offen geſagt hatte — ihm, dem tief unter ihr ſtehenden Untergebenen, noch dazu in Gegenwart ihrer Geſellſchafterin, der de la Croir! — Paul hatte längſt, ſahen wir, aufgehört, in ſeinem Frauenideal eine deutſche, züchtig verſchloſſene Senſitive ſehen zu wollen — aber dies war ihm denn doch zu ſtark, zu franzöſiſch. Seine ganze Antipathie gegen Clemens Schlettendorf kehrte dabei zurück, und zornig ſchwur er ſich, daß aus den Planen des Barons, ſoviel an ihm liege, nun und nimmer etwas werden ſolle. Er ſchwärmte plötzlich für die unbefleckte Reinheit des fürſtlich Anglure'ſchen Bluts; er fühlte auf einmal einen wahren Abſcheu in ſich gegen alles, was Mesalliance hieß. Er war plötzlich wie ein alter im Dienſt des Hauſes ergrauter Hausbofmeiſter, der ſich todtſchlagen läßt, um die Reinheit eines erlauchten und hochadelichen Stammbaums zu erhalten.

Bei der Arbeit litt es ihn heute nicht. Er verließ ſeine Wohnung, um draußen freie Luft zu ſchöpfen.

Es war Abend. Auf dem Hofe vor dem ehemaligen Prälaturbau war alles still und wie ausgestorben. Der Mond stieg über dem Dache der alten Abteikirche empor und lugte voll und groß in den verlassenen Raum hinunter, in welchem Paul auf- und abging, und dabei achtlos fortschritt über die phantastischen Schattenbilder der hohen ausgezackten Giebelwand der Kirche mit ihren Phialen und durchbrochenen Gesimskrönungen, die der Mond scharf umrissen auf den Boden hinlegte. Drüben aus dem Gastbau links drang Lichtschimmer aus den Bureaux der Verwaltung hervor. Monsieur Bouquet und seine Employés sorgten dafür, daß die äußern Kennzeichen ihrer Thätigkeit nicht fehlten, wenn etwa der regierende Herr ans Fenster trat und einen Blick hinaus warf. Rechts aus den Nebengebäuden, wo die Küchen sich befanden und das Dienstpersonal untergebracht war, hörte man Stimmenwechsel, Gelächter, Gezänk in deutscher und französischer Sprache, das durch die geöffneten Fenster der hell erleuchteten Räume tönte. In diesen Regionen herrschte überhaupt fast immer eine Art von Hexensabbath, um den die Herrschaft sich nicht kümmerte und der vom Haushofmeister nicht zu bewältigen war. Das französische und das deutsche Element lagen hier in fortwährendem Kriege. Die neu angenommenen

Diener wurden von den franzöſiſchen geneckt, verſpottet und gehetzt; ſie rächten ſich durch verdoppelten Aufwand von Phlegma und Langſamkeit und durch ewige Misverſtändniſſe. Sie verſtanden ja kein Franzöſiſch und noch weniger Walloniſch, und brauchten es ja nicht zu verſtehen! Zu dem Lärm und Gezänk, das von daher erſcholl, bildete das periodiſche Kettengeraſſel, welches aus den Ställen der ruhig ihr Heu verzehrenden Pferde herübertönte, einen eigenthümlichen Contraſt. Die angeketteten Creaturen befleißigten ſich ganz ohne Frage eines friedfertigern, geordnetern, civiliſirtern Zuſammenlebens als die vernunftbegabten!

Einen Moraliſten oder Philoſophen mußte dieſe abendliche Scenerie mit eigenthümlichen Gedanken erfüllen. Welchen Umſchwung der Dinge hatte dieſer Platz in kurzer Zeit erlebt! Von welchem Contraſte war er noch heute Zeuge! Lebten doch hinten im Schatten der Kirche noch drei der alten Bewohner dieſes gottgeweihten Baues, den irgendein frommer Graf oder Herr in grauen Vorzeittagen errichtet, ohne Ahnung, daß je eine Epoche der Menſchheit kommen könne, wo man ſich nicht das Mindeſte daran kehren werde, was ein alter, für das Heil ſeiner armen Seele beſorgter Dynaſt vor fünfhundert Jahren beſchloſſen habe; wo man den ganzen Seligkeitsapparat der alten

Seele einziehen und das Erbe eines fremden Stammes daraus machen werde, welchen letztern der einstige Gebieter und Herr sicherlich nicht in seinem Testamente bedacht haben würde. War das irgend zu vereinen mit den Begriffen von Recht, Sitte, Gesetz, auf welchen sich seit einem Jahrtausend die Gesellschaft aufgebaut hatte? Nein! Aber ein Sturm war durch die Welt gefahren, der alle die kleinen Lichter und traulichen Herdfeuerchen, an denen die Menschheit sich ihre schmale Geistesnahrung in den ererbten Töpfen gekocht, ausblies und vertilgte. Die alten erleuchtenden Flammen von Recht, Gesetz, Vernunft waren in diesem Sturme mit erstickt worden, und während die Sonne einer neuen Zeit noch trüb und wolkenverhüllt am Horizont aufdämmerte, herrschte vorläufig ein chaotisches Durcheinander, ein wirres, anscheinend zielloses, unverständliches Treiben auf der umdunkelten Erde.

Paul Bronckhorst allerdings stellte solche Betrachtungen keineswegs an, während er auf dem weiten monderleuchteten klösterlichen Schloßhofe auf- und niederschritt. Seine Seele war von andern Dingen viel zu voll. Er dachte darüber nach, ob er nicht über das, was ihn erfüllte, mit dem Herzoge reden solle. Aber wie sollte er beginnen? welchen Vorwand nehmen, der erklärte, weshalb er sich in eine Sache mische,

die ihn ſo gar nicht berührte? Und welchen Dank würde er beim Herzoge ernten? Der Herzog war ein Mann des Gehenlaſſens. Er wollte möglichſt wenig behelligt, beläſtigt, mit Sachen, die ſeine Denkthätigkeit in Anſpruch nahmen, gequält ſein. Er konnte ſonſt wol in hohem Grade zornig werden; und die Ausbrüche ſeines Unwillens richteten ſich in ſolchen Augenblicken weit ſeltener wider die eigentliche Quelle deſſen, was ihn verdroß, als wider den, welcher ihm zunächſt zur Hand war, welcher ihm davon ſprach.

Paul ging endlich in ſeine Wohnung zurück, um ſich wieder in ſeine Arbeiten zu ſtürzen und durch die Beſchäftigung damit ſich von den Gedanken zu zerſtreuen, welche ihn quälten. Er blickte vorher noch einmal zu den erleuchteten Fenſtern der Prinzeſſin empor. Eins derſelben ſtand halbgeöffnet, und in dem Augenblicke, wo Paul hinauf ſah, verſchwand dort oben ein Frauenkopf — es war nicht mehr zu unterſcheiden, ob es Leonie ſelbſt oder die de la Croix geweſen. Hatte man ſeine einſame unruhige Wanderung beobachtet?

## Dreizehntes Kapitel.

Weh dir, daß du ein Enkel bist!

Sehen wir uns jetzt einmal wieder nach unsern zurückgelassenen Freunden in der Hauptstadt um.

Herr Moorhahn hatte endlich seine sämmtlichen Acten und Instrumente, welche sich auf den Landestheil bezogen, woraus man das Fürstenthum Emsa-Ravenstein geschaffen, einem kleinen dicken Herrn übergeben, der sich ihm als neu creirter fürstlicher Hofrichter vorgestellt hatte und abgesandt war, bei unserm Notar sowol wie bei dessen Collegen in der Hauptstadt dieses Geschäft zu „bereinigen". Es war eine sehr langweilige Arbeit gewesen; dem Hofrichter Kandermann hätte Moorhahn nicht, wie den fürstlichen Gebieter desselben glauben machen können, daß die Sache große Eile habe, und Herr Kandermann war nicht der Mann, der in angeborener „Decretenfreudigkeit", wie die Herren Beamten das nennen, Eilsachen

wie Weilfachen mit gleicher Hitze erledigte. So hatte man eine ganze Reihe von Tagen hindurch Acten durchstöbert und gesondert und entsetzlich viel Staub verschluckt. Als man glücklich damit zu Ende und der fremde Beamte mit seinen Schätzen abgezogen war, fühlte Herr Moorhahn entschieden das Bedürfniß einer kleinen Erholung.

Wenn doch nur, sagte er am Abend beim Nachtmahl — wenn doch nur irgendwo jemand auf den gottesfürchtigen Gedanken käme, dieses schlechte irdische Jammerthal mit dem bessern Jenseits zu vertauschen und testamentarisch sein Haus zu bestellen, daß man zu nöthiger notarieller Beihülfe dabei einmal wieder über Land gerufen würde! Ein kleiner Ausflug in die frische Luft thut mir wirklich noth!

Ist denn gar nirgends etwas derartiges zu thun, Herr Moorhahn? fragte Tondern, der wußte, daß der Notar um eines Vergnügens willen, welches nicht das utile dem dulci beimischte und dessen Zeche nicht am Ende von irgendeiner „Partei" bezahlt ward, die Stadt nicht verlassen würde.

Nichts, gar nichts — keine Verschreibung, kein Augenschein, kein neuer Proceß, bei dem man, sich zu instruiren, hinaus müßte — Schierholz hat am Ende doch Recht.

Worin, Herr Moorhahn?

Er behauptet, nun wir das Preußiſche Landrecht hätten, würden die Leute aufhören zu proceſſiren. Die Proceſſe würden jetzt zu kurz abgemacht. Früher hätte das Vergnügen dabei beſſer vorgehalten. Es hätte nicht viel mehr gekoſtet und doch hätte man was gehabt für ſein Geld. Jetzt könnte man ebenſo gut in die Lotterie ſetzen.

Ich glaube doch, meinte Tondern, daß Schierholz da Unrecht hat, wenn er fürchtet, die Lotteriecollecteure würden den Advocaten eine gefährliche Concurrenz machen. Die preußiſche Themis hat an ihren fünf Bänden Landrecht und ſiebzig Bänden Verordnungen doch auch zu ſchwer zu ſchleppen, um ſich nebenbei noch als Schnellläufer für Geld ſehen laſſen zu können. Aber da wir von Proceſſen reden, Herr Moorhahn, — ich beabſichtige, jetzt den meinigen wieder aufzunehmen; Paul Bronckhorſt hat mir verſprochen, eine Eingabe auszuarbeiten, ſobald er nur ein klein wenig zu Athem gekommen bei den herzoglich Anglure'ſchen Angelegenheiten, welche auf ihm laſten. Ich möchte nun vorher einmal Rellingſtein beſuchen, um mit dem Verwalter Dorgelo dort zu reden und im Archiv ein wenig herumzuſtöbern. Wer weiß, was man da noch entdeckt, das für Paul's Inſtruction weſentlich iſt!

Darin haben Sie Recht, Tondern, verſetzte Moorhahn.

Begleiten Sie mich, Herr Moorhahn.

Wozu ſoll ich dort dienen?

Als mein Rechtsbeiſtand. Gewinne ich den Proceß — und gewinnen muß ich ihn ja einmal — dann kreiden wir die Reiſekoſten und Diäten der Gegenpartei an.

Nun, ſchmunzelte Moorhahn, dazu könnten wir ja unſer Rößlein einſpannen laſſen.

Nach dem Herrn von Tondern ſeinem Schloß willſt du? fragte hier des Notars Töchterlein Annette; da muß ich dabei ſein, Papa!

Und was willſt du da, Kind?

Ich will das Schloß ſehen, wo der Herr von Tondern als Baron reſidiren wird — ich muß doch auch einen Begriff von ſeiner einſtigen Herrlichkeit haben! antwortete Annette mit einem ſchalkhaft ſpöttiſchen Seitenblick auf den Notariatsgehülfen.

Die Demoiſelle Annette will ſich die Lokalitäten beſehen, fiel Tondern ein, um ſich ſchon vorher ein wenig zu überlegen, wo wir ſpäter den großen Kleiderſchrank hinſtellen und wo das Staatskanapee. Denn das ſollen Sie ſehen, Herr Moorhahn, wenn ich einmal auf Rellingſtein hauſe, dann ... ja dann!

Was der Herr von Tondern ſich einbildet, lachte Annette fröhlich — dann nehme ich ihn erſt recht nicht! Er iſt mir jetzt ſchon viel zu klug, und wenn er ſo klug geweſen iſt, einen großen Proceß zu gewinnen, dann wird er ſich gar zu ſchlimm geſcheidt dünken, der Herr von Tondern!

Und einen klugen Mann, freilich, den kann die Demoiſelle Annette nicht brauchen, neckte Tondern; wenn man einmal über X und U mit ihm ins Discuriren geräth, ſo iſt's nicht gut, wenn er gar zu feſt in literis iſt! Wiſſen Sie was, Demoiſelle Annette, nehmen Sie den alten Uhlenhorſt, der kümmert ſich um X und U gar nichts!

Nun weshalb nicht? antwortete Annette. Wenn ich einmal ein Alterthum heirathen ſoll, ſo nähme ich wirklich noch lieber einen alten Mann, wie ſo ein altes Caſtell!

Da haben Sie's, Tondern, fiel lächelnd Moorhahn ein — nehmen Sie ſich vor der in Acht, die iſt ſchlagfertig! Alſo du willſt uns begleiten, Kind? Nun, mir iſt's recht. Dann muß Herr von Tondern aber kutſchiren, damit dem armen Braunen die Laſt nicht zu ſchwer wird, denn wir haben ſchlechte Sandwege. Und ich meine, wir könnten gleich morgen uns in Bewegung ſetzen.

Der Vorschlag wurde mit Acclamation von den beiden jungen Leuten aufgenommen, und um 6 Uhr am andern Morgen hielt ein leichter Korbwagen, bespannt mit Herrn Moorhahn's weißbeinigem Braunen im Schatten des alten Thurms vor des Notars Hausthür. Der letztere und Tondern traten gleich nachher auf die Schwelle und warteten auf Annette. In dem Thurme wurde gerade zur Messe geläutet, und die wackelige große Haube, die ihn krönte, wiegte sich dabei leise hin und her, als ob sie den Reisenden ganz gemüthlich Adieu zunicken wollte.

Annette erschien; rosig und frisch wie eine Centifolienknospe im Morgenthau, im hellblauen Kleide mit weißbebändertem Strohhut und weißem Umschlagtuch. Sie sah reizend aus und ihre Augen lachten, als ob sie es recht gut wisse und sich darüber freue und auch ein klein wenig schäme, so reizend und so vergnügt darüber zu sein.

Ich sehe schon, neckte Tondern, die Demoiselle Annette will ihre zukünftigen Gutsunterthanen blenden! Die Grundholden von Rellingstein sollen alle gründlich bezaubert werden!

Sie gab ihm einen Schlag mit ihrem Fächer und bestieg mit Hülfe ihres Vaters das leichte Gefährt. Moorhahn setzte sich neben sie, Tondern ließ sich vom

Knecht die Peitsche und die Zügel reichen und nahm den Vordersitz ein. Der Braune setzte sich in Trab.

Bald lag das düstere Stadtthorgewölbe hinter ihnen und der frische Morgenwind wehte durch Annettens blonde Locken. Das Wetter war vortrefflich; die Sandwege zeigten sich erträglich, sie waren durch vorhergegangenes Regenwetter fest geworden und des Notars Rößlein zog seine Last ohne große Mühe in wackerm Laufe, stetig wie ein Uhrwerk, dahin. Man kam durch eine Gegend, der es an Abwechselung nicht fehlte. Bald fuhr man durch Felder und Büsche, bald über Heiden, wo Schafe weideten, bald durch ein Dorf, durch welches sich der Weg mit behutsamer Schonung aller Privatinteressen der Einwohner schlängelte, hier eine kleine Gartenhecke, dort die Territorialgerechtsamen eines großen Düngerhaufens durch eine kühne Krümmung berücksichtigend. Es war 10 Uhr, als der Wagen in eine Allee von alten Eichen einbog, die auf ein offenes Thor mit großen Steinpfeilern zuführte.

Nun, Demoiselle Annette, sagte Tondern, sich zurückwendend, bitte ich um einige andächtige Sammlung des Gemüths. Das Schloß, welches da im Kranze ehrwürdiger Eichen, umgeben von gesegneten Ackerfluren, vor uns liegt, ist Rellingstein, der Sitz meiner Ahnen!

Ihrer Ahnen? Es ſtammt ja von Ihrer Mutter Seite, bemerkte Moorhahn.

Alſo doch meiner Ahnen, wenn auch nicht in gerader Linie . . .

Von geraden Linien iſt hier auch nicht viel zu bemerken, fiel Annette ſchelmiſch ein. Sehen Sie mal dieſe Steinpfeiler an. Die ſind ja ganz ſchief!

Das muß ſo ſein, das nennt man pittoresk! verſetzte Tondern.

Ja, pittoresk iſt Ihr Caſtell, Tondern, das iſt wahr. Sehen Sie, wie es über dem ausgetrockneten Graben hängt, als wollte es ſich morgen da hineinlegen mit dem ſchönen Spruch: Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren, nun meine Augen noch einmal . . .

Spotte die Demoiſelle nicht ſo gottlos, fiel ihr Tondern in die Rede — oder ich fahre in geſtrecktem Trabe durch den langen Thorbogen vor uns, und dann wird ſie ſehen, was ihr widerfährt auf dem alten Steinpflaſter.

Dagegen leg' ich Proteſt ein, Herr von Tondern, rief Moorhahn dazwiſchen, dazu geb' ich ſchon meinen Wagen nicht her!

Tondern hemmte in der That den Schritt des Pferdes, ſobald er das erſte Thor, oder vielmehr die zwei

Steinpfeiler paſſirt war, die ein ſolches ehemals getragen hatten und jetzt völlig außer Dienſt geſetzt waren, denn die Flügel waren verſchwunden. Der Wagen fuhr nun mit kluger Langſamkeit durch den gewölbten, an beiden Seiten mit Guirlanden von altem Pferdegeſchirr verzierten Thorbogen eines Vorbaus auf den Hof von Haus Rellingſtein.

Das Gebäude, welches ſich jetzt zur Rechten der Ankommenden erhob, war allerdings viel mehr „pittoresk" als ſchön. Es war grau von Alter und ſah ſehr melancholiſch aus — wie verdrießlich über eine Generation, die das graue Alter ſo wenig ehrte. Auf den Dächern wucherte Lauch, in den Fugen der Mauern hatten ſich Saxifragen eingeniſtet und an die Geſimſe hatten unzählige Schwalben ihre Neſter geklebt. Die Fenſterläden hingen hier und da nur noch in einer Angel feſt, und die Meerjungfrau, die oben auf dem Thurme als Windfahne diente, ſchien im Begriff, ihrem elenden verroſteten Leben ein Ende zu machen und ſich auf das Pflaſter des Hofes niederzuſtürzen, ſobald ſie nur erſt allein ſei, um ungeſtört dieſe tragiſche Kataſtrophe auszuführen. Denn es trieben ſich mancherlei unſaubere Geſtalten von Knechten und Mägden und anderm „Ackergeräth" in den Ställen und auf dem Hofe herum, welche allerdings

kein Publikum waren für eine Meerjungfrau, die sich auf anständige Weise von einem Thurm stürzen will.

Eine der erwähnten Gestalten nahm Tondern die Zügel ab und die Reisenden stiegen vom Wagen, um, bevor sie das Innere betraten, sich noch einmal rings umzuschauen. Groß und ansehnlich war „die Burg zu Rellingstein" genug, hätte sie nur nicht so schauerlich wüst ausgesehen. Es waren auch sehr schöne Wappen an dem alten Thurm. Eins über der Eingangsthür fesselte Annettens Blicke. Es stand darunter zu lesen:

> To man schreev dusent fyfhundert un dertich
> Met Hülpe Goddes word dese Hußdaw ferdig:
> Fast un bange, dat man sick dade wondern.
> Glawes van Baarst, Ridder, und Elske Tondern.

Annette mußte herzlich darüber lachen.

Verwundern thut man sich freilich über Elske Tondern, daß sie's in dem Castell ausgehalten hat, sagte sie. — Und das da ist wol dem Herrn Reinhard sein Wappen? Was stellt es denn für? Ein Frauenzimmer mit einem Fischschwanz und einer Rose in der Hand?

Eine Meerjungfrau mit einer Seerose, antwortete Tondern, dem die Neckereien Annettens das gehobene Selbstgefühl, womit er diesen Bau betrat, nicht wegspotten konnten. Das ist die Melusine, wenn Sie von

der gehört haben, die „Meluſine von Rellingſtein", von der eine ſehr ſchöne Sage geht. Aber es iſt nicht mein Wappen, ſondern das von Baarſt. Das meinige, das von Glofe Tondern, iſt hier rechts, eine goldene Schaffſcheere im rothen Feld, weil tondre ſcheren heißt.

Gut, daß Sie das ſo hübſch erklären, lachte Annette übermüthig — ſo weiß man doch, wie's einem armen Lamm gehen würde, daß ſich mit dem Herrn von Tondern einließe!

Die Annette iſt aber heute gar zu ſchlimm, ſagte kopfſchüttelnd Herr Moorbahn, das Innere des Thurms betretend, wo eine Wendelſtiege in die Höhe führte.

Lauter Freude, daß ſie ihr dereinſtiges Schlößlein ſo ſchön findet, verſetzte Tondern. Sehen Sie nur hier, iſt das nicht ein großartig ſchöner Ritterſaal?

Mit dieſen Worten warf Reinhard, nachdem ſie einige Stufen emporgeſchritten waren, vor ſeinen Begleitern eine Thür von dunkelm Eichenholz auf, und ſie betraten einen Raum, der allerdings großartig genug war: ob aber auch ſchön, darüber konnten ſelbſt leidenſchaftliche Alterthumsfreunde getheilter Meinung ſein. Er nahm die ganze Breite des Gebäudes ein. Drei Fenſter gingen auf den Hof; ihnen gegenüber drei andere, unter denen ein großes Erkerfenſter, auf

die Felder hinaus, und mit wunderlicher Verachtung aller Symmetrie zeigten einige von diesen Fenstern kleine runde bleigefaßte Scheiben, die andern dagegen große viereckige in Holzrahmen. In der Mitte stand eine ziemlich roh behauene hölzerne Säule, als prophylaktische Maßregel gegen den drohenden Einbruch eines der Querbalken, welche die Decke trugen. Rings an den Wänden hingen eine Menge alter Bildnisse, gestrenge Ritter, wohledle und tugendreiche Frauen, sittige Fräulein, aber in bedauerlicher Weise war den meisten eine für so reputirliche Personen höchst unpassende Maskerade angesonnen, die ihnen die Gesichter verhüllte. Die Nägel, welche die Rahmen trugen, hatte man nämlich sinnigerweise zum Aufhängen zahlloser kleiner Bündel von Sämereien benutzt, die hier trocknen sollten.

Tondern überkam etwas wie ein wehmüthiges Gefühl bei diesem Anblick. So geht man mit euch um, meine alten Großpapas, dachte er — nun, um so besser, wenn ihr heute nicht sehen könnt, wie schlecht es eigentlich euerm Enkel geht!

In der Mitte der einen Wand des Saals war ein großer schöner Kamin mit einem hohen und weiten Sims, den steinerne Karyatiden, die ebenfalls Meerjungfrauen darstellten, auf ihren Köpfen trugen.

Es brannte eine Holzflamme im Kamin und vor demselben, neben einem langen Tisch stand ein junges Mädchen, mit Platten von Wäsche beschäftigt. Als sie auf- und überrascht die Fremden anblickte, zeigte sie ein auffallend hübsches, von schwarzem Haar umrahmtes Gesicht, etwas braun, etwas zu stark — wei von ihrer Arbeit — gerötet, aber pikant durch einen fremdartigen Zug: das Näschen war leicht gebogen, der kleine Mund etwas trotzig geschwellt, die schmalgeschlitzten mandelförmigen Augen waren schwarz wie die Nacht, aber sie glänzten feurig unter den langen Wimpern hervor.

Sondern eilte rasch auf sie zu und schüttelte ihr herzlich die Hand.

Guten Tag, Melusinchen, sagte er, wie geht es dir? — Du bist ja in die Höhe gewachsen „gerad wie ein Palmenbaum über sich steigt"! und dann die junge Schöne Meerbahn und Annette vorstellend, sagte er:

Das ist meine alte Freundin und Spielkameradin, das Melusinchen, meiner alten Tante Herzblättchen ... ach, das waren noch gute Zeiten, nicht wahr, Melusine, als wir zusammen in diesem Saale Blindekuh spielten und dabei der guten alten Dame den Milchtopf oder das Spinnrad umrannten.

Das „Melusinchen", wie Tondern seine Jugendfreundin nannte, war noch röther geworden und strich etwas verlegen ihr schönes schwarzes Haar aus der Stirn. Unterdeß kam ein stämmiger alter Herr in einem grünen Rock und Jagdstiefeln, der an einem Schreibpult unten im Saale gesessen, herauf, und begrüßte freudig Reinhard Tondern.

Sieht man Sie einmal wieder, Herr von Tondern? sagte er — und das ist ja wol der Herr Notar Moorhahn?

Nebst Demoiselle Tochter, versetzte Tondern; wir hatten heute Lust, eine kleine Landpartie zu machen, und da dachten wir, Rellingstein sei ein ebenso gutes Ziel wie jedes andere!

Das ist brav von Ihnen, Herr von Tondern, sagte der Alte, dem jungen Manne die Hand schüttelnd — waren auch lange nicht hier — gewiß seit zehn Jahren nicht!

Nun, ich habe leider nicht eben viel dringende Geschäfte hier, Herr Förster!

Leider — ja leider! sagte der Alte. Aber kommen Sie und lassen Sie sich nieder — meine Tochter besorgt uns unterdessen einen kleinen Imbiß — Agnes hörst du — nur hier in den Erker hinein.

Der Erker war in der That ein ganz hübsches

heimliches Plätzchen. Der Boden desselben war über die Dielen des Saals um ein bedeutendes erhöht, sodaß man mit einer Stufe hineinstieg. Nach allen drei Seiten des Ausbaus waren Fenster mit einer freundlichen Aussicht angebracht; der Erker sprang nämlich über den ausgetrockneten Burggraben vor, und man blickte durch die Fenster zwischen den Stämmen der Eichenreihe, welche jenseit des Grabens stand, hindurch auf Ackerfelder, grüne Kämpe und Gehöfte. Unter den Fenstern des Erkers liefen Bänke, auf denen alte gewirkte Polsterkissen lagen, umher, und in der Mitte stand ein runder Tisch aus gebohntem Eichenholz.

Herr Moorhahn nahm hier einen bequemen Sitz ein; Jenderu setzte sich neben ihn und Annette in der andern Ecke ihm gegenüber. Sie folgte mit ganz eigenthümlichen Blicken den Bewegungen des „Meisterchen's", das jetzt seine Wäsche und seinen Plättapparat rasch zusammenpackte und wegräumte. Reinhard unterließ nicht, diese Blicke Annettens von der Seite zu beobachten, während er zugleich sehr lebhaft das Gespräch mit dem alten Förster fortsetzte.

Nach einer kurzen Weile verschwand Agnes mit ihrer Wäsche und kehrte dann vom andern Ende des Saales her, aus einer Nebenthür, mit allerlei Imbiß

gegenständen zurück. Ueber den Tisch breitete sie eine weiße Serviette und stellte Teller, Liqueurgläschen und eine Flasche darauf, aus welcher der Förster seinen Gästen einschenkte.

Der Notar prüfte das Getränk und fragte mit einiger Ueberraschung:

Aber woher haben Sie diesen ausgezeichneten Liqueur, Herr Förster? Das ist echte amsterdamer Waare.

Der Förster sah lächelnd seine Tochter an, welche eben ein Paar Teller mit Butter, Gebäck und Brotschnitten brachte.

Das müssen Sie meine Tochter fragen, Herr Notar, die hat so ihre eigenen Quellen, sagte er.

Das Melusinchen erröthete abermals tief und verschwand sehr eilfertig wieder, als ob sie draußen höchst dringend zu thun habe.

Annetten war diese kleine Scene überaus interessant — sie warf auf Tondern einen Blick, in dem etwas von triumphirender und spöttischer Schadenfreude aufblitzte, als ob sie sagen wollte:

Sieht der Herr Reinhard, wenn er etwa hier vermeint, seine alte Jugendliebe neu ins Flammen bringen zu können, so irrt er sich — seine Melusine scheint schon so ihre kleinen Herzensgeheimnisse zu haben und

hat nicht auf den Herrn Reinhard gewartet, um ins Flammen zu gerathen!

Wie werden Sie denn nun in der Stadt mit den Preußen fertig? fragte unterdeß der Förster den Notar.

Nun, meinte Herr Moorhahn, es geht so ziemlich. Manches ist schlimm, die Soldatenwirthschaft namentlich; die Art, wie sie die armen Menschen durch Werbung und Cantonnirung zusammenbringen, sowie ihre Hitze auf die Weibchen, was die Steuern, Accise und dergleichen angeht, und wenn es geistliche Herrn einzuziehen gibt. Da aber unser Freund Lenkern hier mit den geistlichen Herrn sich gleichfalls in den Haaren liegt und nächstens einen neuen Feldzug dagegen eröffnen will . . .

Was, Herr von Lenkern, Sie wollen's noch einmal versuchen? fiel der Förster lebhaft ein.

Das sollten Sie eigentlich gar nicht wissen, Vergelo, aber nun es der Notar verrathen hat — ich will es jetzt vor den preußischen Gerichten versuchen und bin eigentlich deswegen hier!

Hier?

Um ein wenig in den alten Schriften und Lehnsbriefen und was sonst noch da sein mag, zu stöbern, und um Sie etwas auszuhören, Förster!

Nun, ich glaube, unter den Schriften werden Sie

nicht viel finden. Was wichtig ist, wird man schon beiseite gebracht haben. Wenn Sie aber von mir etwas hören wollen, brauchen Sie draus kein Hehl zu machen. Was ich weiß, sag' ich gern. Bin kein Freund von den schwarzen Herren. Wissen's selber, Tondern. Fragen Sie nur. Und dann wollen wir hören, was der Notar sagt. Ist mir lieb, daß ich mal erfahren kann, was einer, der vom Fach ist, über die Kniffe sagt.

Danke Ihnen, Herr Torgelo, daß Sie die Kniffe mein Fach nennen.

Nun nichts für ungut. Aber Kniffe sind dabei gewesen. Denn sehen Sie, die Geschichte ist so — aber erst trinken die Herren aus und ich will mir unterdeß meinen Meerschaum stopfen. . .

Und ich, sagte Annette aufstehend, will Reißaus nehmen vor euern Geschäftsgesprächen und einmal sehen, was Demoiselle Agnes macht.

Thu' das, Kind, meinte Moorhahn, und schau' dich einmal hier um. Bring' auch dem Braunen einen Gruß von mir und sieh nach, wie's ihm geht.

Annette ging mit ihrem elastischen Schritt, von Tondern's Augen verfolgt, den langen Saal hinab und verschwand am Ende desselben durch die Nebenthür. Der Förster kam mit seiner brennenden Pfeife zurück

und die drei Männer saßen nun allein in gemüthlicher Ruhe in dem sonnigen Erker, ungestört ihrem Geplauder hingegeben.

Ich muß noch oft an den alten Eggenrode denken, hub der Förster Torgelo an — wie der so manchmal hier in diesem Saale auf- und abgeschritten ist und hat dem alten Fräulein Venegund Vernunft gepredigt. Es war ein wunderlicher Mann und wunderlich genug sah er aus in seiner dicken schwarzen Wildschur, schwere Stiefeln mit Sporen, die ein halbes Pfund wogen, an den Füßen. Unten in den Küchen, die just hier unter dem Saale liegen, wußte man's immer gleich, wenn der Baron Eggenrode da war, denn dann rieselte und stäubte gleich der Kalk nur so von der Decke herunter. Der große Pascha, sein Saufänger, ging hinter ihm drein, immer auf und ab. Und den Anerben vom Werdekopingbofe, der jetzt der Wehrfester ist, den hatte er zum Reitknecht; ohne den sah man ihn nicht über Land reiten. Drei seltsame Burschc waren's. Der alte Baron war immer wüthend, und der Pascha immer knurrig und der Knecht immer verdrießlich. Es war, als hätte der liebe Gott die drei recht füreinander geschaffen. Nun, Sie müssen ihn ja noch gekannt haben, den Baron Eggenrode, Herr Moorbahn?

Der Notar blickte durchs Fenster und versetzte wie ausweichend:

Gesehen habe ich ihn einmal . . .

Wissen Sie, der die Geschichte mit dem Baron Schlettendorf hatte. . .

Ja, ja, ich erinnere mich seiner, fiel Moorhahn ein.

Und was war das für eine Geschichte, die er mit Schlettendorf hatte, fragte Tondern?

Bringen Sie unsern Freund Dorgelo nicht vom Text ab, bemerkte Moorhahn — er wollte uns erzählen, was der Baron Eggenrode hier im Saale machte.

Nun, er predigte ihr aus Leibeskräften Vernunft vor, hub der Förster wieder an.

Meiner Großtante?

Ihrer Großtante, Tondern . . .

Das war die letzte Baarn zu Rellingstein? fragte Moorhahn.

Ja, fuhr der Förster fort, und weil sie die letzte Rellingstein war und kein näherer Erbe als ihrer Schwester Enkel, unser Herr von Tondern hier, zu den Gütern da war — Sie wissen, es sind drei Güter, Rellingstein ist aber das größte — so hatten viele Leute eine große Freundschaft für die Dame. . .

Wie man ſich denken kann, unterbrach Moorhahn den Redenden mit ironiſchem Lächeln.

Es war, fuhr der Förſter fort, dazumal aber gar viel Gottſeligkeit, geiſtliche Uebung und Frömmigkeit hier in Rellingſtein und ſchwarze, braune und weiße Herren gingen aus und ein und bewahrten mit gutem Rath die Tante Venegundis vor leichtſinniger Verwaltung ihres Bischen irdiſchen Hab und Guts. Die Leute waren ſonſt nicht uneben und meinten es nach ihrer Weiſe gut. Aber da war ſolch ein kleiner ſchlauer Vicarius, der log alle Morgen, wenn er Meſſe las, zwei mal; denn wenn er ſagte: Pes meus stetit in directo, ſo log er, weil ſeine Beine krumm waren, und wenn er ſagte: Lavabo inter innocentes manus meas, ſo log er abermals, und das noch ſchlimmer; belobter Vicarius nun, der wußte ſich ſo bei dem gnädigen Fräulein, Gott hab' ſie ſelig, einzuſchwätzen, daß ſie das theologiſche Kräutlein zu ſich ins Haus nahm; ein Kerlchen, ſag' ich Ihnen, wie eine an der Kirchenmauer gewachſene Brenneſſel.

Na, den alten Eggenrode hätten Sie über ihn ſprechen hören ſollen! Später hatte er denſelben kleinen Vicarius Aſting auch in Verdacht, daß er den Rathgeber bei den alten Schlettendorfs gemacht, als dieſe die Heirath zwiſchen ihrem Sohne, dem jetzigen

Baron, und ſeiner Tochter nicht zugeben wollten und ein ſo großer Skandal darüber entſtand. . .

Hatte denn der alte Eggenrode eine Tochter? fragte Reinhard Tondern dazwiſchen; davon weiß ich nichts, obwol ich mich des alten Eggenrode noch ſehr erinnere; ich habe ihn einmal hier bei der Tante geſehen.

Ja, das werden Sie wol, entgegnete der Förſter, die Tante war die einzige Perſon, die er zuweilen noch beſuchte; ich glaube, in alten Zeiten hatte er Fräulein Venegundis den Hof gemacht, aber es war etwas dazwiſchengekommen — was, das weiß jetzt der liebe Gott. Und was die Tochter angeht, die er hatte, ſo konnten Sie freilich nichts davon wiſſen, denn in der Zeit, wo ſie als Knabe hier bei der Tante zum Beſuch kamen, war ſie lange todt. Sie war . . .

Aber Herr Torgelo, fiel hier Moorhahn ein, wie ging es mit dem Fräulein von Rellingſtein und dem Vicarius weiter?

Ja, mit dem gnädigen Fräulein, ſagte der Förſter und ſtopfte die Aſche in ſeinem Meerſchaumkopf zuſammen — während Reinhard Tondern forſchend den Notar anſah und ſich im Stillen fragte:

Was hat nur der Herr Notarius dawider, daß die Rede darauf kommt, wie der alte Eggenrode oder ſeine Tochter mit Schlettendorf zuſammenhängt. . .?

Sehen Sie, fuhr unterdeß der Förster fort, der Vicarius Asting beweg die alte Tante, endlich ein Testament zu machen und gerichtlich zu deponiren, auf daß sie von allen Belästigungen der lieben Freund- und Verwandtschaft und allen Erbschleichereien frei werde, und gegen diesen guten Rath ließ sich nichts einwenden. Die Sache wurde denn auch gemacht, das Gericht kam und instrumentirte und fuhr dann wieder ab und nahm das Testament mit und die Sache war gut, bis endlich die hochwohlgeborene und ehrenreiche Venegundis von Baarst, Erbfräulein von Rellingstein und Assenheim, eines gottseligen Todes verblich, vom Vicarius Asting mit allem Seelgeräth wohl versehen. Nun zeigte sich die Bescherung. Die Güter waren Lehnsgüter, sie hatte also an der Succession nichts ändern können, die gehörte von Gottes und Rechts wegen hier unserm Herrn Reinhard von Tondern zu. Auch wurde dieser als Universalerbe eingesetzt. Aber in dem Testamente stand zu lesen, daß der Nießbrauch der Güter zweihundert Jahre lang dem Spital des heiligen Severinus und zur Stiftung einer dritten Vicarie an demselben vermacht sein solle.

Als das Testament eröffnet wurde, fuhr Dorgelo fort, war Herr von Tondern minderjährig. Sein Vater war todt und er hatte einen Vormund. Die-

ſer Vormund war auch ein frommer, ein todtfrommer Mann, der mit allen Proceſſionen ging und geiſtliche Lieder an die Jungfrau Maria dichtete. In ſeinen Mußeſtunden war er hochfürſtlicher Oberkriegscommiſſarius. Ich weiß nicht, war er verwandt mit Ihnen, Herr von Tondern?

Der alte Vogt — freilich, aber entfernt. Meine Mutter war eine Vogt von Erlau.

Nun wohl, dieſer fromme Mann war Vormund, und als er das Teſtament zugefertigt erhielt, nahm er es ohne weiteres für ſeinen Mündel an. Er kam hierher, ließ die alten Stühle, Tiſche und Schlender, die Feuerſtübchen und Bettflaſchen der guten Tante verkaufen und räumte dem Spital den Nießbrauch der Güter ein. Was aus dem Verkaufe gelöſt war, das Bischen Geld, das die wurmſtichigen Kaſten und die altfränkiſchen ſeidenen Kleider aufgebracht hatten, war das einzige Vermögen unſers Herrn von Tondern, und wenn dieſer auch in das Convict in der Hauptſtadt aufgenommen wurde, ſo war es für Kleider und Bücher doch bald verthan.

Das Uebrige wiſſen Sie, Herr Moorhahn, nahm hier Tondern das Wort. Der alte Vogt ging in die beſſere Welt hinüber, wo er ſeine poetiſchen Blumenſträuße der Jungfrau Maria zu Füßen legen konnte

und ihr dringend das Spital zum heiligen Severinus nebst der errichteten dritten Vicarie anempfohlen haben wird, denn er hatte während seiner letzten Lebensjahre außerordentlich viel Gastfreundschaft und Ehre von demselben genossen. Ich war unterdeß beinahe zu meinen Jahren gekommen und im Einverständniß mit dem neuen Vormund, dessen ich bald nicht mehr bedurfte, klagte ich gegen das Spital. Ich verlangte Herausgabe der Güter, weil sie nach Lehnrecht unbedingt mein seien und mir durch das Testament der letzten Vasallin nicht entzogen werden könnten. Aber ich wurde mit meiner Klage abgewiesen, weil ich oder mein Vormund für mich die Erbschaft ohne Vorbehalt und im Ganzen, Lehn wie Allod, angenommen habe.

Ja, ja, sagte Moorhahn; Sie hatten das Allod —

Das heißt die Stühle und Tische und die Nachthauben der Tante — einen Plunder, der nicht siebenhundert Thaler werth war. . .

Den hatten Sie angenommen und mußten nun auch das Lehn mit den Lasten, welche die Erblasserin auf dasselbe gelegt hatte, annehmen.

Richtig, das besagte unsere frühere Gesetzgebung — und danach war ich um der elenden Brocken, die den Laden eines Altkäuflers zu schmücken gegangen, um meine drei Lehngüter geprellt!

Weil der alte Vogt nicht in Ihrem Namen gesagt hatte: Ich danke für den Kram! rief Torgelo aus.

So ist's — aber ich ließ mich dadurch nicht abweisen, fuhr Tondern fort. Ich klagte noch einmal auf Herausgabe, und zwar deshalb, weil die Tante auf meine Lehngüter keine Last gelegt, indem sie den Nießbrauch dem Spital vermacht, sondern weil sie die Güter selber mir entzogen, denn den ganzen Nießbrauch einer Sache auf zweihundert Jahre verschenken, heißt doch wol die Sache selber wegschenken. Nach zweihundert Jahren lebe ich nicht mehr und wahrscheinlich niemand, der sich dann als mein Rechtsnachfolger melden würde — ich meine, wir Tondern hätten uns lange genug in diesem irdischen Jammerthal herumgeschlagen und es wäre unbillig, wenn die Quälerei jetzt noch über zweihundert Jahre dauern sollte!

Und diesen Proceß verloren Sie auch, fiel Moorhahn ein. Es ließ sich dabei freilich manches für Ihre Behauptung vorbringen. Man war auch bei unserm Officialatgericht anfangs zweifelhaft, wie zu judiciren. Ich darf Ihnen jetzt wol sagen, Tondern, daß dazumal allerlei Beisprechungen vorfielen...

Beisprechungen? zwischen wem?

Nun, zwischen Männern, die sich für den Gang der öffentlichen und, wie das in Staaten gleich unserm ehemaligen nicht anders sein kann, immer zugleich auch sehr privaten Angelegenheiten bekümmerten. Es kann ja da keine allgemeine Sache auftauchen, oder es sind gleich Leute bei der Hand, die sie in ihrem Topfe haben und sich eine Suppe daraus zu kochen suchen.

Dergleichen Herren sind? fragte Jendern.

Was soll ich Ihnen Namen nennen? Genug, es wurde über die Sache verhandelt. Es wurde geltend gemacht, daß es dem Adel nicht gleichgültig sein könne, wenn einem seiner Standesgenossen ein bedeutender Besitz entzogen werde; daß darin mehr oder minder eine Schwächung der ritterschaftlichen Interessen liege; es handle sich darum, ob es in Zukunft eine ritterbürtige wohlhabende Familie mehr oder eine minder im Lande geben solle. Auf der andern Seite wurde aufgestellt, daß die preußische Herrschaft bevorstehe; daß dieselbe über kurz oder lang hereinbrechen und mit Wegnahme möglichst vielen Kirchenguts nicht säumig sein werde; daß es mithin jetzt nicht politisch sei, das kirchliche Element im Lande zu schwächen und ihm einen Besitz zu entziehen, der ihm auch unter preußischer Herrschaft bleiben werde, weil er einem

Spital, einer Wohlthätigkeitsanstalt vermacht sei. Bei diesen sich gegenüberstehenden Erwägungen gab nun eine dritte den Ausschlag. Es wurde in Betracht gezogen, daß Sie, Reinhard Tondern, doch nicht mehr ein makelloses Mitglied unserer stolzen Grandezza sein würden: sintemalen sie nicht adelich bei ritterlichen Uebungen, sondern mehr bürgerlich bei Büchern großgezogen und nunmehr gar bei einem Notar zu ehrlichem Broterwerb als Schreiber und Gehülfe eingetreten. . .

So, so, meinte man das? sagte Tondern, ein wenig erröthend und sich die Lippen beißend.

Es wurde vorgebracht, fuhr Moorhahn fort, und, wie gesagt, es gab den Ausschlag.

Ich kann es mir denken. Meine Herren Standesgenossen sind rasch bei der Hand, den, der sich nach seiner Decke streckt, fallen zu lassen. Und darum verlor ich meinen zweiten Proceß?

Darum, das behaupte ich nicht, entgegnete Moorhahn lächelnd — ich erzähle nur, daß diese Berathung gepflogen ist, und daß später unser Officialatgericht gefunden hat, ein auf zweihundert Jahre weggeschenkter Nießbrauch Ihrer Güter widerstreite dem Lehnrecht nicht.

Nun, man versteht's schon, meinte Förster Dor-

gelo. Und nun wollen Sie zum dritten male anſetzen?

Zum dritten male. Mit Hülfe meines Freundes Paul Bronckhorſt. Wir haben die Sache ruhen laſſen bisjetzt, wo auf preußiſch in unſerm lieben Vaterlande judicirt wird. Paul Bronckhorſt meint die Wiedereinſetzung in den vorigen Stand gegen die Nachläſſigkeit, oder wie man's nennen will, meines Vormunds durchſetzen zu können, und glaubt auch mit dem Lehnrecht noch in der Sache durchzukommen.

Nun Gott gebe ſeinen Segen dazu, ſeufzte Torgelo — mich ſollt's von Herzen freuen — ich habe zwar als Verwalter für das Spital auch mein Auskommen — aber es iſt doch ein ganz ander Leben, hat man ſeine ordentliche Herrſchaft im Hauſe — da geſchieht was für Zimmer und Dach, da hat man keine Schreiberei um jede Lappalie mit Leuten, die nichts von der Sache verſtehen — da gibt's Gäſte und Geſellſchaft, man erlebt mal wieder ein ordentlich Treibjagen und andere Ergötzlichkeit — ja, Herr von Tondern, beißen Sie's nur heraus und wir wollen Sie hier ſchon ganz reputirlich als Herrn empfangen.

Und wollen Sie mich einmal unter den alten Papieren ſtöbern laſſen, fragte Tondern aufſtehend.

Warum nicht? Es hat's mir niemand verboten,

den alten Plunder zu zeigen, wenn einer Luſt hat, ihn anzuſehen. Mitnehmen dürfen Sie aber nichts.

Das iſt auch nicht nöthig. Wenn wir wiſſen, daß etwas von Erheblichkeit in den alten Lehnsbriefen für uns ſpricht, ſo können wir Herausgabe verlangen.

So kommen die Herren, ſagte Fürſter Dorgelo, ſich gleichfalls erhebend, und ſchritt ſeinen beiden Gäſten voran durch den Saal der Eingangsthür zu, und dann draußen die Wendelſtiege empor bis in ein oberes Thurmgemach.

# Vierzehntes Kapitel.

Archiv und Taubenschlag.

Es war eine rothbraun angestrichene, mit den schützenden Buchstaben C. M. B. Caspar, Melchior, Balthasar sinnig verzierte Thür, welche am Ende der Thurmtreppe eben in das Archiv von Rellingstein führte. Wie wenig man großes Gewicht auf die diplomatischen Schätze legte, welche hier verwahrt sein mochten, zeigte sich dadurch, daß die Thüre unverschlossen war.

Als die drei Männer eintraten, bot sich denn auch ein Anblick dar, der jedermann hätte überraschend sein müssen, welcher nicht, wie Herr Moorbahn, schon einigermaßen gewöhnt war an die heimische Behandlungsweise von jeder Art von Dingen, die als Antiquitäten betrachtet wurden. Aber Herr Moorbahn und auch Tondern hatten schon zu oft mit wichtigen

Urkunden und werthvollen Incunabeln die Oefen heizen und alte Gemälde in Streifen zerschnitten gesehen, um damit den Flachs am Wocken zu befestigen. So konnten sie auch nicht erstaunt sein, daß sich das Archiv von Rellingstein einigermaßen in Unordnung befand. Das Thurmgemach war rund; in der Mitte war eine dünne Breterwand hindurchgezogen, welche es in zwei Räume trennte. Im vordersten befand sich von Schriften und Büchern gar nichts; es war alles ausgeräumt, um allerlei Vorräthen einer großen ländlichen Haushaltung Platz zu machen, die theils auf dem Boden, theils auf Bänken an der Wand standen; Töpfe und Flaschen, Fässer mit Leinsaat und Haufen von Flachs in jedem Stadium seiner Bearbeitung; Oelkuchen und Säcke — das war hier in ziemlicher Ordnung neben- und übereinander gepackt. Deste merkwürdiger sah es in dem andern Raume aus, in den man durch eine schmale Thür, die mitten in der Breterwand angebracht war, trat. Hier war der Boden mit einer wüsten Masse von Papieren und alten Büchern bedeckt; über denen, welche ursprünglich darin gewesen waren, hatte man augenscheinlich alle die, welche sich in dem vordern Raume befunden, geworfen — damals als man den vordern Raum zum Aufbewahrungsort jener Gegenstände von

mehr „Actualität" einrichtete, deren wir erwähnten. Es war alſo förmlich eine primäre Ablagerung von Archivalien da, über welche ſich eine zweite ſecundäre Schicht in Alluviensform niedergeſetzt hatte.

Das Schlimmſte aber war die tertiäre Ablagerung. Dieſe beſtand nicht aus Papier. Sie beſtand aus ganz andern Grundſtoffen.

Der hintere Raum wurde nämlich erhellt durch ein Fenſter von mäßiger Größe, das, mit einem Kreuzſtock durchſetzt, ehemals in den zwei obern Abtheilungen durch runde bleigefaßte Scheiben, in den zwei untern durch hölzerne Klappen verſchloſſen wurde. Im Laufe der Zeiten jedoch waren mehrere von den Scheiben zerbrochen und abhanden gekommen; eine der Holzklappen aber war aus den Angeln gefallen und hatte allen Winden offene Fahrt geboten. Die Winde jedoch waren nicht die einzigen geflügelten Weſen, welche von dem neueröffneten Paß Gebrauch gemacht. Es waren auch die Tauben gekommen und die Tauben hatten den Raum geeignet gefunden — hier Hütten zu bauen.

Mit einem Wort, das Archiv von Rellingſtein war im Laufe der Jahre zu einem Taubenſchlag geworden.

Es braucht nicht weiter angedeutet zu werden,

welche tertiäre Ablagerung die alten Lehnsurkunden, die Mortuarienprotokolle, die Pergamente mit den schönen Bullen in Holz- und Messingkapseln bedeckte.

Na, sagte Förster Dorgelo, als er eingetreten war und zu Worte kommen konnte vor dem Geschwirr alter und dem Gepieps junger Vögel der paphischen Göttin, von denen jene mit erschrockenen Flügelschlägen Reißaus nahmen — Na, da schauen Sie her, Herr von Tondern. Haben Sie Lust, hier herumzuwühlen . . . prolicia!

Tondern warf einen trostlosen Blick auf dieses schaurige Durcheinander.

Lust nicht, antwortete er; aber den Muth. Wenn man mit dem Fuße diese Papierstöße umkehrt, so wird man die Seite aufdecken, die man anfassen kann.

Nun, so arbeiten Sie in Gottes Namen denn mit Händen und Füßen, versetzte Dorgelo lachend. Aber verlangen Sie nicht, daß wir Ihnen dabei helfen. Kommen Sie, Herr Moorhahn, ich will Ihnen unterdeß Haus und Garten zeigen.

Herr Moorhahn war sehr einverstanden, den Ort, dessen Annehmlichkeiten noch ein sehr erfrischender Zugwind vermehrte, wieder zu verlassen; er stieg mit dem Förster die Wendeltreppe nach unten hernieder,

nachdem er Tondern lachend ermahnt, ſich von ſeinem Forſchereifer nicht zu weit führen zu laſſen.

Tondern blieb oben und verſuchte ſo gut, wie es ſich auf anſtändige Weiſe thun ließ, die Aufgabe zu löſen, die er ſich geſetzt hatte. Aber es gelang ihm nicht, etwas ausfindig zu machen, was ihm erheblich ſcheinen konnte. Alte Proceßacten, die Schatzungsrollen der Gemeinde, die zu Rellingſtein gehörte, Verpachtungsprotokolle, waren der wenig intereſſante Stoff, den er ſich zugänglich machen konnte. Eine Zeit lang feſſelten ihn Inventarien und Acten über einen leibeigenen, zu Rellingſtein gehörenden Hof. Es ging daraus hervor, daß die Leibeigenſchaft des Hofbeſitzers doch ein ſehr wenig drückendes Ding geweſen ſein mußte! Er hatte nie ſeine Abgaben regelmäßig entrichtet — wenn die Rückſtände dann zu einem bedeutenden Betrage angeſchwollen waren, alle drei, vier Jahre, hatte er ſich mit der Herrſchaft ganz gemüthlich „verglichen" — das heißt, ſie hatte ihm gegen eine Theilzahlung den Reſt geſchenkt. Das war „landesüblich". Freibriefe waren den nachgeborenen Söhnen ſtets bereitwillig für 50 Thaler „Cleviſch Geld" ertheilt worden.

Unter dieſen Acten fand Tondern endlich etwas, das ihm wichtiger ſchien — ein Convolut von Brie-

sen, sämmtlich an die Großtante Venegundis gerichtet. Aber leider enthielten sie nicht viel anderes, als pflichtschuldige Gratulationen zu Namenstagen, Berichte von Geschäftsleuten in der Stadt, die irgendeinen Auftrag gehabt, oder Betteleien. Einige jedoch waren dabei, die die Unterschrift „Eggenrode" trugen. Sie waren sämmtlich sehr lakonisch abgefaßt, mit großen Schriftzügen, wie mit einer Rohrfeder geschrieben und äußerst stolz und verächtlich war die Orthographie darin behandelt. „Kann bei diese Witterung nicht kommen", lautete eines dieser Stilmuster, — „habe Rheymamistus. Wird auch wol nicht so pressant sein. Gott befohlen, Venegunde." Und ein anderes: „Bedanke mich für das Schele, obzwaren sauer. Meine Meinung über den Großknecht Niklas hab ich Dich oft genung gesagt: Jag den Halunken zum Deuvel. Werde mich schönstens bedanken für die gestrickte Jacke, die Du mich präparirest."

Ein dritter dieser lakonischen Briefe enthielt folgende Worte:

„Er ist dod. Am Scharlach. Freitag Abend ist er gestorben. Adieu. Muß es Schlettendorf noch schreiben. Eilig. Eggenrode.

Diese hieroglyphische Meldung führte Reinhard Tondern zu einer Gedankenreihe zurück, mit welcher

er heute schon einmal sich beschäftigt hatte und an deren Ende sein Freund Paul Brondhorst stand.

Paul war seit je Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit des Wehrfesters Werdekoping gewesen. Der Wehrfester war — das hatte Dorgelo vorhin erzählt — einst der Knecht des alten Eggenrode. Der alte Eggenrode war ein getreuer Freund seiner Großtante Venegundis — es ging aus diesen Briefen, so lakonisch und barsch sie stilisirt waren, hervor, daß zwischen den beiden alten Leuten ein fortwährender Verkehr stattgefunden, vielleicht ein zurückgebliebener Niederschlag einstiger wärmerer Empfindungen. Hatten diese wärmern Empfindungen beide in der vorgeschichtlichen Zeit, als sie noch jung waren, am Ende gar zu Verirrungen geführt? Weshalb war die Tante eigentlich unvermählt geblieben? Weshalb hatte sie ihr Hab und Gut frommen Stiftungen vermacht? — „Er ist tod" — schrieb der alte Eggenrode. Wer war todt? Ein Kind, ein Knabe — es war ja eine Kinderkrankheit, an der er gestorben. Aber, da er gestorben, konnte es nicht Paul sein. Und wie hing alles mit Schlettendorf zusammen, auf den der Notar heute nicht wollte, daß die Rede komme? Ja — der Notar — wenn der Notar hätte reden wollen — er war

der einzige, bei dem der Schlüssel des Räthsels gefunden werden konnte!

Das sagte sich Tondern, nachdem er alle Briefe, die sich von der Hand Eggenrode's in dem Convolut fanden, durchgesehen, ohne etwas zu finden, was ihm irgend Licht, weder über seine noch seines Freundes Angelegenheiten gegeben hätte. Da hörte er leise Schritte draußen die Wendelstiege heraufkommen und dann die äußere Thür behutsam sich öffnen und ein Frauenkleid rauschen. Die Thür in der Bretterwand, welche den ersten Raum von dem zweiten, in dem Reinhard Tondern sich befand, trennte, war offen geblieben. Tondern sah, daß es das „Melusinchen" war, welches so behutsam eintrat. Es hatte sich in der Zwischenzeit schön gemacht, das Haar glänzte wie Rabengefieder und statt des gedruckten Hauskleids trug Agnes jetzt ein hübsches roth- und weißgestreiftes Kattunmuster, das ihr vortrefflich stand und doch kein unpassender Sonntagsstaat war.

Sie erschrak — dem Anschein nach wenigstens — als sie in dem Taubenschlag ihren Jugendfreund erblickte.

Sie sind hier, Herr Reinhard — wie ums Himmels willen kommen Sie hierher?

Durchs Fenster, Melusinchen — wie die andern

Täubericke zu ihren Tauben, antwortete der junge Mann lachend — und dabei legte er ſeinen Arm um ihre ſchlanke Taille und zog ſie an ſich.

Reinhard machte dieſe kleine taubenhafte Schäferei, wir müſſen das zu ſeiner Rechtfertigung und zu Annettens Beruhigung ſagen, in der Vorausſetzung, daß dieſelbe ohne Folgen bleiben und daß Agnes ſich ihm mit der ſpröden Jungfräulichkeit, an die ihn das Notarstöchterlein gewöhnt hatte, ſofort wieder entziehen werde. Dem aber war nicht alſo. Mit unbefangenſter Harmloſigkeit ließ das „Meluſinchen" ſich von dem jungen Manne an ſich drücken und indem ſie das kleine Haupt mit den Rabenlocken an ſeine Schulter lehnte, ſah ſie mit ihren dunkeln ſchmachtenden Blicken bedeutungsvoll in ſeine Augen.

Wie lange waren Sie nicht hier, Herr Reinhard! ſagte ſie dann.

Und doch haſt du mich gleich wiedererkannt, Meluſine.

Mein Gott, wie ſollt' ich Sie nicht wiedererkannt haben. Ich habe oft genug an Sie gedacht.

In der That — haſt du das?

Man hat auf dem Lande ſo viel Zeit zu denken und ſo wenig Gelegenheit ſich auszuſprechen! Ich habe mir täglich gewünſcht, ich könnte Sie nur einmal wiederſehen, nur einmal mit Ihnen ſprechen!

Und was wollteſt du mir ſagen, Agnes? verſetzte Reinhard Tondern, dem bei dieſen Eröffnungen etwas verlegen zu Muthe wurde.

Zuerſt wollte ich Sie fragen, ob Sie denn auch noch wirklich mir gut ſein, wie ehemals, als wir zuſammen in dieſen Räumen unſere kindlichen Spiele trieben?

Gewiß, Agnes, bin ich das. Wie hätte ich die Zeit vergeſſen ſollen, wo wir der alten Großtante die trockenen Zwetſchen ſtahlen und dann uns um den Raub ſo lange balgten, bis die gute Venegundis den Lärm hörte und uns auf der That ertappte.

Dieſe Art der Jugenderinnerungen ſchien nicht die, welche Agnes mit Vorliebe in ſich friſch erhalten hatte. Sie ſagte:

Es gebt kein anderes Gefühl auf Erden über eine ſolche in der Jugend geſchloſſene, treue, reine, das Grab überdauernde Freundſchaft . . .

Meluſinchen, antwortete Tondern, es ſcheint mir, du haſt dich hier in der ländlichen Einſamkeit einer einigermaßen ſchwärmeriſchen Gefühlsrichtung hingegeben. Du lieſeſt wohl viel?

Alles, was ich von ſchönen Büchern auftreiben kann. Ach, es gibt ſo viele ſchöne Bücher!

Findeſt du? Was gefällt dir denn zumeiſt?

Die Eulalia! antwortete Agnes mit Emphaſe.

Habe nicht die Ehre, erwiderte Tondern lächelnd.

Und Emilia Galotti, fuhr Agnes mit Eifer fort — o, das iſt wunderſchön, das müſſen Sie leſen, Herr Reinhard!

Nun, es wird wohl einmal auf der Bühne gegeben und ich will hineingehen das nächſte mal.

O, thun Sie das ja. Ach, wäre ich doch auch in der Stadt und könnte einmal ins Theater gehen! Reinhard, wiſſen Sie gar keine Stelle für mich in der Stadt?

Du willſt von hier fort, von deinem Vater?

Der Vater wünſcht es ſelbſt. Damit ich mich etwas ausbilde, ſagt er, und nicht ewig eine Landpomeranze bleibe, die nichts verſteht, von nichts gehört hat. Wenigſtens auf ein oder zwei Jahre. Und dann möchte ich auch auf eine Zeit lang fort von hier, weil . . .

Agnes ſtockte und blickte zu Boden, auf die Spitze ihres Fußes, mit der ſie in elaſtiſcher Bewegung die Ecke eines daliegenden Actenbündels auf- und niederdrückte.

Nun weil? — warum hältſt du inne, Agnes?

Es iſt etwas, von dem ich nicht weiß, wie ich es erzählen ſoll . . .

Aha, es hängt wol zuſammen mit dem Recken deines Vaters vorhin . . .

Agnes nickte erröthend.

Das Meluſinchen hat einen Schatz und der iſt in der Stadt?

O nein, nein, rief Agnes lebhaft aus, indem ſie ſich von Tondern losmachte. Da ſind Sie ganz auf dem Holzwege, Reinhard. Wie können Sie ſo etwas Schlimmes von mir glauben?

Wäre es denn ſo etwas Schlimmes?

Die Sache iſt ganz anders, fuhr Agnes haſtig redend fort. Es iſt etwas ganz Beſonderes, Seltſames.

Ei, da bin ich geſpannt!

Sehen Sie, ich habe einmal, als ich an einem Sonntag morgens allein durchs Holz ging, und weil es ſo ſchön darin war, immer weiter von Hauſe fort und in die Waldung hineinkam, einen Mann gefunden . . .

Einen grünen Jägersmann oder ſchmucken Cavalier, der dir den Hof machte — ja ſieh, Meluſinchen, das begegnet zuweilen jungen Mädchen, welche, die Eulalia im Kopf, zu tief in den grünen Wald gehen.

O, Sie ſind garſtig mit Ihren Neckereien, Reinhard, antwortete Agnes ſchmollend — der Mann war verwundet und lag beſinnungslos da.

Aber er bekam die Beſinnung wieder, als er dich erblickte, doch ſeine Wunde wurde noch viel ſchlimmer! fiel Reinhard ein.

Nun hören Sie auf, oder ich erzähle Ihnen nichts mehr. Ich raffte ſeinen Hut auf, der neben ihm lag und holte darin Waſſer aus dem nächſten Teich herbei, und wuſch ihm die Schläfen damit und dann bähte ich ihm mit meinem Tuche und dem kalten Waſſer die Wunde, die ſtark blutete und ſchrecklich ausſah; hier oben am Kopf, von der Schläfe über dem Ohr hin lief ſie. So kam er nach und nach zu ſich und als er ſich wieder aufrichtete, ſagte er, ich hätte ihm das Leben gerettet, denn er würde ſich verblutet haben ohne mich. Ein Hirſch, ſagte er, hätte ihn angegriffen und ſich auf ihn geworfen und ihm die Wunde mit dem Geweih beigebracht; glücklicherweiſe hätte das Thier die Stangen abgeworfen und nur erſt kleine Kolben gehabt. Sonſt wäre es noch viel ſchlimmer geweſen. Und weil der Menſch ſo gar matt und arg zugerichtet war, ſo ſagte ich ihm, er ſolle ſich auf mich ſtützen, ich wolle ihn zu unſerm Hauſe bringen. Er nahm auch meinen Arm und ging eine Strecke mit mir und ließ ſich von mir erzählen, wie ich heiße und wer mein Vater ſei. Dann blieb er plötzlich ſtehen und ſagte, er wolle keine Laſt machen

und könne schon allein heimkommen; er habe nicht weit bis daheim; und dabei sah er mich eine Weile ganz seltsam und eigen an und schüttelte mir die Hand, daß sie mir ordentlich weh that; dann kehrte er um und war nach einiger Zeit mit langsamem schwankendem Gange hinter den Bäumen verschwunden.

Und wie alt war der Mann und wie sah er aus?

Er mochte dreißig Jahre alt sein und sah sehr wohlgekleidet und gut aus; ich dachte, es sei ein Pferdehändler oder Aehnliches; eine kräftige Gestalt mit einem auffallend kleinen Kopfe — er war aber sehr von der Sonne gebräunt . . .

Es geht doch nichts über die Wälder, um Abenteuer darin zu erleben, sagte Reinhard lächelnd.

Hören Sie nur weiter. Als ich dem Vater erzählte, was mir begegnet sei, schüttelte er den Kopf und sagte, um diese Zeit fielen die Hirsche jemand, der friedlich durch den Wald ginge, nicht an; und wenn der Fremde von einem überlaufen sei, so müsse er ihn wol gereizt oder gar ihn angeschossen haben; und danach warf der Vater seine Büchse über und ging nach der Stelle hin, die ich ihm beschrieben hatte. Als er zurückkam, sagte er, er habe richtig in den Büschen den blutigen Schweiß eines angeschossenen Edelwilds gefunden. Und sodann verhörte er

die Holzknechte und Forſtwärter und brachte ſo viel heraus, daß der Fremde ein berüchtigter Wilderer und Schmuggler geweſen ſein müſſe, der zuweilen aus dem Holländiſchen herüberkommt und den mein Vater ſchon lange auf dem Korn hatte.

Ei, die Geſchichte wird ja immer merkwürdiger, Meluſinchen; ein Wilderer, der ſich in des Förſters Töchterchen verliebt . . .

O, davon iſt nicht die Rede, fiel Agnes erröthend ein, und nun halten Sie einmal Ihre böſe Zunge, Reinhard — die Sache iſt ernſt genug. Denn von der Zeit an begann der Menſch mich zu verfolgen mit allerlei Dingen, die er mir zum Geſchenk ſendet und zuſchmuggelt auf ganz unglaubliche Weiſe, daß man wirklich dabei an Hexerei glauben ſollte: bald ſüßen Wein oder eine Schachtel mit Traganth, oder ein Mützchen mit Spitzen, dann auch wohl Liqueur oder feinen Knaſter für den Vater — der Menſch muß ganz verrückt ſein, es können nicht vierzehn Tage vergehen oder ich erhalte etwas, bald mit der Poſt aus Holland, bald finde ich es morgens vor meinem Fenſter oder ein ander mal im Garten unter meinen Nelkentöpfen.

Nun ſehen Sie, Reinhard, das muß aufhören, denn wenn es bekannt würde, daß mein Vater oder

ich Geſchenke annehmen von dem berüchtigten Wilderer Selke . . .

Selke heißt dieſer romantiſche Waldmenſch? fragte Tondern.

Johannes Selke — haben Sie von ihm gehört?

Ich glaube faſt. Der Name iſt mir wenigſtens bekannt. Wenn ich nicht irre, hat der Schulze Werdekeping einen Kötter, der ſo heißt.

Das weiß ich nicht; aber der Johannes Selke iſt ſo berüchtigt überall hier in der Gegend, daß mein Vater um ſeinen Dienſt käme, wenn es ruchtbar würde, daß er von ihm Geſchenke annähme. Meine Geſchichte würde man nicht glauben, ſondern ſagen, mein Vater ließe ſich von ihm beſtechen und der Selke werde ſich ſchon am herrſchaftlichen Wild bezahlt machen.

Und deshalb willſt du fort von hier, um den Galanterien dieſes originellen Liebhabers zu entgehen?

Mein Liebhaber iſt er nicht, ſagte Agnes ſehr entſchieden und beinahe heftig. Aber ſagen Sie ſelbſt, was kann ich beſſeres thun? Zurückſenden kann ich ihm ja die Sachen nicht, wer weiß einen ſolchen Menſchen zu finden?

Nun es ließen ſich am Ende doch wol Mittel entdecken, der allerdings unangenehmen Sache Einhalt zu thun. Da du aber ohnehin einmal eine Zeit

lang aus dem Vaterhauſe fort möchteſt, ſo kann es immerhin als ein Grund mehr gelten, antwortete Tondern etwas kühl, weil er unter Agneſens Darſtellung der ganzen Geſchichte den Nebenzweck, mit ihrer Eroberung ein klein wenig zu kokettiren argwöhnte.

Aber eine Stelle zu finden! ſagte das junge Mädchen mit einem Seufzer.

Das iſt doch wol nicht ſchwer, verſetzte Tondern; in der Stadt weiß ich freilich keine — aber was meinſt du, wenn ich deshalb an meinen Freund Paul ſchriebe? Der würde dich dem Herzoge von Anglure für irgendeine Stelle in ſeinem Haushalte empfehlen und du könnteſt da recht viel lernen; z. B. als Leinwandbeſchließerin oder als Ausgeberin.

An einem herzoglichen Hofe? rief Agnes froh — ach, das wäre gar zu ſchön!

Wir wollen es verſuchen.

Ach bitte, bitte, lieber Herr Reinhard, thun Sie das. Sie ſollen ſehen, daß ich Ihrer Empfehlung keine Schande mache!

Und dabei ſah das Meluſinchen von Rellingſtein Tondern mit einem ſo ſchwärmeriſch zärtlichen Blicke an, daß er in Verſuchung kam, ſich den Dank für ſeine Verwendung von den roſigen Lippen des hübſchen Mädchens vorwegzunehmen.

Aber Teudern war ein behutſamer Menſch. Er ſagte ſich, daß ſo etwas unter den vorliegenden Umſtänden beſſer unterbleibe und deshalb begnügte er ſich damit, Agnes die Hand zu geben.

Mein Wort darauf, gleich morgen werde ich an Brenckhorſt ſchreiben, ſagte er.

In dieſem Augenblick hörte man unten auf der Wendeltriege Schritte und die Saalthür ſich öffnen.

Da kommen die Herren zurück — rief Agnes aus — jetzt muß ich für das Eſſen ſorgen — ei, was wollt' ich denn noch hier eben aus meiner Vorrathskammer holen? Ja, recht, den Anis — und damit eilte Agnes in den vordern Raum, ſuchte aus ihren dort aufgehäuften Schätzen einen Gegenſtand heraus und eilte mit demſelben die Stiegen hinab.

Reinhard von Teudern warf noch einen troſtloſen Blick über den Archivwuſt zu ſeinen Füßen und beſchloß dann, auf weitere Forſchungen zu verzichten und die Lokalität wieder den gurrenden Thieren einzuräumen, die ab und zu herangeflogen kamen und ſich auf die Brüſtung der Fenſteröffnung ſetzten, um zu ſehen, ob der fremde Eindringling noch nicht abgezogen ſei.

Er ging und zog ſorgfältig die Thür in der hölzernen Verſchlagewand hinter ſich zu, damit die ge-

flügelten Eroberer nicht auch in Agnes' Verrathskammer eindrängen und auch hier sich als „neue Herren" betrügen. Unten im Saale angekommen, fand Tendern Meerhahn und Annette im Eifer süßen; der Förster schien ebenso wie sein Kind beschäftigt, nach den Zurüstungen zu sehen, welche für das Mittagsmahl der Gäste gemacht wurden.

Annette hatte ihr liebes rosiges Gesicht in einigermaßen verdrießliche Falten gezogen und blickte seitwärts zum Fenster hinaus, als Tendern eintrat. Herr Meerhahn saß, das würdige Haupt an die Wand hinter ihm zurückgelehnt, die Hände über dem Leib gefaltet und spielte mit den Daumen.

Waren Sie bisjetzt da eben beschäftigt? fragte der Notar.

So ungefähr, antwortete Tendern — es war aber auch das Meluschinchen bei mir und hatte mir allerlei vorzuplaudern.

So — ei, das Meluschinchen! sagte Meerhahn lächelnd — es scheint sehr viel Anhänglichkeit an Sie zu haben, Tendern.

Es ist eben eine alte Freundschaft; die Gespielin hatte das Bedürfniß, sie immer um sich zu haben und ich war ja oft hier . . .

Annette warf während dieser kleinen Unterredung

ganz eigenthümliche Seitenblicke auf Reinhard Tondern, die diesem keineswegs entgingen und die ihn äußerst heiter stimmten. Daß Annette ein klein wenig eifersüchtig war, schmeichelte ihm außerordentlich und dann war es ihm eine Freude, daß er sie strafen konnte — sie hatte ihm sein altes Schloß heute gar zu arg verspottet!

Hören Sie, Tondern, fuhr der Notar fort, indem er auf die Bilder an den Wänden des Saals deutete, sind die Gemälde denn Lehnspertinenzien?

Gewiß nicht, versetzte Reinhard lebhaft. Sie gehören jedenfalls mir. Aber mit dem andern Nachlaß der Tante sie verkaufen, das wollte man nicht und ich habe keinen Platz dafür. Darum sind sie hängen geblieben. Wenn ich wüßte, wo ich sie lassen sollte, würde ich einige der besten mitnehmen!

In unserm Gartensaal, erwiderte Moorhahn ziemlich gedankenlos.

Wollen Sie meine Ahnen unter Ihre Familienbilder aufnehmen, Herr Meerhahn? fragte Tondern mit bedeutungsvollem Lächeln nach Annette hinüber.

Der Notar räusperte sich, nahm seine Tabacksdose und, nachdem er eine Prise de Contenance zu Gemüthe geführt, fragte er mit sehr verschmitztem Augenblinzeln Annette:

Was meinst du davon, Kind?

O, ich meine, daß wir sie immerhin hier lassen könnten, fiel Annette etwas schnippisch ein. Ich finde nicht gar viel Schönes an dem Herrn von Tondern seinen Familienphysiognomien, und was würde dann Herrn Reinhard's „Meluſinchen" dazu sagen, wenn wir sie ihrer Obhut entzögen?

Reinhard brach bei dieser Antwort in ein höchst vergnügtes Gelächter aus, das sich gar nicht wieder zur Ruhe geben wollte.

Ja, die Demoiselle Annette hat Recht, sagte er. Die alten Knaben sehen auch viel zu düster aus. Die Demoiselle Annette soll von Tondern'scher Seite her immer nur freundliche Mienen zu sehen bekommen!

Annette wandte sich schmollend ab, Tondern aber richtete die Frage an Meerbahn:

Herr Notar, haben Sie je von einem Menschen gehört, der Johannes Seike heißt?

Johannes Seike? Das ist ein berüchtigter Schmuggler.

Also Sie hörten von ihm?

Freilich. Es soll ein Mensch von durchtriebenem Verstande und merkwürdiger Schlauheit sein. Darum fängt ihn auch keiner, obwol die Häscher alle ihm den Tod geschworen haben. Es wird allerlei

von ihm erzählt. Ursprünglich ist er ein braver Mensch gewesen — so habe ich von unserm Wehrfester gehört, der ihn als jungen Burschen gut gekannt hat. Nur ist er sehr leidenschaftlich, sehr jähzornig gewesen und wenn die Wuth über ihn gekommen ist, hat er nicht eher Ruhe gehabt, bis er Blut gesehen hat.

Das muß ein recht behaglicher Charakter für nähern Umgang sein. Und wo haust er denn eigentlich?

Er hat eine Menge Händel und blutige Schlägereien auf den Kirmissen und Tänzereien angefangen und infolge davon schon vor Jahren für gut gefunden, sich über die Grenze ins Holländische zurückzuziehen. Wenn ich nicht irre, lastet auch der Verdacht auf ihm, einen Förster des Domkapitels erschossen zu haben, den man todt hinter einer Wallhecke gefunden hat. Jetzt lebt er, so viel ich weiß, von Schmuggeln und Wilddieben.

Tendern antwortete nicht, denn eben trat Förster Torgelo ein, aber er sagte sich im Stillen:

Es wird in der That ein gutes Werk sein, wenn wir das Meluſinchen in andere Umgebung bringen!

Torgelo zeigte an, daß angerichtet sei, und führte seine Gäste in ein Nebenzimmer, wo seiner Tochter ländliche Küchenimprovisationen ihrer harrten.

Nachdem den letztern sehr viel Ehre angethan

war; nachdem man dann einen Spaziergang durch den schönen, zu Haus Rellingstein gehörenden Wald gemacht hatte; nachdem endlich der unvermeidliche Kaffee mit allerlei schmackhafter Beigabe seine Aufwartung gemacht, war die Stunde gekommen, in welcher der Braune seine weißen Hinterfüße wieder in die Gabel von Herrn Moorhahn's einspännigem Korbwägelein schieben mußte, wollte man noch eben zu anständiger Zeit wieder daheim sein. Und dann begann man sich zu verabschieden, wobei Demoiselle Annette, wie wir leider berichten müssen, allerlei zärtliche Blicke zwischen Reinhard und „seinem Meinunchen", wie sie sich ausdrückte, wahrzunehmen glaubte, die ihre Heiterkeit keineswegs vermehrten. Und weil Annette deshalb auf der Heimkehr gar nicht sehr gesprächig war und Herr Moorhahn die Neigung verrieth, die Verdauung aller genossenen guten Gaben Gottes durch Ruhe des Gemüths und stille Betrachtung wesentlich zu begünstigen, so war die Rückfahrt sehr einsilbig und Tondern hatte desto mehr Muße, seine Aufmerksamkeit dem Braunen zuzuwenden und dessen Gangart zu beschleunigen. In der That war es noch lange nicht Mitternacht, als der Wagen wohlbehalten wieder vor der Thür des Notars hielt.

# Paul Bronckhorſt.

Zweiter Theil.

# Paul Bronckhorst

oder

# Die neuen Herren.

Roman

von

Levin Schücking.

zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

# Inhalt.


Seite

**Fünfzehntes Kapitel.** Worin Paul Brenckhorn eine ganz merkwürdige Entdeckung in der Abteikirche macht . 1

**Sechszehntes Kapitel.** Das Rätsel, wozu Schlettendorf einer Million bedarf, wird einer genügenden Lösung entgegengeführt . . . . . 18

**Siebzehntes Kapitel.** Worin Paul ebenso viel Kombinationsgabe als Hochherzigkeit beweist . . . . . 53

**Achtzehntes Kapitel.** Worin nähere Meldung geschieht von Antoine, Grafen von Espaville . . . . . 85

**Neunzehntes Kapitel.** Auch ein neuer Herr, aber in einem andern Lebenskreise . . . . . 97

**Zwanzigstes Kapitel.** Worin der Korporal vom Regimente Lippewin Gelegenheit erhält, sich dem Leser freundlich in Erinnerung zu bringen . . . . . 142

**Einundzwanzigstes Kapitel.** In welchem eine Vogelhütte vorkommt, die den Leser an eine gewisse Höhle in einer gewissen klassischen alten Geschichte erinnert . . 160

**Zweiundzwanzigstes Kapitel.** Gespräche unter vier Augen 190

**Dreiundzwanzigstes Kapitel.** Eine Million! . . . . 222

**Vierundzwanzigstes Kapitel.** Von dem Treibjagen und was sich dabei ereignet hat . . . . . 258

**Fünfundzwanzigstes Kapitel.** Von dem Hofrichter Kandermann und der Untersuchung . . . . . 286

# Fünfzehntes Kapitel.

Worin Paul Brenckhorst eine ganz merkwürdige Entdeckung in der Abteikirche macht.

Es waren drei Tage etwa nach dem kleinen Landausfluge der notariellen Familie verflossen, als bei hereinbrechendem Abend Paul Brenckhorst von Marienborn von einem Besuche heimkehrte, den er in der kleinen Stadt Emsa dem würdigen Herrn Hofrichter Raudermann gemacht hatte — wir haben dieses ehrenwerthen Mitglieds der neuerrichteten fürstlich Anglurischen Regierung bereits früher pflichtschuldig Erwähnung gethan, namentlich als dessen, der Moorhahn's Acten in Empfang genommen und abgehelt. Als Paul in sein Arbeitszimmer trat, herrschte darin bereits die Dämmerung, doch nicht so sehr, daß er die Aufschrift eines starken Briefs, der unterdeß eingelaufen war, nicht noch hätte lesen und die Handschrift Tondern's erkennen können. Er schellte nach

Licht und erbrach dann die Epistel seines Freundes — gespannt darauf, was sie enthalte, denn er wußte, daß sie ihm irgendetwas Erhebliches bringen werde. Tondern war ein Mensch von ausgebildetstem „Thatsachensinn", der, um Gefühle, Stimmungen und Ansichten in einen Freundesbusen auszuschütten, das Papier nicht verwüstete und sicherlich des Fürsten von Thurn und Taris schlecht geschmierte Postkarren mit der Wucht bloßer Empfindungen nicht beschwerte. — Tondern schrieb:

„Es ist eine unangenehme Einrichtung in der Welt, lieber Freund, daß die meisten Menschen, die zu uns kommen, irgendetwas haben wollen und sehr wenige uns etwas bringen. Auch ich will heute allerlei von dir und zwar, damit ich's nur gleich sage, so ziemlich alles, was man nur verlangen kann, ohne die zarte Grenzlinie zu verletzen, welche zwischen Bescheidenheit und Unverschämtheit liegt.

„Ich will von dir Fürsprache, Arbeit, Geld!

„Fürsprache für eine Freundin, Geld für eure Truppen, Arbeit für mich.

„Was die Freundin betrifft, so ist dies Demoiselle Agnes Dergelo, Tochter des wohlbestallten Försters und Verwalters auf meinem Schlosse Rellingstein. Ihr poetisches Gemüth dieser etwas schwärmerischen

jungen Dame sehnt sich aus der Einsamkeit des besagten Schlosses in die «Welt», worunter junge Mädchen, wie du weißt, eigentlich eine angenehme, mit einiger Gourmacherei durchsprenkelte Kaffeegeselligkeit verstehen, während der speculative junge Mann unter dem Wort einen Ort, wo Geld zu verdienen, der Künstler eine sonnige Gegend mit Hochalpen im Hintergrunde, in deren Schatten ihm das Ideal begegnen wird, der Mönch eine Orgie in einem Palast oder in einem schlechten Hause und der Geizige eine verschworene Bande, die ihn um seine Groschen bringen will, erblickt — woraus zu erkennen, daß alles auf Erden nur subjectiv ist.

„Demoiselle Agnes Dorgelo ist eine von jenen weichen, gutmüthigen, anschmiegsamen Naturen, die man vorzugsweise treuherzig nennt; ob das Wort gut gewählt ist für diese sanften Wesen weiß ich nicht — mir scheint, sie haben zu viel Neigung dazu, sich «herzen» zu lassen, um durch «Treue» sich auszuzeichnen.

„Sonstiger weiblicher Tugenden besitzt sie viele — sie kocht vortrefflich, liest Eulalia, geht in den tiefen, dunkeln Wald und ruft arme erschlagene Wilddiebe wieder ins Leben, wenn sie nicht gar zu sehr todt sind; sie bügelt und macht Kleider und hat daheim einem großen Haushalt vorzustehen gelernt. —

Du ſiehſt, du haſt die dringende Pflicht, dies Kleinod dem herzoglichen Dienſt zu gewinnen, zu irgendeiner nützlichen Thätigkeit, ſei es im Wäſche- oder Betten- oder Vorrathskammerdepartement — ich bitte dich nebenbei darum, denn die «Meluſine von Rellingſtein» hat die Ehre gehabt, meine kindlichen Spiele zu theilen, und ich bin ihr natürlicher Protector!

„Ich war nämlich geſtern in Rellingſtein und hatte die beſte Abſicht, mein dortiges Archiv zu durchſtöbern, in der Hoffnung, irgendetwas aufzufinden, was bei meinem Proceß von Wichtigkeit ſei. Da mir dies aus mehreren Gründen, wovon beſſer mündlich, nicht geglückt iſt, ſo bleibt mir nichts übrig, als zu bitten, du mögeſt dich, ohne daß ich dir weitere Materialien liefere, an die Arbeit machen. Es wird Zeit, daß wir unſere juriſtiſche Batterie eröffnen, um die Herren, die jetzt darüber gebieten, aus Rellingſtein zu vertreiben, denn ſie laſſen es mir gar zu arg verfallen.

„Ich ſoll dir ferner, theurer Freund, einmal wieder von deinem Hauptmann Frankner zu wiſſen thun, daß er mit ſeinem Gelde zu Ende iſt. Als vollendetes Muſter einer alten Kriegsgurgel iſt er, wie du weißt, „Schreibens unerfahren", oder vielmehr, er ſetzt die Feder zu einer mehr oder minder gelungenen Namensunterſchrift nur an, wenn er durchaus muß

und der Gegenstand es unumgänglich erfordert. Bei einem so alltäglichen und dem natürlichen Laufe der Dinge so sehr entsprechenden Falle aber, wie Mangel an Geld ist, glaubt er sich damit begnügen zu können, daß er es dir durch mich sagen läßt.

„Die Rüstungen, behauptet er übrigens, haben hocht befriedigenden Fortgang. An den Uniformen sind zahllose gewandte Schneiderhände thätig; die andern Ausrüstungsgegenstände, welche der Hauptmann aus den Depots unserer ehemaligen landesfürstlichen Armada den Preußen spottwohlfeil abgekauft hat, zeigen sich aufs beste verwendbar.

„Ad rem. Preußen. Diese haben in unsere friedlich stillstehenden Gewässer einen Stein geworfen, der einen höchst lebhaften Wellenschlag darin hervorbringt. Eigentlich hinkt der Vergleich, denn dieser Stein läßt sich nicht „werfen" und geht nicht zu Grunde — er ist im Gegentheil der Mann, immer siegreich oben zu bleiben.

Ich meine, wir müßten dankbar und stolz darauf sein, daß uns die preußische Regierung werth findet, zwei so tüchtige Leute an uns zu wenden, wie den vortrefflichen Urbusaren Blücher, der hier überaus populär wird mit seiner offenen soldatischen Biederkeit und seiner fixen Idee, er habe einen Elefanten

im Leib; und dieſen ausgezeichneten kleinen Reichsfreiherrn vom Stein, mit ſeiner langen feinen Naſe und ſeinen kleinen klugen Augen und ſeinem hitzigen Gemüthe. Ein Compliment mag freilich nicht darin liegen — die verſteckteſten Schüler erfordern die beſten Lehrkräfte. Aber ich meine, jedes Land, welches einen ſolchen Adminiſtrator hat, wie dieſen Stein, kann dem Himmel danken. Wegen das Familienleben auf dem Theile unſers Schloſſes, welchen der Militärgouverneur bewohnt, hat der Stadtklatſch allerdings viel einzuwenden. Es geht da toll und liederlich genug her. Die alten Domherren waren ſchlimm, aber von dieſen neuen Herren hätten ſie viel lernen können. Man kann jedoch nicht leugnen, daß faſt alle unſere Sorgen und Befürchtungen vor der neuen Regierung ſich zum mindeſten als übertrieben herausgeſtellt haben, und ſelbſt Hauptmann Uhlenhorſt und Advocat Moſterz beginnen, ſich in ihr Schickſal zu finden. Hauptmann Uhlenhorſt iſt jedoch eifriger Verbreiter einer Prophezeiung, daß die Preußen wieder von hier abziehen würden und zwar gerade dann, wenn die Meßbuden auf dem Domhofe aufgeſchlagen ſeien; und zwar ſo unerwartet und plötzlich am früheſten Morgen, daß, wer ſpät aufſtände, fragen würde: wo ſind ſie geblieben?

„Die Auslieferung der euer Fürſtenthum betreffenden Acten- und Geſchäftbeſtände Moorhahn's an den Commiſſar des Herzogs von Anglure, womit ich den gnädigſten Herrn ſeiner Zeit zu plagen mich vermaß, iſt nun endlich vor ſich gegangen. Herr Kandermann wird dir darüber berichtet haben. Ich habe vergeblich bei der zu dieſem Behufe in Moorhahn's Repoſitorien und Schränken vorgenommenen Reviſion das Document zu ergattern geſucht, nach welchem ich mit der zähen Geduld meines Namensvetters Reinhard, wenn er einem unſchuldigen jungen Häslein auflauert. Entſchlüpfen ſoll es mir dennoch nicht! Ich bin noch bitziger darauf geworden, ſeit ich in Relingſtein war. Da ſind mir allerlei Gedanken und Combinationen durch den Kopf geſchoſſen. Aber davon mündlich, wenn ich dich nächſtens einmal beſuche.

„Schlettendorf hat ſich ein paar mal hier in unſerm Bureau blicken laſſen und geheime Zwieſprache mit dem Principal gepflogen. So viel ich bemerken kann, handelt es ſich um das Flüſſigmachen bedeutender Geldſummen — im ganzen einer Million Francs — weshalb es gerade Francs ſein müſſen, weiß ich nicht!“ —

Doch nicht ſchon zum Behuf der Ausſtattung und der Hochzeitsfeſtlichkeiten? unterbrach Paul hier bitter

lächelnd seine Lectüre. — Der gute Baron würde sich stark verrechnen!

„Noch ein Item. Es ist hier eine geheimnißvolle Dame, eine auffallende, aber blaß und leidend aussehende Schönheit angekommen, die sehr zurückgezogen lebt und die man nur zuweilen in der Dämmerung, einen Knaben an der Hand führend, auf öffentlichen Spaziergängen bemerkt. Sie soll der Polizei — so sagt man — einen Paß, lautend auf den Namen Madame Henriette d'Anglure, Comtesse d'Espaville, vorgelegt haben. Was kann das bedeuten? Kommt eurem gnädigsten Herrn so etwas von Dämmerungbedeckter Vergangenheit — du weißt, ich erkläre das Wort Vergangenheit aus der Thatsache, daß sich der Mensch darin gewöhnlich vergangen hat — nachgesegelt? Dein Tondern."

Paul hatte lächelnd den Brief seines Freundes gelesen, den er während dessen leibhaft vor sich zu sehen glaubte, mit seinen so verschmitzten und doch so gutmüthigen blauen Augen, mit den spöttischen Zügen um den feingeschnittenen aristokratischen Mund!

Jetzt legte er die Blätter beiseite und ohne sich viel mit dem Räthsel der fremden Dame d'Anglure, von der Tondern schrieb, zu beschäftigen, da er darin eine entfernte Verwandte des Herzogs vermuthete, die

in der Lage ſei, Unterſtützungen von demſelben in Anſpruch zu nehmen, dachte er über die Erfüllung von Tondern's Bitten nach. — Die „Meluſine von Rellingſtein" unterzubringen, konnte nicht ſchwer ſein, denn des Herzogs Hofhaltung war noch lange nicht ſo vollſtändig, wie die Durchlaucht es wünſchte. Und was den Proceß anging, ſo war Paul in der beſten Stimmung, ſich darin zu verſenken und ſich dadurch zu zerſtreuen. Er nahm deshalb die Acten, die Tondern ihm längſt übergeben hatte, zur Hand und es gelang ihm bald, all ſein Sinnen der ſchwierigen Lehre von der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand zuzuwenden, bis ein Diener ihm ſeine Abendmahlzeit brachte, die er in ſeinen Zimmern allein einzunehmen pflegte. Er ließ ſie in ſeinem Eifer unberührt. Nachdem er das Ganze der Arbeit durchdacht, ging er dazu über, das Concept einer Eingabe für Tondern zu entwerfen. Als er eine Seite geſchrieben hatte, erhob er ſich, um aus der Bibliothek ein juriſtiſches Werk zu holen, welches er zu Rathe ziehen wollte. Wir haben früher geſagt, daß der Raum der alten Kloſterbibliothek neben Paul's Geſchäftszimmer lag, aber nach hinten hinaus, auf das ſogenannte Quadrum, den innern Hof der Kloſtergebäude ging. Als er hineintrat in die Bibliothek — ohne Licht, denn er

wußte im Mondſchein das geſuchte Werk, einen großen Folianten des Voëtius, zu finden — bemerkte er, daß die Thür, welche ſich in der Mitte der dem Quadrum zugewandten Seitenfaçade der Abteikirche befand und aus dem Hofe in die Kirche führte, ſich eben hinter einer dunkeln Geſtalt ſchloß oder vielmehr leiſe und vorſichtig hinter dieſer Geſtalt zugezogen wurde.

Wer kann ſo ſpät noch und mit ſo ängſtlicher Vorſicht in die Kirche ſchleichen? fragte ſich Paul überraſcht. Wenn es nicht vielleicht einer der Mönche iſt, die aus dem hintern Conventbau über das Quadrum in die Kirche kommen können! Ein Mönch aber würde nicht ſo behutſam zu ſchleichen brauchen. Und jemand, der aus dem Schloſſe gekommen, kann es ebenfalls nicht ſein, ich würde es gehört haben, wenn die immer geſchloſſene Hinterthür, die zum Quadrum führt, geöffnet worden wäre!

Um die ihm auffallende Erſcheinung zu beobachten, ging Paul in ſein Zimmer zurück und begab ſich von dort in die andern, ihm zur Wohnung angewieſenen Räume, deren letzter, wie wir früher ſchon bemerkt haben, ein kleines Oratorium war und ein hohes, breites Schiebfenſter hatte, welches auf das Innere der Kirche hinausging. Durch dieſes Fenſter konnte Paul den ganzen Raum der Kirche überſchauen.

Er trat ohne Licht und jedes Geräusch vermeidend, in diesen Raum, und der erste Blick, welchen er jetzt durch das Fenster in das monderleuchtete Schiff der Kirche warf, zeigte ihm ganz dicht vor sich eine Gestalt, welche ihm im höchsten Grade auffallen mußte. Ein Mönch, in seiner schwarzen Ordenstracht, hatte sich in nachlässig bequemer Haltung mit halbem Körper auf die Rücklehne einer der nächsten Bänke vor dem Oratoriumfenster Paul's gesetzt; den Kragen seines Habits hatte er zurückgeschlagen und die Arme über der Brust verschlungen; so blickte er nach oben, während der Mondschein, welcher durch die langen schmalen Oberfenster auf ihn niederleuchtete, eine hohe schöne Stirn, ein edles, jugendliches Gesicht beglänzte.

Er blickte aber nicht allein empor; er sprach auch empor — und — das war der erste Gedanke, der Paul durchfuhr und ihm alles Blut nach dem Herzen drängte — ohne Zweifel mit der Prinzessin, die ja gerade oberhalb der Gemächer Paul's wohnte und da eben ein solches Oratorium wie er unten hatte!

Der junge Geheimsecretär stand wie angewurzelt.

In der That — er hörte jetzt deutlich von oben her die Stimme der Prinzessin. Er verstand ihre Worte nicht, aber desto vernehmlicher wurde ihm die Antwort des jungen Mönchs, der in französischer

Sprache hinaufrief: Aber ich sage dir, Leonie, daß ich es nicht lange mehr aushalte. Die Langeweile tödtet mich.

Die Prinzessin antwortete etwas, dessen Sinn Paul wieder entging.

Vortrefflich aufgehoben? versetzte der junge Mann im Habit. O, ganz vortrefflich! Meine geistlichen Brüder führen eine Tafel, welche es grausam wäre, Seekranken vorzusetzen, das heißt den Leuten, die unter allen Sterblichen die geringste Sympathie für eine gute Küche haben; und ihr Getränk bildet eine braune Flüssigkeit, gut genug, um junge Hunde oder Katzen darin zu ertränken!

Auf der Prinzessin Entgegnung fuhr der Fremde fort:

Die la Croix soll mir Wein bringen? — schöner Trost das, mein Engel! Weißt du, daß, wenn ich mit einem solchen Trost in meiner Zelle allein bin, ich es noch viel weniger in den engen, dunkeln Wänden werde aushalten können?

— — — — — — — — — — —

Gewohnt, in einer Kajüte zu sitzen, die auch nicht so groß ist wie ein Billardsaal im Café des mille Colonnes — warf der Fremde nach einer neuen Entgegnung von oben her ein — ja, das bin ich frei-

lich, leider — aber man hat doch als Kajütenbewohner den freien Genuß aller Elemente, die frische Luft, das Waſſer und von Zeit zu Zeit etwas Feuer, welches für alle Leiden entſchädigt. Ich ziehe nämlich, mußt du wiſſen, den Geruch von Pulverdampf unbedingt dem Geruch von Heiligkeit vor, welcher in der ſchrecklichen Mönchszelle ſteckt! Und deshalb, Leonie, wenn du nicht bald mit deinem Vater ſprichſt, ſo ſtehe ich dir nicht länger für einen tollen Streich!

— — — — — — — — — —

Du willſt es nicht?

— — — — — — — — — —

Iſt er denn nicht immer jetzt in der vortrefflichſten Laune und wiegt ſich im Gefühle ſeiner weſentlich erhöhten Fürſtlichkeit?

— — — — — — — — — —

Ich meine doch, es müßte ihn ſelbſt jetzt danach verlangen, daß ſeine Krone einſt in männliche Hände falle!

— — — — — — — — — —

Bis zu ſeinem Geburtstage warten, wozu du ihm eine ganz beſondere Freude und Ueberraſchung vorbereiteſt? Nein, Leonie, das verlange nicht von mir; das heißt meine Geduld auf eine zu harte Probe ſtellen. Du mußt das Eis früher brechen; rede morgen, rede lieber noch heute Abend mit ihm!

— — — — — — — — — — —

Ach, du vertröſteſt mich von einem Tage auf den andern. Es iſt dir nicht Ernſt; du handelſt treulos an mir!

Das waren die Reden, welche, unterbrochen von den Antworten, die unverſtändlich von oben herabkamen, der Fremde im Mönchsgewand hinaufflüſterte. Was weiter folgte, wurde leiſer geſprochen, ſo leiſe, daß Paul den Sinn nicht mehr vernehmen konnte.

Was brauchte er auch mehr zu vernehmen? War es nicht völlig genug, was er verſtanden hatte, genug, um ihm alles offen zu legen? Der Fremde war ohne allen Zweifel der Geliebte Leonie's; ein Geliebter, der mit ihr auf dem allervertrauteſten Fuße zu ſtehen ſchien! Und wahrhaftig — warf er nicht jetzt ganz keck und muthwillig lachend eine Kußhand zu ihr hinauf ..... es ſchien, ſie hatte ſich von dem Vorwurf der Treuloſigkeit gereinigt und es war das beſte Einvernehmen wieder zurückgekehrt — ja, er wiederholte zweimal dieſe Pantomime voll anmuthiger Zärtlichkeit, und dann erhob er ſich und ſchritt langſam durch das Schiff der Kirche dem Ausgange zu. Leonie hatte dieſen jungen Herrn aus der Heimat ſich nachkommen laſſen — ſie hatte ihn hinten im Convent, bei den Mönchen, in der Kutte eines Mönchs, ver-

borgen! Gewiß hatte ſie gute Gründe dazu, ihn zu verbergen. Ging nicht aus ſeinen Reden hervor, daß er ſo etwas wie ein Seemann, ein bloßer Marineoffizier ſei? Und doch mußten er ſowohl wie Leonie Hoffnungen hegen, daß dieſes Verhältniß die Billigung des Herzogs finden könne — Leonie, ſo drängte ja der Fremde, ſolle mit dem Vater reden, ſolle das Eis brechen. Und auf ſolche unbeſtimmte, vielleicht ganz chimäriſche Hoffnungen hin hatte die Prinzeſſin ſich rückhaltslos einer Leidenſchaft für den jungen Mann hingegeben?

Paul war außer ſich über ſeine Entdeckung. So warm er noch vor kurzer Zeit für die unangetaſtete Ebenbürtigkeit des Hauſes Anglure empfunden hatte, ſo warm und glühend fühlte er in dieſem Augenblick für die ſtrenge vaterländiſche Zucht und Sitte und die jungfräulichſtrenge Zurückhaltung, welche ihm Leonie auf eine Weiſe, die ihm unerhört vorkam, zu verletzen ſchien. Welcher Leichtſinn! Welche Sitten! Welche Keckheit! Welche Menſchen ſind die Franzoſen! Das war der einzige Gedanke, den Paul faſſen konnte, während er ſich aus ſeinem Oratorium zurückzog und das erleuchtete Arbeitszimmer wieder betrat, wo man jetzt im Lichtkreiſe ſeiner Wachskerzen die tiefe Bläſſe hätte bemerken können, die auf ſeinen Zügen lag.

Es war in der That ein tiefer Schmerz, der seine Stacheln in sein Herz drückte. An der Größe dieses Schmerzes fühlte er jetzt erst selbst, welchen Raum Leonie bereits in seiner Seele eingenommen hatte. Und jetzt war ihm, als sei plötzlich sein Lebensstern völlig erloschen, und Dunkel und Nacht umschatte seine Bahn, die doch jüngst noch in so hellem Lichte vor ihm gelegen. Es war Eifersucht gewesen, eine feine Sorge, halb mit Aerger und Zorn vermischt, was er vorher empfunden beim Gedanken an Clemens Schlettendorf's gewagte Werbung; jetzt stand eine niederschmetternde Thatsache unmittelbar vor ihm und versetzte ihn in Verzweiflung. Er wußte nicht mehr, wofür er leben solle; er fühlte sich hinausgetrieben, fort, weit weg in die Welt hinein. Was sollte er hier noch . . . was kümmerte ihn nun dieses Haus Anglure, dieses ganze Fürstenthum Ems-Ravenstein — was in aller Welt konnte ihn bewegen, seine Kräfte, seine Jugend in diesen traurigen Räumen, zwischen diesen entsetzlichen Actenbündeln zu vergeuden! Mochte der stille, emsige, anspruchslose Tondern versuchen, sich damit herumzuschlagen, wenn er anders unterdeß Lust bekommen. Paul drängte es in diesem Augenblick, etwas anderes zu beginnen; er wollte nicht hier in stumpfer, hoffnungsloser Lebensbitterkeit

und Schwermuth vergehen, indem er seine Kräfte aufarbeitete für Dinge, für Zwecke, für Personen, welche er in diesem Augenblick haßte, verabscheute, nie wieder sehen mochte! —

So stürmisch aber auch Paul's Empfindungen aufwallten, so energisch auch seine Entschlüsse waren — es war später Abend, es war Nacht geworden, und heute ließ sich von allem, was er wollte, nichts mehr ausführen. Er mußte nothgedrungen bleiben, wie und wo er war und endlich wie an jedem andern Abend die Lagerstätte suchen, wenn auch nicht die Ruhe.

## Sechzehntes Kapitel.

Das Räthsel, wozu Schlettendorf einer Million Francs bedarf, wird einer genügenden Lösung entgegengeführt.

Die erste von den oft ziemlich zahlreichen Personen, mit welchen Paul im Laufe eines Geschäftstags in Berührung zu kommen pflegte, war am folgenden Morgen der Baron von Schlettendorf.

Baron von Schlettendorf war immer sehr herzlich gegen den Geheimen Secretär. Obwol Paul Brenckhorst ihm in seinem Wesen selten und heute am allerwenigsten etwas zeigte, was diese auffallende Herzlichkeit, diese merkwürdig offene und biedere Geradheit ermuntern konnte, so schien der Baron sie doch gerade jetzt verdoppelt an den Tag legen zu wollen.

Mein lieber Freund, sagte er, als er eintrat, das Kinn in einen großen wollenen Shawl wider die herbstliche Morgenkühle eingewickelt, wodurch die mächtige Stirn mit den gewaltigen ergrauten Brauen und die

runden Augen, die einmal wieder aussahen, als ob sie im nächsten Moment sich wie ein Paar Räder ins Rollen begeben wollten, noch pittoresker hervortraten, — mein lieber Freund, Sie sollen sich nicht stören lassen! Ich habe meinen Morgenspazierritt bis hierin ausgedehnt, weil mir unterwegs der Gedanke kam, dem Herrn Herzog meine Aufwartung zu machen und ihm etwas mitzutheilen. Nun ist es aber noch zu früh, als daß wir den gnädigsten Herrn allbereits stören dürften; und da trat ich denn ohne Complimente bei Ihnen ein. Zum Plaudern haben Sie keine Zeit, ich weiß, ich weiß, deshalb bleiben Sie auf Ihrem Platze und ackern Sie weiter in Ihren Scripturen — ich vertreibe mir die Zeit unterdeß geräuschlos mit irgendeiner alten Scharteke aus der Klosterbibliothek, oder was sonst daliegt.

Diese Art des Barons, sich die Zeit in den Geschäftszimmern zu vertreiben, ohne Paul dabei zu „stören", war eben, was der letztere durchaus nicht liebte. Mit großer und gestissentlicher Höflichkeit holte er deshalb einen Stuhl herbei, drängte Schlettendorf, Platz zu nehmen, und versicherte ihm, daß er sich nicht die Ehre nehmen lasse, den Herrn Baron zu unterhalten, solange er ihn bei sich sehe.

Der Baron setzte sich, zog seine goldene Tabatière

hervor, und indem er Paul dieſelbe anbot, ſagte er: Mein lieber Bronckhorſt, ich bin nicht der Mann, der ſeinen Rath aufdrängt, wenn man ihn nicht verlangt, das wiſſen Sie; aber ich hoffe, Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich heute doch nicht umhin kann, Ihnen eine kleine Rede zu halten, welche mir eine wahrhaft väterliche Freundſchaft für ſie abdrängt.

Reden Sie, Herr Baron!

Sie ſind zu fleißig, mein lieber Bronckhorſt. Sie ruiniren ſich, wenn Sie fortfahren, in dieſer Weiſe vom frühen Morgen bis ſpät in die Nacht an den Schreibtiſch geſchmiedet zu ſitzen.

Es iſt nicht ſo ſchlimm, warf Paul ein, mit jener völligen Abgeneigtheit, auf ſolche Vorſtellungen zu hören, welche wir alle empfinden, wenn jemand unſere theuern kleinen Lebensgewohnheiten angreift, obwol der läſtige Ermahner meiſtentheils nicht ſo ganz Unrecht zu haben pflegt.

Sie arbeiten viel zu viel, Sie ſehen ganz angegriffen und überwacht davon aus, fuhr Schlettendorf fort. Auffallend angegriffen, als ob ſie ſeit drei Nächten nicht mehr geſchlafen hätten! Ich ſage Ihnen, es taugt nicht. Den Schlaf, welchen Sie jetzt ſparen zu können glauben, werden Sie bis auf die letzte Viertelſtunde der Natur nachzahlen müſſen! Haben Sie

noch nie bemerkt, wie solche eifrige Herren, die in ihren jungen Jahren sich keine Ruhe gönnten, in ihrem Alter sich der Ruhe so bedürftig zeigen, daß sie einschlafen, während Sie mit ihnen reden? Nein, nein, es ist unbillig von unserm gnädigsten Herrn, daß er Ihren Schultern so viel aufbürdet! Er zuerst müßte so etwas sehen; er müßte längst Ihnen einen tüchtigen Beistand gegeben haben ... aber diese großen Herren sind nun einmal so. Man kann sich für sie zu Tode schinden — sie sind gewiß die letzten, welche es bemerken! Und darum ist es doppelt thöricht von Ihnen, sich so zu opfern. Am Ende werden Sie nicht einmal Dank davon haben! Nichts in der Welt wird überhaupt weniger anerkannt, als eine solche gewissenhafte Pflichterfüllung, wenn sie auch, wie es wahrhaftig die Ihrige thut, bis zum Hereismus geht!

Paul ließ seine Augen nachdenklich auf dem Gesichte des Sprechenden ruhen. Er war viel zu wenig geneigt, bei dem Baron aufrichtige Theilnahme für einen so tief unter ihm stehenden Menschen, wie Paul Bronckhorst war, vorauszusetzen, als daß er nicht eine besondere Bedeutung hinter dieser Rede gesucht hätte. Es schien eine Captatio benevolentiae für ihn, ein wohlversteckes Compliment für seinen Fleiß, mit der

Nebenabsicht, ihn wider den Herzog ein wenig aufsässig zu machen. Paul war gespannt, was nun weiter kommen werde.

Habe ich nicht Recht? fragte Schlettendorf.

Paul zuckte schweigend die Achseln.

Wenn ich nicht so warme Theilnahme für Sie hegte, würde ich es Ihnen nicht so rund heraus sagen, fuhr der Baron fort. Sie sind viel zu gut, in dieser Weise als Actenmensch verbraucht zu werden. Wäre ich der Herzog — unter uns — ich jagte all das andere unnütze Volk, besonders das französische, das Tagediebegesindel, fort und sagte zu Ihnen: Mein lieber Bronckhorst, ich stelle Sie an die Spitze von allen; aber bilden Sie sich Bureaux aus tüchtigen Männern nach Ihrer Auswahl und überwachen Sie nur das Ganze; denn Sie sind mir viel zu werth und viel zu nöthig, als daß ich zugeben könnte, daß sie sich Ihre Kräfte vorzeitig zu Grunde arbeiten!

Ich danke für Ihre gute Meinung, Herr von Schlettendorf; jedoch ...

Wenigstens auf einen Gehülfen sollten Sie antragen. So viel ich mich erinnere, sprach mein Rechtsconsulent Moorbahn davon, daß er eine gute Stelle für Reinhard Tondern wünsche; das wäre ja wol der Mann dazu!

Er hat keine Luſt, entgegnete Paul, während ihm ein Licht aufging.

Moorhahn hat keine Luſt, ihn fahren zu laſſen, wollen Sie ſagen? fragte Schlettendorf, dem darum zu thun war, von Paul zu erfahren, weshalb Moorhahn eigentlich ſein, Schlettendorf's, Vorhaben mit Tondern nicht ins Werk geſetzt habe.

Tondern hatte keine Luſt.

In der That? fragte Schlettendorf, indem er Paul's Züge ungläubig fixirte. Das iſt freilich etwas anderes, ſetzte er anſcheinend gleichgültig hinzu und begann ſeine Klappenſtiefeln mit der Reitgerte zu bearbeiten.

Mit den Geſchäften, welche die linksrheiniſchen Beſitzungen des Herzogs angehen, verſchont man Sie doch? fuhr der Baron nach einer ſtummen Pauſe fort.

Völlig! entgegnete Paul.

Es ſcheint da alles ſehr geordnet und in regelrechtem Gange; dieſe Güter in bevölkerten Gegenden, wo die Landwirthſchaft ſo viel weiter entwickelt iſt als hier, müſſen viel Geld einbringen?

Ich habe auch nicht einmal annähernd eine Kenntniß davon.

Der Baron nahm eine Priſe.

Sie ſind ein Diplomat, entgegnete er dann. Wer-

den ſie auch ſo verſchloſſen ſein, wenn ich Sie um einen Rath angehe?

Das kame auf den Gegenſtand an, antwortete Paul.

Nun, der Gegenſtand iſt nicht ohne Erheblichkeit. Ich habe zufällig über einiges Kapitalvermögen zu diſponiren, das, bisher gut angelegt, mir gekündigt und heimgezahlt iſt. Ich möchte es nun natürlich ſicher wieder unterbringen, je eher, deſto beſſer. Es liegt der Gedanke nahe, ob vielleicht der gnädigſte Landesherr wegen ſeiner vielen Ausgaben, die mit ſeiner hieſigen Inſtallation und der Landesorganiſation verbunden ſein müſſen, Gebrauch davon machen könnte, und ob er es nicht übel nehmen würde, wenn ich es ihm anböte.

Dies letztere glaube ich nicht. Ich glaube im Gegentheil, daß der Herzog Geld bedarf, antwortete Paul.

Sie glauben, daß er Geld bedarf — daß er es dringend bedarf, fiel Schlettendorf lebhaft ein, während ſein Auge einen ganz eigenthümlichen Glanz bekam.

Dringend — nun, das weiß nicht. Die eigentliche Comptabilität und das Kaſſenweſen gehört in Monſieur Bonquet's Geſchäftskreis, und ich bin deshalb nicht genau darüber unterrichtet; wenn Sie vertraulich mit ihm reden wollen . . .

Ach, was ſoll ich mit dem Franzoſen reden, von

dem ich bei allem, was er sagt, nicht weiß, ob er mir reinen Wein einschenkt oder nicht!

Und von mir hoffen Sie, daß ich Ihnen reinen Wein einschenke?

Auf Ihr Wort hin würde ich alles, was ich habe, wagen.

Ich danke Ihnen für dieses Vertrauen, Herr Baron, und ich will es auch rechtfertigen. Darum rathe ich Ihnen, borgen Sie dem Herzog kein Geld!

Und weshalb nicht?

Aus zwei Gründen. Erstens, weil er es nicht verlangt, und zweitens, weil Sie schwerlich damit erreichen, was zu erreichen mir Ihre Absicht scheint.

Meine Absicht?

Nun ja — Sie haben doch eine Absicht dabei?

Gewiß, das Geld unterzubringen!

Um Paul's Lippen zuckte ein ironisches Lächeln.

Sie glauben das nicht? fragte der Baron.

Nein. Sie wissen über des Herzogs linkerheinische Besitzverhältnisse mehr als ich. Sie wissen, daß dieselben . . .

Nun ja, platzte Schlettendorf malitiös lächelnd heraus, weshalb sollen wir uns ein A für ein U machen? Wir wissen beide, wie betrübt es damit steht!

Betrübt? das weiß ich nicht, fiel Paul ein. Aber

wenn das wäre, wenn ſie z. B. verſchuldet wären, wollen Sie dann ohne Plan und tiefere Abſicht Ihre guten Thaler daran wenden, unſere hieſigen Domänen in ähnliche Verhältniſſe zu bringen?

Paul verſetzte dies lebhaft und bitter — um ſo mehr, weil ihn die Mittheilung des Barons doch erſchreckte, trotz allem, was in ihm vorgegangen war, ſeine perſönliche Theilnahme an den Anglure'ſchen Verhältniſſen herabzuſtimmen.

Mein lieber junger Freund, entgegnete der Baron, ſeine dicken Brauen runzelnd, Sie wiſſen wol nicht, daß Sie grob werden!

Parden! aber Sie verlangten Aufrichtigkeit von mir. Und darum rathe ich Ihnen ab. Sie haben ſich ein Luftſchloß gebaut. Den Weg dazu wollen Sie mit Silber pflaſtern. Der Herzog ſoll Ihr Schuldner, ſoll von Ihnen abhängig werden. Ob dieſe Hoffnung chimäriſch iſt oder nicht, darüber will ich nicht entſcheiden. Aber um ſofort zum letzten Kern der Sache überzugehen, ſo kann ich Ihnen vorherſagen, in Ihr aus ſilbernen Ketten geſtricktes Liebesnetz wird ſich das Herz, auf das es abgeſehen iſt, nicht fangen laſſen.

Lauter Hieroglyphen, junger Freund! rief Schlettendorf, aufs äußerſte überraſcht, aus.

Vielleicht rede ich deutlicher, wenn ich Ihnen ſage,

über ihre Hand hat eine gewiße Dame bereits verfügt!

Wer? Was ſagen Sie da? fuhr Schlettendorf auf.

Ich vertraue Ihnen ein Geheimniß an — Ihrer adelichen Ehre.

Wie, die Prinzeſſin hätte . . .

Fragen Sie mich nicht mehr. Was ich geſagt habe, reicht hin, um Ihnen Hoffnungen zu nehmen, welche nicht erfüllbar ſind. Mehr wollte ich nicht.

So ſagen Sie doch nur . . .

Ich darf und will keine Silbe mehr ſagen.

Dabei blieb Paul. Schlettendorf drang umſonſt mit Fragen in ihn und ging deshalb ſehr bald zu höchſt lebhaften Betheuerungen über, daß Paul ihm Motive untergeſchoben habe, welche auf ganz phantaſtiſchen Vorausſetzungen beruhten; daß er auch nicht im Traume an das gedacht, was Paul argwöhne. Aber es half ihm nicht. Umſonſt entwickelte er ſeine Beredſamkeit; umſonſt forderte er Paul auf, ihm die Gründe ſeiner Vermuthung zu nennen. Paul blieb ernſt, ſtumm, verſteckt allem dem gegenüber, und Schlettendorf nahm endlich Abſchied von ihm, aber nicht, um dem Herzog ſeine Aufwartung zu machen, wie ſeiner Verſicherung nach doch urſprünglich ſeine Abſicht geweſen, ſondern um ſich wieder in den Sat-

tel seines Reitpferdes zu schwingen und den geraden Weg nach Hause einzuschlagen.

Wir haben gesagt, daß das Gut Schlettendorf's von dem Abteigebäude, welches dem Herzoge zur Residenz diente, nicht weit entfernt lag. Die „Hovesaaten" der beiden Besitzungen grenzten beinahe aneinander. Zu der Abtei gehörten bedeutende Eichenwaldungen mit vortrefflichem geschonten Bestande. An den schönsten und mächtigsten der bemoosten hundertjährigen Stämme jedoch war jetzt der Todesengel vorübergeschritten, wie an den Thüren der Aegypter und hatte sein Zeichen darauf gedrückt — das Zeichen des Forsthammers, welches sie dem Untergange weihte. Sobald der Saft aus den Bäumen, sollte hier nachdrücklich aufgeräumt werden — Monsieur Bouquet war nicht der Mann, solche Schätze unbenutzt und unausgebeutet zu lassen. Während der Baron den durch diese Gehölze sich schlängelnden Waldweg daherritt, glitt sein Auge mit prüfender Kennermiene und eigenthümlichem Ausdruck an den hohen Königen des Forstes hinauf.

Wenn das einige Jahre lang so fortgesetzt wird, flüsterte er vor sich hin, bleibt nicht viel übrig. Man sieht, daß das Wappenthier von Anglure kein Vogel ist, welcher daran denkt, in unsern Wäldern für im-

mer zu hetzen. Nicht eine Krone, worin eine Krähe ihr Nest machen könnte, scheint übrig bleiben zu sollen!

Der Baron trabte weiter und erblickte bald darauf mit großer Genugthuung seine eigenen, freilich weit weniger reichen Holzbestände, die aber, sobald nur ein Winter dahin, den Vergleich nicht mehr zu scheuen haben konnten.

Schlettendorf's Gut lag sehr freundlich, von Wiesengründen und Gebüschen umgeben. Es war eine Wasserburg mit mächtigen Giebeln und breiten Kreuzstöcken, welche sehr unregelmäßig geordnet die massiven Wandflächen durchbrachen und größtentheils noch alter Sitte noch runde, in Blei gefaßte Scheiben hatten. Zwei dicke runde Thürme an den Ecken dienten zahllosen Taubenschaaren zum Aufenthalt. Ueber die breiten Gräben, in denen das hohe Schilf und das Röhricht seit einem halben Jahrhundert keinen Angriff auf sein überwucherndes üppiges Dasein erfahren zu haben schien; wo die Wasserlinsen eine Decke bildeten so stark, daß die Bachstelzen darüber schreiten konnten, sicher wie Petrus über den See Genezareth — über diese Gräben führte eine verfallene Holzbrücke auf einen Hof mit grenzenlos schlechtem Pflaster. Ueber dem Hauptportal, das sich auf einer Doppelflucht von Treppen erhob, prangte die Statue des heiligen Feuer

auslöschers Florian. Da ihm jedoch sein unterscheidendes Merkmal, das Becken, welches Wasser auf eine Flamme schüttet, im Laufe der Zeiten abhanden gekommen war, und St.-Florian, der süddeutsche Thürhüter, hierlands überhaupt eine weniger bekannte Größe ist, so hatte die Familiensage aus dem Heiligen einen Ritter von Schlettendorf gemacht, einen Ahnherrn, der mit Karl dem Großen ins Land gekommen und in den Kriegen gegen die Sachsen Wittekind's allerlei fabelhafte Tapferkeit geübt. St.-Florian, offenbar geschmeichelt, hatte sich diese Standeserhöhung bisher ohne Protest gefallen lassen.

Das Ganze dieses Schlosses, der Hof, die Nebengebäude, bildeten ein Schauspiel wie heruntergekommene stolze Größe. Es war alles in großen Verhältnissen angelegt; es war wuchtig und massiv. Das Portal mit seiner Steinhauerarbeit im Geschmacke des 16. Jahrhunderts, mit den runden Medaillons, aus welchen feingemeißelte Männer- und Frauenköpfe schauten; die Fensterumfassungen mit Kragsteinen und gekuppelten cannelirten Säulchen — alles das war reich angelegt und schön. Aber es zeigte sich auch, daß die Väter mehr Schönheitssinn und Geschmack beim Bauen, als die Enkel Eifer beim Erhalten gehabt hatten. Nicht einmal einen tüchtigen Oelanstrich für das unter dem

Einflusse eines feuchten Klimas schnell verwitternde Holzwerk an Brücken und Geländern hatten diese Enkel dem stattlichen Schlosse ihrer Ahnen zugute kommen lassen.

Auch die innern Räume, welche Schlettendorf betrat, nachdem er die Zügel seines Pferdes einem langsam und gelassen herbeikommenden Knechte zugeworfen, trugen den Charakter, den das Aeußere des Gebäudes zeigte. Sie waren sehr geräumig. Diese hohen, großen Zimmer und Kammern waren in einer Zeit angelegt, in welcher die winterliche Erheizungsfrage noch nicht zu den „brennenden" gehörte wie heute, wo kein Ofen mehr groß genug ist; in einer Zeit, wo der Hausherr und die Seinen noch der guten alten Sitte pflegten, wenn es nur fror, sich ums Herdfeuer zu setzen. Freilich fehlte es auch nicht an großen Kaminen, aber sie waren nach jener weisen alten Methode angelegt, welche mit so viel Glück die Aufgabe löste, die erzeugte Wärme möglichst schnell und möglichst wirkungslos in den Schlott hinaufzujagen. Alte Bilder in schwarzen, oft kunstreichst geschnitzten Rahmen hingen an den Wänden. Vortreffliche venetianische Spiegel in Cartoucherahmen; Marmortische mit ausgeschweiften Platten auf vergoldeten Bocksfüßen; Rohrsessel von so schöner und kunstreicher Arbeit, daß

das Herz eines Alterthümlers von heute bei ihrem Anblick vor Freude hoch aufgeschlagen haben würde: das alles war da, und daß es da war, bewies, wie wenig Schlettendorf sich um seine Einrichtung und das äußere Aussehen seines Wohnsitzes kümmerte — sonst wäre all dieser schöne Reichthum längst in die Rumpelkammer gewandert, um ihn mit der damals modernen Schreinerei nach griechischem Stil zu ersetzen. Aber einen dustern, trüben Anstrich gaben alle diese Gegenstände doch diesen Räumen, und die Wappen in den gebrannten Scheiben mit den langen prunkhaften Inschriften darunter, zum Beispiel so: „Dietrich Gebehard, Freiherr von Schlettendorf zu Marenholt und Bodenwand, Seiner kuhrfürstlichen Durchlaucht zu Köln geheimbter Raht, derer hohen Thumbstifter zu Münster und Hildesheim resp. Scholaster, Senior und Capitularherr, Archidiakonus zu Bilsen. Anno domini 16[illegible]" — und viele andere in demselben Stil — alle diese Dinge machten die Räume nicht lichter und freundlicher. Schlettendorf hatte schon seit Jahren seine Hausfrau verloren, und eben die Hausfrau fehlte. Daher dieser Ueberfluß an schwerfälligem, charakteristischem, theurem ererbtem Prunk, während überall das mangelte, was das Nothwendigste zu behaglichem Dasein und dazu das Wohlfeilste ist. Große Silber-

ſchüſſeln, venetianiſche Spitzgläſer und Tafelaufſätze von bewundernswerther Arbeit waren da. Aber nach einem Theeſieb, einem Tropfen Kölniſchen Waſſers oder einer Fußbank, nach einem Streifen Teppich oder einem Fenſterverhang hätte man umſonſt das ganze Haus durchſucht!

Als der Baron das gewöhnliche Wohnzimmer betrat, fand er ſeinen Sohn in demſelben, in einem der halbgeöffneten Fenſter liegend und eine draußen auf dem Waſſergraben darunter ſchnatternde Schar Enten futternd.

Iſt der Franzoſe ſchon auf? war Schlettendorf's erſte Frage, als er Clemens erblickte.

Bisjetzt noch nicht ſichtbar, antwortete der junge Mann.

Deſto beſſer, verſetzte Schlettendorf — ſo ſind wir noch Herren über unſere Entſchlüſſe und können uns beſinnen, was wir thun . . .

Beſinnen? Steht denn Ihr Entſchluß nicht feſt?

Als ich dieſen Morgen ausritt, allerdings. Seitdem . . .

Was iſt ſeitdem eingetreten?

Ich habe etwas gehört, was für uns ſehr niederſchlagend lautet.

Und was?

Unſere gnädigſte Prinzeſſin, hat man mir anvertraut, haben bereits geruht, Ihr Herz zu verſchenken . . .

Nicht möglich, antwortete Clemens, ohne in ſeiner Beſchäftigung aufzuhören.

Ich habe es von jemand, der es wiſſen kann und der zu den wenigen zuverläſſigen Menſchen gehört, die ich in dieſer viel fabelnden und ins Zeug ſchwatzenden Welt kenne.

Wer iſt das?

Paul Brendhorſt!

Der! entgegnete Clemens verächtlich.

Weshalb ſprichſt du das mit einem ſolchen Ton aus?

Weil ich ihm nicht glaube. Er iſt ein hochmüthiger Burſche. Er iſt ſelbſt in Prinzeſſin Leonie verliebt.

Du ſcherzeſt!

Ganz und gar nicht. Er macht ihr Augen, wenn er ſich unbemerkt glaubt, die mich ſchon oft hätten in lautes Lachen ausbrechen laſſen, wenn ich ihn nicht ſo widerwärtig fände.

Das begreife ich nun nicht. Ich halte viel auf ihn, obwol mir lieber geweſen wäre, Moorbahn hätte ſein Wort gehalten und Tondern in die Stelle gebracht.

Aber dieſer Vrouckhorſt, das muß man anerkennen, trägt wie ein wahrer Atlas dieſe ganze Anglure'ſche Welt auf ſeinen Schultern.

Sind ſeine Schultern ſo ſtark, oder iſt dieſe Welt ſo leicht?

Streiten wir darüber nicht; genug, er hat es mir verſichert, und er ſchien nicht allein guten Grund dazu zu haben, ſondern auch, wie ich überzeugt bin, die redliche Abſicht, mich zu warnen vor unbedachten Schritten.

Zu warnen? Erräth er denn ...

Ich glaube es!

Nun, dann iſt auf ſeine Mittheilung erſt recht nichts zu geben. Daß er alles aufbieten wird, um mich nicht zu ſeinem künftigen Gebieter zu bekommen, iſt mir ſehr erklärlich!

Aber was ſollte er dawider haben?

Was ich wider ihn habe. Er gefällt mir nicht. So etwas iſt gewöhnlich gegenſeitig.

Ich verſichere dir aber, Clemens, daß er mir ganz beſtimmt erklärte, die Prinzeſſin habe ihre Wahl getroffen.

Ich glaube es nicht. Ich habe nichts davon bemerkt, daß ſie eine Leidenſchaft hat, nichts von bräutlichem Weſen in ihr. So etwas verräth ſich ſchon. Solch eine Franzöſin verliebt ſich ja ohnehin nicht. Das ſind deutſche Gebräuche; die Franzöſinnen ſind

viel zu raffinirt dazu. Und wäre es wirklich der Fall, daß sie jemand Hoffnungen gemacht, nun, so muß sie dieselben ihm eben wieder nehmen.

Ob sie dazu geneigt, das mußt du am Ende am besten beurtheilen können, Clemens.

Ich glaube, ich darf es voraussetzen, antwortete Clemens mit ruhigem, aber darum nicht minder gründlichem Selbstbewußtsein

Also du meinst?

Daß es sehr thöricht wäre, Papa, wenn Sie sich in dem, was Sie sich vorgesetzt haben, beirren ließen, weil Herr Paul Brenckhorst Gründe hat, sich dagegen zu stemmen!

Ich glaube du hast Recht, Clemens. Er kann auch im allerschlimmsten Falle nicht übermäßig viel dabei verloren geben. Aber um aufrichtig zu sein, es war etwas in mir, was dieser Warnung des jungen Mannes entgegenkam — ein gewisses inneres Widerstreben gegen die ganze Angelegenheit kann ich nun einmal nicht los werden. Meine adeliche Natur sträubt sich gegen diese krummen Wege, diese Geldtransactionen, diese Feilscherei mit dem Franzosen. Es hat etwas Unwürdiges! Fühlst du nicht?

Ich fühle nur, daß etwas viel Unwürdigeres in der Situation liegt, in welche uns die jüngste Zeit gebracht hat!

Freilich! antwortete der alte Baron nachdenklich. Da hast du ohne Frage Recht. Wir sind in einer unwürdigen Situation. Mein Großonkel, der Fürstbischof war, würde sich im Grabe umdrehen, wenn er wüßte, daß seine Nachkommen aus der großen und edeln corporativen Genossenschaft, der sie angehörten, deren Zierde sie waren, gerissen sind, daß man ihnen ihr Vaterland genommen und es in Stücke geschnitten hat! Daß man sie zu Unterthanen eines fremden Menschen machte, der mir, wenn es ihm gefällt, morgen wird befehlen können, ich solle ihm als Kammerjunker die Schüssel beim Händewaschen reichen, oder den Steigbügel halten, wenn er auf die Jagd reitet. Bisjetzt ist das freilich noch nicht geschehen — aber wer bürgt mir dafür, daß es nicht geschieht, wenn dieser Herzog sich erst hier eingewöhnt, wenn er den Gedanken seiner Größe in sich gehörig verarbeitet hat!

Wenn ihm bei seiner Gottähnlichkeit nicht mehr, wie noch jetzt, etwas bänglich ist! fiel Clemens ein.

Ja, wer bürgt mir dann dafür? Und was bliebe uns in solchem Falle übrig? Auszuwandern, nichts anderes! Wir müßten Schletterdorf verkaufen, d. h. da es niemand in der jetzigen Zeit seinem wahren Werthe nach bezahlen kann, für die Hälfte desselben verschenken, verschleudern. Wir müßten von unserm

Stammhause Abschied nehmen und dem Herde, an dem seit einem halben Jahrtausend die Stammmütter unsers Geschlechts das Feuer geschürt haben, den Rücken wenden, um als vagabundirende Barone uns unnütz in der Welt umherzutreiben; im Sommer unser Geld zu den Spieltischen der Bäder zu tragen und im Winter in den Residenzen den Hofmarschällen die Cour zu machen, um bei den allerhöchsten Diners nicht übergangen zu werden. Nein, nein, fuhr der Baron fort, indem er mit langen Schritten den Raum durchmaß — dahin soll es nicht kommen, so lange wir es verhindern können. Wenn die Mittel der Vertheidigung, zu denen wir zunächst greifen wollen, unedel scheinen, so ist es nicht unsere Schuld. Wir sind in eine Zeit gestellt, wo wir die Waffe nicht lange untersuchen können, mit der wir uns unserer Haut wider die Legion derer, die uns angreift, wehren. Wenn die Waffe nur trifft! Denn indem wir uns wehren, dienen wir einem großen und edeln Ziele. Indem der Adel unter allen den Angriffen und wüthenden Verfolgungen der letzten Sturmjahre seine Würde und seine Stellung behauptet, thut er nichts als den Absichten Gottes dienen, als eine religiöse Mission vollführen. Gott hat sich auf doppelte Weise offenbart: in der Natur und in der Geschichte. In beiden lebt der Wille

des Schöpfers, in beiden iſt er gleich klar erkennbar. Wie die Natur verſchiedene Bildungen hervorgebracht und den Löwen vom Pferde, die Eiche von der Birke und den Adler von der Nachtigall unterſchieden hat, ſo hat die Geſchichte ihre Bildungen hervorgebracht und unter den Menſchen unterſchieden: Edle, Freie und Knechte. Darf man dieſes Product der Geſchichte, die Gott geleitet hat, angreifen? Nein! Und ſo muß man auch einräumen, daß der Adel, wenn er ſeine Stellung vertheidigt, die von Gott gewollte Ordnung der Dinge als ein unmittelbarer Kämpe der höchſten Abſicht vertheidigt.

Dieſe Expectoration, während welcher Clemens von ſeiner frühern Beſchäftigung, dem Füttern der Enten, nicht abgelaſſen hatte, würde ſich vielleicht noch weiter ausgedehnt haben, wenn in dieſem Augenblicke nicht die Thür von einem Bedienten geöffnet worden wäre, um einen Fremden einzulaſſen, dem ſich der Baron nun mit großer Höflichkeit zuwandte, während Clemens ſich damit begnügte, ihm einen flüchtigen Gruß zuzunicken.

Ah, Monſieur La Boulaye, ſagte der Baron — ich hoffe, Sie haben ſich von Ihren Reiſeſtrapazen erholt und tüchtig ausgeſchlafen.

Monſieur La Boulaye war ein hübſcher junger

Mann, etwa 28 bis 30 Jahre alt und nach dem neueſten pariſer Schnitt gekleidet; etwas blaß, ſchwarz, beweglich, und von „Embonpoint“ auch nicht im entfernteſten bedroht — der Typus eines gewandten, redefertigen Franzoſen.

Er verſicherte, daß er ſehr wohl geſchlafen habe — obwol er in Wahrheit längſt, ſtatt ein chriſtliches Morgengebet herzuſagen, ſich und ſeine Seele allen Dämonen der Unterwelt gelobt hatte, für den Fall, daß er jemals wieder ſich verführen laſſe, eine Nacht in den Federbetten eines ſolchen Schloſſes à la Tenderlentrenck zuzubringen und den mit Cichorien vergifteten Kaffee zum Frühſtück zu trinken. Dann ging er ſogleich zu dem Geſchäfte über, welches ihn hergeführt.

Wie haben Sie ſich entſchloſſen, Herr Baron?

Ich bleibe bei meinem Angebot, verſetzte Schlettendorf. Ich zahle Ihnen 800,000 Francs.

Es geht nicht; unſer Verluſt wäre zu groß. Man wirft nicht 200,000 Francs zum Fenſter hinaus, antwortete Monſieur La Boulaye.

Davon iſt nicht die Rede, vom Fenſterhinauswerfen, ſagte der Baron. Die Frage iſt für Sie, wie ich meine, blos die: ſind 800,000 Francs, die ich jetzt erhalte, die ich in meinem Geſchäfte weiter arbeiten laſſe, die ſich mir in zehn Jahren mindeſtens verdop-

peln — ſind ſie vorzuziehen, oder iſt es eine Million, die ich zu fordern habe, aber auf welche ich gewiß zehn Jahre zu warten habe, bis ſie flüſſig wird?

Zehn Jahre! der Herzog wird ſie vielleicht im zweiten, dritten Jahre bezahlen können. Seine Wälder allein . . .

Sind jetzt ſchon vom Forſthammer gezeichnet, und gewiß nicht, um das Haus La Boulaye und Tejannic damit zu befriedigen!

Der Pariſer zuckte die Achſeln.

Was wollen Sie machen, wenn der Herzog Sie nicht bezahlt? fragte Schlettendorf. Aus ſeinen Beſitzungen jenſeit des Rhein, wo Sie freilich den Beiſtand der franzöſiſchen Gerichte haben würden, können Sie ſich nicht bezahlt machen, das wiſſen Sie. — Und hier — hier iſt der Herzog der Landesherr.

Aber es iſt doch der Hof da, welchen man nennt das Reichskammergericht — Monſieur La Boulaye hatte lange zu würgen, bis er das Wort herausgebracht hatte.

Wollten Sie es mit dem verſuchen, fiel der Baron ein, ſo würden Sie damit beginnen müſſen, große Vorſchüſſe zu machen. Sodann würde es ſehr, ſehr lange dauern, bis Sie ein Urtheil erwirkten. Danach würde es abermals ſehr, ſehr lange dauern, bis Sie

vom Urtheil zur wirklichen Execution gelangten. Und was hätten Sie dann erreicht? Man würde Ihnen nichts anderes als einen Theil der Revenuen des Herzogs anweisen. Bis durch diese jährlichen Zahlungen Ihre Forderung von einer Million Francs amortisirt wäre, würde mindestens ein Vierteljahrhundert verflossen sein!

Monsieur Boulave schwieg nachdenklich.

Das, mein Herr, fuhr Schlettendorf fort, ist alles, was Sie erreichen würden. Aber versuchen Sie es immerhin — vorausgesetzt, Sie erfreuen sich der neidenswerthen Zuversicht auf den Bestand aller Dinge, daß Sie glauben, wir werden ein Vierteljahrhundert vor uns haben, in welchem Reichskammergerichtsurtheile ihre ungestörten und regelmäßigen Wirkungen üben werden!

Ein Vierteljahrhundert können wir auf unser Remboursement nicht warten, versetzte der Franzose; davon kann nicht die Rede sein. Aber . . .

Sie würden es müssen, unterbrach ihn Schlettendorf. Rechnen Sie doch nur selbst. Unser Fürstenthum bringt dem Herzog höchstens eine jährliche reine Revenue von 15,000 Thalern, wenn Sie alle Verwaltungskosten abziehen. Setzen wir den günstigsten Fall, das oberste Reichsgericht spräche ihnen davon

zwei Drittheile zu und ſetzte den Herzog auf die ſchmale Jahresrente von einem Drittheil der Summe. Dann würden Sie ſechsundzwanzig Jahre brauchen, um zu Ihrer Million Francs zu gelangen, und Koſten und Zinſen wären dann immer noch nicht gedeckt! Sie haben eben ein ſehr ſchlechtes Geſchäft gemacht, Monſieur La Boulaye, als Sie auf den Herzogshut von Emſa-Ravenſtein eine Million herſchoſſen! Je eher Sie ſich herausziehen, deſto beſſer für Sie! Ich biete Ihnen 750,000 Francs . . .

Sie boten 800,000!

Welche Sie nicht annahmen. Nach einer halben Stunde werde ich nur noch 700,000 bieten, denn ich fühle den Wunſch, die ſchätzenswerthen Wechſelautographen meines verehrten Landesherrn für meine Sammlung zu bekommen, mit jeder Minute geringer werden. Es iſt möglich, daß ihn von Zeit zu Zeit die Luſt anwandelt, mehr dergleichen zu ſchaffen und in Curs zu ſetzen; dann würden ſie bedeutend an Werth verlieren und im Preiſe ſinken!

O davor ſind Sie ſicher, fiel La Boulaye ein; der Herzog iſt ein Ehrenmann und ein guter Haushalter...

Und das ſagen Sie? unterbrach ihn lachend der Baron.

Und weshalb nicht? Was hat er gethan, um

den Namen eines Ehrenmannes zu verlieren? Er war in einer ganz ausnahmsweisen Lage. Die französischen Truppen hatten die Landstriche, worin seine angestammten Besitzungen lagen, besetzt; sie waren laut des Friedens von Campo-Formio zum Gebiete der Republik geschlagen; der Herzog sah seine Güter unter französischen Kriegssequester gelegt; er verlor seine Herrenrechte, seine Privilegien, seine Regalien, alles, was ihn von den andern Ständen unterschied. Wie ein gentilhomme en sabots der Bretagne, dem man sein letztes Privilegium, le droit de pinacle*), genommen, war er jedem Tagelöhner gleichgestellt. Seine Standesgenossen alle, diese Herzoge und Fürsten, welchen es ebenso ergangen, sollten für ihre Verluste nach den Bestimmungen des Friedens von Luneville in Deutschland entschädigt werden, indem man ihnen neue Gebiete anwies. Ihm aber, als er den gleichen Anspruch erhob, entgegneten die Herren in Regensburg und in Paris: Du wirst an der Entschädigung nicht theilnehmen, weil du keine fürstlichen Hoheitsrechte in einem bestimmten Gebiete verloren, mit Einem Wort kein geschlossenes Territorium verloren hast. Dein Besitz besteht aus zerstreuten Gütern, aus einzelnen

*) Wettschabnrecht

Domänen, welche dein Privateigenthum ſind und welche dir nicht genommen werden können, wenn auch die alten Herrenrechte dir wie jedem andern Edelmanne verloren gehen und du auf das beſondere Vergnügen verzichten mußt, ein Paar eiſerner Halsringe am Thore deines Schloſſes hangen zu ſehen, um träge und widerſpenſtige Robotarbeiter darin einzuſperren; oder aus dem Fenſter deines Schlafcabinets die Ausſicht auf deinen hochſteigenen Galgen zu genießen, an den du Diebe und Vagabunden hängen ließeſt, um einen angenehmen Point de vue zu haben.

Es handelte ſich freilich um die Frage, fiel hier der Baron Schlettendorf ein, der dem Franzoſen zeigen wollte, daß er ganz gut über die Verhältniſſe des herzoglichen Hauſes unterrichtet ſei — um die Frage des geſchloſſenen, wirklich reichsunmittelbaren Gebiets. Um dies nachzuweiſen, berief ſich der Herzog auf eine Bulle Kaiſer Karl's V., welche die Herrſchaft Anglure zu einem Herzogthume erhob; darauf ferner, daß auf den deutſchen Reichstagen zu gewiſſen Perioden ſeine Vorfahren Sitz und Stimme geführt. Aber der Herzog drang damit nicht durch. Es waren mehrere Gründe da, welche ſeine Angaben zu entkräften geeignet waren; und ſo blieb man in Regensburg dabei ſtehen, ihm zu entgegnen: Wir können dich nicht

entſchädigen, weil es möglich, ja wahrſcheinlich iſt, daß deine jetzt unter franzöſiſchem Kriegsſequeſter liegenden Beſitzungen als nicht reichsunmittelbare, ſondern als bloße Privatbeſitzungen dir zurückgegeben werden; wir entſchädigen nach dem ausdrücklichen Inhalt der Friedensſchlüſſe von Raſtadt und Luneville nur die ehemaligen wirklichen Reichsunmittelbaren!

Es hing, fuhr Schlettendorf fort, es hing alſo für den Herzog, der nun einmal durchaus beraubt und dann entſchädigt werden wollte — alles davon ab, ob die franzöſiſche Regierung gemeint und gewillt ſei, ſeine Güter als reichsunmittelbare für immer eingezogen und ſequeſtrirt zu halten, oder ſie ihm ſpäter als Privatdomänen zurückzugeben. Im erſtern Falle mußte man ihn in Deutſchland entſchädigen. Es kam mithin darauf an, über dieſen Punkt eine Erklärung des franzöſiſchen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten zu bekommen; bevor man aber daran denken konnte, Talleyrand zu einer ſolchen Erklärung, zu einer Erklärung, wie man ſie wünſchte, zu vermögen, mußte man Geld und zwar viel Geld beſchaffen.

Ganz richtig, fiel der Franzoſe ein: dies wurde die Aufgabe Bouquet's, der ſie auf eine für ſeinen Scharfſinn zeugende Weiſe löſte.

Ja, unterbrach ihn lachend der Baron, wenn Sie

Bouquet deshalb loben wollen, ich meinerseits habe nichts dagegen. So viel ist gewiß, daß ihn des Herzogs stürmisches Verlangen nach Geld in eine große Verlegenheit bringen mußte. Woher Geld geborgt bekommen auf Besitzungen, welche unter Sequester lagen, von denen der Herzog selbst laut behauptete, daß sie reichsunmittelbar seien, also ihm für immer genommen bleiben müßten? Es war nicht die allermindeste Aussicht dazu da! In dieser Verlegenheit kam man auf folgendes Auskunftsmittel. Man verkaufte die sämmtlichen Güter des Herzogs an einen Dritten, an den Schwager Monsieur Bouquet's. Dieser gefällige Schwager kaufte sie natürlich, ohne einen Heller dafür zu zahlen. Aber er fand Leute, welche jetzt Geld darauf herliehen; denn, so sagte man diesen Leuten, sie wären nun in Privathände übergegangen, ohne allen Zweifel also Privatbesitzungen geworden, und der Sequester müßte nun über kurz oder lang jedenfalls gelöst werden. Das aufgenommene Geld aber übergab der Schwager Bouquet's dem Herzog. Sodann verkaufte dieser Schwager die sämmtlichen Güter wieder an Ihr Haus, welches sich zu dem Handel durch den geringen dafür geforderten Preis verlocken ließ und, nachdem es die darauf von Bouquet's Schwager schon contrahirten Schulden über-

nommen hatte, nur noch eine Million Francs baar dafür ausbezahlte. Auch dieſe Million floß in die Kaſſe des Herzogs.

Der letztere war nun im Stande, mit dem Fürſten Talleyrand in Unterhandlungen zu treten. Dieſe Unterhandlungen führten ſehr bald zu einem gedeihlichen Ziele. Das franzöſiſche Miniſterium gab die Erklärung ab, daß es die Beſitzungen des Herzogs von Anglure in den Niederlanden als reichsunmittelbares Gebiet, nicht als Privatdomänen betrachten müſſe, und daß es dieſelben alſo behalten, nicht vom Kriegsſequeſter löſen und herausgeben werde.

Infolge davon war die Reichsdeputation zu Regensburg gezwungen, den Herzog zu entſchädigen, und ſchuf für ihn unſer geſegnetes Fürſtenthum Emſa-Ravenſtein.

Der Herzog war am Ziele. Er war deutſcher Reichsfürſt und Souverän, er hatte wie ſeine Standesgenoſſen eine reichliche Entſchädigung erhalten. Beunruhigend aber wurde die Sache für Sie, die Käufer der Beſitzungen auf dem linken Rheinufer. Die Erklärung Talleyrand's bedrohte Sie mit dem Verluſte des ganzen Kaufgegenſtandes, von dem Sie ſo harmlos vorausſetzten, daß er in den Händen des Bouquet'ſchen Schwagers und dann in den Ihrigen ganz

ohne Widerrede zu Eigenthum von rein privatrechtlicher Natur geworden sein müsse; vorausgesetzt, er sei jemals etwas anderes gewesen.

Freilich, freilich, fiel der Franzose ein; wir wurden nicht wenig betroffen, als wir hörten, der Herzog habe jene Erklärung von Talleyrand erwirkt ...

Mit Ihrem Gelde!

Und bekomme, fuhr Monsieur La Boulaye fort, eine Entschädigung in Deutschland. Es mußte ein sehr seltsames Licht auf den Herrn Herzog werfen. Aber der Herzog handelte doch als ein ehrlicher Mann an uns, indem er uns nun sehr bald das Anerbieten machte, uns die sämmtlichen Güter wieder zu demselben Preise abzukaufen.

Was Sie sehr erfreut annahmen, sagte Baron Schlettendorf — nicht mehr ganz so erfreut, als der Herzog Ihnen statt der baaren Million, die er Ihnen zurückzuzahlen hatte, mit vier Wechseln, jeder von einer Viertelmillion, diese Summe ausglich!

La Boulaye zuckte mit den Achseln.

Was wollen Sie, sagte er, die Wechsel sind gut! Zahlen wird sie der Herzog, wenn er auch nach allem, was Bouquet mir über seine Verhältnisse auseinandergesetzt hat, nicht im Stande ist, sie an den Verfalltagen zu honoriren. Gegen seine Ehrenhaftig-

keit läßt ſich nichts vorbringen, das müſſen Sie mir eingeſtehen. Er gebrauchte Mittel, welche hundert andere in ähnlicher Lage auch angewandt hätten — auch angewandt haben. Woher haben gewiſſe Leute ihren unermeßlichen Reichthum? Daß er nicht im Stande ſein würde, ſeine Wechſel am Verfalltage auszulöſen — konnte er das erwarten? Konnte man denken, daß die Fürſtenthümer in Deutſchland ſo klein ſeien, daß die Einkünfte von einem Paar Jahren nicht ſolch eine Bagatelle decken? Nein, ihn kann kein Vorwurf treffen — ohnehin weiß man ja, wie ſolche Herren derartige Angelegenheiten leicht nehmen . . .

Leider; und deshalb wäre es ſehr thöricht, entgegnete der Baron, ſich dazu zu drängen, ihr Gläubiger zu werden! Ich gehe jetzt nicht mehr über 700,000 Francs hinaus.

Der Franzoſe ſah den deutſchen Baron mit einem verlegenen Blicke an. Er war offenbar unſchlüſſig.

Ich beabſichtige, auf die Jagd zu reiten, fuhr der Baron fort. Sobald keine Wechſelgeſchäfte mehr zwiſchen uns ſchweben, werde ich es mir zur Ehre ſchätzen, wenn Monſieur La Boulaye mich begleiten wollte. Wie entſchließen Sie ſich? Wollen Sie vielleicht noch einmal zu Monſieur Bouquet zurückkehren . . . vielleicht mit dem Herzoge ſelbſt ſich beſprechen — ganz

nach Ihrem Belieben — wenn Sie nur von meinem Anerbieten, die Wechsel zu übernehmen, dabei nichts erwähnen . . .

Monsieur La Boulaye schüttelte den Kopf.

Mit Bouquet habe ich ja gestern geredet, sagte er; vom Herzoge selbst würde ich nichts Besseres hören und wahrscheinlich nur: Gehen Sie zu Bouquet.

Und von Bouquet würden Sie hören: Wir können nicht zahlen, wie Sie gestern gehört haben. Also — wie entschließen Sie sich?

Dazu, Ihnen die Wechsel für 800,000 Francs zu cediren.

Für 700,000!

Nein, sagte der Franzose, sich erhebend.

So seien es 750,000, und nun kein Wort weiter! rief der Baron aus.

Eh bien, soit — erwiderte nach einer Pause La Boulaye — nehmen Sie sie dafür und: grand bien vous fasse!

Bringe mir Schreibzeug, Clemens, sagte der Baron; ich will Ihnen einen Brief an meinen Geschäftsbevollmächtigten in der Stadt geben. Er wird die Auszahlung der Summe an Sie bewerkstelligen, und Sie werden ihm dagegen die Wechsel mit dem Endossement für meine Ordre aushändigen.

Ganz wohl, Herr Baron. Und ich werde um eine Viertelmillion leichter, als ich auszog, nach Hause heimkehren.

Das Beste ist, daß das Haus Boulaye und Dejaunic sich um ein Viertheil solch einer „Bagatelle", wie Sie vorhin sich ausdrückten, nicht sehr zu grämen braucht, versetzte Schlettendorf kaustisch.

Der junge Franzose zuckte die Achseln. Als Schlettendorf seinen Brief an den Notar Moorhahn geschrieben hatte, nahm jener ihn in Empfang und bat um die Erlaubniß, sich zu beurlauben, um seine Rückreise sogleich anzutreten. Die Einladung zur Jagd lehnte er ab. In seinem Aerger über das schlechte Geschäft, welches er gemacht, sagte er lächelnd, würde er sich nicht enthalten können, unter dem Wildstand des Barons eine zu große Niederlage anzurichten; in der That aber schauderte er vor dem Gedanken, noch eine Nacht die Gastlichkeit von „Schloß Dendertentrouck" in Anspruch zu nehmen!

## Siebzehntes Kapitel.

Worin Paul Bronckhorſt ebenſo viel Combinationsgabe als Hochherzigkeit beweiſt.

Als Paul von dem Baron Schlettendorf verlaſſen war, wollte er ſich von den Gedanken, welche ihn erfüllten, zerſtreuen, indem er ſich in den Strudel ſeiner täglichen Arbeiten ſtürzte. Aber bald fühlte er die Unmöglichkeit, ſich heute mit Gegenſtänden zu beſchäftigen, welche von dem, was ſein ganzes Herz einnahm, ſo verſchieden waren und ſo weit ablagen. Unwillig warf er ſeine Acten beiſeite und eilte hinaus, um im Freien Herr ſeiner Stimmung zu werden.

Wer das menſchliche Herz kennt, den wird es nicht Wunder nehmen, daß Paul Bronckhorſt die Prinzeſſin liebte. Zwiſchen ihr und ihm lagen ganze Abgründe von Verſchiedenheiten! Beider Fühlen und Sein, ihre Erziehung, ihre Sprache, ihre Stellung in der Welt — alles das war ſo himmelweit entfernt voneinan-

der, wie es ſich nur denken ließ. So oft und viel Paul mit Leonie geſprochen, er hatte eigentlich noch nie in der Unterredung mit ihr einen Punkt erreicht, in welchem ſich ein gleiches Empfinden, eine tiefere Sympathie begegnet wären, wobei ihre Herzen ſich in einem und demſelben Schlage bewegt hätten. Es war auch ebenſo wenig eine Gemeinſamkeit zwiſchen ihrem geiſtigen Leben da, wie zwiſchen ihrem Fühlen, ihrem Geſchmack, ihren Sympathien. Leonie war wie eine jener ſchönen Erſcheinungen des Lebens und der Natur, die ganz um ihrer ſelbſt willen da ſind. Sie war — ſowie ein Kunſtgebilde, wie eine Blume — um keines andern Zweckes willen da, als um zu ſein und um glücklich zu ſein. Sie war eine Prinzeſſin. Der Gedanke, daß das Daſein einen ethiſchen Zweck haben könne, war in ihr gewiß nicht aufgetaucht; und wäre er aufgetaucht, ſo würde ſie, ihrer ganzen Natur nach, wahrſcheinlich nichts mit ihm anzufangen gewußt haben!

Ganz anders Paul. Er kannte keine andere Exiſtenz, kein anderes Glück, als ein mit Arbeit und mit raſtloſem Streben nach einem bewußten Ziele verknüpftes. Seine Anſchauung mußte ihm eine Frauenexiſtenz, wie Leonie ſie führte, als eine nichtige, inhaltsleere, unnütze erſcheinen laſſen. Ihr Weſen und

ihre Aeußerungen ſchmerzten ihn oft, als von unweiblicher Rechtheit. Und doch liebte er ſie! Vielleicht nur, weil ihre Schönheit ihn bezauberte, blendete? Nein, nicht um deswillen. Entſchieden ſchön hatte er ſie anfangs nicht einmal gefunden, wenn auch nach und nach ſein Urtheil darüber ſich geändert hatte und er ſie jetzt unendlich reizender und verführeriſcher fand, als er es bei den erſten Begegnungen gethan. Nein, er liebte ſie, weil ſie von Anfang an der einzige Gegenſtand ſeines Intereſſes in der Welt, in welcher er ſich jetzt befand, geweſen war; weil er einen Schatz voll tiefen Gefühls in ſich trug, ein Feuer, das unter der Einförmigkeit ſeines frühern Daſeins geſchlummert hatte und das von dem wehenden Seidengewand einer fürſtlichen Jungfrau, die neben ihm her durch das Leben ſchritt, nothwendigerweiſe angefacht, zum Flammen gebracht werden mußte; und weil ſeine Seele voll männlichen Schwungs ſich allem Edelſten in der Welt ebenbürtig fühlte und eine ſtolze Genugthuung in der Höhe der Region fand, in welcher ſeine Leidenſchaft ihn heimiſch machte.

Und dennoch war dieſe Leidenſchaft bis heute nicht etwas ſich ihrer ſelbſt klar Bewußtes geweſen. Er hatte über ſeine Gefühle für Leonie ebenſo wenig nach Klarheit geſucht, als ſich gefragt, was das Ende der-

ſelben ſein ſolle. Erſt nach dem, was ihm der letzte Abend enthüllt, nach dem, was ihn die lange Nacht hindurch gepeinigt, war ihm dieſe Klarheit geworden. Und mit dieſer Klarheit fand er in ſeiner Energie und Entſchloſſenheit auch bald die Vorſätze, zu welchen er jetzt ohne langes Schwanken ſich hingeführt fühlte. Er wollte dieſen Ort, dieſen Dienſt des Herzogs, dieſes Gewirr von Geſchäften, dieſes Leben unter Fremden, an das ihn nichts mehr feſſelte, nichts feſſeln durfte, je eher, deſto beſſer verlaſſen.

Er hatte den großen und ſchönen ehemaligen Kloſtergarten betreten, und nachdem er darin eine Weile umhergewandelt, hatte er ſich auf eine Steinbank niedergelaſſen, welche von einer dichten, aus dunkelm Taxus gezogenen Laube beſchattet war. Das Auge geſchloſſen, die Arme über der Bruſt verſchlungen, an die Rückenlehne der Bank gelehnt, ſaß er lange da und ließ an ſeinen innern Blicken ſein Schickſal vorübergehen, welches ihm wie das weniger andern troſtlos und glückverlaſſen vorkam. Da hörte er eine helle, ſilbertönende Stimme in ſeiner Nähe. Es war die der Prinzeſſin, die von der Seite her, ſodaß Paul ſie auch mit offenem Auge nicht hätte wahrnehmen können, näher kam, neben ſich den Gärtner, dem ſie Anweiſungen gab. Sie wollte an der Laube vorüber-

ſchreiten, Paul hoffte unentdeckt zu bleiben — aber Leonie nahm ihn wahr, und indem ſie vor dem Eingang ſtehen blieb, ſagte ſie: Sie hier? unſer getreuer Kriegsminiſter, der den ſchönen ſonnigen Morgen im Schatten einer herbſtlich feuchten Laube verträumt?

Paul ſprang auf, und Leonie trat ein und ſetzte ſich auf die Bank, welche er verlaſſen hatte.

Hoffentlich dachten Sie über das Arrangement unſerer erſten kriegeriſchen Manöver nach, fuhr ſie in demſelben ſcherzenden Tone fort. Und doch glaubte Paul in ihren Zügen und in ihrer Stimme Spuren eines großen ſich dahinter bergenden Ernſtes zu begegnen, er glaubte etwas wie Schwermuth auf ihrer ſchönen Stirn liegen zu ſehen, und nachdem er eine Weile ſchweigend ſeine Blicke darauf hatte haften laſſen, antwortete er, indem ein bitteres Lächeln ſeine Lippen kräuſelte: In der That, über ein kriegeriſches Manöver ſann ich nach, wenn man das Manöver dahin rechnen darf, wodurch aller Krieg endet — das Ausreißen!

Das verſtehe ich nicht, verſetzte Leonie gleichmüthig und augenſcheinlich auch nicht ſehr bemüht, den Sinn von Paul's Aeußerung durch Nachdenken zu enträthſeln. Sie zeichnete mit ihrem Sonnenſchirm Figuren in den Sand und der Ausdruck tiefen Sinnens trat

trat dabei in ihre Züge. Fragte sie sich, ob sie Paul, diesen hülfreichen Genius ihres Hauses, in ihr Vertrauen ziehen, sich Raths bei ihm erholen solle?

Was sagten Sie von Ausreißen? fragte sie nach einer Weile, das Haupt erhebend und dem Gärtner, der in der Entfernung stehen geblieben war, mit der Hand winkend, daß er seinen Geschäften nachgehen könne.

Paul bereute, daß er das Wort in der ersten Wallung von Bitterkeit bei Leonie's Anblick ausgesprochen hatte. Es jetzt zu erklären, dazu gebrach ihm beinahe der Muth. Aber rasch und rund heraus, wie er war, bezwang er dennoch den tobenden Schlag seines Herzens und sagte: Ausreißen will ich.

Sie? Vor wem? Weshalb?

Vor einem Feinde, den ich in mir selbst trage.

Besiegen Sie ihn lieber!

Das ist nicht möglich, so lange ich hier bin!

Sie geben mir Räthsel auf.

Mir sind viel schlimmere von Ihnen aufgegeben worden.

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn fragend an.

Von mir? Räthsel? Wahrhaftig, weder heute, noch gestern.

Vielleicht zwischen gestern und heute.

Auch da nicht. Zwiſchen geſtern und heute habe ich geſchlafen.

Ich nicht, Prinzeſſin.

Deshalb holen Sie hier nach, was Sie verſäumt? Denn, in der That, ich ſehe, daß Sie im Traum reden.

Paul ſah zu Boden und antwortete mit unſicherer Stimme: Nicht doch! Aus meinen Träumen bin ich erwacht. Aus allen. Und es iſt gut ſo — weil . . .

Nun, weil?

Weil dieſe Träume ſehr verwegen waren.

Ein eigenthümlicher Ausdruck flog über das Geſicht Leonie's. Ihre Wangen ſchienen ein lebhafteres Roth, ihre Augen einen hellern Glanz anzunehmen. Doch hatte ihre Stimme etwas Strenges, Herbes, als ſie entgegnete: Wenn das wahr iſt, ſo zeigen Sie mir durch klare und vernünftige Antworten, daß Sie nicht mehr träumen. Welche Räthſel habe ich Ihnen aufgegeben?

Wenn ich vernünftig reden ſoll, ſo kann ich darauf gar keine Antwort geben. Was läßt ſich über die Träume einer ſich verirrenden Seele und über die Räthſel eines verirrten Herzens Vernünftiges ſagen! Ich bitte Sie, Durchlaucht, entlaſſen Sie mich; Sie ſehen, Sie haben einen Menſchen vor ſich, der nicht

weiß, was er redet. Nehmen Sie an, ich sei von nächtlichen Erscheinungen heimgesucht worden, die mich aus allen meinen Gleisen geworfen hätten. Und in der That, in einer solchen alten Abtei, in diesen Kreuzgängen, in diesen dunklen Kirchenschiffen, sollten da nicht nächtliche Erscheinungen umgehen können?

Was wollen Sie damit andeuten? Was haben Sie gesehen? fragte Leonie plötzlich scharf und bestimmt, indem ihre Brauen sich ernst zusammenzogen.

Was ich gesehen habe? Wer kann sagen, wenn er einer rätselhaften Gestalt, die nächtlich durch eine alte Stiftskirche schreitet, solch einer dämmerungumflossenen Erscheinung in dunkeln mittelalterlichen Mönchsgewanden begegnet — wer kann sagen, was er gesehen, woher dieser fremde Gast einer andern Welt kommt und wohin er wandelt?

Leonie heftete eine Weile scharf und durchbohrend ihre Blicke auf Paul.

Sie haben Recht, sagte sie dann mit ruhiger Stimme, man kann nichts darüber sagen. Es ist das Beste, sich auch nicht darum zu kümmern; sie nicht anzureden, solche Gestalten, nicht neugierig zu forschen, wohin sie sich wenden, noch andere neugierig zu machen, daß sie sich auf ihren Weg stellen. Man schweigt darüber, das ist das Beste!

Und damit nickte ſie Paul einen kurzen, kalten Gruß zu, der ihm ankündigte, daß er entlaſſen ſei.

Als er ſich entfernte, ſah ſie ihm mit einem Blicke nach, aus dem plötzlich die ſtrenge Kälte, die ſie eben gezeigt hatte, verſchwunden war und eine große innere Bewegung ſprach.

Er hat Anteine geſchen! ſagte ſie für ſich, und dann nach einer Pauſe: Er iſt eiferſüchtig — der arme Menſch! Eine vollſtändige Declaration! — Wäre er nur ein Graf oder Prinz — er hätte dann nicht nöthig, auf irgendjemand in der Welt eiferſüchtig zu ſein! So aber! — o mein Gott — das Leben iſt oft recht dunkel und ſchwer. Iſt es nicht genug, daß mir Anteine auf der Seele liegt? Nun dies noch! Der Menſch iſt mir immer geweſen, wie ein großer an mich gerichteter Brief mit einem mächtigen ſeltſamen Siegel darauf. Ich weiß nicht, kündet ſein Inhalt Freude oder Leid für mich! Ich wage nicht, das Siegel zu löſen; ich habe ſchon bis jetzt nur die Außenſeite betrachtet und von der Seite verſtohlen hineingeblickt. Und nun — hätte ich ihn nicht fortgeſchickt, ich glaube, dieſer Brief hätte ſich von ſelbſt vor mir geöffnet und mich mit einem recht wunderlichen, fremdartigen, gefährlichen Inhalt überſchüttet!

Prinzeſſin Leonie verſank, nachdem ſie dieſes Selbſt-

geſpräch gehalten, in Nachdenken, ohne dabei die Schattenfeuchte und Kühle der dichten Taruslaube mehr zu berückſichtigen, als es vorher Paul gethan.

Paul hatte unterdeß langſam wandelnd den Garten verlaſſen. Er war in einer ſehr begreiflichen Aufregung. Er machte ſich heftige Vorwürfe. Bald war er in Verzweiflung darüber, daß er zu viel geſagt; bald, daß er nicht mehr geſagt; bald über das, was er geſagt. Er wollte den Weg in die nahe gelegenen Waldungen einſchlagen; denn er fühlte das Bedürfniß, in völlige Einſamkeit zu kommen, wo er ſich ganz allein überlaſſen ſei; jedes menſchliche Geſicht, welchem er begegnete, war ihm in ſeiner Stimmung ſchreckhaft, entſetzlich. Und doch mußte er, als er über den Prälaturhof ſchritt, dem großen Ausgangsthore zu, in ein Geſicht blicken, welches ihm gerade jetzt das entſetzlichſte von allen war: das Monſieur Benquet's.

Monſieur Benquet's Geſicht nämlich zeigte deutliche Spuren, daß Geſchäftsſorgen auf ſeinem Haupte laſteten, und daß ſein Nahen quer über den Hof her kein anderes Ziel habe, als Paul ſelbſt, keinen andern Zweck, als einen Theil ſeiner Sorgen in Paul's Buſen auszuſchütten.

Paul machte einen Verſuch, ihm zu entgehen. Er eilte mit langen Schritten weiter und nahm ſo wenig

Notiz von dem Herankommenden, als ob dieser ein unsichtbarer Schemen sei.

Aber: Monsieur, Monsieur le secrétaire intime! schallte laut und unerbittlich hinter ihm drein.

Paul mußte sich gefangen geben. Wie um ihn nicht entwischen zu lassen, nahm Benquet ihn sogar unter den Arm.

Lassen Sie uns in Ihr Arbeitszimmer gehen, wir sind da ungestörter, als in dem meinen, sagte Benquet. Ich habe mit Ihnen über etwas zu berathschlagen.

Ist das so wichtig, daß sie mich dazu förmlich pressen und gefangen nehmen? fragte Paul.

Ziemlich! versetzte Benquet, ohne auf die Protestation zu achten, welche mehr in dem Ton, als in den Worten Paul's lag.

Sie traten in das Geschäftszimmer des herzoglichen Geheimsecretärs.

Benquet begann damit, daß er die offenstehenden Fenster schloß, während Paul sich mit einem Gesicht, auf welchem Verdruß und Zorn kämpften, in seinen Arbeitssessel warf. Benquet nahm sodann ihm gegenüber Platz und sagte mit einem Blick auf dieses ausdrucksvolle Mienenspiel: Sind Sie nicht wohl?

Paul war viel zu ärgerlich, um sich auf diesen

Beweis von Theilnahme einzulaſſen. Beginnen wir! antwortete er kurz abgebrochen.

Weshalb ſind Sie ſo brüsk? Ich komme zu Ihnen, um Sie zu verpflichten. Es gilt, den Herzog durch einen ganz wichtigen und weſentlichen Dienſt für immer zu Dank zu verbinden. Ich will es ganz in Ihre Hände legen. Sie werden ſich dadurch für immer in ſeiner Gunſt feſtſetzen.

Ich erkenne ſehr dankbar an, wie wenig eiferſüchtig und neidiſch Herr Bouquet mir jede Gelegenheit läßt, mich durch Arbeiten um das herzogliche Haus verdient zu machen! antwortete Paul ironiſch.

Monſieur Bouquet ſtreifte Paul's Züge mit einem forſchenden Seitenblicke.

Ich habe eben keinen Grund zur Eiferſucht auf irgendjemand in der Welt, mein junger Freund, ſagte er dann mit ſehr kühlem Tone. Der Herzog und ich kennen uns dazu zu lange, haben zu viel miteinander durchlebt!

Und was verlangen Sie jetzt von mir, das ich an Ihrer Statt beſorgen ſoll?

Sie ſind ſehr ſtachelicht heute, mein Herr Geheimſecretär — aber kommen wir zur Sache. Es handelt ſich darum, ob es Ihnen möglich wäre, für den Herzog in möglichſt kurzer Friſt eine kleine An-

leihe zum Belaufe von einer Million Francs abzuschließen.

Eine Anleihe von einer Million? Wozu soll sie dienen?

Eine drängende Schuld damit abzutragen. Der Herzog schuldet einem pariser Banquierhause, den Herren La Boulaye und Dejannic, infolge eines frühern Geschäfts diese Summe. Er hätte sie bereits vor längerer Zeit baar entrichten sollen, aber die Herren haben sich damals mit vier Wechseln, die er ihnen ausgestellt hat, begnügt. Der erste dieser Wechsel ist seit vier Wochen verfallen, der zweite wird es nach zwei Monaten.

Dann wird es freilich Zeit, an die Deckung zu denken.

Um so mehr, als ein Mitglied des Hauses La Boulaye sich gestern bei mir eingefunden hat, mit der Absicht, die erste halbe Million einzustreichen und darüber zu quittiren!

Und was haben Sie ihm gesagt?

Ich habe ihn ausgelacht und ihm dann sehr deutlich kund gethan, daß er warten müsse.

War er damit einverstanden?

Wie konnte er anders! Er jammerte, daß sein Haus unrettbar zu Grunde gehe, wenn demselben eine

so große Summe lange entzogen bleibe; und als ich ihm rieth, die Wechsel zu verkaufen, jammerte er über den Verlust, den er alsdann erleiden werde; aber ich konnte ihm weiter keinen Trost geben und er mußte abziehen!

Paul war sehr unangenehm überrascht von dieser Mittheilung.

Kann denn die Güteradministration in den alten Besitzungen des Herzogs die Summe nicht decken?

Ach, machen Sie sich darüber keine Illusionen, fiel Bouquet lächelnd ein. Die herzoglichen Stammgüter sind ja noch immer mit französischem Kriegssequester belegt. Außerdem lasten — unter uns — für zwei Millionen Hypotheken auf ihnen!

Der Geheimsecretär machte große Augen. Er dachte mit Schrecken an seinen kriegsministeriellen Leichtsinn!

Wir müssen auf die hiesigen herzoglichen Besitzungen das Geld hergeliehen bekommen, fuhr Bouquet fort — und das wird Ihnen ja nicht so schwer fallen.

Ich fürchte das Gegentheil. Der Herzog und seine frühern Verhältnisse sind unbekannt hier im Lande. Unser Fürstenthum ist eine ganz neue Schöpfung. Man wird sich fragen: welche Bürgschaft der Dauer

hat es? welche Garantie ist da, daß es geordnet und vernünftig verwaltet wird?

Es ist ja völkerrechtlich garantirt, es steht unter dem Schutze der europäischen Mächte . . .

Werden diese die Gläubiger befriedigen, wenn sie ihre Zinsen nicht erhielten, wenn ein finanzieller Wirrwarr über unsere Staatszustände hereinbräche, wenn ein Krieg ausbricht und das Land von fremden Truppen besetzt wird?

Aber, mein Gott, wenn man so ängstlich wäre, dann könnte ja niemand Geld auf die sicherste Hypothek hergeschossen bekommen!

Bei der jetzigen Lage der Dinge bekommt man es hier zu Lande auch sehr schwer. Man begräbt es lieber in irdenen Töpfen. Der einzige Mann, der uns helfen konnte, ist der Baron Schlettendorf; er drängt sich sogar dazu, denn höchst auffallender und seltsamer Weise war er heute morgens hier, um mir Geld für den Herzog anzubieten.

Schlettendorf? Zu dem hat sich gestern mein Herr La Boulaye von hieraus verfügt — er ließ sich von mir die Entfernung angeben, bemerkte Monsieur Bouquet.

Zum Baron Schlettendorf? rief Paul aus, indem er aufsprang, während Bouquet sich behaglich in sei-

nem Sessel lehnte und ruhig fortfuhr: Wenn der Baron Geld angeboten hat, so haben wir ja, was wir wünschen. Weshalb machten Sie denn die Schwierigkeiten? Es kommt nur darauf an, ob er genug hat!

Paul antwortete nicht; desto lebhafter waren seine Gedanken thätig.

Und Sie selbst, rief er dann nach einer Weile plötzlich aus, Sie selbst haben dem Franzosen gerathen, seine Wechsel zu verkaufen!

Allerdings, antwortete Bouquet, und war es nicht das Gescheidteste, was ich thun konnte? Bis er einen Käufer dafür findet, fließt viel Wasser durch den Rhein, und kommt Zeit, kommt Rath!

O, der Käufer, fürcht' ich, ist schon gefunden, und ein sehr schlimmer!

Wer wäre das? Etwa der Baron? Eh bien, je n'y vois pas de mal!

Paul antwortete nicht; aber die Lage der Sache stand klar vor ihm. Aus Reinhard Tendern's Briefe wußte er, daß Schlettendorf durch Moorhahn eine Million Francs hatte flüssig machen lassen. Der pariser Banquier hatte sich mit Wechseln zu einem solchen Belaufe, die von der Kasse des Herzogs nicht honorirt waren, zu ihm verfügt. Wozu anders, als weil Schlettendorf sie ankaufen wollte? Sollte er das

beabſichtigen, um daran einen Vortheil zu machen? Gewiß nicht. Der Baron war zu ſehr Edelmann, ein Wuchergeſchäft zu machen. Er hatte andere Abſichten. Er wollte eine Waffe wider den Herzog in ſeine Hände bekommen. Ganz ohne Zweifel war das ſein Plan. Und ſein Beſuch am heutigen Morgen — dieſes zuvorkommende Anerbieten — was hatte er damit anders gewollt, als Paul zu Eröffnungen über des Herzogs Geldverhältniſſe verleiten — als ihn anhören — als ſich überzeugen, daß der Herzog wirklich nicht im Stande ſei, Wechſel von einem ſolchen Belauf furs erſte zu decken — er wollte ſich überzeugen, daß ſeine Waffe keine ſtumpfe, daß ſie im Gegentheil eine furchtbare ſein würde! Und darin hatte er leider nur zu richtig gerechnet. Einen Bankier, einen Geldmenſchen konnte der Herzog warten laſſen; er konnte ihm Vorſchläge machen, Bedingungen ſtellen, Zinſenverluſte anſinnen — aber einem Baron Schlettendorf, einem Unterthan gegenüber wurde jede Schuld zur ſchlimmſten aller Schulden — zu einer Ehrenſchuld!

Nun, unterbrach ſeine Combinationen Bouquet, machen Sie ſich auf, reiten Sie zu Schlettendorf hinüber, verhandeln Sie mit ihm; ſeien Sie mit den Bedingungen nicht ſchwierig.

Haben Sie ſchon mit dem Herzog geredet? fragte Paul.

Gestern bereits. Er hat mich mit dem Bescheide fortgesandt: Nehmen Sie eine Million auf und lösen Sie die Wechsel ein. Also, mon cher collégue, beschaffen Sie das Geld. Grüßen Sie den Baron von mir; zögern Sie nicht!

Damit erhob sich Monsieur Bouquet, und wenn sein Gesichtsausdruck im Anfange dieser Unterredung etwas von Sorglichkeit gezeigt hatte, so war diese jetzt aus seinen geglätteten Mienen vollständig verschwunden.

Paul aber nahm rasch einige Aenderungen mit seiner Toilette vor, und dann verließ er Bouquet hastig und in großer Aufregung mit den Worten: Ich will selbst mit dem Herzog reden!

Er schritt eilig hinaus und die Stufen hinauf, welche zum Wohngemach seines Gebieters führten. Der Kammerdiener im Vorzimmer wies ihn in eine Reihe kleiner, auf den alten Klosterhof, das Quadrum, hinausgehender Gemächer, in deren letztem der Herzog stand, umgeben von rings um ihn her beschäftigten Arbeitern, welchen er sehr eifrig Befehle über die Anordnung einer neuen Einrichtung und die Farben gab, die er auf den mit Stuck verzierten Plafond aufgetragen sehen wollte.

Bei Paul's Erscheinen machte er eine etwas ungeduldige Handbewegung, die diesem andeuten sollte,

daß er warten müsse; während das Gesicht der Durchlaucht verrieth, daß ihm eine Geschäftsunterhaltung, womit Paul drohte, nichts weniger als angenehm sei in einem Augenblicke, der eine so viel anziehendere und unterhaltendere Beschäftigung für ihn hatte.

Paul blieb deshalb in dem nach frischem Anstrich und Tapetenkleister duftenden Zimmerchen stehen, welches vor dem, worin der Herzog thätig war, lag. Es hätte ihm willkommen sein müssen, so eine Frist zu erhalten, worin er noch einmal überdenken konnte, was er zu beginnen im Begriffe stand. Aber er verwünschte diese ihm aufgedrungenen Augenblicke der Ueberlegung. Er wollte nicht noch einmal beherzigen, was er zu thun beabsichtigte. Er fürchtete, daß sich in seiner Brust ein Kampf erheben würde, über den er im Sturm des ersten Augenblicks hinweggekommen war, eben weil er nicht lange überlegt und bedacht hatte, sondern weil er mit der ihm eigenthümlichen Entschlossenheit zur Ausführung übergegangen war. Darum drückte er jetzt seine Stirn an eine der Scheiben des Fensters, blickte auf den kleinen düstern Klosterhof hinaus und horchte nur auf den Schlag seines heftig klopfenden, beklommenen Herzens, indem er alle seine Seelenkräfte darauf richtete, ihm Ruhe zu gebieten.

Nach fünf Minuten trat der Herzog heran.

Nun, was gibt es? fragte Monseigneur Gaston du Merle de Blanc-Buissen, indem er die goldenen Gürtelschnüre seines violetsammtnen Schlafrocks fester zuzog und dabei durch eine Tapetenthür Paul voran in sein Wohnzimmer schritt, wo er sich in den Sessel vor seinem Schreibtisch warf. — Was haben Sie — Sie wissen, vor Tisch spreche ich nicht gern von Geschäften — es verdirbt mir den Appetit!

Halten Sie zu Gnaden — aber die Sache duldet keinen Aufschub, Durchlaucht. Der Baron Schlettendorf steht im Begriff, Wechsel auf Sie, Monseigneur, zum Betrage von einer Million, theils schon fällig, theils in kurzer Frist zahlbar, anzukaufen.

Schlettendorf? Macht der Wechselgeschäfte? antwortete der Herzog, indem der Anflug von Mißvergnügen, der auf seiner Stirn lag, sich um ein Bedeutendes steigerte.

Nein, sonst nicht, Durchlaucht — und wenn er sie machte, so würde er nicht ein solches machen, das — verzeihen Sie mir — offenbar ein schlechtes wäre.

Was soll das heißen?

Ew. Durchlaucht Kassen können die Wechsel nicht honoriren. Das Geld aufzunehmen, ist bei den jetzigen Zeitumständen unmöglich. Alles dies ist dem

Baron zur Genüge bekannt, da er ſich keine Mühe hat verdrießen laſſen, ſich über Ihre Verhältniſſe zu unterrichten. Er hegt alſo eine andere Abſicht, indem er ſich in den Beſitz dieſer Papiere ſetzt.

Und welche?

Er weiß, daß die Schuld, ſobald er der Gläubiger iſt, für Ew. Durchlaucht eine Ehrenſchuld wird . . .

Das iſt richtig. Ich würde in eine ſehr ſchiefe Stellung gerathen, wenn man dieſem Baron nicht ſofort ſein Geld zahlte, ſobald er es verlangt.

Ew. Durchlaucht müßten ihm Zahlung leiſten oder — mit ihm ein Abkommen treffen.

Das heißt?

Auf gewiſſe Vorſchläge eingehen, die er Ihnen zu machen nicht ſäumen würde.

Und dieſe Vorſchläge würden ſein?

Vielleicht zuerſt der, ihm einen Theil der Domänen des Fürſtenthums als Erſatz für die Summe abzutreten.

Nimmermehr! rief der Herzog aus. Seine Beſitzungen ſind ohnehin zu groß im Verhältniſſe zu dem Lande, in welchem ſie liegen; eine ſolche Anſchwellung derſelben würde einen Mann aus ihm machen, neben welchem ich, der Landesherr, am Ende gar eine untergeordnete Rolle ſpielte!

Ganz richtig — und weil er voraussieht, daß Ew. Durchlaucht diesen Vorschlag nicht annehmen, hat er längst den zweiten, um den es sich eigentlich bei ihm handelt, fertig!

Der wäre?

Eine ganz freundschaftliche Uebereinkunft, eine Allianz der Familien, eine Verbindung zwischen seinem Sohne und . . .

Doch nicht etwa Leonie? platzte der Herzog zornig heraus.

Prinzessin Leonie!

Tolle Idee! rief der Herzog.

Baron Clemens macht ihr seit langem den Hof. Die Schlettendorf'schen Besitzungen, vereint mit Ew. Durchlaucht Domänen, würden ein gar stattliches Hausvermögen bilden. Für die Nachfolge in die Souveränetäts- und Hoheitsrechte Monseigneurs würde, wenn man in Wien vorderhand eine Standeserhöhung erwirkt hätte, später auch leichtlich wol die Autorität des Kaisers zu erlangen sein. Mit den Wechseln aber würde dann die Fackel Hymens angezündet werden.

Was sagen Sie mir da? Woher wissen Sie das alles?

Ich schließe es. Es ist auch zu natürlich, zu sehr

einfache Folge der Verhältniſſe, daß der Baron ſo ſpeculirt. Können Sie ſelbſt, Durchlaucht, es dem Baron übel nehmen, daß er ehrgeizig iſt? Seine Pläne mögen kühn und verwegen ſein, aber ſie haben nichts Unerlaubtes.

Darüber wollen wir nicht ſtreiten, antwortete heftig der Herzog, empört bei dem Gedanken an eine Mesalliance ſeiner Tochter — genug, daß ſie unſinnig, wahnwitzig ſind!

Und da Monſeigneur ſo denken, iſt es alſo von der äußerſten Wichtigkeit, daß Baron Schlettendorf abgehalten werde von ſeinem Vorhaben, ſich in eine Lage zu verſetzen, worin er ſo kühn werden darf . . .

Freilich iſt das von der äußerſten Wichtigkeit!

Und Ew. Durchlaucht würden ſicherlich gern ein Opfer bringen, andere Wünſche und Plane, die Sie in Beziehung auf die Zukunft der Prinzeſſin hegen, aufgeben, wenn . . .

Der Herzog ſah Paul mit verwunderten Augen an.

Ich verſtehe Sie nicht! ſagte er ſtolz. Fahren Sie fort.

Wenn hinzukäme, daß Sie dadurch zugleich die gnädigſte Prinzeſſin namenlos glücklich machten!

Der Herzog ſah Paul jetzt mit einem Blicke an, als ob er an deſſen richtigem Verſtande zweifle.

Que diable me contez-vous là? rief er aus.

Durchlaucht, fuhr jener unbeirrt dadurch fort — ein Zufall hat mich in ein Herzensgeheimniß der Prinzessin blicken lassen. Prinzessin Leonie hat gewählt ..

Unmöglich ...

Es ist so — ein junger Mann, von dem ich nichts anderes sagen kann, als daß er eine schöne und ritterliche Erscheinung ist, und daß sich seine Treue dadurch bewiesen hat, daß er dem Gegenstande seiner Leidenschaft bis hierher gefolgt ist, daß er um seinetwillen in peinlicher Verborgenheit aushält ...

Ein solcher Anbeter Leonie's ist hier?! rief der Herzog.

Er ist es — die Prinzessin unterdeß findet nicht den Muth, ihrem durchlauchtigen Vater es zu gestehen — ihre Schüchternheit schiebt es von einem Tage zum andern hinaus ...

Schüchternheit?! Leonie ist nicht schüchtern! Sie muß sehr gute Gründe haben, nicht offen mit mir zu reden!

Wenn also Ew. Durchlaucht geruhen wollten, hub Paul wieder an, ihrem Vertrauen entgegenzukommen, ihr Geheimniß durch eine väterliche Frage zu gewinnen; wenn Monseigneur dann — Prinzessin Leonie wird keinen ihrer Unwürdigen gewählt haben — diese

Wahl sofort öffentlich werden ließen, so würde dem Baron Schlettendorf der Boden, auf welchem er das kühne Gebäude seiner Pläne errichtet hat, unter den Füßen weggerissen sein . . .

Der Herzog war aufgesprungen und hatte heftig an dem Klingelzuge, der über seinem Schreibtische hing, gerissen.

Pierre, rief er dem eintretenden Kammerdiener zu — ich wünsche auf der Stelle die Prinzessin zu sprechen!

Pierre verschwand.

Und Sie, mein Herr, wandte sich der Herzog an Paul — glauben Sie, ich durchschaute dies alles nicht — diese ganze Intrigue! Alles, was Sie mir da vorreden, von den Ansprüchen und Plänen des Barons, ist erfunden und erdichtet! Ich soll damit erschreckt werden, überrumpelt, ich soll dahin gebracht werden, eine unwürdige Verirrung meiner Tochter gutzuheißen. Nicht wahr, so ist es? Es ist abscheulich, daß Sie sich dazu haben verleiten lassen — Sie müssen mich für sehr einfältig halten — aber sang de Dieu. Gaston du Merle Blanc Buisson ist nicht solch ein Gimpel, sich von Ihnen fangen zu lassen, mein Herr!

Die Reihe, zu erstaunen, war an Paul gekommen. Er erblickte zum ersten male ein merkwürdiges Beispiel jenes natürlichen Mistrauens, welches das Leben

in allen denen groß zieht, die eine hervorragende Stellung in der Welt einzunehmen berufen sind. Aber dieser Ausbruch des Herzogs fesselte ihn auch an die Stelle, wo er stand. Im ersten Augenblicke, als der Herzog befohlen, Leonie solle erscheinen, war er erschrocken und wünschte sich weit hinweg; er wußte nicht, wie er, nachdem er ihr Geheimniß verrathen, ihr ins Auge schauen sollte. Er hatte natürlich vorausgesetzt, daß seine Mittheilungen ein Gespräch zwischen Vater und Tochter unter vier Augen zur Folge haben würden. Jetzt aber, so an seiner Ehre verletzt, blieb er und rief mit zornigeröthetem Gesichte aus: Durchlaucht, einen solchen Vorwurf habe ich nicht verdient — das weiß Gott und Prinzessin Leonie wird es mir bezeugen! Ich habe gehandelt von dem reinsten Bestreben geleitet, Ihnen zu dienen und für der Prinzessin Lebensglück zu wirken!

Lassen Sie uns allein! sagte der Herzog streng.

Ich höre die Prinzessin kommen, und wenn Monseigneur erlauben, werde ich erst gehen, nachdem ihr Wort mich gerechtfertigt hat, nicht eher. Halten Ew. Durchlaucht es mir zu Gnaden — meine verletzte Ehre verlangt es.

Der Herzog schien eine zornige Antwort auf den Lippen zu haben, aber Pierre warf in diesem

Augenblick beide Flügel der Thür auf und Leonie trat ein.

Was wollen Sie mir sagen, mein gnädigster Vater? fragte sie, indem sie mit einem Blick voll Unruhe die erhitzten Gesichter der beiden Männer fixirte.

Tritt näher, Leonie, sagte der Herzog. Man macht mir höchst seltsame Eröffnungen: Du seiest hinter dem Rücken deines Vaters in Verbindungen getreten . . .

Und dieser Herr macht dir solche Eröffnungen? unterbrach ihn Leonie, während sie Paul einen Blick voll Zorn zuwarf.

Dieser Herr, fuhr der Herzog fort, ist dabei nicht stehen geblieben — er tritt als Brautwerber um dich auf für ein namenloses Subject, für irgendjemand, der sich hier verbergen soll . . .

Der Zorn in den Mienen Leonie's wich dem Ausdruck des höchsten Erstaunens.

Was ich gethan habe, will ich auch vertreten, nahm Paul entschlossen und doch mit zitternder Stimme das Wort: ich glaube zu wissen, Prinzessin, daß Ihr Herz gewählt hat, und ich habe mich erkühnt, dem Herrn Herzoge wegen ganz bestimmter, drängender Umstände zu rathen, die Wahl Ihres Herzens zu genehmigen.

Diese dringenden Umstände, fiel der Herzog mit dem Ton unsäglicher Verachtung ein, sind einige lum-

pige Wechsel, die Bonnet nicht gerade heute zu zahlen weiß! — Aber rede — was ist Wahres an der Beschuldigung, die man wider dich erhebt?

Nichts, antwortete Leonie mit festem Tone und ruhig einem Sopha zuschreitend, auf welches sie sich niederließ. Und doch ist, fuhr sie fort, diese falsche Beschuldigung erklärlich, ja, sehr verzeihlich, wenn ihr keine Indiscretion, sondern eine redliche Absicht — der Eifer für das Wohl unsers Hauses zu Grunde liegt.

Ich bitte um die Erklärung! sagte der Herzog.

So muß ich Ihnen denn gestehen, mein Vater, daß ich allerdings einen jungen Mann, welcher uns mit meinem Wissen hierher gefolgt ist und der mir nahe steht, bei den Mönchen im Kloster verborgen habe; daß ich mehrere Unterredungen mit ihm hatte; daß eine dieser Unterredungen, wahrscheinlich am gestrigen Abende, von dem Herrn da — sie deutete auf Paul — belauscht worden ist . . .

Während sie ruhig und langsamer, als sie sonst pflegte, so sprach, beobachtete sie mit etwas wie Spott oder Schadenfreude, oder was es sein mochte, das Mienenspiel Paul's.

Nun?! rief der Herzog voll Ungeduld aus.

Und Monsieur Paul, redete Leonie mit derselben ironischen Ruhe, womit sie bisher gesprochen, weiter,

Monſieur Paul hat mich in der That mit dieſem jungen Manne vermählen wollen?

Sie fuhr dabei fort, Paul zu fixiren; es mußte etwas in deſſen Zügen liegen, was ſie betroffen machte. Ihr Geſicht verlor den heitern Ausdruck und es trat plötzlich ein großer, beinahe wehmüthiger Ernſt in ihre Augen.

Ich glaubte dadurch zugleich für Ihr Glück zu wirken und den Herrn Herzog vor einer unerträglichen Situation zu bewahren! ſagte Paul halb laut, zu ihr gewandt und mit einer Stimme, woraus etwas wie eine flehentliche Abbitte klang.

Sie ſah ihn mit einem großen Blicke an, deſſen Innigkeit Paul ins Herz traf und den er doch nicht verſtand oder nicht zu verſtehen wagte. In der That, um zu begreifen, was dieſer Blick bedeutete, hätte er hören müſſen, was Leonie in dieſem Augenblicke zu ſich ſelber ſagte: Er liebt mich, und er will mich dennoch einem andern geben. Welche deutſche Liebe!

Werde ich jetzt erfahren, wer dieſer Menſch iſt, von dem du redeſt? fuhr der Herzog zornig dazwiſchen.

Ahnen Sie das nicht, mein Vater?

Doch nicht . . . ?

Niemand anderes!

Antoine?! Sang de Dieu!

Antoine, mein Couſin! ſetzte Leonie, zu Paul gewandt, hinzu.

Ihr Vetter — Sie haben einen ſo nahen Verwandten?!

In der That, einen Neffen meines Vaters und längſt vermählt.

Alſo ein Erbe des Hauſes? rief Paul freudig erſchrocken aus.

Leonie konnte nicht antworten, weil ihr Vater mit der Frage auf ſie einſtürmte: Aber um des Himmels willen, woher kommt Antoine, und was will der unſelige Menſch hier?

Er will von Ihnen Verzeihung und von mir, daß ich ſie ihm erwirke!

Der Herzog warf ſich in ſeinen Seſſel zurück und ſtützte die Stirn auf ſeine Hand.

Geſtehen Sie, Durchlaucht, daß ich gerechtfertigt bin, daß Ihr Mistrauen völlig grundlos war, nahm Paul das Wort, und daß Sie mir eine Ehrenerklärung ſchulden!

Der Herzog antwortete ihm nicht; er warf ihm blos einen ſprechenden Blick zu; in Worte überſetzt hätte dieſer Blick ungefähr einen Sinn gehabt, wie: Welche naive Arroganz beſitzt dieſer Menſch, daß er an ſeine Ehre denkt, wo es ſich

um ſo wichtige Angelegenheiten des Hauſes Anglure handelt!

Verlaſſen Sie uns! ſagte er dann.

Darf ich Monſieur Paul nicht den Auftrag geben, den armen Antoine aus ſeinem Verſtecke zu holen? fragte Leonie.

Der Herzog antwortete nicht.

Wenn Ew. Durchlaucht mir noch ein Wort zu Gnaden halten wollen, hub Paul wieder an, das Erſcheinen eines männlichen Erbfolgers würde eine noch beſſere Antwort auf gewiſſe Intriguen, von denen ich die Ehre hatte, Monſeigneur zu unterhalten, ſein, noch raſcher und ſicherer alle Fäden, die geſponnen ſind, zerreißen.

Sang de Dieu! rief der Herzog aufſpringend aus — quält mich nicht länger!

Leonie gab Paul einen Wink und ſagte:

Gehen Sie ins Kloſter hinüber. Pater Hubertus wird Sie zu meinem Vetter führen; holen Sie ihn her!

Paul warf noch einen Blick auf den Herzog. Dieſer zeigte nichts von Widerſtreben mehr und Paul eilte, den Befehl der Prinzeſſin zu erfüllen.

Er flog mehr, als er ging. Ein innerer Jubel erfüllte ihn. Eine namenloſe Laſt war von ſeiner Seele gewälzt. Leonie war gerechtfertigt! Sie war

nicht blos gerechtfertigt, ihr Herz war frei! Sie zürnte ihm nicht wegen des Verraths ihres Geheimnisses — sie war ihm dankbar, daß er ihr über einen peinlichen Moment, den sie lange gefürchtet, nun so rasch fortgeholfen; sie gab es ihm zu erkennen, indem sie ihm den Auftrag ertheilte, ihren Vetter dem Herzog zuzuführen — sie zog ihn dadurch geflissentlich in die geheimsten Familienangelegenheiten hinein — das alles erfüllte ihn mit einem Jubel, mit so stolzen Voraussetzungen, daß er auf dem rasch zurückgelegten Wege in die ehemaligen Klosterräume gar nicht Zeit behielt, an die inhaltschwere Thatsache zu denken: Das Haus Anglure hatte einen Stammhalter, einen Erbfolger!

# Achtzehntes Kapitel.

Wenn nähere Meldung geschieht von Antoine Graf von Granville.

Paul hatte seinen Botendienst ausgerichtet. Als er in dem Conventsgebäude angekommen, hatte Pater Hubertus, ein alter, würdiger Mönch, der sich Leonie's besonderer Gunst erfreute und zuweilen in seiner Zelle von ihr besucht wurde, die Botschaft Paul's, daß er abgesandt sei, um den Prinzen Antoine zu seinem Oheim zu bescheiden, mit einem frohen: Gott sei Dank! aufgenommen.

Pater Hubertus erläuterte nicht, ob es Theilnahme an der zu hoffenden Versöhnung zwischen Oheim und Neffen, oder ob es Ueberdruß sei an der Gesellschaft des jungen Mannes, den er bei sich aufgenommen, was ihn so erleichtert aufathmen ließ. Er führte Paul in eine der seinigen gegenüberliegende Zelle, worin der Fremde einquartirt worden war. Dieser lag lang

ausgeſtreckt auf dem Bette, einen Band von Pigault Le Brun's Romanen in der Hand, der ihn, nach ſeinen mismuthigen Zügen zu urtheilen, nur ſehr ungenügend unterhielt. Als Paul ihm mitgetheilt, weshalb er gekommen, erhob er ſich langſam und blickte forſchend und kalt in die aufgeregten Züge deſſen, der ihm eine Freudenbotſchaft zu bringen glaubte und nun nicht wenig befremdet war von dieſer eiſigen Ruhe, dieſem ſchweigſamen Weſen des jungen Herrn. Dann warf Prinz Antoine ſeinen Schlafrock ab und beiſeite, nahm eine dunkelblaue Marineuniform aus einem Koffer hervor, und nachdem er ſie angezogen und ſorgſam zugeknöpft, ſagte er:

S'il vous plait, Monsieur!

Dieſes war das einzige Wort, welches Paul heute von ihm hörte. Kein Wunder, daß der Prinz auf Paul keinen beſonders vortheilhaften Eindruck machte. Auch ſeine Züge fand er nicht ſo ſchön, den Ausdruck ſeines Geſichts nicht ſo bedeutend, wie es ihm geſtern geſchienen. Der Prinz hatte allerdings feine und edle Züge; er glich Leonie, aber ſein Geſicht war regelmäßiger und urſprünglich noch wol ſchöner als das ihre; nur hatte leider dieſes Geſicht alle jugendliche Friſche verloren, alle Farbe war davon verſchwunden, man erkannte es auf den erſten

Blick, Prinz Antoine hatte zu früh und zu viel gelebt!

Im Vorzimmer des Herzogs wartete Pierre. Er eilte freudig bewegt, dem jungen Herrn die Hand zu küssen. Dieser ließ es nicht zu, er schüttelte Pierre's Rechte anscheinend herzlich und warm und ließ sich dann in das Wohnzimmer seines Oheims führen.

Paul Brenckhorst blieb natürlich zurück. Was drinnen zwischen Oheim und Neffen verhandelt wurde, ward niemand kund — es sei denn, daß es vermittelst eines an das Schlüsselloch gedrückten Gehörganges zu Pierre's Wissenschaft gekommen.

Bei der Mittagstafel, zu der, wie gewöhnlich, auch heute ein paar Beamte eingeladen waren, stellte der Herzog seinen Neffen kurz und lakonisch als: le Comte d'Epaville — vor, ohne ein Wort zur Erläuterung dieser plötzlichen und auffallenden Vermehrung der fürstlichen Familie hinzuzusetzen.

Eine solche Erläuterung jedoch sollte Paul nicht lange vorenthalten werden. Gegen Abend wurde er zur Prinzessin Leonie heraufbeschieden.

Sie kam ihm lebhaft entgegen, als er eintrat und sagte, indem sie ihm die Hand reichte, die er erröthend an seine Lippen führte: Ich bin Ihnen Dank schuldig. Sie haben es gut gemeint. Und obwol Sie

sehr dumme Gedanken gehabt und sich sehr unberufen in Dinge gemischt haben, welche Sie nichts angingen, haben Sie doch etwas ins Werk gesetzt, das mir lange schwer auf der Seele lag. Darum danke ich Ihnen. Der Erfolg war eben für Sie. Wäre er gegen Sie gewesen, so wäre es Ihnen sehr übel ergangen. Berechnen Sie danach, fügte sie lächelnd und fast spöttisch hinzu — Ihr Verdienst!

Daß das nicht groß sei, gnädigste Prinzessin, antwortete Paul, sehe ich vollkommen ein — ich wäre sonst nicht so beklommen gewesen, während ich eben die Stiegen heraufschritt, um Ihrem Befehle zu gehorchen und vor Ihrem Antlitz zu erscheinen. Auch verlange ich nichts als Ihre Verzeihung — Dank verdiene ich nicht.

Was denken Sie über die ganze Angelegenheit, in deren Geheimniß Sie der Zufall eingeweiht hat?

Ich denke mir, daß der Graf von Spaville durch seine Aufführung die Gnade seines durchlauchtigsten Oheims verscherzt und dann sich gezwungen gesehen hat, alles aufzubieten, um sie wieder zu gewinnen. Er ist dazu hierhergekommen und ich darf aus Ihren Worten schließen, daß es ihm gelungen!

So ungefähr ist es, nicht ganz, versetzte die Prinzessin. Antoine ist der Sohn des jüngern Bruders

meines Vaters. Da er früh verwaist wurde, ist er mit mir in unserm Hause erzogen worden. Es war eine Art Adoption; er wurde allgemein als der Nachfolger meines Vaters betrachtet, da ich ja das Unglück habe, nicht zu dem starken Geschlechte zu gehören und also an jener weiblichen Unvernunft und Verstandesschwäche leide, welche uns unbesonnene Wesen unfähig macht, ein Herzogthum wie das von Anglure zu regieren. Auch betrachtete sich Antoine selbst nicht anders, und um so mehr mit gutem Grunde, als er unsere Hausgesetze für sich hatte. Darauf hin sündigte er. Er war von frühester Jugend auf ein wilder Gesell und schwer zu leiten. Er hat mehrere Jahre in Paris zugebracht und sehr, sehr viel Geld gekostet; sein Schuldenmachen und seine Excesse wurden endlich so arg, daß mein Vater, um ihn in ein geregeltes Leben zu bringen und ihm die Wohlthaten einer strengen Aufsicht angedeihen zu lassen, ihn in Militärdienste brachte und zwar in die französische Marine. Die Gelegenheiten zu Ausschweifungen sind da seltener, weil die jungen Herren doch wenigstens einen großen Theil des Jahres sich in einer Gegend befinden, wo es keine Cafés für die jeunesse dorée, keine Spielhäuser, keine öffentlichen Tanzsäle und andere Vergnügungsorte gleicher Art gibt; abgesehen

davon, daß ſie verhindert ſind, auf dem Deck einer Fregatte Pferde, Meuten und Jockeys zu halten. Antoine alſo wurde Marinelieutenant auf der franzöſiſchen Flotte. Im Anfang ging nun alles gut — aber leider zeigte ſich bald, daß der Geiſt der Offiziere, mit denen er diente, nicht der beſte war. Dieſe Herren ſchienen auf ihrem freien und ſchwankenden Elemente immer noch den Cultus für Ideen und Grundſätze zu bewahren, welche heute doch überall da, wo die Menſchen den feſten Boden unter den Füßen haben, um Anſehen und Credit gekommen ſind. Kurz, Monſieur Antoine, mein verehrter Vetter, begann nach einer Weile Seedienſt und Uebung in der Tugend für Freiheit, Menſchenrechte und Republik zu ſchwärmen und wurde ein fanatiſcher Gegner aller Standesunterſchiede.

Aber vielleicht thue ich unrecht, hierin die Wirkung des Umgangs mit ſeinen Kameraden zu ſehen. Denn ſchon früher hatte ſich Antoine den bequemen demokratiſchen Grundſätzen und Anſichten, welche Paris beherrſchten, als er es zum erſten male betrat, zugeneigt bewieſen. Er hatte, wie ich glaube, mit intelligentem Auge alles erblickt, was in der neuen Weltanſchauung, dem neuen Syſtem der Moral Angenehmes für einen jungen Mann lag, der weiter nichts

will, als ſich amuſiren, ohne ſich um ſonſt irgendetwas in der Welt zu kümmern. Und noch etwas anderes kam hinzu, der Umſtand nämlich, daß die franzöſiſche Marine keine Gelegenheit fand, mit großer Thätigkeit in die Weltgeſchicke einzugreifen, weil die engliſche ſich nicht nehmen ließ, ihr freundlichſt jede Mühe derart zu erſparen. In den Häfen blokirt und eingeſchloſſen, hatten die jungen Herren mit den Ankerknöpfen mehr Langeweile, als für ſie erſprießlich; und daher kamen ſie auf Gedanken und Zeitvertreibe, die bei Antoine höchſt verhängnißvolle Folgen hatten. Nachdem er ſehr lange nichts von ſich hören laſſen, meldete er ſich endlich bei meinem Vater wieder mit ganz auffallenden Geldforderungen; und zum Schluſſe ſtellte ſich heraus, wie guten Grund der arme Schelm gehabt, eine Dotationserhöhung zu erbitten — er hatte nämlich ſich mit einer kleinen Familie umgeben, freilich nicht ganz auf dem gewöhnlichen Wege und nach der gewöhnlichen Reihenfolge der einander bedingenden Thatſachen. Denn ſeine vor dem Maire vollzogene Trauung mit einer Demoiſelle Baubeyeſſard aus Marſeille war nur inſofern immer noch früh genug vorgenommen, als ſie über Antoine's Haupt einen niederſchmetternden Sturm zuſammenzog, den Zorn meines Vaters, der nun alle Langmuth erſchöpft erklärte. Der Her-

zog kündigte ihm an, daß er ſich völlig von ihm losſage und ihn enterbe. Anteine antwortete anfangs nicht ganz paſſend auf dieſe Eröffnung. Er warf mit demagogiſchen Redensarten um ſich und ſchien des thörichten Glaubens, daß er nicht enterbt werden könne. Seitdem aber iſt ſein Trotz gebrochen. Nicht allein, daß ſeine Verheirathung mit einer Demoiſelle Vaubeveſſard ihn um die Vortheile bringt, welche die alten Hausgeſetze ihm gewähren — es kommt jetzt noch hinzu, daß die Abtretung der Niederlande mit unſern Stammbeſitzungen an Frankreich für das Herzogthum Anglure jene republikaniſche Geſetzgebung geltend gemacht hat, welche alle Fideicommißrechte und Verhältniſſe feudaler Natur vernichtet. Das alles mag jedoch Anteine in ſeiner Zuverſicht auf eine glänzende Zukunft als Stammeserbe unſers Hauſes nicht erſchüttert haben — bis er endlich erfahren, daß unſere ganzen Stammbeſitzungen ſelber fürs erſte in Frage geſtellt, daß ſie uns vorläufig wenigſtens ganz entzogen ſind. Das hat ihn denn nun bedenklich, ängſtlich und endlich ſchmiegſam gemacht und veranlaßt, hierher zu kommen, um ſich mit meinem Vater auszuſöhnen.

Das iſt, antwortete Paul, freilich das Klügſte, was der Graf thun konnte; denn was dieſes Fürſtenthum

Emſa-Ravenſtein angeht, ſo iſt es Ihrem Herrn Vater ſo übergeben, daß die Fideicommißverhältniſſe und Hausgeſetze, welche in den geraubten Stammbeſitzungen galten, hier wieder gelten. Hat alſo der Graf dort ſeine Rechte verſcherzt, ſo ſind ſie auch hier verſcherzt. Ihr Vater kann jetzt die Erbfolge ganz ſo beſtimmen, wie es ihm beliebt. — Aber, wenn ich die Frage wagen darf, fuhr Paul fort, iſt es dem Grafen gelungen, zu Gnaden aufgenommen zu werden?

Raſcher und leichter, verſetzte die Prinzeſſin, als er es erwarten durfte und als es ſogar für ihn gut und erfreulich ſein kann. In der Art, wie mein Vater ihm erlaubt hat, fürs erſte hier zu bleiben, ja, auch in Gottes Namen ſeine Gräfin, geborene Vaubeveſſard, hierher zu einem Beſuche ſich nachkommen zu laſſen — darin lag etwas, was hinreichend verrieth, daß mein Vater ihm völlig und unrettbar ſein Herz abgewandt hat, daß er ihn durchaus als einen Fremden betrachtet, deſſen Thun und Laſſen und Verhältniſſe ihn nicht angehen, und den er als bloßen Gaſt in ſeinem Hauſe anſieht, ohne ſich weiter um ſeine Angelegenheiten zu kümmern.

Auf Paul machten dieſe Mittheilungen Leonie's einen eigenthümlichen und zwar nicht ſehr ermuthigenden oder beruhigenden Eindruck. Die Erſcheinung

des Grafen Antoine hatte ihm etwas persönlich Abstoßendes. Es war ihm, als werde er mit diesem Manne in Kämpfe gerathen, als drohe ihm ein feindliches Zusammenstoßen mit demselben. Und dann lag für ihn etwas Bedrückendes, Herabstimmendes in der Art und Weise, wie Leonie über des Grafen Verbindung mit einer Demoiselle Vaubevessard, als der Folge schlechter demagogischer und revolutionärer Grundsätze, gesprochen. Er mochte sich jedoch selbst nicht gestehen, daß dieses Gefühl mit einem ganz egoistischen Gedankengange zusammenhing!

Nachdem ihn die Prinzessin entlassen hatte, setzte er sich nieder, um trotz der Eröffnungen, welche Leonie ihm gemacht, Tondern zu schreiben:

„Ich melde dir in der Eile, lieber Freund, daß sich zu deiner Madame Henriette d'Anglure, Comtesse d'Epaville, hier ein Graf Antoine d'Epaville gefunden hat. Er ist der Neffe des Herzogs, in dessen Hause erzogen und aller Wahrscheinlichkeit nach der einst auch dessen Erbe und Nachfolger. Sei so gut, dies sofort Herrn Moorbahn mitzutheilen; er wird den nöthigen Gebrauch davon zu machen wissen bei Leuten, die unvorsichtigerweise eine Million auf die trügerische Hoffnung zu verwenden beabsichtigen, die Thronfolge in unserem Fürstenthum durch das, was

man eine »glänzende Partie« nennt, ihrem Hause zu erwerben!"

Paul sandte diese Zeilen durch einen Expressen ab, erhielt jedoch am Abende des folgenden Tages die Antwort Tondern's:

„Deine Warnung kam zu spät. Herr Moorhahn hat im Auftrage Schlettendorf's am gestrigen Abende einem französischen Banquier so etwas wie eine Million oder eine fast daran reichende respectable Summe in seinem Zwischenstübchen mit den rothgewürfelten Calicotvorhängen, die du kennst, theils baar, theils in Tratten, ausbezahlt. Dein Tondern."

Paul zerriß den Brief, damit keine Spuren dieser Correspondenz übrig blieben und sagte mit zornigem Unwillen: So haben wir uns also auf den Kampf mit Schlettendorf zu rüsten. Wir wollen sehen, was er ausrichtet! So lange ich hier bin, soll er seinen Zweck nicht erreichen — das schwöre ich ihm!

Tondern's Brief mahnte übrigens Paul an das ausführliche Schreiben, welches er ein paar Tage früher von seinem Freunde erhalten hatte — mit Bitten und Aufträgen, die noch nicht erledigt waren. Er beschloß deshalb zunächst Tondern's begonnene Proceßschrift zu vollenden und am andern Tage Erkundigungen einzuziehen, ob Demoiselle Agnes Dor-

gele eine bescheidene Sybare weiblich stillen Wirkens am herzoglichen Hofe finden könne.

Diese Erkundigungen fielen nach Wunsch aus. Paul konnte am andern Tage Lendern mittheilen, daß man der „Meinüne von Rellingstein" entgegenharre, wenn sie sich herablassen wolle, ihre Talente der Aufsicht über die herzoglichen Leinwandbestände zu widmen. —

Für den tapfern Krauseder wurde diesem Briefe eine Anweisung beigefügt. —

# Neunzehntes Kapitel.

Auch ein neuer Herr, aber in einem andern Lebenskreise.

Zwischen dem vorigen Abschnitte unserer Erzählung und dem, welchen wir heute beginnen, liegt eine Reihe von Monden; ein Winter, ein Lenz, ein Sommer liegen dazwischen, die wol das innere Leben der uns befreundet gewordenen Gestalten entwickelt, was keimend in ihren Herzen lag, der Reife entgegengeführt, aber doch keine Ereignisse herbeigebracht haben, welche unsere Pflicht, als gewissenhafter Historiograph der Häuser Anglure, Schlettendorf, Moorbahn und Werdekoping uns zu verzeichnen gebote. Unter den beiden ersten hat bis zu dieser Stunde Friede geherrscht. Der Vasall hat seinem Lehnsherrn noch immer nicht die Absage zugesandt, ihm nicht die Sorgen seiner Regententhätigkeit vermehrt durch die Erinnerung an die Existenz gewisser Verpflichtungen; kein Wunder,

daß Maiken I. den Gedanken daran ebenso wenig in den Kreis dessen aufnimmt, was zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehört; ebenso wenig, wie Paul Brenkhorst, dessen Herz von andern Dingen voll ist, daran denkt, sich auf einen Kampf zu rüsten, den er früher drohend bevorstehen glaubte und der nun nicht ausbrechen zu wollen scheint.

Was das Haus Meerbahn und das des Webersetters angeht, so erfüllt es uns mit großer Genugthuung, melden zu können, daß die freundschaftliche Verbindung zwischen ihnen von Seiten des Schulzen fortwährend warm gehalten werden ist durch gelegentliche Aufmerksamkeiten in Gestalt angenehmer ländlicher Producte, welche häusliche junge Stadtdamen gleich Mademoiselle Annette ihrem ganzen Werthe nach zu schätzen wissen. Ja, diese Freundschaft hat unlängst eine Veranlassung erhalten, sich noch fester zu knüpfen.

Schulze Werdekoping nämlich, der noch so mannhafte Webersetter, hat den Entschluß gefaßt, den Nachfolger in seiner Würde zu ernennen. Bei einem noch so rüstigen und kräftigen Manne, den wir noch im vorigen Jahre entschließen sahen, es mit einem ganzen Trupp preußischer Husaren vom Regimente Zietzewitz aufzunehmen, müßte dies auffallend erscheinen, wenn nicht ganz besondere Umstände da wären, welche

ihn zu dieser Handlung entsagender Selbstverleugnung zum Wohl und Besten seines angestammten Erbes veranlaßten.

Lambert nämlich, der älteste seiner Söhne, hat sich aus den Töchtern seines Hauses eine schmucke Dirne gefreit, welche ein Beträchtliches an Geld und Gut von einem kinderlosen Oheim erben wird, sowol Ackerländereien als ausstehendes Kapital — also eine vielumworbene, vielbegehrte Schöne. Lambert hat ihre Zusage erhalten, aber nur unter der Bedingung, daß der alte Wehrfester ihm allein und niemand anderm den Hof verschreibe. Darüber verlangt die ländliche Braut Sicherheit durch Brief und Siegel.

Der Wehrfester aber hat sich entschließen, diese Bedingung anzunehmen. Sie ist hart, sehr hart für den noch rüstigen Mann. Auch hat er lange schwer mit sich gekämpft. Aber am Ende bleibt ihm ja keine Wahl; wie könnte er es verantworten, wenn durch seine Weigerung dem Hofe eine solche Braut entginge?

Demgemäß sehen wir an einem heitern, sonnig warmen Herbstnachmittage einen großen und schwerfälligen Jagdwagen, schon gelb mit grünen Rändern angestrichen, mit zwei glänzendfeinen Rappen, die so rund sind wie ein gemästetes Individuum der Pferderasse nur sein kann, zum Thore der Stadt hinausrol-

len, dem Hofe des Wehrfesters zu. Hermann der Knecht lenkt ihn. Auf den Banken dichtgedrängt sitzen sechs Personen. Auf der ersten Bank, neben dem Knecht, hat Freund Tondern Platz genommen; er blickt, in nachlässig ruhender Stellung, den rechten Arm über die Lehne der Bank geworfen, den Körper nach rückwärts gewandt, höchst schelmenhaft aus seinen blauen Augen den Gegenstand seiner Anbetung an. Er neckt Annetten mit Mienen und Worten, so oft ihre federleichte Gestalt bei den grausamen Stößen des Wagens mit einem leisen Schrei in die Höhe schnellt. Mademoiselle Annette nämlich sitzt unmittelbar hinter Tondern neben Vater Moorhahn, auf der zweiten, den Ehrenplatz darstellenden Bank. Zuhinterst auf der dritten aber thronen die würdigen Gestalten zweier Biedermänner, welche den Rechtsgelehrten als Zeugen begleiten; es sind der Syndikus Schierholz mit dem dicken Zopf und der treffliche Kriegsmann, der Hauptmann Uhlenhorst. Die Rappen laufen gestreckten Trab; der Weg ist trocken und heute zu befahren ohne augenscheinliche Gefahr für menschliches wie animalisches Leben; ja, es gibt sogar Stellen, wo die beruhigende Thatsache vor Augen tritt, daß polizeiliche Fürsorge über ihm gewaltet hat. Denn es ist wirklich etwas wie eine Ausbesserung versucht, wenn auch nur durch

ungefahrenen Bauſchutt, der mit ſeinem Hauptbeſtandtheile, den anſehnlichen Ziegelſteinbrocken, freilich den feinern Gefühlen der Reiſenden keine Rechnung trägt, ſondern mit Reinhard Tendern in einem boshaften Einverſtändniß zu ſtehen ſcheint, indem er Annettens weiblich anmuthige Schnellkraft entwickelt und Reinhard Tendern's Neigung zu ſchlechten Scherzen begünſtigt.

Aber man ſieht doch, daß der große Gedanke einer Wegebeſſerung heimiſch geworden iſt im Lande, und man redet ſogar davon, daß die preußiſche Regierung mit dem kühnen Plane umgehe, die ganze nach dem Rheine führende Straße feſt chauſſiren zu laſſen, — eine Operation, über deren nähere Beſchaffenheit und Möglichkeit das Zeugenperſonal auf der hinterſten Bank verſchiedener Anſicht iſt. Hauptmann Ublenberß erklärt ſich gegen die Ausführbarkeit, während Syndikus Schierholz ſich dem Glauben zuneigt, daß man ſo großartiger Unternehmung von der jetzigen Regierung ſich wol verſehen dürfe; wogegen denn Hauptmann Ublenberß aus ſtrategiſchen Gründen geltend macht, daß eine Chauſſee zum Verderben der lieben Vaterſtadt gereichen würde, alldieweil dieſelbe in kriegeriſchen Zeiten dem Feinde möglich mache, ſofort ins Herz des Landes zu marſchiren; abgeſehen davon, daß

ſich bei ſo erleichterter Communication allerlei fremdes Volk, Handler, Speculanten u. ſ. w., einſtellen und dem einheimiſchen Gewerbebetriebe den Markt nehmen würde. Hauptmann Uhlenhorſt erklärt ſich deshalb entſchieden gegen jeden Chauſſeebau.

Herr Meerbahn dagegen gibt ſein Verdict dahin ab, daß die Sache doch im Ganzen wol ihre großen Vortheile habe; er meint, wenn die Preußen durch eine Kunſtſtraße einem auswärtigen Feind den Marſch erleichterten, was allerdings einem Manne von Fach, wie Hauptmann Uhlenhorſt, wol zu glauben, ſo ſeien ſie doch auch die Leute, um dieſen eingedrungenen Feind alsbald wieder zum Lande hinauszuwerfen. Was aber die Beeinträchtigung des heimiſchen Verkehrs angehe, ſo ſei dieſe allerdings nicht außer Acht zu laſſen; jedoch werde die Benachtheiligung des vaterſtädtiſchen Commercii auch wieder aufgewogen durch die erhöhte Leichtigkeit, gute und preiswürdige Gegenſtände aller Art ſich mit Umgehung eben dieſes Commercii kommen zu laſſen; wie er ſelbſt denn im eventuellen Falle entſchloſſen ſei, ſich direct vom Rheine her ſeinen Keller mit Sorten der beliebten Flüſſigkeit füllen zu laſſen, welche man am zweckmäßigſten von dort unmittelbar aus den Händen der Producenten beziehe.

Hauptmann Uhlenhorſt widerſpricht jetzt nicht mehr;

sei es überwunden durch das Gewicht der Gründe Meerhahn's, oder von dem Wunsche durchdrungen, für solche Eventualitäten sich im Besitze der vollen Gunst seines theuern Freundes, des Rechtsmannes, zu erhalten.

Der letztere aber, der sich in jüngster Zeit immer mehr in Widerspruch gesetzt hat mit den, allen seinen Landsleuten noch immer tief eingeprägten Gefühlen, geht dazu über, die wohlthätigen Wirkungen zu berühren, welche überhaupt die Verwaltung des Vaterlandes durch die neuen Herren bereits gehabt; am Ende welcher Rede denn freilich, um ihren Effect zu schwächen, Syndikus Schierholz die Bemerkung fallen läßt: Wenn sie uns nur nicht ihr schreckliches Rekrutirungssystem gebracht hätten! — Und Hauptmann Uhlenhorst meint: Daß sie sich hier zu Lande sonst nützlich zu machen suchen, ist eigentlich auch nur ihre Schuldigkeit, wasmaßen es ja doch auch lauter gute und echte Westfälinger gewesen sind, so Preußen vor nunmehro über hundert Jahren die langgewünschte Königskrone verschafft haben.

Diese Versicherung wird mit einigen leisen Andeutungen aufgenommen, daß man ihr nicht ganz unbedingt Glauben beimesse. Aber Hauptmann Uhlenhorst vertheidigt sie, indem er einzelne Persönlichkeiten aus

den Zeiten des ersten Königs in Preußen namhaft macht und z. B. nachweist, daß der an entscheidender Stelle in Wien einflußreiche Pater Wolf aus der Familie derer von Wulf zu Lüdinghausen stamme.

Mit solchen Unterhaltungen langt man endlich an Ort und Stelle an, und der große „Ringelwagen" klappert, rasselt und lärmt sich ohne Unfall bis vor des Werdekoping'schen Hofs weit geöffnete Thore. Der Webefeter tritt unter die Thür seines Hauses, lüftet grüßend seine Schlafmütze und gibt sich dann mit stillem Ernste der Betrachtung des Schauspiels hin, welches seine Gäste aufführen, indem sie mit sehr verschieden abgestufter Gewandtheit in der Equilibristik von ihrem hohen Sitze herunterklettern, ohne daß es Schulze Werdekoping einfiele, er könne sich ihnen vielleicht durch die Ausstreckung eines Armes oder die Darreichung der Hand nützlich erweisen. Am raschesten ist Teutern unten, der es sich nicht nehmen lassen will, Annetten einen Ritterdienst zu leisten, und bei Annetten scheinen nun wirklich ihre periodischen Aufschnellungen während des ganzen Wegs nur die Anläufe zu dem endlichen großen Hauptflug gewesen zu sein, mit welchem sie, von Reinhard Teutern um die schlanke Taille gefaßt, sich von ihrer Höhe auf den Boden schwingt, daß beckauf die Röcke flattern.

Die Gesellschaft hält ihren Einzug und wird zu dem großen langen Tische geleitet, an dem wir früher einmal die ganze Einwohnerschaft des Hofes bei der abendlichen Litanei versammelt fanden. Hier sind zwei Reihen blauer holländischer „Koopje's" oder Kopftassen aufgepflanzt; die Gäste werden genöthigt, auf Bänken und Stühlen Platz zu nehmen, als ob für ihre zerstoßenen Gliedmaßen es keine dringlichere Angelegenheit gäbe, als augenblicklich wieder in eine sitzende Stellung zu gerathen; und nun wird feierlich von der Hausfrau das Heiligthum, die große Bundeslade, das Palladium ländlicher Gastlichkeit, die ungeheure Kaffeekanne, aufgetragen, gefüllt mit einem Maße dunkler, mit Giftsurrogat versetzter Flüssigkeit, welches hingereicht haben würde, die zwei römischen Orlogsschiffe flott zu machen, die man einst in diesen Gegenden der westfälischen Bergeschichteuscherin Velleda zum Geschenk machte.

Unter den andern Gegenständen, welche behufs der Naturalverpflegung der städtischen Gäste herbeigetragen werden, zeichnen sich aus die hochgehäuften Schnitten jenes berühmten schwarzen Brotes, dessen unvorsichtiger Genuß einem Elefanten Magenkrämpfe zu machen im Stande ist — neben Bergen jenes zwiefach gebackenen „Knabbels", ein Brot, welches sich besonders

dadurch empfiehlt, daß es harmlos hineinbeißende Individuen auf ganz unentgeltliche Weise derjenigen Kauwerkzeuge entledigt, welche über kurz oder lang der Thätigkeit zahnärztlicher Praxis anheimgefallen sein würden. Daneben glänzen goldhelle Scheiben köstlichen Honigs, denen sich zunächst die beiden jüngern Mitglieder der Gesellschaft freundlich theilnehmend zuwenden, um sich sinnig bedeutsam im Genusse dessen zu begegnen, was von allen irdischen Nährstoffen das Zarteste, das am meisten Poetische ist. Unterdessen nimmt der Webermeister am obern Ende des Tisches seinen alten Lehnstuhl ein, während die Hausfrau ab- und zugeht, und der präsumtive Thronerbe Lambert ohne äussere Zeichen der Theilnahme am Feuer sitzen bleibt, beschäftigt, seine mit eigenthümlicher Hartnäckigkeit immer wieder erlöschende kurze Pfeife anzuzünden.

Nachdem die Gesellschaft eine Viertelstunde lang ziemlich schweigsam thätig gewesen, ist die grosse Kaffeekanne um die Hälfte ihres Inhalts entledigt; der Rest würde jetzt nur noch etwa einer einzelnen römischen Triremis Raum und Fahrwasser zu einer kleinen Kreuzerfahrt bieten. In den Speisevorräthen sind namhafte Verwüstungen angerichtet — man kann allmählich dazu übergehen, das Geschäft in Angriff zu nehmen.

Dazu begibt man sich, nachdem Annette die Herren verlassen, um sich zum Zeitvertreibe draußen Hof, Garten und Viehbestände anzuschauen, in die Hinterstube, wo die großen geschnitzten Schränke stehen, welche den Reichthum des Bauers bergen, die Leinenvorräthe und auch wol die kleinen Säcke mit den ersparten „groben" Münzsorten — insofern nicht ein besonders mißtrauisches und fürsichtiges ländliches Gemüth dafür ganz andere Verstecke in hohlen Balken, unter den Beschußplanken der Schlafkammer oder sonst irgendwo ausgesucht hat. Auf besondere Einladung Moorhahn's folgt hierher auch die Hausfrau und auf deren Einladung wieder Lambert, der Präsumtive. Die Zeugen setzen sich still auf die Bank, und der Wehrfester nimmt wieder am obern Ende des Tisches seinen Platz ein, während Moorhahn und Tondern ihre Stempelpapiere und ihr Schreibgeräth hervorholen und zurichten. Frau und Sohn wohnen stehend der Verhandlung bei.

Die Einleitungsformalitäten sind bereits in der Stadt niedergeschrieben, Jahr und Datum nebst Indictio Romanorum und Regierungsjahr des allerdurchlauchtigsten und unüberwindlichsten „Kaisers Francisci, immer Mehrer des Reichs", sind festgestellt. Die eigentliche Verhandlung kann beginnen und dabei tritt

nun endlich die Hausfrau in ihr volles Recht. Den Hof soll der Notarius dem Jungen zuschreiben, ja, aber nicht geneigt ist die Bäuerin, sich lebendigen Leibes vollständig beerben zu lassen. Das Leibzuchthaus und die Hälfte des Leinens muß er den Alten lassen; dazu dreißig Scheffel Saat Landes, die sie selber bebauen, und dem Knecht, dessen sie dazu bedürfen, gibt er die Kost.

Hier unterbricht sie der präsumtive Lambert, er streicht sein kurz verschnittenes blondes Haar über der Scheitel glatt und dann meint er:

Das ist denn doch zu viel, Mutter; was wollt ihr mit dreißig Scheffel Land für euch zwei Leute und dazu den großen Garten beim Auszüchterhaus?

Dreißig Scheffel, wiederholt die Mutter bestimmt, und darunter soll der Kamp an der Lohhecke sein.

Das ist der beste, den wir haben! wirft Lambert mit dem größten Mißvergnügen ein — der Gedanke, den Kamp an der Lohhecke fahren lassen zu sollen, scheint ihm den Rest von Befriedigung über das, was hier zu seinen Gunsten vorgenommen wird, zu rauben; von nun an macht Lambert nur die Miene eines Mannes, der himmelschreiend übervortheilt, der von einer überlegenen Gewalt ausgeplündert wird.

Den Kamp kann ich Euch nicht lassen, Mutter,

hebt er wieder an; wenn der nicht mehr beim Hofe ist . . .

Den Kamp müßen wir haben, fordert die Mutter.

Mutter, es geht nicht, ich kann mich nicht darauf einlaßen, versetzt Lambert kopfschüttelnd.

Bei solcher Hartnäckigkeit des Sohnes wendet sich die Wehrfesterin an die entscheidende Instanz, an den in schweigender Ruhe dasitzenden und zuhörenden Gatten.

Buer, fragt sie, wat seggst du?

Der Wehrfester scheint noch einen Augenblick unschlüssig; gewiß kämpft in ihm das Verlangen, das fruchtbare Ackerland zur Leibzucht zu nehmen, mit dem Gedanken an den Nachtheil, welcher dadurch dem Hofe erwächst; endlich siegt das höhere Interesse, die Sorge um den Hof, über die egoistische Sorge für sich, und: De Junge sall den Kamp hollen! lautet seine salomonische Entscheidung, worauf die Wehrfesterin in stummer Unterwerfung keine Silbe mehr äußert.

Man geht zu andern Gegenständen über, die der Hof den „aufs Altentheil" gesetzten Wehrfestern gewähren soll. Eine große Anzahl von Lebensbedürfnissen, Hausgeräthe, Dienste. Wenn die Alten aus ihrem Leibzuchtbaue auf den Hof herüberkommen, so bleibt ihnen der beste Platz am Herde. Und als

Taſchenſuber verlangt die Bäuerin wöchentlich einen Gulden für den Schulzen, einen halben für ſich.

Dat is alle Weeke en ganzen Taler vör ju Beide! fällt hier Lambert vorwurfsvoll ein.

Un den müt wi hebben! erklärt die Frau mit beinahe bitziger Entſchloſſenheit.

Et is te vill, Meder, et is te vill! fällt Lambert mit zähem Widerſtreben ein.

Buer, wat ſeggſt du? ruft die Wehrfeſterin aus

Ick ſegge, entgegnet der Schulze, dat Geld mut he givven!

Roma locuta est' Lambert fügt ſich ſchweigend in ſein Schickſal; von dieſem Ausſpruche gibt es keine Berufung.

Nun aber ſagt einmal, Werdekoping, fragt hier der Notar Moorbahn den Wehrfeſter, wollt Ihr denn die Regierung abgeben?

Ne, Notarjes, de Regerung de will ick hellen!

So — alſo wollt Ihr auch Euer Leibzuchthaus nicht ſogleich beziehen?

Dat will ick nu noch nich! Wenn ick en halve Stiege Jehre elder bin — dann kann he de Regerung kriegen.

So hatt' ich's auch verſtanden, als Ihr mir zuletzt von der Sache ſprachtt, erwiderte Moorbahn. Dann

Tondern, ſchreiben Sie jetzt ſo: Alle die in den obigen ſieben Paragraphen bedungenen Gegenſtände und Leiſtungen erhält der übertragende Wehrfeſter dann, wann er ſeinem Anerben Lambert die Regierung des Hofes übergibt und das Leibzuchthaus bezieht. Bis zu dieſem von ſeiner freien Willkür zu beſtimmenden Zeitpunkte bleibt der Schulze auf dem Hofe, genießt ſtandesmäßige Verpflegung in geſunden und kranken Tagen, ebenſo wird ihm ſtandesmäßige Kleidung und der oben ſtipulirte wöchentliche Taſchenſtüber verabreicht. Wenn er jedoch die Regierung niederlegt, ſo bezieht er den Altentheil und genießt von dieſem Tage an ſämmtliche obenaufgezählte Vortheile, Nutzungen und Beträge nach Inhalt von §. 1 bis 7.

Nachdem dieſer Theil der Angelegenheit erledigt; nachdem der präſumtive Lambert zu einer Art von Wehrfeſter in partibus ernannt worden, dem die Plage und die Sorge aufgebürdet, während die obere Leitung und Macht in den Händen des Regierenden bleibt, kommt die Beſtimmung der Abfindungen der übrigen Kinder an die Reihe. Dieſe Abfindungen werden feſtgeſtellt für den Fall, daß ſie den Hof verlaſſen; dann iſt der Anerbe verbunden, dem abziehenden Bruder als Heergeräth zu geben ein Pferd, einen Wagen, Pflug und Egge, einen Anzug und ſtatt

alles andern und weiteren 200 Thaler Geld. Die Schwestern erhalten den Brautschatz wie hergebracht, einen Wagen mit vollständiger „Kistenfüllung", d. h. Leinen, ein Bett, Hausgeräth und ebenso viel Geld, wie zum Brautschatz eines abziehenden Bruders gehört. Die Brüder und Schwestern — es sind ihrer je zwei — sind herbeigerufen zu diesem Theile der Verhandlung; sie machen keine Schwierigkeiten und lassen der wortführenden Mutter die Sorge für ihre Zukunft; nur Eine Schwierigkeit entsteht, als Sibylle, oder nach der ländlichen Verkürzung Billken, die jüngste Tochter, auch noch sehr entschieden unter die Gegenstände ihres Brautschatzes aufgenommen sehen will: „enen Baum".

Wat wust du mit den Baum? fragt der präsumtive Lambert, trübe verlängerten Gesichts.

Da will ick en Ladikant*) ut hebben! entgegnet Billken.

Dann will ick auck en Baum' fällt nun Kathrine, die ältere Schwester, ein.

Billken, nimmt die Wehrfesterin das Wort, hebb' ick en Baum tosegt**), dat is richtig!

*) Verstelle.

**) zugesagt.

Sall mi wundern, ev de Jungens nu nich auck elf*) en Baum hebben willt, dat de besten derdahl**) müttet, wirft Lambert trotzig ein, indem er auf den Vater blickt.

Dieser versteht die stumme Aufforderung. Wenn et Billken tosegt is, dann fall se'n hebben; de Andern kriegt kene Bäume, fällt des Wehrfesters unumstößliches Entscheidungswort, und während allgemeinen Schweigens der Versammlung protokollirt Tondern den Beschluß.

Damit nähert sich die Verhandlung dem Ende; sie ist wesentlich vereinfacht dadurch, daß der Werdekopingshof keiner der drei Arten von Hörigkeit unterliegt, welche für alle Höfe im Lande die Regel bilden: er ist nicht „eigenbehörig", d. h. leibeigen; er ist nicht „Erbpachthof", und er gehört endlich auch nicht als „hofhörig" einem Ober- oder Sattelhof an, dessen Eigenthümer, der „Hofsherr" oder die „Hofsfrau", hier darein zu reden hätte; er ist ein Freibanks- oder freien Stuhlsgut, nur dem Freistuhlsherrn, einem benachbarten Edelmann, der einst den Freigrafen setzte und aus den Wehrfestern selcher stuhlfreien Erben die

*) jeder.

**) daneben.

Schöffen für die Hegung der Femgerichte nahm, zu kleinen Abgaben verpflichtet, zu „Vertheidigungsgeld" und „Fluchthaber" zu „Mai- und Herbstbede".

Endlich sind die letzten Formalitäten erfüllt, die Unterschriften der Parteien und der Zeugen gemacht, man kann die kleine Hinterstube verlassen und draußen in der schönen warmen Herbstluft umherschlendern.

Dabei verliert sich Tondern unmerklich von der Gesellschaft; er sieht sich um, wo Mamsell Annette hingerathen. Der Wehrfester aber gibt seinem Sohne Lambert einen Wink, ihm zu folgen. Er hakt sich dann zur Seite Moorbahn's und führt ihn, den beiden andern alten Herren voraus, in sein dichtes, üppig bestandenes Gehölz; und hier, mit dem Rechtsfreunde und dem etwas verwundert hinterdrein schlendernden Lambert allein, löst sich des Wehrfesters Zunge zu vertraulichem Gespräch. Es ist, als ob er glaube, zwischen den Seinen müsse jedes überflüssige Wort ihm einen Theil seiner Würde mitfortnehmen.

Wie geht es dem jungen Menschen, dem Paul? habt Ihr etwas gehört, Notarius? fragt er.

Es geht ihm wohl, Schultze. Tondern, sein Freund, hat ihn besucht. Er ist des Herzogs rechte Hand und dieser würde nicht einen Tag lang fertig werden ohne ihn. Wie ich Euch allbereits früher erzählte, hat er

für die Anwerbung von Soldaten für den Herzog ge-
sorgt, und es ist ein großes Fest da gewesen, als sie
eingerückt sind, und der Herzog hat sich überaus zu-
frieden damit gezeigt und Paul gesagt, daß er ihm für
alle Zeiten dankbar sein werde; auch läßt er ihn in
den wichtigsten Geschäften schalten und walten: was
er thut, ist wohlgethan.

Das ist nun alles recht gut, entgegnete der Wehr-
setter, offenbar befriedigt durch diese Nachrichten; aber
das bringt ihn doch nicht weiter dahin, wo unseremS,
der weiß, was für eine Bewandtniß es mit ihm hat,
ihn sehen möchte.

Denkt Ihr noch immer an Euer Gesicht, das Ihr
ganz extra für Euch, oder besser für ihn bestellt haben
wolltet? fragte lachelnd der Notar.

Wenn es Euch mehr darum zu thun wäre, meinte
der Wehrsetter mit einem Tone des Vorwurfs, so
würde es wol zu haben sein.

Lassen wir den Dingen ruhig ihren Lauf, Schulze,
versetzte Moorhahn, sich vorsichtig umblickend, wie um
sich zu überzeugen, daß niemand anders als Lambert
in der Nähe sei, und thun wir jetzt zunächst, was
uns obliegt. Ihr habt heute über die Sache mit
Lambert zu reden.

Thut Ihr's, Notarius, Ihr werdet es ihm besser

deutlich machen, erwiderte der Wehrfester, indem er Lambert mit dem Kopfe näher heranwinkte.

Nun wohl, beginnt der Notarius; Ihr müßt wissen, Lambert, daß Euer Vater in seinen jungen Jahren Knecht bei dem Herrn von Eggenrode gewesen.

Das weiß ich, Herr! versetzte Lambert.

Ihr wißt es, fährt der Notar fort — Ihr habt also gehört von dem wunderlichen alten Herrn, von dem die Leute noch mancherlei zu erzählen haben; wie daß er ein harter und schlimmer Mann gewesen, wenn ihm etwas in die Quere gekommen und so unbeugsam wie ein alter Eichenknorren; sonst aber ein redlicher und billiger Herr, über den niemand zu klagen gehabt hat, am wenigsten seine Eigenhörigen und Leute: und mit dem unser Wehrfester hier, Euer Vater, ganz besonders gut ausgekommen, weil er verstanden hat, wenn ihm etwas nicht in den Kopf wollte, doch vor der Hand das Klügste zu thun, was er thun konnte, nämlich das Maul zu halten.

So war's, Notarius, so war's, sagte hier mit trübem Lächeln der Schulze — nun erzählt nur weiter!

Nun hat der alte Eggenrode, hub Moorhahn wieder an, eine Tochter gehabt, ein schönes und liebliches Kind, so schlank wie eine junge Lode und so weiß und zart wie eine Wasserrose auf dem Teiche;

und diesem Kinde hat der Baron von Schlettendorf, von dem Ihr auch wol habt reden hören, Lambert, dazumal ein schmucker und zungenfertiger Junkherr, den Kopf verrückt, sodaß sie ganz närrisch geworden ist in ihn und hat ihn haben wollen mit einer Hartnäckigkeit, daß man daran plötzlich wol gesehen hat, sie ist ihres Vaters Kind, und Wasserrosen schwimmen über tiefen Gründen; und weiter hat man gesehen, wer stärker ist, wenn Weibereigensinn und Männereigensinn zusammenstoßen. Denn obwol der alte Eggenrode anfangs nichts davon hat hören wollen, von der Liebschaft, am Ende hat er doch nachgeben müssen. Und darauf sind die beiden jungen Leute getraut worden in seiner Hauskapelle zu einem ehelichen Paare. Aber weggegeben hat er sein Kind darum doch nicht. Die von Eggenrode, müßt Ihr wissen, Lambert, sind nicht von so gutem, vollbürtigem Adel, wie es die Schlettendorf sind. Es hat einmal vor langen Jahren ein Eggenrode eine italienische Gräfin geheirathet, deren Vater erst geadelt worden ist; und darum sind die Eggenrode, welche von der schönen Italienerin abstammen, nicht stiftsfähig, wie man das nennt, das heißt, sie können wohl Feldmarschälle, kaiserliche Ambassadeure und Minister, ja, sie können sogar wol Papst werden, wenn sie das Zeug dazu ha-

ben und in den geiſtlichen Stand treten; aber ſie kennen nicht Domherr werden. Und deshalb ſind die Aeltern des Barons Schlettendorf gegen die Heirath geweſen, und ſie haben obſtinat nicht verſprechen und ſchriftlich machen wollen, daß ſie trotz ihrer Hausſtatuten die Kinder aus der jungen Ehe als vollbürtig betrachten, dieſelben auch in das Schlettendorf'ſche Fideicommiß folgen laſſen würden. Darüber aber iſt der alte Eggenrede grimmig zornig geworden und hat ſeine Tochter nicht eher von ſich geben und in das Haus ihres Mannes ziehen laſſen wollen, als bis der junge Ehemann, unſer Baron, das ganz in Richtigkeit gebracht!

Ja, ſo iſt es, fiel der Wehrfeſter ein, und den Schlettendorf hat er auch nicht leiden können, der ſelige Herr, denn er hat ihm ſchuld gegeben, daß er ein Haſenfuß ſei und nicht mit ernſtem Willen die Sache durchzuſetzen verſtehe bei ſeinen Alten.

Darin, fuhr Moorhahn fort, mag er nun Recht gehabt haben oder nicht; der Baron von Schlettendorf iſt ſonſt kein Schwachkopf, aber auch ſeine Aeltern werden ihren Kopf gehabt haben — genug, es iſt Hader und Unfrieden geweſen rund umher um die jungen Eheleute, und nachdem die junge Frau am Ende des erſten Jahres einen Sohn geboren, hat ſie

ſich von dem Wochenbett gar nicht erholen konnen, iſt immer mehr ſiech und ſchwach geworden und iſt plötzlich, ehe man ſich's verſehen, dahin geſtorben.

Ja, ſagte der Schulze, es war ein Herzeleid, ſolch eine ſchöne gute, junge Frau!

Der alte Eggenrode aber, fuhr der Notar, zu Lambert gewandt, fort, iſt nicht weicher dadurch geworden und willfahiger, ſondern nur noch tückiſcher, heftiger und ſchlimmer als zuvor; und auf die Schlettendorfs hat er einen rechten Haß geworfen, denn er hat ihnen nachgetragen, ſie allein hätten ihn um ſein Kind gebracht. Dem jungen Manne, unſerm Baron, hat er's Haus verboten und geſchworen, weil ſie den Sohn ſeiner Tochter nicht als vollbürtig und vollberechtigt erkannten, das Kind, das aus ſeinem Blute ſtamme, ſo ſollten ſie den Knaben gar nicht haben, und wenn ſie auch darum bis an den Kaiſer appellirten. Der junge Baron Schlettendorf hat darauf arg mit ihm gehadert und ihn bedroht, er werde ihm ein Leides anthun, wenn er das Kind nicht herausgebe; er werde es mit Gewalt ſich holen und den todt ſchießen, der ihn daran hindre, und was ſolcher Worte mehr gefallen ſind — der alte Eggenrode aber hat ſich nur immer mehr erboſt, und als der Junge ſo groß und ſtark geweſen, daß man ihn hat von der Amme wegthun

können, da hat er das Kind beiseite geschafft und dem Schlettendorf kund thun lassen, es sei am Scharlach gestorben. In Wahrheit aber hat er es Euerm Vater aufgehalst; der hat es bei Nachtzeit heimlich auf Euren Hof bringen und in Bauernkleider stecken müssen, so daß niemand gewußt hat, wo das Kind geblieben ist; ebenso wenig . . .

Wie man hier auf dem Hofe gewußt hat, unterbrach der Wehrfester den Notar, woher der Anton mit dem Kinde gekommen und wie er dazu gekommen! Sie haben mich dazumal scharf ins Gebet genommen, meine Alten, die noch auf dem Hofe saßen; aber dahinter gekommen sind sie doch nicht!

Ueber das gebräunte Antlitz des Schulzen zog bei diesen Worten jenes seltene Lächeln, das ihm den so merkwürdigen Ausdruck gab, als sei es aus Eichenbork geschnitzt.

Ihr schwiegt so verstockt, weil Ihr dem alten Eggenrode Euch hattet bei allen Heiligen verschworen müssen, daß Ihr schweigen wolltet.

Der Schulze nickte und Lambert sagte:

Das ist ja eine wunderliche Geschichte! Aber wozu muß ich sie denn wissen?

Das sollt Ihr gleich hören, Lambert. Seht, als die junge Frau gestorben, da nahm sich nicht lange

nachher der Baron Schlettendorf eine andere vollbürtige Frau, welche den Aeltern beſſer behagte, und bekam auch ſehr bald einen Sohn, den ſtiftsfähigen Clemens, der nun die Güter erben wird. Aber der ſtiftsfähige Clemens blieb auch der einzige Sohn aus dieſer zweiten Ehe. Und ſo kam es, Lambert, daß eines ſchönen Tages Euer Vater an meine Thür klopfte und mir mittheilte, der alte Eggenrode ſei in der Stadt und welle in der Abendſtunde zu mir kommen, weil ich etwas für ihn aufſetzen ſolle; ich ſolle jedoch keinen Zeugen holen laſſen, die Zeugen werde derſelbe ſchon mitbringen. Als es dunkel war, kam er denn auch richtig an, der alte Herr, in einen großen ſchwarzen Pelz gehüllt, daß er ausſah wie ein Türke, und wo er hintrat, da knarrten die Dielen unter ſeinen beſpornten Schritten. — Ihr, Schulze, wart bei ihm, Ihr wart damals ſchon Wehrfeſter, und bei Euch war noch Euer alter Rotter Theſing, der jetzt lange todt iſt, als zweiter Zeuge.

Ja, ja, der alte Theſing, fiel der Wehrfeſter ein, er war dazumal ſchon taub und halbblind!

Da hat mich denn nun der alte Herr, erzählte Moorbahn weiter, inſtrumentiren laſſen, und ich habe aufſetzen müſſen, wie daß der unter dem Namen Paul Brouckhorſt anfangs bei dem Schulzen Werdekoping,

sodann aber im Convict aufgezogene Knabe der eheliche Sohn seiner verstorbenen Tochter Helene Baronin von Schlettendorf sei; wie er demselben auch den seiner Tochter zukommenden, jedoch nicht ausbezahlten Brautschatz zuerkenne, bewillige und in meine Hände liefere, auf daß ich daraus das für die Studien des jungen Menschen, seines Enkels, Nöthige bestreite; daß diesem letztern jedoch wie jedermann sonst, allsolche seine Erklärung vordersamst verborgen bleiben solle.

Als ich das aufgeschrieben hatte, habe ich geglaubt, dem alten Herrn ins Gewissen reden zu müssen, wie es doch unchristlich sei, den Knaben um seine Geburtsrechte zu bringen, ihm den Namen seines Vaters und dem Vater den Sohn vorzuenthalten; aber da bin ich gar schlimm angelaufen, und ich glaube, der alte Turke hätte mich zur Thür hinausgeworfen, wenn er sich nicht glücklicherweise zur rechten Zeit noch besonnen, daß es mein Haus war und nicht das seine, in welchem er sich befand.

Wenn, so hat er gesagt, der stiftsfähige Clemens, das war immer sein Ausdruck, Todes verbleichen sollte, bevor er für das Schlettendorf'sche Fideicommiß andere stiftsfähige Erben erweckt hat, dann soll Er, Notarius, oder Er, Wehrfester Werdekoping, auftreten und sagen, wer der Paul Brenckhorst ist. Dann ist

es an der Zeit, denn dann folgt mein Onkel in das Majorat. So lange aber stiftsfähige Brüder oder Neffen da sind, folgt er nicht und so lange soll niemand von ihm wissen; so lange soll er nicht als ein unnützer Junker umherlungern, dem das Leben verbittert ist, weil er, obwol der Aelteste, doch nicht zum Erbe seines Vaters kommen kann; der wie eine Art Bastard benachtet wird, weil er aus dem Blute der Eggenrode stammt; der wie eine lebende Schandsäule für mein Wappen und meinen Namen umhergeht, obwol mein Wappen und mein Name so gut sind, wie die von einem im Lande.

Der Wehrfeier nickte bei dieser Rede Moorbahn's, als ob er sich jedes der Worte des alten Eggenrode noch entsinne.

Der Notar fuhr fort: Das haben wir denn dem Alten feierlich beschworen und nochmals auf Wort und Ehre geloben müssen, keiner Menschenseele es zu sagen, was wir oder besser, was ich dazumal erfahren; aber auch sofort es zu sagen, sobald der Fall eintreten würde, daß bei Ermangelung anderer Erben der Paul successionsberechtigt würde.

Da habe ich nun dem Herrn bemerklich gemacht, daß das Document in Kriegszeiten oder bei Feuersbrunst untergehen, daß wir, Euer Vater und ich, früh

zeitig sterben konnten und dem Paul Bronkhorst alsdann all sein Recht verloren gehen würde; und danach hat der alte Eggenrode gesagt: So will und bestimme ich, daß der Wehrfester, wenn er schwer krank oder alt wird und seinen Hof einem Anerben überträgt, die Sache diesem seinem Anerben anvertraue, der es damit halten soll, just wie Ihr mir gelobt habt, es zu halten! — Und nun begreift Ihr, Lambert, wozu wir Euch dies alles sagen. Ihr habt alles verstanden und es ist Euch dabei nichts dunkel geblieben?

Ich glaube, ich habe Euch schon verstanden, Herr Notarius, entgegnete Lambert, obwol sein gespanntes Gesicht nicht eben ausdrückte, daß er just bis auf den Grund die Sachlage durchschaue; fürs erste soll ich schweigen von der Geschichte, und das begreift sich schon!

Das wol, aber es kann auch ein Augenblick eintreten, wo Ihr reden sollt; um darüber ganz ins Klare zu kommen, thut Ihr am besten, noch einigemal mit Eurem Vater über die Angelegenheit zu sprechen — Ihr könnt das ja alle Tage.

Der Wehrfester blieb jetzt stehen, und indem er seinem Sohne die Hand reichte, sagte er:

Nun gelobe mir, zu schweigen und zu

reden, gerade ſo, wie wir es haben geloben müſſen.

Das gelobe ich Euch, Vater, erwiderte Lambert, indem er langſam ſeine Hand in die des alten Wehrfeſters legte. — —

Während dieſes inhaltreiche Geſpräch in dem ſtillen Gehölze geführt wurde, das die langſam daherſchreitenden und von Zeit zu Zeit ſtill ſtehenden Männer in ſeine ſchweigenden Schatten hüllte und vor jedem Beobachterauge ſchützte — während deſſen hatte Reinhard Tondern, ſcheinbar müßig ſchlendernd, ſich in der Umgebung des Bauernhofes verloren und dabei doch emſig ſuchende Blicke ausgeſandt. Er war ſicherlich auf der Spähe nach irgendetwas, und dieſes Etwas mußte, welcher Geſtalt auch immer es war, wol von zweierlei Farben ſein — nämlich nicht anders als weiß und hellgrün; denn der Anblick eines halbweißen, halbgrünen Gegenſtandes war es, der plötzlich ſeinem Geſichte den Ausdruck der Spannung nahm, womit er rechts und links geblickt und ſtatt deſſen den Ausdruck freudiger Befriedigung darauf zauberte.

In der That hatte Demoiſelle Annette Meerhahn heute an dem ſchönen warmen Tage ein ihre feine Taille knapp umſpannendes weißes Mieder oder Leibchen mit kurzen Aermeln und dazu einen meergrünen

Rock aus leichtem Stoffe angelegt; und diese Verbindung von Weiß und Grun war es, was eben vor Reinhard von Tondern's Augen aufschimmerte, als er durch die Oeffnung einer Gartenhecke getreten war und nun sein Auge linkshin nach einem sehr heimlichen, schattigen, von Gebüschen malerisch umwölbten Plätzchen schweifen ließ.

Besagte Gartenhecke nämlich trennte den wohlgepflegten, mit geraden Pfaden durchschnittenen Raum, worin Wehrfester Werdekopping seine Kohlköpfe, seine Zwiebeln und seinen Salat erzog, von einem ziemlich breiten Grasraum, auf welchem derselbe Wehrfester seine im Hause gesponnenen und gewebten Linnenstücke bleichen ließ; und zwar deshalb, weil an diesem etwas schräg sich niedersenkenden Rain ein breiter und klarer Bach mit großem Phlegma langsam seine stillen Wellen vorüberschob. Am Ende dieses Rains, da, wo zugleich die Gartenhecke ein Ende hatte, trat der Bach in ein Gehölz ein, welches über das Gewässer hin hoch gewölbt sich seine grünen Arme entgegenstreckte. Dieses Gehölz aber bestand aus vielen verschiedenen Baumarten; einige alte majestätische Walnußbäume, in deren Schutz sich mächtig wuchernder Holunder begeben hatte, hoben sich malerisch hervor, während an der andern Seite des Wassers Rüstern

und Linden breitäſtig in die Höhe gewachſen waren und das Unterholz von Hartriegel, Pulverholz, Weiden u. ſ. w. beſchatteten, welches letztere durch uppige Geisblattranken zu einem undurchdringlichen Dickicht verflochten war. Unten auf dem ſchattendunkeln Gewäſſer aber ſchwammen ſtill und unbewegt die Blätter der Nymphae, hier und da von einer verſpäteten gelben oder weißen Blüte durchſprenkelt. Und ſo ſtellte dieſes Ganze ein Bild heimiſcher Vegetationsuppigkeit dar, das etwas außerordentlich Maleriſches hatte.

Das Anmuthigſte und Feſſelndſte in dieſem Bilde aber war jedenfalls die Staffage.

In den Bach hinein nämlich trat ein Stück alten Mauerwerks aus rohen Bruchſteinen, ſchwarzgrau, hier und dort mit polſterartigen, dunkelgrünen Moosklumpen bewachſen, an andern Stellen mit Steinbrech und Schlingkräutern bedeckt, welche ſich zwiſchen den Fugen eingeniſtet hatten. Was das alte Bauwerk da bedeutete oder ſollte; ob es der Unterbau eines zerſtörten Speichers geweſen; ob ein Werdekeping'ſcher Ahnherr in grauen Zeiten den Gedanken gefaßt, irgendeine Mühle an dieſer Stelle zu bauen und davon wieder abgelaſſen, ſobald er ſo viel zu Stande gebracht, wie hinreichend war, um ſeinen Enkeln das Monument eines leichtſinnigen Einfalls ihres Ver-

vordern zu hinterlaſſen — das ſind wir nicht im Stande zu erklären. Nur das iſt gewiß, daß die kleine alte Mauer in dieſem Augenblick allerdings einen Zweck erfüllte, und zwar den, auf ihrem äußerſten Ende die ſchlanke Geſtalt von Demoiſelle Annette Meerbahn zu tragen.

In ihrem weißen Leibchen, ihrem meergrünen Kleide hob ſich dieſe ſchlanke Geſtalt höchſt maleriſch und ganz allerliebſt von dem dunkeln Hintergrunde des Buſchwerks ab, da die dem Untergange ſich zuneigende Sonne ſie hell und voll beleuchtete und daneben nur noch einige glänzende Lichtpartien ſeitwärts in das Gehölz und auf die alten Stämme warf.

Eben um dieſes Sonnenſcheins willen hatte Annette ſich dem Gebüſche mit dem Geſicht zugewandt. Reinhard konnte ſich leiſe hinzuſchleichen, ohne von ihr bemerkt zu werden. Es gelang ihm, ganz dicht heranzukommen und den Fuß auf das vordere, mit dem Ufer zuſammenſtoßende Ende der Mauer zu ſetzen, bevor Annette ihn wahrnahm.

Erſchrocken zuſammenfahrend blickte ſie auf, und errothete tief, als ſie Reinhard erkannte.

Ei, die Annette iſt's! ſagte er wie überraſcht.

Sollte ich's denn nicht ſein? Hat der Herr von Tondern etwa jemand anders hier geſucht?

Gesucht habe ich niemand, aber ich war stark von der Sonne geblendet und sah nur etwas Weißes vor mir schimmern, das am Wasser saß; da glaubte ich, es werde wol ein Schwan sein und wollte ihn haschen!

Ei, wie galant der Herr von Tondern ist! nur misglucken ihm manchmal seine Complimente, antwortete lachend Annette. Habe niemals gehört, daß auf den Bauerhofen hier Schwäne gehalten würden. Anderes, gemeineres Geflügel freilich ist leichtlich anzutreffen..

Es hatte ein wilder Schwan sein können, Annette — weshalb sollte ich Sie nicht für einen wilden Schwan halten können — flattert mir ja die Demoiselle wild genug immer durch die zarten Faden, welche ich seit nunmehr zwei langen Jahren um sie aufzuspannen suche und zu denen ich alles Garn verspinne, das ich nur irgend von dem Knäuel meiner Liebenswurdigkeit abspulen kann.

Von dem Gräuel Ihrer Liebenswurdigkeit?

Knäuel, sagte ich, Knäuel, boshafteste aller Demoiselles, die jemals mit einem weißen Mieder und einer schwarzen Seele einen armen Schreiber ungiücklich gemacht haben.

Bitte sehr — meine Seele ist nicht schwarz; ich verbitte mir von dem Herrn Schreiber solche dintenfarbene Redensarten!

Reinhard lachte. Er ließ ſich neben Annetten auf der Mauer nieder, d. h. da die Mauer nur ſehr kurz war, ſehr dicht neben Annetten. Die letztere wollte aufſtehen; aber Reinhard erfaßte ſie am Arm.

Bleiben Sie, Annette, ſagte er; Sie ſind gefangen und können nicht zurück — Sie müßten denn als wilder Schwan über mich wegfliegen!

Machen Sie mir Platz, verſetzte ſie, abermals tief erröthend und ihren Arm befreiend — wenn uns jemand ſähe!

So würde er ſagen, daß wir zwei uns ein allerliebſtes Plätzchen ausgeſucht haben, um ungeſtört von unſern Herzensangelegenheiten zu reden. Wir ſitzen zuſammen auf einem Fleck, wie er nicht bequemlicher gefunden werden kann; denn wenn die allerhelbſeligſte und allergrauſamſte Demoiſelle mein höchſtes Liebeswerben jetzt einmal wieder nicht erhört, ſo habe ich mir nur einen kleinen, nur einen ganz unmerklichen Ruck zu geben, und — die kühlende Woge da unten ſchlägt über mir und all meinem tiefen Herzenskummer zuſammen!

Bei dieſen Worten hatte Reinhard ſanft ſeinen Arm um ihre Taille gelegt.

Annette überdachte wahrſcheinlich, daß ſie an dieſer gefährlichen Stelle nicht mit ihm ringen dürfe, und ließ geduldig den Arm, wo er war.

Annette, ſind Sie mir denn gar nicht — nicht ein ganz klein wenig gut?

Wenn ich nun nein ſagte, ſprangen Sie dann ins Waſſer?

Da ich es nicht für unmöglich halte, daß Sie nein ſagen, ſo will ich die Gefahr vermeiden, beim Worte gehalten zu werden, antwortete Reinhard kaltblütig. In das Waſſer würde ich nicht ſpringen — und warum? Weil ich mich davon verkühlen würde. Aber etwas anderes würde ich in meiner Deſperation thun. Aus Verzweiflung würde ich in die weite Welt gehen.

Annette warf ihm einen prüfenden Seitenblick zu, um zu erſpähen, ob ſeine Züge bei dieſer Verſicherung ſo viel Ernſt verriethen, wie der Ton ſeiner Stimme verrathen hatte.

Ja, ſehen Sie mich nur von der Seite an, Annette; es treibt mich fort und, daß Sie's nur wiſſen, mein Freund Paul hat mir eine ſchöne Anſtellung bei ſeinem Herzoge ausgewirkt, als Rath in ſeiner Domänenkammer; und da die grauſame Demoiſelle Meerbahn ja immer nichts anderes als Spott und Hohn für meine aufrichtigen und innigen Gefühle hat, die mich allein in ihrem Hauſe feſſelten, ſo will ich die Stelle annehmen.

Annette war bei dieser Rede Reinhart's erblaßt; sie sagte halblaut: Falls der Herr Reinhard sein Glück machen kann, so wäre es sehr thöricht, wenn er ihm nicht nachginge.

Und das in alles, was Sie dazu sagen, Annette? Daß Sie so ganz wie von Stein wären, das habe ich doch nicht geglaubt!

Was soll ich anders dazu sagen? Wo man sein Glück finden, das muß jeder selbst wissen, und wenn es dem Reinhart bei uns nicht mehr behagt . . .

Reinhart zog den Arm, den er bisher um ihre Taille gelegt hatte, an sich und blickte stumm mit dem Ausdruck düstern Grames in das Wasser.

Annette beobachtete ihn, gespannt und offenbar ängstlich, von der Seite. Da er nicht wieder zu reden anhub, sagte sie endlich:

Ich wette, er redet nur, der Herr Reinhart!

Reinhart schüttelte traurig den Kopf.

Er verlangt, man soll ihm gute Worte geben!

Das ist's, Annette, antwortete Reinhart Zentern schwermüthig — nur ein einziges gutes Wort!

Und dann wollen Sie bleiben?

Dann wollte ich gern bleiben! Werde ja doch vergehen vor Leid und Kummer, wenn ich fern von der Annette bin — aber das gute Wort wird sie mir

nicht gönnen, das weiß ich ja, und deshalb ist's auch abgemacht und beschlossen; der Paul Brenckhorst hat meine Zusage und der Herzog hat schon mein Anstellungsdecret unterschrieben, es ist alles richtig; die andere Woche reise ich ab.

Wenn ich dem Herrn Reinhard nun aber das gute Wort gönnte? sagte Annette kleinlaut und offenbar erweicht.

Dann würde ich mich freilich an dieses Wort halten und darüber den Freund fahren lassen — ja, Annette, Sie wissen, was ich und Paul uns von Jugend auf gewesen sind — aber ein einziges Wort von Ihnen, das mich hoffen läßt, würde mich den Freund in die Schanze schlagen machen.

Weshalb braucht denn Freund Paul gleich in die Schanze geschlagen zu werden?

Weil, wenn ich mein Versprechen nicht halte und jetzt nicht komme, er beim Herzoge compromittirt ist; weil er mir niemals verzeihen würde, daß ich ihm mein Wort gebrochen. Er ist einmal so!

Annette sah nachdenklich in die Flut des leise unter ihren Füßen dahinziehenden Gewässers. Die Versuchung, zu erproben, ob sie wirklich so alte, feste Freundschaftsbande zu sprengen vermöge, war groß.

Sie lachte plötzlich etwas gezwungen auf und

sagte: Wir wollen einen Vergleich schließen, Herr von Tenkern. Das gute Wort will ich geben, wenn Sie alsdann dableiben wollen — denn etwas muß ich schon thun um des Vaters willen, der Sie nicht mehr entbehren kann; aber das gute Wort will ich nicht an Sie, sondern Ihren Freund Paul richten: ich will ihm schreiben, er solle Sie dem Vater lassen.

Also mir gönnen Sie es nun einmal nicht? Nein, Annette, damit ist's nichts. Glauben Sie denn, der Paul thate etwas um Ihres Vaters willen?

Und weshalb nicht?

Weil Ihr Vater gewissenlos, unverantwortlich, himmelschreiend an ihm handelt.

Mein Vater — an dem Paul Brenkhorst?

Nun ja — haben Sie davon keine Ahnung? der Paul weiß es nur zu gut!

Mein Gott, was thut der Vater denn wider ihn?

Er hält ihm jede Auskunft vor über seine Aeltern, über seinen wahren Namen, über sein Vermögen . . .

Weiß der Vater denn etwas davon?

Gewiß, der allein und sonst niemand auf Erden! Hat er nicht allezeit das Geld für ihn bezahlt im Convict?

Das freilich.

Und wird Ihr Vater nicht auch wissen, aus

welcher Quelle diese Gelder geflossen sind? Daran ist doch kein Zweifel?

Daß dies seine völlige Richtigkeit habe, bezeugte Annette durch ein Kopfnicken.

Weshalb, fuhr Leudern fort, schweigt Ihr Vater denn darüber? Weshalb hält er einem erwachsenen Menschen, einem reifen Manne, möcht' ich sagen, denn das ist Paul Brockhorst, wenn auch nicht seinen Jahren nach — weshalb hält er dem jede Kunde darüber vor, wer seine Aeltern sind, und läßt ihm das drückende, grausame Gefühl der Vereinsamung, des traurigen Alleinstehens in der weiten Welt?

Wenn er das thut, entgegnete das junge Mädchen, so wird er es thun, weil es für ihn zwingende Gründe gibt, die es ihm zur Pflicht machen.

Es mag sein, daß man ihn hat Schweigen geloben lassen, daß er seine Ehre als Geschäftsmann verpfändet hat, zu schweigen. Aber wem kann er dieses Gelöbniß abgelegt haben? Gibt es Menschen in der Welt, die das Recht haben, uns den Mund so zu schließen, daß ein anderer dadurch um alle seine Rechte betrogen wird?

Annette schüttelte den Kopf. Das verstehe ich nicht, ob es solche Rechte gibt, sagte sie. Es kommt nur darauf an, ob der Vater ein solches Gelöbniß

abgelegt hat, denn wenn das der Fall ist, so muß er es auch halten!

Gut, nehmen wir es an: er muß es halten. Aber müssen wir es auch halten?

Wir? was wissen wir davon?

Nichts; aber setzen wir den Fall, daß wir etwas davon erführen.

Dann könnten wir auch sagen, was wir wüßten, entgegnete Annette.

Ein bewunderungswürdig gesunder Menschenverstand spricht aus Ihnen, Annette, antwortete Reinhard, sie sanft an sich drückend. Und nun werden Sie auch noch einen Schritt weiter gehen und mir einräumen: wenn wir es sagen dürfen, so dürfen wir es auch zu erfahren suchen, um es sagen zu können.

Ich glaube nicht, daß etwas Unrechtes dabei wäre, wenn wir es zu erfahren suchten.

Nun wohl — irgendwo in Ihres Vaters Papieren muß sich etwas über Paul Brendhern finden. Es müssen Papiere dasein, auf welchen die Rechnungen niedergeschrieben sind, die Paul's Erziehungskosten betreffen; und wo diese sind, da wird vielleicht auch noch anderes sein, was Aufklärung gibt. Suchen Sie einen Einblick in diese Papiere zu bekommen, suchen Sie etwas davon mir zu verschaffen. Ihr

Vater hat eben in seinem Schlafzimmer einen Wandschrank, wo er sein Geld, seine Obligationen verschließt. Wenn er einmal über Land geht, übergibt er Ihnen die Schlüssel, damit der Schrank zugänglich sei, falls etwa ein Unglück, eine Feuersbrunst einträte. Suchen Sie in diesem Schrank, Annette ...

Annetten erschien dieser Uebergang von der Theorie zur praktischen Anwendung offenbar zu plötzlich und unvermittelt. Sie schüttelte ihr blondlockiges Haupt und rief erschrocken aus: Oho — das wäre ja eine Sünde, wenn ich des Vaters geheime Papiere durchplünderte und etwas daraus fortnähme!

Und was wäre es denn so Schlimmes? Weiß die Demoiselle Annette, ob nicht ihr Herr Papa Gott dankte, wenn sie es thäte und so aus eigenem Antriebe etwas ans Licht brächte, was er nun einmal nicht glaubt verrathen zu dürfen und doch sicherlich gern bekannt sähe.

Annette schüttelte den Kopf.

Sie wollen's nicht, Annette?

Ich darf das nicht. Hinter des Papas Rücken seine Papiere durchstöbern — nein, das mag sich der Herr Reinhard aus dem Sinne schlagen, das thut die Annette nicht.

Reinhard Tondern seufzte tief auf.

So muß ich gehen, sagte er schwermüthig.

Annette schwieg eine Weile. Dann sagte sie: Ich sehe nicht ganz, wie das zusammenhängt.

Was?

Daß Sie gehen müssen, wenn ich den Papa nicht bestehle.

Bestehle! Ist denn davon die Rede? Wenn Sie thäten, was ich wünschte, dann würde ich Paul folgendermaßen schreiben können: Ich komme nicht, sondern bleibe für immerdar bei meinem herzallerliebsten Schatz, der roßigen, lieblichen Annette. Darüber wirst du mir nun, ebenso für immerdar, zürnen und grollen. Aber siehe, lieber Paul, durch mein Bleiben habe ich von der holdseligen Annette dieses Blatt Papier oder diese Briefschaften — was es nun ist — erkauft — darauf wirst du vermerkt und verzeichnet finden, was du Zeit deines Lebens zu erfahren strebtest und nicht erfahren konntest. Nun, denke ich, wirst du sehr löblich finden, daß ich dir mein Wort breche und nicht komme und wirst mein Freund bleiben! — —

Der Herr Reinhard hängt doch gar gewaltig an seinem Freunde Paul, fiel Annette mit einer eifersüchtigen Wallung ein.

Das zeigt Ihnen mein aufrichtiges, todtreues Gemüth, Annette, daß Sie von sich stoßen und in die

Ferne treiben wollen! — Denn ich sehe ja an allem — Sie bleiben unerweicht und . . .

Annette — Annette! tönte hier plötzlich laut von dem Hofe her der Ruf des Notars Moorhahn.

Annette sprang erschrocken auf.

Der Vater sucht mich — lassen Sie mich fort, Reinhard.

Reinhard sondern war nicht so bereitwillig, die außerordentlich vortheilhafte Position, welche er einnahm, aufzugeben.

Jetzt wollen Sie mir wieder davonhuschen, ohne daß ich weiß, woran ich bin, sagte er, ebenfalls aufstehend. Aber ich lasse Sie nun einmal so nicht.

Mein Gott — hören Sie denn nicht — der Papa sucht mich — er wird uns hier finden . . .

Ohne daß Sie sich aus der Gefangenschaft leisen, kommen Sie nun einmal nicht fort, antwortete Reinhard triumphirend, indem er wieder seinen Arm um ihre Taille und Hüfte legte.

Annette schien allerdings einzusehen, daß alle Vortheile hier auf seiten Reinhard's seien, der die gegenseitige Stellung entschieden beherrschte; daß sie weder mit Gewalt noch mit List hier werde etwas ausrichten können; daß mithin die Unterwerfung auf Gnade und Ungnade das vom Augenblicke unbedingt Gebo

tene ſei. Sie bot wenigſtens Reinhard ohne irgend-weiteres Sträuben den Mund zum Küſſen dar.

Reinhard Tondern — wir müſſen es ihm zum Ruhme nachſagen — misbrauchte die Erlaubniß, die ihm alſo gegeben wurde, nicht. Es überraſchte ihn ein wenig, daß die ſonſt immer gegen ihn ſo ſpöttiſche Demoiſelle Annette ſich jetzt ſo wenig ſträubte und ihm ſo unbefangen entgegenkam. Er wurde beinahe verlegen darüber, und nachdem er Annettens roſige Lippen einmal berührt hatte, ließ er ſie an ſich vorüberſchlüpfen.

Erröthend und aufgeregt ſtand er alsdann da, während ſie über den Grasrain davonſprang und bald in der Oeffnung der Gartenhecke verſchwand.

Dann ſich ebenfalls zum Gehen wendend und froh die Hände reibend, ſagte er: Wir haben unſern letzten Trumpf ausgeſpielt — und wahrhaftig, es ſcheint, gewonnen!

Er ſchlug einen andern Weg als durch den Garten ein, um zum Hofe zurückzukehren; er ſchritt einen Fußſteig entlang, der außen um den Garten herumführte. Vor dem großen Einfahrtsthor des Hauſes ſah er zwei der Töchter des Webrſeſſers mit Hermann dem Knecht in eifriger Berathung ſtehen. Reinhard, deſſen Herankommen ſie nicht bemerkten, konnte aus

den einzelnen Worten, die er verſtand, ſchließen, daß ſie in Hermann's Buſen ihre Klagen und gekränkten Gefühle ausſchütteten, darüber, daß ſie nicht ebenſo gut wie die glückliche „Pittken" einen „Baum" in ihren Brautſchatz bekommen hatten.

Die Herren aus der Stadt, meinte die eine, äßen und tränken jetzt drinnen mehr, als ein ganzer „Baum", den man ihr verſage, werth ſei — eine Aeußerung, die in Reinhard Tondern den Verſatz erweckte, bäuriſche Gaſtlichkeit von nun an nicht ſo ganz unbefangen auszubeuten, wie dies eben jetzt von ſeiner Geſellſchaft geſchah. Denn als er in die Küche trat, waren die ſämmtlichen Theilnehmer an dem heutigen Ausfluge wieder um den Eſstiſch verſammelt und prieſen laut des Wehrfeuers vortreffliche „Stippmilch", ſeinen rothen Schinken und das Aroma ſeiner gelbglänzenden Butter!

Bei einbrechender Nacht raſſelte der Ringelwagen mit ſeiner Laſt dem Thore der Stadt wieder zu. Reinhard und Annette hatten ihre frühern Plätze eingenommen, aber Reinhard neckte Annetten nicht mehr — Beide warfen ſich nur von Zeit zu Zeit ſeinlachelnde Blicke zu — ob ſie dabei erröthelen, das ließ die Dämmerung nicht recht mehr unterſcheiden!

# Zwanzigstes Kapitel.

Wenn der General vom Regimente Zitzewitz mit dem Todtenkopfe Gelegenheit erhält, sich dem Leser freundlich in Erinnerung zu bringen.

Am andern Morgen ging der Wehrfester den Fahrweg entlang, der neben seinem Holze herführte. Er war in einer Stimmung, die ihn heute noch mehr als sonst die Einsamkeit suchen ließ; denn gerade gesellig und gesprächig war ja unser Schulze zu keiner Zeit zu nennen. Heute aber lag etwas auf ihm, was seinen gewöhnlichen Ernst zu einer Art von Unmuth, von verdrießlicher Trauer steigerte. Er mußte daran denken, daß der Boden, den er trat, seit gestern nicht mehr sein unbeschränktes Eigen sei; daß das Gehölz, in dessen Schatten er über den thaufeuchten Rasen dahinschritt, jetzt einem andern gehörte als ihm; daß die Frucht, welche die Knechte auf dem Kamp vor ihm unter die dunkeln Schollen eineggten, für einen an

dern aufgeben wurde als für ihn. Zwar dieser andere durfte das Gehölz nicht schlagen lassen ohne seine, des Gehorsamers, Einwilligung; er durfte die Ernte, welche aus der gesäeten Frucht reifte, nicht verkaufen, ohne ihn um Rath zu fragen. Denn „die Regierung" hatte ja der Gehorsamer sich vorbehalten. Aber trotz alledem war der Schulze doch nun einmal nicht mehr der Eigenthümer und alleinige Herr. Es lag in diesem Gedanken etwas, das ihn wurmte; etwas Drückendes, etwas Demüthigendes. Es war so eine Art Denkzettel, ein kleiner Fingerzeig, daß er mitsammt all seinem Recht sein Leben lang nicht um seiner selbst willen dagewesen sei; sondern daß er nur ein Zuhober zu einem Hebern und Größern als er, zu seinem Erbgut gewesen. Ein „ländliches Ackergeräthe" hatte der Husarenunterofficial gesagt. Er war nur ein jetzt beinahe überflüssig gewordenes Glied seines alten Stammes von gehorsamen Freibauernbauern. Darin mochte nun auf der einen Seite auch etwas Erhebendes, mit Stolz Erfüllendes liegen; auf der andern drückte es aber doch das persönliche Selbstbewußtsein des Schulzen tief nieder. Und so spielte in seine Stimmung etwas von dem unaussprechlichen Unbehagen hinein, womit ein kluger Mann, ein Philosoph uns erfüllt, der uns demonstrirt, daß wir unsere Unsterblichkeit nur in der

unſterblichen Fortdauer unſerer Race und der zweifelloſen Unvertilglichkeit der Geſammtheit zu ſuchen haben — eine Theorie, welche wir unſererſeits außerordentlich angenehm für einen Hund finden, der nichts davon weiß, daß er ſterben muß.

Von ſolchem Philoſophiren war nun freilich unſer Wehrfeſter weit entfernt. Näher lag ihm der Gedanke an den Philoſophen, welchem er geſtern ſein ſchönes Erbe übergeben, und der von nun an die Leitung haben ſollte; denn die eigentliche unmittelbare Leitung der Dinge war in des wackern Lambert Hände übergegangen, der, wenn auch an des Vaters Einwilligung gebunden, doch jetzt das hatte, was man die „Initiative" nennt; der Wehrfeſter war nun ſo etwas wie ein conſtitutioneller König, und auch auf dem Werdekepingshofe hieß es in Zukunft: Le roi regne et ne gouverne pas.

Gewöhnlich erhöht das Opfer, welches wir jemand, der uns nahe ſteht, bringen, unſere Anhänglichkeit an ihn. Aber wir würden uns an der Wahrheit verſündigen, wenn wir behaupteten, daß dies auch hier bei unſerm alten Landſaſſen der Fall geweſen. Uneigennützige Zärtlichkeit der Empfindung gehört überhaupt nicht zu des Bauers Charakterſchwächen. Wehrfeſter Werdekeping dachte an ſeinen Lambert ganz mit der

Fülle erkalteten Gefühls, womit immer ein frei resignirter Herr seinen glücklichen Nachfolger betrachtet.

Ein solches Gefühl ist so naturgemäß, daß wir geneigt sind, aus ähnlichen Verhältnissen, wie denen, in welchen Lambert und sein Vater zueinander stehen, eine eigenthümliche Erscheinung im Charakter unserer frommen und gottesfürchtigen Vergangenheit zu erklären. Diese Erscheinung ist die außerordentlich geringe Macht, welche wir in der Geschichte der germanischen Stämme von den Banden des Blutes ausgeübt sehen. Jene Kämpfe zwischen Vätern und Söhnen, jene Feindseligkeiten und Fehden zwischen Brüdern und Geschwistern, von denen die Geschichte des Mittelalters voll ist, während der Begriff der Blutseinheit bei den christlichen Völkern ohne Lehnswesen, bei den Schotten und Corsen, so stark ist — sollten sie nicht zusammenhängen mit unserm Fideicommiß- und Lehnswesen? mit einer Ordnung der Gesellschaft, wo der Sohn sein Erbe nicht seinem Vater, sondern dem alten Familienstatut verdankt? wo nicht das Familienhaupt seinem Nachfolger den Besitz freiwillig überträgt, sondern wo, nach naumstößlichem Lehnrecht, der fremde Feudalherr den Nachfolger damit bekleidet? wo der Vater im Selbstbewußtsein des Sohnes den Trotz auf sein angeerbtes Recht argwöhnt; wo der

Sohn im Vater den Verwalter eines ihm, dem Sohne, schon gewährleisteten Eigenthums im Stillen controlirt und beaufsichtigt?

Dem sei, wie ihm wolle, genug, unser Wehrfester war am heutigen Morgen naturgemäß verdrießlich. Er war zu Betrachtungen über das Verhältniß zwischen Vätern und Söhnen geführt, deren Kern sich zu dem allerdings populär faßlichen Gedanken ausbildete, daß doch die Väter außerordentlich viel für ihre Kinder thäten, hergäben, opferten, litten; und daß die Kinder das niemals einsähen, anerkännten und dankbar zu vergelten suchten. Bei längerm Sinnen über diese Thatsache kam ihm denn auch beinahe etwas wie Reue an über den vortrefflichen Kamp, den er durch seinen Machtspruch gestern dem Lambert überwiesen; freilich mehr aus Zärtlichkeit für den Bestand seines Hofes, als aus Zärtlichkeit für seinen Sohn.

Darüber war er mit seinem langsamen Wandel bis an das Ende des Gehölzes gekommen, und erstaunte hier nicht wenig, als er plötzlich lebhaftes Hufgetrappel vernahm, und als er wenige Augenblicke darauf um die Ecke des Busches drei militärische Reiter biegen sah, die ihn alsbald erreicht und von allen Seiten umringt hatten.

He, Männeken, sagte der eine dieser kleinen Schar

von Waffenmannſchaft — wie jeht et dich denn noch? — Dat is ja anjenehm, dat wir uns mal wieder ſehen, habe dir ſchon lange mal meine jehorſamſte Ufwartung machen wollen — na nu, kennſt du mir denn nich mehr?

Ich glaube, entgegnete der Schulze, das Geſicht des Reiters fixirend, wir waren einmal nahe daran, uns kennen zu lernen!

Richtig, dazumal, als du dir vor deiner Bude in deine janze Jröße als jaſtlicher Hospes entwickelteſt und uns die Türe vor die Naſe zuſchlugſt! Aber dat is nu längſt in den Strom der Vergeſſenheit hinunterjeſpult. Wenn du dir jetzt mit'n kleenen appetitlichen Frühſtuck etwa mechteſt anjenehm machen, aber zu blode biſt und mich weißt, wie du et paſſend vorbringen ſollſt, alter Jüngling, ſo will ick dir darüber beruhigen. Du kannſt et dich dreift als 'ne allgemeine Lebensregel hinten in deine Hauspoſtille ufzeichnen, ehrwürdiger Landmann, dat der Unteroffizier und der Jemeine von dat ſiebente königliche Huſarenregiment von Zitzewitz mit'n Todtenkopp immer und allezen eine zuvorkommende Behandlung zu ſchätzen weiß, namentlich von einem achtungswerthen Unterthan, der wat ufzutragen hat! Haſt de keene friſche Jänſeeier?

Was führt euch denn hieher? fragte der Wehr-

fester, an dem alle diese schönen Redensarten des gebildeten und zungengewandten Unteroffiziers niederglitten, ohne ihren beabsichtigten Zweck, die Stachelung seines Ehrgefühls zu überflüssigen Excessen in Gastlichkeit und Freigebigkeit, zu erreichen.

Dat will ick dir sagen, antwortete der Unteroffizier: wir haben einen kleenen obrigkeitlichen Uftrag. Wir haben einem Retter, Namens Selke, ein Compliment zu machen und ein Papier mit dat königliche Siegel darunter zu überreichen. Eine Ernennung zum Ehrenmitglied von dat Oekonomiecollegium oder 'ne Preisdochsenbelobigung wird et nun wol nich sind — eher so etwas wie 'n Tagesbefehl des Herrn Landrathen und der Aushebungscommission. Dat Plaisir darüber, kannst du dich denken, wird also auch nich große sind — und deshalb hat sich mein Musje Selke durch einen Morgenspaziergang der angenehmen Pflicht entzogen, uns juten Morgen sagen zu müssen. Es scheint, dat er sich damit jeschmeichelt hat, wir würden unsere Visitenkarten dalassen und alsdann ruhig abschieben und nach Hause machen. Ick nenne dies aber 'ne unjezogene Uffühlung: der Mann hat keene Lebensart nich!

Was ist's mit dem Selke, was hat er verbrochen? unterbrach der Schulze den redseligen Mann.

Verbrechen hat er nun wol nich viel, dat Mannecken. Er is man blos so eine polizeiliche Maßregel; von wegen, weißt du, seinen hoffnungsvollen Sprossen, der uns durch die Lappen jejangen is, mit jesetzwidriger Verkennung der juten Absichten, welche dat Regimentscommando von dat elfte Infanterieregiment von Itzenplitz für ihn hatte.

Ja so — sagte der Wehrfester, mit einem grimmigen Blick auf den Husaren. Darum! Nun, so thut in Gottes Namen, was ihr glaubt thun zu dürfen. Sucht den Selke. Wenn ihr ihn findet, mag der liebe Herrgott ihm beistehen. Ich weiß nichts von ihm. Sucht ihn!

Und damit wandte der Wehrfester den Reitern mürrisch den Rücken und schritt weiter.

Nein, die Lebensart von diesem ollen Kartoffelkönig! rief der Unteroffizier ihm nach . . . kannste nich wenigstens: Juten Morjen, meine Herrschaften, wünsch jute Verrichtung, schenken Sie mich uf ein anderes mal die Ehre! sagen? Ne, er is doch ein ganz und jar bildungsunfähiger Volksstamm in diese ländliche Cantonnements hier!

Damit zogen die drei Reiter weiter, um ihre Streife fortzusetzen, die, wie es schien, nicht eben mit sehr schlauen Vorsichtsmaßregeln vorgenommen wurde.

Der Wehrfester ging in der entgegengesetzten Richtung ingrimmig weiter. Das Begegniß bildete einen merkwürdigen Commentar zu den Gedanken, mit welchen er just eben beschäftigt gewesen. Hier sollte nun gar ein Vater um seines Sohnes willen von seinem häuslichen Herde gerissen, verhaftet, ins Gefängniß geworfen werden; ein Mann, so gutmüthig und unschuldig wie ein Kind, sollte das schwerste Unglück, das einen an tägliche Arbeit in Gottes freier Luft gewohnten Bauer treffen kann, die Gefangenschaft, erleiden; und zwar um eines jungen Burschen willen, der keine Lust hatte, sich unter die Soldaten stecken zu lassen ... das war zu ungerecht, und es kam dem Wehrfester heute einmal wieder so recht vor, als wäre die Welt in vielen Stücken doch gar zu wunderlich eingerichtet.

Darüber brütend, wandte er sich zur Linken durch einen offenen Schlagbaum, der in das Innere seines Busches führte. Nachdem er eine Strecke weit einem Fußpfade gefolgt war, der zwischen dichtem Unterholz hinlief, hörte er plötzlich seitwärts hinter sich eine Stimme: Pst! Pst! rufen.

Er wandte sich nach der Richtung, woher der Ruf kam, und sah, wie die Zweige des Buschwerks sich dort bewegten; nach wenig Augenblicken trat eine Ge-

ſtalt aus dem Gebüſche hervor und kam auf den Wehrfeſter zugeſchritten.

Es war ein alter, weißhaariger, gebückt einherſchreitender Bauer in grauem Zwillichrock, ſchwere Holzſchuhe an den Füßen und eine blaue Zipfelmütze auf dem Kopfe.

Selke — ſagte der Wehrfeſter — biſt du das?

Ja — ſtill — ſind ſie vorüber?

Sie ſind fortgeritten. Was bedeutet das, was haſt du mit ihnen?

Der alte Mann athmete tief auf. Gott Lob und Dank! ſagte er — was meinſt du, Schulze, ſollten ſie wol wiederkommen?

Wer weiß das, ob die wiederkommen? Wenn du den Hendrik ihnen nicht ſtellen willſt, dann thuſt du gut, noch eine Weile beiſeite zu bleiben.

Den Hendrik ſtellen? antwortete der Rotter, das thu' ich nun einmal nicht, und das will ich nicht.

Aber am Ende faſſen ſie dich doch, denn du kannſt ja nicht immer vom Hauſe wegbleiben. Und wenn ſie dich haben, dann prügeln ſie dich im Gefängniß, bis du den Hendrik beibringſt.

Sollten ſie das wohl thun? fragte der Rotter.

Ich hab's mir erzählen laſſen, daß ſie es thun, entgegnete der Schulze.

Komm mit mir hier in den Busch, wo uns niemand sieht, sagte der alte Mann; du sollst mir rathen, was ich thun soll.

Der Wehrfester folgte dem Verlangen des Alten. Beide arbeiteten sich durch das dichte Gebüsch, bis sie an eine etwas lichtere Stelle kamen, wo ein alter vermodernder Baumstamm lag, auf den der Rötter sich niedersetzte.

Der Schrecken ist mir in die Glieder gefahren, sagte er. Ich muß mich setzen, Wehrfester.

Der andere reichte ihm seine geöffnete Herndose, um ihn eine Prise nehmen zu lassen, und dann sich ebenfalls auf den Stamm niederlassend, sagte er: Wo ist der Hendrik?

In unserm Baden, oben auf dem Balken unter dem Stroh.

Und du willst ihn nicht geben lassen?

Kann ich das? Ich bin schwach und alt, und wenn der Hendrik für den Ketten nicht sorgt, dann muß ich betteln.

Hast du das dem Landrath nicht gesagt?

Gewiß.

Und was sagte der?

Er hat mich gefragt, ob denn der Hendrik mein einziger Sohn sein? Da konnt' ich nicht Ja sagen!

Freilich, du haſt den Johannes noch!

Und deshalb, hat der Landrath geſagt, müßte ich den Hendrik ſtellen, da hulfe nichts!

Ja, der Johannes, der Johannes! ſagte der Wehrfeſter, der hat ſchon viel Kummer auf deinen alten Rücken gelegt, Selke, und nun auch dieſen noch! Wenn der Johannes da wäre, dann könnte er dir helfen, und der Hendrik könnte in Gottes Namen unter die Preußen gehen! Wo iſt er denn jetzt, der Jan?

Weiß ich's! antwor'te düſter der alte Rötter.

Ich habe mir ſagen laſſen, fuhr der Wehrfeſter fort, in den weiten Venneheiden, die da liegen, wenn man dort hinüber zu den Holländern kommt, da hätte er eine Hütte gebaut, an die niemand gelangen könnte, der die Pfade durch das Moor und zwiſchen all dem Waſſer durch nicht kennt. Von da ginge er aus und brächte verbotene Waaren nachts um die Zollhäuſer herum ins Land, und danach geſtricktes oder geſchoſſenes Wild wieder heraus, ſodaß er immer ſeine Fracht hätte, hin wie her!

Der Rötter nickte mit dem Kopfe. So mag es wol ſein! ſagte er. Ich weiß wenig davon.

Er war bei alledem ein tüchtiger Burſche, und arbeiten konnt' er, daß er die Beſten zu Schanden machte. Er hatte auch eigentlich ein gutes Herz. Aber

wild, wild! Und den Teufel hatt' er im Leibe, wenn ihm etwas in die Quere kam, vor Eifer und Wuth. Sonst hätt' er sich gewiß nicht so verfehlt und dem Domkapitel dazumal seinen besten Förster todt geschossen, daß er weglaufen mußte in die weite Welt. Aber es ist nun einmal so. Ich habe viele so gekannt; recht brave Leute bis dahin, wo sie vor Wuth ins Tollen kommen!

Der alte Rotter antwortete nicht, sondern starrte düster vor sich hin.

Ja, es ist nun einmal so, sagte er dann. Der Jan ist fort und den Hendrik kann ich nicht missen. Und wenn ich ihn missen könnte — sag', Wehrfester, ließest du deinen Jungen unter die Soldaten geben?

Das war eine verfängliche Frage. Der Abscheu vor dem Soldatenthum, der damals so unausrottbar tief in der Seele des Landvolks wie des Bürgers lag, war nur zu sehr begründet. Er war nicht allein geschöpft aus der Beobachtung des grausamen Schicksals, unter welchem in jenen Tagen in allen Ländern eine unglückselige Creatur seufzte, die den Rock von zweierlei Tuch auf dem Rücken hatte: dieser ganzen Scala von Peinigungen, die von Hunger und Kälte an bis zum Spießruthenlaufen hinauf lief. Es kam hinzu, daß man in den durch Werbung, d. h. durch

Gewaltſamkeit und Liſt, zuſammengebrachten Mannſchaften von ehemals eine Bande ruchloſer, roher Menſchen erblicken mußte, deren einziges Moralgeſetz der Zwang, deren ethiſches Princip die Furcht vor dem Haſelſtocke des Corporals war. Deshalb ſchien unſern Bauern das Soldatenſein eins und daſſelbe mit zeitlichem und ewigem Verderben; ein Leben ohne Gott und ſein Gebot, mit Einem Wort: verloren und verdorben. Deshalb auch war nichts den Bevölkerungen der neuen Lande drückender, ſchreckender und entſetzlicher als die Einführung des „Cantonnirungsſyſtems", die unerbittliche Aushebung der Söhne zum Militärdienſt; nichts ſetzte mehr und länger böſes Blut, nichts ſtachelte die ſonſt geduldigen und geſetzſcheuen Menſchen mehr zu Widerſetzlichkeiten auf, und nichts weckte mehr ihren Scharfſinn, um ſich auf alle mögliche Weiſe dem entſetzlichen Zwange zu entziehen. Dies rief denn freilich Gegenmaßregeln hervor, welche nicht immer in den Schranken des rechtlich und ſittlich zu Rechtfertigenden blieben, und dazu gehörte namentlich die Einſperrung, auch wol Mishandlung der Väter der zur Aushebung herangezogenen und flüchtig gewordenen jungen Burſchen.

Darum auch antwortete der Wehrfeſter nicht, als der Rötter ihn ſo geradezu aufforderte, ſich ſelbſt in

seine Lage zu verletzen. Er beschränkte sich darauf, nach einer Pause zu entgegnen: Du mußt wissen, Selke, was du thust. Wenn sie dich fassen, so werden sie dich einsperren, bis der Hendrik da ist. Zum Lande hinaus kannst du vor ihnen nicht laufen!

Aber der Hendrik kann es. Und wenn er fort ist, dann müssen sie doch einsehen, daß es ihnen nichts helfen kann, mich alten Mann zu peinigen.

Aber, warf der Schulze ein, ist es denn nicht all Eins, ob der Hendrik Soldat, oder ob er zum Lande hinaus ist? Bist du dann nicht allein, so wie so?

Der Rötter schüttelte den Kopf. Wenn er Soldat ist, so sehe ich ihn mein Lebtage nicht wieder. Ich erlebe es nicht, daß er wieder loskommt. Ist er aber nur aus dem Lande, so kann er wiederkommen, sobald die Luft rein ist!

Kann auch lange dauern, meinte der Schulze achselzuckend.

Der Rötter schüttelte abermals seinen greisen Kopf. Sie müssen wieder fort, sie müssen bald wieder fort! sagte er mit großer Bestimmtheit, als ob er darüber ganz sichere, aber geheimnißvolle Kunde habe.

Wer, die Preußen?

Der Rötter nickte bedeutungsvoll.

Immer werden ſie freilich nicht bleiben, antwortete der Wehrfeiter, zog dann ſtill ſeine Tabakspfeife hervor und begann ſie zu ſtopfen.

Wir erleben's auch noch, fuhr der Rotter nach einer Pauſe fort.

Nun, mache es, wie du willſt, entgegnete der Wehrfeiter; ich kann dir dabei nicht helfen. Willſt du heute hier im Walde bleiben, und ſoll ich dir Eſſen aus meinem Hauſe ſchicken?

Thu' das, Schulze, verſetzte der Rotter, und dann her' noch: der junge Menſch, der früher ſo oft bei dir auf dem Hofe war, der Brenckhorſt . . .

Was ſoll der?

Der iſt ja nun, hab' ich mir ſagen laſſen, recht was Großes geworden, da drüben in dem Gmiai ſchen, wo die neue franzöſiſche Herrſchaft hingekommen iſt.

Das iſt auch ſo.

Wenn der Hendrik dahin ginge, und der Brenckhorſt hulfe ihm da? Es iſt ja anderes Land und andere Herrſchaft!

Der Wehrfeiter dachte eine Weile nach. Ich weiß nicht, ſagte er dann, ob er ihm helfen kann. Wenn er es kann, wird er es auch wol thun!

Aber der Hendrik mußte ihm einen Brief bringen

von dir, Schulze, worin geſchrieben ſtände, daß er ihm helfen ſolle.

Du weißt, daß ich nicht mit dem Schreiben umzugehen verſtehe, Selke; aber der Lambert kann ſchreiben; ja, der kann es.

So laß den Lambert es aufſetzen, und wenn du mir Eſſen ſchickſt, ſo ſchicke den Brief mit. Der Hendrik ſoll dann dieſe Nacht damit fort.

Der Wehrfeſter zog dicke Rauchwolken aus ſeiner Pfeife.

Willſt du's thun, Schulze?

Nicht gern, antwortete dieſer. Wenn ſie den Hendrik nun unterwegs faſſen und finden den Brief bei ihm?

Was können ſie dir thun?

Mir nichts, aber dem Lambert!

Der Rötter blickte vor ſich hin. Er bat nicht weiter.

Nun, ſagte der Wehrfeſter nach einer Pauſe, ich will's dem Lambert ſagen. Wir kennen uns von Kindsbeinen an, Selke. Es iſt ein gut Werk; dabei muß man keine Menſchenfurcht haben. Treibt denn der Teufel ſein Spiel damit — dann wollen wir ſehen, was ſie können.

Ich danke dir, Schulze, ſagte der andere. Ich thu'

dir wieder einen Gefallen, ſobald du's verlangſt. Das Eſſen ſchicke mir bald, und auch etwas Taback, hörſt du?

Sollſt es haben, erwiderte der Wehrfeſter und verſchwand im Gebüſche.

# Einundzwanzigstes Kapitel.

In welchem eine Vogelhütte vorkommt, die den Leser an eine gewisse Hütte in einer gewissen klassischen alten Geschichte erinnert

Das Leben in der Residenz des Herzogs von Anglure hatte unterdeß wesentlich verschiedene Züge angenommen, seit Graf Antoine von Epaville nicht allein selbst dort eingezogen war, sondern auch seine jugendliche reizende Gattin, Madame la Comtesse Henriette d'Epaville, mit ihrem zarten Knaben ihren Einzug gehalten hatte. Es hatte ein eigentliches Familienleben begonnen, welches früher gefehlt. Ein geschlossener Kreis war entstanden, zwar nicht groß, denn er umfaßte ja nur sechs Personen, aber doch zahlreich genug, um sich durch kleine Feste von allerlei Art, Partien, Jagden, Ausflüge unterhalten zu können, und um jene bunte Kette von Beziehungen, Scherzen und Neckereien, welche eine heitere und intim verbun-

dene Gesellschaft umschließt, nicht wegen mangelnder neuer Verschlingungen zu Ende gehen zu lassen.

Wir haben gesagt, daß die Gesellschaft in dem Klosterschlosse des Herzogs von Anguine aus sechs Personen bestand. Wir wollen diese Persönlichkeiten näher ins Auge fassen.

Oben an der Tafelrunde sitzt der Herzog.

Er ist noch ganz derselbe Mann, als welchen wir ihn vor einer Reihe von Monden ins Land kommen sahen, um Besitz von seinem neuen Reiche zu nehmen. Er ist ein sehr wohlwollender, milder Herr seiner Unterthanen. Er läßt keinen, der hülfesuchend zu ihm kommt, gehen, ohne ihm entweder zu gewähren, was er gewähren kann, oder, im andern Falle, ohne ihm alle möglichen Verheißungen und Versprechungen in Worten mitzugeben; und wenn so etwas auch nicht zur handgreiflichen und praktischen Förderniß für den Supplikanten führt, so tröstet und beruhigt und erfreut es aus dem Munde eines solchen hohen Herrn doch! Besonders wenn es mit einigen Aeußerungen der Ueberraschung, ja, wol gar des höchsten Unwillens über die Geschäftsführung der Behörden verbunden ist, über die der Supplikant der erleuchteten Regentenweisheit seines hohen Gebieters ein Licht aufzustecken glaubt; ohne zu ahnen, daß, sobald er den Audienz-

ſaal verlaſſen hat, das Licht wieder in völliger Dunkelheit erloſchen iſt, die Thätigkeit der Behörden wieder unangefochten ihren Gang geht wie zuvor. Obendrein iſt Herzog Gaſton kein karger Herr. Sein Hofhalt läßt die Thaler rollen. Unter dem Einfluß desſelben hebt ſich die kleine, eine halbe Stunde von Marienborn liegende Stadt, Emſa, in welcher ſeine Regierung, die zugleich ſein Hofgericht iſt, reſidirt. Er liebt einen gewiſſen Prunk. Sein Hausweſen ſoll zwar, wenn man auf das hört, was die darin angeſtellten deutſchen Diener klatſchen, in einem ſeltſamen Durcheinander und Wirrwarr befangen ſein; aber die nicht Eingeweihten bemerken davon wenig. Die zur fürſtlichen Tafel gezogenen Beamten und Beſuche werden glänzend bewirthet. An hohen Feiertagen fährt der Hof mit luxuriöſen Equipagen, mit bewundernswürdig geſchmackvollen und reichen Livreen in die kleine Hauptſtadt Emſa, um dem Gottesdienſt in der Hauptkirche, in der für ihn hergerichteten fürſtlichen Loge, beizuwohnen. Die Poſtzüge des Herzogs beſtehen aus ſchönen ungariſchen und bayriſchen Pferden; ſeine Carroſſiers ſind ausgezeichnete holſteiner und mecklenburger. Gar nichts aber läßt vor allen Dingen ſeine Maiſon militaire, ſeine Leibwache, ſeine Armada zu wünſchen übrig. Man ſieht, bei ihrer

Einrichtung hat der feinſte weibliche Geſchmack und Farbenſinn gewaltet. Als Uniform ſind am Ende doch die Anglure'ſchen Wappenfarben angenommen. Das blaue Feld hat die himmelblauen Röcke, der weiße Schwan die weißen Aufſchläge hergegeben; ein weiß-blauer Federbuſch prangt auf den dreieckigen kleinen, überaus kleidſamen Hüten, und ſilberne Treſſen, Litzen, Galons umrahmen mit verſchwenderiſcher Breite das Bildniß eines vollendeten, wohl eingeſchulten, tempe-feſten Muſters von einem Soldaten, wie es der fürſtlich emſa-ravenſtein'ſche Grenadier darſtellt.

Auch ſind ſie ſammt und ſonders des Herzogs Freude und Stolz; und da zugleich Prinzeſſin Leonie dem von ihr ins Leben gerufenen Corps ihre fortwährende huldreiche Aufmerkſamkeit und Fürſorge zuwendet, ſo kann ſich keiner von ihnen über die Stunde beklagen, wo er eingewilligt, den verlockenden Werbungen des trefflichen, ſehr martialiſchen Hauptmanns Francker zu lauſchen. Es fehlt nichts an der allgemeinen gegenſeitigen Zufriedenheit zwiſchen Kriegsherrn und Armee, als nur eine einzige, auch nur eine winzig kleine Gelegenheit, die treffliche Schule, den kriegeriſchen Muth in einer ernſthaften Affaire zu beweiſen; zu einer ſolchen ſind jedoch leider nicht die allermindeſten Ausſichten vorhanden. Das Haus

Anglure steht mit allen seinen fürstlichen Nachbarn auf dem Fuße freundlichster Beziehungen. Allerdings kann die Auseinandersetzung mit der Krone Preußen, welche in Besitz aller Centralinstitute des alten, nun getheilten Landes gekommen ist, nicht ohne mannichfache Hakeleien, Zwistigkeiten und Verschiedenheiten der Auffassung abgehen; aber zu gegenseitigen militärischen Demonstrationen führen diese kleinen Zerwürfnisse zwischen dem Hause Anglure und dem Hause Hohenzollern nicht. Und ebenso wenig drohen innere Beunruhigungen dem kleinen Staatswesen. Die Unterthanen sind ihrem neuen Herrn nicht ergeben, aber auch nicht gerade abgeneigt; sie sind ohne jeden Gedanken an Widersetzlichkeit; sie würden aber auch keinen Finger rühren, wenn es gälte, in irgendeiner Gefahr ihm beizuspringen und seiner Herrschaft Bestand zu sichern. Sie dulden ihre neuen Verhältnisse mit jener vollständigen Passivität, womit der ganze Stamm seit je die geschichtlichen Dramen geduldet hat, welche es Fremden gefiel, auf seinem Grund und Boden aufzuführen. Persönlich haben sie den Herzog sehr gern, finden ihn herablassend und gutmüthig und erlauben sich nur die Bemerkung, daß er die Geschäfte zu sorglos und zu bequem ganz seinen Beamten überlasse.

Wir gehen über zu Nummer zwei der Tafelrunde: Prinzessin Leonie.

Prinzessin Leonie ist nicht so ganz mehr dieselbe, welche sie früher war. Als Paul Brendherst noch in den Stunden, die seine anfangs so unermeßlich sich drängenden und häufenden Geschäfte ihm dazu übrig ließen, ihren Charakter studirte, um zu erkennen, wie viel in ihr Prinzessin, wie viel junges Mädchen sei, war Leonie augenscheinlich noch viel mehr Prinzessin als sie es jetzt ist. Sie zeigt jetzt zwar noch wie früher eine gewisse Launenhaftigkeit; aber früher war es der launenhafte Wechsel der Einfalle, wie er gemeiniglich vom Schicksal verwöhnten Menschen eigen. Jetzt ist es mehr ein Wechsel tieferer Stimmungen, ein Wechsel zwischen größerer Heiterkeit, als sie je früher gezeigt, und schwermüthiger, elegischer Stimmung, die sich zuweilen bis zu einem völligen Mismuth steigert und in Ausbrüche von Lebensüberdruß übergeht, über welche Demoiselle de la Croix sich vollständig entsetzt; aber nicht ohne zu ihrem Troste recht bald zu bemerken, daß dennoch Prinzessin Leonie eine halbe Stunde später ganz eifrig auf den Plan zu irgendeiner kleinen Erheiterung, einem Fest oder einem Gesellschaftsspiel mit ungeschmälerter Theilnahme eingeht.

Eigenthümlich iſt das Verhältniß Leonie's zu Nummer drei unſeres Kreiſes, zur Gräfin Henriette von Epaville.

Die Gräfin iſt eine ſehr kleine, ſehr zierliche, ſehr anmuthige Dame — ja, es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man dieſe dunkeläugige, roſenlippige, nur etwas zu blaſſe Provenzalin ganz Grazie und Anmuth nennt. Ihr Weſen, ihre Bewegungen, ihre Art, ſich zu ſetzen und um ſich zu blicken; die hübſchen kleinen Sätze, die ſie ſpricht, ohne ſich je in eine etwas länger geſponnene Periode einzulaſſen; die libellenhafte Flüchtigkeit, womit ſie im Geſpräche von den Gegenſtänden nur nippt und koſtet, nachdem ſie von einem gekoſtet, leichtbeſchwingten Geiſtes zu einem andern hinüberflattert — alles dieſes zeigt, daß ſie in ſich eines jener idealen und ätheriſchen Weſen erblickt, wie ſie in einem roſenrothen Muſchelwagen von weißen Tauben gezogen, von duftigen Gazeſchleiern gleich einer Wolke umwallt, in Opern und Balletten hoch über den Häuptern materiellerer Sterblicher hinwegſchweben. Wie man nun aber gewöhnlich in der Welt für das genommen wird, wofür man ſich gibt, ſo hat Madame Henriette es auch richtig dahingebracht, wie eine reizende kleine Fee behandelt zu werden. Selbſt der Herzog, der ihren Gemahl, ſeinen Neffen, eiſigkalt und

ſeine Tochter Leonie zwar nicht ohne die Rückſichten eines vornehm erzogenen Mannes, aber doch oft mit einer gewiſſen fürſtlichen Derbheit behandelt, iſt gegen Madame Henriette voll ſüßer Zärtlichkeit. Es iſt höchſt charakteriſtiſch, zu beobachten, mit welchem Unterſchied des Tones und der Stimme er bei Tafel ſeine ihm zur Rechten ſitzende Tochter mit den Worten: Videz donc votre verre, ma fille, sans vous gêner, puisque vous aimez ce vin — wie einen männlichen Gaſt zum Trinken nöthigt, während er, links gewandt, Madame Henriette mit zartem Säuſeln der Stimme um die Gnade bittet, ihr einen Rebhuhnflügel vorlegen zu dürfen.

Leonie und Henriette ſcheinen große Freundinnen. Henriette beugt ſich in allem der Ueberlegenheit, der bevorzugtern Natur der Prinzeſſin; ſie umgibt ſie wie ein ſchöner ergebener Genius mit den Roſenkränzen ihrer Anmuth; ſie ſchmiegt ſich Leonie's Stimmungen, Anſichten, ihrem Geſchmacke an; und Leonie ſcheint an der neuen Freundin ſo viel Gefallen zu finden, wie ein Kind an einem Spielzeug. Sie liebkoſt ihr, ſie verhätſchelt ſie — und im Grunde ihres Herzens iſt ſie doch voll Spott und in einer ewigen Verſchwörung mit der de la Creir gegen die arme kleine Frau, um derſelben Veranlaſſungen zu bieten, ihre kleinen

Anmuthsmanövrchen zu machen; bei welchen kann hinter ihrem Rücken Yvonne und die de la Greir sich verstohlene Seitenblicke zuwerfen, um später, wenn sie allein sind, in lautes Lachen auszubrechen. Sie spielt Yvonne mit ihr und neckt sie, um, wie sie sich ausdrückt, die „minauderies de sa petite chatte" hervorzurufen; bis sie es endlich wol einmal zu arg macht und Madame Henriette ihr Mündchen runzelt und mit kindlichem Schmollen in die Worte ausbricht: Sie sind ganz abscheulich heute, Yvonne, und ich liebe sie doch so sehr! wobei Yvonne wieder in helles Lachen geräth, ohne sich zu sagen, wie viel Grund sie hat, sich vor einer Frau in Acht zu nehmen, welche ein so anmuthiges rundes Mündchen zu machen versteht, dem verhängnißvollsten physiognomischen Zuge, den man bei Frauen treffen kann!

Der vierte im Kreise ist Graf Antoine.

Graf Antoine in der Lage, worin er sich jetzt befindet, gerecht und unparteiisch zu beurtheilen, mag schwer sein; denn diese Lage veranlaßt ihn ganz ohne Zweifel, sich nur von der besten Seite zu zeigen.

Mein Vater ist bewundernswürdig, sagt Yvonne über ihn: er ist so lange schon hier und noch hat er kein einziges Uebel angerichtet! Und er hat doch so viel Zeit dazu!

Das hatte Graf Antoine allerdings. Er hatte überflüssig viel Zeit, und wenn es in der That eine löbliche Gewohnheit von ihm war, seine Mußestunden mit Unheilstiften auszufüllen, so konnte ihn jetzt nichts davon abhalten, sehr gefährlich zu werden. Er hatte den ganzen Tag hindurch nichts zu thun. Und doch war das einzige Unheil, welches er bisher angestiftet, das, welches seine Jagdflinte unter dem Wildstande seines Oheims, sein tolles Reiten im Marstall des Herzogs zu Wege brachte. Ob vielleicht ein weiteres sich aus seinen gnädig herablassenden Beziehungen zu den distinguirteren Individuen des weiblichen Dienstpersonals in den Nebengebäuden entwickelte — das ist niemals zu offizieller Kunde gekommen. Aber verschweigen dürfen wir nicht, daß Graf Antoine sich auffallend oft in diesen Nebengebäuden blicken ließ, und zwar namentlich in den Räumen, worin eine gewisse uns bekannte junge Dame jetzt seit Monden schon ihres Amtes waltete.

Wir meinen Agnes Deragle, das Schwänchen von Kellingstein. Graf Antoine hatte sehr bald ihre Bekanntschaft gemacht; und wie Agnes ihren Bekannten erzählte, war der Graf ein gar so freundlicher Herr — er gab ihr Unterricht im Französischen!

„Ich finde ihn völlig verändert", sagte Leonie, die

taren nichts wußte, oft in Madame Henriettens Gegenwart und mit einem der de la Croix zugeworfenen Seitenblicke; worauf Madame Henriette, ganz wie erwartet, nicht ermangelte, ein tiefempfundenes Wort über den heiligenden Einfluß der Liebe auf ein wildes Männerherz zu reden. Das, was die Prinzessin bei diesen schöngesagten Worten und bei diesen zum Himmel aufgeschlagenen Engelsaugen heyrelt ergötzte, war der Umstand, daß Leonie selbst Antoine's geändertes Benehmen einem ganz andern Einflusse, und zwar seinem Umgange mit Paul, zuschrieb.

Graf Antoine nämlich hatte die Berabnung Paul's, daß er mit diesem Manne einst wol feindlich zusammenstoßen werde, vollständig zu Schanden gemacht. Er hatte Paul von Anfang an mit großer Auszeichnung behandelt, hatte seinen nähern Umgang gesucht, hatte ihn mit seiner Freundschaft förmlich verfolgt. Die kalte Höflichkeit, mit welcher Paul diese Zuvorkommenheit erwidert, war nach und nach einem wärmern Gefühle gewichen. Graf Antoine zeigte Paul in der That einen ganz aufrichtigen Drang, sich durch ihn belehren zu lassen, mit dem Lande, seinen Sitten und seinen Verhältnissen bekannt zu werden; er zeigte Paul gegenüber so viel Theilnahme und Ergebenheit für den Herzog; so viel ganz unbedingte und

höchst gutmüthige Offenheit über sein früheres Leben und die Verirrungen, die er zu bereuen habe; so viel gute Grundsätze und anscheinend feste Vorsätze endlich, daß Paul sich ebenfalls offen ihm hingab und des Umgangs froh wurde, den er an Graf Antoine gefunden. Bei dem vielen, was der letztere erlebt, gesehen und durchgemacht, war ihm dieser Umgang natürlich höchst anziehend. Und kaum kam, um aus Graf Antoine und Paul zwei ungertrennliche Freunde zu machen, bei Paul noch etwas hinzu — die Dankbarkeit. Der Graf nämlich hatte es bald dahin gebracht, daß Paul Brenckhorst in den engsten Familienzirkel des Herzogs aufgenommen war. Zu allem, wozu der geheime Cabinetssecretär des Herzogs nicht hinzugezogen werden ward, wurde der Freund des Grafen Antoine von diesem gezogen; und da sich annehmen läßt, daß der Herzog selbst es nicht gerade liebte, mit seinem Neffen als einzigem männlichem Mitgliede seiner Gesellschaft zusammen zu sein, so gehörte Paul infolge davon bald wie ein Kind zum Hause.

Die kleine Provenzalin aber, welche gegen Paul die Hold und Gnade selbst war, schien sich für die Neckereien ihrer Cousine, der Prinzessin, nur dadurch zu rächen bestissen, daß sie Vronie mit Paul neckte

und beide zusammenbrachte, wo sie es nur immer vermochte. Leonie, sagte sie, sei nun einmal die Heilige, die Göttin Paul's und deshalb ruhte sie nicht, bis, wenn man eine kleine französische Komödie aufführte, Paul die Rolle des Liebhabers übernommen hatte; bis, wenn man einen Spazierritt machte, Paul den Cavalier der Prinzessin vertellte, an ihrer Seite ritt und, wenn die Prinzessin irgendeine Dienstleistung verlangte, Gelegenheit, ihren Wunsch zu erfüllen, bekam.

Sie war nun einmal ein Engel der Güte, die kleine Provenzalin!

Wir hatten noch von unserer sechsten Nummer zu reden. Aber in der That, Mademoiselle de la Croix war nur eine Nummer. Sie war ein überaus gutmüthiges Geschöpf, welches niemand genirte; immer dienst- und hülfbereitwillig; aber ein wahres Phänomen, was ihren Mangel an Eigenschaften anging. Sie hatte keine weder gute noch schlimme, oder wenn sie sie hatte, so ging sie in ihrer unbegrenzten Bescheidenheit wahrscheinlich so weit, sich zu sagen, daß ihre Eigenschaften viel zu unerheblich seien, als daß es der Mühe werth, sie der Welt zu zeigen.

Auffallend war es, daß Graf Antoine so wenig einen Umgang suchte, welcher ihm nahe lag, und zu welchem er in einer unverkennbaren Aufnahme kep-

gute Veranlassung hatte finden können. Wir meinen den mit Clemens von Schleutendorf. Im Beginne, als ihm der neue Gast des Herzogs zuerst vorgestellt wurde, nahm freilich Clemens Schleutendorf eine sehr kühle Haltung gegen ihn an. Nach einer Weile jedoch schien er für rathlich zu halten, sich ihm mehr zu nahern und durch Aufmerksamkeiten und Herzlichkeit, soweit letztere in Clemens' Wesen lag, sein Vertrauen zu gewinnen. Aber Antoine hielt sich geflissentlich von Clemens entfernt. Dieser setzte seine Besuche im herzoglichen Schlosse fort, Leonie nahm ihn wie einen alten Bekannten mit ihrer frühern unbefangenen Herzlichkeit auf; jedoch weder in Leonie's noch in Madame Henriettens Benehmen gegen ihn war etwas, das ihn ermuthigen konnte, sich also zum Antrage gehörend zu benehmen. — So kam es denn wol, daß die Verbindung mit der Familie Schleutendorf nach und nach weniger lebhaft und kälter wurde. Auch der Herzog zeigte sich gegen den Baron Schleutendorf nicht mehr so wie früher. Hatte er früher nur den guten Bekannten und anspruchslosen Freund gezeigt, so mischte sich jetzt stets etwas vom Herrn und Souverain in sein Wesen, wenn er mit dem Baron verkehrte; was denn dieser mit einer ganz unbeschreiblichen Würde von taktmäßiger Devotion aufnahm.

Es war einer jener eigenthümlichen Tage, wie sie im beginnenden Herbst vorkommen und besonders in Westfalen nicht selten sind; wo die Atmosphäre gerade so viel Nebel gebildet hat, um damit einen leichten Schleier über alle Gegenstände werfen zu können, und nun unter diesem dünngewobenen Schleier die ganze Schöpfung zu träumen, zu schlummern scheint. Es herrscht eine Stille, eine Regungslosigkeit, daß man wähnen könnte, die Bäume, die Gesträuche, die Hecken mit den von der feuchten Luft dunkler gefärbten Blättern, die einförmigen Fluren, deren Farbennuancen gedämpft und verwischt sind von der licht- und sonnenlosen Luft — alles das sei das Gebilde eines Traumes, die Welt sei eine stille Fata-Morgana-Spiegelung; und wir wandeln umher in diesem Traume, losgelöst von den gewöhnlichen Gedanken, den gewöhnlichen Bedingungen unserer Existenz; wir vergessen unsere Arbeit, unsere Sorgen, den ganzen Kreis unserer Umgebung; wir wissen nicht, ist es Morgen, Mittag oder Nachmittag, wir kümmern uns um nichts, wir träumen nur und spinnen unsere Phantasien aus an solchen verschleierten, schlummernden Tagen.

An einem solchen Tage hatten die Anglureschen Herrschaften nach dem Diner einen Spaziergang durch die Wälder unternommen, die leider jetzt durch Ver-

quet's Kürzere stellenweise schon bedeutend mehr gelichtet waren, als im vorigen Jahre, wo wir den Baron Schleutendorf hindurch begleiteten. Madame Henriette hatte die de la Croix um die Gefälligkeit gebeten, eine kleine Arbeit, mit deren Abschluß sie nicht zu Stande kommen konnte, für sie zu vollenden, und die de la Croix war deshalb mit Leonie's Einwilligung zu Hause geblieben. Der Herzog hielt eine größere Bewegung unmittelbar nach Tische nicht für heilsam und hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen. So bestand denn die Gesellschaft nur aus der Prinzessin, Madame Henriette und Graf Antoine, der Paul Brenckhorst aus seinem Arbeitszimmer gebeten hatte. Man schritt einem Holzwege nach, der zu einem schönen, in dichtem Gebüsch versteckten stillen Weiher führte. Ueber weiches Moos, das mit den ersten gelben Blättern des Herbstes überstreut war, schritt man dahin. Der Weiher hatte an einem Tage wie der heutige etwas unbeschreiblich Melancholisches, Düsteres. Er war von dichtem Erlengebüsch umstanden, über welches alte und breitgeästete Eichen ihre Zweige ausstreckten. Der Spiegel des Wassers war regungslos; kein Vogel flatterte darüber hin; kein lebendes Wesen, und wäre es auch nur eine Phalène gewesen, die sich auf den Spitzen des Schilfes geschaukelt hätte, oder ein

Frosch, der durchs Rohricht gesprungen, ließ sich erblicken; nur ein paar Wasserhühner flogen, als die Gesellschaft näher kam, vom jenseitigen Ufer auf und schwirrten mit einem langgezogenen Schrei, der wie ein Ruf der Schwermuth und der Trauer klang, über die Baumwipfel dahin.

Wissen Sie, daß dies eigentlich ein unheimlicher Ort ist, ein Fleck, an den sich eine Sage knüpft? sagte Paul, als man das Ufer des kleinen Gewässers erreicht hatte.

Melancholisch ist er heute genug, fiel Leonie ein, und ich denke, wir kehren zurück; ich fürchte, es wird Regen geben!

O, gewiß nicht, meinte Antoine — das Wetter ist heute viel zu schläfrig, viel zu energieles, um es bis zu einer so entschiedenen Willensäußerung, wie es ein Regenschauer ist, zu bringen.

Lassen wir uns von Monsieur Paul erst seine Geschichte erzählen, fiel Madame Henriette ein — er hat eine Geschichte auf dem Herzen, eine hübsche Legende, von einer Feenkönigin, die auf dem tiefen Grunde dieses Gewässers ein Schloß bewohnt, dessen Wände aus Diamanttafeln und dessen Geräthe aus Perlen bestehen!

Oder, bemerkte Leonie, es ist eine nicht getaufte Glocke in diesen See geflogen und läutet nun in

mondhellen Mitternächten auf dem tiefen Grunde — wir kennen das, diese Legenden sind alle eine wie die andere, und viel Phantasie ist nicht daran verschwendet!

Und doch, nahm Paul wieder das Wort, treffen Ihre Voraussetzungen hier nicht zu. Die Geschichte, welche sich an diesen Weiher knüpft, ist lange nicht so duftig und poetisch, wie die Frau Gräfin glaubt, noch so bekannt, wie Prinzessin Leonie voraussetzt; aber freilich ganz ebenso kurz. Das Volk behauptet nämlich, es hätte an der Stelle des kleinen Sees ein großer Bauernhof in alten Zeiten gestanden; der Eigenthümer desselben und der eines benachbarten Hofs haben in langem Unfrieden wegen eines Grundstücks gelegen, um dessen Besitz sie sich stritten, bis sich beide eines Abends hier an dieser Stelle des Weihers begegnet seien; da habe der Bauer unsers Hofs den andern angefallen und todt geschlagen. Seitdem aber sei der ganze Hof in die Erde versunken und an seiner Stelle der Weiher entstanden, den nun der erschlagene Bauer nächtlich ohne Kopf umwandelt. Das ist meine durchaus nicht poetische „Legende".

So erzählen Sie uns eine andere, poetischere, sagte Leonie — nur muß sie so sein, daß man durchaus nicht daran glauben kann; denn sonst würde mich grauen, hier in dem stillen Walde neben dem spuk-

haften Weiber und bei diesem melancholischen Wetter, das so recht dazu geschaffen ist, Ihre Geschichten anzuhören!

Paul ließ sich nicht zweimal bitten, zu reden, wenn er wußte, daß er Leonie zur aufmerksamen Zuhörerin hatte. Er begann deshalb eine hochst spannende, echt westfalische Volksgeschichte zu erzählen, an welche ihn die Sage von den zwei feindlichen Bauern erinnerte. Die zwei Damen horchten ihm aufmerksam und voll Theilnahme zu; Antoine's Blicke schweiften über das Wasser umher, oder prüfend in die Höhe, wo der Nebel sich verdichtet hatte, und endlich sagte er: Meine Damen, Sie sind so in die Schauer der Unterwelt versunken, daß Sie die weit bedenklichern Schauer, mit denen die Oberwelt droht, vergessen haben — ich habe die Ehre, Ihnen anzukündigen, daß es zu regnen beginnt.

O, mein Gott, es regnet! sagte Madame Henriette, tief erschrocken über ein so entsetzliches Ereigniß.

So kehren wir heim, entgegnete Leonie ruhig.

Aber bis wir zu Hause sind, werden wir ganz durchnäßt sein, warf Madame Henriette ein, ohne sich von der Stelle zu rühren.

So wechseln wir zu Hause unsere Toilette und versammeln uns dann um ein warmes Kaminfeuer,

wo Monsieur Paul seine schönen Geschichten versteckt, entgegnete Leonie.

Haben Sie Mitleid mit meiner kleinen Frau, die einen Regen so wenig aushält, wie ein Atlasschuh mit Blondengarnitur, sagte lachelnd Antoine. Es ist besser, wir senden den Bedienten heim, um uns Schirme zu holen, und unterdeß bergen wir uns in dem vortrefflichen Versteck, den wir ganz nahe haben kommen Sie nur!

Antoine gab dem Bedienten, welcher der Gesellschaft gefolgt war, die nöthige Weisung, und dann schritt er am Ufer des Weihers entlang einem Gebüschdickicht zu; die andern folgten ihm.

Aber, Antoine, wohin führen Sie uns? rief Leonie aus. Sie werden doch nicht verlangen, daß wir uns in das Gestrüpp wagen, um dort in den verborgenen Eingang zu irgendeiner unterirdischen Räuberhöhle zu schlüpfen? Die Partie wird immer romantischer!

Sie haben so ungefähr errathen, was ich will, meine liebenswürdige Cousine, rief Antoine lachend aus.

Ich traue es Ihnen vollständig zu, daß Sie solch einen Versteck à la Cartouche hier im Walde angelegt haben — für unvorhergesehene Fälle!

Ich muß Ihnen allerdings gestehen, daß von meinem Versteck aus schon mancher Schuß auf harm-

los vorüberziehende Wesen in raubmörderischer Absicht gefallen ist!

Und das sagen Sie mit dem kältesten Gleichmuth?

Und wir sollen da hineinschlüpfen — in eine Räuberhöhle? rief Madame Henriette, welche die Sache tragisch ernsthaft zu nehmen schien, erschrocken aus.

Mein Kind, versetzte Graf Antoine, du hast zu wählen: entweder untertauchen in alle Schauer einer dunkeln und grausenhaften Höhle, wo der blutige Raubmord lauert, oder — naß werden und die Toilette verderben!

Henriette seufzte. Du weißt, es ist die broschirte lyoner Seide, sagte sie resignirt. Du warst so eilig, den Spaziergang anzutreten, daß ich meinen Dineranzug nicht erst wechseln konnte!

Also wir wählen die Höhle — ich wußte es ja!

Graf Antoine blieb vor einer Laubhütte stehen, die einen offenen Eingang und in der hintern Wand ein ganz kleines, auf den Weiher gehendes Guckloch hatte.

Hier ist der Versteck, den ich meine, sagte er. Schlupfen Sie hinein, Madame la Comtesse — Sie sind vor allem Ungemach darin geborgen. Ich habe manche Stunde darin zugebracht, auf den Mord der unschuldigen wilden Enten sinnend, welche mein Lockvogel auf den Weiher niederrief. Der Raum ist nicht

groß, er ist nun für Eine Person berechnet; jedoch wird Leonie noch Platz neben dir darin finden, wenn du dich nicht zu breit machst, was ja Gottlob dein Fehler nicht ist, kleine Titania. — Wir beiden Männer finden Obdach in einer zweiten Hütte, welche ich für den Buchenspanner hier nebenan habe errichten lassen.

Madame Henriette hatte sich längst in der zierlichen kleinen Vogelhütte geborgen, aber jetzt rief sie aus: Und ich soll mit Leonie allein hier bleiben? Nein, nein, unter keiner Bedingung, wenn du nicht bei mir bleibst, Antoine!

Aber weshalb . . .?

O, ich fürchte mich so sehr!

Aber, mein Kind, du siehst ja die andere Hütte hier so dicht in der Nähe . . .

Monsieur Paul hat mich aber so in Grauen und Furcht versetzt mit seinen Gedichten, unterbrach Madame Henriette den Grafen — ich bleibe nun einmal nicht ohne dich, Antoine!

Und dabei machte sie die Miene eines verzogenen Kindes, dessen Eigensinn man am besten thut, nachzugeben.

Wenigstens schien Graf Antoine, der am besten wissen mußte, wie weit man in solchen Fällen durch

Widerstand bei seiner zarten und anmuthigen kleinen Gattin komme, entschieden dieser Ansicht. Er trat ebenfalls in die Vogelhütte und überließ es Leonie und Paul, in der zweiten Schutz zu suchen.

Leonie hatte dies im nächsten Augenblicke bereits gethan.

Kommen Sie, sagte sie, zu Paul gewandt, indem sie in den Versteck des Büchsenspanners schlüpfte — es ist Raum genug hier.

Trotz dieser Einladung wagte Paul es nicht, ihr sofort zu folgen und in einen Raum neben sie zu treten, welcher vielleicht nur zehn Quadratfuß enthielt und in welchem zwei Personen nicht stehen konnten, ohne sich zu berühren. Er stellte sich so, daß er halb innerhalb, halb außerhalb der Hütte stand, bis Leonie ihm sagte: Aber der Regen wird stärker und Sie werden vollständig durchnäßt, wenn Sie nicht eintreten. Ich darf nicht dulden, daß Sie die Koketterie meiner theuern Cousine mit einem Fieber bezahlen!

Paul trat nun hochrothend unter das niedere Dach ein; Leonie behielt dabei ganz ruhig ihren vorigen Stand, ohne Miene zu machen, weiter zu rücken, — sodaß Paul's Schulter die ihrige berührte.

In der andern Hütte sicherte indeß Madame Henriette mit einem ganz andern Ausdrucke ihres feinen,

bleichen Gesichtchens, wie sie vorhin gezeigt, als sie so ganz entsetzlich ängstlich und erschrocken that, wenn ihr Antoine nicht bei ihr bleibe. Das feine, bleiche Gesichtchen sah nämlich außerordentlich mequant und spöttisch triumphirend aus.

Worüber sie so triumphirend lächelte, das bedurfte bei dem Grafen sichtbar keiner Erklärung; er sah ihr mit dem Blicke des vollsten Einverständnisses in die Augen und sagte nur mit ebenfalls bedeutend gesteigerter Heiterkeit: Du bist doch eine wahre kleine Schlange!

Wenn sie sich nun nicht eine Erklärung machen, versetzte Madame Henriette, so ist aber auch mein Latein zu Ende, und ich ziehe von diesem blöden deutschen Jüngling meine Schützerhand ab!

Du bist thöricht, zu wähnen, er sei blöde und bedürfe deiner listigen kleinen Veranstaltungen, um ihn in den Zauberkreis seiner Leonie zu bringen oder darin festzuhalten, versetzte Antoine flüsternd, wie vorher. Ich wette, einer Erklärung bedarf es bei ihnen gar nicht mehr, und sie sind bereits viel weiter, als wir, oder vielmehr als du glaubst.

Er ist ein ganz unternehmender, kecker Gesell, fuhr Antoine fort, der dazu viel zu wenig von der großen Welt und vom Leben kennt, um zu wissen, was er

wagt und beginnt, indem er sich in einen Liebeshandel mit einer Prinzessin stürzt.

Mag sein, versetzte Madame Henriette, aber es ist dennoch nicht so, wie du sagst. Wir Frauen wissen das besser zu beobachten. Daß die beiden jungen Leute sich verstehen, gebe ich zu; aber bis zu einer vollständigen Erklärung ist es noch nicht gekommen, glaube mir das.

Nun, so wird es doch dazu kommen, antwortete Antoine, indem er den Kopf zur Thüröffnung der Hütte hinausstreckte, nach dem Regen ausschaute und dann nach der andern Hütte hinüberhorchte.

Sie müssen sich da drüben wenigstens um den Raum vortrefflich vertragen, sagte er dann — man hört nicht das leiseste Wort herüberschallen. Was meinst du, ma petite biche, wenn ich jetzt dem Bedienten entgegenginge, um ihn mit den Regenschirmen aufzufangen, damit dieses vertrauliche tête-à-tête nicht vorschnell gestört, vielleicht in seiner besten Entwickelung unterbrochen wird?

Wenn du riskiren willst, durchnäßt zu werden — es wäre freilich sehr gut! versetzte die kleine Frau.

Aber du — wirst du allein in der Vogelhütte bleiben? Wenn nun der Bauer ohne Kopf dir unterdeß einen Besuch machte?

Es wurde ich bedauern, einem so eigenthümlich eingerichteten Individuum keine Maulschelle geben zu können, antwortete lächelnd Madame Henriette. Geh' immerhin und sage dir, daß man deine Rückkehr nur mit sehr mäßiger Ungeduld erwartet!

Antoine nickte ihr zu und eilte von dannen, indem er vermied, das braune vorjährige Laub aufzurühren und dadurch Geräusch zu machen.

Die kleine Gräfin blickte ihm mit einem so listigen und so durchtrieben schlauen Lächeln nach, daß es ihr classisch edles, feines Gesichtchen beinahe entstellte. Sie hatte augenscheinlich ganz eigene Gedanken, als sie ihren Antoine so mit den Augen verfolgte. Wenn man sie in Worte übersetzt hätte, diese Gedanken — vielleicht hätten sie gar nicht schmeichelhaft für Antoine geklungen; vielleicht hatte Antoine, wenn er sie vernommen, sein zärtliches Lieblingswort: du kleine Schlange! mit einem ganz andern Ausdruck gesprochen, und er hätte dabei nicht ganz Unrecht gehabt. Denn, um die Wahrheit zu gestehen, was die engelhafte, liebe, kleine Frau sich in Gedanken sagte, als sie ihren Mann geduckt, den Kragen seines Rockes aufgeschlagen und gegen die Ohren gedrückt, durch den immer stärker stromenden Regen davonschießen und zwischen den Stämmen des Waldes verschwinden sah

— es lautete nicht anders als: Ihr seid doch alle gute Thiere, wenn man Euch nur zu behandeln weiß! Als ich hier ankam, hatte dieser geschmacklose und leichtsinnige Mensch die beste Lust, seiner kleinen Frau untreu zu werden und seiner abgeschmackten Cousine auf Tod und Leben den Hof zu machen. Und jetzt rennt er durch Regen und Wetter wie ein Besessener, um Leonie's tête-a-tête mit einem andern nur für zehn Minuten zu verlangern!

Die kleine Frau hatte darin allerdings Recht; dieses anscheinende Meisterstück war ihr gelungen; aber sie hatte darum doch nicht Ursache, sehr eitel darauf zu sein: das Mittel, es zu Stande zu bringen, hatte sehr nahe gelegen.

Das nämlich, was das Ehepaar von Spaville sich zunächst gestehen mußte, nachdem es vom Herzoge halbwegs zu Gnaden aufgenommen worden war, konnte nichts anderes sein, als daß der gnädigste Oheim noch immer weit davon entfernt sei, in Antoine wie ehemals seinen Erben und Nachfolger zu erblicken. Der gnädigste Oheim zeigte sich zum Verzweifeln fremd, kalt, ja, eisig gegen den Neffen. Gegen die kleine graziose Nichte war er freilich die Höflichkeit selbst. Aber vergebens hatte sie einige male versucht, indem sie alle Künste ihrer Anmuth spielen

ließ und ihn mit ihrer verführerischen Weiblichkeit umwob, ihm ein mildes und beruhigendes Wort über Antoine und dessen Zukunft abzugewinnen.

Er hatte offenbar fest beschlossen, Leonie zu seiner Nachfolgerin zu machen. Ob das ohne Schwierigkeit ging, oder ob es vielleicht in der Art und Weise geschehen mußte, daß Leonie's künftiger Gatte mit dem Herzogthum Emsa-Ravenstein vom Kaiser belehnt wurde, darüber machte sich das Ehepaar nicht viel Kopfzerbrechens. Antoine war nicht der Mann dazu, sich in Fragen des deutschen Staats- und Reichsrechts einzulassen. Aber er kannte die Welt hinreichend, um zu wissen, daß am Ende alles angehe — wenn man's nur zu machen verstehe, und ebenso gut wußte er, daß er kein Recht geltend zu machen habe. Und die Gnade, die war verscherzt!

Um den Oheim also von seinem Plane abwendig zu machen, blieb nur Ein Mittel. Es war das, Leonie zu verführen, eine Ehe einzugehen, wie Graf Antoine sie eingegangen war, eine ganz vollständig und eclatant unstandesmäßige Ehe!

Es war nun dem weiblichen Scharfsinn der kleinen Gräfin bereits in den allerersten Tagen ihrer Anwesenheit auf dem Schlosse des Fürsten von Emsa-Ravenstein klar geworden, daß Paul Brendhorst an

Leonie von Anglure sein Herz verloren habe und daß Leonie von Anglure dieser Flamme sich mit einer so leichtsinnigen Verachtung der Gefahr aussetze, daß auch sie eines schönen Tages unausbleiblich von derselben ergriffen werden mußte.

Es war ihr ebenfalls nicht entgangen, daß Clemens von Schlettenderf der Prinzessin mit einer gewissen ungesuchten Zuversichtlichkeit den Hof mache.

Aber Clemens von Schlettenderf, wenn er auch kein Prinz war, blieb immerhin mit seinem Reichthum, mit der eigenthümlichen Lage seiner Hauptbesitzungen inmitten des fürstlichen Gebiets ein Freier, mit welchem der Herzog von Anglure sich aussöhnen konnte. „Pour perdre Léonie — um Leonie zu verderben, wie das gräfliche Paar sich ausdrückte, war er nicht der rechte Mann; und so war der Operationsplan dieses gräflichen Paares denn bald bestimmt und festgesetzt.

Es galt, Clemens von Schlettenderf auf alle mögliche Weise fern zu halten und Paul auf alle mögliche Weise heranzuziehen und in der Nähe der Prinzessin festzuhalten.

Beides war nicht schwer auszuführen, und bis heute war es vortrefflich gelungen. Es kam jetzt nur noch darauf an, die Sache zu Ende zu bringen, Paul

und Leonie zu Erklärungen und zu Entschlüssen zu verleiten und Dinge herbeizuführen, in deren süßer Ausmalung die blühende Phantasie der kleinen Provenzalin sich behaglich und innig vergnügt erging. Eine heimliche kleine Trauung in der nächtlichen, ganz schwach erleuchteten Klosterkirche, die man ja mitsammt den guten Mönchen so bequem in der Nähe hatte — eine klug überlegte und schlau ausgeführte, ganz allerliebste Flucht des Pärchens, nebst manchen andern derartigen amusanten Romanscenen stand alles schon vorbereitet in der Einbildungskraft von Madame Henriette, welche aus Rührung dabei ihre feinen schwarzen Wimpern ordentlich naß werden fühlte. Daß aber aus allem dem noch der kleine Nebenvortheil für Madame Henriette hervorgehen mußte, daß ihr Antoine darauf verzichtete, Leonie für sich den Hof zu machen — war von ihr wol überlegt und vorausgesehen. Es war so ein kleiner Nebenprofit ihrer Schlauheit.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Gespräch unter vier Augen.

Es ist ein eigenthümlich Ding um den Regen. Wasser ist bekanntlich ein Stoff von der vollendetsten Unschuld, die wahre „Milch der frommen Denkungsart", was sich am schlagendsten an den unglücklichen Zöglingen einer Wasserheilanstalt erweist, die unter allen „friedlichen Gemeinden" die lammfrommste, lenkbarste und kindlichste darstellen. Es ist auch nicht in millionenfachster Verdünnung irgendein berauschender Stoff im Wasser vorhanden. Das heißt in starken Quantitäten genossen. Anders aber, wenn dieses Wasser vom Himmel tropfenweise über euch ausgeschüttet wird; wenn ihr auf einem Spaziergange, einer Landpartie zu Fuß, zu Pferde oder im offenen Jagdwagen mit dem unerwarteten Genuß eines mäßigen Regens überrascht werdet. Alsdann ist Wasser be-

rauschend. Ihr spritzet euch, ihr rennt, ihr lacht über das Ungemach und noch mehr über die komische Figur, welche eure Begleiter machen, indem sie sich durch allerlei sinnreiche Schutzmittel vor der unwillkommenen Form, worin sich die Flüssigkeit ihnen aufnöthigt, zu schützen suchen. Ihr seid endlich unter Dach und Fach gelangt; ihr wechselt die Kleider, ihr streckt euch behaglich vor einem hübschen, gelind erwärmenden Feuer aus — und nun, wahrhaftig, verspürt ihr, daß die Regentropfen eine höchst angenehme kleine Trunkenheit in euch hervorgerufen haben. Euer Gesicht glüht roth von einer gelinden Aufregung, die über euch gekommen ist; ihr seid sehr unternehmend gelaunt, gesprächig, zu jedem guten Scherze aufgelegt, und es gibt keine Stunde, worin ihr mehr geneigt wäret, eine gefährliche Wette zu schließen, einem Freunde für das kommende Frühjahr ganz zuverlässig eure Begleitung auf einer Reise durch Südfrankreich, Spanien, Portugal und Algarbien zuzusagen, oder gar einer Dame höchst verwegen verfängliche Versicherungen zu machen!

Ein solcher kleiner Regentropfenrausch war es sicherlich auch nur, der über einige Mitglieder unserer Gesellschaft gekommen, als sie nach einer guten halben Stunde in einem sehr eleganten Salon um ein heiter flackerndes Kaminfeuer versammelt saß, und ganz ge-

wiß waren die Blicke, welche Graf Antoine und Madame Henriette wechselten, um einander auf Paul's und Leonie's eigenthümlich aufgeregte und ausgelassene Stimmung aufmerksam zu machen, ganz überflüssiger und grundloser Weise so voll spöttischer und mosquanter, aber höchst vergnügter Bosheit. Allerdings waren Paul's Wangen starker geröthet, und die Leonie's von einem doppelt höhern Incarnat als gewöhnlich; allerdings glänzten Leonie's schöne braune Augen wie vom Feuer eines großen innern Glücks, und Paul's Augen, diese durch ihren steten und immer sich gleichen Glanz auffallenden mächtigen Seelenlichter, schienen heute zeigen zu wollen, daß es auch für sie Momente gebe, wo sich ein höheres und stärkeres Feuer in ihnen entzünde. Aber Graf Antoine und Gemahlin mußten sehr wenig die von uns auseinandergesetzte Wirkung eines Regenschauers auf die Theilnehmer einer Landpartie beobachtet haben, wenn sie aus alledem Schlüsse zogen, welche für Madame Henriettens noch ungeschriebenen Roman eine beschleunigte Entwicklung verhießen.

Paul wurde aufgefordert, zu erzählen, Geschichten, wie er sie vorhin im Walde begonnen; er that es bereitwillig, in humoristischer Weise, über welche Madame Henriette zuweilen laut auflachte, oft viel mehr,

als für einen Menschen, der keinen Grund zu einer ausnahmsweisen Heiterkeit hat, Veranlassung da war; während Leonie an Paul's Lippen hing, aber nicht unterlassen konnte, ihn hundert mal mit ihren Einfällen zu unterbrechen oder ihn alle Augenblicke mit seiner Aussprache eines französischen Worts zu necken.

Es war wahrhaft rührend anzusehen, wie harmlos unschuldig Mademoiselle de la Croix zwischen den zwei Paaren im Kreise saß, ohne nur die allerleiseste Ahnung von dem zu haben, was zwischen diesen Paaren hin- und herspielte, was sie innerlich bewegte.

Madame Henriette stand endlich auf und schwebte einem Fenster am entgegengesetzten Ende des Salons zu, wie um nach dem Wetter zu schauen. Graf Antoine fand sich nach einer Weile neben ihr ein, und die Gräfin flüsterte schelmisch ihrem Gemahl zu: Lobst du mich jetzt?

Wie immer, kleine Schlange! antwortete er, zärtlich den Arm um sie schlingend.

Jetzt aber ist meine Rolle zu Ende und die deine beginnt, fuhr sie im Flüstern fort. Eingefädelt ist genug, nun gilt's, den Knoten zu schürzen, und dazu ist deine Männerhand nöthig — er wird dann fester!

Ganz richtig, Schlangelchen, welches so gut ein-

zufädeln versteht, antwortete Graf Antoine — jetzt aber pst! — Leonie blickt nach uns um.

Beide kehrten zu dem Kreise am Kamine zurück, aber ihr Aufstehen hatte die gemüthliche Ruhe der Unterhaltung gestört; Leonie horchte nicht mehr wie vorher den Worten Paul's; sie schien argwohnisch zu beobachten, was das gräfliche Ehepaar sich zu sagen und zu winken habe. Nahm sie einen Blick des Einverständnisses wahr, in welchem sie eine feindselige oder nur meuante Bedeutung gegen sich ahnte? — genug, sie stand plötzlich auf und zog sich unter dem Vorwande, daß sie müde sei, mit ihrer de la Croix zurück, ohne sich dabei von Madame Henriette, wie sie doch sonst immer that, mit einem freundlichen Kopfnicken oder einem: Auf Wiedersehen! zu verabschieden.

Auch Paul ließ in vergeblicher Hoffnung, daß einer ihrer Blicke ihn streifen werde, seine Augen ihrer schönen, stolzen und elastischen Schrittes dahinschwebenden Gestalt folgen, bis ihr Ehrenfräulein hinter ihr die Thür geschlossen hatte.

Madame Henriette d'Epaville entfernte sich jetzt auch in ihre Wohngemächer; Paul wollte ebenfalls gehen, als Graf Antoine die Hand auf seine Schulter legte und ihm sagte: Setzen wir uns noch ein wenig an dieses behagliche Feuer, das den doppelten Ver-

theil hat, zu wärmen und uns zu erlauben, eine kleine Contrebande einzuschmuggeln, die sonst in diesen Räumen scharf verpönt wäre. Und bei diesen Worten zog er ein elegantes Etui hervor, aus dem er Paul eine spanische Cigarre anbot.

Paul lehnte sie ab. Es ist zu gefährlich, sagte er, hier im Salon der Damen. Die Prinzessin wird Ihnen eine Strafpredigt halten.

Ah bah! der Kaminzug führt allen Rauch fort, entgegnete Antoine, und begann aufs gewissenloseste, sich in eine Rauchwolke zu hüllen. Nun sagen Sie mir, fuhr er dann lächelnd fort, wie haben Sie sich mit Leonie zusammen in Ihrer kleinen Tête-Höhle vertragen, mein frommer Freund Aeneas?

Paul wurde purpurroth und antwortete in beinahe gereiztem Tone: Was das für Ausdrücke sind, Graf Antoine! Prinzessin Leonie würde Ihnen besser darauf antworten als ich; denn sie versteht es, schlechte Späße so zurückzugeben, daß man sie nicht wieder wagt.

Prinzessin Leonie gegenüber würde ich sie nicht gebraucht haben, diese Ausdrücke, denn sie würde mir ohne allen Zweifel dafür einen Matrosen, Seebären oder ein Meerkalb an den Kopf geworfen haben, fiel Graf Antoine ein. — Aber wissen Sie, daß Sie in sehr naiver Weise Ihre Gefühle verrathen, indem Sie

sofort meine edle Cousine Leonie herbeiziehen als Ihre natürliche Bundesgenossin?

Daß ich meine Gefühle verrathe — welche Gefühle hätte ich zu verbergen oder zu verrathen? Ich verstehe Sie in der That nicht, Graf Antoine.

Der Graf schwieg eine Weile. Dann sagte er: Weshalb sind Sie so wenig aufrichtig gegen mich? Sie wissen, daß ich Ihr Freund bin. Sie kennen meine Ansichten, meine Grundsätze. Ich bin der Gatte von Mademoiselle Henriette Vaubevessard, Tochter eines Colonialwaarenhändlers und Rhebers in Marseille; das allein kann hinreichen, Ihnen zu zeigen, daß ich keine Vorurtheile habe. Also — habe ich nicht Recht, daß ich Ihnen Mangel an Vertrauen vorwerfe?

Ich weiß nicht, was ich Ihnen vertrauen sollte!

Daß Sie Leonie lieben. Daß Sie ihr heute eine Erklärung gemacht haben. Daß Leonie diese wol nicht geradezu erwidert — dazu besitzt meine durchlauchtige Cousine zu großen jungfräulichen Stolz —, aber doch in einer Weise angehört hat, welche Ihnen sehr günstig erscheinen muß. Sie hat sich wenigstens, wenn ich recht gesehen, dadurch nicht in ihrer guten Laune stören lassen, sondern im Gegentheile diese gute Laune um ein ganz Beträchtliches gesteigert gezeigt. Habe ich Recht oder nicht?

Paul blieb eine Zeit lang ſtumm, indem er ſeine Betroffenheit dadurch zu verbergen ſuchte, daß er ſich an den Scheiten des Kaminfeuers zu ſchaffen machte.

Vorausgeſetzt, antwortete er dann, alles das, was Sie da ſagen, Graf Anteine, wäre kein Hirngeſpinnſt oder eine Neckerei, ſondern die Wahrheit, ſo würde es doch ſehr thöricht ſein, Sie dabei ins Vertrauen zu ziehen.

Weshalb?

Paul gab keine Antwort.

So lange Sie mir das nicht erklären, fuhr Anteine fort, muß ich es für eine Beleidigung halten.

Nun, nehmen Sie an, entgegnete Paul, ich hätte damit blos ſagen wollen, daß ich jedenfalls vorausſetzen müßte, Sie gehören dem herzoglichen Hauſe und den Intereſſen deſſelben doch näher an als einem Bekannten, wie ich Ihnen ſein kann!

Nun wohl, dieſe Erklärung will ich gelten laſſen. Wenn nun aber Ihre Vorausſetzung falſch wäre? Wenn ich in Ihnen gerade einen künftigen Vertreter der herzoglichen Intereſſen ſähe, unendlich beſſer, mächtiger, wünſchenswerther, als es irgendein verwohnter, arbeitsſcheuer, ſchlaffer Prinz der Chriſtenheit ſein würde? Sie blicken mich erſtaunt an? Aber ich ſage Ihnen in allem Ernſt, mein Freund, mir iſt es ganz recht,

wenn Sie sich bis zu der Ehre durcharbeiten, mein Vetter zu werden!

Ich danke Ihnen herzlich für diese gute Meinung von mir, Graf Antoine; aber Sie fassen die Sache sehr materiell und prosaisch an.

In diese Auffassung haben Sie mich soeben selbst hineingeleitet.

Ich that Unrecht daran. Ich will Ihnen jetzt auch gern gestehen, daß Prinzessin Leonie einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, daß ich sie verehre, wie man nur eine Sterbliche verehren kann. Aber darf ein junger Mann, solange er eben jung ist, sich nicht einem solchen Gefühle wie einem schönen Traume hingeben, bis über kurz oder lang die Stunde des Erwachens alle Bilder und alle Empfindungen dieses Traumes in Rauch auflöst? Und hieße es nicht, ihm den größten Freundesdienst leisten, wenn man den Schleier unangetastet ließe, den er über sein poetisches Geheimniß für die ganze Welt ausgebreitet wähnt?

Sehr schön gesagt, mein vortrefflichster Freund; aber es ist sehr wenig schmeichelhaft für mich, daß Sie mir da zumuthen, ich solle glauben, ein Mann von Ihrem Charakter, ihrer thatkräftigen Entschlossenheit begnüge sich damit, ein Mädchen in poetisch-

idealer Schwärmerei ganz aus der Ferne vergötternd zu bewundern!

Weshalb nicht?

Machen Sie das einem deutschen Poeten weiß, mir nicht.

Und doch ist es so!

Dann wird es nicht lange so bleiben, mein theurer Monsieur Paul, glauben Sie mir das!

Ich glaube Ihnen erwidern zu dürfen, daß Sie darüber nicht urtheilen können.

Etwa weil ich kein deutscher Poet bin?

Weil Sie viel zu sehr Roué sind.

Schönen Dank; aber weil ich Roué bin, wie Sie sich auszudrücken belieben, kenne ich auch die Frauen besser als Sie. Und deshalb sage ich Ihnen — Ihre poetische stille Vergötterung aus der Ferne würde meiner gnädigsten Cousine auf die Dauer nicht behagen, und sie selbst würde Ihnen durch diesen rührenden Cultus fahren! Ja, ja, glauben Sie mir, sie würde höchst störend darin eingreifen und diesem Platonismus sehr bald einen andern Charakter geben.

Paul waren alle diese Aeußerungen des Grafen Espaville unaussprechlich unangenehm. Sie schnitten ihm durch die Seele; sie tasteten roh bis auf die tiefsten und zartesten Fasern seines Herzens hinab. Sie

ſchienen ihm wie ebenſo viele Entheiligungen des Höchſten und Edelſten, was in ſeiner Bruſt wie ein heiliges Feuer flammte.

Er ſchwieg deshalb, in der Hoffnung, daß Antoine das Geſpräch endlich fallen laſſen werde. Aber Graf Antoine ſchien dazu keineswegs geneigt.

Hören Sie mich an, fuhr er nach einer Weile fort, nehmen Sie meinen Rath an. Lenken Sie die ganze Angelegenheit auf den einfach natürlichen Weg. Verſichern Sie ſich ganz und völlig der Neigung Leonie's. Suchen Sie ihren ganzen Sinn gefangen zu nehmen; ſtreben Sie danach, ſie mit unauflöslichen Banden an ſich zu ketten. Und dann, Freund Paul, iſt das Weſentlichſte erreicht. Sie haben ſich dann nur noch eine Stellung in der Welt zu erringen, welche Ihnen erlaubt, offen um die Hand einer Prinzeſſin zu werben. Iſt das ſchwer heutiges Tages, wo alle alten Verhältniſſe aus den Fugen gerückt, wo die alten Vorurtheile geſchwunden und allen Fähigkeiten und Intelligenzen offene Bahnen gegeben ſind? Sehen Sie doch, was in Frankreich ſich geſtaltet. Wenden Sie ſich dorthin. Meine Verbindungen in Paris machen mir es leicht, wenn Sie es wollen, Sie auf die unterſte Staffel einer Leiter zu ſtellen, auf der es nur von Ihnen abhängt, ſo hoch zu ſteigen, daß Sie auf

solch ein kleines deutsches Fürstenthum herabschauen können. Weßhalb wollten Sie nicht dort Dienste nehmen? Der erste Consul ist nicht der Mann, um Leute, wie Sie, zu überschauen, wenn sie einmal in seine Nähe gekommen sind!

Weshalb halten Sie mir diese chimärischen Hoffnungen vor, Graf Antoine? versetzte Paul nach einer Pause. Haben Sie Ursache, mich von hier fortzuwünschen?

Ich sinne darüber nach, was ich thun kann, damit Sie am raschesten zu einem Paar Generalsepauletten oder einem Gesandtenposten gelangen, versetzte Graf Epaville, und zum Danke dafür sagen Sie mir Beleidigungen! Nun, mit einem Verliebten darf man nicht rechten! Adieu, Monsieur Paul. Ich werde dieses Kapitel jetzt — davon können Sie sich versichert halten — nicht wieder berühren, bis Sie selbst, überzeugt von meiner aufrichtigen Theilnahme und Freundschaft, wieder davon beginnen! Damit warf der Graf von Epaville den Rest seiner Cigarre ins Feuer und verließ den Salon.

Es war Paul, als ob ihm beim Verschwinden des Grafen ein Stein vom Herzen falle; er athmete tief auf von der Folter, welche die letzte Viertelstunde für ihn gehabt hatte. Aber als er nun nachsann über

das, was Graf Antoine d'Epaville ihm gesagt — wer will es nicht verzeihlich finden, daß da nach und nach ein eigenthümlicher Rausch sich seiner Seele bemächtigte, daß frohe und glänzende Hoffnungen vor ihm aufstiegen — daß plötzlich eine Zukunft lachend vor ihm lag, in deren Ferne er muthige und kühne Blicke sandte, während er noch vor kurzem gar nicht gewagt hatte, an eine Zukunft zu denken, und sein ganzes Gefühlsleben, alle seine Gedanken sich mit etwas wie einem beklommenen Eifer an den Augenblick, an das Glück der Gegenwart geklammert hatten!

Ueberlassen wir ihn diesem Gefühle, dem innern Seelenjubel, zu dem für eine kurze Zeit unter dem Einflusse eines Sonnenblicks des Glücks alle seine Empfindungen aufblühten — den Verheißungen lauschend, welche in leuchtenden Gestaltungen, wie glänzende Wolkenphantasmagorien am Horizont eines morgenden Himmels, am Horizont seiner Zukunft, aufstiegen. Das eben mußte bei einer Natur, wie die Paul's war, ihm den Traum, in welchen man ihn gewiegt hatte, so berauschend machen, daß man ihm nicht ein Glück verhieß, welches ihm ohne sein Zuthun, wie ein Himmelsgeschenk, in den Schos geworfen werden sollte, sondern ein Glück, das er selbst sich männlich erkämpfen, daß er seinem Verdienste und seinen Anstren-

gungen zu verdanken haben ſollte. Der Charakter Paul Bronckhorſt's war nicht weich und ſchwärmeriſch genug, um gerade darin eine Seligkeit zu finden, wenn er der Liebe und nur der Liebe alles hätte verdanken müſſen; er konnte nicht in dem Rauſche weich geſtimmterer Seelen ſchwimmen, welche gerade darum das Glück als ein doppeltes fühlen, weil ſie es nur von dem geliebten Gegenſtande empfangen haben, nur ihm allein verdanken.

Auf der andern Seite war die Leidenſchaft mächtig genug über Paul, um in dieſem klaren und kräftigen, die Dinge und die Menſchen ſonſt ſo fühlen und richtigen Blicks abwägenden Charakter eine gewiſſe Umwandlung zu bewerkſtelligen. Eine Umwandlung inſofern, als er heute nicht mehr die Ausſichten, welche ihm der Graf von Spaville eröffnete, kalten Blutes zu prüfen und nach ihrem Werthe zu beurtheilen vermochte. Dieſe Ausſichten erſchienen ihm weit geſicherter und leichter zu verwirklichen, als ſie waren. In der That aber lebte man freilich in einem Zeitraume, in welchem ſo große und unerhörte Glücksveränderungen im Leben der Einzelnen vorkamen, daß dem Muthigen nichts mehr unerreichbar ſcheinen konnte. Was den Einfluß des Grafen Antoine anging, ſo ſprach nichts dawider, daß er nicht hinreichen ſollte,

Paul einen Posten im französischen Dienste zu verschaffen, etwa im auswärtigen Ministerium für die deutschen Angelegenheiten, wo er dann eine diplomatische Laufbahn machen konnte, wie so manche deutsche Männer jener Zeit es gethan; oder auch, wenn es sein müßte, im französischen Heere, das zahlreiche deutsche Namen zählte.

Und Paul's Vaterlandsliebe, sein deutsches Herz, sein Gefühl für das Heilige Römische Reich deutscher Nation, dessen Erbfeind ja Frankreich geworden, seitdem der Turke diese Rolle in der europäischen Geschichte niedergelegt — wie redeten sie in dieser Angelegenheit in unsers Freundes Brust?

Wir müssen es zu seiner Schande gestehen, sie redeten gar nicht! Das Heilige Römische Reich deutscher Nation hatte sich so sehr selbst verlassen, daß es kein Wunder war, wenn seine Kinder es verließen. Das patriotische Gefühl Paul's hatte sich zunächst beziehen müssen auf das eigene engere Vaterland. Mit Deutschlands, mit des Reichs Genehmigung, ja, in einer Versammlung von Vertretern und Abgeordneten des Reichs selbst, hatte man dieses „engere Vaterland" in Stücke zerschnitten und den Fremden überantwortet. Wo sollte da der, von den kosmopolitischen Ideen der Zeit ohnehin untergrabene Patriotismus noch Herberge

finden? Wem es zu verzeihen war, daß er einem fremden Fürstenhause, welches sich in seinem Vaterlande installirt hatte, diente, dem war es auch nicht übel zu nehmen, daß er ganz in die Fremde ging, dort zu dienen. Und besonders dann nicht, wenn dieser Mann ein Verliebter war, den der Drang, sich sein Glück zu erobern, in die Weite, die Fremde führte.

Dazu haben wir früher gesehen, wie Paul über sein Verhältniß zu den Bildungen und den Thatsachen, zu den Banden der Geschichte dachte: wie er sich losgebunden fühlte von den Fesseln, welche die vor aufgegangenen Geschlechter, die Erinnerungen an sie, die Pietät, um die nachfolgenden legen. Er fühlte sich ohne Wurzeln in irgendeinem bestimmten Boden. Er hatte wol eine Heimat, aber kein Vaterhaus in derselben. Er mußte sich ein solches selbst erbauen oder ein bereits erbautes sich erkämpfen. Und indem er nun davon träumte, sich ein stattlichstes, glänzendstes vor vielen zu erkämpfen, war es natürlich, daß er sich dem Gedanken an ein Land dahingab, wo der Mann mehr als irgendwo in jener Zeit und noch heute der Sohn seiner Thaten ist.

Frankreich hat immer dem Tapfern den Ritterschlag verliehen. In Deutschland beruht der Adel auf dem Blute, in England auf dem Besitze, in Frankreich

auf der That. Dies ist zugleich die Scala, auf welcher das ganze Institut in immer größere Harmonie mit der Idee tritt. In Frankreich also durfte Paul hoffen, einen Adel zu erkämpfen, der ihn berechtigte, seine Hand nach der Hand eines Fürstenkindes auszustrecken. Daß auf der Stirn dieses Fürstenkindes ein Diadem ruhe, welches die Anwartschaft auf ein Herzogthum gab, daran dachte er nicht; es handelte sich für ihn nicht darum! Er hätte in diesem Augenblicke mit völligster Ruhe der Seele und Unbefangenheit des Geistes, wenn sein Gebieter es befohlen, eine Urkunde entwerfen, worin der Herzog seinen Neffen Antoine zu seinem alleinigen Erben und Nachfolger in der Regierung des Fürstenthums Emsa-Ravenstein ernannt hätte.

Das beabsichtigte nun freilich Herzog Gaston I. keineswegs; mit dem Gedanken an den Nachfolger in seinem Fürstenthum waren Se. Durchlaucht aber allerdings in diesem selben Augenblicke ernstlich beschäftigt. Und zwar nicht ohne dringende Veranlassung.

Der Herzog hatte nämlich, während Graf Antoine und Paul Vonckherst sich im Salon der Damen befanden, in seinem Wohnzimmer einen Besuch erhalten, der sich in den letztern Monaten auffallend seltener gemacht, der aber jetzt durch die Länge er Zeit,

welche er mit Sr. Durchlaucht in geheimer Zwiesprache blieb, wieder gutmachen zu wollen schien, was er an häufiger Aufwartung bei seinem fürstlichen Gebieter versäumt hatte. Es war der Baron Schlettendorf.

Wir finden die Herren mitten in ihrer Unterredung.

Schlettendorf stand mit dem Rücken an den Sims des Kamins gelehnt, in welchem auch im Gemache des Herzogs ein freundliches Feuer flammte, um die kühle Herbstluft zu vertreiben.

Der Herzog saß in einem der Flamme nahe gerückten Fauteuil, angethan mit seinem Schlafrock von violettem Sammt mit den goldenen Gürtelschnüren.

Er sah etwas niedergeschlagen aus, Monseigneur Gaston du Merle de Blanc-Buissen, Herzog von Angoure, Fürst von Emsa-Ravenstein und Graf von Spaville; er blickte in die knisternde Lohe mit einem Gesichte, auf welchem die gutmüthigen Züge des Lebemanns eine gewisse energielose Schlaffheit bekommen hatten, die in den hängenden Wangen am deutlichsten wahrnehmbar hervortrat.

Anders Baron Schlettendorf, der sich heute herausgenommen hatte, in seinem gewöhnlichen Reitcostüm mit den gelben Klappenstiefeln seinem Landesherrn seine Aufwartung zu machen. Er blickte heute energischer; sein großes Kinn fuhr stolz in der weit-

vorſtehenden weißen Halsbinde hin und her; ſeine weit offenen runden Augen ſahen unter ihren dichten Brauen weg auf ſeinen Gebieter ſo feſt und beinahe drohend herab, daß man fürchten konnte, ſie würden im nächſten Augenblick in ein zorniges Kreiſen gerathen, wie die Räder eines Vernichtung drohenden alten Kriegswagens. Und ſo ſchienen die Rollen zwiſchen Fürſt und Unterthan, Lehnherr und Vaſall heute vollſtändig vertauſcht — nichtsdeſtoweniger aber ſprach der Baron mit der mildeſten Stimme, mit dem Tone der unterwürfigſten Höflichkeit, worein ſich nur von Zeit zu Zeit ein Anflug von leiſer Ironie miſchte, zu ſeinem melancholiſchen Souverän.

Gewiß würde ich anders gehandelt haben, hätte ich Ew. Durchlaucht Lage gekannt, ſagte er; aber der Geheime Cabinetsſecretär Bronckhorſt wies mein Anerbieten, meine flüſſig gewordenen Fonds Ew. Durchlaucht zur Diſpoſition zu ſtellen, damals höchſt entſchieden zurück. Ich kaufte darauf die Wechſel, welche mir das Haus La Boulaye und Dejaunie anbot, als eine vortreffliche vorläufige Anlage der Kapitalien, mit denen ich beläſtigt war. Wechſel Ew. Durchlaucht waren für mich natürlich ſo gut und ſicher wie die engliſche Bank. Nun bietet ſich mir die

Gelegenheit, die Herrschaft Steinbrück anzukaufen; sie hat den doppelten Werth der geforderten Kaufsumme; dazu kommt, daß sie früher bereits lange Jahre im Besitz meiner Vorfahren war; es ist natürlich, daß ich deshalb den Handel zu machen fest entschlossen bin, wenn es mich auch in die höchst unangenehme und äußerst schmerzliche Nothwendigkeit versetzt, Ew. Durchlaucht nunmehr um die sofortige baare Bezahlung der Wechsel drängen zu müssen.

Und von mir verlangen Sie noch wol obendrein, daß ich Sie bemitleide wegen dieser Ihrer schmerzlichen Lage! sagte der Herzog achselzuckend und ironisch.

Sie thun mir Unrecht, Monseigneur. Von Ihnen verlange ich nichts als . . .

Geld! fiel der Herzog ein — und dabei stieß er einen tiefen Seufzer aus.

Heute nur eine bestimmte Zusage über die Art und den Zeitpunkt, wann Ew. Durchlaucht geruhen werden . . .

Als ob ich sie Ihnen geben könnte! Mein Generalinspector Bonnet hat meine Vollmacht, die Summen, deren Auszahlung Sie verlangen, aufzutreiben . . .

Ohne es zu Stande zu bringen!

Was ist nun aber zu machen?

Monseigneur werden darüber beschließen.

Ach, Baron, Sie quälen mich — unter uns gesagt, ich wünschte, Sie wären ...

Wo der Pfeffer wächst, Monseigneur; ich weiß, fiel Baron Schlettendorf mit einem wahrhaft herablassenden Lächeln ein.

Ein trübes Lächeln zog auch um die Lippen des Herzogs.

Ich will Ihnen selbst eine Vollmacht ausstellen, auf meinen Namen, unter allen Bedingungen das Geld zu negociiren — Sie müssen am besten hier im Lande Mittel und Wege kennen!

Und doch kenne ich keinen Weg, Ihnen die betreffende Summe zu verschaffen. Wenn Ew. Durchlaucht jedoch mir ein solches Vertrauen schenken, so darf ich auch wol hoffen, daß Sie es mir zu Gnaden halten, wenn ich Sie um eine andere Vollmacht bitte, nämlich um die, frei und ohne Rückhalt meine Gedanken auszusprechen.

Thun Sie das, ich bitte Sie darum, Baron!

Auch auf die Gefahr hin, daß Sie mich etwas sehr deutsch, das heißt mit mehr offener Aufrichtigkeit als Talent für Diplomatie begabt finden?

Reden Sie immerhin!

Sie können in dieser Unmöglichkeit, hier selbst bei einem so bevorzugten Besitze, wie ein souveränes Für-

ſtenthum es iſt, Credit zu finden, nicht den Beweis verkennen, für wie unbefeſtigt und unverbürgt Ihre Stellung und Ihre Verhältniſſe in dieſem Lande bisjetzt noch gehalten werden.

Der Herzog warf bei dieſen Worten Schlettendorf's demſelben einen ganz eigenthümlichen Blick zu, als ob er ihm ſagen wolle: Du misbrauchſt die Erlaubniß, welche ich dir gab! und als ob er doch nicht den Muth habe, darüber zu zürnen, ſondern ſich reſignirt ergebe.

Es käme alſo alles für Ew. Durchlaucht darauf an, Ihre Stellung zu befeſtigen, indem Sie dieſelbe in Zuſammenhang mit Verhältniſſen brächten, welche längſt ihre mächtigen Wurzeln in dieſem Boden geſchlagen haben. Noch wünſchenswerther wäre es, wenn Sie dadurch zugleich eine höchſt anſehnliche Verſtärkung, ja eine groſsartige Abrundung Ihres Privatbeſitzes erreichen könnten. Dieſer Privatbeſitz iſt es nämlich, der bei allen Ihren Berechnungen in den Vordergrund treten muſs, weil er dasjenige iſt, was Ihnen unter allen Umſtänden als Baſis für den Glanz Ihres erlauchten Hauſes bleiben wird, wenn auch politiſche Ereigniſſe und groſse Veränderungen in der Stellung der tonangebenden Mächte zueinander den Beſtand der neugeſchaffenen Staaten bedrohen. Denn wie ſo viele derartige Staaten jenſeit des Rhein be-

reits zu Grunde gegangen sind, ebenso können auch diesseits . . .

O, mein Herr Baron, fuhr hier der Herzog dazwischen, der natürlich an die Voraussagungen dachte, welche ihm Paul über Schlettendorf's Absichten gemacht hatte, und deshalb sehr wohl wußte, wohin diese feierliche politische Rede zielen sollte — o, mein Herr Baron, beendigen Sie diesen Satz nicht, — ich weiß, er wird in eine Anfrage auslaufen, auf die ich Ihnen keine Antwort geben kann, welche uns über unsere Schwierigkeiten hinweghilft.

Und das bemerken Monseigneur mir, ehe Sie noch meine Anfrage zu vernehmen, geschweige denn zu erwägen geruht haben?

Was ist da zu erwägen! sagte achselzuckend der Herzog.

Der Baron fixirte ihn eine Weile, wie zweifelhaft darüber, ob er beleidigt abbrechen oder fortfahren solle. Dann sagte er: Sicherlich wäre es für mich angenehmer, Durchlaucht, wenn ich dieses Thema fallen lassen könnte. Ich muß in Ihren Augen eine sehr unvortheilhafte Rolle spielen, wenn ich es nicht thue Und dennoch thue ich es nicht. Es liegt zu klar vor meinem Blicke, was alles für Ew. Durchlaucht Haus zu gewinnen steht, als daß ich nicht als getreuer Va-

fall die Pflicht zu haben glaubte, zu reden — da nun einmal der Gegenstand berührt ist. Und meine Pflicht will ich erfüllen, wie falsch auch immer das Licht sein möge, in welches ich dadurch bei Ihnen gerathe. Zu meiner Pflicht gehört aber auch, daß ich nichts unterlasse, was ich zum Wohle und Besten meines alten und hochgeachteten Geschlechts thun kann, das seinem Lande Fürsten, Staatsmänner, Anführer im Kriege gegeben hat. Eine Vergrößerung der Besitzungen meiner Familie, wie sich jetzt eine Gelegenheit dazu darbietet, darf ich, ohne mich als einen ungetreuen Verwalter des Fideicommißvermögens betrachten zu müssen, nicht vorübergehen lassen. Das nöthige Kapital ist da — es ist das Ergebniß der langjährigen fleißigen und angestrengt thätigen Bewirthschaftung meines Besitzes, meiner Sparsamkeit, meiner Entsagung auf jeden Luxus, jede Lebensfreude. Ich habe zwanzig Jahre in meinen Wäldern das Leben eines Einsiedlers geführt; ich habe darauf verzichtet, eine junge Gattin an meinen verlassenen Herd heimzuführen — Weiber sind der größte Luxus, den ein Mann sich gestatten kann. Aber ich habe darüber das Leben eines Bauern geführt, nur um zu einem so großen Fonds zu gelangen. Jetzt ist der Augenblick da, der mir lohnen soll für zwanzig Jahre der

Entbehrung — können Sie verlangen, voraussetzen, Durchlaucht, daß ich den Augenblick vorübergehen lasse? Gewiß nicht; Sie werden sich mit der Güte, welche alle Ihre Unterthanen an Ihnen verehren, in meine Lage versetzen. Sie werden mir zu Gnaden halten, wenn ich meine Wechsel jetzt einkassiren will, wenn ich im Falle der Nichtzahlung beim Reichskammergericht klage und das Fürstenthum Emsa-Ravenstein unter Sequester legen lasse, — diese junge Schöpfung, in welcher alles erst im Entstehen ist und welche dadurch für ewige Zeiten in einen ganz unheilbaren Wirrwarr geriethe.

Ich muß Ihnen gestehen, mein Herr Baron, versetzte der Herzog, erschrocken zu ihm aufblickend, ich finde Sie äußerst aufrichtig!

Durchlaucht, es ist meine Pflicht, so zu handeln, meine Pflicht gegen mich und gegen mein Geschlecht. Ich kann mich nur davon entbinden, wenn mir auf anderm Wege eine Entschädigung geboten wird für den Vortheil, den ich im Begriff bin, meinem Fideicommisse zuzuwenden. Eine solche Entschädigung läge für uns in der glänzenden Verbindung, welche ich Ew. Durchlaucht vorzuschlagen mir den Muth nehmen wollte; welche auf der andern Seite Ihrem Hause die unberechenbarsten Vortheile verschaffen würde;

welche sofort zwischen uns alles ebnete und glättete. Aber Ew. Durchlaucht haben mir den Mund geschlossen! Dächten jedoch Monseigneur anders darüber, so würde ich meine Wechsel in dieses Kaminfeuer werfen, wie weilant Anton Fugger die Verschreibungen Karl's V.

Was, nebenbei gesagt, eine grenzenlose Impertinenz des geldstolzen Krämers war, die ich ihm nie verziehen hätte! murmelte der Herzog, doch vernehmlich genug, zwischen den Zähnen, wie um durch diesen Ausbruch den Aerger, den er dem Baron nicht zeigen durfte, auf den unglücklichen alten Dukaten-Fugger abzuladen.

Ew. Durchlaucht, fuhr Schlettendorf fort, wären dann aller Sorgen mit Einem male enthoben. Ich würde im Reichsvicekanzleramt in Wien die Verleihung der Grafenwürde für meine Familie zu betreiben wissen — für Prinzessin Leonie würde die Anrede: Durchlaucht und der fürstliche Rang reservirt — und weil die Nachfolge derselben in dem Fürstenthum bestimmt ausgesprochen werden müßte — denn das wäre meine Bedingung — so würde ich auch übernehmen, für eine Entschädigung des Grafen von Espaville zu wirken.

Und wie, mein Herr Baron, würden Sie diese bewerkstelligen?

Der Baron zauderte ein wenig, ehe er diese Frage beantwortete. Dann sagte er: Vorausgesetzt, daß ich es dahin bringen könnte, ihm eine Entschädigung zuwenden zu lassen, welche die angemessenste von allen ist und den Interessen Ihres Hauses am meisten entspricht — würden Monseigneur dann meinen Antrag in günstigere Erwägung zu nehmen geruhen?

Der Herzog stieß einen tiefen Seufzer aus. Aber er fühlte sich bereits halb besiegt. Das Verlangen, eine drückende Sorge — etwas, das Gaston I. mehr als alles andere auf der Welt verabscheute — loszuwerden, war zu groß in ihm. Hätte die ganze Zukunft seines Hauses auf dem Spiele gestanden, er wäre am Ende im Stande gewesen, sie „in die Schanze zu schlagen", um dieser Pein der Gegenwart gründlich los und ledig zu werden.

Weshalb sollte ich nicht in Erwägung nehmen, was Sie sagen, Baron? Am Ende ist der Abgrund, der zwischen uns liegt . . .

Nicht so tief, fiel Schlettendorf, verletzt durch den Ausdruck, den ironischen Ton des Herzogs, ein, nicht so gar tief, um nicht ausfüllbar zu sein, besonders in einer Zeit, welche schon gewaltigere ausgefüllt hat! Eine ebenbürtige Familie reicht einer stiftsfähigen — Schlettendorf betonte das Wort — die Hand; über

dem Allianzwappen bleibt, wenn auch kein Herzogshut, doch eine Fürſtenkrone — in der That, glauben Sie, daß die Welt darüber aus den Gleiſen gerathen wird?

Sie wollten ſich über eine etwaige Entſchädigung meines Neffen ausſprechen, Baron, entgegnete der Herzog.

Nun wohl — ich kann Ihnen die Mittheilung machen, daß man in Paris zu der endlichen Ueberzeugung gekommen iſt, daß Ihre Stammgüter in den Niederlanden rechtlich nicht als reichsunmittelbare Beſitzungen, ſondern als Güter von rein privatrechtlicher Natur zu betrachten ſeien.

Woher wiſſen Sie das?

Ich habe meine zuverläſſigen Quellen.

Sie müſſen mir alſo zurückgegeben werden! rief der Herzog aus.

Daß dieſes logiſche Folge ſei, hat man ebenfalls in Paris erkannt, bemerkte Schlettendorf lächelnd, und dennoch werden Sie ſie nicht zurückerhalten!

Aber wie kann man es rechtfertigen, jemand ſein Privateigenthum vorzuenthalten?

Damit, daß man ſagt: Der Herr Herzog von Anglure haben ſtatt dieſer Güter bereits ein Fürſtenthum in Deutſchland erhalten. Daſſelbe iſt durch in-

ternationale Verträge und nicht zu widerrufende Reichsbeschlüsse sein eigen geworden. Niemand kann es ihm wieder nehmen. Ihm die alten Güter aber, wofür er auf diese Weise entschädigt ist, nun auch noch zurückstellen, daß hieße ihn mit einem Geschenke beglücken, zu welchem gar keine Veranlassung vorliegt!

Aber was will man denn mit meinem Eigenthum in den Niederlanden beginnen?

Das Ministerium Talleyrand's betrachtet das als eine offene Frage. Bis heute weiß man es selbst noch nicht, hat darüber nichts entschieden.

Und Sie glauben nun . . .?

Daß ich im Stande bin, dieses Ministerium zu dem Entschlusse zu bewegen, die Güter Ihrem von der Nachfolge in Emsa-Ravenstein ausgeschlossenen Neffen und männlichen Erben, dem Stammhalter des Hauses Anglure zu übertragen.

Das wollen Sie bewirken, Schlettendorf?

Ich hoffe, es zu können.

Aber auf welchem Wege?

Geruhen Monseigneur, das mein Geheimniß sein zu lassen!

Ach Gott ja, rief der Herzog aus. — Sie sind ein glücklicher Mensch. — Sie können zwanzig Jahre

wie ein Bauer leben, und am Ende dieſer zwanzig Jahre haben Sie — Geld!

Der Herzog war aufgeſtanden und ging, die Hände auf dem Rücken, im Gemache auf und ab.

Glauben Sie, ſagte er dann, daß unſere Kinder glücklich zuſammen werden können?

Wenn mir nicht ſchiene, daß hier viele Bedingungen des Glücks zuſammenträfen, würde ich nicht ſo viel gewagt haben, Monſeigneur. Die Aufgabe, welche ich am heutigen Tage hier gelöſt, ſo gut ich es konnte, war für mich wahrlich keine angenehme. Nur die Rückſicht auf das Glück meines Sohns und auf das, was ich ſchon vorhin als meine Pflicht bezeichnete, haben mich angeſpornt, das Peinliche meiner Lage zu überwinden. Von Prinzeſſin Leonie's Auffaſſung der Sache jedoch iſt es an Ew. Durchlaucht, ſich zu vergewiſſern.

Baron, entgegnete der Herzog, ich will mit meiner Tochter reden. Mehr kann ich Ihnen heute nicht ſagen. Begnügen Sie ſich damit. Kehren Sie über einen, zwei Tage zurück. Kommen Sie übermorgen, mit mir zu ſpeiſen. Wir werden dann unſere Angelegenheiten auf eine oder die andere Weiſe zu ordnen ſuchen!

Der Baron verbeugte ſich tief. Wie Monſeigneur befehlen, ſagte er.

Der Herzog reichte ihm nicht, wie wol sonst beim Abschiede, die Hand, sondern entließ ihn nur mit einem gnädigen Kopfnicken.

Draußen ging der Baron mit hastigen langen Schritten durch das Vorzimmer und stürzte die Stiegen hinunter, als brenne ihm der Boden unter den Füßen in diesem Hause.

Gott wolle, sagte er dabei mit einem Ausdruck voll Zorn und Bitterkeit für sich hin, — Gott wolle, daß kein Schlettendorf jemals wieder sich zu einer Rolle hinab zu demüthigen habe, wie ich sie heute spielen mußte!

Während dann Schlettendorf sein Roß bestieg, um durch die nebelfeuchte Dämmerung heimzueilen und seinem Sohne den Ausgang der Verhandlung zu berichten, griff der Herzog von Anglure nach der Klingel, um seine Tochter herbeirufen zu lassen. Pierre trat ein.

Pierre, sagte der Herzog, melde der Prinzessin ... ach, nein, melde dem Grafen Antoine, daß ich ihn zu sprechen verlange!

Der Herzog hatte zweien Mitgliedern seiner Familie jetzt Eröffnungen zu machen; er zog es vor, mit dem zu beginnen, was der leichtere, der angenehmere Theil war, und das war sicherlich, dem Grafen von

Epaville die Verheißungen mitzutheilen, die Baron Schlettendorf gemacht. Die Aussicht, seinen Neffen in Frieden und Freude abziehen zu sehen, war dem Herzoge sehr verlockend. Es drängte ihn, mit diesem Punkte zu beginnen. Nach der Besprechung mit Leonie sehnte er sich weniger. Wer wußte, wie die letztere seine Mittheilungen aufnehmen würde! Und unangenehme Dinge hatte er heute bereits in hinreichender Menge anhören müssen!

Gaston vergaß dabei nur, daß, wenn er zuerst mit dem Grafen Antoine von Epaville sprach, ein Schritt geschehen war, der sich nicht rückgängig machen ließ; daß Graf Antoine bei der Aussicht, dadurch die alten Stammgüter zu bekommen, ganz sicherlich mit allem Eifer und aus allen Kräften sich für die Sache erklären würde; und daß in seinem, des Herzogs, eigenem Hause Schlettendorf einen Bundesgenossen erhielt, der höchst gefährlich war, wenn nun Leonie Nein! sagte.

## Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Eine Million!

Es war am zweitfolgenden Tage. Die beiden Herren von Schlettendorf, Vater und Sohn, waren zur fürſtlichen Tafel geladen. Paul bemerkte zu ſeiner Verwunderung, daß der Herzog gegen den ältern Herrn eine eigenthümliche Höflichkeit an den Tag legte, die allerdings etwas Gezwungenes, Widerſtrebendes hatte, aber nur um deſto auffallender war. Ganz ebenſo auffallend war es für Paul, daß ſich Graf Antoine mit Clemens Schlettendorf außerordentlich lebhaft unterhielt; die beiden jungen Männer, welche ſich ſonſt ſo kühl behandelt, ſo fremd und kalt ſich gemieden hatten, ſchienen heute ein ganz beſonderes Wohlgefallen aneinander zu finden. Sie plauderten und lachten in einem fort, das heißt, Antoine plauderte und Clemens lachte dazu.

Madame Henriette aber, das war ganz augenſcheinlich, kokettirte ſogar mit Clemens!

Und Leonie? Leonie war gar nicht zur Tafel erſchienen. Auch geſtern, während des ganzen Tages, hatte Paul ſie nicht geſehen. Sie hatte Migräne und dinirte auf ihrem Zimmer.

Paul beobachtete mit einer gewiſſen Unruhe dieſe Symptome einer veränderten Lage der Dinge. Es mußte etwas vorgegangen ſein, was in dieſen vier oder fünf Perſonen einen völligen Wechſel der Stimmung hervorgebracht hatte. Was konnte dies ſein? Hatte der Baron vielleicht wie weiland der reiche Anton Fugger wirklich aus ſeinen Wechſeln Fidibus gemacht und ſeinem gnädigſten Herrn damit die Cigarette angezündet? Schwerlich — der gute Baron war nicht der Mann dazu. War ein Abkommen zwiſchen Gläubiger und Schuldner getroffen? Wie hätte das zu Stande kommen können, ohne daß Monſieur Bouquet und Paul in einer ſo wichtigen Angelegenheit zu Rathe gezogen worden wären? Daß Schlettendorf ſeinen langgehegten Plan jetzt endlich urplötzlich und mit raſchem Siegerſchritte beim Herzoge durchgeführt, das konnte Paul nicht annehmen. Er konnte nicht anders glauben, als daß das Gewitter, welches über dem Haupte des Herzogs hing, und hinter welchem

als Jupiter tonans mit der wechselbewehrten Rechten der alte Baron schwebte, zuerst lange Zeit grollen und donnern werde, bevor es zum Einschlagen kam. Er glaubte am wenigsten, daß der Herzog, dessen Gesinnungen sich ja so stark und unbeugsam in Beziehung auf die Misheirath seines Neffen mit einer Demoiselle Baubevessard ausgesprochen hatten, jemals von Schlettendorf umgestimmt werde könnte; er in dessen Seele ja nichts Anderes als der Plan schlummerte, die Hand Leonie's zu gewinnen, sie durch kühnes Wagen zu erobern — er hielt es für unmöglich, daß der Herzog sich Clemens von Schlettendorf, den reichen Majoratserben, würde zum Schwiegersohn aufdrängen lassen! So hatte die Leidenschaft — wir müssen das leider von unserm Freunde bekennen — die scharfe Folgerichtigkeit seines Denkens abgestumpft.

Als die Tafel aufgehoben worden, entfernte sich Paul, in dem Gefühle, daß er überflüssig sei. Er hatte den dringenden Wunsch, Leonie zu sehen, einen freundlichen Blick aus ihren Augen zu erhalten. Darum wandelte er eine Weile auf dem Hofe unter ihren Fenstern auf und ab. Sie ließ sich nicht sehen; auch die de la Croix nicht. Unmuthig, sorgenerfüllt, ging Paul endlich zu den Ställen und ließ sich das Pferd satteln, welches ihm der Herzog für Jagd- und

Spazierritte angewiesen hatte. Auf dem Rücken des guten Thieres ritt er durch Busch und Hag und fühlte alsbald seine Zuversicht zurückkehren.

Es gibt für alle Arten von Sorgen und Verstimmungen, von Leiden und Misbehagen kein besseres Mittel, als der Rücken eines muntern Pferdes ist, das euch durch Feld und Wald in Gottes freie Natur trägt. Die Luft, welche durch die Mähne des trabenden Pferdes weht, ist gesunder und heilkräftiger, als die von Nizza, Florenz, Barreges oder von sämmtlichen Inhalationsinstituten; und alle Curen der Welt, mögen nun Trauben, Wasser oder Hunger dabei eine Rolle spielen, werden übertroffen von dem einfachen Recept: täglich drei Stunden im Sattel! Es ist eine Cur, die den Vortheil einer fortwährenden Unterhaltung bietet. Das Pferd ist ein Gesellschafter, der hinreichend beschäftigt, nicht zu viel und nicht zu wenig. Es gibt euch euer Gefühl von Leben und Thätigkeit und Kraft wieder, jene Genesungszuversicht, worin schon die halbe Gesundheit liegt. Die mächtige Wirkung durch die Rückgrats- auf die Gehirnnerven machen das Reiten zu einer Panacee für jeden Kopfarbeiter. Die Lungen und die Seele dehnen sich aus durch das Bewußtsein, daß man einen größern Erdfleck bewohnt, als die, welche zu

Fuße gehen; daß man ein Leben lebt, welches ein paar Quadratmeilen von der Erdoberfläche einnimmt. Und was das Pferd frißt, das spart ihr aus — an Doctor und Apotheker.

Mit seiner frischen Zuversicht, die seit ein paar Tagen sich ja so unendlich gesteigert hatte, kehrte auch Paul von seinem Ritte zurück, und da er zu aufgeregt war, sich sogleich hinter seine Acten zu setzen, wandelte er, die Reitgerte in der Hand und damit nach den Stauden schnellend, die ihm ihre Zweige zu vorwitzig entgegenstreckten, in den Pfaden des großen Kloster- und Schloßgartens umher.

Als er bis an das hintere Ende desselben gekommen war und sich wandte, sah er plötzlich ein helles Gewand durch das Gesträuch schimmern — ein paar Schritte weiter und er erkannte, daß es Leonie war, die sich ihm nahte. Ein freudiges Erschrecken verschloß ihm die Lippen, als er sie begrüßte — Leonie streckte ihm die Hand entgegen.

Ich suche Sie! sagte sie.

Sie sind unwohl — Sie leiden — Sie sehen bleich und angegriffen aus! rief Paul jetzt.

Mag sein — es hat nichts Wunderbares — kommen Sie, ich habe mit Ihnen zu reden!

Und damit schritt sie zu den Gartenstühlen, welche

in einiger Entfernung unter einem alten breitwipfeligen Nußbaum ſtanden. Dort ließ ſie ſich nieder und winkte Paul, es ebenfalls zu thun.

Was wollen Sie mir ſagen, Prinzeſſin? begann Paul nach einer Weile, da ſie ſtumm da ſaß, auf den Boden blickte und den Anfang nicht ſchien finden zu können.

Ich ſoll verkauft werden! fuhr ſie nun plötzlich mit einer zornigen Bitterkeit auf.

Sie verkauft? Doch nicht etwa . . .

Wie eine Circaſſierin — Paſcha Schlettendorf erſteht mich für ſeinen hoffnungsvollen Clemens; er zahlt auch wie ein Paſcha — eine Million!

Paul war leichenblaß geworden, er fühlte ſein Herz ſtill ſtehen.

Alſo doch! — rief er endlich aus. Und Sie, Leonie, Sie werden doch nicht willigen in eine ſo ſchmachvolle Transaction! O, mein Gott — ich habe es kommen ſehen, ich wußte es ja voraus, und ich habe es ruhig bis dahin kommen laſſen!

Sie? Was konnten Sie thun?!

Vielleicht hätte ich doch Mittel gefunden, es nicht bis dahin kommen zu laſſen — vielleicht wäre es doch möglich geweſen . . .

Eine Million zu finden?

Iſt ein rechter Wille nicht allmächtig?

Leonie ſchüttelte traurig den Kopf. Machen Sie ſich keine Vorwürfe, armer Paul, Sie konnten nichts, gar nichts thun!

Und Ihr Vater — will er wirklich — iſt er wirklich ſo leicht beſiegt und tritt um des elenden Geldes willen ſo ſeine Grundſätze, ſeinen fürſtlichen Stolz mit Füßen . . .?

Mein Vater, antwortete Leonie, hat allerdings „ſeinen fürſtlichen Stolz", wie Sie es nennen; er hat auch ſeine Grundſätze; aber was er hat, ſeine Güter wie ſeine Ehre, ſeinen erlauchten Namen wie ſeinen Willen, alles das hat er und beſitzt er, auf daß es ihn glücklich mache und ihm wohl thue; er iſt nicht darauf eingerichtet, etwas zu haben, damit es ihn unglücklich mache! Lieber wirft er es über Bord!

Leider ſind viele Menſchen ſo — gerade unter denen, von denen man ſagen ſollte, ſie dankten Gott, daß ſie das, was ſie ſo verdienſtlos und leicht als ein ererbtes Gut erwerben, wenigſtens durch tapfere und hingebende Vertheidigung gewiſſermaßen ſich ſelbſt verdienen konnten! Aber Sie, Leonie, Sie werden, Sie können nicht . . .!

Wenn ich muß!

Gibt es eine Macht auf Erden, die Sie zwingen könnte?

Gewiß; Vernunft und Pflichtgefühl.

Aber um des Himmels willen ... Vernunft ... Pflichtgefühl ... wo steht denn geschrieben, daß es eine Pflicht für Sie sei, Clemens von Schlettendorf's Hand sich aufdrängen zu lassen?

In meinem Gewissen.

Paul fuhr auf. Ich kenne Sie nicht mehr! rief er aus — ich glaube zu träumen — es kann nicht Wahrheit und Wirklichkeit sein, daß Prinzessin Leonie so redet!

Doch, doch, armer Freund, es ist nicht allein Wahrheit, daß sie so redet, sondern auch, was sie redet, ist Wahrheit. Um Ihnen das alles zu schildern, was in mir vorgeht, müßte ich Sie tief einweihen in die ganze Geschichte unseres Hauses. Ich müßte Ihnen auseinandersetzen, welch eine Reihe von Ereignissen und Thatsachen, die entweder eine unabwendbare Fügung des Schicksals waren oder ihren Grund hatten in den Charakteren und Leidenschaften der Betroffenen, den ganzen Bestand unseres Hauses untergraben, seine ganze Zukunft in Frage gestellt, ja, seine Ehre bedroht und seinen Rang unter den Fürstenhäusern hinabgedrückt haben. Nach so viel Verlusten, Beeinträchtigungen, Demüthigungen, wie unser Haus sie seit den letzten Generationen erlebt hat, mußte uns die

Entschädigung hier in Deutschland als ein heller Sonnenblick des Glücks erscheinen. — Und diese Entschädigung, dieses neue Besitzthum, müssen wir uns frei erhalten von all den Wirrnissen, den drückenden Verwickelungen, welche auf dem alten lasteten — oder das alte und edle Haus der Anglure geht unrettbar zu Grunde!

So lassen Sie es zu Grunde gehen — ist es denn werth, fuhr Paul dazwischen, daß Sie sich ihm zum Opfer verwerfen?

Sie sah ihn groß und verwundert an, ohne zu antworten.

Was ist denn das Haus Anglure? fuhr er fort. Wenn einst Ihr Vater gestorben ist, so sind Sie es, das ganze Haus Anglure; und es wäre doch eine Thorheit, wenn Sie sich opferten um Ihrer selbst willen!

Das Haus Anglure, antwortete Leonie, ist doch etwas mehr, als Sie glauben, Monsieur Paul. Es sind viele Jahrhunderte dazu nöthig gewesen, um es zu errichten. Es ist aufgebaut durch Tapferkeit und Energie, durch Anstrengungen und Aufopferungen, durch Schmerzen, Wunden und Blut. Es ist geschaffen durch jene nicht zu übersehende Summe von Arbeit, welche es kostet, um ein Geschlecht aus der

großen, im Dunkel dahinlebenden Maſſe emporzuheben zu der Höhe, wo der Sonnenſtrahl einer höhern Macht, welche die Welt einmal ſo geordnet hat, wie ſie iſt, es trifft und ihm die Weihe gibt zu herrſchen über Land und Leute. Auf dieſer Höhe muß es ſich erhalten, das iſt ſeine Aufgabe und ſeine Pflicht. Es darf nicht verſinken in Schmach. Es darf nicht ſich nachſagen laſſen, es habe ſeine Würde mit Füßen getreten und ſeinem hohen Berufe ſelbſt ehrlos ins Antlitz geſchlagen; es habe ſein Erbe vergeudet, es ſei aus ſeinem Eigen gewandert, um wie ein vornehmer Bettler die kläglichſte aller Rollen in der Welt zu ſpielen! Nein, das ſoll nicht geſagt werden, nimmermehr!

Leonie's Wangen hatten ſich bei dieſen Worten geröthet, ihre Stimme hatte einen höhern, ſtolzern Klang angenommen, und Paul, dem ein lautes und entſchiedenes Widerſprechen auf der Zunge ſchwebte, verſchluckte dies, weil er fürchtete, er beleidige ſie in ihrer jetzigen Stimmung dadurch. Er ſagte deshalb nur, wie für ſich: Das iſt das alte Lied, das alte Elend!

Was für ein Elend?

Das Elend derer, die an der Geſchichte gefeſſelt liegen, die an der Vergangenheit krank ſind! Wie be-

beneidenswerth sind alle Menschen, die nichts unter den Füßen haben als den Boden, den sie selbst sich geschaffen!

Ist der nicht meist eine schlüpferige Scholle, die auf dem Strom der Gegenwart treibt?

Sie trägt doch den einzelnen!

Ins weite Meer, wo er mit ihr in Dunkel und Vergessenheit versinkt!

Dahin treiben wir alle, der Fürst wie der Bettler. Wir haben alle eine kurze Spanne Zeit, die unser ist. Wohl dem, der sie frei nach seinem Sinn ausbeuten kann, der nicht der Sklave der Vergangenheit ist, welche ihn mit hundert Fäden umgarnt und ihn an einen bestimmten Erdfleck, einen bestimmten Beruf, einen bestimmten Glauben, eine bestimmte Partei, eine bestimmte Denkungsart, ja, an bestimmte Phrasen und Redensarten fesselt! der nicht, wenn seine Natur, sein freiheitdurstiger Sinn ihn auf eine Bahn, die er selbst wählt, die seinem innersten Wesen angemessen ist, locken, sogleich diese Vergangenheit eine dürre Hand aus einem Grabe emporstrecken sieht, die ihm ein drohendes und gebieterisches: Zurück! winkt; der nicht sich zurufen zu lassen braucht: Halt, du darfst diesen Weg nicht gehen, denn deine Väter, deine Ahnen, deine Brüder gingen ihn nicht . . .!

Was hilft das alles! entgegnete Leonie, die nicht in der Stimmung war, über Wahrheit oder Unwahrheit in dem, was Paul vorbrachte, nachzudenken — wir sind nun einmal die Sklaven der Verhältnisse, wie sie sind und vor uns liegen. Wir können nicht anders, als uns unter sie beugen. Auch ich muß mich beugen. Ich fühle es als eine tiefe, mir ins Bewußtsein geschriebene Pflicht, daß ich nachgeben muß. Ich habe eben eine andere Natur, als mein Vater sie hat. Ich kann nicht alles das, was das Leben oder das Schicksal mir gegeben hat, als eine Wohlthat betrachten, daran ich zehren darf, solange es mir gefällt — um den Becher wegzuschleudern, sobald die bittere Hefe meine Lippen berührt. Auch sie muß getrunken werden. Was meine Ahnen durch ihr Herzblut errungen und erkauft haben, die Größe und Ehre meines Namens — ich muß sie mit meinem Herzblut vertheidigen, wiedererkaufen, erhalten! Ich muß mich hingeben — wenn ich nicht in kürzester Frist eine Million schaffe, um von diesem schrecklichen Baron Schlettendorf meine Seele zu lösen!

Eine Million! seufzte Paul.

Wenn Sie in eines willigten — wenn es der Herzog thäte ... hub er dann nach einer Pause wieder an.

Und das wäre?

Unter irgendeinem Vorwande die Zahlungspflicht leugnen. Es gibt ein Gesetz im Römischen Recht, wonach der Inhaber einer Forderung, welche ihm von einem dritten überlassen worden ist, vom Schuldner nicht mehr fordern darf, als er selbst jenem dritten wirklich dafür zahlte. Man könnte sich darauf berufen. Man könnte es zu einem Rechtsstreit kommen lassen. Man könnte diesen Rechtsstreit zehn Jahre lang hinspinnen. Freilich müßte man dann das Doppelte zahlen an Zinsen und Kosten. Aber zehn Jahre sind eine lange Zeit. Wer weiß, was sie bringt! Jener von einem Hindufürsten gefangene Engländer, der hingerichtet werden sollte, versprach, in Jahresfrist den weißen Elefanten des Fürsten sprechen zu lehren. In Jahresfrist — dachte er — kann der Fürst oder der Elefant oder ich tot sein!

Leonie lächelte schmerzlich und schüttelte das Haupt, das wieder seine ganze Blässe angenommen hatte.

Mein Vater hat sich mit seinem fürstlichen Namen zur Zahlung der Summe verpflichtet. Er wird die Schuld nicht leugnen. Es wäre wider seine Ehre, einen Streit darüber zu erheben.

Die Einwurf war zu wohl begründet, als daß Paul etwas dagegen einzuwenden wagte.

Nein, fuhr Leonie fort, auf dieser Seite können wir keine Rettung finden, mein armer Freund. Und dennoch bleibt uns eine Hoffnung!

Eine Hoffnung! rief Paul hocherrötbend aus — und sein Herz schlug dabei höher auf — nicht allein aus Freude über diese Hoffnung, sondern ebenso sehr über das „Wir" und „Uns", mit welchem Leonie sein Schicksal und das ihrige als eines und dasselbe anerkannte!

Ja, eine Hoffnung, fuhr sie fort, freilich eine schwache; aber es ist doch eine Hoffnung, und wir dürfen nichts unversucht lassen. Zu diesem Zwecke müssen Sie nach Paris reisen.

Gebieten Sie über mich, senden Sie mich bis ans Ende der Welt!

Sie müssen diese Reise sofort antreten.

Morgen, noch heute, wenn Sie wollen.

Gut — sei es morgen. Ich gebe Ihnen einen Brief an die Marquise von Trouvère mit. Sie werden diese Dame in Paris aufsuchen. Ist sie nicht dort, so wird sie auf einem Gute sein, dessen Lage Sie in Paris erfahren werden, wenn Sie dort die Wohnung, die sie während der Wintermonate bezieht, ausfindig gemacht haben. Das kann Ihnen nicht schwer fallen, obwol ich Ihnen nichts darüber sagen

kann. Ich werde Ihnen auch eine Adreſſe für Brüſſel mitgeben, bei der Sie vielleicht ſchon Nachrichten über die Marquiſe erhalten werden. Madame de Trouvère iſt meine Tante, ſie iſt die Halbſchweſter meines Vaters. Und doch kann ich Ihnen nur ſo unbeſtimmt ihren Aufenthaltsort angeben. Denn obwol die Halbſchweſter meines Vaters, iſt ſie doch auch die bitterſte Feindin meines Vaters. Das rührt ſchon von der Auseinanderſetzung über die Erbſchaft meines Großvaters her. Es hat ſeitdem keinerlei Verbindung ſtattgefunden zwiſchen ihr, zwiſchen der Familie, in welche ſie durch ihre Heirath mit dem verſtorbenen Marquis von Trouvère eingetreten iſt, und der unſerigen. Sie hat ſich nie um uns gekümmert, wie wir uns nie gekümmert haben um ſie. Auch würde mein Vater nie zugeben, was ich zu thun entſchloſſen bin, wenn er davon erführe und Ihre Reiſe muß ſtrenges Geheimniß bleiben. Sie müſſen einen Urlaub nehmen, unter dem Vorwande, daß Sie Geſchäfte in Ihrer Vaterſtadt haben.

Und von dieſer Marquiſe hoffen Sie . . .

Ja, denn die Bande des Blutes bleiben ewig. Vielleicht wird es ſie rühren, wenn ich meine Zuflucht zu ihr nehme in dieſer bittern Stunde meines Lebens. Vielleicht — ſie ſoll ſo abnenſtolz ſein, wie es eine

verwitwete Marquise je gewesen — vielleicht tritt sie aus Stolz zwischen mich und das Schicksal, welches mir droht, wenn nicht aus Theilnahme!

Ist sie reich genug, um erfüllen zu können, was Sie von ihr verlangen wollen?

Ich glaube es, versetzte die Prinzessin; die Marquis von Treuvère hatten vor der Revolution einen großen und bedeutenden Besitz. Sie haben dann freilich viel verloren. Aber meine Tante ist die Universalerbin ihres Mannes geworden, und als Frau von großer Klugheit und kalter Besonnenheit wird sie ihr Vermögen sicherlich nicht geschmälert haben, eher vergrößert und vermehrt!

Und was befehlen Sie, daß ich dieser Dame sagen soll, Prinzessin, um die Worte Ihres Briefes zu verstärken?

Was Sie ihr sagen sollen? — was das Herz Ihnen eingiebt ... das heißt ... setzte Leonie hinzu und zögerte dann, auszusprechen, was ihr auf der Zunge schwebte.

Sie verstehen mich, hub sie dann nach einer Pause wieder an; es liegt eine Gefahr darin, daß ich Sie als Vermittler zu der Marquise sende!

Ich verstehe Sie vollständig ....

Solch eine alte Dame ist mistrauisch! und

wir dürfen vor allem dieſes Mistrauen nicht wecken!

Seien Sie unbeſorgt! antwortete Paul. Aber, fuhr er dann fort, wenn die Marquiſe Ihre Bitte zu erfüllen geneigt iſt — ſo wird ſie auf den Gedanken kommen, zuerſt mit dem Herzog über die Angelegenheit zu verhandeln, bevor ſie eine entſchiedene Antwort gibt.

Ich weiß nicht, ob ſie das wird. Vielleicht iſt ihr alter Groll im Laufe der Jahre ſo gemildert, daß ſie keinen Anſtand nimmt, an meinen Vater zu ſchreiben; vielleicht iſt ihr eine Gelegenheit, den alten Hader zu enden, ſogar willkommen: Vielleicht iſt das Gegentheil der Fall — aber dem ſei, wie ihm wolle, wenn ſie ſich entſchließt, meinem Vater zu ſchreiben, ſo kann ſie ſicher ſein, daß dieſer die dargebotene Hand nicht zurückweiſt. Er iſt nicht in der Lage dazu! Halten Sie ſie alſo nicht etwa davon ab, meinem Vater zu ſchreiben. Möge es Ihnen gelingen, auch da den Friedensſtifter zu machen!

So will ich mich rüſten zur Reiſe, ſagte Paul aufſpringend. Möge Gott mich darauf geleiten! Wenn ich als Friedensſtifter für Sie, für Ihr Inneres zurückkehre, Leonie, ſo will ich nach keinem andern Glück auf Erden mehr ſtreben. Noch mehr zu verlangen, wäre frevelhaft.

Leonie streckte ihm die Rechte hin.

Ich danke Ihnen für das, was Sie für mich thun wollen, sagte sie, ihn groß und offen anschauend. Oder nein, Paul, ich danke Ihnen nicht. Weshalb sollen wir nicht offen gegeneinander sein in dieser Stunde? Was wir füreinander thun, verlangt keinen Dank mehr, wie das, was ein Fremder für uns thut!

Sie haben Recht, Leonie; Sie dürfen mir nicht danken, denn was ich thue, thue ich es nicht für uns und für mich selbst?

Sie schlug errethend das Auge nieder und, ihm ihre Hand entziehend, während er mit seinen leuchtenden Blicken ihre Gestalt verschlang, sagte sie:

Trennen wir uns jetzt. Rüsten Sie sich zur Reise. Ich will den Brief an die Marquise schreiben. Die la Croix wird ihn am Abend Ihnen übergeben. Die gute Seele darf ins Geheimniß gezogen werden. Adieu — Paul! der Himmel behüte Sie!

Sie hatte sich bereits zum Gehen gewandt, während sie die letzten Worte sprach; noch ein Blick, ein rascher, aber beredter Blick, voll Innigkeit und Leidenschaft, streifte ihn, und dann eilte sie rasch davon und verschwand hinter den Gartengebüschen.

Paul blieb in schwer zu schildernder Stimmung

zurück. So niederschmetternd auch Leonie's Mittheilung gewesen, so war die letztere dennoch nicht im Stande, das innere Glück zu unterdrücken, welches sein Herz schwellte seit der Stunde, in welcher er sagen durfte, daß Leonie seine Neigung theile. Und wie himmelhoch war in den letzten Tagen seine eigene Neigung gewachsen, seit er unverhüllte Blicke in ihr Herz gethan, seit er gesehen, welch tiefe Empfindungen hier erwacht waren, seit er die bittersten Anklagen wider sich selbst erheben durfte, daß er einst gegrübelt und geforscht, ob in der Brust dieses jungen Mädchens, das so viel Geist, aber auch so viel spöttische Kälte zeigte, Gemüth und eine weiblich empfindende Seele wohne.

Wenn er dann aber die Hoffnung näher ins Auge faßte, welche Leonie auf die Marquise von Trouvère setzte, so konnte er nicht umhin, sich zu gestehen, daß sie allerdings recht thue, diese letzte Hülfe nicht unversucht zu lassen, daß jedoch darauf zu bauen, thöricht sein würde. Schon deshalb, weil Leonie selbst so wenig mit dem eigentlichen Charakter dieser Frau bekannt war. Das erschwerte auch ihm seine Aufgabe, da er ohne Kenntniß des Charakters nicht wußte, welchen Ton er werde bei ihr anschlagen müssen, um sie zu rühren und willfährig zu stimmen. Und was

ſollte geſchehen, wenn die Marquiſe ſich weigerte, zu gewähren, was Leonie verlangte?

Das war eine Frage, die Paul am wenigſten zu beantworten wußte! Hinter dem matt und trüb ſchimmernden Sterne jener letzten Hoffnung Leonie's ſtand eine dunkle, drauende Wolke, in deren Schooße eine Zukunft voll Grauen und Verzweiflung verborgen lag. Paul mochte ſinnen und denken, wie er wollte, dieſes Dunkel wurde nur düſterer und Unheil verkündender. Er raffte ſich endlich auf und mit der Raſchheit, womit er Entſchlüſſe auszuführen pflegte, wenn er ſie einmal gefaßt, verließ er den Garten, um den Grafen von Epaville aufzuſuchen. Er wollte mit Antoine reden. Er wollte, ohne Leonie's und ſein Geheimniß zu verrathen, aus dem jungen Manne herauszubeln ſuchen, was dieſer etwa über die Marquiſe wußte, und was ihm förderlich ſein konnte bei ſeinem Vorhaben. Er wollte auf Antoine's Rathſchlage, die dieſer ihm am vergangenen Tage ertheilt, zurückkommen. Der Graf hatte ihm ſo viel aufrichtige Theilnahme gezeigt — weshalb nicht offen mit ihm reden über die Lage der Dinge? Hatte er nicht allen Grund, die Freundeshand anzunehmen, welche ſich ihm ſo uneigennützig darbot? Er hatte vor zwei Tagen mit einem gewiſſen ſtörriſchen Abwehren, mit Undank

alles aufgenommen, was Antoine ihm gesagt; und war das nicht thöricht gewesen, da ja Antoine in der That es aufrichtig gemeint haben konnte; da er ja in der That als Gatte der Mademoiselle Vaubeyssard der natürliche Bundesgenosse jeder andern Verbindung ähnlicher Art im Hause Anglure sein mußte? Hatte er Paul nicht angeboten, ihm möglich zu machen, in Frankreich in eine Laufbahn der Ehre und des Ruhmes einzutreten, auf welcher jedes Verdienst seine Ziele erreichen konnte? Und jetzt, wo Paul nach Paris zu reisen im Begriff stand, wäre es sehr unklug gewesen, nicht bei dem Grafen Antoine auf dessen Versprechungen zurückzukommen; vielleicht ließen sich Empfehlungen oder Rathschläge und Winke desselben gleich jetzt in Paris benutzen!

Paul zögerte deshalb nicht, zu dem Grafen Antoine hinüberzugehen. Die beiden Schlettendorf hatten sich längst verabschiedet; Paul fand den Grafen in seinem Zimmer vor einem Gewehrschranke stehen und beschäftigt, prüfend mehrere Jagdflinten zu untersuchen.

Ah, Monsieur Paul! sagte er, sich halb zu diesem umwendend und fortfahrend, die Spannkraft der Schlagfeder im Schloß eines Doppelgewehrs zu prüfen; nehmen Sie sich morgen in Acht! Wenn Sie wieder, wie das vorige mal, sich nicht die Zeit nehmen, erst

zuzuschauen, sondern einer nächtigen Ricke aufs Blatt brennen, so entgehen Sie Ihrem Schicksal nicht. Sie bekommen Ihre drei Pfunde mit dem Waidmesser, dafür stehe ich Ihnen!

Sie haben sich vortrefflich unsern deutschen Jägerjargon eingeübt, Graf Antoine, versetzte Paul. Die Pfunde, womit Sie mir drohen . . .

Sollen schwer auf Sie niederfallen — das erste: für meinen Fürsten und Herrn, das zweite: für Ritter, Reiter und Knecht; das dritte fürs edle Jägerrecht!

Ganz richtig hergesagt. Aber ist denn morgen große Jagd?

Davon wissen Sie nichts? Großes Treiben!

Ich habe nichts davon vernommen.

Die Schlettendorf sind dazu geladen.

Die Schlettendorf scheinen seit einiger Zeit sehr in Gunst zu stehen, sagte Paul, indem er den Grafen fixirte, um zu erfahren, ob dieser wisse, was zwischen dem Herzog und dem Baron vorgefallen und abgemacht sei. Aber Antoine war nicht der Mann, um sich durch ein unbehütetes Mienenspiel zu verrathen.

Das ist natürlich, antwortete er trocken. Welchen andern Verkehr könnten wir hier haben, wenn nicht mit ihnen? Und was den alten Baron anzieht, so

iſt er allerdings eine etwas barocke Perſonnage, eine brillante Vaudevilleſigur. Denn er ſieht aus wie der leibhafte von d'Yvetot; Clemens Schlettendorf aber iſt ein gar nicht übler junger Mann, dem es nur etwas an Welt und an Tournure fehlt; wenn er die hätte, wäre er ein perfecter Cavalier.

Inſofern ein Menſch, der weder etwas weiß, noch etwas will, noch etwas thut, ein perfecter Cavalier iſt.

Richtig, Monſieur Paul — es kommt dabei nur auf das Wie an — wie man nichts thut und nichts will und nichts weiß, um gerade dadurch ein muſterhafter Cavalier zu ſein.'

Wollen Sie das behaupten, der ſo viel weiß und wahrſcheinlich auch noch ſo viel will?

Weshalb nicht? Ich beneide diejenigen, welche nichts wiſſen und nichts wollen; wegen des letztern Punktes namentlich meinen uneigennützigen und platoniſchen Freund Paul! ſetzte Antoine etwas ſpöttiſch hinzu.

Wiſſen Sie denn das ſo gewiß, daß ich nichts will?

Sie ſelbſt haben es mir verſichert. Sie haben mir eine völlige Apathie entgegengeſetzt, als ich Ihren Willen ſtachelte.

Nun, man überlegt ſich die Sachen . . .

Der andere aber auch!

Würden Sie nicht mehr thun, was Sie mir vorgestern angeboten haben, Graf Antoine?

Was ich Ihnen angeboten habe? wiederholte der Graf, und wie um Zeit zum Nachdenken zu erhalten, holte er ein Etui mit Cigarren herbei und bot es Paul dar.

Dieser lehnte es ab, zu rauchen; Antoine zog eine Cigarre heraus und zündete sie an, nachdem er sich langsam und bedachtig mit Stahl und Stein und Zunder Feuer geschlagen hatte.

Wenn Sie ernstlich diese Frage stellen, entgegnete er dann, so will ich auch ernstlich darauf antworten. Sie fragen mich, ob ich Ihnen noch eine Empfehlung in Paris verschaffen würde, die Ihnen eine Laufbahn im französischen Dienste eröffnete? Eh bien! weshalb nicht? Sie haben sich die Sache überlegt, sagen Sie, und haben die Idee lieb gewonnen. Auch ich habe über Sie und Ihre Verhältnisse hier nachgedacht. Und ich habe mir Vorwurfe über den Leichtsinn gemacht, womit ich neulich Ihnen Dinge in den Kopf zu setzen versucht habe, aus denen doch nie etwas werden kann. Ich will es Ihnen offen bekennen — es ist so ein kleiner boshafter Damon, der mich zuweilen reitet und anstachelt, Unheil zu stiften. Sie haben mir auf meine Reden aber geantwortet, wie ein

Mann es thut, der weiß, was er sich schuldig ist und Vernunft und Besonnenheit zur Richtschnur seines Handelns behält. Sie sind ein braver, ehrenfester Mensch, Monsieur Paul. Ich bin auch überzeugt, wenn Sie nicht so wären — meine etwas phantastische Cousine würde einen ganz angenehmen Zeitvertreib darin finden, sich in ein Verhältniß mit Ihnen einzulassen, welches doch am Ende ein grenzenloses Unglück über Sie beide brächte! In der That, die Art und Weise, wie Sie meine Aeußerungen damals aufnahmen — die, nebenbei gesagt, freilich auch die etwas hinterlistige Absicht hatten, Sie auszuforschen, um Sie dann necken zu können — diese Art war durchaus ehrenhaft. Sie als Mann haben freilich die Pflicht, den Kopf oben zu behalten. Man würde Ihnen freilich, wenn Sie eine flüchtige Neigung, eine Caprice meiner liebenswürdigen Cousine ausbeuten wollten, ganz einfach nachsagen, Sie seien ein schlechter Mensch, ein gewissenloser Schleicher, Sie erwiderten das unbegrenzte Vertrauen, welches der Herzog Ihnen schenkt, durch einen Schurkenstreich. Das würde man freilich sagen und man hätte alles Recht dazu, so zu reden, scheint mir: um so mehr, da Sie kein unbesonnener, leichtsinniger, phantastischer Charakter sind, kein deutscher Weltenjäger, der sich Hauser

aus dem Nebel aufbaut, ſondern ein ſelbſtbewußter Mann, der ſein Fahrwaſſer unterſucht, ehe er ſeinen Curs nimmt. Ja, ja, man würde doppelt ſcharf über Sie urtheilen dürfen. Aber trotzdem iſt Ihr Verhalten ehrenwerth zu nennen. Es gibt leider ſo wenig Menſchen, die einer Verſuchung zu widerſtehen vermögen, daß man die, welche es können, in Ehren halten muß.

Paul wurde während dieſer Rede des Grafen, der ihn dabei mit ſtechenden Augen von der Seite beobachtete, abwechſelnd bleich und roth.

Sie reden heute merkwürdig anders als vorgeſtern, Graf Anteine, ſagte er tonlos.

Ich rede *heute* ſo, wie ich denke und auch vorgeſtern dachte.

Man hat ſich alſo bei Ihnen in Acht zu nehmen, weil Sie zuweilen anders reden, als Sie denken!

Anteine lächelte liſtig. Jedes Schiff führt mehrere Flaggen, mein Freund, verſetzte er. Redet ihr Deutſchen immer, wie ihr denkt? Ich glaubte, die Natur habe euch nicht umſonſt den vorzugsweiſe ſtark ausgebildeten Stirnknochen, den man euch nachrühmt, als dichte Hülle über euer Gedankenorgan gewoben!

Doch wol zumeiſt, um ihn denen, die uns übel wollen, zu bieten. Aber da Sie heute ſo im Zuge

ſind, wirklich zu ſagen, was Sie denken, ſo werden Sie auch wol eine aufrichtige Antwort geben, wenn ich Sie frage: Sie ſind alſo mit der Verbindung zwiſchen Prinzeſſin Leonie und Clemens Schlettendorf vollſtändig einverſtanden?

Ich? einverſtanden mit einer Vermählung Leonie's? Mag ſein, daß die beabſichtigt iſt; aber auf Ihre Frage kann ich Ihnen keine Antwort geben, denn ich war nicht gefaßt darauf, daß irgendjemand in der Welt mich dabei nach meinem Einverſtändniß fragen würde!

Sie ſind damit einverſtanden, Graf Antoine. Begreiflich iſt es mir nicht. Denn, um nicht in der Aufrichtigkeit, die Sie mir heute zeigen, zurückzubleiben, Sie ſind nicht der Mann, der, wenn ihm die letzte Hoffnung, ein Fürſtenthum zu erben, genommen wird, mit der Gemüthsruhe eines Diogenes zuſieht. Sie wiſſen eine Tonne ſehr wohl von einem Schloſſe zu unterſcheiden und werden jedenfalls Herrn von Schlettendorf junior weit lieber in eine ſolche verpackt ins Land, wo der Pfeffer wächſt, ſpedirt ſehen, als einmal ſelbſt Ihre Wohnung darin aufſchlagen; was Ihnen, meines Erachtens, allein übrig bliebe, wenn einſt der Herzog nicht mehr iſt und Clemens Schlettendorf ſich Herr zu Emſa Ravenſtein ſchreibt.

Der Graf lächelte. Sie, mein vortrefflicher Monsieur Paul, sind jedenfalls nicht mit dieser Verbindung einverstanden — das sehe ich.

Nein!

Es ist glücklicherweise keine Sache, die zu Ihrem Geschäftsdecernat gehört, wenn Sie auch so etwas wie unser Minister des Hauses sind.

Antoine machte alle diese Antworten und Bemerkungen mit einem so spöttischen Tone, daß Paul dadurch immer mehr in tiefster Seele gereizt wurde und seine Empörung über des Grafen Zweizüngigkeit, die Verzweiflung, seine Hoffnungen so bitter getäuscht zu sehen, immer höher wuchs.

Ich habe nicht darüber zu entscheiden, darin haben Sie Recht, Graf Antoine, antwortete er deshalb mit zornergröthetem Gesicht — aber vielleicht habe ich dennoch ein Recht, meine Meinung darüber zu sagen.

Ein Recht?

Zu einer Verbindung gehören zwei Parteien, mein Herr Graf, und wenn die eine Partei auch meine Meinung nicht in Betracht zieht, so . . .

Thut es vielleicht die andere um deste mehr, fiel Graf Antoine ein. Das muß ich freilich einräumen. Und dieser Partei gegenüber fühlt sich Ihr zartes und scrupulöses Gewissen wol gedrungen, Ihre

Meinung äußerſt eifrig und feurig geltend zu machen?

Mein Gewiſſen fühlt ſich allerdings gedrungen, immer zu reden, wie ich denke und fühle.

Wie Sie fühlen! Sie haben den rechten Ausdruck gewählt. Es iſt nur das räthſelhaft und mir unbegreiflich, daß Ihr Gewiſſen und Ihr Gefühl hier in ſo ſchöner Harmonie ſtehen!

Ihnen, Graf Anteine, mag allerdings manches räthſelhaft und unbegreiflich ſein, was mit Gewiſſen und mit Gefühl zuſammenhängt!

Graf Anteine zog ſeine Brauen zuſammen, er biß ſich auf die Lippen — dann lächelte er ſpöttiſch und erwiderte: Ich kann allerdings in dieſen Dingen bei Ihnen in die Lehre gehen, das räume ich Ihnen ein. So werden Sie mich gewiß darüber aufklären, wie das Gewiſſen Ihnen erlaubt, hier den Rathgeber einer Partei zu machen, da Sie nur der Diener meines Oheims ſind, dem Sie Ihren Dienſteid geſchworen haben; da Ihre Pflicht Ihnen alſo vorſchreibt, ſeinen Willen zu vollführen und weiter nichts!

Wenn meine Stellung hier ſich nicht mit meiner Anſicht über die Angelegenheit, von der wir reden, verträgt, ſo werde ich dieſe Stellung aufgeben.

Sie ſpielen keck: Va banque! Nun — Sie haben

Recht. Da ſich die Sache ſchwerlich ändern läßt, thun Sie allerdings am klugſten . . .

Nicht ändern? fiel Paul ein. Ich hoffe zu Gott, ſie läßt ſich ändern!

Haben Sie Mittel dazu?

Vielleicht!

Welche?

Meinen feſten Willen, der nichts auf Erden, und ſollte es um Leben und Tod gehen, ſcheuen wird, von Leonie ein entſetzliches Unglück abzuwenden!

Ihren Willen? ſagte Graf Anteine höhniſch, aber er betrachtete Paul von der Seite mit einem ſo ſcharfen, ſtechenden Blicke, als hätte er dieſem bis auf den Grund der Seele ſchauen wollen, um zu erforſchen, wie weit die Energie dieſes Willens gehen könne.

Meinen Willen, antwortete Paul, ſich erhebend; und deshalb, mein Herr Graf von Spaville, ſollten Ihnen für den Fall, daß dieſe Verbindung zu Stande kommen würde, von dem alten Baron Zuſicherungen gemacht ſein, welche Ihnen dieſe Angelegenheit heute unter einem ſo ganz andern Lichte erſcheinen laſſen, als dies noch vor kurzem der Fall war — ſo . . .

Nun, ſprechen Sie aus, ſagte Graf Anteine, als er ſah, daß Paul, ſtatt weiter zu ſprechen, ſeine Gedanken unter einem bitter ſpottiſchen Lächeln verbarg.

So machen Sie auf diese Zusicherungen hin keine Schulden, Graf Antoine — die Hypothek wäre unsicher! Und mit einem stolzen Kopfnicken schritt er davon.

Impertinenter Mensch! murmelte Graf Antoine zornig zwischen den Zähnen, und als die Thür sich hinter dem Forteilenden geschlossen hatte, brach er in einen schwergewichtigen Matrosenfluch aus.

Bei allen Teufeln, sagte er dann, dies ist mehr, als ich dir verzeihen werde! Du wirst mich kennen lernen, Monsieur Paul, und wahrhaftig, es wird Zeit, daß du mich kennen lernst, denn du wirst entschieden zu übermüthig!

Und damit legte er die Hände auf dem Rücken zusammen und ging im Zimmer auf und ab, bei sich überlegend, welchen Weg er einschlagen solle, um Paul möglichst bald für immer aus der Nähe Leonie's und vom Hofe seines Oheims zu entfernen, was ihm dringend nöthig schien. Er hatte ja vom Herzog vernommen, welche Anerbietungen Schlettendorf mache. Die Aussicht, welche Antoine damit eröffnet wurde, war viel zu glänzend, als daß dieser nicht sofort hätte die Pläne fallen lassen, die er auf die Neigung Leonie's für Paul gebaut. Er sagte sich sofort, daß sein Vortheil auf der Seite einer Verbindung, wie Schlet-

tendorf sie betrieb, liege; denn alles wohl erwogen und durchdacht, war es doch weit wahrscheinlicher, daß Schlettendorf, der über Geld und einflußreiche Freunde zu gebieten hatte, ihm die niederländischen Güter verschaffe, als daß sein Glück erblühen werde aus einer häuslichen Katastrophe und einer Familientragödie im Hause Angluve, bei welcher er, Antoine, den Intrigant spiele. Es war das ein recht guter Anschlag gewesen, so lange er keine besseren Aussichten zu verfolgen hatte. Jetzt aber, schien ihm, hatte sich die Lage der Dinge wesentlich zu seinen Gunsten gebessert, und obendrein versprach alles glimpflicher und ruhiger abzulaufen, als bei einer Entwickelung der Dinge, in welcher eine schimpfliche und schmachvolle Geschichte die Hauptrolle spielen sollte. Allerdings, Antoine war nicht der Mann, der vor so etwas zurückbebte, wenn es zur Erreichung seiner Zwecke gerade nothwendig war. Wenn es aber vermieden werden konnte, so war es unendlich viel besser, und es war ihm jedenfalls, Antoine mochte nun über aristokratische Principien denken, wie er wollte, es war ihm selbst jedenfalls außerordentlich viel lieber, einen Baron zum Vetter zu bekommen, als einen Notarier, einen Actenmenschen, einen Schreiber!

Was diesen letztern anging, so hatte sich freilich

Antoine von Epaville alles angelegen ſein laſſen, um ſeine Neigung zu ſchüren, um ihm Hoffnungen zu erregen, um ihn kühn und unternehmend zu machen. Aber Antoine hatte mit der Naivetät des Egoismus wenig daran gedacht, bei der neuen Richtung, welche ſeine Gedanken genommen, den Rechnungspoſten Paul als weſentlich zu berückſichtigen. Er ſah zu tief auf dieſen unerfahrenen Jüngling ohne Welt- und Menſchenkenntniß herab; trotz aller revolutionären und demokratiſchen Anſichten, zu denen Antoine ſich bekennen mochte, war ihm doch der namenloſe deutſche Schreiber keine Perſönlichkeit, die eine Berückſichtigung verlangte, wenn es ſich um das Haus Anglure und deſſen Intereſſen handelte. Als Paul zu ihm gekommen, hatte Antoine noch nicht einmal einen Plan gefaßt, wie er ſich ihm gegenüber von nun an betragen wolle, welche Mittel er anwenden wolle, um den hohen Flug der Gefühle und Anſprüche, den er, Antoine, ſelbſt aus allen Kräften begünſtigt und angeſpornt und beſchwingt hatte, wieder zu mäßigen, zu dämpfen und zu feſſeln. Hätte er ſich die Zeit genommen, das zu überlegen, wäre er auf Paul's Beſuch vorbereitet geweſen, ſo würde er vielleicht Mittel gefunden haben, um ihn mit einer weniger gereizten Stimmung, mit weniger bitterer Entrüſtung von ſich

zu senden. So aber schieden die beiden Männer als unversöhnliche Feinde voneinander; Antoine hätte sich blos etwas sicherer in der Gunst seines Oheims zu fühlen brauchen, und er hätte sich sofort zu diesem begeben, um ihn zu veranlassen, Paul als einen für die Ruhe Leonie's und die Zukunft der Prinzessin gefährlichen Menschen von seinem Hofe zu jagen. Aber des Herzogs Vertrauen auf Paul schien ihm zu fest gewurzelt, als daß er annehmen durfte, daß sein Zeugniß wider denselben beim Herzoge sehr ins Gewicht fallen könnte. Es war nur indirect etwas zu erreichen; er wollte mit dem alten Baron Schletten-dorf sprechen; durch den war in dieser Angelegenheit jetzt sicherlich augenblicklich alles zu bewerkstelligen!

Die Stimmung, in welcher Paul den Grafen verließ, brauchen wir nicht zu schildern. Seine Empörung, von diesem mit so beispielloser, unverschämter Zweizüngigkeit behandelt zu sein, war nur noch dadurch gesteigert, daß er nicht anders konnte, als die Wahrheit von manchem fühlen, was ihm Antoine gesagt hatte; daß er, trotz seiner Leidenschaft für Leonie, die ihn allerdings über die wahre Lage der Dinge verblenden mochte, doch das innere Bewußtsein in sich tragen mußte, wie er sich Antoine gegenüber in einer Rolle befunden, auf welcher aber alles andere, als der

Schein der Ehrenhaftigkeit und männlicher Würde lag. Dies stachelte doppelt die Verzweiflung, in welcher er sich befand. Er war eine zu stark angelegte Natur, ein zu energischer Charakter, er hatte sich in den schönen Traum, der während der letzten Tage ihn umgaukelt, zu tief eingesponnen — auf Leonie zu entsagen, vermochte er nun und nimmermehr! Und doch, wie waren heute alle seine Hoffnungen so bejammernswerth tief gesunken! Wie teuflisch hatte dieser Graf Anteine in seine heißglühende Brust den eisigen Strom bohnischer Wahrheiten gegossen! Und wie beängstigend, erdrückend grinste ihn von allen Seiten die nackte Thatsache an, daß er nichts, gar nichts vermöge, um Dinge zu ändern, in denen ihm der Tod zu liegen schien! Leonie's Hoffnungen auf die Marquise von Trouvère — wie kamen sie ihm in diesem Augenblicke chimärisch vor!

Und doch — was blieb ihm anders übrig, als zunächst diese Hoffnungen zu verfolgen? Schon allein deshalb, weil es Paul plötzlich wie mit einer stürmischen Gewalt erfaßte und ihn hinausdrängte, in die Weite, ins Freie — als ob er einen Kampf bestehen müsse mit der ganzen Welt, ehe er einen Siegespreis erringen könne, um den er sich stark fühlte, eben mit einer ganzen Welt zu ringen, den er nicht fahren

laſſen konnte und wollte, und hätte er auch ſeinen Weg zu ihm ſich bahnen müſſen durch Flammen und Verderben!

In der That, hätte Graf Antoine Paul Bronckhorſt beobachten können in der Einſamkeit ſeines Zimmers, hätte er alle dieſe Symptome einer verzweifelnden Leidenſchaft ſchauen können — er hätte es vielleicht ängſtlich betroffen bereut, mit dieſem Charakter ein frivoles Spiel getrieben zu haben.

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

Von dem Treibjagen und was sich dabei ereignet hat.

Eine ziemlich starke Nebeldecke hüllte am folgenden Morgen die Residenz von Emsa-Ravenstein und den ganzen Horizont ein, den diese beherrschte. Es war nicht just ein Nebel, den man mit Messern zerschneiden und in allerlei Formen als Landesmerkwürdigkeit den Fremden präsentiren kann, wie er in den letzten Monden des Jahres in unsern Gegenden wol zu herrschen pflegt; er war gerade auch nicht in einem Bierglase aufzufangen und mit Zucker und Arak oder Rum zu einem angenehmen, grogähnlichen Getränk zusammenzurühren, wie das in den Straßen der Weltstadt an der Themse vorkommen soll. Aber er war stark genug, um den Blicken den Sehkreis bis auf eine ziemlich nahe Distanz zu verengen und ein Treibjagen als ein mißliches Ding bei solchen Witte-

rungsverhältniſſen erſcheinen zu laſſen. Auch fand um die neunte Stunde des Morgens auf dem Perron der Schloßtreppe von Marienborn eine ſchließliche Berathung ſtatt, ob man nicht das ganze fürſtliche Jagdvergnügen lieber auf den folgenden Tag verſchieben ſolle. An dieſer Berathung nahmen Theil der Herzog von Anglure, der Graf Antoine von Spaville, Monſieur Bouquet, der Generaldomäneninſpecter de son Altesse Sérénissime, und der den Poſten des Grand-Veneur am emſa-ravenſteiniſchen Hofe ausfüllende Forſtmeiſter. Auf dem Hofe, in Erwartung des Endbeſchluſſes dieſer Conferenz bewegte ſich eine Gruppe, beſtehend aus eingeladenen Herren, den Spitzen der Behörden des Fürſtenthums; als zum Beiſpiel einem kleinen dicken Herrn in grüner Pikeſche mit gelben Klappenſtiefeln, als welcher in ſich die Summe des Rechtslebens im Lande darſtellte; es war dies Herr Randermann, der Hofrichter, der Juſtitiar der höchſten adminiſtrirenden wie judicirenden Landesbehörde, dem Herr Moorhahn, ſeit er mit ihm zu thun gehabt hatte, wegen ſeiner Derbheit nachſagte, es ſei dieſes summum jus von Emſa-Ravenſtein eine summa injuria. Sodann war da eine urteutoniſch lang aufgewachſene Geſtalt mit düſter dräuenden Brauen, welche als techniſches Mitglied deſſelben Tikaſteriums

den Titel Bauinſpector, oder beim Herzoge: Inspecteur des ponts et chaussées führte; ferner der Herr Landrentmeiſter; und endlich der commandirende Hauptmann Francker, heute in grüner Civiltracht — während zwei ſeiner Grenadiere in ihrer blauweißen Uniform gar ſtattlich an der Schloßtreppe ſich ausnahmen, wo ſie mit den in Armeslänge aufgeſtoßenen Musketen ihrem Kriegsherrn die Honneurs machten.

Die Conferenz ſchwankte eine Weile, welchen Entſchluß faſſen, bis zwei Rückſichten den Ausſchlag gaben. Die erſte war die Verſicherung des Forſtmeiſters, daß der Nebel ſich nicht in die Höhe ziehen, ſondern herunterkommen werde, um den ſchönſten und heiterſten Sonnenſtrahlen von unumwölktem Himmel Platz zu machen; eine Veränderung der Decorationen, welche das wetterkundige Mitglied der Geſellſchaft noch ganz beſtimmt vor Eintritt der elften Stunde des Morgens in Ausſicht ſtellte; und die zweite, von Graf Antoine von Epaville geltend gemachte Rückſicht war, daß die zwei Herren von Schlettendorf, die der Verabredung zufolge ſich von ihrem Hauſe her auf dem Rendez-vous einfinden ſollten, zuverläſſig daſelbſt bereits angekommen ſeien, und daß man ſie nicht vergebens dort harren laſſen dürfe.

So befahl denn der Herzog, die Pferde vorzufüh-

ren. Die Pferde ſtanden geſattelt in den Ställen; das Pflaſter des Hofes ertönte alsbald von ihren Hufſchlägen, und alles eilte zu den Sätteln, um mit mehr oder weniger Gewandtheit das Kunſtſtück zu löſen, hineinzukommen, was je nach dem Maße der gehabten Uebung natürlich mit ganz bedeutendem Unterſchied in der Schnelligkeit von ſtatten ging. Am ſauerſten wurde es der kleinen wohlgenährten Summa Injuria, die mehrmals an der tückiſchen Centripetalkraft des Erdkörpers ihre tapferſten Anſtrengungen ſcheitern ſah, um auf den Rücken eines ſtarken hochbeinigen Gaules zu kommen, den der Stallmeiſter vielleicht mit einiger maliciöſen Abſichtlichkeit ausgeſucht hatte.

Rufen Sie, ſchrie ihm der lange Techniker, der triumphirend längſt auf ſeiner kleinen Stute ſaß — rufen Sie doch die vierzehn heiligen Nothhelfer an, Herr Collega — aber nehmen Sie ſich in Acht, daß ſie nicht alle vierzehn zumal kommen und Ihnen unter die Arme greifen; denn dann fliegen Sie ſicherlich auf der andern Seite wieder hinunter!

Uf! ſagte der Hofrichter, von dieſem Spott zum Aufgebot ſeiner ſämmtlichen Kräfte geſtachelt, und im nächſten Augenblick wälzte ſich der kleine Mann richtig über Rücken und Mähne ſeines ſchweren Roſſes herüber.

Na, da ſind Sie ja, gratulirte der Bauinſpector; war mir auch nicht bange; die Juſtiz iſt gewohnt, auf ſolchen „Saumroſſen" zu reiten!

Richtig, antwortete der Hofrichter, namentlich in Gegenden, wo Ihr die Wege und Brücken gebaut habt, Collega Pontifex!

Der Inspecteur des ponts et chaussées lachte und ſagte dann, während er neben dem Hofrichter als Nachtrab des kleinen Zuges den Schloßhof verließ:

Aber wo iſt denn der Herr Geheime Cabinetsſecretär Brenckhorſt — der wird doch heute nicht fehlen?

Es ſcheint, er bleibt zu Hauſe, um der Prinzeſſin Geſellſchaft zu leiſten; die wird heute auch nicht bei der Jagd erſcheinen, hör' ich von Monſieur Bouquet, ſie iſt unwohl!

Der Herr Cabinetsſecretär, meinte der Bauinſpector, ſind doch ſonſt ſo eifrig bei der Hand, wo von den fürſtlichen Beamten „Böcke geſchoſſen werden".

Gott ſei's geklagt, antwortete der Hofrichter; es iſt nichts ſchlimmer, als mit ſolch einem eifrigen jungen Manne zu thun zu haben, der immer mit vollem Winde ſegelt und mit denen hadert, die klüger ſind und ihre Kräfte ſchonen, um dann deſto länger damit auszureichen!

Ja, ja, ein gewaltiger Arbeiter iſt er, der Herr Geheime Secretär, fiel der Bauinſpector ein . . . aber, wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, mein Mann iſt er auch nicht!

So hoffärtig und herrſchſüchtig, wie man ihm wol nachſagt, ſcheint er mir nicht gerade zu ſein, meinte der Hofrichter, indem er vorſichtig den raſchen Schritt ſeines Roſſes zügelte; aber dennoch kann man nicht leugnen, daß er unſereinem gegenüber gar ſehr das „höhern Ortes" ſpielt! Wenn er ſeinen Vortheil verſtände, ſo würde er mehr die Geſellſchaft ſeiner Amtscollegen ſuchen und gute Kameradſchaft mit ihnen halten.

Weshalb, ſagte der Bauinſpector, ſich räuſpernd, ſieht er ſich nicht unter den Töchtern des Landes um und richtet ſich häuslich unter uns ein?

Ja, meinte der Hofrichter, dem einige erwachſene Töchter den Familienkreis verſchönten — es iſt nicht zu leugnen, daß dieſer Umſtand etwas Befremdliches hat und nicht gerade für unſern jungen Mann ſpricht!

Während ſo die beiden würdigen Beamten in ihrem Zwiegeſpräch mit gedämpfter Stimme dem Luft machten, was in den Herzen der meiſten fürſtlichen Beamten für den thätigen, ſcharf durchfahrenden, gegen alle Dienſtvernachläſſigungen ſchonungsloſen Geheimen Secretär und Cabinetsrath der Durchlaucht

ſchlummerte, einem Gefühle, welches ein geiſtreicher Franzoſe treffend une haine respectueuse nannte — und dabei doch, einer des andern Gedanken ausforſchend, den Ausdruck dieſes Gefühls klug mäßigten — während deſſen ritt Graf Anteine von Epaville neben der Durchlaucht an der Spitze der kleinen Cavalcade, ebenfalls mit niemand anders, als Paul Bronckhorſt beſchäftigt.

Seit der Unterredung, welche der Herzog mit ſeinem Neffen über die Bewerbung Schlettendorf's gehabt hatte, war jener offenbar in einer andern Stimmung gegen Anteine als vorher. Er behandelte ihn nicht mehr mit der eiſigen, apathiſchen, ſich immer gleichbleibenden Kälte wie früher. Nach den mit Schlettendorf getroffenen Verabredungen war für Anteine geſorgt. Herzog Gaſton hatte ihm gegenüber nicht das drückende Gefühl einer gewiſſen Verantwortlichkeit für das ſchlimme Schickſal des von ihm Enterbten mehr; und ohne ſich gerade darüber Rechenſchaft zu geben, war ihm doch jetzt ein Stein vom Herzen genommen. Dazu kam, daß Gaſton von Anglure eine dunkle Ahnung hatte, als ob er noch auf bedeutenden Widerſtand bei ſeiner Tochter ſtoßen werde, bevor alle Verhältniſſe geebnet und alles ſo geordnet ſein könne, wie er es wünſchte. Denn was er an-

fangs so unwillig aufgenommen hatte, der Gedanke an eine Heirath zwischen Leonie und Clemens, das war jetzt schon sein lebhafter Wunsch geworden, seitdem er die Süßigkeiten geschmeckt, die für ihn in der Aussicht auf ein Ende aller Sorge und auf friedliche Ruhe des Gemüths lagen! Aber Leonie — Leonie schien noch sehr weit entfernt von diesem Standpunkte der Resignation; von ihr schien noch ein hartnäckiger Widerstand nicht zu den unmöglichen Dingen zu gehören. Und in diesem Falle war Antoine ein natürlicher Bundesgenosse des Herzogs. Das fühlte Gaston von Angluze wol mehr, als er es sich deutlich aussprach. Es war überhaupt seine Art nicht, sich die Sachen und Verhältnisse klar gefaßt und logisch scharf gesondert und gegenübergestellt vor Augen zu halten. Desto klarer und bewußter sprach Antoine von Espaville sich über die veränderte Lage der Dinge aus, und er beschloß, sie sofort zu benutzen.

Und Monsieur Bronckhorst? sagte er, nachdem sich die Unterhaltung eine Weile um die Jagdaussichten des Tages bewegt hatte.

Monsieur Bronckhorst, versetzte der Herzog ist auf und davon; er hat mir durch Bonquet diesen Morgen in der Frühe sagen lassen, daß er augenblicklich verreisen müsse und einen Urlaub von vierzehn Tagen verlange.

Und er hat nicht persönlich um den Urlaub nachgesucht?

Wie es allerdings schicklicher gewesen wäre, versetzte der Herzog — nein!

Seltsam! sagte Antoine. Man sollte fast denken, Monsieur Bronckhorst beabsichtige, nicht zurückzukehren von dieser Urlaubsreise.

Warum denken Sie das, Antoine? fragte der Herzog lebhaft.

Es ist blos eine Idee, welche mir kommt!

Sie haben Gründe dazu.

Gründe nicht weiter, als allenfalls zu dem Wunsche, mein durchlauchtiger Oheim möchte diesen Herrn nicht eben dringend zur Rückkehr auffordern, wenn meine Ahnung eintreffen sollte.

Ich begreife das alles nicht. Bronckhorst ist mir ein treuer und zuverlässiger Diener gewesen, den ich gar nicht zu ersetzen wüßte!

Antoine schwieg eine Weile, dann sagte er: Weshalb soll ich es Ihnen nicht gestehen, mein theurer Oheim — ich glaube, daß der arme Teufel Prinzessin Leonie zu tief in die Augen geschaut hat.

Ah bah! das ist unmöglich! rief der Herzog aus — das ist eine Insinuation Ihrer bösen Zunge, Antoine — geben Sie mir damit, Bronckhorst ist ein

geſcheidter, vernünftiger Menſch — und Sie, Sie ſind ein Verleumder!

Ich ſchweige, verſetzte Antoine unterwürfig und völlig zufrieden damit, daß er den trefflichen Oheim auf etwas vorbereitet hatte, was Baron Schlettendorf nun, wenn Antoine erſt mit ihm geredet, beim Herzoge weiter ausführen mochte!

Die Vorausſagung des Forſtmeiſters hatte unterdeß begonnen, ſich zu bewähren; in die ſtille Nebelſchicht, welche Flur und Wald den Morgen hindurch bedeckt hatte, war eine gewiſſe Bewegung gekommen. Es begann ein Hin- und Herwogen der Dünſte, das ſtellenweiſe einem verſchleierten Lichtſchein der Sonne, die wie eine mattſchimmernde Lampenkugel über dem Chaos ſtand und bald hervortrat, bald wieder verſchwand, Raum ließ. So gelangte man zu einer kleinen Waldwieſe, wo das Stelldichein war. Mit einer luſtigen Hörnerfanfare empfingen hier die harrenden Jäger und Büchſenſpanner die Ankommenden. Baron Schlettendorf und Clemens waren in der That bereits eingetroffen. Man ſtieg von den Pferden, man begrüßte ſich und dann nahm man von dem Jagdperſonale die Gewehre und Taſchen entgegen. Der Forſtmeiſter erſuchte darauf die Herren, ihm zu folgen, um ihre Plätze von ihm angewieſen zu er-

halten; er ſtellte die ganze Geſellſchaft in Entfernungen von etwa hundert Schritt in einem weiten Bogen auf, der ſich von dem Rendezvousplatze, in deſſen Nähe dem Herzog ſein Stand bezeichnet wurde, bis zu einem Fahrwege erſtreckte, welcher letztere das Terrain des erſten Triebes abſchnitt. Graf Antoine von Spaville und Clemens von Schlettendorf, der letztere zunächſt dem Wege, erhielten ihre Plätze hier auf dem äußerſten Flügel. Der Nebel hatte ſo nachgelaſſen und war ſo im Verziehen begriffen, daß das Treiben beginnen konnte.

Die Herren ſtanden jeder lautlos auf ſeinem Platze, im Gebüſche, neben hohen Stämmen, oder im Schutz dichter Wallbecken. Sie hatten eine Weile volle Muße, das Naturſchauſpiel eines ſchwindenden Nebels in ſeinem Kampfe mit den immer mächtiger werdenden Sonnenſtrahlen zu beobachten, gegen die das feuchte Gewölk ſich vergebens zu ſträuben ſcheint, indem es ſich in die Wipfel der alten Bäume wirft, als ob es ſich daran feſtklammern wollte; während alle Blätter an dieſen alten Bäumen, wie aus Verzweiflung, daß ſie dem armen Nebel nicht helfen können, ihre hellen Thränen weinen, in dicken Tropfen, die an jedem Zweige und jedem Blatte hangen.

Nach und nach wurde vor den Schützen die Aus-

ſicht ganz frei; in der Ferne wurden die Rufe des Treibervolks vernehmbar, das langſam näher kam. Einzelne Schüſſe fielen bereits; doppelt geſpannt ſpähten die Jäger auf das Terrain, welches vor ihnen lag und auf welchem jetzt jeden Augenblick das Aufſuchen irgendeines Wildes zu erwarten war. Das Hallo der Treiber wuchs, die Schüſſe mehrten ſich; es begann endlich das beinahe peletonartige Feuern, welches anzeigt, daß das Wild mit ſeiner Kernmaſſe vor der Reihe der Schützen angekommen und am Durchbrechen iſt — dann wieder wurden die Schüſſe ſeltener; ſie erſtarben endlich. Und nun, während zugleich die Treiber ankamen, verſammelten ſich die ſämmtlichen Schützen; die eingeladenen Herren von der Beamtenſchaft eifrig, gerötheten Antlitzes, ihre Beute höchſteigenhändig hinter ſich herſchleppend; die andern mit läſſiger Ruhe daher kommend und ihr erlegtes Wild den Treibern überlaſſend, die es zuſammentrugen und vor dem Forſtmeiſter hinlegten. Dieſer „ſtreckte" die Beute nach der regelrechten Ordnung; in erſter Reihe einen Edelhirſch, in der zweiten drei Thiere, in der dritten einen Rehbock, in der vierten einen Fuchs, ein Dutzend Haſen und eine wilde Katze.

Es folgte nun die gewöhnliche lebhafte Debatte; es wurde geſprochen und geſtritten, wie die einzelnen

erlegten Stücke „anzusprechen" seien, wobei jeder an den Tag zu legen strebte, daß er durch richtiges „Ansprechen" aller „Zeichen", der Stärke der „Stangen", „Rosen" und „Perlen" ein „hirschgerechter" Jägersmann sei, das heißt jedes erlegten Stückes Edelwild Gattung, Alter und Eigenschaften im richtigen Weidmannsjargon zu bestimmen wisse. Besonders lebhaft mischte sich der kleine Hofrichter ins Gespräch, bis er bemerkte, daß die Augen des langen Baninspectors mit einem listigen Lächeln fest auf ihn gerichtet waren.

Ah, Collega, sagte er, Sie lauern darauf, daß ich mich verspreche, und wollen mich dann denunciren, damit ich richtig meine drei „Pfunde" bekomme!

Sie haben aber doch Pfunde genug, mein' ich, Collega von der Justiz! antwortete kaustisch der Baninspector, mit einem Blick auf die wohlbeleibte Gestalt der „Summa Injuria".

Das entstehende Gelächter unterbrach der Baron Schlettendorf.

Wo ist denn aber Clemens? sagte er, sich umschauend, da sein Sohn immer noch nicht unter den Herbeigekommenen war.

Er hat sehr früh geschossen, dann nicht wieder, entgegnete Graf Anteine, der ihm während des Treibens zunächst gestanden hatte.

Dann hält er vielleicht noch immer bei einem erlegten Kapitalhirsch Wacht, entgegnete der Herzog — ist denn keiner von den Jägern oder Treibern an seinem Stand gewesen, um zu sehen, ob etwas herzutragen sei?

Es war niemand dagewesen; Graf Antoine und ein Büchsenspanner machten sich auf den Weg, um Clemens herbeizuholen. In diesem Augenblicke ertönte ein helles Geschrei. Als aller Blicke der Richtung folgten, woher es kam, sahen sie einen blondköpfigen Bauernjungen zwischen den Zweigen der nächsten Wallhecke durchbrechen, wobei er aus Leibeskräften in seinem Plattdeutsch schrie: Kommt einmal her, kommt mal her — es liegt hier einer im Graben, der ist todt!

Um Gottes willen! rief Schlettendorf aus und faßte, todtenbleich werdend, nach der Schulter des Hofrichters, der neben ihm stand, gleich als ob er sich daran aufrecht erhalten wolle. Im nächsten Augenblicke stürzte er davon, dem Buben, der die Unglücksbotschaft verkündet hatte, entgegen.

Was ist, was ist geschehen? fragte der Herzog, als er erbleichende und entsetzte Gesichter rund um sich her wahrnahm, was ruft der Junge?

Er will eine Leiche gefunden haben, Durchlaucht, erwiderte der Forstmeister.

Das wolle Gott nicht! rief der Herzog aus und eilte mit allen noch Uebrigen davon, dem Baron nach, der unterdeß rasch ein paar Worte mit dem Buben gewechselt hatte und mit demselben bereits jenseit der Wallhecke verschwunden war.

Die ganze Gesellschaft stürzte im eiligsten Schritte dahin, über die Wallhecke fort, dann über ein langes Ackerfeld, über eine zweite Wallhecke, endlich über ein schmales Stück sandigen Heidegrundes. Dieser Heidegrund stieß an einen breiten, von einem trockenen Graben eingefaßten Fahrweg. In diesem Graben fanden die Ankommenden den Baron Schlettendorf über den regungslos daliegenden Körper seines Sohnes ausgestreckt.

Clemens — Clemens . . . jammerte der alte Mann — Clemens . . . und dann fuhr er auf, und während seine runden Augen rollend aus ihren Höhlen hervorzuspringen drohten, seine Haare sich sträubten, sein ganzes Gesicht einen schreckhaften Anblick darbot, rief er, die Hände ballend, aus: Wer hat mir mein Kind umgebracht, wer hat mir meinen Sohn erschlagen? Herzog, Sie müssen mir den Mörder stellen — ich will den Mörder haben, den Mörder!

Um Gottes willen, beruhigen Sie sich! rief der

Herzog dazwiſchen — was iſt denn eigentlich mit ihm geſchehen, iſt er denn todt?!

Der Forſtmeiſter und Graf Antoine hatten, ſobald ihnen Schlettendorf Raum dazu ließ, ſich des Körpers bemächtigt, ihn aufgerichtet, ihn geſchüttelt und beinahe zu gleicher Zeit riefen ſie jetzt aus: Er iſt todt!

Hier iſt die Wunde! ſetzte der Forſtmeiſter hinzu, indem er auf die linke Bruſt der Leiche deutete, wo eine Menge Blut durch das Tuch des Rockes drang.

Antoine riß haſtig die Kleider des Todten auf; es zeigte ſich alsbald eine heftig blutende, aber nicht große Wunde in der Gegend des Herzens.

Eine Schußwunde — er hat einen Schuß durchs Herz erhalten, ſagte der Herzog tief erſchüttert.

Wo iſt ſeine Flinte? fiel der Hofrichter hier ein, unterſuchen wir die Flinte, ob ſie abgeſchoſſen iſt — vielleicht hat er durch ein Unglück ſich ſelbſt getödtet!

Die Flinte wurde von einem Jäger, der ſie aufgenommen hatte, dem Hofrichter übergeben.

Sie lag hier im Heidekraut, ſagte der Jäger dabei, und ſie iſt noch geladen, das Pulver noch auf der Pfanne.

Der Baron Schlettendorf hatte mit Spannung ſich dem Jäger zugewandt.

Sie iſt noch geladen — ſchrie er jetzt — er iſt

ermordet, niederträchtig ermordet — o mein Kind, mein einziges Kind!

Der alte Mann warf ſich nochmals auf den Boden hin, auf die Leiche, umarmte und küßte ſie, und dann ſprang er wieder auf, raufte ſein Haar aus und plötzlich rannte er eine Strecke querfeldein und ſetzte ſich unter den Stamm einer verkrüppelten Fichte, die hier einſam auf dem ſandigen Boden aufgewachſen. Dort krümmte er ſich förmlich ineinander, die Stirn auf die hochaufgezogenen Knie gepreßt, während ein Strom von Thränen aus ſeinen Augen tropfte, ſeine Bruſt hochauf arbeitete, als müſſe ſie nach Luft ringen, ſeine Hände krampfhaft ſich öffneten und wieder verſchränkten. Mit zagenden Blicken verfolgten die Umſtehenden dieſe Bewegungen, dieſe erſchütternden Anzeichen eines mit dem Wahnſinn ringenden Schmerzes.

Wir haben es alſo mit einem Mord zu thun, ſagte der Hofrichter, die Umſtehenden ernſt fixirend; dann ſich zum Herzog wendend, fuhr er fort: Geruhen Ew. Durchlaucht vielleicht zu befehlen, daß . . .?

Daß Ihr Eure Pflicht thut, Hofrichter, entgegnete der Herzog kurz. Ihr könnt dazu über alle meine Leute verfügen. Meine ſämmtlichen Diener haben den Anordnungen des Hofrichters Folge zu leiſten, ſetzte er gebietend hinzu.

Nun wol, nahm der Hofrichter das Wort, die Leiche kann aufgenommen und nach Haus Schlettendorf gebracht werden. Ich werde noch den Nachmittag mit dem Gerichtsarzte dorthin kommen, um die Obduction vernehmen zu laſſen. — Hat einer der Anweſenden einen Verdacht zu äußern?

Dieſe Aufforderung wurde mit allgemeinem Stillſchweigen aufgenommen.

Hat keiner einen Verdacht? wiederholte der Mann des Geſetzes.

Es kam abermals keine Antwort.

Sie werden die einzelnen Theilnehmer der Jagd abgeſondert darüber vernehmen, ſagte Graf Antoine. Ich werde Ihnen dann meine Depoſitionen zu Protokoll geben.

Der Hofrichter ſah ſcharf den jungen Mann an, der hier in ſo beſtimmtem Tone ihm eine Weiſung, wie er verfahren werde, gab.

Sie waren der nächſte neben dem Baron Clemens? ſagte er.

Ich war der nächſte neben ihm, allerdings, verſetzte Antoine, aber ich ſtand jenſeit jener Wallhecke dort, auf dem Ackerfelde, und es war mir unmöglich, ihn zu ſehen.

Hm — ſagte der Hofrichter — Sie ſahen ihn

nicht von Ihrem Stande aus — Sie nahmen auch auf andere Weise nichts Verdächtiges, nichts irgend Auffallendes wahr?

Nichts — wenn nicht, daß der Schuß sehr im Anfange des Treibens fiel — ich hatte erst ein oder zweimal auf der ganzen Linie der Schützen schießen hören.

Und Sie gingen nicht bis an die Wallhecke heran, um hinüberzuschauen und zu sehen, was der Baron Clemens so früh schon, noch bevor das Wild angetrieben, erlegt habe?

Das konnte mir nicht einfallen, ich durfte ja meinen Stand nicht verlassen.

Und nachher hörten Sie an dieser Stelle hier nicht mehr schießen?

Nein.

Baron Clemens ist also vor ungefähr drei Viertelstunden — wir haben jetzt 11 Uhr, also um ein Viertel nach 10 — getödtet worden und zwar dem Anschein nach aus nächster Nähe, weil der Graf von Spaville den Schuß, den er vernahm, als von dem Getödteten selbst abgefeuert betrachtete. Wie viel Wild haben Sie erlegt, Herr Graf? wandte sich der kleine Hofrichter plötzlich rasch an den letztern.

Drei Stück.

Und fehlgeſchoſſen, wie oft?

Einmal.

Ich danke Ihnen. Alſo die Leiche wird nach Hauſe gebracht. Herr Forſtmeiſter, beſtellen Sie alle die Treiber, welche auf dem linken Flügel, Baron Clemens gegenüber, waren, auf morgen um neun Uhr in meine Amtswohnung. Und wir, meine Herren, begeben uns, denke ich, wenn es anders Se. Durchlaucht genehmigen, zunächſt alle heim; ich werde noch heute vielleicht einige der Anweſenden zu Protokoll zu vernehmen haben und bitte die Herren daher, ſich nicht zu weit von ihren Wohnungen entfernen zu wollen. Herr Forſtmeiſter, haben Sie die Güte, mir zwei von Ihren Leuten zur Dispoſition zu ſtellen.

Auf einen Wink des Forſtmeiſters traten zwei Jäger vor.

Unterſuche Er zunächſt, ob Er auf dem Feldwege dort noch friſche Spuren findet, ſagte der Hofrichter zu dem einen; erkundige Er ſich, ob während der letzten Stunde jemand zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen dieſes Weges gekommen; gehe Er bis in die nächſten Bauerſchaften und erforſche Er da, welche Perſonen dahergekommen ſein können.

Und dann zum andern gewandt, fuhr er fort.

Ihn kann ich nicht gebrauchen, ich will meinen

Auftrag dem Büchsenspanner Sr. Durchlaucht später mittheilen.

Und dabei winkte er diesen an seine Seite und befahl ihm, ihn zu begleiten.

Unterdessen hatte man mehrere der Jäger und Treiber, die sämmtlich einen dichten Kreis um die Gruppe der bestürzten Schützen geschlossen und mit allen Zeichen gespanntester Neugier diesen Verhandlungen lauschten, fortgeschickt, um Aeste zu einer Bahre herbeizuschaffen. Der Forstmeister ließ die Bahre, so gut es gehen wollte, durch seine Leute zusammenfügen, und man konnte dazu schreiten, die Leiche darauf legen und heimtragen zu lassen.

Während nun die kräftigsten unter den Treibern und Jägern die Last auf ihre Schultern nahmen schritt der Herzog rasch der alten Fichte zu, unter welcher noch immer der unglückliche Baron dasaß, versunken in seinen Schmerz, kämpfend mit seiner Verzweiflung. Es wagte niemand dem Herzoge zu folgen, aber die Blicke aller Anwesenden begleiteten ihn. Sie beobachteten, wie er sich über den Baron beugte; wie er ihm die Hand auf die Schulter legte; wie der Baron aufsprang; wie er mit einem Gesichte, das wild und schreckhaft anzusehen war, in seiner ganzen Größe aufgerichtet vor dem Herzog stand; wie er diesen

zurückstieß; wie er die Hand erhob wider seinen Fürsten und mit geballter Faust ihm zu drohen schien. Was er gesprochen, konnte keiner von allen, die Zeugen dieser Scene waren, vernehmen; aber keinem entging der Ausdruk von tiefer Bestürzung auf dem Antlitz des Herzogs, als dieser zurückkam und, den Forstmeister und den Grafen Antoine zu sich winkend, ohne ein Wort weiter zu reden, an der Gruppe der übrigen vorüberschritt. Er schlug mit jenen den Heimweg ein, und zwar zu Fuße, denn die Equipagen, welche die Herrschaften heimbringen sollten, waren erst auf den Nachmittag und an einen ganz andern Ort bestellt.

Der Hofrichter folgte ihm zunächst, neben sich den Büchsenspanner, den er vorher zu sich heran beschieden, und den er als einen schlauen, verwegenen Burschen kannte.

Friedrich, sagte er, nachdem er sich umgeschaut und vergewissert, daß niemand ihm nahe genug sei, um seine Worte zu verstehen — Friedrich, Er kennt mich und weiß, daß ich nicht der Mann bin, leere Drohungen zu machen . . .

Das weiß ich, Herr Hofrichter!

Daß, wenn ich ihm verspreche, Er wird ein Vierteljahr bei Wasser und Brot ins Loch gesteckt, diese

angenehme Zukunft Ihm blüht, Er mag zehnmal des Herzogs Leibdiener sein, und es mag für Ihn fürbitten, wer will . . .

Das kann ich mir wol denken, antwortete Friedrich etwas betroffen.

Nun, so sag' ich Ihm denn: ich habe einen Auftrag für Ihn; wenn er den geschickt ausführt, so ist Ihm eine ansehnliche Belohnung sicher; wenn Er sich aber gegen irgendjemand in der Welt verlauten läßt, daß er diesen Auftrag von mir erhalten habe, so kann Er sich darauf verlassen, daß ich ihn in besagter Weise maßregeln lasse.

Und der Auftrag ist?

Hat Er gehört, wie viel Stück Wild der Graf Antoine erlegt hat?

Ja — drei!

Richtig. — Und wie oft hat er fehlgeschossen?

Einmal.

Auch recht. Wer hat dem Grafen Antoine auf der Seite nach uns hin zunächst gestanden bei dem Triebe?

Ich glaube, es war der Herr Landrentmeister . . .

So erkundige Er sich, aber ganz unbefangen und wie ohne Absicht bei dem Landrentmeister, ob dieser sich erinnert, daß er wirklich vier Schüsse von

dem Stande des Grafen Antoine her habe fallen hören.

Das will ich ſchon machen, Herr Hofrichter, verſetzte Friedrich.

Zuerſt aber, und was noch wichtiger iſt, fuhr der Hofrichter fort — bemächtige Er ſich ſofort, ſobald Er jetzt nach Hauſe kommt, der Jagdtaſche des Grafen; zähle Er ungeſäumt die Patronen nach, welche ſich darin befinden. Es wird Ihm nicht ſchwer werden, dieſes unbeachtet auszuführen; der Graf hat die Taſche umbehalten; er wird, ſobald er ſeine Wohnzimmer im Schloſſe betritt, die Laſt abwerfen und ſich eilig zu ſeiner Gemahlin begeben, um dieſer das ſchreckliche Ereigniß zu erzählen. Er, Friedrich, hat alſo nur den Grafen immerwährend im Auge zu behalten. Wie viel Patronen muß er finden?

Ich habe geſtern Abend zwanzig fertige Patronen in die Jagdtaſche des Herrn Grafen gelegt.

Zwanzig. — Die Flinte, welche er dieſen Morgen dem Grafen auf dem Rendezvous übergab, war geladen?

Sie war geladen.

Der Graf hatte alſo zweiundzwanzig Schüſſe, nichts mehr?

Nein — für den Fall, daß mehr nöthig geworden wären, haben der Jäger Gerhard und ich noch einen Vorrath von Patronen bei uns; in die Jagdtaschen des Herrn Herzogs und des Grafen legen wir aber immer nur zwanzig, damit die Herrschaften nicht zu schwer zu tragen haben.

Gut — also zweiundzwanzig Schüsse waren dem Grafen zur Hand. Viermal hat er geschossen, zwei Patronen gebraucht, um neu zu laden; macht sechs; also sechzehn muß er noch haben. Nun seh' Er zu, ob noch sechszehn dasind. Mach' Er seine Sache geschickt. Zwischen drei und vier Uhr werde ich mit dem Arzt nach Schlettendorf hinausfahren. Noch vorher will ich Bericht von Ihm! Geh' Er jetzt, und bleib Er dem Grafen auf den Fersen!

Der Büchsenspanner nickte und warf dem kleinen Hofrichter einen Blick des Einverständnisses zu.

Und noch eins, sagte Herr Kandermann, bringe Er mir die Jagdtasche des Grafen mit, hört Er?

Friedrich versprach es und machte dann eifrig lange Schritte. Er verstand völlig, welcher Verdacht in der Seele des kleinen Hofrichters aufgestiegen war. Aber in die Rolle, welche er als Späher gegen den Neffen seines Herrn spielen sollte, fand er sich ohne Wider-

ſtreben. Graf Antoine war nicht der Mann, der ſich bei dem Dienſtperſonal ſeines Oheims beliebt gemacht hatte. Irgendjemand mußte die verbrecheriſche That begangen haben; irgendjemand mußte als Thäter entdeckt werden — und dafür büßen. Friedrich war es ganz recht, wenn dieſer jemand keiner von ſeinen Landsleuten, ſondern ein Fremder war, den niemand liebte!

Unterdeß wurde die Leiche Clemens von Schlettendorf's auf den Schultern ihrer vier Träger die nächſten Waldwege entlang nach dem alten Edelſitze heimgebracht. Der Nebel des Morgens war jetzt völlig verſchwunden; von einem klaren, dunkelblauen Himmel glänzte warm und goldig die Sonne in den Wald hinein und leuchtete beinahe blendend auf das hohe Gras, welches über den ſelten befahrenen und betretenen Holzwegen aufgeſchoſſen war. Die Droſſeln pfiffen, die Häher ſtießen ihre heiſern Schreie aus, das Geäſt der Baumkronen ſtreckte ſeine Zweige ruhig und ſtill über den kleinen Zug der langſam und gebeugt dahin Schreitenden. Die Natur nahm den Erſchlagenen mit jener vollſtändigen Gleichgültigkeit auf, in der etwas Höhnendes für den Schmerz des alten Mannes zu liegen ſchien, welcher der Leiche folgte. Dieſer ſchritt ſtumm, allein, ſchleichenden Ganges hinter

den Trägern her. Er hatte jeden Beistand zurückgewiesen; er hielt das Haupt gesenkt, und die ihn beobachteten, sahen, daß von Zeit zu Zeit eine Thräne über seine Wange glitt und in das Gras oder den Moosteppich, worüber seine Füße wegschritten, niederfiel. So kam man endlich vor dem alten Herrenhause an. Die schweren Schritte der Träger tönten auf der hölzernen Zugbrücke des Hofs, über welche der einzige Erbe dieses stolzen Herrensitzes an diesem Morgen selbstvertrauend, lebensmuthig ausgezogen war. Aber keine Klage und kein Weheschrei und keine Thränen empfingen die Leiche des Unglücklichen an der Schwelle des Vaterhauses. Die alten Mauern sahen nicht düsterer auf ihn nieder, als sie alle Tage blickten; als die Leiche in dem großen Saale niedergesetzt war, schauten die Gesichter aus den alten Ahnenbildern nicht anders als so wie immer auf den Erschlagenen nieder; die Männer stolz und kalt, die Frauen heiter und lächelnd. Auf diesen umpuderten Stirnen lag auch nicht der leiseste Schatten eines Zeichens, daß sie den erschütternden Schmerz des gebeugten Mannes theilten, der den letzten seines, ihres Stammes todt zu seinen Füßen liegen sah. Nur die Gestalten eines erstaunten, neugierigen, apathischen Dienervolks umgaben den Baron, sie

drängten ſich heran, flüſternd, läſtig durch unnützen Dienſteifer, läſtig durch ihr Daſein. Der alte Mann fühlte ſich allein, allein in ſeinem Hauſe, allein in der Welt, allein mit der Verzweiflung!

# Fünfundzwanzigstes Kapitel.

## Von dem Hofrichter und der Untersuchung.

Die Justiz wurde in dem Fürstenthum Emsa-Ravenstein von einem paar Untergerichten nach Maßgabe des Gemeinen Rechts in der Weise verwaltet, wie es auch unter der frühern Regierung, als das kleine Land noch Bestandtheil eines größern Reichsterritoriums war, geschehen. Die höhere Instanz stellte die Regierung dar, worin der Hofrichter als Referent der juristischen Angelegenheiten fungirte. Es hätte mithin die Untersuchung des vorliegenden Falles dem betreffenden Untergerichte gebührt; unser Hofrichter aber hatte wegen der Wichtigkeit dieses Falles beschlossen, die Untersuchung in eigener Person zu führen, und sich dazu von seinem Collegium sofort ein specielles Commissorium geben lassen. Er hatte unter seinen Augen die Obduction der Leiche des erschossenen jun-

gen Mannes vornehmen lassen. Diese Untersuchung stellte heraus, daß Clemens von Schlettendorf durch einen mit Rehposten geladenen Schuß getödtet worden. Mit Rehposten war die Hälfte der Patronen, welche bei der Jagd in Anwendung gekommen, geladen gewesen.

Am andern Morgen hatte der Hofrichter den Büchsenspanner Friedrich zu Protokoll vernommen, nachdem er schon am Tage vorher seinen vorläufigen Bericht erhalten. Friedrich hatte ausgesagt, daß er in der Jagdtasche des Grafen Antoine von Espaville nur funfzehn Patronen vorgefunden, und ferner, daß der Landrentmeister, der Jagdnachbar des Grafen, sich nicht erinnere, wie viel Schüsse der letztere abgefeuert.

Der Hofrichter hatte den Büchsenspanner über diese Aussage sofort vereidigt, auch sich die Tasche, wie der Mann sie gefunden, heimlich überbringen lassen.

Die dritte Vernehmung war die des Jägers gewesen, welcher den Auftrag erhalten hatte, nachzuforschen, ob um die Zeit der Verübung des Verbrechens irgendjemand den Feldweg entlang gekommen, neben welchem die Leiche gefunden worden war. Er sagte aus, daß er in Erfahrung gebracht, der Geheimsecretär Bronckhorst sei um jene Stunde des Wegs geritten; es war in der That der Weg, den Paul Bronck-

horst hatte nehmen müssen, da seiner Angabe nach ihn Geschäfte in die alte Landeshauptstadt gerufen hatten.

Der Hofrichter war noch mit Vernehmung dieses Mannes beschäftigt, als der Graf Antoine von Epaville in sein Geschäftszimmer trat, welches im ersten Stock des der Regierungsbehörde in der Stadt Emsa eingeräumten Gebäudes lag. Der Graf winkte dem kleinen Herrn, sich nicht stören zu lassen, und setzte sich ruhig in eine Ecke, bis der Hofrichter den Jäger entließ.

Sie sind bereits in voller löblichster Thätigkeit, sehe ich — sagte der Graf dann etwas ironisch und aufstehend, um einen Stuhl, der dicht vor dem Tische des Beamten stand, einzunehmen. Nun, wie stehen die Sachen? Haben wir Indicien? Ist die Justiz bereits bis zu einem Verdachte vorgedrungen?

Der Hofrichter antwortete keine Silbe auf diese Fragen, er beschränkte sich darauf, mit einem ernsten, forschenden Blicke und äußerst trockenem Tone zu erwidern: Sie werden jetzt die Gnade haben, sich vernehmen zu lassen, Herr Graf?

Dazu komme ich her — lassen Sie Ihren Herrn Actuar nur seine Feder schneiden, es wird einiges zu protokolliren geben.

Wir werden das gleich hören, nur einen Augenblick Geduld, versetzte Herr Kandermann.

Ich habe Ihnen Aufschlüsse zu geben, die Ihnen von Erheblichkeit scheinen werden, fuhr der Graf fort. Ich . . .

Darf ich bitten, daß wir der gesetzlichen Ordnung nach vorschreiten? Der Herr Actuar schreibt zuerst die Generalia nieder.

Der Actuar schrieb die Eingangsformeln des Protokolls auf einen frischen Bogen Papier; der Hofrichter ließ sich dann Namen, Alter, Geburtsort, Stand des Grafen angeben, gleich als ob er nichts von alledem wisse, und fuhr endlich fort: Sie standen gestern in der Reihe der Schützen dem Baron Clemens Schlettendorf zunächst?

Allerdings, aber getrennt von ihm durch die Wallhecke.

Wer stand Ihnen auf Ihrer andern Seite zunächst?

Der Landrentmeister.

War dieser Herr Ihnen sichtbar?

Nein, er war von mir durch ein Gebüsch getrennt.

Sodaß Sie, Herr Graf, von ihm nicht wahrgenommen werden konnten?

Wozu wünschen Sie das zu wissen?

Ich muß bitten, sich auf Antworten beschränken zu wollen.

So bitten Sie, mein Herr Hofrichter, ich werde

mir die Freiheit nehmen, dieſe Bitte zu erfüllen oder nicht, je nachdem es mir gefällt. Ich will wiſſen, ob Sie mit Ihrer Frage auf einen Verdacht zielen, der am Ende gar mich betrifft!

Herr Graf, ich erinnere Sie daran, was Sie der Juſtiz ſchuldig ſind!

Ich werde es immer vor Augen haben und deshalb von dem trennen, was ich Ihnen ſchuldig bin.

Gehen wir weiter, ſagte der Hofrichter, ſeinen aufkochenden Zorn bezwingend. Sie ſagten geſtern, Sie hätten vier Schüſſe abgefeuert — bleiben Sie heute dabei?

Allerdings! . . . aber nun . . .

Ich bitte . . . fiel ihm der Hofrichter kalt ins Wort. Herr Actuar, notiren Sie die vier Schüſſe. Haben Sie, als Sie den erſten Schuß hörten, den einzigen, wie Sie ſagten, der von dem Stande des erſchoſſenen Barons herübertönte, keinen Ruf, keinen Schmerzensſchrei, gar nichts vernommen, was Sie ſtutzig und aufmerkſam machen mußte?

Nichts, gar nichts, mein Herr Hofrichter; jetzt erlauben Sie mir aber endlich, Ihnen etwas mitzutheilen, was uns weiter fördern wird, als alle die pedantiſchen Fragen, die, das glauben Sie mir, ſie mögen nun ſehr geſetzlich und ſehr ordnungsmäßig ſein, verdammt langweilig und überflüſſig ſind. Ich will Ih-

nen ſagen, wer den jungen Schlettendorf erſchoſſen hat. Ich, den Sie höchſt lächerlicherweiſe im Verdacht zu haben ſcheinen, that es wahrhaftig nicht — aber der Geheime Secretär Paul Bronckhorſt hat ihn nieder geſchoſſen!

Der Hofrichter ſah den Grafen mit entſetztem Geſichte an.

Sie werden gewichtige Gründe zu dieſer Behauptung haben, mein Herr Graf, bevor Sie vor mir geradezu eine ſo ſchwere und unwahrſcheinliche Anklage erheben.

Ganz richtig bemerkt, entgegnete Graf Antoine; ich habe ſolche Gründe und werde ſie Ihnen nicht vorenthalten; Sie können ſie nachher mit aller ordnungsmäßigen Breite in Ihrem Protokoll ausſpinnen. Sie müſſen erſtens wiſſen, daß Herr Paul Bronckhorſt ſchon vor geraumer Zeit die Thorheit begangen hat, ſich raſend in meine Couſine, Prinzeſſin Leonie, zu verlieben. Sie müſſen ferner wiſſen, daß am Tage vor der Ermordung Clemens Schlettendorf's zwiſchen dem Herzog von Anglure und dem alten Baron Schlettendorf eine auf die Verbindung der Prinzeſſin und des Getödteten abzielende Verabredung ſtattgefunden hat. Dann, mein Herr Hofrichter müſſen Sie wiſſen, daß durch eine Unterredung zwiſchen der Prinzeſſin

und dem jungen Manne am vorgestrigen Tage diese Absicht sofort zur Kunde des letztern gekommen ist; und endlich und schließlich, daß am Nachmittage desselben Tags der Geheimsecretär Paul Bronckhorst in meinem Wohnzimmer bei mir gewesen ist, mir seine Verzweiflung über diese Verbindung ausgesprochen und zuletzt offen und unumwunden mir ins Gesicht erklärt hat, er werde diese Verbindung zu hintertreiben wissen. Natürlich habe ich darauf gefragt, welche Mittel er habe, diese Verbindung zunichte zu machen. Darauf lautete seine Antwort, die Mittel lägen in seinem festen Willen, der vor nichts zurückscheue.

Der Geheimsecretär Bronckhorst, fuhr Graf Antoine fort, hat darauf noch am Abend desselben Tags einen Urlaub zu einer Reise erbitten lassen; er ist kurze Zeit, nachdem wir zu unserer Jagd das Schloß verlassen hatten, zu Pferde von hier abgereist; sein Weg hat ihn zum Unglücke neben dem Stande hergeführt, den der Forstmeister Clemens Schlettendorf angewiesen hatte. Alles das steht fest, und das Weitere läßt sich denken: Bronckhorst hat seinen glücklichen Nebenbuhler erblickt, Zorn und Leidenschaft haben ihn überwältigt, und — er hat den unglücklichen jungen Mann niedergeschossen. So haben sich die Dinge gefügt, mein Herr Hofrichter, und nun protokolliren Sie!

Der kleine Hofrichter ſah den Grafen eine lange Weile höchſt betroffen an. Dann ſagte er kalt und ruhig: Sie werden die Güte haben, mir zu erlauben, daß ich dieſe Ihre, allerdings höchſt bedeutſame Ausſage in zwei Theile zerlege. Der erſte beſteht aus den von Ihnen zur Bezeichnung des Verbrechers gemachten thatſächlichen Angaben, der zweite aus den Schlüſſen, welche Sie daraus ziehen. Laſſen wir die letztern fürs erſte völlig beiſeite. Es wird die Aufgabe der Juſtiz ſein, die Schlüſſe zu ziehen. Sie ſtehen hier lediglich als Zeuge; ich bitte Sie, als ſolcher ſich auf die Angaben der Thatſachen beſchränken zu wollen und dabei vor Augen zu halten, daß ich Sie zum Schluſſe vereidigen werde.

Der Graf Antoine lachte dem geſtrengen kleinen Manne laut, aber in etwas gezwungener Weiſe ins Geſicht. Ich muß Ihnen geſtehen, rief er aus, ich finde Sie überaus lächerlich, mein vortrefflicher Herr Hofrichter; ich müßte ſehr einfältig ſein, wenn ich nicht längſt bemerkt hätte, daß Sie ſich nun einmal ſteif und feſt in den Kopf geſetzt haben, ich armer unſchuldiger Menſch habe den Baron Clemens todt geſchoſſen. Ich bitte Sie, laſſen Sie dieſen ungeheuerlichen Gedanken fahren und ſchreiten Sie, wenn es Ihnen irgend um eine ſchleunige Aufhellung der That-

ſachen zu thun iſt, dazu, einen reitenden Boten mit einer Requiſition an die preußiſchen Gerichte abzuſenden, damit der Herr Geheimſecretär gefänglich eingezogen und hierher abgeliefert werde — wenn er anders, was ich ſehr bezweifle, wirklich noch da iſt, wohin ihn ſeiner Angabe nach „Geſchäfte" ſo plötzlich gerufen haben!

Der Hofrichter ſchien durch dieſe ſo beſtimmten Reden etwas in ſeinen Vorſtellungen irre gemacht; er ſah auf den Actuar, als ob er Luſt habe, ſich bei ihm Raths zu erholen — aber der Actuar ſchien es vorzuziehen, aus den Schranken ſeiner durchaus paſſiven Rolle auch um keinen Schritt vorzugehen.

Wollen ſehen, wollen ſchon ſehen, was zu thun iſt, ſagte Herr Kandermann nachdenklich; zuerſt ſchreiten wir nach der Ordnung vor. Herr Actuar, ſchreiben Sie genau alles auf.

Und dann begann der geſtrenge kleine Beamte ein Kreuzverhör des Zeugen, in welchem er nahe daran war, die Geduld deſſelben mehr als einmal völlig zu erſchöpfen.

Aber Sie wiſſen ja alles und jedes, was ich Ihnen ſagen kann! rief Graf Antoine endlich; haben Sie die Güte, mich jetzt zu vereiden; denn ich geſtehe Ihnen, ich bin müde, und ich antworte Ihnen von dieſem Augenblicke an keine Silbe mehr!

Eine Auskunft muß ich mir doch noch erbitten, versetzte der Hofrichter; Sie haben auf der Jagd gestern vier Schüsse abgefeuert und dann ohne Zweifel noch zwei Patronen zum frischen Laden gebraucht.

Ganz richtig!

Sie hatten in Ihrer Jagdtasche zwanzig und in den Läufen Ihres Doppelgewehrs zwei Schüsse zu Ihrer Verfügung. Also müßten jetzt noch sechzehn gefüllte Patronen in Ihrer Jagdtasche sein.

Höchst wahrscheinlich, wenn sie nicht seitdem herausgenommen sind, antwortete Graf Antoine, unwillig aufblickend.

Der kleine Hofrichter faßte mit der Hand unter den mit einer grünen Decke lang behangenen Tisch und zog eine elegante Jagdtasche darunter hervor.

War das die Tasche, welche Sie gestern trugen?

Allerdings! versetzte Antoine.

Wollen Sie die Güte haben, die noch darin befindlichen Patronen zu zählen?

Thun Sie das selbst, wenn es Ihnen Vergnügen macht!

Es befinden sich nur noch funfzehn gefüllte Patronen in derselben, entgegnete der Hofrichter, einen durchbohrenden Blick auf den Grafen werfend.

Woraus deutlich hervorgeht, daß ich mit der sech-

zehnten den jungen Menſchen todtgeſchoſſen habe! lachte Antoine höhniſch und gezwungen auf. Ich bin Ihrer Logik ſehr verbunden, mein Herr Hofrichter!

Wollen Sie die noch vorhandenen Patronen nicht ſelbſt zählen?

O, ich glaube es Ihnen; es wäre auch in der That ſeltſam, wenn mehr als funfzehn darin wären — denn eine, mein geſtrenger Herr, habe ich weggeworfen.

Weshalb haben Sie ſie weggeworfen?

Weil Sie feucht geworden war.

Feucht? In der Jagdtaſche feucht geworden?

So iſt es. In derſelben Taſche nämlich ſtak ein Flacon mit Medoc, das ich auf Jagden bei mir zu führen pflege. Vielleicht war dieſe Flaſche nicht gut verkorkt; kurz, eine der Patronen zeigte ſich angefeuchtet, als ich ſie hervorzog, um zu laden, und deshalb warf ich ſie fort.

Wo?

Auf dem Platze, der mir als Stand angewieſen war.

Sie müßte ſich dort alſo noch finden?

Um das zu entdecken, wäre es das Klügſte, Sie begäben ſich hochſelbſt an Ort und Stelle und ſuchten ſie dort — verſetzte hochmüthig Graf Antoine. Freilich, wenn Sie ſie finden, ſo kann ich immer noch

Clemens Schlettendorf mit dem einen Schuß, womit ich fehlgeschossen zu haben behaupte, ermordet haben! Nicht wahr, mein Herr Kandermann?

Der Hofrichter stutzte bei diesen Worten des Grafen. Allerdings, sagte er, aber ...

Nun, ich denke, ich habe Ihnen lange genug Rede gestanden, und Sie erlauben mir, Ihnen guten Morgen zu wünschen.

Damit erhob sich der Graf und verließ mit einem stolzen Nicken des Kopfes das Verhörzimmer des Hofrichters.

Er muß ja noch vereidet werden, rief der Actuarius.

Richtig, schrie der Hofrichter, der nach und nach dem stolzen Wesen des jungen Mannes gegenüber aus der Fassung gekommen war: holen Sie ihn zurück, Actuar.

Der Actuar eilte hinter dem Grafen drein und brachte ihn nach einer Weile zurück.

Sie sehen, daß ich der löblichen Justiz in allem zu Willen bin, sagte der Graf, wieder eintretend nur machen Sie es, bitte, kurz, denn wie gesagt, ich bin müde.

Der Hofrichter ließ die gesetzliche Warnung vor Meineid durch den Actuar vorlesen, dann sprach er die Formel des Zeugeneides.

Graf Anteine wiederholte ſie mit aufgehobenen Fingern, ruhig und feſt, verbeugte ſich kurz wie vorhin und ging.

Jetzt, ſagte der Hofrichter, rufen Sie mir raſch den Büchſenſpanner Friedrich her, Herr Actuar; Sie finden ihn draußen in dem Botenzimmer, wo ich ihm zu warten befohlen habe.

Friedrich erſchien nach wenig Augenblicken und erhielt den Befehl, ſofort ſich nach der Stelle hinzubegeben, wo, während das Verbrechen verübt worden, Graf Anteine ſeinen Stand gehabt, und dort zu ſuchen, ob er in der Nähe dieſes Platzes eine weggeworfene Patrone finde.

Was denken Sie von der Geſchichte? fragte dann, nachdem Friedrich gegangen war, der Hofrichter den Actuar, indem er ſich in ſeinen alten Lehnſtuhl zurückwarf und nun mit weit aufgeriſſenen Augen den ihm gegenüber Sitzenden anſtarrte.

Der Actuar war ein ſtiller ältlicher Herr mit grauem Kopfe, den er immer etwas ſchief geſenkt hielt, gleich als wolle er ſorglich ſchon im voraus den Backenſtreichen des Schickſals ausweichen, deren er in einem langen Subalternbeamtenleben nicht wenige erhalten haben mochte. Er ſchlug die Augen zum Himmel auf und faltete die Hände zuſammen, als er antwortete:

Dabei ſtehen mir alle Gedanken ſtill, Herr Hofrichter. Habe nunmehro 19 Jahre im Amte geſtanden — allein ein ſolcher intricater und erſchrecklicher Fall iſt mir noch niemals nicht vorgekommen!

Nun, Gottlob, mir ſtehen die Gedanken nicht ſtill, Actuarius — ich will Ihnen ſagen, wie alles zuſammenhängt. Daß der Baron Schlettendorf für ſeinen Clemens auf die Hand der Prinzeſſin ſpeculirte, das wußt' ich längſt. Daß er, der zehnmal ſo gerieben und ſo geſcheidt iſt, als dieſe neuen ins Land gekommene Herren, es wol durchſetzen würde, und daß er es auch dahin bringen würde, daß die Prinzeſſin und mithin auch ſein Clemens die Nachfolge in der Regierung zugeſichert erhielten — das konnte ich mir auch ſchon ſagen! Nun haben wir aber hier unſern Grafen Antoine ... ein Menſch, von dem Sie vielleicht manches Gute und Löbliche anzugeben wiſſen ... iſt es nicht alſo, Actuarius?

Der ſtille Actuarius ſchüttelte mit dem Kopfe.

Nicht? Nun, dann geht es Ihnen gerade ſo wie mir, fuhr der Chef der Juſtiz höhniſch fort — ich weiß auch deſſen nichts Erfleckliches. Aber das weiß ich, daß dieſer Herr geradezu ein Heiliger ſein müßte, falls er nicht mit ſchelen Augen drein ſähe, wenn er als männlicher Stammhalter des Hauſes um der Prin-

zeſſin und ihres Zukünftigen willen von der Erbſchaft ausgeſchloſſen würde. Das wird Ihnen klar ſein, Actuarius?

Sehr klar, Herr Hofrichter.

Nun denken Sie ſich die Sache weiter aus. Sie — der Graf Antoine und der Zukünftige der Prinzeſſin, ſtanden geſtern ſich zunächſt, die geladenen Waffen in der Hand. Sie konnten von niemand beobachtet werden. Es war eine Gelegenheit gegeben, die...

Herr Hofrichter — es wäre doch gar zu ſchrecklich! fiel ihm der Actuar ins Wort.

Mein lieber Actuarius, Sie ſind trotz Ihrer 40 Dienſtjahre ein Kind. Iſt der junge Schlettendorf nicht todt geſchoſſen?

Leider iſt es ſo!

So muß alſo auch einer da ſein, der es gethan hat. Und der es gethan hat, muß ein Intereſſe dabei gehabt haben, es zu thun.

Auch richtig — aber...

Hat Ihnen das Benehmen des Grafen Antoine gefallen?

Nein, das hat es nicht, ſagte abermals kopfſchüttelnd der Actuar.

Dieſe erkünſtelte Ungezwungenheit, dieſe grobe Barſchheit bei einer ſo ernſten Sache?

Es hat mir nicht gefallen, Herr Hofrichter, sagte lebhaft, wie um den Eifer des kleinen Beamten zu beschwichtigen, der stille Actuar.

Hat Ihnen der Umstand mit den funfzehn Patronen gefallen — die Anrede mit dem Flacon Medoc? Sehen Sie doch einmal zu, ob ein Flacon mit Medoc in der Tasche ist! Hat er's auch etwa weggeworfen? He?

Vielleicht hat der Friedrich dieses Flacon . . .

Ausgetrunken und beseitigt? Nun, wir werden den Friedrich darüber hören. So viel ist gewiß, ein Flacon ist nicht darin. Und nun, hat Ihnen die Keckheit gefallen, womit der junge Herr den Geheimen Secretär so ohne weiteres anklagt?

Sie hat mir nicht gefallen, versetzte begütigend der stille Actuar.

Ist das irgend denkbar von dem Herrn Paul Brondhorst, er mag nun sein, wie er will, er mag die Nase tragen, wie hoch er kann — daß der sich in eine Prinzessin verliebt und um derentwillen die Leute todt schießt? Ist das hier zu Lande jemals vorgekommen? Oder sieht es aus wie eine Geschichte, die ein französischer Windbeutel erfindet, weil das bei ihm daheim zu den Dingen gehören mag, die landesüblich sind; wie eine Geschichte, die einer erfindet, um

den Verdacht von ſich und auf ſeinen chriſtlichen Nebenmenſchen abzulenken?

Es ſieht allerdings ſo aus, verſetzte der Actuar — während er jetzt die Jagdtaſche des Grafen Antoine, die auf dem Tiſche vor ihm liegen geblieben war, emſig durchkramte und vorſichtig ſpähend die einzelnen Patronen betrachtete.

Nun, was ſchnuppern Sie an den Patronen herum, Actuarius?

Ich finde hier eine, verſetzte der Gerichtſchreiber, welche mir doch darauf zu deuten ſcheint, daß der Herr Graf die Wahrheit geſprochen haben konnten, was das Feuchtwerden und Wegwerfen einer Patrone angeht!

Was finden Sie? laſſen Sie ſehen!

Die Patronen beſtanden aus kleinen, von ſtarkem Papier gefertigten hohlen Cylindern, welche, an beiden Enden offen, in der Mitte eine Scheidewand hatten, ſodaß die eine Seite das Pulver, die andere das Schrot oder die Rehpoſten aufnehmen konnte. Beide Enden waren dann mit einem aus Werg zuſammengeballten Pfropfen verſchloſſen. An einem dieſer Pfropfen fand ſich ein feuchter rötblicher Flecken, als ob derſelbe von einer Flüſſigkeit herrühre, die mit dem Werg in Berührung gekommen.

Sehen Sie, Herr Hofrichter, ſagte der Actuar,

dieſe Patrone iſt auch von dem Weine angefeuchtet worden, nur nicht ſo ſtark, um ſie deshalb als unbrauchbar wegzuwerfen!

Der Hofrichter zuckte ſchweigend die Achſeln.

Und auf dem Grunde der Taſche, fuhr der ſtille Actuar fort, ſcheint mir auch etwas wie ein röthlicher Flecken zu ſein.

Iſt möglicherweiſe Blut von einem Wildpret, welches früher in der Taſche getragen worden iſt, meinte der Hofrichter. Aber etwas kleinlauter ſetzte er hinzu: Geben Sie mir das Protokoll — ich muß jetzt zum Herzog und ihm Bericht erſtatten. Wenn der Friedrich zurückkommt, bevor ich wieder da bin, ſo protokolliren Sie mir ſeine Ausſage; und noch eins, Actuar, ſetzen Sie doch auch gleich eine Ladung an den Herrn Geheimen Secretär auf; eine Ladung, angeſichts dieſes zurückzukehren, um ſich als Zeuge vernehmen zu laſſen — blos als Zeuge, verſtehen Sie wohl?

Recht wohl, Herr Hofrichter!

Laſſen Sie es auch ſogleich abgehen — adreſſiren Sie es an den Notar Moorbahn in der Hauptſtadt, der wird ſchon wiſſen, wo der Herr Geheime Secretar Sr. Durchlaucht dorten ſein Abſteigequartier genommen hat.

Damit verließ der Hofrichter das Zimmer und kurze Zeit nachher das Haus, um im wohlgebürsteten Frack, das schwere spanische Rohr mit dem goldenen Knopf in der Hand und ein Actenheft in der Tasche das Städtlein Emsa zu durchschreiten, wo ihm manch neugieriges Auge nachblickte, manch frageeifriger Mund den gestrengen Herrn gar zu gern zur Rede gestellt hätte, um etwas zu erfahren über das schreckliche Ereigniß, daß diese ganze, sonst so unbewegte und friedliche kleine Welt aufgeregt hatte. Aber der Hofrichter war nicht der Mann, der sich auf der Straße am Rockknopfe fassen ließ. Mit würdevollem Schritte stapfte er vorwärts, über das entsetzliche Pflaster dem Thore zu und auf dem Wege gen Marienborn dahin.

Nach einer halben Stunde führte Pierre ihn bei dem Herzog ein.

Gaston von Anglure lag in seinem Schlafrock in einem weichen Fauteuil ausgestreckt, die Füße dem Kamine zugewandt, die Arme mit den feinen weißen Händen schlaff auf den Lehnen des Sessels ausstreckend.

Er warf dem Hofrichter, als dieser eintrat, einen matten, melancholischen Blick zu, ohne die halbgeschlossenen Lider zu öffnen, ohne des Beamten tiefe Verbeugung auch nur durch ein Nicken zu erwidern.

Komme, Euer Durchlaucht submissest die bisjetzt

aufgenommenen Protokolle zu unterbreiten, begann der Beamte.

Sagt kurz, was ſie enthalten, Hofrichter, lautete des Herzogs halblaut geſprochene Erwiderung.

Geruhen Ew. Durchlaucht höchſtſelbſt . . .

Ich geſchlagener Mann! ſeufzte der Herzog. Nun muß ich auch dies noch über mich ergehen laſſen — Eure Protokolle leſen, Hofrichter! Nun, gebt her.

Der Herzog durchflog die Blätter, welche der Hofrichter ihm darreichte. Das erſte, zweite überblickte er mit der melancholiſchen Niedergeſchlagenheit, welche auf ſeinem ganzen Weſen ausgeprägt lag; plötzlich aber erhob er das Haupt und ſchaute den Hofrichter mit einem zornigen, drohenden Blick an.

Durchlaucht — ſagte Herr Kandermann — ich habe nichts gethan als meine Pflicht . . .

Ach, gebt zum Teufel mit Eurer Pflicht . . . iſt das Eure Pflicht, meinen Neffen zu verdächtigen? Mit dieſer verdammten Patronengeſchichte gefliſſentlich ein Mitglied meines Hauſes zum Mörder machen zu wollen? In der That, Ihr fehlt mir noch mit Eurer Pflicht! Hat ſich nicht dieſer Unglücksmenſch, dieſer Schlettendorf ohnehin in den Kopf geſetzt, der Streich ginge von uns aus — ſpeit er nicht Feuer und Flammen deshalb, ſtieß er nicht geſtern wahrhaft wahn-

sinnige und tolle Drohungen wider mich, seinen Souverän und Herrn, aus? Und nun kommt Ihr mir noch mit Euern einfältigen Patronen! Fort mit Euern Protokollen, in den Kamin damit. . .

Um Gottes willen, fiel der Hofrichter ein, indem er sich seiner kostbaren Papierbogen bemächtigte, die der Herzog Miene machte, den Flammen zu übergeben.

Ich sage Euch, Hofrichter, fuhr der erzürnte Herzog fort, wenn Ihr der Untersuchung nicht alsogleich eine andere Wendung gebt, so sage ich Euch aus meinem Dienst; nichts mehr von Euern Patronen — versteht Ihr mich?

Nicht ganz verstehe ich Ew. Durchlaucht, versetzte der Hofrichter mit gerötheten Gesicht und sich aus seiner gebeugten Stellung hoch aufrichtend. Ich gebe der Untersuchung keine Richtung; die Thatsachen thun es; ich muß unparteiisch, wie es der Justiz zukommt, ohne Ansehen der Personen verschreiten, und werde dies thun, bis mir ein schriftlicher Cabinetsbefehl Ew. Durchlaucht zugefertigt wird, daß Serenissimus alle und jede Untersuchung niederschlagen. Ew. Durchlaucht haben dazu die Macht!

Niederschlagen? rief der Herzog aus — damit der Verdacht erst recht Boden gewinne? Wie kann man wagen, mir das zu rathen?

Ich wage nicht, das zu rathen. Im Gegentheil, ich würde es höchlichst bedauern; und da es alſo nicht geſchehen wird, ſo werde ich jetzt um die Erlaubniß bitten müſſen, die durchlauchtige Prinzeſſin Leonie zu vernehmen.

Meine Tochter wollt Ihr vernehmen? Wozu? Wollt Ihr etwa den Verdacht auf ſie lenken, wenn Euch mislingt, meinen Neffen zu verſtricken? Zum Teufel, Hofrichter, ich finde Euch unverſchämter, als man ſagen kann!

Wenn Ew. Durchlaucht der Juſtiz überall Hemmniſſe in den Weg legen, ſo bin ich überflüſſig.

Der Herzog ſah den kleinen Hofrichter mit einem verwunderten Blick an.

Nun, ſagte er ruhiger, Ihr meint's ehrlich, ſonſt wäret Ihr nicht ſo grob! Aber was hat meine Tochter mit Euch oder der Unterſuchung zu ſchaffen?

Wenn Durchlaucht geruhen wollte, in der Durchſicht der Protokolle fortzufahren . . .

So gebt her!

Der Herzog nahm die Papiere noch einmal aus den Händen des Beamten und fuhr fort, ſie raſch zu überfliegen.

Ah, Monſieur Paul — ſagte er dann plötzlich und las mit ſteigender Spannung — Monſieur Paul — wer hätte das gedacht!

Durchlaucht glauben alſo . . .

Nun, da bleibt ja kein Zweifel übrig — weshalb wäre er denn ſonſt verſchwunden von hier, was treibt ihn fort? Er hat eine Leidenſchaft für Leonie — ich weiß das, mein Neffe hat es mir geſagt. Er hat dem Grafen von Epaville vorausgeſagt, daß er irgendeine raſende That begehen würde — wie könnt Ihr denn da noch zweifeln und weitläufig Euern Patronennunſinn protokolliren? Sorgt dafür, daß dieſer Monſieur Paul ſofort verhaftet und hierher geliefert werde. Ihr werdet ſehen, daß er auch geſteht. Ich kenne ihn.

Erlauben Durchlaucht, daß ich die gnädige Prinzeſſin verhöre?

Wozu? Glaubt Ihr, eine junge Dame werde Euch über ſolche Dinge, worüber Ihr ſie fragen wollt, die Wahrheit ſagen? Nichts da! Ich werde meiner Tochter das zu erſparen wiſſen. Sie iſt nicht geboren, mit der Juſtiz in Berührung zu kommen. Ich verbiete es Euch ausdrücklich. Ihr braucht keine Schleichwege zu machen. Laßt den Monſieur Paul verhaften, Ihr ſollt ſehen, daß er Euch die ſchönſten Geſtändniſſe macht — offen und ehrlich. Er hat den Clemens im Zorne todt geſchoſſen. Kein Zweifel. Welche Strafe ſteht darauf?

Das Schwert oder das Rad, je nachdem, Durchlaucht.

Angenehme Aussicht! Da wollt Ihr Euch aufblähen wie ein Puter in Euerm Stolz, daß Ihr ein Todesurtheil zu fällen habt. Nachher soll ich Euch den Gefallen thun, Eure lateinischen Brutalitäten zu unterschreiben, soll dann erleben, daß mir hier das ganze Land zusammenläuft, um den Spectakel zu schauen, wie einer gekopft wird. Pfui — verschont mich damit, Hofrichter, ich will nichts damit zu schaffen haben, ich will nichts davon hören noch sehen!

Was befehlen Durchlaucht denn, daß geschehe? fragte der Hofrichter barsch, innerlich kochend vor Zorn über diese unfürstlichen Reden seines Gebieters.

Was ich befehle? Daß Ihr mich in Ruhe laßt — mich, meine Tochter und meinen Neffen — im Uebrigen thut, was Ihr wollt. Ach, ich bin ein geschlagener Mann mit dieser entsetzlichen Geschichte! Ich bin zu meinem Unglück in dieses schreckliche Land gekommen. Ich habe den Appetit und den Schlaf verloren. Wenn ich die Augen schließe, steht der gräßliche Mensch, der alte Baren, vor mir, wie er unter der verkrüppelten Fichte kauert und mit seinen radgroßen, runden, wüthenden Augen zu mir aufstarrt. — Es ist schrecklich! Ich will fort von hier, bis alles zu Ende ist, ich will nach Paris, nach Italien gehen.

Unterdeß köpft und rädert hier, wen Ihr wollt. Geht, Hofrichter, geht, und kommt mir nie wieder mit Euern abscheulichen Protokollen.

Der Hofrichter verbeugte sich stumm und ging. Der Respect, der in der Seele des würdigen Beamten für seinen Gebieter gelebt hatte, war durch diese Audienz nicht erhöht worden. Ist das ein Mann, ein Fürst? fragte er sich, während er die Stiegen, die zu den fürstlichen Appartements führten, niederschritt — das ist ein . . . sagen wir ein Kind, ein wahres Kind! Bin dem Herrn Paul Bronckhorst wahrlich nicht besonders grun; es ist ein boshafter Mensch; habe seinen Zigeunerangen nie recht getraut; aber um den Gnädigsten da hat er's in der That nicht verdient, daß der ihn sofort preisgibt, ihn zum Mörder und Todtschlager stempeln will — nur damit der Verdacht von seinem tugendhaften Neffen, dem Herrn Grafen Antoine, fortgenommen wird. Der Bronckhorst hat Seele und Leib eingesetzt für Serenissimi Geschäfte, Angelegenheiten und Interessen! Hat sich geplagt mit hundert Dingen, die nicht einmal seines Amts waren, von früh bis spät. Und das ist der Lohn! das hat man von den hohen Herren zum Dank, wenn man für sie das Uebermenschliche leistet!

Von diesen Betrachtungen erfüllt, schritt der Hof-

richter über den Schloßhof, als er plötzlich ſeinen Namen hinter ſich rufen hörte.

Monſieur, Monſieur Kandermann — un petit mot!

Der Hofrichter wandte ſich und ſah Monſieur Bouquet hinter ſich drein ſchreiten.

Où en êtes-vous? wie weit ſind Sie? fragte dieſer geheimnißvoll flüſternd — haben Sie noch keinen Verdacht?

Verdacht? Auf Sie nicht den mindeſten, Monſieur Bouquet!

Damit wollte der Hofrichter ſich zum Gehen wenden, weil er nie weniger in der Stimmung war, müßigen Leuten Rede zu ſtehen, als an dieſem Tage.

So warten Sie doch, Monſieur Kandermann, fuhr Bouquet fort, ihn am Arme haltend — ich habe Ihnen etwas mitzutheilen.

Von Wichtigkeit? ſo ſprechen Sie!

Die Prinzeſſin Leonie iſt krank; ſie fällt aus einer Ohnmacht in die andere; und das hat begonnen, ſeit ſie den Tod des jungen Schlettenderf erfahren hat.

Der Hofrichter zuckte die Achſeln. Was iſt daraus zu ſchließen? ſagte er. Schwache Nerven!

Monſieur Bouquet ſchüttelte den Kopf.

Schwache Nerven hat Prinzeſſin Leonie nicht. Ver-

liebt in Clemens Schlettendorf war ſie auch nicht. Sie hat ihn immer gehänſelt. Aber ...

Etwa in den Herrn Geheimen Secretär? fragte der Hofrichter, Bouquet's Züge fixirend.

Bouquet nickte ſchlau lächelnd.

Es ſchimmerte ſo etwas durch, entgegnete er ſtuſternd. Ich habe es wohl beobachtet!

Nun, ſagte der Hofrichter, ſich kalt abwendend, die Ohnmachten werden wol aufhören, wenn der Doctor ihr ein niederſchlagendes Pulver gibt, die Justiz hat dabei nichts zu thun.

Und damit ging Herr Kaukermann von dannen.

Wie der Herr, ſo der Knecht! murmelte er vor ſich hin; der Herr gibt ſeinen treuen Diener preis — Monſieur Bouquet die Herzensgeheimniſſe ſeiner Herrin, ohne daß ich's nur verlange! Aber da wären wir ja juſt neben den Stallungen — wir wollen doch einmal eintreten und ſchauen, wie ſich unſer treues „Saumroß", wie der Herr Bauinſpector ſich ausdrücken, befindet.

Herr Kaukermann trat in die herzoglichen Stallungen ein und wandelte langſam darin auf und ab, gleich als ob er nichts weiter im Sinne habe, als ſich an den wohlgenährten und wohlgepflegten Roſſen zu erfreuen, die hier ihren Stand hatten.

Dort fehlt ja ein Pferd — es iſt doch keins abgängig, ſagte er dann, zu einem der Stallknechte gewandt und auf einen leeren Stand deutend.

Mit dem iſt der Geheimſecretär auf Reiſen, antwortete der Stallknecht.

Ach ja, der iſt auf Reiſen — richtig, Anton.

Seit geſtern!

Haſt du's ihm geſattelt?

Ja wol, Herr Hofrichter.

Wie viel Uhr war's?

Schon in der Früh.

Iſt er in der Früh ſchon weggeritten?

Nein, ſpäter; er hat lang' auf ſich warten laſſen. Der Herr Pierre, der Kammerdiener, hat mir ſeinen Mantelſack gebracht und geſagt, das Pferd müßte warten, der Herr Geheimſecretär hätte noch mit der Prinzeſſin zu reden.

So — und den Mantelſack haſt du hinten aufgeſchnallt? Auch wol zur Sicherheit ein Paar Piſtolen in die Holſter geſteckt?

Die hat der Geheimſecretär ſelbſt mit herüber gebracht und in die Holſter geſchoben.

So! ſagte der Hofrichter. Und wann iſt er wol fortgeritten?

Eine Viertelſtunde ſpäter vielleicht, nachdem die Herrſchaften auf die Jagd geritten waren.

Will er das Pferd bei ſich behalten, ſolange er fort iſt?

Nein, er hat geſagt, er wolle es zurückſchicken ... heute gegen Abend muß es kommen.

Es iſt gut, Anton; ſage mir's, wenn's zurückkommt; ich habe mit dem Boten zu reden, der's bringt — verſtehſt du?

Ja wol, Herr Hofrichter!

Der Beamte verließ die Stallungen und begab ſich auf den Heimweg. Als er in dem Städtchen und in ſeinem Arbeitszimmer wieder angekommen war, fand er den Actuarius ſeiner noch harrend.

Iſt der Friedrich dagewesen? fragte er.

Soeben — hier iſt die Patrone! Er hat ſie gefunden.

Wo der Graf Antoine ſeinen Stand gehabt hat?

Ja, Herr Hofrichter.

Der Hofrichter nahm die kleine Papierhülſe und betrachtete ſie aufmerkſam; ſie war ſchwer von Feuchtigkeit; an der einen Seite ſtak noch das Werg, darunter eine Ladung vom ſtärkſten Hafenſchrot; an der andern war ſie geöffnet, das Pulver daraus verſchüttet.

Deſto beſſer für den Herrn Grafen! ſagte endlich der kleine Beamte, die Patrone auf den Tiſch legend.

— Herr Actuar, haben Sie die Citation für den Geheimsecretär aufgesetzt?

Aufgesetzt und bereits mundirt, entgegnete der Actuar, ein Papier vor den Hofrichter hinlegend.

Der Hofrichter nahm das Blatt und zerriß es.

Setzen Sie eine Requisition an das preußische Gericht in der Hauptstadt auf, worin wir freundnachbarlichst ersuchen, den Geheimsecretär Paul Bronckhorst, zur Zeit allhiesen, verhaften und nach vorgängigem Avise uns wohlbewacht an unserer Grenzstation abliefern zu wollen!

Sie glauben also wirklich jetzt auch . . .? fragte erstaunt der Actuar.

Ich glaube weiter nichts, als daß uns nunmehro obliegt, diesen Schritt zu thun.

So haben Sie neue Anzichten aufgefunden?

Der Hofrichter antwortete eine Weile nicht; dann sagte er: Die Indicien häufen sich allerdings, mein lieber Actuarius. In meiner Ueberzeugung fehlt aber denn doch noch viel. Die Liebesgeschichte mit der Prinzessin scheint ihre Richtigkeit zu haben. Ihre Durchlaucht, sagt Monsieur Benaudet, geruhen aus einer Ohnmacht in die andere zu fallen. Aber gesetzt auch, dem ist so, und daß eine Verbindung zwischen der Prinzessin Leonie und Clemens Schlettendorf ver-

abredet war, hat ebenfalls ſeine Richtigkeit: dann fehlte doch dem Brenckhorſt immer noch ein rechtes, reelles Intereſſe an der That! Ob die Prinzeſſin den Baron Clemens heirathete oder irgendjemand anderes — das konnte ihm doch einerlei ſein — denn er bekam ſie jedenfalls nicht!

Wollen Sie die Prinzeſſin auch vernehmen? fragte der Actuar.

Sereniſſimus, antwortete Kandermann ironiſch, haben gnädigſt geruht, mir das aufs ſtrengſte zu untersagen. Sie haben auch geruht, in fine sitorum ſich ein Todesurtheil zu verbitten! Haha — Sereniſſimus ſollen unſere ehrliche deutſche Juſtiz kennen lernen. Wir von der Regierung werden, iſt der Schuldige gefunden, er ſei nun, wer er ſei, nach der Carolina aufs Rad erkennen müſſen; die Verſendung der Acten an eine Juriſtenfacultät zur Reviſion wird die Beſtätigung bringen, und der Herr Herzog werden ſchon unterſchreiben müſſen! Sie ſollen uns kennen lernen!

Druck von A. H. Brockhaus in Leipzig.

# Paul Brandhorst.

Dritter Theil.

# Paul Bronckhorst

oder

# Die neuen Herren.

Roman

von

Levin Schücking.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

# Inhalt.


Seite

**Sechsundzwanzigstes Kapitel.** Von einem Frauenbezirk und wie es erweicht wird . . . . . 1

**Siebenundzwanzigstes Kapitel.** Von dem Webrfester und seiner Festigkeit. . . . . 21

**Achtundzwanzigstes Kapitel.** Von den religiösen Ansichten des Grafen Antoine von Opaville und von dem Lichte, welches vor den Augen Leonie's erlischt. . . 52

**Neunundzwanzigstes Kapitel.** Ein trauernder Vater. . 88

**Dreißigstes Kapitel.** Graf Antoine nimmt seine Gemächer mit der Leinwandkammer zu Hülfe . . . . 131

**Einunddreißigstes Kapitel.** Vom alten Blücher . . . 150

**Zweiunddreißigstes Kapitel.** Von der ebenbesten Jahre. 180

**Dreiunddreißigstes Kapitel.** Worin Herr Kandermann auf unvermuthete Weise seinen Schlummer unterbrechen sieht. . . . . 198

**Vierunddreißigstes Kapitel.** Worin der Baron Schlittenpferf ein entscheidendes Wort spricht. . . . . 222

**Fünfunddreißigstes Kapitel.** Wie auf des Webrfesters Hofe Hochzeit gehalten wurde. . . . . 242

**Sechsunddreißigstes Kapitel.** Enthält den Schluß und des Autors Abschied vom Leser. . . . . 265

## Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Von einem Krankenbezeugen und wie es erweicht wird.

An dem Tage der Jagd, welche ein so verhängnißvolles Ende nahm, hatte die Familie des würdigen Notarius Moorbahn in sehr trüber und gedrückter Stimmung ihr Mittagsmahl eingenommen. Es war nicht etwa eine Ahnung, daß sich fern von ihr etwas ereignet hatte, welches wol geeignet war, die Gemüther aller und namentlich das Reinhard Tondern's mit Schrecken und Betrübniß zu erfüllen; es lag eine viel reellere Veranlassung vor, sich gegenseitig misgestimmt und unbehaglich zu fühlen. Tondern hatte den Plan verfolgt, den wir in einer frühern Unterredung mit Annetten ihn verrathen sahen. Er hatte damals Annettens Herz mit seiner Drohung, daß er sich auf immer von ihr trennen werde, zu erweichen gesucht. Aber Annette war hart geblieben. Anfangs hatte sie

allerdings Reinhard die Zeichen einer gewiſſen Beſtürzung nicht verbergen können. Bald nachher jedoch hatte die hartherzige Schöne ihre Faſſung wiedererhalten, und wenn Reinhard nun an den folgenden Tagen von ſeiner baldigen Abreiſe geſprochen, hatte ſie gelächelt und ihm ſchnippiſch oder neckend zu verſtehen gegeben, daß ſie an den Ernſt ſeines Entſchluſſes gar nicht mehr glaube. Er mußte ihr alſo den Ernſt dieſes Entſchluſſes beweiſen, wollte er nicht um alle Autorität bei der ſpröden, eigenſinnigen Demoiſelle Annette kommen. Reinhard Tondern hatte heute dieſen Ernſt bewieſen. Er hatte heute den wichtigen Schritt gethan, dem Herrn Principal zu erklären, wie er wünſche, aus ſeinem Geſchäfte auszutreten, um ſich zu ſeinem Freunde Paul Brendhorſt zu wenden.

Der Notar hatte dieſe Eröffnung mit dem ganzen Erſtaunen, mit allen den Zeichen und Ausdrücken unangenehmer Ueberraſchung aufgenommen, die Reinhard erwartet. Der letztere hatte infolge deſſen Herrn Moorhahn etwas ſpöttiſch daran erinnert, wie er ja ſelbſt früher beabſichtigt habe, ihn, Tondern, in die herzoglichen Dienſte zu bringen, in die Stellung, welche jetzt mit ſo vielem Glücke Paul einnehme. Woraus hervorgehe, daß Herr Moorhahn ſeiner Dienſte doch

leichtlich entrathen zu können geglaubt. Der Notar hatte Tondern darauf versichert, daß das freilich der Fall gewesen; daß ihn aber damals besondere Interessen bewogen; daß ihm Tondern seitdem eben täglich werther und unentbehrlicher geworden. Darauf hin hatte Reinhard Tondern sich veranlaßt gesehen, dem Notar zu eröffnen, wie er allerdings früher die Hoffnung gehegt habe, daß er durch dauernde Bande mit dem Hause und dem Geschäfte des Herrn Notars verbunden bleiben würde; daß ihm jedoch im Laufe der Zeit hinlänglich klar geworden, wie diese Hoffnungen auf falschen und unerfüllbaren Voraussetzungen beruht hätten, und daß er es nun sich selber zu Liebe nicht länger aufschieben dürfe, sich, wenn auch mit betrübtem Herzen, von Herrn Moorhahn, dem er trotz allem ewig dankbar ergeben bleiben werde, zu trennen.

Auf diese Erklärung hatte Herr Moorhahn gar nichts geantwortet. Aber Herr Moorhahn hatte darauf hinten im Gartensaal eine Unterredung mit Annette gehabt, und Annette war zu Tisch gekommen mit einem ganz auffallenden Mangel an Appetit und an Theilnahme für die verschiedenen Gesprächsgegenstände, welche Reinhard Tondern aufs Tapet brachte.

Nach Tische hatte sich Reinhard wie immer

mit ſeinen Schreibereien und Acten beſchäftigt. Als es zu dämmern begann, warf er die Feder weg, um ſich wie gewöhnlich in ſein Zimmer zu begeben; aber er wartete und lauſchte erſt eine Weile, ob er nicht draußen den Schritt Annettens vernehme.

Annettens Schritt ließ ſich aber nicht vernehmen; dagegen wurde draußen plötzlich heftig an der Klingel geriſſen; Reinhard ging ſelbſt zu öffnen, und als er die Hausthür aufgemacht, fand er zu ſeiner großen Ueberraſchung niemand anders, als ſeinen Freund Paul Brockhorſt davor ſtehen — in Reiſekleidern, einen Mantel über den Schultern, ein kleines Felleiſen unter dem Arm.

Paul — du biſt's? Und woher ſo unangekündigt, ſo überraſchend?

Paul Brockhorſt ſchüttelte Jondern flüchtig die dargereichte Hand und trat dann raſch ins Haus.

Ich muß Moorhahn ſprechen, ſagte er.

Nun ja, das kann geſchehen — aber es wird nicht ſo eilig ſein, daß du nicht erſt mit mir nach oben in mein Zimmer kommen könnteſt, damit wir uns vorher ein wenig ausplaudern.

Nein, nein, ſofort, ſogleich — ich muß den Abend noch weiter — ich will von hier zum Poſthofe, die Poſt geht in der nächſten Stunde ab.

Die Peſt? wohin?

Zum Rheine!

Und dahin willſt du?

Dahin und noch weiter,

Noch weiter? Du haſt wol Geſchäfte für deinen Herzog auf deſſen Gütern in den Niederlanden?

Nein, nein, ich muß noch weiter — es iſt etwas geſchehen, Tondern, von dem ich nicht anfangen darf, mit dir zu reden, denn wir fänden das Ende nicht. Peinige mich nicht mit Fragen — du erzeigſt mir eine Wohlthat, wenn du ſofort den Moorhahn herſchaffſt.

Nun, wenn dir Herr Moorhahn ſo viel wichtiger iſt als ich in dieſem Augenblicke — antwortete Reinhard Tondern etwas verletzt — ſo tritt hier ein.

Paul ſchien dieſen Ton beleidigter Freundſchaft gar nicht wahrzunehmen; er trat raſch in das Arbeitszimmer Moorhahn's, das Tondern vor ihm geöffnet hatte, warf dort ſein Felleiſen in einen Winkel und ſchritt, ohne ſeinen Mantel abzulegen, haſtig auf und ab.

Reinhard Tondern ging unterdeß, ſeinen Principal herbeizurufen. Dieſer trank in dem hintern Gartenzimmer die letzte der reſpectabeln Anzahl von Taſſen Cichorienkaffee, die zu den täglichen Nachmittagsgenüſſen des Notars gehörte. Demoiſelle Annetten fand

Tondern ihm ſtill gegenüberſitzend und mit gewohnter Emſigkeit ihren Strickſtrumpf fördernd.

Als Moorhahn das Gartenzimmer verlaſſen hatte, um ſich zu Paul in ſein Geſchäftslokal zu begeben, nahm Reinhard Tondern auf einem Stuhle in der Ecke Platz; er betrachtete ſchweigend, höchſt melancholiſche Augen machend, unausgeſetzt Annetten. Dieſe erröthete höher und höher unter dieſen grauſamen Blicken ihres Anbeters.

Ihr Freund Paul, ſagte ſie endlich, um nur das peinigende Schweigen zu brechen, wird wol zu Abend bleiben?

Ich weiß es nicht, Annette, entgegnete Reinhard ſchwermüthig. Ich habe nicht daran gedacht, ihn danach zu fragen. Es ward mir ſo wunderlich zu Muthe, als ich ihn ſah. Ich bin gleich gegangen, Ihren Vater zu rufen, Annette.

Und weshalb ward Ihnen wunderlich zu Muthe?

Nun, weil er kommt, um mich abzuholen!

Und wollen Sie denn wirklich ... Reinhard .. es iſt recht ſchlecht von Ihnen, daß Sie von uns gehen wollen ... Sie wiſſen doch, daß der Vater Sie gar nicht mehr im Geſchäft entbehren kann ... und ich, ich glaubte, daß ...

Annette ſprach dieſe Worte von einem ganz plötz-

lichen und für Tondern ganz unerwarteten Anfall von Schluchzen unterbrochen aus, und ihre Thränen begannen reichlich auf ihren Strickſtrumpf zu fallen, der nichtsdeſtoweniger in haſtigſter Bewegung blieb.

Reinhard Tondern näherte ſich ihr, und indem er ſanft ſeine Hand auf ihre Achſel legte, ſagte er: Was glaubten Sie, Annette?

Annette aber ſchüttelte ihn zornig ab. Geben Sie, ſagte ſie — was verſchlägt es dem Herrn von Tondern, was ich glaubte ... es war ja doch alles nur, um ein armes Mädchen zu betrügen ... und um Ihren ... Ihren abſcheulichen Paul!

Abermaliger Anfall von Schluchzen.

Um Paul ... was ſollte um Paul ſein? Habe ich Ihnen nicht geſagt, daß ich gern bleiben wolle, wenn ich nur ein klein bischen ſähe, daß es der Demoiſelle Ernſt ſei, mich hier zu halten? wenn ſie mir nur beiſtehen wolle, den Paul wieder zu verſöhnen, wenn ich um ihretwillen ihm wortbrüchig werde?

Nun, da haben Sie Ihr altes Papier — da haben Sie, was Sie haben wollten! ſagte Annette mit trotzigem Schmollen und zog plötzlich aus der Seitentaſche ihres Kleides ein zuſammengefaltetes Papier heraus, das ſie zürnend auf den Tiſch warf.

Reinhard Tondern ſtürzte ſich darauf mit der Gier

eines Falken, der sich auf eine Beute wirft. Er raffte es auf, er schlug es auseinander, er stürzte damit zum Fenster, um es zu übersliegen, zu verschlingen trotz Dämmerung und Dunkelheit — dann verbarg er es in seiner Brusttasche und eilte nun, Annetten zu umarmen, sie trotz alles Sträubens stürmisch an seine Brust zu pressen, sie auf die Stirn, den Mund, den Nacken zu küssen.

Aber Sie sind ja ganz wie toll! rief Annette, sich ihm endlich gewaltsam entwindend — glauben Sie ja nicht, Tondern, daß ich das Papier um Ihretwillen gesucht hätte! Wahrhaftig, nicht anders, als weil ich's dem Vater ersparen wollte, daß Sie fortgingen; nur um des Vaters willen, der älter wird und der nicht mehr arbeiten kann, wie er es früher konnte, und der Sie nicht missen kann, weil Sie nun einmal alles kennen und für ihn zu besorgen wissen.

Ich weiß, ich weiß, Annette! rief Tondern lachend und sie aufs neue umschlingend — nur deshalb; mich haßt ja die Demoiselle aus Herzensgrunde . . .

Das thue ich auch! rief Annette, ihn abwehrend aus — daß Sie's nur wissen, und wenn Sie mich jetzt nicht gleich lassen, so laufe ich zum Zimmer hinaus — und da Tondern trotz dieser Protestation nicht aufhörte, sie umarmen und küssen zu wollen, so machte

Annette wirklich aus ihrer Drohung Ernst, schlüpfte ihm unter den Armen durch und war im nächsten Augenblicke an der Thür.

Aber Tondern eilte ihr zuvor und besetzte den Ausgang.

Sagen Sie mir erst, wann, wo haben Sie das Blatt gefunden?

Oben im Schlafzimmer des Vaters, in seinem Schrank.

Heute?

Annette schüttelte den Kopf.

Wenn Sie mir es nicht erzählen, lasse ich Sie nicht durch.

Neulich, antwortete Annette, am Tage, nachdem wir beim Wehrfester gewesen waren.

Damals schon? sagte Tondern triumphirend.

Annette nickte mit verschämtem Erröthen.

Sie glaubten zwar nicht, daß ich gehen würde, aber Sie wollten doch auf alle Fälle vorbereitet sein?

Jetzt lassen Sie mich fort, Sie abscheulicher Mensch! rief Annette und entwischte durch die rasch geöffnete Thür.

Reinhard Tondern stand da, die Arme erhoben, das Gesicht hochgeröthet.

Gutes Geschöpf! rief er aus. Jetzt werde ich dir

treulich Wort halten. Du haſt es wahrlich um mich verdient. Welche Angſt, welche Ueberwindung, welche Gewiſſensbiſſe mag es ihr gekoſtet haben, bis ſie zu dem Entſchluſſe kam! Gutes Geſchöpf! Du ſollſt dich nicht an mir getäuſcht haben! Mag Paul ſagen, was er will, ſie iſt doch eine gute Frau für mich ... wir werden ſchon auskommen ... mit Geld und Gut auskömmlich geſegnet ... mit einem Temperament, das für alle guten Gaben Gottes dankbar iſt ... Freilich, Reinhard Tondern, ſtiftsfähig werden deine Spreſſen nicht werden ... das haſt du verſcherzt; für Vollblut werden ſie nicht gelten! Nun was verſchlägt's ... ſie werden dafür auch nicht mit dem Privilegium geboren werden, ihre zerbrochenen Fenſter mit altem Werg von der Großmutter Flachs, den die Geſchichte längſt verſponnen und verſchliſſen hat, gegen die Zugluft der Zeitgedanken zu verſtopfen. Nicht mit dem Privilegium, nach der Schablone ſelig zu werden. Nicht mit dem Privilegium, nichts zu ſein und doch groß! — Aber nun zu Paul — was wird er ſagen, wie wird er ſich wundern, wie wird er jubeln ..!

Reinhard Tondern verließ haſtig das Gartenzimmer und begab ſich auf den Hausflur, um hier Wache zu halten, bis Paul Bronckhorſt die Geſchäftsſtube

des Notars verlasse, in welcher er ihn fortwährend halblaut, aber heftig reden hörte.

Endlich öffnete sich die Thür, Paul trat heraus, von Moorhahn begleitet, seinen Mantelsack unter dem Arm; er erwiderte die Höflichkeitsreden, womit Moorhahn ihn entließ, nur sehr einsilbig und streckte Tondern, der aus der Dunkelheit des Ganges hervortrat, die Hand wie zum raschen Abschied hin.

Ich begleite dich, Paul, sagte dieser, und als beide auf der Gasse waren, fuhr er fort: Du bist verzweifelt kurz angebunden heute — und ich habe dir so viel zu sagen?

Ich bin verstimmt, verdrossen, im Hader mit Gott und der Welt heute; darum dringe nicht in mich, Reinhard, antwortete Paul düster. Was hast du mir zu sagen?

Nun, du kannst es auch lesen — wenn du im Postwagen sitzest — da!

Was ist das? fragte Paul, das Papier nehmend, welches Reinhard ihm reichte.

Was ich so lange gesucht habe — das ist's! Heb' es wohl auf — es ist — gestohlen Gut!

Wie, Reinhard — du hast . . .?

Ich habe es bekommen — und da du so eilig bist, daß du nicht einmal darum stehen bleibst, um zu

verſuchen, es zu leſen — wozu es freilich etwas dunkel ſein dürfte — will ich dir nur gleich im allgemeinen ſagen, was darin ſteht, mehr verlangſt du ja nicht... es ſteht darin, du ſeieſt ein Baron ...

Ah bah ...

Allerdings — und wenn dich auch der Name trotz deiner Stimmung etwa noch intereſſiren ſollte — des Namens von Schlettendorf.

Schlettendorf! Nicht möglich! rief Paul erſchrokken aus.

Und weshalb nicht? Du wirſt es ſelbſt ſehen, wenn du ſpäter Muße findeſt, der Sache deine Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Was mich betrifft — ich konnte nicht alles leſen — du wirſt mir das Document ja wol leihen, wenn du zurückkommſt, damit ich es mit Ruhe durchſtudire — das heißt, wenn du es nicht unterwegs verlierſt!

Du ſprichſt lauter Dolche! rief Paul aus, und dabei verbarg er das Document ſogleich in ſeiner Bruſttaſche. Schlettendorf! ſagte er dann ein paar mal leiſe für ſich hin. Aber, fuhr er endlich laut fort, ſag' mir ums Himmels willen, wie ward es dir möglich, dieſes Papier zu bekommen?!

Begnüge dich heute damit, daß du es haſt; daß ich dir ſage, es ſtehe darin, du ſeieſt eines Herrn von

Eggenrede Enkel, des Barons von und zu Schletten-dorf rechtmäßig geborener Sohn — daß dir jetzt Namen, Heimat, Vaterhaus gegeben iſt — das Uebrige ſage ich dir, wenn du mehr Zeit für mich haſt, alſo heute.

Dieſes ganze Geſpräch wurde gehalten, während Paul Bronckhorſt mit langen Schritten dem nahen Poſthof zueilte, ſodaß Tondern kaum ihm zur Seite bleiben konnte. Reinhard Tondern war offenbar noch immer unwillig über ſeinen Freund, daß dieſer nicht alles andere vergaß über dem, was er ihm mittheilte; daß er nicht einmal einen Dank für ihn hatte, ſondern jetzt nur einmal übers andere in ſeltſamer Aufregung ausrief: Wie wunderbar iſt dieſe Fügung!

Zeige das Papier vor der Hand niemand, fuhr Tondern nach einer Pauſe fort; wie du es geltend machen wirſt, darüber müſſen wir erſt reden; wann du zurückkommſt, haſt du hoffentlich mehr Muße!

Hoffentlich, wiederholte Paul, in ſeine Gedanken vertieft, hoffentlich!

Da iſt deine Poſtkutſche — der Schwager ſetzt juſt das Horn an — nun, ſpring' hinein, damit du mitkommſt!

Die beiden jungen Leute waren auf dem Poſthofe angekommen. Es war allerdings Zeit, daß Paul ſich

raſch in den Wagen warf, denn der Poſtillon ſaß bereits im Sattel und war im Begriff, abzufahren.

Als Paul dem Schirrmeiſter ſeinen Mantelſack zugeworfen hatte, als er ſeinen Platz im Innern eingenommen, als die Wagenthür hinter ihm zugeſchlagen war — da ſchien er plötzlich wie aus einer Art von Traum oder Betäubung zu erwachen, er bog ſich aus dem Fenſter zu Reinhard herab, er reichte ihm die Hand und rief: Aber mein Gott, Reinhard, wenn du nur auch hereinſpringen könnteſt, daß wir über alles dieſes, über alles, was mir ſo ſchwer auf der Seele liegt, reden könnten — o Gott, wüßteſt du ...

In dieſem Augenblicke zogen die vier Pferde, womit der ſchwere Wagen beſpannt war, heftig an, und Paul's Worte erſtarben im Geraſſel der Räder.

Tondern blickte mit Zügen, in denen die hellſte Verwunderung über dieſes ſeltſame Weſen Paul's ausgedrückt lag, dem in die dunkeln Gaſſen einbiegenden Wagen nach.

Was iſt mit dem vorgegangen? ſagte er halblaut für ſich hin, indem er ſich dann zum Gehen wandte — das muß ja etwas ganz Gewaltiges ſein, was ihn vergeſſen macht, für ſo etwas, wie ich für ihn gethan habe, auch nur „danke" zu ſagen — was ihn ſogar faſt nur mit halbem Ohre darauf hinhorchen

läßt! Aber das ſage ich dir, Freund Paul, der Reinhard iſt ein ehrlicher Burſch und thut alles für dich — doch ſeinen Dank will er haben für das, was dankenswerth iſt, und den wirſt du ſchon präſtiren müſſen! Nun, Gott behüte dich auf deiner weiten Fahrt . . . wenn du mir auch nicht anvertrauen willſt, wohin ſie dich führt!

Reinhard Tondern begab ſich nach dem Hauſe des Notars zurück. In ſeinem Zimmer, oben im zweiten Stock, ſaß er lange brütend da und vergaß, daß es immer dunkler und endlich völlige Nacht um ihn wurde. Er durchgrübelte alles, was nun folgen werde; die Umgeſtaltung, die in Paul's Verhältniſſen vor ſich gehen mußte; er ſtellte Betrachtungen an, welcher Grund und welche Motive verborgen liegen könnten hinter der ſeltſamen Thatſache, die er entdeckt hatte. Paul war ein vollbürtiger, rechtmäßiger Sohn des Barons Schlettendorf, und dennoch hatte bis heute der Sohn ſeinen Vater, der Vater den Sohn nicht gekannt! Reinhard mußte ſich geſtehen, daß dieſes Räthſel nicht ohne die Aufdeckung ganz neuer Thatſachen, welche er der Zukunft überlaſſen mußte, zu löſen ſei. Und dann dachte Reinhard an ſeine eigene Zukunft; an eine Zukunft mit Annetten, der er ein glückliches und glänzendes Daſein zu geſtalten ſich feſt

angelobte, weil er ſie von Herzen gern hatte und kein weibliches Weſen auf Erden kannte, welches er ihr vorgezogen hätte; in die er ganz verliebt war; obwol er nicht gerade das für ſie empfand, was begeiſterte Seelen eine Leidenſchaft nennen. Denn ein ſolches Gefühl in ſeinem Herzen zu hegen, war nun einmal Reinhard Tondern nicht gegeben. Es war nicht in den Sternen für ihn geſchrieben, und daran war nicht Reinhard Tondern, ſondern der ſchuld, welcher die Conſtellation der Sterne bei ſeiner Geburt gemacht hatte. Und dann dachte Reinhard an ſeinen großen Proceß, in welchem er dem preußiſchen Gericht ſchon vor längerer Zeit eine ganz ausgezeichnete, glänzend geſchriebene, tief gelehrte und überzeugende Ausführung aus der Feder Paul's überreicht hatte; ſodaß es keineswegs jugendlicher Leichtſinn bei ihm war, wenn er eben ſich feierlich gelobt hatte, der Tochter des Notars nicht allein eine friedliche und zufriedene, ſondern eine glänzende Zukunft zu ſchaffen! — Endlich ſprang Reinhard Tondern, aus ſeinen Träumen erwachend, auf, denn er hörte unten die Hausthür ſich öffnen und wieder ſchließen. Das war Herr Moorhahn, der ſich wie immer um dieſe Stunde ins Weinhaus begab, allborten mit den andern Stammgäſten, als Herrn Hauptmann Uhlenhorſt, Procurator

Bäumler, Syndikus Schierholz und Advocat Mosterz in heitern und belehrenden Gesprächen die abendliche Erholung von den Mühseligkeiten des Tagewerks zu suchen und sich an dem guten alten Rheinwein zu laben, der in diesem classischen Wirthshause nur in Quartflaschen verabreicht wurde, und ferner nur in zwei Sorten, roth oder weiß, denselben trefflichen Sorten, welche schon die Urgroßväter hier getrunken.

Reinhard von Tondern begab sich nach unten und dachte von jetzt an auf nichts weiter, als Annetten das holde Geständniß abzulocken, daß sie doch nicht so ganz allein nur deshalb, um seine unschätzbare Geschäftskenntniß und hervorragende Gewandtheit im Concipiren von Protokollen jeglicher Art der notariellen Schreibstube zu erhalten, endlich seinen Willen erfüllt habe. Wir dürfen annehmen, daß Reinhard dieses Unternehmen siegreich zu Ende geführt hatte, noch bevor die Uhr auf dem uns bekannten düstern Thurme, der Moorhahn's Wohnung beschattete, neun schallende Schläge in die nächtliche Finsterniß da draußen geworfen hatte — die Stunde, wo die Weinstubengäste aufbrachen, um sich nach solider alter Sitte an den häuslichen Herd, auf welchem die Abendsuppe brodelte, zurückzubegeben.

Auch Herr Notarius Moorhahn kehrte um diese

Stunde zurück; und nachdem er ſich an dem ſorgfältig von Annette gedeckten Tiſch niedergelaſſen hatte, in dem uns ebenfalls bekannten großen hintern Gartenzimmer, welches als Eß- und Wohnzimmer der Schauplatz aller kleinen und großen Familienfreuden war; nachdem er einige der ſparſamen bürgerlichen Neuigkeiten, welche heute in der Weinſtube verarbeitet worden, zum beſten gegeben hatte; nachdem Annette ſich ein paar mal bedeutſam geräuſpert und endlich ihrem Reinhard mit dem Fuße unter dem Tiſche ein leiſes Mahnungszeichen gegeben, unterbrach Reinhard durch eine kleine Rede den würdigen Notar im eben begonnenen Genuß eines vortrefflichen Kalbfleiſchragouts — Moorhahn ſah, im Vorbeigehen geſagt, dieſe Schüſſel ſehr oft auf ſeinem Tiſche, weil es ein Lieblingsgericht, das heißt nicht gerade von ihm, ſondern mehr von Reinhard Tendern war. Tendern erklärte nämlich, daß er nach einer kurzen Unterredung mit ſeinem Freunde Paul an dieſem Abende ſich anders entſchloſſen; daß er doch ſeine jetzige hoffnungsvolle Stellung den herzoglich Anglure'ſchen Ausſichten vorziehe; daß er, wenn es des Herrn Notars Belieben ſo ſei, bei ihm bleiben und nach wie vor einen treulichen und zuverläſſigen Gehülfen bei ſeinen mannichfachen und gehäuften Geſchäften abzugeben beſtrebt ſein werde.

Moorhahn blickte überraſcht auf, ſah erſt Reinhard und dann lächelnd ſeine Tochter an, nickte Reinhard zu und ſagte endlich:

Dachte es mir doch, daß Sie ſich nur Flauſen in den Kopf geſetzt hätten, Tondern; freut mich, daß Sie bleiben wollen, freut mich von Herzen. Und was ſagt Annette dazu? Nun, was ſoll ſie ſagen! Es iſt auch nicht nöthig, daß du was dazu ſagſt, mein Kind, gar nicht nöthig, brauchſt aber auch nicht zu roth zu werden, Schatz. Gott ſei gelobt, ſo kann man ſich doch heute wie immer zu ruhig zu Bette legen und . . .

Der Notar Moorhahn unterbrach ſich, indem er noch einmal die Schüſſel zu ſich heranzog; es ſchien, er fand für gut, den Gedanken, der ihm auf der Zunge lag, nicht auszuſprechen. Dieſer Gedanke mochte ſo ſein, daß die Aeußerung deſſelben zu Antworten geführt hätte, als deren Folge eine gewiſſe gemüthliche Erregung, ein Wachrufen von zarten Gefühlen und gerührten Stimmungen zu befürchten war — und allerdings mußte Vater Moorhahn der Anſicht ſein, daß es nicht zweckmäßig, in ſo ſpäter Abendſtunde und ſo nahe vor Schlafengehen ſich auf ſolche Dinge einzulaſſen.

Doch nahm er nach einiger Zeit wieder das Wort, um ein einigermaßen peinliches Schweigen, das eingetreten

war, zu unterbrechen und ſagte: Unter uns, lieber Tondern, möchte ich auch mit den Anglure'ſchen Verhältniſſen nicht gerade gern in weitere Berührungen kommen; hätte es Ihnen wirklich nicht gewünſcht. Ihrem Freunde Paul Bronckhorſt war heute der Kopf ſo voll und das Herz ſo ſchwer davon, daß mich's Wunder nahm. Er iſt doch ein geſcheidter Menſch — was läßt er ſich's ſo nahe gehen? Weshalb beſchränkt er ſich nicht darauf, ſeine Pflicht zu thun und damit Baſta! Machen Sie ihm einmal eine vernünftige Verhaltung darüber.

Sobald ich ihn wiederſehe — entgegnete Tondern.

Nun, werden ihn ſchon bald genug wiederſehen. Er will nach Paris und zwar, wie mir ſcheint, um dort Geld für ſeinen Herzog zu negociiren — wie mir ſcheint, ſage ich, denn anvertraut hat er es mir nicht. Schließe ich aber recht, dann wird er bald zurückkehren, denn er wird raſch inne werden, daß er keins bekommt.

Nach Paris? fragte Reinhard verwundert.

So ſagt er — und da wird's ihm gerade gehen, wie es ihm bei mir gegangen iſt — denn unter uns, Tondern, darf's Ihnen ja wol ſagen, was er für ein Anliegen bei mir hatte: Der Herzog hat ſo einige Papierſtreifen unterſchrieben, welche ſo harmlos, wenn

ſie noch jung ſind, die aber immer unangenehmer werden, je älter ſie werden, und endlich ganz ſchrecklich, wenn ſie ſich ihrem Lebensende nähern. Schlettendorf hat ſie jetzt in Händen. Da meinte nun der wackere Paul, Ihr Freund, ich werde das Geld anſchaffen können, um ſie zu decken. Du liebe Zeit! Eine Million Franken! Die treibt man bei dieſen Zeitläufen auf! Der gute Menſch verlangte von mir, ich ſolle dazu das Geld herauskehren, das ich noch etwa für ihn in deposito habe, und wenn es auch nur wenig wäre — es werde immer ein Beitrag ſein.

Und haben Sie ihm nicht willfahrt? fragte Tondern.

Willfahrt? Werde mich ſchön hüten! entgegnete der Notar — habe auch nichts für ihn in deposito — gar nichts — nicht das Mindeſte — aber nun wollen wir uns zur Ruhe begeben, Kinder — Annette, hole meinen Schlafrock.

Damit war für Tondern das Zeichen, ſich zurückzuziehen, gegeben, und dieſer mußte ſein Zimmer aufſuchen, ohne Weiteres über Paul's Abſichten in Erfahrung zu bringen.

## Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Von dem Wehrfester und seiner Festigkeit.

Es war am dritten Tage nach Paul's Abreise, in der Frühe des Morgens. Herr Moorhahn saß an seinem Schreibtisch, Reinhard Tondern stand an seinem Stehpult in dem Geschäftszimmer des Notars; aber beide hatten die Feder müßig im Tintenfasse stecken, beide waren in diesem Augenblicke in einer Stimmung und mit Dingen beschäftigt, welche ihnen alle Lust am Arbeiten völlig genommen zu haben schienen.

Paul? rief Tondern aus — Paul kann es nun einmal nicht gethan haben, die Menschen mögen schwatzen, was sie wollen!

Ich behaupte es ja auch nicht — Gott soll mich bewahren — es ist nur das, was ich in unserer Weinstube gestern Abend von allen Seiten gehört habe.

Es ist abscheulich, so etwas in den Weinstuben zu colportiren, auf leeres Hörensagen hin.

Nun, wer ſpricht von Colporturen? Meſterz hatte es eben aus guter Quelle gehört und Schierholz und die andern auch, es war ihnen von verſchiedenen Seiten mitgetheilt.

Und infolge deſſen weiß es heute jedermann, jedes alte Weib in der Stadt!

Sie müſſen das geſtehen, Tondern, erwiderte Meerhahn ſanftmüthig, ohne die Heftigkeit, womit Tondern ſeine Vorwürfe ausſprudelte, zu beachten — Sie müſſen das geſtehen, daß Paul Brockhorſt in einer höchſt aufgeregten und auffallenden Gemüthsverfaſſung war, als er abends ſpät ſo plötzlich hier ankam — und dieſe merkwürdige Reiſe . . .

In dieſem Augenblicke wurde die Hausthür aufgeriſſen, die ſchweren Schritte mehrerer Männer ließen ſich draußen vernehmen, und ein derber Finger klopfte ſehr nachdrücklich an die Thür des Geſchäftszimmers.

Auf des Notars: Herein! trat eine roth und blau uniformirte Männergeſtalt in die Stube; eine zweite ganz ähnliche individuelle Erſcheinung wurde draußen ſichtbar.

Meerhahn blickte fragend, Tondern erſchrocken den Mann mit dem dunkelrothen Kragen an.

Entſchuldigen der Herr Notar, ſagte dieſer, Sie

kennen uns wol Auskunft geben, wo ſich der Geheimſecretär Brenckhorſt aufhält. Er iſt hier in der Stadt, aber in den Gaſthäuſern iſt er nicht zu finden, und da ſagte man uns . . .

Der iſt vor zwei Tagen hier geweſen, fiel Meerbahn ein — allein nur auf ein paar Stunden. Er iſt weiter gereiſt.

Und wohin, wenn Sie das wiſſen?

Nach . . .

Nach dem Oberlande — in Geſchäften des Herzogs von Anglure, fiel Tondern raſch ein, um Meerbahn zu verhindern, Paul's wahres Reiſeziel anzugeben.

Der Polizeimann warf einen fragenden Blick von Tondern auf den Notar. Dieſer nickte ihm ſchweigend eine Beſtätigung von Tondern's Antwort zu, und mit einem lakoniſchen: Guten Morgen, Herr Notar! verſchwanden die beiden dienenden Geiſter des Princips der Ordnung aus Zimmer und Haus.

Meerbahn und Tondern ſahen ſich mit großen Augen an.

Und es iſt dennoch nicht wahr! rief endlich Tondern, zornig aufwallend und mit dem Fuße ſtampfend, aus; es iſt eine dumme, elende Verleumdung!

Meerbahn zuckte die Achſeln. Sie kamen mit

dem Auftrag, ihn zu verhaften, sagte er; das ist wenigstens gewiß!

Was beweist es?

Nun, mindestens, daß man sehr dringenden Verdacht hat.

In Verdacht kann der Beste kommen!

Allerdings — aber es ist selten, daß es geschieht.

Wenn man ihn nur warnen könnte, murmelte Tondern, die Arme auf der Brust verschlingend, in sich hinein.

Was sagen Sie, Tondern — warnen? Wovor? Vor der Zurückkunft?

Nun ja . . .

O, da seien Sie ruhig — der kommt schwerlich wieder.

Ich hoffe er kommt wieder und macht seine Ankläger zu Schanden!

Weshalb wollten Sie ihn denn warnen? lächelte Meerbahn trübe; Sie widersprechen sich selber, lieber Tondern.

Tondern wollte eine heftige Antwort geben, als noch einmal, und zwar nicht weniger derb als vorher, an die Thür des Notars gepocht wurde.

Diesmal war es jedoch eine ganz andere Gestalt, welche auf Meerbahn's: Herein! in das Geschäfts-

lokal trat; es war niemand anders als der Wehrfester.

Ah, Schulze Werdekoping! rief der Notar aus, Ihr seid's — nun werden wir hören, was Ihr von der Sache sagt, denn Ihr habt sicherlich von derselben vernommen — habt Ihr?

Wovon, Notarius? Von dem Unglück mit dem Baron Clemens?

Eben davon!

Ja, das hab' ich!

Und daß der Paul Bronckhorst den jungen Schlettendorf erschossen haben soll!

Der Wehrfester schüttelte den Kopf. Davon habe ich nichts vernommen, sagte er, verwundert bald Moorhahn, bald Tondern anblickend, wie um sich zu überzeugen, daß man nicht seiner spotte. Davon habe ich kein Wort vernommen!

Und doch sagt man so!

Weshalb sollte der Paul Bronckhorst das gethan haben? fragte der Wehrfester erschrocken.

Ich weiß es nicht, versetzte Moorhahn; aber alle Welt sagt es, und soeben gehen zwei Polizeileute von hier, die ihn verhaften wollten.

Und wußten die auch nicht, warum der Paul den Clemens erschossen haben sollte? fragte der Wehrfester.

Das ist's ja eben — warum? rief jetzt Tendern zornig aus. Wenn's auch möglich wäre, daß Brenckhorst selbst ein Verbrechen begehen könnte — warum sollte er's denn gethan haben?

Tendern, sagte Meerbahn, Sie sind ein ganz guter und gescheidter Mensch — aber es gibt doch noch allerlei Dinge, welche Sie nicht verstehen — und daß ich Ihnen das sage, darf Sie nicht verdrießen. Sie können Gott danken, daß es so ist. Sie sind viel zu klug, um die Thorheiten zu verstehen, zu denen ein feuriges Jugenium sich hinreißen lassen kann; viel zu verständig, um den Wahnsinn zu begreifen, der im Kopfe eines sonst ganz vortrefflichen Mannes Platz hat, wenn ihn die Leidenschaften fassen.

Ich danke Ihnen, Herr Meerbahn, für Ihre gütigen Complimente. Es ist aber so arg nicht mit meiner Verständigkeit — ich konnte mich z. B. jetzt sehr unverständig dazu hinreißen lassen, Ihnen zu sagen, daß ...

O, sagen Sie mir nichts, unterbrach Meerbahn den jungen Mann, dessen Gesicht immer blasser, dessen Stimme immer leiser und zitternder geworden war bei seinem steigenden Zorn, daß Meerbahn seines Freundes Unschuld so hartnäckig in Zweifel zog — sagen Sie mir nichts, Tendern. Nennen Sie

Rheumatismus im Geſichte? Kennen Sie Gichtſchmerzen?

Ich — wie ſollt' ich Ihre ſtehenden Herbſt- und und Frühjahrsamuſements kennen! Ich weiß nur, daß Sie gewaltig dabei ſtöhnen und ächzen, Herr Moorhahn.

Nun ſehen Sie, Tonkern, wie einen Menſchen, dem's einmal im Geblüte ſteckt, die Gicht überkommt, oder der Geſichtsſchmerz oder das Podagra, ebenſo überfällt den andern, der es ebenfalls nun einmal im Geblut ſtecken hat, die Leidenſchaft. Beides ſind Krankheiten, ſie bringen beide den Menſchen herunter. Mit der Salbe, welche der weltliche, oder der Salbung, welche der geiſtliche Doctor wider ſie hat, iſt wenig dagegen auszurichten. Wohl dem, der ſie nicht kennt, weder das eine noch das andere Uebel. Iſt's nicht ſo, Wehrfeuer?

Ja, ſo iſt's, Notarius, antwortete der Schulze, der ſich ſtill auf einen Stuhl in der Ecke geſetzt hatte und, die knochigen großen Hände um das übergeſchlagene Knie geſpannt, nachdenklich zu Boden ſah. So viel iſt gewiß, ſagte er dann, der Clemens Schlettenderf iſt todt!

Er iſt auf der Jagd todt geſchoſſen worden.

Ja, Notarius, dann ... Er endete nicht, ſondern blinzelte bedeutungsvoll den Notar mit den Augen an.

Dieſer verſtand ihn.

Tretet hier ein, Werdekeping, ſagte er, indem er die Glasthür mit den Calicotvorhängen öffnete, die in das Geheimberathungshinterſtübchen führte.

O, bleiben Sie nur, fiel Tondern ein — mich duldet's hier heute nicht, ich will ausgehen und ſehen, ob ich in der Stadt Näheres über die Geſchichte erfahren kann.

Und damit verließ Tondern die Schreibſtube Moorhahn's und eilte haſtig die Treppe in ſeine Stube hinauf, deren Thür man ihn heftig zuſchlagen hörte.

Schlettenderf's Sohn iſt todt, hub, als die beiden Männer allein waren, der Wehrſeyer wieder an — jetzt muß ich ſagen, wer Paul Brenckhorſt iſt.

Jetzt? um Gottes willen nicht! rief der Notar aus.

Der Bauer blickte ihn fragend an

Habt Ihr nicht eben ſelbſt, als die Rede von Paul's Schuld oder Unſchuld war, geſagt: warum ſollte er's gethan haben? Wollt Ihr hingehen und das Warum in die Welt ſchreien?

Ihr meint doch nicht . . .

Ich meine, daß Ihr ihn um ſeinen Hals bringen könnt, wenn Ihr jetzt Euer Geheimniß entdeckt. Werden die Richter nicht wie alle Welt ſagen: ſo alſo hängen die Dinge zuſammen! Der Paul Brenckhorſt

konnte die Schlettendorf'schen Güter nicht erben, weil ihm der Clemens verging; darum hat er ihn todt geschossen! Seinen eigenen Bruder! Brudermord! So wird man sprechen, wenn Ihr jetzt kommt, Wehrfester, und aussagt, wie die Sachen sich verhalten.

Der Wehrfester schwieg, betroffen und gedankenvoll.

Das ist Eure Meinung? sagte er dann.

Freilich, und hoffentlich ist's auch Eure Meinung, daß Ihr schweigen müßt und erst sehen, welche Wendung die Sache nimmt.

Der Wehrfester sah stumm vor sich hin, dann schüttelte er den Kopf.

Wartet um Gottes willen den Ausgang ab, hub Meerbahn wieder an. Entweder zeigt die Untersuchung, daß der Paul unschuldig ist, und dann ist's früh genug, daß Ihr hingeht und dem alten Baron Eure Erklärung macht; oder sie zeigt, daß er schuldig ist, und dann kommt Ihr gerade recht, um durch Eure Aussage, die nichts mehr verderben kann, den alten Baron aufzustacheln, daß er alles aufbietet, die Begnadigung Paul's zu erlangen.

Es geht nicht, Notarius, antwortete der Schulze düster. Der Paul ist mir wie mein eigenes Kind. Aber es geht nicht!

Ihr wollt jetzt hingehen und ...

So will ich!

Aber, Mensch, Ihr seid schrecklich mit Eurer Halsstarrigkeit! Ihr macht ihn zum Brudermörder! Wißt Ihr, was darauf steht?

Es wird schwere Strafe darauf stehen.

Lebendig gerädert!

Der Schulze wechselte die Farbe. Sein rothbraunes Gesicht wurde von einem fahlen Grau überzogen. Aber: Ich muß es doch thun, Notarius, sagte er.

Moorbahn seufzte tief auf. Er sah mit einem melancholischen Blick auf den Bauer, dessen breitschultrige Gestalt wie unter einer unsichtbaren Last zusammengesunken erschien, dessen kleine Augen sich trüb auf den Boden hefteten.

Nun wäre es leichter, einen Eichbaum zu einer Radfelge umzubiegen, als Euch zur Vernunft zu bringen, sagte Moorbahn endlich, die Hände auf den Rücken legend und im Zimmer nachdenklich auf- und abgehend.

Was kann es dem Paul schaden, ob ich's sage oder nicht? hub der Schulze nach einer Pause wieder an. Er hat ja nichts davon gewußt, weiß noch heute nichts davon, wer sein Vater, noch wer sein Bruder ist!

Allerdings: aber die Richter, werden's die glauben

wollen? — Nun, fuhr der Notar nach einer Weile fort — freilich, sie werden's glauben müssen. Sie werden mich vorladen; ich werde ihnen das Document vorlegen, welches ich auf des alten Eggenrode Verlangen damals aufsetzte. Ich werde beschwören, daß keine menschliche Seele darum weiß; auch Ihr könnt schwören, daß das Geheimniß bewahrt ist, und Lambert auch?

Das kann ich! sagte der Bauer, und Lambert kann es!

Meerbahn öffnete seinen Schreibtisch auf und nahm einen Schlüssel heraus. Ich will gehen, sagte er, und das Document nur gleich herunterholen. Wartet so lange.

Meerbahn verließ die Schreibstube; der Bauer blieb unbeweglich in seiner Stellung; nur murmelte er zuweilen ein Wort vor sich hin, daß ein außergewöhnliches Arbeiten seiner Gedanken verrieth. Der Notar blieb lange aus. Endlich hörte der Wehrfester draußen seinen hastigen Schritt die Treppe zum obern Stock herunterkommen, und im nächsten Augenblicke trat Meerbahn wieder ein — mit todtenblasser Farbe, mit ganz verstörten Zügen.

Wehrfester, sagte er — das Document ist fort!

Fort?!

Es ist nicht mehr bei meinen Papieren! Es ist mir gestohlen worden!

Notarius Ihr habt das Document nicht mehr?!

Es ist nicht mehr da! Ich bin ein unglücklicher Mann, Schulze. Das Document ist weggenommen. Wer es genommen hat, der wird es gethan haben, um es Paul Bronkhorst in die Hände zu spielen. Ich kann es nur denken, wer es gethan hat! O Tondern, Tondern, das ist eine entsetzliche Handlung! Tondern hat es gethan: er hat es Paul gegeben, und nachdem er dieses Blatt gelesen, hat Paul Bronkhorst seinen eigenen Bruder erschossen! O mein Gott, Wehrsetzer, das gibt mir genug auf Lebenszeit, daß ich das Document nicht gewahrt habe!

Der Schulze war nicht der Mann, der bei solcher Lage der Dinge Trostgründe für den niedergeschlagenen Notar gehabt hätte. Er schwieg lange still und hörte nur aufmerksam zu, wie Moorbahn seine Verzweiflung mehr in halblauten Selbstgesprächen, als zu dem Bauer gerichtet, aussprudelte. Endlich sagte er: Es muß alles kommen, wie Gott es gefügt hat. Jeder muß sehen, wie er sich verantworten kann. Ich will gehen, Notarius.

Wohin wollt Ihr gehen?

Zum Baron Schlettendorf. Und nachher aufs Gericht. Ich muß es auch auf dem Gericht aussagen. So habe ich's geloben müssen.

Mann, Ihr wollt doch jetzt nicht gehen und Eure Erklärungen machen? Wollt Ihr denn durchaus den Enkel Eures alten Herrn, den Paul, der unter Euern Augen groß geworden, der Euch wie ein Sohn gewesen ist, um den Hals bringen? Geht Ihr jetzt mit Eurer Erklärung zum Richter, so ist alles verloren; so ist es sein Todesurtheil. Das Document ist fort, sage ich Euch ja. Es ist in Paul's Händen, sage ich Euch — Paul kennt seinen Inhalt — er hat seinen Bruder erschlagen!

Der Bauer wischte mit dem Rücken seiner sehnigen Rechte über sein Auge.

Es ist ein harter Gang! sagte er.

Wenn Ihr ihn thut, Wehrfester, rief Moorhahn aus, so wende ich mich von Euch ab, wie von einem Menschen, der kein Herz und kein Erbarmen in seinen Eingeweiden hat; wie von einem Menschen, der seinen Nächsten zu seinen Füßen im Wasser ertrinken sieht, ohne die hülfeflehend ausgestreckten Arme zu erfassen; ja, der ihm noch einen Fußtritt gibt, um ihn weiter in die Tiefe zu stoßen. Ob Ihr jetzt geht und Euer Vorhaben ausführt, oder ob Ihr Gift schüttet in ein Glas, von dem Ihr wißt, der Paul wird kommen und es trinken, das ist ganz und gar dasselbe. Es ist sein Tod, und Ihr seid der, über den sein Blut kommt!

Der Wehrfester zeigte bei diesen Reden des Notars deutliche Spuren dessen, was in seinem Innern vorging. Sein Gesicht wurde fahl wie Asche; seine Stimme hatte einen eigenthümlichen hohlen Klang, als er murmelte: Ich muß aber, Notarius!

Ihr müßt? Und warum müßt Ihr? Weil Ihr es dem alten Eggenrede, Euerm Herrn, so gelobt habt . . .

An seinem Sterbebette habe ich gestanden und habe es ihm noch einmal in die Hand geloben müssen. Wenn kein vollbürtiger Erbe mehr auf Schlettendorf wäre, dann solle ich sogleich und ohne Aufenthalt geben und aussagen, wer Paul Brendhorst ist.

Ich weiß, ich weiß, Ihr habt das gelobt, fiel der Notar hitzig ein — aber nun denkt Euch doch, der alte Eggenrede lebte noch; er wäre hier bei uns; er hörte, was Ihr im Begriff steht, zu thun — würde er nicht ausrufen: Wehrfester — du gehst, mein Enkelkind unglücklich zu machen — nicht so ist es gemeint!

Das weiß ich nicht! antwortete der Bauer. Er ist todt.

Ja, er ist todt, und wohl ihm, daß er todt ist und nicht erfährt, von welches starren und heillosen Menschen Eigensinn er das Schicksal seines Enkels abhängig gemacht hat!

Vielleicht, daß er so reden würde, wie Ihr eben sagtet, wenn er noch lebte, bub der Wehrfester nach einer Pause an. Aber wenn er jetzt, wo er todt ist, zu uns reden könnte, so würden seine Worte wol anders sein.

Und wie würden sie sein?

Sie wurden sein: Wehrfester, thu' du deine Schuldigkeit. Hast du dein Wort gegeben, so mußt du es halten. Hat mein Enkel seinen Bruder erschlagen, so ist es eine Gnade von unserm Herrgott, wenn schon hier auf Erden das Gericht über ihn ergeht, wenn er nicht ungestraft bleibt und ruchlos dahin lebt, ohne seine Sünde zu büßen. Was er hier büßt, das braucht er nicht in der andern Welt zu büßen!

Der Notar fand für gut, auf diese Bemerkung des Schulzen zu schweigen.

Aber, sagte er nach einer Weile, Ihr bedenkt in Eurer steifen Halsstarrigkeit das eine nicht, daß Paul Brenckhorst auch unschuldig sein kann; daß nur Verdachtsgründe gegen ihn sprechen, die er widerlegen kann, wenn er zurückkommt; daß Ihr aber seine Lage heillos erschwert, wenn Ihr hingeht und den Verdacht so verstärkt, daß er nun gar kein Gehör mehr findet mit allem, was er zu seiner Rechtfertigung sagen würde. Stellt Euch das doch ums Himmels willen vor, Mann!

Wenn die Richter ungewiß ſind und ſich ſelbſt fragen müſſen: weshalb ſollte er den Mord begangen haben, ſo werden ſie dem, was er vorbringt, um ſich zu reinigen, leicht Glauben beimeſſen. Habt Ihr ihnen aber einmal Eure Erklärung gemacht und habt ihnen in den Kopf geſetzt, Paul Brenckhorſt habe ſeinen Bruder um ſeines Erbes willen erſchlagen, — dann iſt jedes Wort verſchwendet, was er ſpricht, um ſich zu vertheidigen.

Gott behüte mich, daß ich ihnen etwas in den Kopf ſetze, antwortete der Bauer — daß ich ein falſches Zeugniß ablege wider irgendjemand auf Erden! Ich will nichts thun, als was ich thun muß, wenn ich mich einſt verantworten will vor meinem todten Herrn und vor dem lebendigen Gott.

Und damit ſtand der Schulze auf und reichte bewegt dem Notar die Hand.

Dieſer nahm ſie nicht.

So thut, was Ihr nicht laſſen könnt, ſagte er. Ich kann Euch nicht hindern. Meine Meinung habe ich Euch geſagt. Komme jetzt, was kommen mag — ich waſche meine Hände in Unſchuld. Aber zählt weiter nicht auf meine Freundſchaft und auf meine Hülfe. Ich mag nichts mehr mit Euch zu ſchaffen haben, Ihr Unglücksmenſch!

Der Wehrfester hob sein verstörtes Gesicht mit einem unbeschreiblichen Blicke zu dem Notar auf. Es lag etwas wie Flehen, wie tiefer Schmerz darin; etwas wie der herzbrechende Kummer einer Seele, die sich von dem verrathen sieht, auf den sie am festesten gebaut hat.

Wir sind lange Jahre Freunde gewesen, Notarius, sagte er mit leiserer Stimme.

Das sind wir, Schulze!

Und das soll nun aus sein?

Für immer. Ich sehe ja, daß Ihr meinen Rath nicht mehr annehmt.

Ich kann nicht anders. Adieu, Notarius.

Lebt wohl, Schulze.

Damit trennten sich die beiden Männer. Der Bauer ging, und Moorhahn warf sich wie vernichtet in der Ecke des Zimmers auf einen Stuhl, auf welchem er in ein dumpfes Hinbrüten versank.

Wie lange er so gesessen hatte, wußte er wol selbst kaum, als er draußen die Hausthür sich öffnen hörte und den Schritt Tondern's auf dem Flur vernahm. Er sprang wie elektrisirt auf, riß die Stubenthür offen und rief laut Tondern herein.

Tondern sah sehr niedergeschlagen aus.

Was haben Sie gehört? fragte Moorhahn ihn.

Nicht viel Gutes!

Und noch weniger Gutes werden Sie von mir hören, ſagte Moorhahn heftig und bitter.

Was iſt geſchehen?

Tondern, was haben Sie angerichtet! Eher den Einſturz des Himmels hätte ich mir träumen laſſen, als dies!

Ich — was ich angerichtet habe?

Tondern — Sie ſind ein Dieb! ſagte Moorhahn mit unausſprechlicher Verachtung im Tone und ſeinem Gehülfen den Rücken wendend.

Herr Moorhahn — Sie wagen . . .

Sie haben mir ein Document geſtohlen — oben, aus meinem Schrank im Schlafzimmer . . . rief der Notar jetzt mit ausbrechendem Zorn, ſich plötzlich Tondern zuwendend und dicht vor ihn hintretend.

Tondern ward todtenblaß; verſtummt blickte er auf den Boden.

Ich will es bekennen, Herr Moorhahn, ſagte er; ich habe es gethan; aber ich habe dieſes Document genommen, weil ich glaubte, daß es mehr in die Hände Paul Brockhorſt's gehöre, als in den verſchloſſenen Schrank eines Notars; weil ich glaubte, daß kein Menſch auf Erden das Recht habe, es verſchloſſen zu halten vor den Augen deſſen, den es ſo nahe anging!

So, das glaubten Sie — und so nahmen Sie es!

Ja, ich allein, niemand anders . . .

Weshalb sagen Sie das? fuhr Moorbahn, ihn scharf fixirend, dazwischen. Wol deshalb, weil Annette dabei half?

Nein!

Sie konnten es gar nicht ohne die Hülfe Annettens, der ich meine Schlüssel übergebe, wenn ich mich vom Hause entferne!

Und doch bin ich allein schuldig.

Ich will das nicht untersuchen, fuhr Moorbahn fort. Also Sie nahmen das Document und gaben es Paul Brenckhorst —, weil es Paul Brenckhorst gehörte und nicht in den verschlossenen Schrank eines Notars! Es war sehr klug, sehr schlau von Ihnen! Paul Brenckhorst nahm es eifrig entgegen. Paul Brenckhorst sah daraus, daß er der Erbe von Schlettendorf sein würde, wenn ihm nicht Clemens Schlettendorf im Wege stände. Und um dieses verdrießliche, unangenehme kleine Hinderniß zu beseitigen, nahm er die Gelegenheit bei einer Treibjagd wahr und schoß seinen Bruder todt!

Tondern riß weit die Augen auf; er sah den Notar mit einem vollständig von Verwunderung und Schrecken verglasten Blicke an.

Um Gottes willen, wie kommen Sie darauf?

Nun, ich meine, um darauf zu kommen, braucht es nicht viel Mutterwitz. Die Sache scheint mir so ziemlich klar.

Aber das ist ja unmöglich, ganz unmöglich — ich habe ja Brockhorst das Document erst gegeben, als er vor wenig Tagen hier war. Es war abends. Als sich der Unglücksfall auf der Jagd ereignete, am Morgen jenes selben Tages wußte Brockhorst ja noch nichts davon.

Das sagen Sie. Können Sie es beweisen, sagte Moorhahn, indem er zweifelnd in Tondern's Zügen zu lesen suchte.

Beweisen? Paul Brockhorst . . .

Ist der Angeklagte. Seine Aussage hat kein Gewicht. Ihre Aussage ebenfalls nicht. Sie sind der Dieb der Urkunde. Sie sind, wie allbekannt, Paul's Busenfreund. Nun sehen Sie, was Sie angerichtet haben! Das Gericht wird von dem Wehrfester Werdeloping über Paul's Herkunft aufgeklärt werden. Der Schulze hat sich dazu auf den Weg gemacht, und wenn ein Gott vom Himmel niederstiege, er würde die eiserne Halsstarrigkeit des Bauers nicht brechen. Der Bauer wird alles sagen, alles, und wird es beschwören. Die nächste Folge seiner Vernehmung wird

sein, daß man mich vorladet; denn auf mich wird sich der Bauer berufen. Ich werde, auf den Eid gefragt, erklären müssen, daß man mir das Document entfremdete, um es Bronckhorst mitzutheilen. Kurz und mit Einem Worte, Ihr Freund erscheint von nun an in dem Lichte eines Brudermörders, wenn er es nicht vielleicht ist — und das alles, weil Sie so schlau waren, Tondern, sich einer Sache zu bemächtigen, welche Ihnen nicht gehörte, welche mit weisem Vorbedacht verschlossen gehalten wurde. Das haben Sie angerichtet!

O mein Gott, mein Gott, was habe ich gethan! rief Tondern aus.

Müßte das Bewußtsein dessen, was Sie gethan, Sie nicht ohnehin centnerschwer daniederdrücken, so würde ich Ihnen noch mehr über Ihre Handlungsweise sagen, hub Moorhahn wieder an. So aber, sehe ich, sind Sie durch die Folgen ihrer Handlung bestraft genug!

Herr des Himmels, sagte Tondern, ich wollte lieber, es wäre mir eben auf der Straße ein Ziegel auf den Kopf gefallen und hätte mich erschlagen, bevor ich dies hören mußte.

Ich habe Ihnen nur noch zu erklären, fuhr Moorhahn fort, daß ich von heute an auf Ihre Hülfe in meinen Arbeiten verzichten muß.

Reinhard Tondern war vernichtet. Er ſank auf den nächſten Seſſel nieder; er rang die Hände wie ein Verzweifelnder, während die Schweißperlen der Angſt auf ſeine blaſſe Stirn traten.

Unterdeß war der Wehrfeſter der Herberge zum Goldenen Lamm zugeſchritten, wo er ſeinen Knecht Hermann mit dem Ringelwagen und den feiſten Rappen ſich hatte unterſtellen laſſen. Der Schulze ſandte den Knecht heim und beſtieg dann allein ſein Gefährt, um die Stadt augenblicklich durch eines ihrer nördlichen Thore zu verlaſſen. Als er draußen war, trieb er die Pferde zu einem lebhaften Trab an. Durch eine Gegend, welche allmählich immer öder und ſandiger wurde, ging ſeine Fahrt. Es breiteten rechts und links von dem Sanddamme, welcher die Chauſſee vertrat, ſich langweilige Heiden aus. Einzelne Fichtenſtämme, welche hier und dort auf dieſen Heiden aufgewachſen waren, ſtanden da gerade ſo als die wahren Banner der Melancholie, aufgepflanzt auf dieſen öden, flachen, von keinem lebenden Weſen bewohnten Gründen. Unſer Wehrfeſter bedurfte nicht ſolcher düſtern Eindrücke, wie dieſe verlaſſene und menſchenleere Gegend ſie ihm bot, um in immer trübſeligere Gedanken zu verfallen. Seine Phantaſie hatte nie mächtige Schwingen gezeigt; ſeine Erinnerung war nie ſchärfer

gewesen, als bei andern Menschen seines Schlags, die auf die tagtägliche Arbeit angewiesen sind; denn die Arbeit wendet sich an die Zukunft, sie ist ein fortwährendes Säen für die kommende Ernte und wendet der Vergangenheit den Rücken. Aber heute war es dem Schulzen, als sei plötzlich sein Auge erschlossen für vergangene Dinge und Menschen. Während er in der Wagenbank zurückgelehnt dalag und seine Rappen, ohne den Zungenschlag und die Peitsche zu bedürfen, rasch dahintrabten, war es ihm, als sehe er über die nebelige Heide den alten Eggenrode schreiten mit dem schwer stapfenden Schritt, mit der Fuchspelzmütze auf dem dichten grauen Haar, mit dem großen zottigen Wolfshunde, der immer neben ihm schritt, an seiner Seite. Es war dem Bauer, als käme Eggenrode auf ihn zugeschritten; als wolle er ihn aufhalten auf seinem Wege; als sei er nur eben hinter den Kiefern verschwunden und werde gleich wieder hervortreten, um ihm zuzurufen — zornige, dräuende Worte. Aber auch dunkle, unverständliche Worte. Sollten sie ihn zurückhalten? Beschleunigten sie seine Fahrt? Der Schulze wußte es nicht. Er wußte nur, daß ihm das Herz immer schwerer wurde bei allen diesen Vorstellungen, die vor ihm auftauchten wider seinen Willen, daß ihm ängstlich und beklommen zu Muthe

wurde. Und noch mehr ſo, als ihm eine kleine Reihe Tannen, welche in der Ferne links neben ſeinem Wege ſtanden, auf einmal gerade ſo vorkamen wie eine Reihe Kerzen um einen Sarg. Er ſah auch den Sarg. Er war lang und ſchmal. So ſtand er unter den hohen Kerzen. Eine bleiche Geſtalt lag darin. Es war Eggenrode's Kind — Paul's Mutter, die nun ſeit Jahren, ſeit vielen Jahren todt war. Was erſchien ſie dem Wehrfeſter nun auf einmal? Weshalb legte ſie ſich in ihrem Sarge auf die Heide hin? Wollte ſie ihn zurückſchrecken? Wollte ſie ihre Hand aufheben und ihm winken, umzukehren? Dem Wehrfeſter wurde immer unheimlicher und verzweifelter zu Muthe; er ſtieß einen zornigen Fluch aus und ſchlug auf die Pferde; dieſe flogen ſtürmiſch dahin.

Es wurde ſpäter Nachmittag, bevor der Schulze aus der öden Heidegegend herauskam, in deren Nähe ſo unheimliche Dinge lebten. Dann wurde die Gegend wieder freundlicher, belebter, überall angebaut. Zwiſchen Kämpen und Gehölzen führte jetzt der Weg durch, um endlich ganz in einen großen Wald einzubiegen. Es waren die Gehölze, die zu Schlettendorf gehörten. Als der Wehrfeſter nach einer guten Weile wieder ins Freie gelangte, ſah er die mächtige alte Waſſerburg vor ſich in den Abendhimmel aufragen.

Kurz darauf ſtand der Bauer vor dem Baron von Schlettendorf.

Es war in der großen Küche des Herrenhauſes. Den Baron hatte es gefröſtelt in ſeinen einſamen Gemächern. Er war zu dem Geſinde in die Küche gegangen. Hinter dem flackernden Holzfeuer ſaß er im Armſtuhl des „Baumeiſters“. Der weite „Buſen“ mit dem Muttergottesbilde davor und dem braunen hölzernen Männerarm, der ſich unter dem Bilde weit in den Raum vorſtreckt, um die düſter qualmende Lampe zu tragen, — der weite Buſen ſieht aus wie ein Thronhimmel über dem plötzlich gealterten, aber mit untergeſchlagenen Armen ſtrack und aufrecht daſitzenden Herrn. Im dunkeln Hintergrunde der Küche ſteht der lange Reiſigentiſch, um den ſich ſogleich das Geſinde verſammeln wird, denn die ab- und zugehende Magd erwartet nur noch das Zeichen der Köchin, um hinauszugehen und die kleine Glocke im Eckturm des Gebäudes zum Abendeſſen zu läuten.

Schulze Werdekoping ſeid Ihr, ſagte der Baron, den Bauer betrachtend, der, den dreieckigen Hut in der Hand, vor ihm ſteht.

Der bin ich, Ew. Gnaden, und was ich Euch ſagen wollte, das laſſet mich Euch unter vier Augen ſagen, wenn es ſein kann.

Sprecht nur hier, was Ihr mir mitzutheilen habt. Es ſind keine Horcher unter meinen Leuten, antwortet der Baron gleichgültig.

Der Bauer fährt mit der Hand über ſeinen Scheitel und blickt ſeitwärts in die Flammen, als ob er nicht wüßte, wie zu beginnen.

Habt Ihr Geſchäfte, ſo geht zu meinem Verwalter.

Geſchäfte nicht, Herr, Geſchäfte nicht. Ich muß es Euch ſagen, daß Ihr's wiſſet, denn ich habe es dem alten Eggenrode gelobt, und weil ich's gelobt habe, ſo will ich's auch halten. . .

Eggenrode? fragte der Baron — Ihr? dem alten Eggenrode?

Ich bin Eures Schwiegervaters Knecht geweſen, Herr, dazumal, als Eure erſte Frau ſtarb — kennt Ihr mich denn nicht mehr?

Der Baron blickte forſchend in die Züge des Schulzen, als ob er ſich ſeiner zu entſinnen ſtrebe.

Der Anton Werdekoping — wißt Ihr nichts mehr davon?

Ja, ja, der Name iſt mir nicht fremd! antwortete Schlettendorf.

Nun, der bin ich, fuhr der Wehrfeſter fort, und da der alte Baron ein Stück auf mich hielt, ſo hat er mir Euer Kind aufzuziehen gegeben, dazumal, als

Ihr Euch wieder verheirathen wolltet und Euer Kind zwei Jahr alt war.

Mein Kind? Euch hatte er es anvertraut, der zornige, alte Mann — und Ihr habt es sterben lassen?

Sterben? Nein. Es ist nicht gestorben. Es ist am Leben geblieben und groß geworden und jetzt . . .

Der Alte ließ mir sagen, es sei gestorben, fuhr der Baron dazwischen.

Er ließ es Euch sagen, weil er Euch zürnte. Weil er Euch Euer, seiner Tochter Kind nicht gönnte. Weil Ihr es nicht vollbürtig betrachten wolltet, wie Eure andern Kinder.

Wehrfester — was sagt Ihr da? Mein Kind, mein ältester Sohn lebt?!

Ja, Herr.

Mein Herrgott im Himmel — wo ist er denn?

Ich wollte, ich könnte es sagen.

Ihr wißt es nicht, Unglücksmensch? Wo ist mein Kind?! rief der Baron aufspringend aus, indem er den Bauer am Rocke faßte.

Euer Sohn heißt Paul Bronckhorst, sagte der Wehrfester düster.

Der Baron ließ ihn los. Er sah ihn mit großen verglasten Augen an; dann ließ er sich zurückfallen in seinen Sessel. Eine lange, stumme Pause folgte.

Wehrfeſter, ſagte der Baron dann, Gott hat mir meinen Clemens genommen. Es war genug. Es war nicht mehr, aber es war ſo viel, wie ich tragen kann. Ihr brauchtet nicht noch zu kommen, um mir den Mörder meines Kindes an ſeiner Statt zum Sohne zu geben!

Herr, ich mußte thun, was mich der alte Eggenrode ihm in die Hände geloben ließ, als er ſtarb.

Eggenrode! ſagte der Baron, als ob mit dem Klange dieſes Namens eine Fülle düſterer und trauriger Erinnerungen über ihn kämen, die ſein Haupt beugten, daß er es tief ſenkte und mit dem Arm ſtützte, der auf der Lehne ſeines Seſſels ruhte.

Als er ſtarb, fuhr der Wehrfeſter fort, war ich bei ihm. Er ſtarb wie ein Mann. Wie er das Leben genommen hatte, nahm er auch den Tod.

Wol mit zornigem Grimme, daß der Tod wagte, an ſeine Thür zu klopfen? ſagte der Baron, wie vor ſich hin.

Nein, Herr, nicht ſo. Er war nicht zornig auf den Tod. Er war zornig auf das Leben.

Paul Brockhorſt! hub nach einer Weile der Baron wieder an. Und weiß dieſer Menſch, daß er mein Sohn iſt und daß Clemens ſein Bruder war? Oder weiß er es nicht?

Darüber kann ich Euch nichts sagen. Der Notarius hat eine Schrift über ihn gehabt. Euer Schwiegervater Eggenrede war bei dem Notarius.

Bei welchem Notarius?

Bei Meerhahn.

Der also wußte darum?

Er hat alles aufschreiben müssen. Er hat das Papier zur Verwahrung erhalten. Aber das Papier ist fort.

Ist fort?

So ist es, Herr. Ob Paul Brenckhorst es hat; ob er daraus gesehen hat, daß er Euer Sohn ist; daß Euer zweites Kind Clemens ihm im Wege stand — das weiß ich nicht.

Das Papier ist fort — wiederholte Schlettendorf. Und im Hause Meerhahn's wohnt Reinhard Tendern, dieses Paul Brenckhorst's Freund! Und mein Clemens ist von ihm erschossen!

Er senkte wieder das Haupt auf den Arm und stierte vor sich nieder. Und weshalb kommt Ihr jetzt erst, mir das alles zu sagen? fragte er dann.

So hab' ich's geloben müssen; es zu sagen, wenn kein anderer Erbe mehr in Euerm Hause.

Eine stumme Pause folgte abermals. Draußen ertönte die Glocke. Die Küchenthür öffnete sich, und

Knechte, Mägde traten ein, um ſich um den Reiſigentiſch zu ſcharen. Der Baron ſtand auf.

Gebt dieſem Manne Nachtherberge und zu eſſen, ſagte er, zu der Köchin gewandt. Ich will Euch rufen laſſen, wenn ich Euch noch zu ſprechen verlange, Wehrfeſter.

Damit ſchritt er langſam zur Küche hinaus, über den Hof, in den herrſchaftlichen Theil ſeines Hauſes, wo ſeine ſtillen, verödeten Stuben und Gemächer lagen.

## Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Von den religiöſen Anſichten des Grafen Antoine von Epaville und von dem Licht, welches vor den Augen Leonie's erſteht.

In ihrem Wohnzimmer im herzoglichen Reſidenzſchloſſe Marienborn ſaß die feine kleine Gräfin Henriette von Epaville, oder richtiger, ſie ſaß nicht, ſondern ſie kniete; ſie kniete auf dem Teppich des Bodens vor einem großen, dicken, ſchwarzen Ungeheuer, mit welchem ſie ſich höchſt eifrig und emſig beſchäftigte. Wenn ich dir angebe, lieber Leſer, daß dieſem ſchwarzen Ungeheuer infolge der vielen Aufmerkſamkeiten, welche die hübſche junge Frau ihm erwies, außerordentlich warm wurde, und daß es davon zwei glühend heiße Wangen bekam, ſo erräthſt du auf der Stelle, wer dieſes ſchwarze Ungeheuer war. Denn dieſer Freund und Theilnehmer deiner geſelligen Exiſtenz nicht minder wie deiner gedankenvollen winterlichen Einſamkeit hat dir nahe geſtanden ſeit den erſten Ta-

gen, bis in welche deine Jugenderinnerungen hinabreichen — ſeit damals, als er dir wie ein recht gefälliger Kinderfreund deine Aepfel briet und dich zu allerlei unnützen Spielereien verführte, wie namentlich zum Anzünden irgendeines ſchlanken Schößlings oder Steckens, mit welchem du dann die ſchönſten, brandpolizeiwidrigen Feuerräder ſchlugſt. Bei der Gräfin Henriette von Epaville waren nun freilich nicht ſolche kindliche Abſichten der Grund, weshalb ſie vor dem Ofen auf dem Teppich niederkniete. Es war eine Art äſthetiſcher Befriedigung, was ſie dabei empfand. Es war das reine Vergnügen am Daſein dieſes ſchwarzen Gegenſtandes. Sie, das Kind des Südens, kannte die nordiſche Sitte nicht, für die Zeit der Winterkälte ſolch einen warmen und traulichen Freund ins Zimmer zu nehmen, deſſen Inneres nie für uns erkaltet. In ihrem väterlichen Hauſe gab es nur „Braſiers". Wol hatte ſie auf ihren Reiſen in den Zimmern die ſchwarzen Geſtalten in den Winkeln erblickt; aber wie die Frauen gemeiniglich kein Organ für das Cauſalitätsprincip haben und, mit den eigenen, wie anderer Leute perſönlichen Belangen beſchäftigt, den Thatſachen wenig Aufmerkſamkeit zu ſchenken Zeit behalten, ſo hatte Madame Henriette ſich nicht weiter darum bekümmert. Jetzt aber war ihr, in dem nordiſchen

Klima, wo ſich die erſten kalten Tage mit Nebel und Reif eingeſtellt hatten, die ganze Bedeutung dieſer eiſernen Stubengenoſſen aufgegangen. Sie ſuchte den neugefundenen Freund warm zu halten. Sie fand ein kindliches Vergnügen daran, ihm ſelbſt ſeine Nahrung zu reichen und ihn dann aus Freude darüber ziſchen, pfeifen und heulen zu hören.

Aber, Henriette, du beſchmuzeſt dich mit der Aſche aufs ſchmählichſte, ſagte Graf Antoine, ihr Gemahl, der hinter ihr im Zimmer auf- und abging, und ein gewiſſes Kleidungsſtück, welches eine deutſche Dame nicht in ihrem Zimmer frei daliegen, ſondern von ihrer Zofe beſeitigen zu laſſen pflegt, vom Boden aufnahm, auf den es vom nächſten Seſſel niedergeglitten war. Nebenbei geſagt, du liebſt es merkwürdig, Henriette, alle deine Chiffons um dich herumliegen zu haben, man weiß kaum, wo man ſich hinſetzen ſoll; ich würde wenigſtens Toilettengegenſtände dieſer Art hier in die Garderobe . . .

Henriette war raſch auf ihren Füßchen; ſie ſprang herbei und entriß Antoine den fraglichen Gegenſtand — wir verrathen dem Leſer nebenbei, daß er, wie alles, was Madame Henriette trug, ſehr zierlich und ſehr klein war — um ihn zuſammenzurollen und in eine Sophaecke zu werfen.

Est-ce que cela te regarde, mon ami? ſagte ſie. Aber du biſt übler Laune heute und beudirſt deine arme kleine Frau, weil du niemand anders haſt.

Antoine zuckte die Achſeln und ſetzte ſeinen Spaziergang durch das Zimmer fort.

Madame Henriette klopfte mit ihrem ſpitzenbeſäumten Batiſttuch die Aſche von ihren Fingern und warf ſich in den Fauteuil, den ſie ſich dicht an den Ofen hatte rücken laſſen.

Die ſtumme Pauſe, die jetzt folgte, wurde nur unterbrochen durch ein mehrmals wiederholtes Gähnen der kleinen Frau.

Mon Dieu! ſagte ſie endlich, es iſt doch ſehr langweilig in dieſem alten Kloſterſchloß! Werden wir noch lange hier bleiben, Antoine?

Man hat dich nicht hierher gebeten, mein Kind, antwortete der Graf.

Merci! verſetzte Henriette. Du haſt immer Anlage gehabt, ein rechter Bär zu werden. Hier in dieſer Waldöde, in dieſem wilden abſcheulichen Lande entwickeln ſich deine Anlagen in ſchreckenerregender Schnelligkeit. Wenn das ſo fortgeht, ſo werde ich am Ende gar nicht mit dir nach Paris zurückkehren dürfen; denn man wird dich einfangen und dir die Anwartſchaft auf Monſieur Martin's Stelle im Jardin des Plantes ertheilen.

Antoine antwortete auch jetzt nicht auf das Geplauder ſeiner kleinen Frau.

O, die Männer! fuhr dieſe fort. Thöricht iſt jede Frau, welche ſich mit ihrem Manne in die Einſamkeit begibt, wo ſie ſich von niemand den Hof machen laſſen kann. Nur ſolange ſie jemand hat, mit dem ſie kokettiren kann, iſt ſie ihm reizend. Aber euch ſelbſt, euch fällt es nicht ein, nur ein klein wenig ſo zu ſein, daß man mit euch kokettiren könnte! Du nun einmal gar nicht, Antoine. Iſt das unſere Schuld? Nein, unſere Schuld iſt es gewiß nicht!

Eure Schuld iſt es gewiß nicht, darin haſt du Recht, Henriette! antwortete Graf Antoine ſpöttiſch. Ihr habt den beſten Willen, das wird euch niemand leugnen. Aber du machſt mir einen etwas komiſchen Eindruck, wenn du es nicht übel nehmen willſt, mit deinen frivolen Redensarten, während du daſitzeſt, ein förmliches, feierliches Aſchenkreuz als Memento mori auf deiner Stirn!

Was iſt das, ein Aſchenkreuz als Memento mori? fragte Madame Henriette, indem ſie mit dem Tuche über ihre Stirn fuhr.

Das weißt du nicht?

Woher ſoll ich es wiſſen?

Mit dieſer Frage hatte Madame Henriette aller-

dings augenſcheinlich Recht. Sie war als Kind der Revolutionsepoche aufgewachſen. In das Programm ihres Unterrichts und ihrer Erziehung war die Religion und die Kenntniß kirchlicher Gebräuche nicht aufgenommen worden. Woher ſollte ſie es wiſſen!

Man macht es am Aſchermittwoch in den Kirchen auf die Stirn.

Ein Kreuz von Aſche?

Es iſt erſchreckend, Henriette, fuhr Graf Antoine fort, ohne die letzte Frage ſeiner kleinen Frau zu beantworten — es iſt erſchreckend, daß du gar nichts von der Religion weißt!

Das ſagſt du mir, fiel Henriette lachend ein. Quelle querelle me cherchez-vous là! Du! Warſt du früher je in einer Kirche?

Es iſt etwas anderes, erwiderte Antoine. Bei Männern iſt es etwas anderes; aber Frauen ſollten Religion haben.

Und weshalb, wenn man fragen darf?

Um — um ... nun, um einen Troſt zu haben, wenn ſie unglücklich werden.

Ah, lachte die kleine ſchwarze Gräfin, das iſt in der That eine vortreffliche Theorie. Wir ſollen Religion haben, damit wir einen Troſt beſitzen, wenn wir unglücklich und verlaſſen ſind! Natürlich, auf daß

ſich die Männer deſto weniger Gewiſſen daraus zu machen brauchen, wenn ſie ein armes Geſchöpf verlaſſen; auf daß ſie ſich ſagen dürfen: ſie kann ſich mit der Religion tröſten! Es iſt großartig!

Graf Antoine antwortete nicht. Er ſtellte ſich, den Rücken ſeiner Frau zugewandt, ans Fenſter und blickte auf den Hof nieder, auf dem Monſieur Bouquet eben, das Haupt ſehr gedankenvoll geſenkt, läſſig hin- und herwandelte.

Voyons, ſagte Antoine nach einer Pauſe und ſich Madame Henriette wieder zuwendend, hätteſt du gar kein Talent dafür, dich ein klein wenig in die Devotion zu werfen?

Sie warf ihm einen ganz unausſprechlichen Blick der Verwunderung und des Staunens zu.

Alſo du willſt mich verlaſſen? ſagte ſie dann halb im Spott, halb im Ernſt.

Nein, antwortete Graf Antoine, ſehr misvergnügt über dieſen Ausruf — ich will dich nicht verlaſſen, aber ich verhehle es dir nicht, Henriette, daß du mir lieber wäreſt, wenn du dich etwas um den lieben Gott, um ſeine Gebote und um die Kirche kümmerteſt und einmal anfingeſt, in die Meſſe zu gehen!

Du wirſt mich nächſtens zur Beichte ſenden! erwiderte die kleine Frau mit einem gezwungenen Lachen.

Geh' ich nicht auch in die Kirche?

Ja hier, weil der Herzog es wünscht, um der Leute willen.

Freilich, aber . . .

Ich bitte dich, Antoine, wozu diese ganz seltsame Predigt?

Wenn du religiös wärest, könntest du einen sehr vortheilhaften Einfluß auf meine Cousine ausüben.

Auf Leonie? ah! Und welchen denn?

Du könntest sie in dem Beschluß bestärken, ins Kloster zu gehen.

Will sie denn das?

Ich glaube, daß sie an so etwas denkt.

Das wäre freilich ein großes Glück für uns. Woraus schließest du es?

Sie geht oft zu dem Pater Hubert, einem der alten Mönche, hinüber, der dort hinten in dem Klostergebäude wohnt. Ich sah neulich ein Buch in ihren Händen, das einer Erbauungsschrift so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern. Dazu sagte mir die de la Croix, daß sie einen Brief an Madame Aymer de la Chevalerie, welche die Congregation in der Rue Picpus in Paris gestiftet hat, geschrieben habe.

Dann allerdings bin ich dir eine Ehrenerklärung für deine religiösen Anwandlungen schuldig. Eh bien.

jetons-nous dans la dévotion. Obwol du weißt, daß ich über alles, was Leonie betrifft, ganz anders denke, als du. Wir hätten unſern erſten Plan nicht ſo ſchnell fahren laſſen ſollen. Wir waren auf dem beſten Wege zum Erfolg. Leonie war ganz nah daran, ſich rettungslos mit ihrem Monſieur Paul zu compromittiren. Ganz ohne unſer weiteres Zuthun hätten die Dinge eine Wendung genommen, wie wir ſie nicht beſſer wünſchen konnten. Da kommt dieſer ungeſchlachte Baron mit der verhängnißvollen Werbung für ſeinen Clemens; mit ſeinen Verſprechungen, dir die niederländiſchen Güter zu verſchaffen — was mir, nebenbei geſagt, eine ſehr gewagte, kühne Verheißung von dem Alten ſchien — du aber, du läſſeſt dich dadurch verlocken und ſpringſt wie ein Kind von deinem wohlüberlegten Plane ab, der dich ſicher ans Ziel geführt hätte, um einem Schattenbilde nachzurennen.

Thörichte Vorwürfe! erwiderte Antoine achſelzuckend. Ich ſprang nicht plötzlich von meinem Plane ab, ſondern ich machte gute Miene zum böſen Spiel. Ich ſah, daß der Herzog entſchloſſen war, dem unglücklichen Clemens die Hand Leonie's zu gewähren. Sollte ich mich widerſetzen — um weiter nichts damit zu erreichen, als daß man uns hier den Stuhl vor die Thür geſetzt hätte? daß der Gewinn, der mir

bei dieſem Arrangement in Ausſicht geſtellt war, rettungslos verloren gegangen wäre?

Das iſt er nun doch, ſeufzte Madame Henriette.

Wenn es von dem alten Baron abhängt, freilich. Der wird keinen Finger mehr für uns rühren! rief Antoine aus.

Alſo! Und was iſt nun für uns zu thun? Was bleibt uns übrig?

Daß Leonie ihren Vorſatz ausführt und ins Kloſter geht.

Dann freilich wäre alles gewonnen, erwiderte die kleine Gräfin; aber — willſt du mich nicht anfahren wie ein Bär, der du biſt, wenn ich ſage, was ich denke?

Nun? ſprich!

Du hätteſt bei dem Jagdunglück beſonnener ſein ſollen. Du hätteſt mit mehr Geiſtesgegenwart handeln ſollen. Als Clemens Schlettendorf erſchoſſen war, hätteſt du dir ſagen ſollen: er iſt todt, dieſer Poſten in meinen Zukunftsberechnungen iſt geſtrichen. Kehren wir alſo auf unſern alten Standpunkt zurück. Nehmen wir unſere alten Plane wieder auf. Und als ein Verdacht auf Paul Brenckhorſt zu fallen begann, hätteſt du alles anwenden ſollen, dieſen Verdacht zu entfernen. Dann wäre nichts für uns verloren ge-

weſen. Leonie und dieſer Monſieur hätten ihren Roman weiter geſpielt — bis zur Kataſtrophe, bis zur Flucht, zur väterlichen Enterbung u. ſ. w. u. ſ. w.

Das Gerede einer unbeſonnenen Frau!

Voilà l'ours!

Denkſt du denn nicht daran, daß der lächerliche Tropf, der Hofrichter, mich ſelbſt im Verdacht hatte? daß er alles that, um den Schein auf mich zu wälzen? daß ich dadurch allein ſchon genöthigt war, die Wahrheit zu reden?

Die Wahrheit? Wer kennt die Wahrheit?

Du zweifelſt wol am Ende gar, daß das Blut des armen Teufels von Clemens an den Händen Paul's klebt?

Ich weiß nichts davon!

Du weißt ſehr wohl, was ich dir oft wiederholt habe — die Drohungen, die der Mörder in meiner Gegenwart wider ſein Opfer ausſtieß!

Das weiß ich allerdings; aber ich, ich würde mich ſehr hüten, aus den zornigen Aeußerungen eines Menſchen einen Strick für ſeinen Hals zu drehen; beſonders dann, wenn mir dieſer Menſch lebend und unbeſcholten weit mehr nützen kann, als todt und gehängt.

Mit euch Frauen kommt man nie zu Ende, ſagte

Anteine, sich abwendend. Man wiederholt euch zehnmal dieselben Gründe und zum elften kommt ihr auf eure alten verkehrten Ansichten zurück.

Es ist freilich euer Aerger, daß ihr uns nicht auch darin, wie in allem andern, tyrannisiren könnt und uns wenigstens unsere Ansichten lassen müßt.

Nun, so behalte du deine Ansichten, liebe Henriette. Laß mir jedoch auch die meinigen. Dazu gehört zunächst ganz sicherlich, daß dieser Brenkhorst ein verabscheuenswürdiger Mensch ist. Und deshalb werde ich mich nicht herablassen, Plane und Speculationen auf ihn zu bauen oder gar dahin zu wirken, daß das Haus Angiure mit einer Verbindung befleckt werde, die ja jetzt ohnehin unmöglich geworden ist, weil dieser Monsieur Paul sofort nach seiner That die Flucht ergriffen hat, um sich sicherlich nie wieder sehen zu lassen.

Wer weiß das! warf Madame Henriette ein.

Ich bitte dich, ma chère, fuhr Graf Anteine fort, diesen Gesprächsgegenstand für immer fallen zu lassen. Du weißt, ich habe keine Vorurtheile. Aber es gibt Dinge, über die ein Mann von Ehre nicht hinüberkommt. Es stehen, offen gesagt, im Gesetzbuch meines Gewissens viele Dinge als erlaßliche Sünden bezeichnet, die in den Gesetzbüchern des Staats und

der Kirche nicht so aussehen, sondern viel, viel schlimmer. Aber am Ende gibt es doch Ruchlosigkeiten, bei denen man sagen muß, der Teufel soll das Subject kielholen oder, wenn du diesen Matrosenausdruck nicht passiren lässest, m'amie, er soll dem Verbrecher tropfenweise das Fett ausbraten: und zu solchen Ruchlosigkeiten gehört auch dieser Mord an dem armen, guten, dummen Jungen, diesem pauvre sire, dem Clemens Schlettendorf, mit dem die letzte Hoffnung seines Vaters, seiner Familie zu Grabe getragen ist!

Und nun, schloß Antoine seine Rede, indem er plötzlich in einen ironischen Ton überging, verlasse ich dich, um dir Zeit zu lassen, dich etwas zu sammeln, ma chère — du wirst jetzt beginnen wollen, deine löblichen religiösen Vorsätze auszuführen!

Madame Henriette antwortete nicht; sie schüttelte blos die zierlichen schwarzen Löckchen und dann kniete sie aufs neue vor dem Ofen, um sich wieder ihrer frühern Beschäftigung hinzugeben und die halbverkohlten Holzstücke mit einer glänzend polirten Zange zurecht zu legen.

Graf Antoine wanderte unterdeß über den Corridor, um sich in die Gemächer des Herzogs zu begeben. Seit dem Tage, an dem der Herzog und Antoine in gemeinsamer Berathung den Antrag Schlettendorf's

angenommen hatten, war es, wie wir schon früher sahen, dem Grafen von Spaville gelungen, immer mehr von der Gunst seines durchlauchtigsten Oheims wieder zu erobern. Er hatte es jetzt bereits dahingebracht, daß er täglich in den Vormittagsstunden in einer Privataudienz empfangen wurde, worin Serenissimus ihm gnädigste Auskunft darüber gaben, wie sie die Nacht zugebracht, und dann eine halbe Stunde mit ihm verplauderten.

Der Herzog war nicht allein am heutigen Morgen. Während Antoine mit seiner Henriette sich gezankt und ihr ihren Mangel an Religion vorgehalten, hatte Leonie ihrem Vater Gesellschaft geleistet. Der letztere saß, in seinen Schlafrock gehüllt, ein rothes türkisches Fez auf dem Haupte, in seinem Fauteuil vor einem flammenden Kaminfeuer; auf einem niedern Schemel neben ihm, ihren rechten Arm auf die Armlehne des Sessels gestützt, saß Leonie, das blasse Haupt zu ihrem Vater emporgewandt.

Mit Einem Wort — du machst mir Kummer, mein Kind, sagte der Herzog, vielen und schweren Kummer!

Ich weiß es, mein Vater, aber ich kann nicht anders. Ich kann nicht anders als wahr sein. Ich fühle mich unglücklich!

Du fühlst dich unglücklich! Und damit glaubst du genug gesagt zu haben! Ist es eine Entschuldigung, wenn ein Rasender, der Unheil anstellt, sagt: ich fühle mich zornig! Man muß seine Gefühle zu beherrschen, zu unterdrücken wissen!

Wenn sie unberechtigt, wenn sie schlecht sind. Du wirst aber nicht sagen können, ich hätte kein Recht, mich unglücklich zu fühlen, mein Vater.

Du magst glauben, Gründe dafür zu haben; aber ein Recht hast du nicht!

Mein innerstes Herz ist zerrissen.

Wodurch? Durch Geschichten, mit denen das Herz meiner Tochter nichts zu schaffen haben sollte.

Es läßt sich einem Herzen eben nicht gebieten, mein Vater. Das meine hat seinen Lebensmuth verloren; seine Zuversicht auf die Menschen und auf die Welt.

Thorheit! was haben die Menschen und die Welt dir gethan, um dir zu erlauben, daß du an ihnen verzweifelst?

Mehr, als ich dir sagen kann!

Der Herzog zuckte die Achseln.

Sang de Dieu! sagte er aufspringend — bin ich nicht vereinsamt genug in der Welt? Habe ich etwas anderes außer dir? Und nun wendest auch du mir

den Rücken, um dich mit deinem Freunde: Kummer, zu beschäftigen; lässest dich nicht blicken, wenn ich deine Gesellschaft wünsche; hast Migräne, wenn ich dich im Salon zu finden erwarte; zeigst mir ein blasses Gesicht mit Spuren von Thränen, wenn ich verlange, daß meine Umgebung mich erheitere. O Weiber, sagte Herzog Gaston, mit dem Fuße auf den Boden stampfend — ihr seid eine schreckliche Rasse. Ihr könnet einen harmlosen ehrlichen Mann umbringen mit euern Launen! Wenn ihr niemand anders habt, so verliebt ihr euch in den Schmerz. Monsieur Schmerz wird euer Seelenbräutigam. Alle eure Gedanken wenden sich um ihn, und alles in der Welt, was nicht mit diesem Geliebten zusammenhängt, ist für euch nicht mehr da!

Du bist ungerecht, mein Vater! antwortete Leonie. Ich weiß, daß alle meine Pflichten dir gehören. Ich werde sie erfüllen. Ich werde dich nie verlassen. Aber mein Gefühl kann ich nicht verbergen.

Beherrsche es. Wem es erst gelungen ist, seine Gefühle zu beherrschen, dem wird auch gelingen, sie nach und nach zu ersticken. Es kommt nur auf den Willen an!

Auf den Willen freilich. Aber zum Wollen gehört Kraft, zur Kraft Zuversicht. Nach dem, was

über mich gekommen iſt, iſt meine Selbſtzuverſicht dahin. Ich habe mich zu ſehr verirrt, um an mich ſelbſt noch glauben zu können. Ja, mein Herz, mein Geiſt, meine Seele, alles, was in mir iſt von Leben und Fühlen und Denken, hat ſich zu tief verirrt gehabt, hat zu ſehr völligen Schiffbruch gelitten, als daß mir von Selbſtzuverſicht auch nur der kleinſte Reſt geblieben wäre. Ich bin gebrochen. Ich hätte nicht einmal die Kraft mehr zu heucheln, wenn ich es auch wollte. Und was würde ich nicht, wenn ich es könnte, wollen um deinetwillen! Um dir zu verbergen, was in mir vorgeht, um dir ein heiteres Antlitz zu zeigen, wenn ich dir kein heiteres Herz entgegentragen kann!

Der Herzog hatte ſich wieder in ſeinen Seſſel zurückgeworfen und ſtierte eine Weile in die Flamme.

Man ſoll nie ſich ſelbſt untreu werden, ſagte er dann. Es führt immer zum Unheil. Ich habe meine innere Antipathie gegen jede Mesalliance überwunden; ich habe in die Verſchlage des Barons eingewilligt; ich habe gehandelt, wie ein Herzog von Anglure nicht handeln ſollte. Ich habe meine Würde mit Füßen treten laſſen. Und das alles um des lumpigen Geldes wegen! Ich habe eine große Schuld bei dem ganzen Unglück. Nun werde ich beſtraft dafür. Aber, Leonie, es iſt nicht ſchön, nicht kindlich von dir, daß

du es bist, die das Rächeramt an deinem Vater übernimmt; die umhergeht in seinem Hause wie das versinnlichte Unglück, um ihn keinen Augenblick vergessen zu lassen, daß er eine Schuld hat; die ihn in ihren feuchten Augen den immerwährenden Vorwurf, auf ihren bleichen Wangen die immerwährende Klage erblicken läßt!

O mein Vater, versetzte Leonie, welche ungerechte Vorwürfe machst du mir da! Bin ich es, die dich anklagt? Nein, das weiß Gott, ich klage nur mich an. Ich allein war schuldig. Ich allein war es, die handelte, wie ich nicht handeln sollte. Ich habe einer thörichten Neigung Gehör und Nahrung gegeben, statt sie zu ersticken, wie ich es vielleicht gekonnt hätte. Ich habe mit einem Herzen voll Leichtsinn und Unbesonnenheit mich an den Flammen einer Leidenschaft ergötzt, wie ein Kind sich an den Flammen ergötzt, welche seiner Aeltern Haus verzehren. Ich habe freilich nicht geahnt, daß dieses Feuer aus einem Vulkan hervorglühe, dessen voller Ausbruch mich vernichtet hat.

Vernichtet! welcher Ausdruck! warf der Herzog mit dem Tone des Vorwurfs ein.

Es ist so, mein Vater; ich fühle mich innerlich vernichtet. Ich wollte, ich wäre todt, oder wenigstens der Welt gestorben.

Du willst am Ende ins Kloster gehen! rief Herzog Gaston halb spottend, halb erschrocken aus.

Leonie antwortete nicht. Sie kämpfte mit ihren Thränen, und um diese ihren Vater nicht sehen zu lassen, beugte sie das Haupt und legte ihre Stirn auf die Lehne des Sessels, neben welchem sie saß. Gaston fuhr mit der Hand gedankenvoll über ihr dunkelbraunes seidenweiches Haar und blickte dabei trübe in die Lohe des Kamins.

Eine stille Pause folgte. Der Herzog gab nothgedrungen allen den unangenehmen Gedanken Audienz, welche sich nicht mehr abweisen ließen: den Gedanken an die Schwermuth seines Kindes und den rachsüchtigen Haß seines Gläubigers; an die verlorene Hoffnung, sein altes Stammerbe in seiner Heimat seinem Hause wiederzugewinnen; an alle die Dinge, die ihm das Leben verbitterten, indem sie sein egoistisches Bedürfniß nach Ruhe, Sorglosigkeit und einem Dasein voll ungestörter Heiterkeit und voll bequemen Genusses mit Füßen traten. Die Klagen, welche der naive Egoismus ausstieß, waren es, was wir eben durch alle seine Aeußerungen hindurchtönen hörten; und um so lebhafter waren diese Klagen, als Gaston von Anglure in seiner Tochter einen Geist der Trauer und der Schwermuth sich entwickeln sah, den er nach

ſeiner Weiſe zu fühlen und anzuſchauen nicht berechnen konnte, in welchem ihm ein fremdes Element lag, das ſeinen gemüthlichen Seelenfrieden für immer und ewig bedrohte.

Denn Leonie, das bemerkte der Herzog wohl, war von den Ereigniſſen nicht berührt, wie man es von einem Unglücksfalle zu ſein pflegt, der die ſtille Ruhe zufrieden und ohne große Veränderungen ſich abſpinnender Tage ſtört; der zuerſt laut beklagt und beweint wird; den man dann eine Zeitlang mit trüben Blicken und mit wehmüthigem Ton beſpricht; der dann in das Stadium der Erinnerung tritt, worin die Erwähnung deſſelben wie ein trüber Klang nur noch von Zeit zu Zeit in die heitere Unterhaltung ſich miſcht, um ſie für kurze Augenblicke ſtocken zu machen; und der endlich und zuletzt in den großen Strom der Vergeſſenheit verſinkt, jenen großen tiefen Strom, in dem wie ein Nibelungenhort der Menſchheit beſte und koſtbarſte Gabe verſenkt liegt — unſere ſchönſten Stunden, unſere mächtigſten Erregungen, unſere beſten Vorſätze, unſere religioſeſten Gefühle, unſere tiefſten Empfindungen für das Schöne — alles, alles dahingeriſſen im Sturm und Drang des Lebens und fortgeſchleudert in jenen dunkeln grauſenhaften Strom der Vergeſſenheit!

Leonie's Trauer war nicht eine ſolche. Was in

ihr verging, was ſie beherrſchte, war etwas anderes; es war eine völlige Umwandlung ihres Weſens und Gemüths; ein Gebrochenſein, als ob alle ihre geiſtigen Kräfte am Boden lagen, als ob alle Elaſticität ihrer Seele, alle Schwungkraft ihres Jugendmuthes dahin. Das war keine Trauer, welche die Zeit heilt, was aus ihrem Weſen ſprach; es war keine Erkrankung der Intelligenz, die unter dem Ueberwuchern eines fieberhaft geſteigerten Lebens der Gefühls- und Empfindungsſphäre leidet und geheilt wird, ſobald nach und nach ſich von ſelbſt das Gleichgewicht des Verſtandes und des Gefühls wieder einſtellt. Nein, es war eine völlige Niedergeſchlagenheit, ein dumpfes Siechthum aller geiſtigen Kräfte.

Und wie konnte es anders ſein? Leonie hatte den Schmerz, der zum erſten male in ihrem Leben an ſie herangetreten war, auf den weder ihre Erziehung noch ihre bisherigen Schickſale ſie vorbereitet hatten, zu plötzlich, zu gewaltſam, zu mächtig über ſich hereinbrechen geſehen. Sie hatte ja kaum noch den Ernſt des Lebens gekannt, viel weniger den Schmerz. Sie war bisjetzt durch das Leben getragen worden. Es hatte ihr nur ſeine glänzenden und zerſtreuenden, ſeine einlullenden Seiten gezeigt. Daß ein dunkler Abgrund unter dieſem Leben ſich berge, in welchem die

Geſtalten der Schuld, des Unheils, des Verderbens ſchlummern, was ahnte das junge Mädchen, die Prinzeſſin, das geiſtreiche Weib davon? Ihr hatten alle Erſcheinungen dieſes Lebens bisher nur die heiter anregende Seite zugewandt, die ein klarer und unumwölkter Sinn, wenn ſich Geiſt, Witz und Schärfe des Verſtandes ihm zugeſellen, ihnen abzugewinnen weiß. Sie hatte nie einen Verluſt erlitten. Ihre Mutter war geſtorben, als ſie noch ein Kind geweſen. Sie hatte nie zu entbehren gelernt. Es war niemals auch nur ein energiſcher Widerſpruch ihr entgegengetreten. Nicht einmal der Widerſpruch des eigenen Innern. Ihre Seele war lauter, rein, ohne irgend dunkle Triebe zu bergen, in welchen für ſie die Keime zu innern Kämpfen gelegen hätten. Ihre Seele war ſo hell und klar, daß ja, wie wir früher ſahen, Paul Brendberg, als er Leonie zuerſt kennen lernte, ſich fragte, ob überhaupt ein tieferes Gemüthsleben Raum habe in dieſem geiſtreichen, zur Ironie geneigten Weſen, in dieſem Herzen, das, wie es Paul ſchien, immer in gleich kaltem Bewußtſein ſchlage.

Seitdem war freilich Paul Brendberg klar geworden, ein wie reiches Gefühlsleben ſich in dieſem Mädchenherzen berge. Es hatte ihn überſchüttet mit ſeinen wärmſten Ergüſſen; es hatte ihn ſelig gemacht

dadurch. Aber auch Leonie selbst hatte nur die Seligkeiten des Gefühlslebens empfunden, indem sie sich ihm sorglos und unbekümmert hingegeben. Es war ihr gewesen, als seien alle guten Geister des Daseins in ihre Brust eingezogen, um für immer da zu wohnen. Leonie hatte nur Glück und immer nur Glück gekannt!

Und nun plötzlich dieser zerschmetternde Schlag, diese Fülle von Schmerz und Wehe, welche sie überströmte! Sie hatte nicht allein das Glück ihrer Liebe verloren, sie hatte sich und ihr ganzes Sein erniedrigt, weil sie es an einen Unwürdigen verschwendet. Sie hatte nicht allein sich verirrt, sie hatte eine schwere Schuld auf sich geladen; sie hatte Paul's entsetzliche Leidenschaft genährt; sie war mitschuldig an dem Morde eines Unglücklichen — ein Theil der Blutschuld lastete auf ihrem Haupte!

Es gab für Leonie keinen Trost. Am wenigsten konnten ihn diejenigen ihr bieten, welche sie umgaben. Auf den Gesichtern Antoine's und Henriettens las sie nichts als kalte, feindselige Beobachtung. Von den Lippen ihres Hoffräuleins, der de la Croix, vernahm sie nichts als gutgemeinte Redensarten; bei ihrem Vater fand sie wol einen liebevollen Zuspruch, der jedoch mit egoistischen Vorwürfen viel zu sehr gemischt war,

als daß er sie irgend hätte aufrichten können. Nur bei dem alten Mönch, von dem Graf Antoine redete, hatte sie in den letzten Tagen etwas gefunden, was ihrem dumpfen Sinnen wie eine Wohlthat gewesen war. Er hatte sie nicht aufgesucht. Sie war durch einen Zufall ihm im Schloßgarten begegnet; er hatte ihr von Gott gesprochen und von der Fürsehung; sie hatte zum ersten male wieder mit Theilnahme und Spannung den Worten eines dritten gelauscht. Seit diesem Augenblicke hatte sie ihn täglich besucht; in seiner stillen Zelle im verlorensten Theile der Gebäude geborgen, war es ihr, als könne sie aufathmen, als bleibe ein Theil der Last, die auf ihr ruhte, vor dieser Schwelle zurück! —

Leonie hatte jetzt lange Zeit neben dem Herzog gesessen, das Haupt auf den Lehnsessel ihres Vaters gebeugt. Der Herzog hatte schweigend ihren Scheitel gestreichelt und dann, die Arme verschränkt, darüber nachgedacht, ob er nicht sich rüsten solle, fortzureisen und sein Kind zurückzuführen in ein bewegteres Weltleben, auf daß die Zerstreuungen desselben sie ihm heilten, als eilig Pierre eintrat und meldete, der Hofrichter sei im Vorzimmer und wünsche dringend Audienz.

Ach, verschont mich, antwortete der Herzog sehr unwillig — ich will nichts hören vom Hofrichter!

Es sei sehr wichtig und eilig, Durchlaucht!

Doch nichts von dieser verzweifelten Untersuchung?

Pierre zuckte die Achseln.

Sagt ihm, von der Untersuchung wolle ich heute nichts hören; sonst mag er kommen.

Der Hofrichter trat ein; er trat sehr hastig, sehr unceremoniös und sehr aufgeregt ein; sein volles, rundes Gesicht glühte.

Was habt Ihr, Kandermann? fragte der Herzog, ihn mit einem matten Blicke streifend; Ihr seid ja sehr eilig, mich mit Euern Geschäften zu belagern.

Durchlaucht, versetzte der Hofrichter, ich komme, submissest zu vermelden, daß sich in der Untersuchungssache wider . . .

Richtig! da haben wir's! in der Untersuchungssache! Habe ich Euch nicht befehlen lassen . . .

Durchlaucht halten zu Gnaden — es ist etwas ganz Außerordentliches, ein gar nicht vorherzusehender Incidenzfall . . .

In diesem Augenblicke öffnete Pierre noch einmal die Thür, und zwar, um unangemeldet den Grafen Antoine einzulassen.

Graf Antoine verbeugte sich vor seinem Oheim, der ihm mit der Hand einen Gruß winkte, und vor Vernie, die viel zu gespannt in die Züge des Hof-

richtete blickte, um Antoine's Begrüßung zu erwidern.

Horchen Sie zu, Antoine, Herrn Kantermann drückt eine Geschichte das Herz ab, sagte der Herzog.

Hoffentlich nicht wieder eine Patronengeschichte! erwiderte Graf Antoine mit malicieſem Lächeln, indem er ſich ein Tabouret herbeizog und Leonie gegenüber an der andern Seite des Kamins Platz nahm.

Keine Patronengeſchichte — ſagte der Hofrichter, dem kein Stuhl geboten wurde — wie der Herr Graf ſich auszudrücken belieben; etwas ganz neues, was uns endlich völliges und alle Zweifel verſcheuchendes Licht bringt. Ihr ehemaliger Geheimſecretär, Durchlaucht, iſt der Sohn des Barons Schlettendorf!

Ah bah! rief der Herzog aus.

Der Sohn des Barons Schlettendorf? Wie hängt das zuſammen? fuhr Graf Antoine auf.

Es iſt ſo, wie ich ſage. Und zwar ein legitimer, aus rechter Ehe geborener, älteſter Sohn!

Hofrichter! ſagte Antoine lebhaft und aufſtehend — es iſt doch wieder eine Patronengeſchichte! Es iſt irgendeine einfältige Erfindung, um ſtörend in den Gang der Unterſuchung einzugreifen und in die klare Sache Verwirrung zu bringen!

Und dabei lehnte ſich Graf Antoine mit dem Rücken

an den Kaminsims, um, die Arme über der Brust verschränkt, den Hofrichter mit einem Blicke seiner grauen, glanzlosen und etwas unsteten Augen zu fixiren.

So lassen Sie ihn doch reden, Antoine, fiel der Herzog ein. Erzählt uns die Geschichte, Kandermann!

Die Enthüllung ist zuerst durch einen alten Bauer, einen Schulzen Werdekoping gemacht worden . . .

Werdekoping — Werdekoping — murmelte der Herzog nachsinnend; damit fuhr er aber plötzlich auf: Sang de Dieu, Kandermann — dann ist die Geschichte wahr! Ich kenne Monsieur Werdekoping. Erinnerst du dich, Leonie, des brutalen Bauers — der dir die Milch abschlug? Wahrhaftig, dieser Mensch ist zu grob, um zu lügen!

Durchlaucht, er hat die Sache beschworen. Einen falschen Eid schwört ein westfälischer Wehrfester nicht, er mag nun grob oder nicht grob sein . . .

Was hat er denn beschworen? fiel Antoine hier ein, dessen Züge einen unheimlichen Ausdruck von verbissenem Groll annahmen.

Daß, hub der Hofrichter mit erhobener Stimme an, wie jemand, der weiß, daß seine Worte ihres Eindrucks nicht verfehlen werden, daß der Baron Schlettendorf in erster Ehe vermählt gewesen mit

einem Fräulein Helene Marie von Eggenrode, aus einer nicht zu den ritterfähigen Geschlechtern des Landes gehörenden Familie. Daß aus dieser Ehe, welche übrigens keineswegs ein Geheimniß war, denn alle Leute, die den Baron in jener Zeit kannten, wußten damals darum — daß aus dieser Ehe ein Sohn geboren, des Namens Paul Valerian Ulrich; daß der Vater der ersten Frau Schlettendorf's, der alte Eggenrode, diesen Sohn sequestrirt, seinem Erzeuger vorenthalten, für todt ausgegeben und beseitigt habe; daß er denselben ihm, dem Colonus Werdekeping, habe zum Aufziehen übergeben . . .

Aber, sang de Dien, wozu, weshalb denn? fuhr der Herzog dazwischen.

Weshalb, fragen Durchlaucht? Aus Tücke und Zorn. Aus Erbitterung, weil die Schlettendorf'schen dieses Kind nicht haben als vollbürtigen Sprossen, als Erbfolger in die Stammgüter betrachten wollen. Weil Zorn, Streit und Hader unter ihnen, unter den Schlettendorf'schen und Eggenrode ausgebrochen war. Weil die Tochter Eggenrode's, die junge Frau Schlettendorf's sehr bald das Opfer dieser Zerwürfnisse wurde. Weil Eggenrode nun vollends sich von Schmerz und Wuth gestachelt fühlte. Weil es ihm das Herz abgestoßen hätte, hätte er nicht irgendetwas thun kön-

nen, was ihn rächte, was Vergeltung war für den Verlust seiner einzigen Tochter. Darum unterschlug er dem Vater seinen Sohn und ließ ihn aufziehen in Verborgenheit und Dunkel. Jener Bauer, Werdekeping, war der einzige, der im Geheimniß, denn ihm war der Knabe übergeben.

Mein Gott, welche Geschichten, welche Menschen! sagte Herzog Gaston.

Später freilich mochte den alten Mann so etwas wie Reue über seine That anwandeln; aber in seinem Entschlusse, in dem, was er einmal begonnen, konnte ihn auch die Reue nicht irre machen; nur so viel war über ihn zu gewinnen, daß er einige Jahre nachher, in seiner letzten Lebenszeit, dem Schulzen Werdekeping befahl, sobald ein Tag komme, wo das alte Geschlecht der Schlettendorf ohne einen vollbürtigen Erben sei, solle er, der Bauer, vor den Baron treten und ihm die Sache enthüllen; auch größerer Sicherheit wegen vor dem Richter sie erklären. Um aber für einen solchen Fall ein vollgültiges Zeugniß zu hinterlassen, hat Eggenrode den Notar Moorbahn eine förmliche, von Zeugen bekräftigte Urkunde darüber aufnehmen lassen und sie ihm in Verwahrung gegeben!

Herzog Gaston schüttelte über alles dies höchst verwundert den Kopf.

Clemens von Schlettendorf, der vollbürtige, ſtiftsfähige Erbe, iſt nicht mehr, fuhr Herr Randermann fort; es iſt der Augenblick gekommen, den der verſtorbene Eggenrode vorhergeſehen hatte; und ſiehe da, am heutigen Morgen kommt ein alter breitſchulteriger Wehrfeſter, bei deſſen Auftreten unter den dicken Sohlen die Dielen meiner Schreibſtube knarren und die Fenſterſcheiben zittern, zu mir und fragt mich, ob ich derjenige Richter ſei, bei dem die Barone von Schlettendorf ihr Recht zu nehmen hätten.

Der bin ich, iſt meine Antwort, ich bin der Hofrichter, mein guter Mann, und der Richter der ſchriftſäſſigen Leute im Lande . . .

Und der Bauer erzählt nun die ganze Räubergeſchichte? unterbrach Graf Antoine.

So iſt es, mein Herr Graf. Aber ich bin nicht zu Ende mit dieſer „Räubergeſchichte", wie der Herr Graf ſich auszudrücken belieben — infolge des mit dem Bauer vorgenommenen Verhörs erhalte ich die Mittheilung, daß das Document, welches der verſtorbene Herr von Eggenrode durch den Notar Moorhahn aufnehmen ließ und ſodann dieſem in Verwahrung gab — daß dieſes ſelbe Document in letzter Zeit dem Notar entfremdet iſt. Dieſe Thatſache iſt von äußerſter Wichtigkeit. Im Hauſe des Notars näm-

lich wohnt ein junger Mann, Moorhahn's Schreiber und Gehülfe, der mit dem Herrn Geheimsecretär Brenckhorst in intimster Freundschaft lebt — er ist Ew. Durchlaucht bekannt, denn er war vor einem halben Jahre etwa hier zum Besuche bei dem Herrn Brenckhorst.

Ja, ja, ich kenne ihn — fiel der Herzog ein, er hat mir ursprünglich auch diesen Herrn Brenckhorst empfohlen.

Was also, fuhr der Hofrichter fort, liegt näher, als daß dieser Schreiber das Document an sich zu bringen gewußt, und daß er es seinem Freunde eingehändigt hat; daß Brenckhorst daraus ersehen, wie er der älteste Sohn des Barons von Schlettendorf, der Erbe eines reichen Majorats sein würde, wenn ihm nicht die bestimmte Forderung voller Stiftsfähigkeit entgegenstände; daß er im Zorn darüber den aus dem Wege geräumt hat, der zwischen ihm und seinem natürlichen Rechte stand?

Dann ist er ja ein Brudermörder! rief der Herzog aus.

Wir haben jetzt, sagte der Hofrichter, das reelle, vollständig ausreichende Motiv zur That, welches meines Erachtens bisher noch fehlte.

Man sollte es für unmöglich halten, versetzte der Herzog nachdenklich.

Wenn ich nicht mit meinen eigenen Ohren gehört hätte, wie Brendhorſt Clemens von Schlettendorf zu vernichten drohte! fiel Graf Antoine mit großer Schärfe ein.

Aber, bemerkte jetzt der Herzog, was hilft ihm denn ein ſolches Verbrechen, wenn er nun einmal wegen nicht vollberechtigter Geburt von der Erbfolge ausgeſchloſſen iſt?

Halten zu Gnaden, Durchlaucht, erwiderte der Hofrichter. Einem vollberechtigten Bruder mußte er allerdings nachſtehen; wenn aber ein ſolcher nicht da iſt, ſo kann ihm niemand die Erbſchaft ſtreitig machen!

Das iſt eine ſehr traurige Geſchichte! ſagte der Herzog erſchüttert — eine ſehr traurige Geſchichte! Wer hätte dieſem Brendhorſt einen Brudermord zugetraut?

Aber jetzt liegt alles klar, bemerkte der Hofrichter, Ich werde nun ſofort die preußiſchen Gerichte requiriren und ſie erſuchen, zur Vernehmung des Notars Moorbahn und ſeines Schreibers zu ſchreiten!

Jetzt liegt freilich alles klar! wiederholte Graf Antoine; dieſer tückiſche Menſch hat ſeinen Bruder todt geſchoſſen und dann ſich aus dem Staube gemacht, um erſt ein wenig Gras über die Geſchichte wachſen zu laſſen und . . .

Antoine wurde in ſeiner Rede auf eigenthümliche Weiſe unterbrochen — nämlich durch ein helles, aber gezwungenes, durch ein wie krampfhaft lautendes Gelächter.

Dieſes Gelächter ertönte aus dem Munde der Prinzeſſin Leonie.

Leonie hatte während dieſer ganzen Verhandlung ſtill dageſeſſen auf dem Schemel neben ihres Vaters Stuhl. Sie hatte mit größter Spannung bald den einen, bald den andern Sprechenden angeſehen; ihre Augen waren immer größer geworden, bis ſie endlich einen vollſtändig geiſterhaften Ausdruck annahmen. Ueber ihr bleiches Antlitz hatte ſich das Gepräge einer innern Angſt und Erregung gelegt, wie die eines Menſchen, dem ein Todesurtheil vorgeleſen wird — und nun fuhr ſie plötzlich auf, und ihre Rechte nach dem Sims des Kamins ausſtreckend und ihre flammenden Blicke auf Antoine richtend, brach ſie in ein gellendes Gelächter aus.

Ums Himmels willen, was iſt dir, Leonie, rief der Herzog aus — Sang de Dieu — ſie wird wahnſinnig!

O, nicht wahnſinnig, Vater, rief Leonie — aber ihr, ihr ſeid's — alle — Thoren — Thoren — er ein Mörder, um einer elenden Erbſchaft willen?! Er

ein Brudermorder?! Es iſt der größte Wahnſinn, der je in den Köpfen verblendeter Menſchen gelebt hat!

Aber, Leonie . . . fiel Antoine ein.

Du widerſprichſt mir — du? Du ſagſt, es ſei kein Wahnſinn, Antoine? Gut. So iſt es nicht blos Wahnſinn, ſo iſt es Schlimmeres als Wahnſinn!

Und dabei ſah ſie mit einem Auge, als wolle ſie ihn durchbohren ihren Vetter Antoine an, während plötzlich eine dunkle Zornesröthe über ihr Geſicht flammte.

Mein Vater, fuhr ſie dann fort, ſich groß und gebieteriſch aufrichtend, ich bitte dich, glaube nichts von allem dem, was dieſe Menſchen dir ſagen. Glaube mir. Der Mann, den ſie anklagen, iſt kein Brudermörder. Er iſt kein Mörder! Nein, nein, nun und nimmermehr. Wie konnte ich ſelbſt ſo blind ſein und an ſeine Schuld glauben! O, dieſes Wort Brudermörder hat mir die Augen geöffnet, welche der Schrecken und die Beſtürzung verdunkelt hatten. Er ſei geflohen, ſagt ihr, im Bewußtſein ſeiner Schuld, in der Angſt vor eurer Strafe? So hört denn, er iſt blos deshalb nicht hier und vernichtet nicht ſeine Ankläger, weil ich ihn fortſandte. Ich liebe ihn, dieſen Mann, und meinem Befehle hat er gehorcht, als er ſich von hier entfernte; und was ihr vorgebracht und

ausgedeutet und geflügelt habt — es ist alles leer, nichtig, abscheulich, alles Lüge! Mich selbst habt ihr zu dem Frevel gebracht, an ihm zu verzweifeln, in ihm einen Elenden zu sehen — mich, die die erste, ihn zu vertheidigen, hätte sein sollen! Gott verzeihe mir die Schuld — Gott lasse mich es sühnen, indem er mich zum Werkzeug macht, den wahren Mörder zu finden!

Die drei Männer sahen sie erstaunt und völlig verstummt vor diesem majestätischen Zorne an. Sie schritt zwischen ihnen hindurch, mit dem festen elastischen Schritte, mit der selbstbewußt gehobenen Haltung, womit sie ehemals durch diese Räume geschritten; ihre Stirn, ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten; Leonie hatte plötzlich alles wiedergefunden, was sie je an geistigem Muthe und an Energie besessen.

So verließ sie rasch das Zimmer des Herzogs. Draußen fand sie Pierre.

Pierre, befahl sie, ich will augenblicklich mein Pferd gesattelt haben. Augenblicklich, hörst du? Nur der Reitknecht begleitet mich!

Pierre verbeugte sich, nachdem er einen verwunderten Blick auf sie geworfen. Dann eilte er hinaus und die Stiegen in das Gesindezimmer hinab. Leonie unterdeß schritt weiter, in ihre Gemächer; ihr Busen

bewegte ſich ſtürmiſch auf und ab. Ihre Pulſe flogen.

In ihrem Zimmer angekommen, ſchellte ſie ihre Zofe herbei und befahl, ihren Reitanzug zu bringen.

Während ſie darauf wartete, gelang es ihr, ihre erſte Erregung zu beſchwichtigen und den Schritt zu überdenken, den ſie auf der Stelle zu thun beabſichtigte.

Ich bin ein ſchuldvoll eitles Geſchöpf! ſagte ſie dabei zu ſich ſelbſt; ſolange alle dieſe Menſchen mich glauben ließen, Paul habe ein Verbrechen aus Leidenſchaft für mich begangen, glaubte ich an ſeine Schuld, glaubte an das falſche Gerede, das lügenhafte Zeugniß Antoine's. Sie mußten das Wort Brudermord ausſprechen, ihn zum gemeinen Meuchelmörder ſtempeln wollen, bevor der ganze Wahnſinn ihrer Anklage mir klar wurde!

## Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ein trauernder Vater.

Eine Viertelstunde später verließ Leonie, von einem feurigen und doch zuverlässigen Pferde getragen, den Schloßhof; eine Strecke hinter ihr ritt Anton, ihr Reitknecht und gewöhnlicher Begleiter, wenn sie einsame Spazierritte machte. Anton war erfreut, daß seine Herrin einmal wieder nach ihrem treuen Thiere verlangt hatte, denn seit mehreren Tagen hatte er sie nicht mehr erblickt. Man hatte ihm erzählt, daß sie blaß aussähe und leidend scheine; daß sie seit dem Tage der unglücklichen Jagd eine ganz andere geworden. Anton schien das heute gar nicht der Fall zu sein. Er fand sie ganz wie früher — ihre Wangen geröthet, ihre Bewegungen rasch und bestimmt, und der scharfe Trab, in welchen sie sofort, nachdem sie den Schloßhof verlassen, ihr Pferd versetzte, deutete

gleichfalls nicht eben auf Leiden hin. Eine ſolche ſchnelle Veränderung, dachte ſich Anton, müßte einen Grund haben; und da Anton zu combiniren wußte, ſo hatte er denn auch alsbald den rechten Grund ausgefunden und ſich vorgeſagt.

Leonie winkte ihn heran, als ſie in dem Gehölz, in welches ſie ihr Pferd gelenkt, an eine Stelle gekommen, wo zwei Pfade ſich trennten.

Hier links? fragte ſie.

Ja, Durchlaucht — wohin . . .?

Nach Schlettendorf.

So müſſen wir links, antwortete Anton. Durchlaucht wollen wol dem alten Baron gleich die gute Nachricht bringen?

Welche Nachricht, Anton?

Nun, daß ſie ihn haben!

Haben? Wen — was haben?

Ja, haben Sie's nicht gehört? Ich meinte, juſt deshalb wären Durchlaucht ſo content . . .

Was ſoll ich gehört haben? ſprich!

Nun, daß der Geheimſecretär arretirt und eingebracht iſt.

Leonie fühlte alles Blut plötzlich zum Herzen zurückſtrömen. Ihr Antlitz wurde wieder von einer tödtlichen Bläſſe bedeckt.

Wann iſt das geſchehen? ſagte ſie halblaut, mit ſtockendem Athem.

Er iſt arretirt worden von den Preußen, in der Hauptſtadt, und von da hierher geliefert. Etwa vor einer halben Stunde ſind ſie in Emſa mit ihm angekommen, in einem geſchloſſenen Wagen, ein Corporal und ein Gerichtsdiener haben auf dem Bock geſeſſen, und ſie haben ihn gleich auf den Oſterthorthurm gebracht.

Leonie hielt einen Augenblick ihr Pferd an. Es war, wie wenn ſie ſchwanke, ob ſie nicht ſogleich wenden und zu dem Gefangenen eilen ſolle. Aber gleich darauf gab ſie ihrem Rappen einen Schlag mit der Gerte und eilte mit verdoppelter Haſt weiter.

So kam ſie bald an ihr Ziel. Die Hufe ihres Roſſes tönten nach kurzer Friſt auf der Schloßbrücke von Schlettenderf und weckten dann auf dem Pflaſter des Hofs das Echo der düſtern grauen Mauern, die heute, von der Sonne noch unberührt, den Reif der jüngſten Nacht noch auf den Ziegelreihen der hohen und gewaltigen Dachflächen tragend, einen unbeſchreiblich kalten und düſtern Anblick darboten. Aus einem der Nebengebäude tönte der monotone Schall geſchwungener Dreſchflegel; durch das geöffnete Scheunenthor ſah man Knechte und Mägde zu dieſer Arbeit

geſellt; bevor einer dieſer Burſche jedoch ſeinen Flegel zur Seite geſtellt, ſeine Jacke angezogen hatte und herangekommen war, um der Prinzeſſin das Pferd zu halten, hatte ſich Leonie mit Anton's Hülfe längſt aus dem Sattel niedergelaſſen.

Sie ließ ſich von dem Knechte führen. Der gnädige Herr war daheim. Leonie fand ihn in einem kleinen Zimmer, das neben dem Hausflur zu ebener Erde lag. Ein Qualm von Hitze und Tabacksgeruch ſchlug der Prinzeſſin daraus entgegen. Der Baron ſaß in einem Ueberrock von dickem Wollzeug in einem Eckdivan, verborgen von dem großen Kachelofen, der die übermäßige Hitze ausſprühte. An den Wänden hingen alte verräucherte Kupferſtiche, Jagdſcenen, von der Hand Riedlinger's dargeſtellt; auf Tiſchen und Stühlen lag ein graues Durcheinander von Acten, Büchern, allerlei kleinen Jagdgeräthen, Pfeifen, Mützen, Meſſern — alles durch- und übereinandergeworfen, alles mit der gleichen Lage Staub bedeckt. Es war ein melancholiſcher Anblick, der alte Mann in dem großen wüſten Hauſe, deſſen weite Räume ihm ſo überflüſſig waren, wie alle die Reichthümer, die er beſaß; die er nicht einmal dazu benutzte, um ſeine nächſte Umgebung freundlicher und ſchöner zu geſtalten, als es die Stube eines dürftigen Schreibers iſt;

allein mit der todten Gesellschaft trübseliger alter Bücher, geschrieben von verstorbenen Menschen, für vergangene Zeiten!

Durchlaucht . . . sagte Schlettendorf, überrascht aufstehend, als er die Prinzessin erblickte.

Ich bin's, Baron — bleiben Sie ruhig wie Sie sind!

Hätte ich die Ehre ahnen können, so würde ich vorbereitet gewesen sein, um Sie besser zu empfangen. So aber ist es kalt drüben im Saale und . . .

Leonie unterbrach ihn. Ihr graute vor dem großen düstern Saale.

Nein, nein, antwortete sie, bleiben wir hier. Es ist rasch gesagt, was ich Ihnen zu sagen habe.

Sie sehen, erwiderte der Baron, die Prinzessin einladend, auf dem Divan Platz zu nehmen, und für sich einen Stuhl herbeiziehend — Sie sehen, ich habe mir zum Winterquartier die Stube meines Hauses ausgesucht, die am nächsten der Thür liegt. Man hat nicht weit, wenn man mich einmal ganz hinaustragen wird.

Leonie, die zu erregt war, um bei einem andern Gesprächsgegenstande zu verweilen, als dem, der sie herführte, antwortete auf diesen trüben Scherz des alten Mannes nicht.

Paul Brenckhorſt iſt gefangen genommen, er iſt wie ein Verbrecher in den Kerker geworfen, ſagte ſie.

Die großen Augen des Barons erweiterten ſich unter ihren grauen buſchigen Brauen; ein wildes, unheimliches Feuer flammte in ihnen auf.

Man hat ihn gefaßt — nun, Gott ſei Dank! ſchrie er mit unverkennbarer Freude.

Sie frohlocken darüber?! Baron — Sie wiſſen doch — der alte Bauer war bei Ihnen, der . . .

Der ſagt, er ſei mein Sohn? Ja, der Bauer war bei mir, geſtern.

Und Sie frohlocken, daß Ihr Sohn gefangen iſt?

Ja, Durchlaucht, ich frohlocke darüber.

Ueber Ihres Sohnes Elend?

Mein Sohn? verſetzte der Baron, wie in ſich zuſammenſinkend und auf den Boden blickend — mein Sohn war Clemens.

Aber auch Paul Brenckhorſt iſt es, Ihr rechter, Ihr älteſter Sohn!

So ſpricht dieſer Bauer. Er mag die Wahrheit ſagen. Ja, es mag alles ſein, wie er ſpricht. Mein Schwiegervater Eggenrode war fähig zu ſolcher That. Er war ein heftiger und ſchlimmer Mann. Es iſt mir viel Schmerz und Gram von ihm bereitet worden, ſolange ſeine Tochter, die ein Jahr lang mein

Weib war, noch lebte. Nachher habe ich vermieden, ihm zu begegnen. Er ließ mir sagen, mein Kind sei todt. Ich habe es geglaubt, weil ich nicht Grund hatte, zu denken, er sei ein Lügner. Aber er war ein Tyrann; ein hartes Herz und ein eiserner Kopf. Ja, es mag wahr sein, was der Wehrfester redet!

Also Paul ist Ihr Sohn, und Sie . . .

Meine gnädigste Prinzessin, unterbrach sie der Baron, das Wort Sohn bedeutet viel, unendlich viel, und auch wenig — nichts, wenn Sie wollen. Der Bauer sagt mir: dieser Mensch ist dein Sohn; er sagt es, aber was ist es mir? Mein Sohn? Mein Sohn war ein anderer. Ich habe Clemens auf meinen Knien geschaukelt; ich habe ihn erzogen und ihn groß werden sehen, und, sehen Sie, dort an dem Thürpfosten habe ich mit Strichen jeden Zoll gemessen, den er gewachsen ist. Ich habe seinen Schlaf bewacht und, wenn er erkrankt war, mit banger Sorge seinen Athem belauscht. Ich habe ihn geliebt. Ich habe niemand anderes auf Erden gehabt, den ich lieben konnte, als ihn. Seine Mutter ist gestorben, als er zehn Jahre alt war. Ich bin ihm Mutter und Vater gewesen. Und er ist groß geworden und hat mir nie mit Undank gelohnt, was ich an ihm gethan. Er war ein guter Sohn. Er hat bei mir altem Manne in mei-

ner Einſamkeit ausgehalten, weil er wußte, daß ich ihn nicht entbehren konnte. Es war ein großes Opfer. Denn er war jung, und die Jugend ſehnt ſich in die Welt und zu ihren Genüſſen hinaus. Ja, er war mein Sohn, Clemens, mein guter Sohn. Meine Wünſche, meine Plane waren die ſeinigen. Auf ſeinem Haupte ruhten alle meine Hoffnungen, alle — alle!

Der Baron hatte dieſe Worte geäußert, langſam, wie mühſam aus beklommener Bruſt ſie ausſtoßend, das Haupt von der Prinzeſſin abgewandt und die Blicke zu Boden heftend. Er ſtützte jetzt ſeine Stirn auf die flache Hand, ſodaß dieſe ſeine Brauen bedeckte und ſeine Augen beſchattete.

Sie haben viel verloren, wer leugnet das! ſagte die Prinzeſſin. Aber deſto größern Werth muß für Sie haben, was das Schickſal Ihnen wiedergibt. — Es gibt Ihnen für den verlorenen einen andern Sohn wieder, der jenem nicht nachſteht.

Es zeigt mir einen fremden Menſchen und ſpricht dazu ein Wort aus! Das iſt alles! Was iſt mir der fremde Menſch, der meinen Sohn erſchlagen hat?

Der Baron hatte Mühe, mit feſter Stimme dieſe Worte über die Lippen zu bringen. Er ließ ſeine Hand dabei niedergleiten, wie um damit ſeine Augen jetzt

ganz zu verhüllen und um zu verbergen, was in ihnen aufstieg.

Schlettendorf, rief die Prinzessin aus — das ist nicht wahr — er — Paul Brockhorst hat Ihren Sohn nicht erschlagen — nein, so wahr Gott lebt, das ist nicht wahr! Mag die ganze Welt es sagen, es ist dennoch nicht wahr, er ist kein Brudermörder! nun und nimmermehr!

Wer sonst hatte es gethan — wer sonst? Hatte Clemens Feinde? hat er irgendeinem Unrecht gethan? Hat er je ein Unglück über einen Menschen gebracht? Nein, nein, nein — ihn erschlagen hat nur der, den entweder die Leidenschaft zum Teufel machte, oder — der Eigennutz.

Und doch weiß ich, fiel Leonie ein, doch fühle ich, daß wir hier vor einem Geheimnisse stehen, welches sich lichten muß und wird. Darum komme ich zu Ihnen, Baron. Ich habe niemand als Sie, der mir beistehen kann, es zu lichten. Sie müssen es!

Der Baron schüttelte das Haupt.

Sie müssen es, rief Leonie erschüttert aus. Er ist Ihr Sohn; Sie haben die Pflicht, Ihrem Sohne beizustehen, eine heilige, unauslöschliche Pflicht. Sie können es. Sie haben hundert Hülfsmittel in diesem Lande, die ich nicht habe.

Nur die Gerichte haben hier eine Pflicht, antwortete der Baron.

Hören Sie, Schlettendorf, fuhr die Prinzessin immer eifriger fort — es war Ihr sehnlichster Wunsch, daß ich die Hand Ihres Clemens annähme. Ich hätte Sie nicht genommen. Ich liebte Clemens nicht. Ich hätte es nicht gekonnt. Ich beugte mich dem Willen meines Vaters, aber es wäre doch nie dazu gekommen. Im letzten Augenblicke hätte ich nur meinem empörten Selbstgefühl gehorcht und einen unheilbaren Bruch herbeigeführt. Dieses alles ist anders jetzt. In die Hände Ihres Sohnes Paul will ich bereitwillig die meinen legen. Ich will Ihnen eine gute Tochter sein.

Der Baron sprang auf. Er ging händeringend in dem kleinen Zimmer auf und ab.

Mein Sohn ist todt, rief er aus, mein Sohn ist todt! Woher soll mir eine Tochter kommen! Ich kann Clemens nicht verleugnen um seines Mörders willen! Ich kann es nicht!

Er ist nicht sein Mörder! rief Leonie, ebenfalls aufspringend, dem erschütterten alten Manne zu. Glauben Sie doch nur, helfen Sie doch nur, seine Unschuld ans Licht zu bringen. Das allein ist es ja, was ich von Ihnen verlange.

Seine Unschuld! Mag er sie selbst verfechten! Er wird es nicht können, trotz allem, was Sie sagen, weil Sie — ihn lieben, Prinzessin! Ich liebe ihn nicht. Mag er sein, wer er will — er muß seine Schuld büßen. Blut wird nur durch Blut gesühnt. Soll ich geben und von Ihrem Vater seine Begnadigung verlangen? Ich kann es. Ich kann ihn retten. Ich kann sein dem Beile verfallenes Haupt Ihrem Vater abkaufen.

Wie Sie früher ihm haben seine Tochter abkaufen wollen! fiel mit unsäglicher Bitterkeit Leonie ein.

Aber ich will es nicht, fuhr der Baron fort. Soll ich ihn in mein Haus aufnehmen, soll ich durch die verödeten dünnern Räume einen schuldbedeckten Menschen schleichen sehen, an dem das Blut eines Bruders klebt?

Aber so hören Sie doch auf mich! Wer gibt Ihnen ein Recht, einen Unschuldigen, den Sie nicht gehört haben, zu verdammen? Was zeugt denn gegen ihn? Die Betheuerungen des Grafen Antoine! Aber Antoine ist ein treuloser, ein ränkevoller Mensch, der mehr schlimme Streiche in seinem Leben verübt hat, als ich Ihnen in einer Stunde erzählen könnte. Und dann zeugt wider Paul das, was man seine Flucht nennt. Aber er ist nicht geflohen; ich sandte ihn fort

Graf Antoine hat seine Aussage beschworen, versetzte Schlettenderf. Und was noch mehr gegen den Mörder zeugt, das ist seine Leidenschaft für Sie, Prinzessin: und was am meisten gegen ihn zeugt, das ist meines armen Clemens Leiche. Ist Clemens nicht todt?

Nun, so möge nur der Himmel einst nicht Sie verlassen, Baron, wie Sie jetzt Ihren Sohn verlassen — Sie eiserner, harter, grausamer Mann. Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen.

Und ich Ihnen nichts anderes, Prinzessin, versetzte Schlettenderf ruhig, aber teulos; ich habe nichts zu sagen, als: ich fordere sein Blut. Die Strafe allein kann seine unsterbliche Seele retten! Sagen Sie Ihrem Vater, dem Herzoge, ich fordere strenge Gerechtigkeit. Er ist nicht mir zum Heile in dieses Land gekommen. Aber ich trage keinen Groll mehr gegen ihn. Ich verlange nichts mehr von ihm. Nur das Eine will ich: strenge Gerechtigkeit!

Nach diesen Worten sank der Baron wie erschöpft in seinen Sessel zurück; er wandte abermals sein Haupt von Leonie ab, und Leonie verließ ihn schweigend, ohne Abschiedsgruß. Sie war niedergedrückt, entsetzt von der Härte und dem eisernen Starrsinn des alten Mannes. Mit einer Hoffnung im ermutigten Herzen war sie gekommen; sie schied mit einer unsagbaren

Last auf diesem Herzen. Langsamen Ganges ließ sie ihr Pferd zurückschreiten, den Weg, den sie gekommen, durch das sonnenlose, dunkelschattige Gehölz. Sie dachte an den Augenblick, wo sie Paul sehen würde. Sie wollte ihn sehen. Mochte man darüber denken, darüber sagen, was man wollte! Der Entschluß stand fest in ihrer Seele. Aber sie bangte entsetzlich vor diesem Augenblicke. Sie wußte, er war nicht schuldig. Alle Stimmen ihres Innern sagten es ihr heute, er war unschuldig. Und doch, wenn er zu ihr sprechen würde: Leonie, ich bin der Mörder!

Als sie die Hälfte ihres Wegs ungefähr zurückgelegt hatte, wurde sie von einem Bettler, der so plötzlich hinter einem Stamme hervortrat, daß ihr Pferd scheute, angesprochen.

Sie beruhigte ihr folgsames Thier und warf dann einen Blick auf den Armen.

Es war ein Mensch von knochigem Bau, mit einem farblosen schmalen Gesicht, das zu diesem starken Körper nicht recht zu passen schien; er hatte ein Paar graue, scharfe Augen, die Leonie mit unheimlicher Frechheit anstierten. Seine Kleidung war nicht zerlumpt, sondern wie die anderer Landleute der Gegend; ein guter blauer Kittel bedeckte den Oberkörper, eine graue Kappe das blonde Haar.

In einer andern Stimmung hätte die Prinzeſſin das Auffällige bemerkt, von einem ſolchen Menſchen, den rüſtige Arme offenbar ernähren konnten, angebettelt zu werden. Jetzt aber ſuchte ſie raſch nach ihrer Börſe, um ihm ein Geldſtück zuzuwerfen und ihn loszuwerden. Kaum war dies geſchehen, als auch ſchon ihr Reitknecht wie zu ihrem Schutze neben ihr war.

Durchlaucht, ſagte Anten mit ängſtlich flüſterndem Tone, während der Bettler im Gehölz verſchwand, ich glaube meiner Seel', das war der Selke!

Wer?

Der Jan Selke.

Und wer iſt Jan Selke, der dir ſolchen Schrecken einzujagen ſcheint?

Durchlaucht, von dem wiſſen Sie nichts?

Nichts, Anten.

O, das iſt dem Herrn Forſtmeiſter ſein Freund, fiel Anten ein, und den Grenzaufſehern ihr Freund. Der nimmt nachts, was er bei Tage nicht bekommen kann, und findet, was noch lange nicht verloren iſt. Und wenn ihm einer quer in den Weg kommt, ſo macht er ſich auch nichts daraus, ihn kalt zu machen. Haben Sie nicht geſehen, wie ihm der Kittel um die Bruſt in die Höhe ſtand? Da hat er gewiß was

darunter, was einem die Luſt verleidet hätte, ihn feſtzuhalten, falls man ihn beim Kragen gepackt hatte.

Das heißt, er iſt ein Räuber?

Ein Schmuggler und ein Wilddieb und alles, was Sie wollen, Durchlaucht. Haben Sie denn nie von dem gehört? Jedes Kind im Lande hat von ihm gehört; jedermann weiß Geſchichten von ihm zu erzählen, und die meiſten wiſſen diejenigen, die ihn haben fangen wollen und mit langer Naſe abgezogen ſind. Seinen Bruder haben ſie neulich aber doch gekriegt, der ſelige junge Baron Clemens iſt noch mit dabei geweſen.

Der Baron Clemens iſt dabeigeweſen? fragte Leonie mit plötzlich erwachter Aufmerkſamkeit.

Ja wol, Durchlaucht; der Baron Clemens iſt auf der Jagd mit ſeinem Jäger, morgens in aller Frühe iſt es geweſen; ſie haben eine Otter belauern wollen, die ſich in dem Broek, das iſt die Gegend da nach der marſumer Heide zu, hat ſehen laſſen. Und wie ſie nun ruhig dahergehen, kommt ihnen ein Burſche entgegen und bleibt ſtehen und fragt ſie ganz keck nach dem Wege.

Der ſelige junge Baron aber denkt: ei, mein Burſche, kennſt du jetzt ſchon ſo früh morgens hier über die wegloſe Heide daher, ſo biſt du auch wol die ganze

Nacht hindurch gegangen; und bist du die Nacht hindurch gegangen, so magst du wol Gründe haben, dich den Tage nicht sehen zu lassen; denn was brauchtest du sonst nachts über die weite Heide zu laufen! Und deshalb fragt er ihn sogleich: Wer seid Ihr? Woher kommt Ihr?

Der Bursche ist darauf ganz verschrocken und sagt nichts, und dann auf einmal ist er wieder ganz patzig und sagt grob: Geht Euch das etwas an?

Und da sagt der Baron Clemens: Das wollen wir dir schon zeigen. Du bist hier auf meiner Hetzjagt; ich bin Gerichtsherr auf meinem Grund und Boden, mein Bursche; nun einmal heraus mit der Sprache: wer bist du?

Ich bin, ja, Herr, ich will's Euch sagen, fängt nun der Mensch an, aber indem und mit einem male wendet er sich auch und nimmt die Beine in die Hand und will nun so durchbrennen, hast du mich nicht gesehen — aber mein Baron Clemens auch nicht faul, springt ihm nach, hat die lange Entenflinte gleich oben beim Lauf gefaßt und gibt ihm einen Schlag mit dem Kolben an den Kopf, daß er niederkerkelt und der Jäger ihn gleich beim Kragen faßt.

Da hat der Mensch denn stark geblutet und hat angefangen zu lamentiren und zu flennen und hat auch

gleich alles herausgestanden, wie daß er Hendrik Selke hieße und daß ihn die Preußen zu den Soldaten haben wollten und daß er deshalb sich auf die Flucht begeben habe; und dann ist er vor dem Baron Clemens auf die Knie gefallen und hat gejammert, er solle ihn gehen lassen. Der Baron Clemens aber, das weiß ich nun nicht, Durchlaucht, ob der es nicht gekannt hat, ihn durchlassen, oder ob er gedacht hat: bist du von Selke ein Brüderlein, so magst du auch nicht besser sein — kurz und gut, der hat ihn durch den Jäger nach Hause bringen und einsperren lassen, und des andern Tages ist ein preußisches Commando an der Grenze drüben gewesen, an den haben sie meinen Hendrik abgeliefert.

Und der Bruder dieses Menschen, fragte Leonie, ist ein berüchtigter Verbrecher?

Und ich will wetten darauf, daß er es gewesen, Durchlaucht, der Sie eben anbettelte — weshalb bettelt ein solcher Mensch? — hat der's nöthig? — das hat er blos aus Frechheit gethan, um Ihnen keck ins Gesicht zu sehen, oder damit man meinen sollte, er triebe nichts Schlimmeres, wenn er hier im Holz herumlungert. Will es aber doch dem Herrn Forstmeister sagen...

Und wann ist die Geschichte geschehen, die du eben erzähltest, Anton?

Wann? Nun, eine vier oder ſechs Wochen mögen es ſein.

Und davon hör' ich heute zum erſten male! rief Leonie aus. O mein Gott — warum hat denn keiner von dieſer Sache geſprochen? Niemand — niemand hat eine Ahnung davon.

Niemand? Das weiß doch noch mancher außer mir, Durchlaucht, der Jäger von Baron Clemens hat die Geſchichte gleich erzählt. . .

Die Prinzeſſin hörte dieſe Antwort kaum mehr. Sie gab ihrem Pferde einen Schlag mit der Gerte, und nach zehn Minuten eines langgeſtreckten Trabes war ſie daheim.

Als ſie die Treppe zu ihrer Wohnung hinanſchritt, kam ihr Pierre entgegen. Er meldete, daß der fremde junge Herr, der einmal zum Beſuche beim Geheimſecretär geweſen, ſie dringend zu ſprechen wünſche, daß er ſich nicht habe abweiſen laſſen und in ihrem Vorzimmer ihrer Rückkehr harre.

Leonie fand in der That Reinhard von Tondern in ihrem Vorzimmer. Er hatte ſtill und regungslos dageſeſſen, in Gedanken verſunken, ein Schauſpiel für die Zofe und die Geſellſchaftsdame Leonie's, die von Zeit zu Zeit gefliſſentlich durch das Zimmer geſchritten waren, um die blaſſe ſchmächtige Geſtalt zu

beobachten, die so still und in Sinnen verloren in der Ecke hockte und sich nicht mehr rührte, als es eine Bildsäule gethan haben würde.

Als Leonie eintrat, sprang er auf. Sie winkte ihm und schritt dann hastig voran in ihr Wohnzimmer.

Herr von Tondern — Sie sind Paul's Freund, reden Sie, was bringen Sie mir? rief Sie hier in einer Aufregung, die sie nicht im mindesten zu bewältigen oder zu verbergen suchte.

Ich komme von ihm, Durchlaucht, antwortete Reinhard — zu Ihnen gesandt. Er ist unschuldig, glauben Sie es mir, er ist unschuldig. . .

Er hat es Ihnen gesagt?! rief die Prinzessin, die Hand auf ihr stürmisch schlagendes Herz pressend, aus.

Er hat es mir geschworen, versetzte Tondern. Er gesteht, an jenem Morgen, wo sich das Unglück ereignet hat, bewaffnet des Wegs gekommen zu sein, neben welchem Baron Clemens seinen Stand gehalten hat, er gesteht, den letztern gesehen zu haben; er gesteht auch, am Tage vorher dem Grafen Antoine gegenüber drohende Aeußerungen fallen gelassen zu haben. Er kann nichts anführen, was zur Erklärung dieses räthselvollen Verbrechens diente — aber er betheuert, er sei unschuldig — und er ist es auch, Durchlaucht. . .

Er iſt es, er iſt es — o, ich wußte es ja — ich weiß jetzt auch — aber zuerſt erzählen Sie von ihm! Wo ſprachen Sie ihn? wo iſt er? wie trägt er ſeine ſchreckliche Lage?

Er kam zu mir in der Hauptſtadt. Er kehrte von einer Reiſe zurück. Er hatte bereits in Brüſſel erfahren, daß die Dame, an welche er einen Auftrag von Ihnen, Durchlaucht, hatte, ſich gar nicht in Frankreich aufhalte, ſondern ihrer Geſundheit wegen ſchon ſeit zwei Jahren im Süden Italiens, man glaubte zu Sorrent, lebe.

In Sorrent wohnt die Marquiſe Trouvère?! rief Leonie aus.

In Sorrent, und Paul hatte deshalb auf die Weiterreiſe verzichtet. Es hatte ein Vierteljahr gekoſtet, nach Sorrent zu reiſen, hin und zurück. Er hatte, da er durch mich erfahren, daß er der Sohn Schlettendorf's ſei, andere Hoffnungen gefaßt; er glaubte, ſein Vater würde ihn freudig empfangen, er würde allem nun eine andere Wendung geben können. Von dem Unglück, von dem Verdacht, der auf ihm laſtete, ahnte er ja nichts — ich mußte der ſein, der ihm alles das enthüllte — ich, der, ohne es zu wollen, ſein Unglück, ſein Verderber geworden! Und dann kam man, ihn zu verhaften. Man hatte von ſeiner

Rückkehr gehört und ſuchte ihn bei mir. Er folgte ruhig den Gerichtsdienern; er verſchwendete keine Silbe des empörten Selbſtbewußtſeins an ſie. Ich verließ ihn nicht; ich habe ihn begleitet bis an ſein Gefängniß; auf dem Wege hierher und bis zu der Schwelle des Kerkers, den man ihm hier angewieſen hat, bin ich ihm gefolgt ... und jetzt bin ich hier, Prinzeſſin, bei Ihnen, ohne Ihnen etwas anderes ſagen zu können, als: Er iſt unſchuldig!

Er iſt unſchuldig, Herr von Tondern — und an uns iſt es, dieſe Unſchuld ans Licht zu bringen, daß ſie klar werde wie der Tag...

Ja, an uns iſt es — aber wie, wo in aller Welt beginnen wir? ...

Hören Sie, unterbrach ihn die Prinzeſſin, was ich ſoeben erfahren habe.

Leonie erzählte nun in geflügelten Worten, ihrer Bewegung ſo wenig mächtig, daß ſie von Zeit zu Zeit genöthigt war, ſich zu unterbrechen, um tief Athem zu ſchöpfen — ſie erzählte, was ſie von dem Reitknecht gehört hatte.

Tondern hörte der Prinzeſſin zu mit geſpannten Zügen, die ſich höher und höher rötheten, bis ſeine Geſtalt, die unter der Laſt ſeines Kummers eben noch zuſammengedrückt erſchien, ſich aufrichtete

nd er beinahe frohlockend ausrief: O, da liegt ja as ganze Geheimniß! Beim gerechten Gott, da liegt s, und was ein Brudermord ſchien, iſt nichts als die Rache eines Bruders! Wir müſſen uns dieſes Men- chen, dieſes Selke bemächtigen.

Wir müſſen es — aber iſt es nicht unmöglich?! af Leonie aus.

Nein, nein, nein — nichts iſt unmöglich, wenn an will. Wir müſſen ſeiner habhaft werden. Und icht das allein; es darf kein Schatten eines Verdachts af Paul ruhen bleiben. Der Verbrecher muß auch ine That frei vor dem Richter geſtehen!

Leonie ſah verwundert, aber zweifelnd in die Züge Lendern's, die ſich durch den Ausdruck einer begei- erten Energie, durch das feurige Blitzen ſeines ſonſt o ruhigen Auges eigenthümlich verſchönert hatten.

In dieſem Augenblicke trat das Fräulein de la Freir ein und kündigte den Beſuch des Grafen An- oine an.

Antoine folgte ihr unmittelbar, als ob er einer Zurückweiſung ſeines Beſuchs zuvorkommen wollte.

Ah, Sie kommen im rechten Augenblick, Antoine! af ihm Leonie entgegen. Sie ſollen erfahren, wie chcheulich Ihr Zeugniß wider den Schuldloſen war — n Ihre Seele hinein ſollen Sie ſich ſchämen über das,

was Sie damit angerichtet haben — erzählen Sie Herr von Tondern, erzählen Sie, denn, wahrhaftig ich bin von allem diesem erschöpft bis zum Umfallen O mein Gott, welcher Morgen!

Reinhard Tondern erzählte, was er soeben von der Prinzessin vernommen, die Handlung Clemens von Schlettendorf's gegen den Bruder des Schmuggler

Antoine hörte ihm zu mit einem Lächeln voll bes haften Zweifels.

Nun? rief Leonie aus, als Tondern geendet hatte und Antoine kein Wort erwiderte — Sie sagen nichts darauf, Antoine?

Was soll ich sagen zu dieser Räubergeschichte? versetzte er. Es ist möglich, daß Ihre Combinationen richtig ist; es ist möglich, daß Sie falsch schließen.

Geben Sie, Antoine! rief Leonie aus, Sie sind ein böser Mensch!

Antoine zuckte die Achseln. Weil ich die Wahrheit spreche? Weil ich rede, wie ich denke? Sie werden mir doch zugestehen müssen, daß ein sehr entfernter Verdacht nicht hinreicht, einen sehr dringenden Verdacht zu entkräften! Jedenfalls müßte man diese Menschen, diese Brüder Selke, erst vernehmen; man müßte untersuchen, man müßte irgendeinen Anhalt haben. . .

O, man wird unterſuchen und einen Anhalt fin-
den, fiel Tondern ihm ins Wort. Zweifeln Sie
daran nicht, Herr Graf, der ſo viel Urſache zu ha-
ben ſcheint, unter der Schwere ſeines belaſtenden Zeug-
niſſes einen Unſchuldigen zu Grunde gehen zu laſſen!

Anteine warf dem jungen Manne einen ſtechenden Blick zu, ſenkte ihn jedoch ſofort, als er dem flammenden Auge Tondern's begegnete.

Graf Anteine mußte ſich geſtehen, daß er allerdings Urſache habe, eine Wendung der Dinge, wie ſie ihm hier angekündigt wurde, nicht zu wünſchen. Paul unſchuldig, befreit, zum Baron von Schletten-dorf umgewandelt, war ihm in der That keine erfreuliche Figur! Sie waren ſchon als Feinde auseinandergegangen, wie ſie ſich das letzte mal geſehen. Anteine's Zeugniß hatte ſeitdem den Hauptverdachtsgrund gegen Paul gebildet. Das konnte Paul, wenn er ſchuldlos, nimmermehr verzeihen. Und hätte er es vergeſſen können, nimmermehr würde es Leonie, die Paul liebte, die ſo unendlich viel dadurch gelitten hatte, ihrem Vetter verzeihen. Zwiſchen Anteine und Leonie und Paul mußte eine tödliche Feindſchaft entſtehen, wenn Paul unſchuldig war. Anteine überblickte ſogleich alle Folgen, die ein ſolches Verhältniß haben mußte. Er mitſammt ſeiner theuern kleinen

Gattin konnten dann ihr Bündel schnüren. Sie konnten hinauswandern in die Welt. Er konnte sich um eine Stelle als Schiffscapitän bei seinem Schwiegervater, dem Rheder in Marseille, bewerben! denn auf der Kriegsflotte der französischen Republik war für ihn nichts mehr zu suchen. Er hatte seinen Urlaub so weit ausgedehnt, daß man ihm bei der letzten Verlängerung, um welche er eingekommen, seinen Abschied gesandt hatte. Man hatte wahrscheinlich gern die Gelegenheit ergriffen; denn Antoine hatte keine Freunde unter seinen Vorgesetzten im Marineministerium; er stand in der Conduitenliste roth unterstrichen mit allerlei Zusätzen, welche mehr geeignet waren, ihn für eine kleine Reunion von jungen Taugenichtsen in der maison dorée, oder für einen Club hochgeborener Jeckers, als für eine Beförderung im Dienst des ersten Consuls und des Staats zu empfehlen.

Was war zu thun? Die Behauptung, welche die Prinzessin und Tondern aufstellten, daß die Blutschuld, um die es sich handele, von dem Schmuggler und Wilddieb ausgegangen, um seinen Bruder zu rächen, diese Behauptung hatte allerdings große Wahrscheinlichkeit für sich. Es war auch gar nicht unmöglich, daß der schmächtige Mensch mit dem schlauen Gesicht und den klugen Augen, der in diesem Augenblicke dem

Grafen Antoine beinahe drohend gegenüberstand und ihm eine unwillkürliche Antipathie einflößte, den Wildtieb beweg, irgendwe, aber natürlich an einer Stelle, we er sicher war, schriftlich oder mündlich zu gestehen, r sei der Thäter. Jan Selke, oder wie der Mann hieß, konnte es am Ende nicht viel verschlagen, ob man ihm ein Verbrechen mehr oder weniger schuld gab. Wenn man ihn fing, so war es um seinen Hals doch geschehen; ein Paragraph mehr oder weniger in seinem Urtheile war dann gleichgültig.

Ihn zu fangen war nun freilich schwer. Graf Antoine konnte sich der Hoffnung hingeben, daß dies weder einer Streifpatrouille der von Leonie und Paul organisirten herzoglichen Haustruppen, welche vom Volke gemeinhin bereits mit dem alten populären Namen die Löffelgarde beehrt wurde, gelingen würde, noch allen Gerichts- und Gewaltboten, welche der Hofrichter dazu aufbieten könne, gesetzt auch, der kleine dicke Herr Kandermann stellte sich selbst an ihre Spitze, zusammt seinem sanftmüthigen Actuarius. Weit gefährlicher war Reinhard Tondern; es mußte Graf Antoine sehr wünschenswerth erscheinen, die Thätigkeit dieses Reinhard Tondern zu lähmen.

Antoine's Entschluß stand bald fest. Er wollte

ſie lähmen, wenn er auch im Augenblick nicht wußte, auf welche Weiſe er es bewerkſtelligen könne.

Tendern hatte ſich unterdeß wieder an die Prinzeſſin gewandt.

Nur in einem, Durchlaucht, ſagte er, muß ich Ihren Beiſtand zu Hülfe nehmen.

Was kann ich thun? Gebieten Sie über mich, verſetzte Leonie.

Ich muß durch Sie einen Freigeleitsbrief für den Selfe erhalten.

Was iſt das?

Eine Urkunde, worin dem Genannten zugeſichert wird, daß er binnen einer beſtimmten Friſt vor dem Hofrichter oder der Regierung dahier erſcheinen könne, ohne Gefahr der Beſtrickung; daß er dazu kommen, ſich aufhalten und gehen könne, unangetaſtet, ungehärmt und frei, was auch immer für Klagen gegen ihn erhoben, Strafurtheile gegen ihn bereits ergangen oder bis zu ſeinem Erſcheinen noch ergehen würden. Der Hofrichter muß das aufſetzen und ausfertigen laſſen; zu mehrerer Sicherheit aber muß es von Ihrem durchlauchtigſten Vater unterſchrieben und ſodann mit dem großen Staatsſiegel von Emſa-Ravenſtein unterſiegelt ſein. Vor allem darf das große Siegel nicht fehlen!

Ich zweifle nicht, ein ſolches Papier durch des Herzogs Güte zu erhalten, antwortete Leonie.

So kehre ich zurück in das Städtchen, fuhr Tonnerre fort. Dort harre ich, bis Sie mir's ſchicken. Vermag ich zu viel, wenn ich noch bitte, mir dorthin zu dem Geleitsbriefe ein geſatteltes Pferd zu ſenden?

Auch das geſattelte Pferd ſollen Sie erhalten.

Dann leben Sie wohl, gnädigſte Prinzeſſin. Ich habe und vielleicht gelingt es mir, die Erlaubniß zu erhalten, Paul noch einmal zu ſehen. Ich will ihm Alles mittheilen. Was ſoll ich ihm von Ihnen ſagen? Gewiß, daß Sie keinen Augenblick an ſeiner Unſchuld gezweifelt, daß Sie ...

Leonie wandte das Geſicht ab.

Sagen Sie ihm, antwortete ſie, daß ich ſchuldiger als er ſei — weil ich gezweifelt habe! Sagen Sie ihm aber auch, daß ich dieſe Schuld büßen wolle durch das offenſte Bekenntniß deſſen, was ... was ich denke und fühle, ſobald er der Freiheit zurückgegeben ſei!

Sie legen ſich da allerdings eine ſehr ſchwere und peinvolle Buße auf, meine gnädigſte Couſine! bemerkte der Graf Antoine mit ſchneidender Ironie.

Ach — Sie ſind noch da, Antoine; ich hatte Sie in der That vergeſſen!

Ich will gern mich entfernen, fuhr Antoine in

demſelben kauſtiſchen Tone fort, wenn meine Gegenwart Ihnen einen Zwang auferlegt bei der Botſchaft, welche Sie dieſem Herrn für den Baron von Schlettendorf, d. h. den im Thurm, mitzugeben wünſchen?

O, durchaus nicht, verſetzte Leonie ſtolz; Sie werden finden, Graf Anteine, daß ich mir Ihnen gegenüber nicht den geringſten Zwang auferlege und niemals darauf verzichten werde, meine innerſten Gedanken auszuſprechen. Aber allerdings habe ich jetzt keine Zeit dazu!

Damit rauſchte Leonie mit ſtolz gehobenem Haupte an ihm vorüber, reichte Tondern mit einem Blicke voll Herzlichkeit die Hand, die er an ſeine Lippen zog, und verließ das Zimmer, um ſich zu ihrem Vater zu begeben und bei ihm auf die Ausfertigung des Actenſtücks zu dringen, das Tondern verlangte.

Graf Anteine ſah mit einem böſen, tückiſchen Lächeln ſeiner Couſine nach, und dann entfernte er ſich, ohne Reinhard Tondern eines Abſchiedsgrußes zu würdigen. Er ging zu ſeiner kleinen Frau hinüber, um ihr mitzutheilen, daß ſie in Beziehung auf die Ausführung ihrer religiöſen Vorſätze ſich nicht gerade zu übereilen brauche. Darauf nahm er ſeine Doppelflinte und ſeine Jagdtaſche, dieſelbe Jagdtaſche, welche der ſanftmüthige Actuar unlängſt ſo vorſichtig forſchend

:uchstöbert hatte; er rief Friedrich, den Büchsenspan-
:er, herbei, das geriebene Individuum, welches An-
:one vor dem übrigen Dienstpersonale entschieden be-
:orzugte — Friedrich hütete sich wohl, diese Gunst
:adurch zu verscherzen, daß er dem Grafen erzählte,
:ozu der Hofrichter ihn gebraucht — und nun schlen-
:erten beide, Graf und Büchsenspanner, lässig auf die
Jagd.

Wenn er draußen auf der Jagd war, kamen Graf Antoine immer die besten Gedanken.

Das bewährte sich auch heute. Der Gedanke, der Graf Antoine heute kam, war der, einmal denselben Weg zu machen, den Prinzessin Leonie an dem Mor-
:en dieses Tages gemacht hatte — nämlich nach Haus Schlettendorf.

Es war da ein mildthätiges Werk zu verrichten — :n Trauriger zu trösten. Und wenn man mit dem Baron von dieser Selke-Geschichte redete, ließ sich immerhin eins von zwei Dingen erreichen. Entweder ging der alte Herr darauf ein und gab dann Antoine :n Mittel an die Hand, dem Schmuggler beizukom-
:en; oder er ging nicht darauf ein, und dann war :e viel gewonnen, daß er von vornherein gegen das Ganze als eine abgekartete Sache eingenommen wurde; :er erste Schritt war geschehen, es ruchbar zu machen,

daß man den Selke als Sündenbock vorſchieben wolle!

Als Antoine in Schlettendorf angekommen war, fand er den Baron, wo ihn am Abend vorher der Wehrfeſter gefunden hatte, in ſeiner Küche.

Antoine kam natürlich ganz wie von ungefähr. Er war auf der Jagd in die Nähe gekommen. Er wollte nur im Vorübergehen ſich nach dem Befinden des alten Herrn erkundigen.

Antoine nahm auf einem der hölzernen Stühle Platz, die in der Nähe des Armſeſſels ſtanden, auf dem der Baron hinter dem Küchenfeuer thronte.

Und Sie fragen mich nicht, wie weit die Unterſuchung gediehen iſt, fragte Antoine nach einer Pauſe.

Der Baron ſchüttelte den Kopf. Ich vertraue auf die Dienſttreue der Gerichte und die Gerechtigkeit des Herzogs, ſagte er. Die Sache iſt nicht ſo, daß es meinem Gemüthe eine Befriedigung wäre, mich damit zu beſchäftigen.

Paul Broncksorſt iſt verhaftet!

Ich hörte es eben!

Man ſagt, er ſei Ihr Sohn!

So ſagt man.

Antoine begriff die Gleichmüthigkeit, die Teilnahmloſigkeit nicht, womit der Baron dieſe Antworten ſprach. Er

gaben ſehr geringe Ausſicht für das Gelingen der Abſichten, womit er gekommen war.

Sie wollen ſo viel für mich thun, Baron, fuhr er fort, indem Sie erwirken, daß man in Paris zu dem geſcheidten Entſchluſſe kommt, das Anglure'ſche Stammerbe auf mich zu übertragen, daß ich brenne, Ihnen wieder einen Dienſt zu leiſten.

Der Baron ließ ſich nicht darauf ein, dieſe offenbar ſondirenden Worte Antoine's zu beantworten. Er beſchränkte ſich darauf, trocken zu erwidern: Ich danke Ihnen, Herr Graf.

Dabei wäre nun freilich nöthig, daß Sie irgendeinen Wunſch hegten, fuhr Antoine fort, den ich erfüllen könnte. Wenn Sie z. B. den Wunſch hätten, daß man Ihren Sohn . . .

Ich bitte, nennen Sie ihn nicht meinen Sohn, nennen Sie ihn Paul Bronckhorſt wie immer.

Nun wohl, daß man Bronckhorſt wenigſtens in den Augen der Welt rechtfertigte und die Frage nach Schuld oder Unſchuld bei ihm nicht weiter verfolgte . . .

O, bemühen Sie ſich darum nicht, verſetzte Schletterdorf ſehr kalt.

Ich hätte ſonſt bereits ſo einen kleinen Plan, fuhr Graf Antoine, ohne ſich abſchrecken zu laſſen fort. Kennen Sie einen Menſchen, der Johannes Selle heißt?

Den Namen allerdings.

Nun wohl — dieſer Menſch ſteht in dem Rufe, daß er fähig wäre, einen Mord zu begehen.

Er hat ſeine Laufbahn wenigſtens damit begonnen, einen Förſter zu erſchießen — vor mehreren Jahren ſchon.

Jan Selke, hub Antoine wieder an, hat einen Bruder. Dieſer Bruder hat zum Militär ausgehoben werden ſollen und ſich geflüchtet. Auf der Flucht in er dem Baron Clemens begegnet, und Baron Clemens hat ihn angehalten, einſperren laſſen und den Preußen ausgeliefert.

Das iſt in der That ſo, verſetzte der Baron. Clemens hat den Burſchen arretirt. Als man ihn durchſuchte, fand man einen Brief an Paul Brenckhorſt bei ihm; es war eine Art Empfehlungsſchreiben, glaube ich. Der letztere ſollte ihn in Schutz nehmen. Clemens liebte Paul Brenckhorſt nicht; er war deshalb deſto unerbittlicher gegen den Burſchen. Wir haben ihn ausgeliefert.

Ließe ſich — das iſt ſo meine Idee, Baron — ließe ſich dieſes Ereigniß nicht benutzen, um Paul Brenckhorſt in den Augen der Welt unſchuldig zu machen? Wenn man angäbe, Jan Selke habe das Verbrechen begangen, um ſeinen Bruder zu rächen?

Der Baron ſchaute betroffen auf. Iſt das eine bloße Idee von Ihnen, Graf Antoine?

Freilich, ſprach Antoine, ohne dieſe Frage zu beantworten, weiter, wäre dabei durchaus nothwendig, daß man dieſes Selke habhaft würde. Daß man ihn durch eine Summe Geldes oder durch andere Vortheile, die man ihm nebſt völliger Strafloſigkeit in Ausſicht ſtellte, die That zu geſtehen bewöge.

Der Baron war in tiefes Sinnen verſunken.

Was Sie da für Ihre Idee ausgeben, ſagte er dann plötzlich ſehr lebhaft — kann das nicht die Wahrheit ſein?

Ich habe dafür, daß es die Wahrheit iſt, gar keine Anhaltspunkte, antwortete Antoine eifrig. Ich habe niemals bemerkt, daß ich die Gabe der Ahnung oder Prophezeiung beſitze.

Es kann die Wahrheit ſein, ja, es kann ſo ſein, fuhr der Baron fort, lebhaft und bewegt, aber das Geſicht von dem Grafen abgewandt und wie für ſich hin ſprechend — und wäre es ſo, dann würde ich ſagen: der alte Gott lebt noch!

Hätten Sie denn irgendein Anzeichen, irgendeine Thatſache, welche für die wirkliche Schuld dieſes Selke ſpräche? fragte Antoine.

Eine Thatſache? Nein. Aber ſeit die Prinzeſſin

Leonie mir an diesem Morgen wie eine begeisterte Seherin zugerufen hat: Paul ist unschuldig, ist etwas über mich gekommen, was stärker ist als ich. Ich habe mich verstocken wollen dagegen; ich habe die Prinzessin gehen lassen, ohne auf ihre Worte zu hören. Aber es wurmt in mir fort; es ist eine Stimme in mir, ein Echo, welches erwidert: Paul ist unschuldig. Ich habe ihn oft gesehen; ich habe ihn immer offen und gerade, klar und verständig gefunden. Er mag eine Natur sein, in welcher viel Leidenschaft schlummert, aber keine Natur, welche die Leidenschaft so Herr über sich werden läßt, um zu einem Verbrechen überzugehen — zu einem Brudermord aus Habsucht! Nun kommen Sie, Graf Antoine, und reden mir von diesem Selke, von einem ruchlosen Menschen, der um seines Bruders willen meinen Clemens hassen mußte. Ich bin kein Mann, der sich unbestimmten Gefühlen hingibt. Aber es ist mir, als fiele ein Strahl in meine Seele. Und — hat denn nicht der gefangene junge Mensch in der That etwas wie eine Drohung ausgestoßen ... es ist mir so, als hätte das Gesinde davon geredet!

Mit diesen Worten winkte der Baron einer Magd, die in der fernsten Ecke der Küche beschäftigt war, Garnstränge zu ordnen. Als sie herankam, befahl

er ihr, einen ſeiner Knechte aus der Scheuer herbeizuholen. Der Knecht erſchien.

Du warſt dabei, als der Bruder des Selke von hier abgeführt wurde? fragte der Baron.

Ja, Ew. Gnaden, verſetzte der Knecht.

Was hat der Menſch damals geſagt?

Er hat geſagt, Ew. Gnaden: für das Nachtquartier brauchte er die Zeche wol nicht zu bezahlen; er denke, ſein Bruder würde ſie ſchon wol einmal bezahlen.

Haben Sie es verſtanden, Graf?

Vollkommen.

Haſt du noch etwas zu ſagen, fragte der Baron den Knecht weiter?

Nein, Ew. Gnaden. Ich meinte nur, von wegen dem Selke . . .

Dem Schmuggler?

Dem Schmuggler — an dem Tage, an welchem der ſelige Baron Clemens todt geſchoſſen wurde, glaubt ihn einer der Treiber geſehen zu haben. Er wäre nicht weit von ihm dabergekommen. Aber es wäre noch ſo nebelig geweſen, daß er es nicht beſtimmt ſagen könne und nicht darauf ſchwören wolle.

Und das ſagſt du jetzt erſt? fuhr der Baron auf.

Ich bin nicht darum gefragt worden, Ew. Gnaden!

So iſt dieſes mundfaule Volk! ſagte der Baron zornig zu Antoine, und fuhr dann, zu dem Knecht gewandt, fort: Und weshalb hat ſich der Treiber nicht gemeldet und es angegeben?

Ja, Ew. Gnaden, antwortete dieſer, er iſt wol bange geweſen, daß er aufs Gericht müßte und ſchworen'

Nichtsnutziges Volk! rief der Baron aus. Ich werde euch lehren, das Maul aufthun; geh' jetzt und ſchaffe mir den Treiber her; ich will ſelbſt mit ihm reden.

Der Knecht ging. Der Baron ſprang auf und ſchritt höchſt bewegt in der großen Küche auf und ab.

Ich meine nun, unterbrach ihn Antoine in ſeinem Sinnen, Sie gäben mir irgendein Mittel an die Hand, um mit dieſem Selke in Berührung zu kommen. Ich würde dann alles aufbieten, mag er ſchuldig ſein oder nicht, um ihn zu einem Geſtändniſſe zu bringen.

Der Baron ſchüttelte den Kopf.

Aber Sie werden doch etwas thun wollen? Es muß doch etwas geſchehen, und ich verſichere Ihnen, es wird niemand eifriger dabei ſein als ich. Geben Sie mir nur irgendeinen Rath, einen Wink, wie man den Schmuggler finden könnte...

Da der Baron abermals nicht antwortete, fuhr Graf Antoine fort: Was wollen Sie denn thun?

Fürs erſte nichts, antwortete der Baron. Ich will abwarten, was Paul Brenckhorſt für Erklärungen abgibt, wenn er verhört wird. Es iſt möglich, daß er geſteht, der Mörder geweſen zu ſein; auch möglich, daß er Vertheidigungsgründe vorzubringen weiß, welche zeigen, daß er unſchuldig iſt. Ich will das abwarten.

Graf Antoine ſah ein, daß ſeine Abſicht, um derentwillen er gekommen war, keine Hoffnung hatte, zu gelingen. Seine Unterredung mit dem Baron hatte zu weiter nichts geführt, als die Ueberzeugung von Paul's Schuld in dem alten Herrn plötzlich zu erſchüttern. Das war durchaus nicht das, was er gewünſcht hatte. Die Verdachtsgründe wider den Schmuggler hatten ſich gemehrt. Sondern mit ſeinem Geleitsbrief, mit ſeinem feurigen Eifer war im Stande, den Menſchen herzuſchaffen. Antoine mußte auf andere Weiſe verſuchen, ihn ausfindig zu machen oder ſich ihm in den Weg zu ſtellen, wenn er wirklich kam, um wider ſich ſelbſt und für Paul Brenckhorſt zu zeugen. Er verabſchiedete ſich deshalb von dem alten Baron, der die Hände auf dem Rücken, in Gedanken verloren, immer noch auf- und abging und ganz und gar die Anweſenheit des Grafen vergeſſen zu haben ſchien.

Hoffen wir, daß bald Licht in die Sache komme,

ſagte dieſer. Sie ſehen, daß ich den beſten Willen hatte, Ihnen zu dienen.

Ich danke Ihnen, Graf Antoine, verſetzte Schleitendorf ſehr kühl. Ich verkenne Ihre gute Abſicht nicht; Sie verkannten nur die meine, indem Sie vorausſetzten, ich wolle in dieſer Angelegenheit irgend etwas anderes als gerade Wege und — das einfache Recht!

Damit entließ der Baron den Grafen, und dieſer trat etwas niedergeſchlagen den Heimweg an, gefolgt von Friedrich, welcher während der Unterredung der beiden Herren ſich draußen in der Scheune bei den dreſchenden Knechten die Zeit vertrieben hatte.

Als ſie jenſeit der Schloßbrücke waren, ſagte Friedrich: Die Knechte ſprachen von dem Selke.

Und was ſprachen ſie von ihm?

Daß der Baron nach ihm gefragt habe, als ob er vielleicht den Baron Clemens todt geſchoſſen hätte.

So! Und was glaubſt du davon?

Daß das möglich genug iſt.

Und wird man es ihm beweiſen können?

Friedrich zuckte die Achſeln.

Höre, Friedrich, ſagte Antoine nach einer Pauſe — unter uns geſagt, ich glaube auch, daß der Selke der Mörder iſt. Aber eine Schande iſt's, daß ſolch ein

Menſch ganz frei ausgehen ſoll, daß niemand ſich ge-
traut, ihn feſtzumachen — eine wahre Schande für
das ganze Land. Es wäre ein Verdienſt, dem vogel-
freien Geſellen das Handwerk zu legen und ihn un-
ſchädlich zu machen. Wüßteſt du denn gar kein Mit-
tel, ihn zu packen?

Friedrich beſann ſich eine Weile, dann ſagte er:
Ich meine, Herr Graf, ſo unmöglich könnte das nicht
ſein. Der Selke iſt ein Schmuggler. Alſo muß er
doch auch ſeine Leute, Kaufleute, Krämer haben, in
deren Auftrag er ſchmuggelt.

Das iſt richtig. Und dieſe Kaufleute ausfindig
zu machen, wäre möglich, meinſt du?

Leichter, als ſie zum Sprechen zu bringen!

Hältſt du das für unmöglich?

Beinahe; denn wenn ſie ihn verrathen, werden ſie
fürchten, daß er ſie todt ſchießt.

Peſt, das iſt ſchlimm. Da braucht man wol gar
keinen Verſuch zu machen?

Wenn der Herr Graf befehlen, will ich's thun!

Ich befehle dir nichts. Aber wenn du zuwege
bringſt, daß ich dieſem Selke binnen kurzer Friſt be-
gegne, unter vier Augen, verſtehſt du? und nur von
dir begleitet — ſo verſpreche ich, dir die erſte Förſter-
ſtelle zu erwirken, welche im Fürſtenthum erledigt wird.

Ich hab' Ihr Wort, Herr Graf, fiel Friedrich lebhaft ein.

Du wirst dir hoffentlich kein Gewissen daraus machen, wenn ich nöthigenfalls dem Spitzbuben eine Kugel aufs Collet brenne, oder ihm sonst das Wiederkommen versalze.

Das ist Ihre Sache, Herr Graf!

Ich habe nun einmal die Caprice, Friedrich, ihn hier nicht länger im Lande wissen zu wollen. Es kommt mir wie eine Schande vor, wenn er jemals den Fuß wieder hineinsetzte. Gleich an der Grenze, wenn er das nächste mal zurückkommt, möchte ich ihn abfassen.

An der Grenze? wiederholte Friedrich nachdenklich. Die Grenze ist unser Fluß hier — man müßte also erfahren, an welcher Fähre er überzusetzen pflegt, wenn er mit seinem Schmuggelkram aus dem Holländischen kommt.

Der Fluß, sagte Graf Anteine — richtig, und ich meine, das erleichtert uns die Sache. Willst du Geld — hier ist meine Börse!

Friedrich nahm eifrig die Börse, die der Graf ihm bot, und nachdem er sie in der Hand gewogen und nicht übermäßig schwer gefunden, sagte er ein wenig zögernd:

Vielleicht, Herr Graf, könnten Sie selbst am besten dem Selke auf die Spur kommen.

Ich? Wie könnt' ich das?

Sind Sie nicht ein klein wenig in der Leinwandkammer bekannt? versetzte Friedrich mit verschmitztem Lächeln.

In der Leinwandkammer? Ach, du meinst die kleine Agnes?

Demoiselle Dorgelo, die meine ich.

Nun, ich habe freilich zum Zeitvertreibe —

Ihr ein wenig nachgestellt, wenn unsereins so vorwitzig sein darf, das zu wissen!

Gesetzt, es wäre so, was dann weiter?

Es ist nicht unmöglich, daß die Demoiselle Agnes mehr vom Selke weiß, als irgendjemand sonst.

Ei — und wie hängt das zusammen?

Darüber kann ich Ihnen keine Rechenschaft geben, aber mir hat eine Freundin von ihr . . .

Ich merke schon, du hast ebenfalls so deine kleinen Beziehungen zur Leinwandkammer oder zum Bügelkammer . . . und was hat deine Freundin dir verrathen?

Die Freundin von Demoiselle Dorgelo, habe ich gesagt, Herr Graf, fiel Friedrich lachend ein — sie hat mir verrathen, daß Demoiselle Agnes an Johannes Selke einen Verehrer hat.

Mille tonnerres! Einen Verehrer? Wer hätte das geglaubt!

Er macht ihr Geſchenke. Er ſendet ihr von Zeit zu Zeit Kleinigkeiten, über die ſie ſehr entrüſtet thut und die ſie doch behält.

Vortrefflich!

Soll ich jetzt noch andere Verſuche machen, mein Graf, oder wollen Sie erſt ſehen, ob Sie von Demoiſelle Agnes erfahren, was Sie wünſchen?

Das will ich auf der Stelle, verſetzte der Graf. Ueber eine Stunde kannſt du zu mir kommen. Da wollen dann weiter berathen!

# Dreißigſtes Kapitel.

Graf Antoine nimmt ſeine Generationen mit der Leinwandkammer zu Hülfe.

Unſere Leſer haben das Meluſinchen von Rellingen nicht vergeſſen, obwol es freilich wenig gethan hat, ſich in das Gedächtniß derſelben zurückzurufen. Es waltete eben, ſolange es in Marienborn war, getreulich und ſtille ſeines Amts; es hielt die herzoglichen Gedecke und Damaſtſervietten in ſchönſter blanker Ordnung und befehligte mit ſittigem Anſtand und nicht ohne Selbſtgefühl eine kleine Schar von Wäſcherinnen und Büglerinnen. Im Geſindebau war ein großer Raum, rings an den Wänden mit mächtigen Schränken ausgeſtattet, ihr officieller Aufenthalt. Eine kleine Treppe im Hintergrunde deſſelben führte in ein Kämmerchen, in welchem Demoiſelle Dorgele ſich den Angelegenheiten ihres Privatlebens hingab. Vor dem Fenſter der Kammer ſtanden ihre Blumen, ſtand ihr

kleiner Nähtisch; auf der Kommode über der sauber gebäkelten Decke lagen ihre Bücher, ein kleiner Schatz linguistischer Wissenschaft, bestehend aus Meidinger's „Französische Grammatik", dem „Telemach" und „Paul und Virginie" in der Ursprache.

Eine Glasthür im Hintergrunde dieses freundlichen kleinen Vogelbauers verschloß einen Alkoven, in welchem des Meluschen's jungfräuliches Lager stand.

Demoiselle Agnes Dorgelo gab sich am heutigen Morgen gerade einer jener wichtigen weiblichen Arbeiten hin, von welchen Männer keine Notiz zu nehmen pflegen, die deshalb hienieden so unbelohnt bleiben, und auf denen doch die Ordnung eines geregelten Familienlebens beruht; sie nähte, flickte, nähte. Einen Wäschekorb, hoch aufgefüllt, hatte sie neben sich. So saß sie, schaffend mit den fleißigen Händen und doch in Gedanken vertieft, als plötzlich sehr rasche Schritte durch den vordern Raum herankamen, die Stufen zu ihrer Aufkammer emporeilten und Reinhard Tendern über die Schwelle der halb offenen Thür trat.

Er war offenbar lebhaft bewegt und ohne viel Umschweife rückte er sich einen Stuhl neben Agnes Nähtisch und sagte:

Agnes, du mußt mir einen großen Gefallen er-

weisen — es hängt von dir ab, drei Menschen auf einmal glücklich zu machen.

Agnes war aufgefahren bei Tondern's plötzlicher Erscheinung, sie setzte sich jetzt wieder und sah ihn mit fragendem verwundertem Blicke an.

Tondern legte seine Hand auf ihren Arm und fuhr fort:

Du mußt mir angeben, wo Selke ist!

Mein Gott, Herr von Tondern, wie haben Sie mich erschreckt, sagte Agnes jetzt mit einem unverkennbaren Anflug von übler Laune. Ich habe Sie so lange nicht gesehen, und Sie nehmen sich nicht einmal die Zeit, mir guten Tag zu wünschen, und zu fragen, wie es mir geht!

Kind, dazu ist wahrhaftig nicht die Zeit .... ich bin sehr eilig —

Das seh' ich leider. Zu dem, was die Höflichkeit gebietet, sollte man sich jedoch immer Zeit nehmen, wenn man auch sonst kein Interesse für seine alten Freunde mehr hat!

Tondern blickte sie etwas verwundert an. Er merkte, daß er Agnes nicht ganz als das alte Meluschen wiederfand. Demoiselle Dorgelo hatte etwas von Hofmanieren angenommen. Sie war ein klein wenig geziert geworden, ein klein wenig prätentiös.

Nun, sagte er lachend, ich glaube, du hast mir eine kleine Strafpredigt — ich will dir aber einräumen, daß du Recht hast, ich will dir sogleich, wenn ich gehe, auch zum Abschied ein zierliches Compliment machen und der Demoiselle Tergelo mit Anwünschung besten Wohlergehens mich zu fernerm freundschaftlichem Wohlwollen empfehlen — dafür sag' mir jetzt aber rasch, wie fange ich es an, deinem Waldmenschen und Verehrer auf die Spur zu kommen — du mußt mir dazu helfen!

Lendern hatte es für klug gehalten, ohne weiteres voraussetzen, daß Agnes noch in irgendeiner Art Verbindung mit dem Schmuggler stehe; hätte er sie lange danach gefragt, so würde sie es vielleicht aus mädchenhafter Ziererei abgeleugnet haben. Aber er hatte sich verrechnet. Gerade, daß er so ohne alle Umschweife ein noch immer bestehendes Verhältnis zwischen ihr und dem berüchtigten Menschen voraussetzte, war Agnes Tergelo überaus verletzend. Sie rümpfte das Näschen und ziemlich gereizt antwortete sie:

Woher glauben Sie denn, Herr Reinhard, daß ich mit dem Menschen, dem Selke, zu schaffen habe? Ich muß sehr bitten . . .

Agnes, fiel Lendern ein — wir sind gute alte Freunde, nicht wahr?

Es freut mich, daß Sie sich dessen erinnern.

Du bist auch meinem Freunde Paul Brenckhorst dankbar, daß er dir einen Herzenswunsch erfüllt und dir eine so angenehme Stelle hier verschafft hat — du erinnerst dich, es war damals so sehr dein Wunsch...

Ich bin Ihnen dankbar, Herr Reinhard, — was den Herrn Geheimsecretär angeht, so habe ich ihm, als ich hier ankam, gedankt für seine Verwendung; seitdem habe ich kaum ein oder zweimal die Ehre gehabt, im Vorübergehen ein paar Worte mit ihm zu wechseln.

Und du bist deshalb ungnädig gesinnt gegen Paul Brenckhorst?

O nicht im geringsten — aber...

Er hat vernachlässigt, sich um dein ferneres Wohlergehen zu kümmern. Aber, Meinünchen, du darfst ihm deshalb nicht böse sein — er hat den Kopf gar voll gehabt seitdem, von sehr wichtigen Dingen, und jetzt ist er unglücklich, sehr unglücklich. Deshalb eben komme ich zu dir — du kannst uns retten...

Ich?

Du! Es ist die höchste Wahrscheinlichkeit, daß Selke den jungen Baron Schlettendorf erschossen hat. Wenn wir darüber ein Geständniß von Selke erhalten könnten, so würde Paul Brenckhorst gerechtfertigt sein.

Sollte das wahr sein? rief Agnes überrascht aus

Wenigstens ganz überaus wahrscheinlich. Aber wie Selke finden? darüber kann mir auf Gottes weiter Welt niemand Aufschluß geben, wenn du es nicht kannst! Er hat dir Sachen gesendet, kleine Geschenke — aus welchem holländischen Orte kam die letzte Sendung, welche du mit der Post erhieltest? Du hast doch nach dem Poststempel gesehen?

Demoiselle Agnes blickte Tondern aus ihren rabenschwarzen Augen mit Blicken an, welche vortrefflich eine zornige Verwunderung ausdrückten.

Wie können Sie glauben, sagte sie, daß ich noch irgendetwas mit dem schlimmen Menschen zu schaffen habe? Ich bin ja gerade deshalb von Rellingsiem weggegangen.

Aber das wird dir wenig geholfen haben, denn diese Gegend hier ist ja nicht minder der Schauplatz der Selke'schen Thaten wie der Wald von Rellingsiem

Agnes schüttelte den Kopf.

Ich habe nichts mehr von ihm gehört noch gesehen, sagte sie, nachdenklich ihre Arbeit wieder annehmend.

Agnes — willst du uns nicht helfen — oder kannst du es nicht?

Ich kann es nicht, versetzte sie nach einer Pause

Du würdeſt damit mehr Gutes ausrichten, Agnes, als dir vielleicht jemals in deinem Leben wieder dazu Gelegenheit gegeben wird. Auch kann ich dich versichern, daß niemand beabſichtigt, dem Schmuggler eine Falle zu ſtellen. Es ſoll ihm kein Haar gekrümmt werden! Es handelt ſich zuvörderſt nur darum, ſeinen Aufenthaltsort zu entdecken, damit man mit ihm in Verbindung treten kann!

Agnes zuckte die Achſeln. Ich weiß nichts mehr von ihm, ſagte ſie.

Meluſinchen — fuhr Tondern mit ernſtem Tone fort, indem er ihr die Hand hinſtreckte — ſieh mir ins Auge — kannſt du es übers Herz bringen, mir die Unwahrheit zu ſagen?

Agnes ſah ihn mit einem Blicke an, der keineswegs ausdrückte, daß ſie verſöhnt ſei. Sie nahm die Hand nicht und verſetzte nur mit leiſem Erröthen:

Es thut mir leid, Herr von Tondern, daß Sie mir nicht mehr glauben.

Alſo — ich habe dein letztes Wort?

Mein letztes! Ich kann Ihnen über Selke gar nichts ſagen!

Dann lebe wohl. Dann muß ich eilen, es auf anderm Wege zu verſuchen. Gebe Gott, daß ich glücklicher darauf bin. Adieu Agnes.

Adieu, Herr von Tondern. Es thut mir leid, daß Sie sich die Mühe, einmal nach mir zu sehen, so ganz vergeblich gemacht haben.

Tondern beantwortete den kleinen Stich, den ihm Agnes mit diesen Worten versetzte, nur noch mit einem ironischen Lächeln. Er winkte ihr zum Abschied mit der Hand und eilte davon.

Wie hat sich dies gute Melusinchen verändert, sagte er sich, während er durch die Kammer mit den großen Schranken und über den daranstoßenden Corridor dem Ausgang des Gebäudes zuschritt — sie schwärmt nicht mehr für Freundschaft, scheint es, sie hat Eulalia vergessen, sie schaut nicht mehr mit feuchten Blicken den Himmel an — sie ist verzwickt affectirt geworden! Das arme Kind muß hier in die unrechten Hände gerathen sein, oder die Hofluft wirkt nachtheilig auf diese kleine Pflanze und macht sie malcontent mit ihrer verborgenen Veilchenschaft!

Unterdeß blickte Agnes Torgelo ziemlich unruhig und nicht ganz mit sich selbst zufrieden, ihrem Jugendfreunde nach. Bei den Antworten, welche sie Tondern gegeben, war sie einem tiefen weiblichen Instinct gefolgt. Zuerst war sie etwas piquirt über die unbefangene Weise, wie Tondern sein Verlangen an sie gestellt hatte, als ob er nur über sie zu befehlen habe

Demoiselle Agnes Tergelo hatte Leute kennen gelernt, welche mehr Umstände mit ihr machten und weniger gebieterisch auftraten! Tendern hatte sie deshalb von vornherein in die Stimmung versetzt, worin man lieber: Nein, als: Ja spricht. Dann war sie erschrocken bei dem Gedanken, daß man sie in Paul Brenckhorst's entsetzliche Angelegenheit ziehen wollte. Sie wollte um alles in der Welt nicht, daß es in der Leute Mund kommen sollte, sie habe zum Auffinden des Schmugglers Anleitung geben können; das wäre ja ganz schrecklich gewesen und würde ihren Ruf auf ewig ruinirt haben, wenn man erfahren, daß Johannes Seike ihr Geschenke gesandt, daß sie seine Gänge und Wege kenne, und was man alles noch weiter daraus folgern und schließen würde ... und folgern und schließen, das würde man gewiß, die fabelhaftesten Dinge, dafür kannte Agnes, wenn sie auch sonst die Welt mit nicht sehr psychologischer Schärfe zu beurtheilen pflegte, diese Welt dennoch ganz hinreichend! Gewiß hätte Tendern ihr bei allen Heiligen geschworen, daß er verschwiegen sein und es niemand verrathen wolle, was sie ihm mitgetheilt. Aber wenn Agnes dabei half, einer Angelegenheit, wie die des Geheimsecretärs war, eine ganz neue Wendung zu geben — war es denkbar, daß so etwas verborgen bleibe? Kam

das nicht in die Acten? Sollte Agnes erleben, daß ihr unbescholtener Name sogar am Ende auch in die Acten komme?

Nein, Demoiselle Agnes hätte lieber alles Mögliche erduldet. Sie blieb deshalb fest und sandte ihren Jugendfreund unerhört fort.

Nun aber, wo er fort, war ihr ängstlich und zaghaft zu Muthe. Es war ihr, als bedrohten sie nun unbekannte schreckliche Gefahren. Als würden sich nun Brenkhorst's Freunde am Hofe an ihr rächen; als würde in jedem nächsten Augenblicke Prinzessin Leonie selbst hereinkommen und sie mit flammenden Blicken durchbohren; und nachdem sie, solange Tondern dagewesen, nur ihrem Gefühle gefolgt war, rief sie jetzt auch die Ueberlegung herbei und fragte sich, ob sie denn auch recht gehandelt habe?

In dieser Gemüthsstimmung war das Melusinchen von Rellingstein, als es nach ein paar Stunden wieder einen Besuch erhielt, einen Besuch eines jungen Herrn, der ebenfalls mit dem ruhigen Bewußtsein guter Bekanntschaft durch den Raum mit den Schränken gleich auf das Aufkämmerchen zu und die vier Stufen, die emporführten, hinanschritt. Aber die Thür öffnete dieser Herr doch behutsam und fürs erste nur den Kopf hindurchstreckend, sagte er mit freundlichem Lachen:

Que fait-elle, ma petite chatte?

Ach, Herr Graf, rief Agnes ein wenig erſchrocken aus — Sie ſind's! Kommen Sie nur.

Im nächſten Augenblick ſaß Graf Antoine von Gyaville auf demſelben Stuhle neben Agnes, den vorhin Reinhard Tondern eingenommen hatte.

Antoine nahm ihre rechte Hand in die ſeine und legte den linken Arm um ihre Taille, um ſie an ſich zu ziehen. Sie machte nur mit mäßiger Lebhaftigkeit ſich von dieſer Umarmung los.

Sind Sie bös, weil ich Sie die letzten Tage nicht beſuchen konnte und rathlos ließ den Schwierigkeiten des „Telemach" gegenüber, ſchöne Kalypſo?

O, Calypso se pouvait consoler, mein Herr Graf. Und nun ſein Sie hübſch artig und nicht gar ſo zuthunlich . . .

Der Graf verſtand das Wort nicht.

Was heißt das auf franzöſiſch, zuthunlich? fragte er.

Agnes wußte nicht, wie es auf franzöſiſch hieß. Sie wußte nur, daß es ſich nicht ſchicke, auf franzöſiſch ſo wenig wie auf deutſch.

Zuthunlich — wiederholte der Graf Antoine, das kommt von zuthun, ſchließen — ich ſoll dich nicht einſchließen . . .

Agnes schüttelte den Kopf.

Davon kommt es nicht, und ich habe auch nicht darüber nachgedacht, woher es kommt!

Ah, ich begreife, von zueinander, zuthunlich, ... l'un se faisant à l'autre! Oh comme vous êtes drôle! Und dabei lachte er laut auf.

Agnes errothete.

Wenn Sie nur Ihre schlechten Späße lassen könnten! Was wollen Sie hier, Graf? sagte sie.

Ihnen in die hübschen Augen sehen und die Welt vergessen, Agnes. Sie plaudern hören und mich in den Himmel träumen. Sie küssen und ein Gott sein.

Als Graf Antoine zugleich eine Bewegung machte, als ob er seinen Worten den praktischen Commentar sogleich folgen lassen wolle, nahm Agnes eine große Stecknadel zu Hülfe und schwang drohend diese Waffe.

Ei, sagte Antoine, eine Nadel! Das ist eine gefährliche Waffe. Eine Räuberbraut wie Sie, sollte immer einen Dolch im Strumpfband führen.

Eine Räuberbraut? Weshalb nennen Sie mich so?

Antoine lachte abermals.

Das werden Sie schon selbst wissen ...

Ich selbst? fragte Agnes sehr ernst.

O, verstellen Sie sich nicht.

Ich verſtelle mich durchaus nicht und deshalb bitte ich ſehr angelegentlich, mir zu erklären, was Sie mit dem ſchlechten Spaß ſagen wollen.

Antoine ſah ihr lächelnd in die Augen und ſagte dann:

Haben Sie gehört, Agnes, was man mit Ihrem armen edlen Räuberhauptman verbat? Es iſt ein vollſtändiges Complot gegen ihn angezettelt.

Ich verſtehe Sie in der That nicht, ſagte Agnes, obwol ſie nicht die Miene einer plötzlichen groſſen Betroffenheit unterdrücken konnte.

Antoine bemerkte dies ſehr wohl.

Sie wiſſen, fuhr er fort, ſich gleichmüthig und wie müde in den Stuhl zurücklehnend. Sie wiſſen, daß Monſieur Bronckhorſt gefangen iſt?

Agnes nickte blos.

Nun wohl, ſagte Graf Antoine, um ihn zu befreien, hat man den Plan gemacht, ſein Verbrechen einem andern aufzubürden. Und dazu bietet ſich niemand beſſeres dar, als eine gewiſſe volksthümliche Perſönlichkeit, genannt Johann Selke. Johann Selke, ſtreut man aus, hat den jungen Baron Schlettendorf erſchoſſen.

O, das iſt ja abſcheulich! ſagte Agnes.

Weshalb? fiel Antoine ein. Iſt es nicht immer

beſſer, man hängt einen unſchuldigen Vagabunden als einen ſchuldigen Mann von guter Herkunft, einen Baron Schlettendorf? Das letztere wäre ſehr ungemüthlich für die werthe Familie und würde ein unangenehmes Aufſehen machen. Nein, lieber hängt man Johann Selfe.

Der gar nichts mit der Sache zu ſchaffen hat?

Was thut das? Wenn er um der Sache willen den Strick um den Hals hat, hat er dann nicht mit ihr zu ſchaffen?

Wenn es wahr wäre, was ſie ſagten, Graf, ſo würden Sie nicht ſolche Scherze darüber machen! verſetzte entrüſtet Agnes, obwol das, was ſie hörte, nur zu ſehr übereinſtimmte mit dem, was Tondern vorher ihr geſagt und von ihr verlangt hatte.

Nicht wahr? Da irren Sie, Agnes, die Sache iſt nur zu wahr. Man fertigt einen großen Brief mit einem mächtigen Siegel darunter aus, worin dem weſtfäliſchen Abälline Straffreiheit zugeſichert wird. Dann verheißt man ihm noch obendrein weiß der Himmel was, um ihn zu bewegen, daß er hierher kommt und eingeſteht, er habe den Mord begangen. Und dann macht man aus dem großen Freibrief natürlich eine Papiermütze, ein San benito für ſein verbrecheriſches Haupt und hängt ihn. Zweifeln Sie

daran, daß man dies vorhat, ſo gehen Sie hinüber zur Prinzeſſin Leonie, laſſen Sie ſich melden mit der Angabe, Sie könnten beitragen, dem Selke auf die Spur zu kommen und Sie werden ſehen, wie freudig man Sie aufnimmt!

Aber das iſt ja himmelſchreiend, ſagte Agnes, einen unſchuldigen Menſchen opfern zu wollen für einen Schuldigen. Glauben Sie denn, daß man an ihn zu kommen weiß?

Herr von Tondern hat es übernommen und Herr von Tondern ſcheint mir ein kluger Kopf. Wenn nicht jemand ſo mitleidig iſt, den Selke zu warnen ....

Ihn warnen? Wer würde das thun?

Thun Sie's!

Ich kann es nicht!

Soll ich es thun? Es wäre zwar etwas perfide, wenn ich mich hineinmiſchte. Aber wenn Sie es wünſchten ...

Würden Sie es thun, Graf?

Ihnen zu Liebe, Agnes — alles.

Agnes ſah nachdenklich ſeitwärts auf ihre Blumen.

Ach, wären Sie nur nicht ein ſo ſchlimmer verdorbener Menſch! ſeufzte ſie dann plötzlich.

Ich ein verdorbener Menſch? Wie kommen Sie darauf. Habe ich Ihnen das je gezeigt, Agnes?

Agnes nickte heftig mit dem Kopfe und dabei hi-
gen ein paar Thränen an ihren Wimpern.

Voyons — qu'est-ce que tu as? fragte Mat
Anteine zärtlich, indem er ſeine Hand auf Agnes' Arm
legte.

Sie entzog ihm den Arm und ſagte:

Wenn ich nicht wüßte, daß Sie allem gleich di
ſchlimmſte und boshafteſte Deutung geben . . .

Dann?

Dann würde ich Ihnen ſagen, daß ich Selke alle
dings kenne, und würde Sie bitten, ihn zu warne
Er hat es nicht um mich verdient, daß ich ihn unge
warnt laſſe, der arme Menſch!

So ſprechen Sie doch, Agnes. Ich ſage Ihne
ja, ich will es gern über mich nehmen, wenn Sie es
wünſchen. Sonſt freilich iſt es mir ſehr gleichgülti
ob man ihn hängt oder den Broncksborſt.

Schwören Sie mir, daß Sie an die einfach
Wahrheit von dem glauben wollen, was ich Ihnen
ſage.

Ich ſchwöre es Ihnen, Agnes, bei allen Gotthe
der Ober- und Unterwelt.

So hören Sie. Ich habe einſt durch Zufall di
ſen Selke gefunden, wie er verwundet und wie le
los im Walde dalag. Ich habe ihm Hülfe gebrach

und, wie er glaubt, ihm das Leben gerettet. Es kann in der That ſo ſein, denn vielleicht hätte er ſich verblutet ohne mich. Seitdem fühlt er ſich mir zu Danke verpflichtet. Lange Zeit zeigte er dies, indem er mir kleine Geſchenke ſandte. Endlich wollte der Zufall, daß ich einſt auf dem Wege von Emſa hierher, als ich in der Dämmerung zurückkehrte, ihm begegnete. Er redete mich an. Ich war ſehr erſchrocken; aber ich faßte mich bald hinreichend, um ihm deutlich zu machen, daß ich ſeine Geſchenke nicht wolle. Er begriff, daß ſie mich compromittirten. Er verſprach mir, mich ungeſchoren zu laſſen damit, unter der Bedingung, daß ich ihn nicht ganz vergeſſe; daß, wenn ich in irgendeine Lage komme, wo ich eines Beiſtandes bedurfe und keine beſſere Hülfe wiſſe, mich an ihn wenden wolle. Er nannte mir einen Menſchen, der immer vorherwiſſe, wann er hier in die Gegend komme. An den könne ich nur Botſchaft ſenden. Mein Bote brauche nur zu ſagen, er komme von mir. In meiner Herzensangſt verſprach ich ihm alles und lief dann, ſo ſchnell mich meine Füße trugen, davon.

Das iſt die Geſchichte Ihrer Beziehungen zu Hadſchi Selke, Agnes? Nun, ich weiß in der That nicht, weshalb ich ſie nicht glauben ſollte, denn ſie hat ganz das Gepräge der Wahrheit! Und wiſſen

Sie, daß ich Ihren Räuberhauptmann rührend, daß ich ihn poetisch finde? Wahrhaftig, wenn Sie ihn nicht warnten, den armen Teufel — ich würde es herzlos von ihnen nennen.

Wollen Sie denn wirklich es übernehmen?

Mit dem größten Vergnügen. Ich möchte auch gar zu gern einmal sehen, wie ein solcher Mensch aussieht — wenn ich es nicht schon Ihnen zu Gefallen thäte!

Und Sie schwören mir auch — aber nicht bei Ihren „Göttern", sondern ganz einfach bei Gott, daß Sie ihm nicht sagen, ich sei es, der Sie sende, denn ich will nichts mit ihm weiter zu schaffen haben; und dann daß Sie nie eine Silbe über die Lippen kommen lassen, die ihn verrathen könnte?

Wenn Sie wollen, Agnes, hebe ich alle zehn Finger dabei in die Höhe!

Mit zweien bin ich zufrieden, antwortete lachend Agnes.

Also wer ist der Mann, dem Ihr Räuber sein Vertrauen geschenkt hat?

Es ist der Fährmann an der edenhofer Fähre.

Der Fährmann an der edenhofer Fähre — wiederholte Graf Antoine — habe nicht die Ehre, diese würdige Persönlichkeit zu kennen — aber das thut

nichts. Wir werden ihn finden. Wohin wollen Sie, Agnes?

Hören Sie nicht? antwortete das junge Mädchen aufstehend, man ruft nach mir — in der That, ich habe den ganzen Morgen faſt müßig geſeſſen . . .

Und nun laufen Sie mir fort, ohne daß ich . . .

Graf Antoine wollte das junge Mädchen umarmen, aber ſie ſchlüpfte unter ſeinen Armen durch und glitt raſch das Treppchen vor ihrer Thür hinab. Dort wandte ſie ſich noch einmal um und rief dem Grafen halblaut mit einem trüben Lächeln zu:

Vergeſſen Sie aber Ihren Schwur nicht, wie Sie Ihre andern Schwüre vergeſſen! und damit eilte ſie durch die Leinwandkammer und verſchwand in einer gegenüberliegenden Thüre.

Der Fährmann an der edenhofer Fähre! wiederholte ſich Graf Antoine unterdeß, indem er ſich ebenfalls aus dieſen Regionen entfernte, um ſich in die höhern herrſchaftlichen Wohngemächer zu begeben — das hätten wir glücklich herausbekommen; da ſieht man, wie klug und vorſichtig es gehandelt iſt, wenn man nicht unterläßt, hübſchen Näherinnen und Leinwandbeſchließerinnen zuweilen eine Mußeſtunde zu opfern! Jetzt müſſen wir von Friedrich erfahren, wo die edenhofer Fähre iſt!

# Einunddreißigstes Kapitel.

Vom alten Blucher.

Reinhard Tondern hatte ſich nach ſeiner kurzen Unterredung mit Agnes nach dem Städtchen begeben, dort ſich noch einmal Erlaubniß verſchafft, Paul zu ſehen, und dieſen durch die Botſchaft Leonie's, durch die überraſchende Mittheilung deſſen, was die Prinzeſſin erfahren, aus ſeiner verzweiflungsvollen Stimmung aufgerichtet. Nachdem Tondern ſich ſodann überzeugt, daß ſein Freund in einem anſtändigen Raume in einem der Thorthürme der Stadt Emſa untergebracht ſei, der durch ein freilich vergittertes Fenſter die Ausſicht auf ein freundliches Flußthal bot; nachdem er für ihn noch ein paar kleine Aufträge ausgerichtet und mit Erlaubniß des Hofrichters ihm Bücher und Schreibzeug verſchafft — denn Paul hatte ſich vorgenommen an ſeinen neugefundenen Vater, den Baron Schletten-

dorf, zu ſchreiben — nachdem dies alles geſchehen, eilte Reinhard in den Gaſthof der kleinen Stadt zurück, um dort die Botſchaft Leonie's entgegenzunehmen. Noch war ſie nicht angekommen. Tondern benutzte dieſe Muße, um ſich durch einige Erfriſchungen zu ſtärken; er trat in die Gaſtſtube und beſtellte, daß man ihm zu eſſen bringe.

In der Gaſtſtube war niemand, mit Ausnahme eines alten Bauers, der ſtill in der Ecke hinter dem Ofen ſaß. Reinhard Tondern beachtete ihn nicht, ſondern lief bald haſtig in der großen Stube auf und ab, bald ſtellte er ſich ans Fenſter, um nach der erwarteten Botſchaft auszuſpähen.

Als ihm das Eſſen gebracht wurde und er ſich niederſetzte, rührte ſich der Bauer zum erſten male.

Guten Appetit, Herr von Tondern! ſagte er leiſe.

Reinhard blickte überraſcht auf.

Was — Ihr ſeid es, Wehrfeſter? Was thut Ihr hier?

Ich warte, bis die Pferde ihr Futter aufhaben. Dann will ich zurück.

Ihr wart bei dem Hofrichter?

Ja, das war ich; und geſtern bei dem Baron auf Schlettendorf. Ich hatte ihm etwas zu ſagen.

Ich weiß, ich weiß, was Ihr zu ſagen hattet.

Ja, Ihr wißt um die Sache, Herr von Tondern. Ihr wißt darum. Das iſt nun einmal ſo. Es wäre beſſer geweſen, Ihr hättet nicht darum gewußt. Eure Angelegenheiten waren es nicht. Wenn Ihr darum hättet wiſſen ſollen, würde Moorhahn es Euch geſagt haben. Ihr habt gegen das ſiebente Gebot geſündigt, Tondern. Ihr habt viel Unheil angerichtet. Unſer Herrgott möge es Euch vergeben.

Der alte Bauer ſprach dies in einem ſolchen ernſten ſtrafenden Tone, daß Reinhard Tondern, der ſonſt nicht der Mann war, ohne ſchlagfertige Erwiderung von irgendjemand etwas hinzunehmen, ſich unwillkürlich unter dieſer Strafpredigt beugte. Ihr habt Recht, Schulze, ſagte er kleinlaut. Ich könnte Euch viel ſagen, was zu meiner Entſchuldigung dient. Aber ich weiß, daß Ihr bei Euerm Satze bleiben würdet: Du haſt heimlich genommen, was nicht dein Eigenthum war. Und deshalb ſage ich nichts weiter als: Ihr habt Recht!

Ich hätte nie geglaubt, fuhr der Schulze fort, daß ein Tag für mich kommen würde, an dem es mir ſauer wäre, ein ehrlicher Mann zu bleiben. Und doch iſt es ſo gekommen. Es iſt mir ſauer und ſchwer geworden. Und daran ſeid Ihr ſchuld, Tondern.

Daran bin ich ſchuld. Leider, Schulze!

Es iſt ſo gekommen, wie Moorbahn es vorausgeſagt hat, fuhr der Schulze düſter fort. Der Hofrichter hat ſo geſprochen, wie der Notar es vorauswußte. Er hat alles aus mir herausgehelt, und ich habe alles ſagen müſſen, was ich ſagen konnte. Er hat alles eifrig aufgeſchrieben. Jetzt haben ſie es in den Papieren — und den Paul Brondhorſt machen ſie nun damit zu einem Brudermörder.; weil Ihr das Document geſtohlen habt; weil ſie ſagen, er hat es gewußt, wer er iſt!

Ich kann Euch nur darauf antworten: ich ſehe es wohl ein, Schulze, und es thut mir von Herzen leid, verſetzte Tondern.

Das hoffe ich von Euch. Und weil ich Euch das anſehe, und ſonſt auch Euch für einen ordentlichen Menſchen gehalten habe, ſo will ich Euch einen guten Rath geben: haltet Euch die erſte Zeit etwas beiſeite. Der Hofrichter ſagte, daß er Moorbahn wolle verhören laſſen. Der ſagt dann ſicher aus, daß Ihr ihm das Document geſtohlen habt, und dann werden ſie ſich Euch ſchon langen.

Dieſe Vermuthung fand Tondern allerdings gegründet. Er hatte dieſe Sorge ſchon längſt. Jetzt drückte ſie ihn verdoppelt. Er ſprang unruhig auf. Er trat ans Fenſter, zu ſehen, ob denn noch kein Bote

von der Prinzessin da sei. Auf den stillen Straßen des Städtchens ließ sich — es war um die Mittagszeit — keine lebende Seele erblicken.

Teufel, fluchte Reinhard ungeduldig — laßt Eure Rappen einspannen, Wehrfester — nehmt mich auf Euerm Wagen mit; macht vorwärts; ich warte nur noch . . .

In diesem Augenblicke wurde ferner Hufschlag vernehmbar. In raschem Trabe kam es näher. Tondern eilte hinaus, unter die Hausthür. Er war richtig ein Reitknecht in der herzoglichen Livree. Er überreichte Tondern ein großes gesiegeltes Schreiben. Dieser riß es auf; das Couvert enthielt den verlangten Geleitsbrief, Reinhard steckte ihn erfreut zu sich. Anton, der Reitknecht, wollte das Pferd, welches er ritt, zu Tondern's Disposition lassen. Aber der letztere sandte ihn damit zurück. Er zog es vor, mit dem Wehrfesten heimzufahren.

Eine Viertelstunde nachher saß er denn auch neben dem Schulzen auf dessen grüngelbem Ringelwagen, den die Rappen in lebhaftem Trot vorwärtsschleppten. Als sie das Städtchen im Rücken hatten, begann Tondern erst dem alten Bauer mitzutheilen, was er heute erfahren; was zwischen Clemens Schlettendorf und Hendrik Selke vorgefallen, und wie er überzeugt sei,

daß dieſes Menſchen Bruder der Mörder des erſchlagenen jungen Mannes geworden.

Der Schulze hörte geſpannt zu, aber er antwortete nicht gleich. Man ſah, er bedurfte der Zeit, dieſe ganz neue Geſchichte in ſich aufzunehmen und zu verarbeiten.

Mein Gott! mein Gott! ſagte er endlich nach einer langen Pauſe — ja, ſo ſoll es wol ſein.

Und nun, fuhr Tondern fort, müſſen wir es beweiſen.

Ja, beweiſen! das wird ſchwer ſein!

Und doch muß es geſchehen. Ihr müßt dabei helfen.

Ich? Was ſoll ich dabei thun?

Der Vater Selke's wohnt nicht weit von Euerm Hofe.

Der alte Selke? Er iſt mein Kötter!

Deſto beſſer. Ihr müßt ihn in die Stadt ſchicken. Morgen früh 10 Uhr. Auf dem Platz vor dem Schloſſe muß er ſein.

Und was ſoll er da?

Das iſt meine Sache, Wehrfeſter. Aber ich muß ihn da finden. Denkt, daß es um Paul's Schuld oder Unſchuld geht — um ſeinen Kopf!

Der Bauer ſchwieg wieder eine Weile. Dann

versetzte er: Wenn es ein Müssen ist, soll der Selb
dasein!

Gut. Ich habe Euer Wort!

Mein Wort.

Tondern war jetzt über diesen Punkt beruhigt. Er
wußte, daß der alte Mensch dasein werde, und wenn
ihn der Wehrfester hätte an den bestimmten Platz hin-
tragen müssen. — —

Es war Nacht geworden, bevor man am nächsten
Ziele der Fahrt in der Hauptstadt angekommen. Ton-
dern verabschiedete sich am Thore von dem Schulzen,
und dieser fuhr durch die Gassen weiter, dem entgegen-
gesetzten Thore zu, durch das er noch einmal in die
Dunkelheit hinaus mußte, um seinen noch weit jenseit
der Stadt liegenden Hof zu erreichen.

In dem bescheidenen Quartier angekommen, in
welchem Tondern jetzt, seitdem er des Notars Haus
verlassen, zur Miethe wohnte, fand Reinhard Tondern
etwas vor, was ihn keineswegs freudig überraschte.
Die Hausfrau überreichte ihm nämlich einen Streifen
Papier, der am gestrigen Nachmittage für ihn gebracht
worden sei.

Besagter Papierstreifen enthielt eine freundliche
Einladung des königlich preußischen Land- und Stadt-
gerichts an Herrn Reinhard von Tondern, am folgen-

den Morgen 10 Uhr auf dem Geſchäftszimmer Nr. 4 zu erſcheinen.

Reinhard wechſelte die Farbe beim Anblick dieſes eminöſen Blattes. Was konnte das bedeuten? Eine Vernehmung im Proceſſe Paul's konnte es nicht ſein. Denn der Wehrfeſter hatte ja erſt heute ſeine Ausſagen vor dem Hofrichter in Emſa gemacht, die Requiſition deſſelben auf Verhörung Moorbahn's und Tondern's konnte unmöglich geſtern bereits in den Händen des preußiſchen Gerichts geweſen ſein. Alſo blieb Reinhard nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß Moorbahn ihn denuncirt habe; daß der rachſüchtige Notar ihn wegen des Urkundendiebſtahls verfolgen laſſen wolle; daß hinter dieſer ſo freundlich erbetenen Erſcheinung auf dem Geſchäftszimmer Nr. 4 ein peinliches Verhör, vielleicht eine Verhaftung drohe!

Von allem, was er heute erlebt, was er ſich für den folgenden Tag vorgenommen, und nun noch obendrein von dieſem neuen Motiv zur Unruhe bewegt, ſchlief Tondern die ganze Nacht hindurch nicht. Erſt die Morgenſtunden brachten ihm einen kurzen unruhigen Schlummer. Dann erhob er ſich, kleidete ſich mit möglichſter Sorgfalt an, und ſchon um halb 10 Uhr ſtand er auf der Schwelle der alten Domcurie, in welcher jetzt das königliche Land- und Stadtgericht

seinen Sitz hatte. Die Vorladung lag ihm zu schwer auf der Seele. Es drängte ihn mit Gewalt, Aufklärung darüber zu erhalten. Er kannte manche der Herren, die hier der Themis Opfer schlachteten, weil er im Auftrage Moorhahn's mancherlei Geschäfte in diesen Räumen zu besorgen gehabt hatte. So fand er sich auch bald zurecht und erblickte die Thür Nr. 4.

Die Thür Nr. 4 führte in ein geräumiges, etwas kahl aussehendes Geschäftszimmer. Als Tondern, ohne zu klopfen, eintrat, sah er einen Herrn in mittlerem Alter vor sich, mit einer goldenen Brille vor den Augen und einem großen Fliegenwedel in der Hand. Dieser Herr war in überaus lebhafter Bewegung. Er sprang aus einer Ecke in die andere und verfolgte mit ganz außerordentlicher Hitze eine unglückliche Fliege, die ihm immer aufs neue ein Schnippchen schlug und wie eine wahre kleine Hexe immer wieder seiner hochgeschwungenen Waffe entging.

Ich habe eine Vorladung bekommen, begann mit lautem Herzklopfen Tondern, um die Aufmerksamkeit des lebhaften Herrn von seiner Jagd abzuziehen.

Eine Vorladung, ja wohl, Sie sind ... klapp' fuhr der Wedel an die Wand, daß die Kalkstückchen niederstäubten. — Ei, die verfluchte Bestie! sagte der Herr mit der Brille.

Ich bin Reinhard Tondern.

Herr von Tondern, ja, das iſt richtig, lautete die Antwort des Mannes mit der Klappe — aber nun aus der entgegengeſetzten Zimmerecke, wo die Fliege nun ganz ruhig auf dem Glaſe eines Kupferſtiches, der den alten Juriſten Cocceji darſtellte, ſpazieren ging, als ob ſie ſich da vor allen Klappen der Welt ſicher wüßte — jetzt, ſetzte der Herr von der Juſtiz lauernd hinzu, iſt ſie aber doch verloren, wenn ich ſie nur erſt wieder auf der Wand habe . . . warten Sie nur, Herr von Tondern, ich ſtehe gleich zu Dienſten — ſie wird ſogleich oben ſein.

Die Fliege wandelte in der That ganz ſorglos, wohin der Gerichtsrath ſie haben wollte; über die Glasſcheibe, dann über den Rahmen fort, an der Wand in die Höhe — und: klapp! ſchlug der Wedel, kräftiglichſt geſchwungen, darauf. Die Fliege flatterte jetzt luſtig ſummend drüben an den oberſten Fenſterſcheiben.

Es iſt ein Elend mit dem Zeug, ſagte der bebrillte Herr, indem er verdrießlich ſein ledernes Inſtrument auf ſeinen Schreibtiſch niederwarf. Haben Sie in Ihrem Zimmer auch ſo viel davon zu leiden?

Wenn der Mann ein peinliches Verhör mit mir beginnen will, ſo hat er jedenfalls eine eigene Manier, die Sache einzuleiten, dachte Tondern. Faſt ſollte

man jedoch ſchließen, es handle ſich um etwas Harmloſeres, und es wird Zeit, daß ich darüber Aufklärung erhalte.

Herr Rath, ſagte er deshalb, aber immer noch etwas ſchüchtern und kleinmüthig, dürfte ich Sie nicht bitten, mich wiſſen zu laſſen, wozu . . .

Wozu Sie vorgeladen ſind, wollen Sie ſagen, ach ja, ich wollte Ihnen eine Frage vorlegen — ſind Sie Freiherr oder nicht?

Ob ich Freiherr bin?!

Das iſt es, was ich von Ihnen zu wiſſen wünſche.

Bei dieſer Erklärung athmete Tondern in hohem Grade erleichtert auf. Ei, gewiß bin ich Freiherr, ſagte er, ohne ſich lange zu beſinnen. Ob er die Wahrheit ſprach, das wußte er ſelbſt nicht genau. Die Sache war jedenfalls zweifelhaft. Aber es nannten ſich gar viele Leute ſo, die kein beſſeres Recht hatten. Reinhard ſah keinen Grund ein, weshalb er es nicht auch ſollte.

Es iſt gut, ſagte der Herr vom Gerichte; ich fand in Ihren Proceßacten bald Freiherr von Tondern, bald von Tondern ſchlechtweg. Ich mußte für die Ausfertigung des Urtheils in Ihrer Sache . . .

Iſt denn das Urtheil da? rief Reinhard überraſcht und höchſt bewegt aus.

Wiſſen Sie das nicht?

Keine Silbe! Ums Himmels willen, wie . . .

Es ausgefallen iſt? Nun, wie es gar nicht anders ausfallen konnte. Die Sache war ja klar. Die letzte Schrift, die Sie eingereicht haben — apropos, wer hat Ihnen die concipirt?

Ein Freund, ein Beamter in Anglure'ſchen Dienſten — aber ich bitte, wie lautet denn das Urtheil?

Das habe ich Ihnen ja geſagt — ganz und gar für Sie! Die Güter müſſen Ihnen ausgeliefert werden nebſt den gezogenen Nutzungen.

Nun, Gott ſei gelobt! jubelte Reinhard Tondern auf, den die Verſuchung anfaßte, den gemüthlichen gegenſangenden Herrn mit der Brille an ſein Herz zu drücken.

Hat man Ihnen denn das noch nicht geſagt? fragte der Gerichtsrath.

Niemand. Wann wurde es denn gefällt?

In der Sitzung von vorgeſtern.

Und ich bekomme wirklich die Güter?

Nach unſerm Urtheil. Ihr Gegner wird wol appelliren; aber es wird ihm nichts helfen. Die letzte Proceßſchrift von Ihrer Seite wirft ein ſchlagendes Licht auf Ihre Sache. Das Appelliren wird nichts helfen. Ich gratulire, Herr Baron.

O, ich danke, danke herzlich, sagte Tondern, indem er dem Manne die Hand schüttelte. Bitte, lassen Sie das Urtheil recht bald ausfertigen — recht bald wenn die Fliege Sie vielleicht bei der Sache stört und abhält, so bin ich gern bereit, selbst . . .

O, danke — danke. In vier, fünf Tagen soll es Ihnen insinuirt sein! Verlassen Sie sich . . . ah, sehen Sie, da ist sie wieder — nun warte nur!

Der Mann hatte den Wedel wieder in der Hand — klatsch! fiel die Klappe auf das grüne Tuch seines Actentisches nieder — aber Reinhard wartete das Ergebniß nicht ab. Er rannte mit hastigem Schritt zu dem Geschäftszimmer Nr. 4 hinaus, über die Corridore, in das Freie. Wie anders schritt er die Stufen vor der Eingangsthür hinab, als wie er gekommen! Er trug das Haupt aufrecht; seine Brust athmete die Luft ein, als sei sie Balsam rund um ihn her. Er war größer geworden, er war gewachsen um einen halben Schuh; es war ihm, als läge die ganze Welt zu seinen Füßen.

Jetzt zum Schlosse! Er war in der besten Stimmung, zum Schlosse zu gehen. Aber er ging nicht geradewegs und schnurstracks zum Schlosse. An einer Straßenecke, an welcher er vorüber mußte, wohnte ein Schreibmaterialienhändler. Er trat in den Laden

Er ließ ſich ein Packet feine goldgeränderte Viſitenkarten geben. Er bat um Feder und Dinte. Mit ſeiner zierlichſten Schrift — obwol ſeine Hand etwas zitterte und daher namentlich die großen Buchſtaben viel zu wünſchen übrig ließen, ſchrieb er nieder: Reinhard Baron Tondern zu Rellingſtein. Es lautete ſehr ſtattlich. Es hatte ordentlich einen ſonoren, ſtolzen Klang. Tondern ſchrieb es noch auf eine zweite Karte, noch auf eine dritte, dann zahlte er, ſteckte die Blätter zu ſich und ging.

Vor ihm lag nach wenig Augenblicken ein großer, freier Platz. Am Ende deſſelben erhob ſich das impoſante Schloßgebäude, erbaut im blühendſten Rococoſtil, mit Corps de Logis und vorſpringenden Flügeln, mit Säulen und Riſalits, mit Manſarden und hohen Eſſen, mit gewaltigen Wappen, über denen ſchlanke Engel aus goldenen Poſaunen Ruhm bliesen. In dem Flügel zur linken wohnte der General Blücher, rechts der Freiherr von Stein.

Als Tondern vor dem Schloſſe angekommen war, fand er einen alten Mann, ein graues, verhuzeltes Bäuerlein, das ſich auf der Treppe niedergeſetzt hatte und ſich hier ſtill von der Sonne beſcheinen ließ.

Tondern trat zu ihm. Ihr ſeid Selke? fragte er.

Ja, Herr, der bin ich, ſagte der Bauer, mit einem

ängstlichen Blicke zu ihm aufschauend. Schulze Wer dekoping . . .

Ich weiß — es ist gut, daß Ihr da seid. Warte hier eine Weile.

Aber, Herr, fragte der Bauer, was soll ich hier? Ich sitze hier und warte und weiß nicht, auf was? Hat der Hendrik was verbrochen? Werden sie mir was anthun? Soll ich Geld bezahlen?

Seid ganz ruhig, Selke, versetzte Tondern. Ihr sollt den Hendrik wieder haben. Ich will ihn Euch wiederschaffen; er soll loskommen von den Soldaten.

Während dieses kurzen Gesprächs hatte sich ein schnauzbärtiger, blonder, runder Kopf, der einem Manne in Husarenuniform angehörte, durch das geöffnete Fenster vorgeschoben, das der Thür, vor welcher der Bauer saß, zunächst lag.

Oi, oi, sagte dieser Mann, wat höre ick da! Selke schreibt sich dieses naturgeschichtliche Wesen, dat ick da schon seit 'ner geschlagenen halben Stunde in der Sonne sitzen sehe? Ick dachte, et wäre aus die Steinritzen hervorgekrochen und beschäftigte sich damit, heute Witterung anzukündigen. Sieh einmal, Selke! Oi freut mir von dich, dat du nu doch kommst, mich einen Jegenbesuch abzustatten. Na, so treten Sie doch näher: Corporal Plantebißel von dat siebente re-

Zitzewitz, weeßt du, haben die Ehre zu Hause zu sind. Laß dir bei die Dienerschaft man anmelden. — Wat, du willst nich? Na, is auch jut. Ick nehme et für jenossen an. Dat heeßt, deine Visite. Obwol et eine nich ganz gebräuchliche Manier is, bei die Herrschaften, denen man seinen Besuch abstatten will, sich vor die Thür zu setzen. Na, mir auch — recht, wollte ick sagen. Wenn du aber, wie ick vermuthe, noch so eine kleene Nebenabsicht hast, warum du jekommen bist, so eine kleene Ufmunterung für deinen Hendrick in seine Bestrebungen, dat Exercirreglement zu capiren, wat der arme Junge allerdings verdient, denn et wird ihm höllenmäßig sauer — nu, dann man her mit! Wurst und Schinken ist eine jute Jabe Jottes! Corporal Plantebitzel wird et schonst besorgen!

Tondern war unterdeß eingetreten. Er unterbrach in dem Corridor, in welchem er sich jetzt befand, den Redestrom unsers Freundes, des Corporals, der heute als Ordonnanz bei dem commandirenden General hier zu fungiren schien. Die gelungenste seiner Karten hervorziehend, sagte er: Ueberreiche Er diese Karte der Excellenz. Ich wünsche meine Aufwartung zu machen.

Der Corporal sah ihm einen Augenblick forschend ins Gesicht.

Diese jugendlichen Züge sind mich bekannt! sagte

er dann. Richtig, bei dat jrobe Knollengewächs, den Kartoffelkönig, hab ick Ihnen jesehn. Na, wen soll ick melden?

Baron Tondern — der Name steht auf der Karte, geben Sie nur die Karte ab.

Baron Tondern! sieh mal, wie der Mensch sich schief in seine Muthmaßungen einwickeln kann, murmelte der Corporal für sich hin, indem er den Corridor hinab und einer Treppe zuging, um oben die Meldung auszurichten — ick habe dat Männeken damals für einen Barbiergesellen oder Schreiber oder ein anderes die Bauern einseifendes Individuum jehalten!

Nach einer kleinen Weile kam er zurück. Gehn Sie man hinuf, Vater Blücher will Ihnen empfangen, sagte er.

Tondern ging die Stiege hinauf. Oben an der Treppe wartete seiner ein Kammerdiener, der ihn durch einen Vorsaal geleitete, in welchem sich einige Offiziere befanden, die Tondern mit scharfen Blicken musterten; der Diener öffnete dann die Thür in das Wohnzimmer des berühmten Generals.

Vater Blücher war in voller Uniform, er schien im Begriff, irgendeinen Besuch in der Stadt zu machen. Er trug die Uniform seines Husarenregiments, reth

eine Nuance zwiſchen ſcharlach und ponceaureth, mit ſchwarzen Aufſchlägen; die Bruſt war über und über bedeckt mit ſilbernen Schnüren und Franzen, worauf dann wieder der große ſilberne Stern des Rothen Adlerordens glänzte. Die ſchwarze Weſte zeigte ſich ebenfalls bedeckt mit ſilbernen Schnüren. Eine große ſchwarze Halsbinde mit weißer Unterlage faßte das breite, männlich ausgebildete Kinn des Mannes ein, das wie alle ſeine Züge von Energie und echter Huſarencourage redete. Stahlſcharf funkelten die blauen Augen, ebenſo ſcharf waren alle Züge des Geſichts geſchnitten, die etwas gebogene Naſe, die ſchmalen, geſchloſſenen Lippen. Ueber dieſen Lippen trug Vater Blücher einen fein zugeſtutzten Schnurrbart, deſſen braune Farbe bewies, daß ſein vorn kurzgeſchnittenes Haupthaar nicht vom Alter, ſondern nur vom Puder ſo grau ſei, wie es ſich zeigte; im Nacken präſentirte ſich ein mäßiges Zöpflein. Seine Bewegungen waren raſch, ebenſo war ſeine Sprache, und ſein Organ von einer nicht eben angenehmen Schärfe.

Herr Baron, ſagte er, Tondern entgegentretend — freut mir, Sie einmal bei mich zu ſehen. Hatte bisher die Ehre noch nicht!

Excellenz bitte ich, das zu entſchuldigen, verſetzte Tondern, mit dem Gleichmuth eines vornehmen Man-

nes ſich in den Seſſel niederlaſſend, auf den der General deutete.

Wohnen wol weit von hier? fuhr Blücher fort. Wo liegen Ihre Güter?

Mein Hauptgut Rellingſtein liegt einige Meilen ſüdöſtlich von hier. Ein paar andere liegen allerdings weiter. Wenn ich aber bisher verſäumte, den Herrſchaften hier auf dem Schloſſe mein Compliment zu machen, ſo kommt das daher, weil . . .

O, ich weiß, ich weiß, die Herren ſitzen eben auf dem Lande und laſſen ſich äußerſt wenig in der Stadt blicken! fiel Blücher ironiſch ein. Thut mich leid, wenn ſie ſich geniren; iſt aber nicht unſere Schuld!

Excellenz werden auch uns nicht dabei eine Schuld geben, verſetzte Tendern, der ſich bewunderungswürdig ſchnell in die Rolle eines der Regierung mit Selbſtbewußtſein gegenübertretenden Grundbeſitzers und Mitglieds der Ritterſchaft fand und ſehr raſch alle Vortheile dieſer Stellung erkannte. Wir ſind eben nicht gewohnt, fuhr er fort, anders zu reden, als wir denken, und eine Freundſchaft und eine Hingebung zu zeigen, bevor uns dieſe Gefühle eingeflößt ſind. Deſto treuer und zäher aber halten wir daran feſt, wenn man ſie uns einmal, wie das ja ſicher bald der Fall ſein wird, abgewonnen hat.

Mein Herr Baron, fiel Blücher ein, ich muß Sie sagen, daß dies sehr selbstbewußte Ansichten sind. Sie wollen wol, daß die Regierung Sr. Majestät Ihnen auf Ihre alten Casteeler nachtrabt und sich dort angenehm bei Sie macht, um Ihre schätzenswerthe Freundschaft zu gewinnen; dieses aber jetzt nicht!

Davon ist nicht die Rede, Excellenz. Wir wünschen nur, daß man uns verstattet, eine Zeit lang ruhig dem Wechsel der Dinge zuzuschauen. Die Beobachtung aller der zahlreichen Wohlthaten, welche wir der Regierung Sr. Majestät bereits verdanken und immer mehr verdanken werden, wird uns dann mit jedem Tage entschiedener an sie fesseln. Dazu sind wir auf dem besten Wege. Jeder Tag schenkt uns neue, großartige Verbesserungen der öffentlichen Verhältnisse. Es wird nichts unterlassen, uns zum Bewußtsein zu bringen, wie viel wir gewonnen haben — in allen Beziehungen, in allen Zweigen, im Gerichtswesen und in der Verwaltung, in allen Einrichtungen, welche Gewerbe, Handel, Industrie fördern.

Nun also . . .

Dies leugnen wir nicht. Dagegen müssen Sie doch einräumen, Excellenz, daß dies alles hauptsächlich nur den untern und mittlern Klassen zugute kommt, während die privilegirten Stände nur sehr spät da-

durch zu einer Entschädigung für die grausamen Verluste kommen werden, unter denen sie bluten. Es käme meines Erachtens darauf an, uns durch rücksichtsvolle Behandlung ein wenig entgegenzukommen und nicht tagtäglich, wie es die Bureaukratie thut, durch scharfes Dreinfahren und ganz verkehrtes Maßregeln empfinden zu lassen, was verloren worden ist. Ich hoffe, ich darf Ew. Excellenz gegenüber ganz offen sein . . .

Na, das versteht sich, Baron, sprechen Sie man rund von der Leber weg.

Sehen Sie, die neuen Herren, das will sagen, die von den Kriegs- und Domänenkammern . . .

Ja, ja, die Herren von der Feder — bin auch kein Freund davon, Gott weiß es!

Diese Herren kennen vortrefflich alle Verordnungen, Reglements, Tarife, Tabellen und wie das Zeug heißt, was sie von Berlin mitgebracht haben, aber sie kennen das Land und die Leute nicht, wo sie dieselben anwenden sollen und wo alle diese Dinge oft gar nicht anwendbar sind. Darum machen sie die schlimmsten, oft wahrhaft tragikomischen Mißgriffe. Damit könnte man nun wol Geduld haben. Sie verstehen es eben nicht besser; aber das Schlimmste ist, sie sind taub, wenn man ihren Unverstand belehren will; wenn man

ganz beſcheidentlich verſucht, ſie aufzuklären. Statt dafür dankbar zu ſein und ihre verfehlten Befehle zurückzunehmen, ihre unpraktiſchen Anordnungen zu widerrufen, fahren ſie überaus patzig auf und werfen mit Grobheiten, Drohungen, Ordnungsſtrafen und Redensarten um ſich, die man vielleicht dahinten in den öſtlichen Landestheilen nicht ſo genau nimmt, die man hier aber nicht gewohnt iſt. Da hilft denn nichts, es geht alles nach dem Buchſtaben und nach der Nummer . . .

Nun ja, es mag da manches verkehrt angegriffen werden, fiel der General ein. Aber da muß man eben an die obern Behörden gehen!

Tendern zuckte die Achſeln. Das hilft uns wenig! ſagte er. Wir haben immer ſchon im voraus Angſt vor den angenehmen Beſcheiden, die wir bekommen, und ſchweigen lieber!

Daran thun Sie aber meiner Seele unrecht. Das Gouvernement will jedem gerecht werden.

Aber auf eine Art und Weiſe, daß es mitunter ſchwer wird, daran zu glauben, antwortete Tendern. Ich kennte zum Beiſpiel, fuhr er fort, Ew. Excellenz gnade eben einen Fall nennen, wo unſere Scheu vor den Behörden ſo recht zu Tage tritt: wo man durch ein vernünftiges und billiges Anſiegen der ge-

ieglichen Vorschriften außerordentlich viel bewirken konnte, um sich den ganzen Adel zu verpflichten und zugleich in einer merkwürdigen Criminalsache den Verbrecher zu entdecken. Aber man darf so wenig bezweifeln, daß die Behörden, von denen die Sache abhängt, etwas thun, und von ihren Verordnungsparagraphen abgehen werden, daß man gar nicht daran denkt, darum zu bitten, ja, nur den kleinen Finger darum zu rühren!

Na, erzählen Sie mich den Fall!

Excellenz, er ist allerdings ganz eigenthümlicher Art — aber ich muß befürchten, Sie zu lange damit aufzuhalten — ich glaube, Excellenz sind im Begriff auszugehen . . .

Nein, nein, bleiben Sie man sitzen, lassen Sie mir hören!

Es ist Ihnen vielleicht bekannt, daß ein junger Baron Schlettendorf neulich auf einer Jagd erschossen worden ist.

Habe davon gehört.

Nun wohl, dieser That ist ein älterer Bruder des Ermordeten, jetzt der einzige Erbe des großen Fideicommißvermögens, verdächtig geworden, und derselbe ist gefänglich eingezogen. Manche Indicien sprechen in der That wider ihn. Im Verlaufe der Unter

nehmung in mir und anderen Personen die moralische Ueberzeugung jedoch gekommen, daß der junge Baron Schleuendorf am Morde seines Bruders durchaus unschuldig ist, und daß das Verbrechen von einem vagirenden Wilddieb und Schmuggler ausgegangen. Es kommt nun, um den unschuldig Bezichtigten zur Freude seiner sämmtlichen Standesgenossen, ja, des ganzen Landes gerechtfertigt zu sehen, darauf an, daß man des wahren Thäters nur insofern habhaft wird, daß man ihn verderben kann. Das Geständniß wird man dann schon aus ihm herausbekommen. Es ist ihm nämlich freies Geleit zugesichert, und er wird nicht zu verderben sein, eine Blutschuld auf einem Unschuldigen lasten zu lassen, wenn ihm das Bekenntniß der Wahrheit nichts schadet. Aber wie ihn auftreiben, einen solchen Vagabunden, der bald jenseit der polnischen Grenze, bald in einem der kleinen fürstlichen Gebiete umherschweift, der bis heute schon jahrelang allen Versuchen, ihn einzufangen, getrotzt hat?! Es gäbe freilich ein Mittel. Da aber hierzu die Bereitwilligkeit der preußischen Behörden, ein Abgehen von der Strenge ihrer Verordnungsparagraphen nöthig ist, so kann man daran, wie gesagt, gar nicht denken und schweigt lieber, als sich eine barsche, abschlägige Antwort zu holen.

Ja, aber, was sollen die Behörden denn thun? Es ist ein jüngerer Bruder des Verbrechers zum Militärdienst herangezogen, ursprünglich schon ganz gegen die Billigkeit, weil er die einzige Stütze armer alter Aeltern ist; aber dagegen wirft man ein, daß er eben noch den Bruder hat, der den Aeltern freilich nichts hilft. Wenn man nun diesem Burschen den Geleitsbrief übergäbe und ihm sagte: lauf und such du deinen Bruder; bringst du ihn vor Gericht, und bekennt dort dein Bruder, so soll dir der Militärdienst geschenkt sein — nicht fünf Tage würde es dauern und der Verbrecher wäre da und gäbe seine Bekanntnisse ab, und der gefangene Baron Schlettendorf wurde von der entsetzlichen Anklage gereinigt dastehen!

Ja, aber mein bester Baron Tondern! rief der Blucher, der mit großer Spannung zugehört hatte, das ist schon ganz schlau ausgedacht, aber wenn wir den Soldaten laufen ließen, so bin ich man dafür, der kommt nicht wieder, weder mit seinem Bruder noch allein!

O, dafür würde zu sorgen sein. Man steckt seinen Vater ein und läßt den sitzen, so lange, bis der Bursche wieder da ist.

Ja, dann hat die Sache keine Schwierigkeit mehr, versetzte der General. Und was geht dies die Behör-

ten an? Das kann das Generalcommando ebenso gut. Meinen Sie, ich kümmere mir dabei um die Behörden? Nicht so viel!

Wie, Excellenz, Sie wollten Ihr mächtiges Fürwort . . .

Fürwort? Was Fürwort — über Militärsachen, mein Herr Baron, habe ich hier zu befehlen und niemand anderes, das will ich Sie zeigen! — Und damit stand der alte General auf und riß kräftig an der Klingelschnur. Adjutant Brösike! rief er dem eintretenden Kammerdiener zu.

Ein Offizier erschien im nächsten Augenblicke.

Brösike, sagte der General, es muß ein Soldat... Er sah fragend Tondern an.

Hendrik Selke! sagte dieser.

Hendrik Selke unter der hiesigen Garnison sind! Machen Sie den Mann ausfindig und stellen ihn ganz und gar zur Disposition dieses Herrn hier. Lassen Sie ihm einen Urlaubspaß auf einen Monat schreiben, und übergeben Sie ihm den. Aber nicht eher, als bis der Vater des Mannes in Gewahrsam genommen ist, daß er uns nicht durch die Lappen geht. Verstehen Sie mir?

Zu Befehl, Excellenz.

Dann lassen Sie noch einen Entlassungsschein vom

Militär für den Mann ausschreiben und mich morgen zur Unterschrift vorlegen. Den Dankzagen Sie aber nicht ihm selber, sondern dem Herrn hier an

Ganz wohl, Excellenz.

Und nun, mein Herr Baron, wandte sich der General an Tondern, werden Sie, hoffe ich, zufrieden sein und nicht anders sagen können, als daß unsereins thut, was er vermag und sich mit dem Dienste Sr Majestät irgend verträgt, um jedermann zufrieden zu stellen. Ich erwarte, daß man dies dankbar anerkennt

Ich bin Ew. Excellenz zum innigsten Danke verpflichtet, antwortete Tondern, sich erhebend, um sich zu verabschieden.

Jetzt bringen Sie die Sache man weiter in Ordnung: wird mir freuen, wenn ich höre, daß es gelungen ist.

O, ich zweifle nicht daran, Excellenz!

Na, Gott befohlen! Ist mich sehr angenehm gewesen. Auf Wiedersehen, Herr Baron.

Tondern verbeugte sich und schied von dem General, begleitet von dem Adjutanten Brösike.

Draußen rasch das Vorzimmer durchschreitend, besprach er mit dem Offizier die Ausführung des Befehls der Excellenz. Er sagte ihm, daß der Vater der Soldaten Seike bereits wisse, daß man ihn nur durch

eine Ordonnanz nach dem Lokal bringen zu lassen brauche, wo man ihn inhaftirt halten wolle, und zugleich händigte er dem Offizier eine kleine Summe Geldes zur ausreichenden Verpflegung des alten Mannes ein. Der Musketier Hendrick Selke wurde dann unten im Schlosse, wo die Bureaux des Generalcommando waren, in den Regimentslisten leicht ausfindig gemacht. Während nun Corporal Plantebitzel mit dem alten Selke abzog, wurde eine andere Ordonnanz abgeschickt, den Sohn herbeizuholen.

Nach Verlauf einer halben Stunde war Hendrick Selke da, mit Ober- und Untergewehr, eingezwängt in die knappe Uniform, das Gesicht geröthet von dem Druck der engen Halsbinde.

Tondern machte ihm bekannt, was von ihm verlangt wurde. Dem armen Menschen traten die Thränen in die Augen, als er hörte, er solle für immer vom Dienst freikommen, wenn er seinen Bruder aufreibe und diesen bewege, vor Gericht zu erscheinen und einzugestehen, was er gethan, ohne daß seinem Bruder dabei nur ein Haar gekrümmt werden solle. Er versprach, alles Mögliche zu thun. Er nahm den Freigeleitsbrief mit dem großen Anglure'schen Siegel darunter voll scheuer Ehrfurcht entgegen und steckte ihn nebst dem Urlaubspaß, welchen der Adjutant ihm

übergab, in seine Brusttasche. Dann versah Lenkern auch ihn mit Geld und ließ ihn, bevor er seine Reise antrat, durch die Ordonnanz, die ihn herbeigebracht, noch zu seinem Vater führen, damit er diesem guten Muth während der Gefangenschaft einrede.

Damit war geschehen, was Lenkern wollte. Er verließ das Schloß, um zu seiner Wohnung zurückzukehren. Sein Weg führte ihn an der Domkirche vorüber, deren Thüren wie immer geöffnet standen. Reinhart's Herz war zu voll, als daß es ihn nicht hinein gezogen hätte. Er trat ein unter die breitgespannten Wölbungen des wie vom schweren Alterthum gedrückten Gebäudes. Zum Beten sich zu sammeln, dazu war er zu bewegt. Aber er lehnte sich still an einen der mächtigen Pfeiler und dachte nach darüber, was er heute Gott zu danken hatte. Daß ihm gerade heute die Glücksbotschaft vom Gewinn seines Processes kommen mußte — heute, wo diese Botschaft ihm die als eine ganz neue und veränderte Lebensstellung gegönnte Zuversicht gab, durch die ihm sofort die rechte Art und Weise eingegeben worden war, bei dem nächtlichen alten Blücher zu erlangen, was er erlangen wollte! Wie viel weniger Aussicht hätte er gehabt, daß sein Plan gelinge, wenn er einfach als Bittender zu dem General gekommen wäre, was noch gestern seine Absicht war!

In der That, es war eine merkwürdige Fügung des Schicksals.

Als Reinhard den Dom verlassen hatte, wandte er seine Schritte dem Hause Moorhahn's zu. Moorhahn trank um diese Stunde im Weinhause seinen Morgenliqueur. Es war der rechte Augenblick, der Demoiselle Annette ungestört die grosse Kunde vom genannten Proceß mitzutheilen.

# Zweiunddreißigstes Kapitel.

Von der ebenhofer Jahre.

Es waren drei Tage verflossen, seit Reinhart Tendern auf so diplomatische Weise den General Blücher zu dem bewogen hatte, was er von ihm erlangen wollte. In der späten Abenddämmerung des dritten Tags schritten zwei Männer durch eine ebene, sandige Gegend, die weit und breit nicht Strauch noch Baum darbot; wo selbst die letzte Spur von dem verschwunden war, was ihr am Tage den Schein eines ärmlichen Lebens verlieh, die weidende Schafheerde oder die flach am Boden hin schweifende Krähe.

Von den beiden Männern stand der eine in reiferen Jahren. Es war eine festgebaute Gestalt. Das schmale Gesicht mit den grauen Augen, den fahlen, fast leeren Wangen, der langen, starkknochigen Nase hatte einen Ausdruck von eigenthümlicher trotziger Verwegen-

heit. Seine Kleidung war die eines Landmanns; sie war geschützt durch den landesüblichen Ueberwurf, den blauen Kittel.

Der neben ihm schreitende Mensch war weit jünger, seine Gestalt schwächer und kleiner; sein kurzgeschorenes blondes Haupthaar war bedeckt mit einer Militärmütze, und auch an seinen grauen Beinkleidern zeigte sich der rothe militärische Saum; den übrigen Anzug verhüllte ebenfalls der blaue Leinwandskittel. So schritten beide einer in der Ferne dunkel vor ihnen auftauchenden Hütte zu. Sie waren in einem Zwiegespräche begriffen, das mit eigenthümlicher Ruhe und Langsamkeit von ihnen fortgesetzt wurde.

Du solltest dabei doch auch einmal an Gott denken, Jan! sagte der Jüngere.

Ich denke an die Welt, versetzte der Aeltere nach einer Pause. Die Welt ist schlecht!

Aber sie können doch wider ihren eigenen Brief und Siegel nicht an, warf der andere, abermals nach einer Pause, ein.

Sie können alles, was sie wollen, versetzte Jan. Brief und Siegel! Ja, solange es ihnen dient, ist es gut. Hernach aber — dann drehen sie's so lange und legen's aus, bis sie den Strick fertig haben für den, dem sie an den Hals wollen!

Sie wollen dir nicht an den Hals, Jan. Der Herr, der mir den Brief gab, hat es mir ja gesagt. Und, Jan, der Alte ist in Arrest! Und ich, ich muß deshalb wieder in das Hundeleben hinein, wieder zu den Soldaten!

Jan antwortete eine ganze Weile nicht.

Der Teufel weiß, was man thun soll! brummte er dann ingrimmig zwischen den Zähnen. Du sollst mich nicht dazu drängen, Hendrick. Ich sehe es voraus, es gibt ein Unglück. Es ist darauf abgesehen, mich zu fassen. Und was hilft's dir? Sie wollen dich nicht gehen, wenn ich komme und bekenne — ja, ja, sie sagen es. Später werden sie dich schon wiederfinden.

Hendrick schüttelte den Kopf. Solche Herren lügen nicht! sagte er.

Du wirst es inne werden! Das heißt, wenn du so dumm bist und gehst zurück. Bleib du bei mir. Ich habe Arbeit genug für dich. Und Verdienst auch. Für jede Tracht Waaren, die du über die Grenze bringst, zwei, drei Thaler. Das ist in einer Nacht verdient. Die Jantjes bezahlen gut, und die Muffen sind sehr über jeden Pack, den man ihnen vor die Hinterthür legt — Kaffee, Candis, seidene Tücher und dergleichen. Arbeit genug. Willst du bei mir bleiben, Hendrick?

Hendrick antwortete nicht. Er ſchritt ſtumm neben ſeinem Bruder über die dunkelnde Heide.

Sieh, Hendrick, fuhr Jan fort — was einer nicht kann, das können zwei ſchon eher. Zweimal zwei ſind auch nicht immer vier. Verdiene ich zwei Thaler, ſo verdienen wir beide zuſammen nicht vier, ſondern fünf. Wir können's dann ganz anders treiben.

Hendrick antwortete abermals nicht. Auch Jan ſchwieg eine Weile.

Es iſt mir oft wunderlich zu Muthe, hub er dann wieder an, wenn ich nachts allein durch die Büſche und über die Heide gehe. Manchmal meine ich, ich müßte verſchmachten, weil ich ſo ganz allein bin. Es kommt mir vor, als wären gar keine Menſchen auf der Welt. Und kein Licht käme wieder. Und kein Gott. Und kein Leben und gar nichts. Mir iſt dann, als wäre ich ganz, ganz allein. Und dann wird mir der Packen, den ich auf den Schultern habe, ſo ſchwer wie Blei. Manchmal fließt mir der Schweiß nur ſo von der Stirn herab. Ich meine, ich müßte erſticken. Es iſt oft ſchrecklich, wenn man ſo ganz allein iſt. Bleibe du bei mir, Hendrick.

Denk' an den Alten! entgegnete Hendrick halblaut.

Ach, den Alten werden ſie ſchon gehen laſſen, wenn einige Wochen ins Land gekommen ſind und

ne ſehen, es kann ihnen doch nichts helfen, daß wir den alten Mann füttern. Sieh, Hendrick, ich habe um deinetwillen einen Menſchen kalt gemacht, aus Wuth über das, was er dir angethan. Meinſt du, ich ginge ſeitdem lieber ſo allein nachts durch die Büſche? Bleibe bei mir! — Ich habe mir lange die Wege ſuchen müſſen und die rechten Leute. Es hat mich niemand zurechtgewieſen, niemand angelernt. Gehſt du mit mir, ſo weißt du gleich, wo an und aus. Und doch wollen wir alles, was wir verdienen, redlich theilen. Keinen Stüber will ich mehr haben, als du bekommſt. Willſt du?

Nein, Jan, verſetzte Hendrick. Ich kann nicht. Ich tauge nicht dazu!

Du willſt nicht?

Nein, Jan!

Dann geh zum Teufel, du altes Schaf! Geh' zu den Soldaten zurück und laß dich mit dem Haſelſtock durchbauen! Krieche wie ein feiger Hund in deine Hütte zurück und laß dir die Kette wieder um den Hals legen! Aber glaube nicht, daß ich dir den Gefallen thue, mit dir zu dem alten Pinſel, dem Mandermann zu gehen und ihm zu ſagen: Lieber Herr, ich habe einen todt geſchoſſen, daß er darauf ſagt: Gut, wenn du das gethan haſt, Jan Selke, ſo iſt es gut.

ſo wollen wir dich ein wenig an den Galgen hängen! Proſt die Mahlzeit!

Aber ich bitte dich, Jan . . .

Nichts da! Geh' deiner Wege. Ich gehe zu dem Muff, wo ich dieſe Nacht mein Geld bekommen ſoll für die Waaren, die ich ihm vorige Woche gebracht habe. Habe ich das Geld, ſo gehe ich zurück. Nicht mit dir zum Richter, darauf verlaß dich!

Hendrick ſchwieg.

Willſt du denn den unglücklichen Menſchen nicht retten, der gefangen ſitzt um deine That? fragte er nach einer Weile.

Laß ihn ſelbſt zuſehen, wie er den Hals aus der Schlinge zieht. Hat jemals einer für Jan Selke den kleinen Finger gerührt, um ihm zu helfen? Und ich ſoll mein Leben für einen wagen? — —

Während dieſes Geſprächs waren die beiden Männer auf dem Wege, der ſie in Schlangenwindungen über die Heide geführt hatte, an eine Stelle gekommen, wo es plötzlich bergab ging und wo zu ihren Füßen ein ziemlich breiter Fluß langſam ſeine grauen Wellen zwiſchen ſandigen Ufern dahinwälzte. Weidengebüſch beſäumte hüben und drüben das Gewäſſer. Auf der Seite, woher die Brüder Selke kamen, lagen ein paar Fährnachen angekettet; das langſame Strömen des

Wassers hielt sie in trägem Schaukeln, und dieses Schaukeln machte von Zeit zu Zeit leise die Ketten erklirren, womit sie befestigt waren. Der Abendwind sang dazu ein monotones Lied in den Weidenbüschen. Zur Linken erhob sich eine niedrige Hütte, aus Lehmwänden aufgebaut, mit dunkelm Strohdach, schwer in sich zusammengesunken; daneben ein windschiefer, vorn offener Schuppen, der sich an das kleine Haus anlehnte wie ein Krüppel, welcher sich auf einen Lahmen stützen will.

Die Thur dieses Hauses stand offen, und man erblickte im Innern die flackernde, von Torf genährte Herdflamme. Zur Seite des Feuers sah man zwei Männer sitzen, einen Tisch zwischen sich, auf dem Schnapsgläser standen, während ein „Winkel" im Hintergrunde mit zwei oder drei Geneverflaschen besetzt war, in welchen sich von Zeit zu Zeit die unruhig bewegte Flamme spiegelte.

Jan Selke gab seinem Bruder einen Wink mit der Hand, der ihm andeutete, daß er zurückbleiben solle. Dann schritt er vorsichtig näher und beobachtete die beiden Männer. Sie waren beide in der Tracht der niedern Stände, etwa wie anständige Handwerker gekleidet, in Wamms und Schirmmützen; beide in den besten Jahren, kaum dreißig oder wenig darüber. Selke

verſuchte vergebens etwas von dem zu verſtehen, was ſie zuſammen ſprachen. Es war ein leiſes, verſtändiges Geflüſter. Jan Selke trat zu ſeinem Bruder zurück.

Komm nur herein, ſagte er; die thun uns nichts, ſonſt ſäßen ſie nicht bei offener Thür am Feuer, daß man ſie weit genug ſehen kann. Komm nur.

Die beiden Brüder traten in die Hütte.

Wo iſt der Fahrmann? ſagte Jan Selke.

Wir warten auf ihn, entgegnete einer der Männer am Feuer.

Wo iſt er denn?

Wo ſoll er ſein? Wir warten ſeit einer halben Stunde.

Weshalb ſetzt ihr denn nicht ſelbſt über? Habt ihr ihn denn ſo nothig, um übers Waſſer zu kommen? fragte der Schmuggler. Die Ruder liegen im Schuppen.

Das wußten wir nicht, entgegnete, als wenn er über die Frage etwas betroffen ſei, der Fremde.

Jan Selke zog ſeine Pfeife heraus und die kleine Rolle von Seehundsfell, worin er ſeinen Taback verwahrte. Er begann die Pfeife zu ſtopfen.

Der Fahrmann, hub jetzt der andere der beiden Fremden mit einem auffallend reinen, hochdeutſchen

Accent an der Fahrmann iſt ein Schlingel, der Schläge verdiente. Er wird irgendwo draußen auf der Heide liegen, um ſeinen Freund und Spießgeſellen, den Selke, zu warnen.

Wovor ſoll er denn den Selke warnen? ſagte der Schmuggler mit dem kaltblütigſten Tone von der Welt, während er nach der Zange faßte, um eine Kohle zum Anzünden ſeiner Pfeife aus dem Herdfeuer zu nehmen.

Wovor? Nun, daß er ſich nicht fangen läßt, fiel der von den beiden Fremden, der zuerſt geſprochen, ein.

Wollen ſie ihn denn fangen?

Sie haben ihm ein Papier in die Hände geſpielt mit einem großen Siegel darunter — ſie denken, er iſt ſolch ein Narr und meint, damit wäre er frei und ſicher!

Iſt er das denn nicht, wenn er einen Brief darüber hat?

Der Hochdeutſchſprechende lachte. Was, frei! Wenn ſie den Selke bekommen, dann hängen ſie ihn, und wenn er auch zehn Briefe in der Taſche hat.

So? Dann haben ſie ihm das Papier blos geſchickt, um ihn damit zu fangen?

Wozu anders?

Jan Selke fixirte eine Weile mit einem lauernden

Blicke den Sprecher. Dann ſchien er plötzlich aufzuhorchen. Hörtet Ihr nicht etwas?

Nein, was iſt?

Ich meinte, ich hörte ſchnarchen. Dort aus der Reje heraus.

Ich höre nichts! ſagte der Fremde.

Dann iſt's ein Irrthum! Nun, wollt Ihr mit hinüber?

Ohne den Fahrmann?

Ich habe nicht Zeit, auf ihn zu warten. Kommt nur mit. Legt das Geld für ſeinen Schnaps ihm auf den Tiſch; er wird es ſchon finden.

Selke verließ die Hütte; ſein Bruder Hendrick blieb ihm wie ängſtlich dicht auf der Ferſe; als beide draußen waren, raunte der Schmuggler ſeinem Bruder zu:

Halte dich neben mir! Und lauter, in die Hütte hinein, rief er: Holt nun die Ruder aus dem Schuppen. Wir gehen voraus.

Die beiden Fremden folgten in der That; einer von ihnen wandte ſich, während der andere vor der Thür der Hütte auf ihn wartete, dem Schuppen zu und ſuchte dort die Ruder. Gleich nachher kam er mit ſeinem Genoſſen den beiden Brüdern nachgeſchritten, die Ruder auf der Achſel tragend.

Gib Acht, was ſie thun, ſagte Jan Selke unter-

deß leise zu seinem Bruder — laß die beiden rudern, nimm du die Schalterstange, halte sie so, daß du in den Augenblick ihnen eins damit auf den Kopf geben kannst. Sie kennen mich und haben etwas vor.

Warum gehst du dann mit ihnen?

Ich will sehen, was sie wollen — hab' keine Angst.

Der Schmuggler hatte bei diesen Worten die Kette des kleinern Kahns, der auf dem Wasser lag, von einem Baumstrunk am Ufer losgelöst. Er sprang mit ihr in das Fahrzeug; Hendrick folgte ihm, und gleich darauf stiegen die beiden Fremden hinein. Hendrick schob nun mit der Schalterstange, die im Kahne gelegen hatte, das Boot eine Strecke an dem Weidengebüsch entlang stromaufwärts. Der jüngere und kräftigere gebaute der beiden Fremden hatte sich auf die hinterste Bank gesetzt und hakte die beiden Ruder ein. Der Schmuggler stand in der Mitte des Kahns, einen Fuß auf den niedern Bord gestützt, die Hände unter dem Kittel in den Taschen. Hinter ihm stand, die Arme untergeschlagen, ebenso müßig der andere Fremde, der den reinen, hochdeutschen Accent gesprochen hatte.

Hendrick hörte auf zu schieben.

Jetzt rudert nur anerunter, sagte er, sich zu dem hinten Sitzenden wendend und seine Stange langsam aus dem Wasser ziehend — wir sind weit genug hinaus.

Der Fremde im Hintertheil des Fahrzeugs legte die Ruder ein, indem er zugleich dem Kahn einen starken Schwung gab, der ihn quer in den Strom hinein schob. Nach einigen Augenblicken hatte man etwa ein Drittheil der Breite des Flusses hinter sich zurückgelegt.

Ist das Wasser tief? fragte der Fremde, der hinter dem Schmuggler stand, indem er dicht an diesen heantrat und zugleich eine Bewegung mit dem Arme machte.

Sieh zu! schrie in demselben Augenblicke Jan Selke auf, faßte mit einem mächtigen Griffe blitzschnell den Fremden am Kragen und schleuderte ihn mit einer Kraft, der nichts widerstehen zu können schien, über Bord.

Das Wasser rauschte auf, der Unglückliche stieß einen kurzen Schrei aus — dann war die Woge über ihm zusammengeschlagen.

Im nächsten Momente fuhr der Schmuggler, ein langes Pistol in der Hand, das er unter seinem Kittel hervorgezogen hatte, auf den andern Fremden los, der im Schrecken beide Ruder hatte fallen lassen und nun aufsprang.

Kommt an, ihr Spitzbuben! schrie Jan Selke in höchster Wuth und schlug das Pistol auf den Menschen an.

Aber dieser wartete die Kugel, die ihm augenscheinlich zugedacht war, nicht ab. Wie in der Todesangst um die Besinnung gekommen, vielleicht auch in dem Bewußtsein, daß er ein zu guter Schwimmer sei, um sich nicht lieber dem Wasser als dem Feuer des Schmugglers auszusetzen — sprang er zur Seite und über den Rand des Kahns freiwillig in den Strom.

So, da laßt euch von den Fischen fressen, alle beide! hohnlachte Selke ihnen nach und sah mit zweifelhafter Freude, wie die beiden Männer mit den Wellen kämpften.

Aber nicht lange. Der Fluß schien nicht tief. Der Herbst hatte seine Wassermasse verringert. Beiden Unglücklichen gelang es, Fuß zu fassen, und dann, bald schwimmend, bald watend, begannen sie sich nach dem Ufer hinzuarbeiten, von dem sie hergekommen waren, weil es noch um ein Bedeutendes näher war als das entgegengesetzte, zu welchem man hinüber wollte.

Nimm das eine Ruder — mach, daß wir ans Land kommen, sagte der Schmuggler unterdessen, indem er selbst nach dem andern Ruder griff.

Um Gottes willen — was ist geschehen, warum thatest du das? rief nun Hendrick, der über der ganzen Scene bisjetzt die Sprache verloren zu haben schien.

Mach vorwärts — rudere! ſchrie ihm ſein Bruder zu, ohne ſeine Frage zu beantworten.

Der Kahn bewegte ſich raſch über die Waſſerfläche fort. Hendrick ſpähte, während er aus Leibeskräften ruderte, nach den beiden Menſchen aus, die hier ſo unverhofft zu einem kalten Bade gekommen waren. Er konnte wegen der Dunkelheit zwar nicht alle ihre Bewegungen verfolgen; doch glaubte er deutlich nach einer Weile ihre Geſtalten dicht beieinander glücklich in dem Weidendickicht am andern Ufer ankommen zu ſehen.

Die Brüder waren am Lande. Der Schmuggler ſprang aus dem Kahn und überließ ſeinem Bruder, für das Fahrzeug zu ſorgen, indem er es an der Kette feſtlegte. Dann eilte Hendrick dem erſtern, der ſchon vorausgeſchritten, nach.

Aber nun bitt' ich dich, nun ſage mir . . . begann Hendrick jetzt von neuem.

Die Spitzbuben . . . die Schufte! antwortete Jan Selke im höchſten Zorn. Ans Leben wollten ſie mir!

Dir ans Leben?

Haſt du nicht geſehen, wie der eine, der hinter mir ſtand, ein Meſſer aus dem Wamms zog, um es mir zwiſchen die Rippen zu ſtoßen? Nein, du konnteſt es nicht ſehen. Aber ich habe es wohl geſehen. Ich

hielt meinen Kerl im Auge; ich traute ihm nicht. I
paßte ihm auf die Finger, wenn er auch meinte, i
guckte auf weiter nichts als die Sterne im Waſſer

Meinſt du denn wirklich, er hätte dir damit ein
verſetzen wollen, mit dem Meſſer? fragte Hendrick bal
erſtaunt, halb ungläubig. Es waren ja ganz fremd
Leute!

Wenn du nicht ſo dumm wärſt, Hendrick, ſo wür
deſt du nicht ſo fragen. Habe ich dir nicht geſag
daß ſie mich recht gut kannten? Sie winkten ſich mi
den Augen, als wir in die Hütte drüben traten. Un
dann fingen ſie an zu ſchwatzen, um mich bange z
machen. Was brauchten ſie mich abzuhalten, daß ich
nicht gehen ſollte? Was ging ſie's an? Und in ke
Reje ſchnarchte der Fährmann. Was brauchten ſie
zu ſagen, er ſei fort? Ich habe ihn ganz gut gehört
Vielleicht hatten ſie ihn betrunken gemacht in ſeinem
eigenen Genever. Ich kenne die Böſewichter auch
Das heißt, den einen kenn' ich. Den feinen Herrn, dem
das geliehene Wamms zu weit war, der iſt ein Ver
ter oder dergleichen vom Herzog, ein vornehmer Tage
dieb; hat der reltingſteiner Agnes nachgeſtellt; ich kenn
ihn ſchon; o, ich weiß alles! Der Teufel holt ihn
wenn ich ihn noch einmal zu faſſen kriege. Keinen
Stüber geb' ich dann für ſein Leben. Der will mich

warnen? Der will nicht, daß ich hinüberkomme? Ist er bange, daß ich der Agnes guten Tag sage, wenn ich mich frei sehen lassen darf? Hat er die Agnes unglücklich gemacht und fürchtet nun, daß ich's erfahre? Hat die Agnes ihm gesagt, was sie für einen guten Freund an mir hat, und hat ihm das die Angst in den Leib gejagt, ich komme hinüber ...?

Was redest du da in eins fort? fragte hier Hendrick seinen Bruder. Wer ist die Agnes? Und was hat der Mensch mit ihr zu schaffen?

Agnes? Wer das ist? Nun, es ist ein junges Mädchen. Beim Herzog drüben dient sie.

Und ist das dein Schatz?

Der Schmuggler lachte bitter auf.

Schatz! — sagte er. Ja, wenn so Eine den Selfe zum Schatz wollte! Aber sie hat einmal Gutes an mir gethan. Es haben wenig Leute Gutes an mir gethan. Geschieht's einmal, dann vergeß ich's nicht. Der Agnes will ich's vergelten. Ich habe sie im Auge behalten. Ich weiß, daß der Spitzbube ihr nachgestellt hat, der Schuft, der mir mit dem Messer zu Leibe wollte. Und jetzt geh' ich gerade hinüber. Ich will sehen, was mit dem Menschen und mit der Agnes ist. Und die Agnes soll mir auch einen Rath geben. Sie soll mir sagen, ob ich zu dem Gerichtsherrn gehe

oder nicht. Wahrhaftig, ſie ſoll's ſagen. Wenn ſie's haben will, ſo geh' ich hin, Hendrick, und mache dich frei, und wenn du der Schinderei los biſt, dann magſt du es ihr danken!

Während er dies ſprach, ſchritt der Schmuggler raſch und ſicher weiter. Seine ganze Haltung war eine andere als früher, wo er im drückenden Gefühl ſeiner Vereinſamung Hendrick überreden wollte, ſein gefahrvolles Daſein zu theilen. Er ging aufrecht und ſtrack daher. Er ſprach nicht langſam und tonlos, ſondern laut, mit zorniger Beſtimmtheit.

Die Böſewichter! fuhr er fort. Als ich ihnen zeigte, daß ich klüger ſei wie ſie, da wollten ſie mir ohne weiteres ans Leben. Mit dem Meſſer zwiſchen die Rippen und dann ins Waſſer! Sie müſſen doch verdammte Angſt haben, daß ich hinüberkomme. Ich glaube jetzt auch nicht mehr, daß die Gerichtsherren mir etwas anthun. Wenn die mich fangen wollten, dann hätten die beiden Schufte mich gewiß nicht aufgehalten. Dann hätten Sie mich ſtill ins Garn gehen laſſen. Soll ich hören, was ſolche Böſewichter ſagen? Sind die wider die Gerichtsherren und für mich?

Wenn ſie's ehrlich gemeint hätten, fiel hier Hendrick Selke ein, dann hätten ſie dir freilich nicht ans

Leben wollen. Es gibt ſich keiner die Mühe, einen andern kalt zu machen, der nicht Urſache dazu hat. Was mit der Agnes iſt und dem Menſchen, der eben Futter für Fiſche aus dir machen wollte, das weiß ich nicht. Aber es mag auch wol ſein, daß ihm viel daran gelegen iſt, daß der Bronckhorſt, den ſie im Thurme eingeſpunt haben, nicht wieder herauskommt, ſondern da im Loche verfault!

Das mag auch ſein, ſagte Johannes Selke. Haſt Recht, Hendrick, es mag wol ſein. Nun, ich will's ihm ſchon einmal einträuken. Er ſoll von mir hören. Und die Agnes will ich fragen nach allem. Die Agnes ſoll ſagen, was ich thun ſoll!

Und während der Schmuggler grollend dieſe Sätze ausſtieß, ſchritt er mit verdoppelter Haſt, ſodaß ihm Hendrick kaum folgen konnte, die dunkeln Feldwege dahin, die von der Fähre nach Marienborn führten.

## Dreiunddreißigstes Kapitel.

Worin Herr Kandermann auf unvermuthete Weise seinen Schlummer unterbrochen sieht.

Auf der Schloßglocke von Marienborn hatte es halb zwölf geschlagen. Die tiefste Ruhe lag über den Gebäuden und den Höfen; nur der Schritt der zwei Musketiere, die vor dem Haupteingange schilderten, tönte auf dem Pflaster des innern Hofs.

Auch Demoiselle Dorgelo hatte sich zur Ruhe begeben. Die beiden Flügel der Glasthür, welche ihr Wohnzimmerchen von dem Alkoven trennte, der das „Innerste ihrer Gemächer" bildete, standen weit offen. Das Meluſinchen von Rellingstein aber lag schlummernd in ihren weißen Kissen.

Das Meluſinchen lag aber nicht ruhig da. Es warf sich umher, als ob es schwere Träume habe. Und endlich erwachte es und rieb die Augen.

Welch ein wüster Traum, ſagte es dann halblaut; mir war, als wurde draußen an die Thür geklopft, und dann hätte ſich die Thür geöffnet und ein langes weißes Geſpenſt wäre hereingekommen, das hätte ein großes Hirſchgeweih auf dem Kopfe gehabt, und an den Zacken des Geweihs hätten an der einen Seite Johannes Selle und an der andern der Herr Bronckhorſt gehangen, juſt wie an einem Galgen! Und das Geſpenſt — — aber, Herrgott im Himmel, da klopft es ja wirklich!

Agnes horchte athemlos, ſich halb aufrichtend.

Es klopfte etwas in der That — ganz leiſe, ganz ſchüchtern — aber es klopfte, und zwar in der unmittelbaren Nähe des jungen Mädchens. Nicht an der Thür, die in den Vorraum hinabführte. Es war an den Scheiben des Fenſters, vor dem Agnes' Blumen ſtanden und ihr Nähtiſch.

Die Ueberzeugung, daß es keine Täuſchung und kein Traum ſei, was ſie vernehme, bereiteten Agnes einen Augenblick namenloſen Erſchreckens. Da jedoch nun einmal in der Natur die weiſe Einrichtung beſteht, daß auch die fürchterlichſten Augenblicke vorübergehen, daß ihnen andere folgen, wo ſich der Athem wieder einſtellt und mit dem Athem der Gedanke, daß man vielleicht thöricht iſt, ſich ſo zu entſetzen, ſo fand

auch Agnes ihre Fassung wieder und sagte sich: wenn jemand da ist, der so leise klopft, so ist es klar, daß er wenigstens nicht vorhat, mich im Schlafe zu überfallen und mir ein Leids anzuthun.

In diesem Augenblicke klopfte es noch einmal und zwar etwas ungeduldiger, und dazu glaubte Agnes auch das Flüstern einer Stimme zu hören.

Sie sprang jetzt auf, warf sich mit zitternden Händen ein primitives weibliches Kleidungsstück über und fand tastend in der nächsten Ecke ein dahängendes Umschlagetuch, in das sie sich wickelte. So schritt sie, die Hand aufs Herz gedrückt, um seinen stürmischen Schlag niederzuhalten, dem Fenster zu.

Als sie durch die Scheiben in die Nacht hinausspähte — die Nacht war nicht dunkel, sondern hell und sternenklar — sah sie unmittelbar vor dem Fenster draußen eine Männergestalt, welche wie bittend die Hände gefaltet hatte und zu ihr aufhob.

Diese Pantomime hatte jedenfalls etwas Beruhigendes. Agnes öffnete deshalb herzhaft ein ganz klein wenig das Fenster und rief hindurch:

Um Gottes willen, wer ist da?

Im nächsten Augenblicke fuhr eine Hand und der unterste Theil eines Arms durch die Oeffnung, welche dem Wiederschließen des Fensters vorgebaut war.

Mamſell Agnes, verſchrecken Sie ſich nicht, ſagte dann eine flüſternde Stimme. Ich wollte nur zwei Worte mit Ihnen reden. Es hat Eile, ſonſt käm' ich nicht, ſo bei Nacht.

Was — Ihr ſeid's — Selke? rief Agnes aus, die zwei Schritte rückwärts gefahren war beim Tone dieſer Stimme.

Ich bin's — wollen Sie mich nicht anhören — nur ein paar Worte?

Der Schmuggler ſagte dies mit ſo bewegter Stimme, daß Agnes ein Herz von Stein gehabt haben müßte, — und daß dies bei Agnes Dorgelo keineswegs der Fall war, wiſſen wir — wenn ſie die Bitte abgeſchlagen hätte.

Was ſoll ich denn hören, Selke? Und wie kommt Ihr bis an dieſes Fenſter hinauf, das ſo hoch vom Boden iſt?

Ich habe meinen Bruder, den Hendrik, bei mir, dem ſteh' ich auf den Schultern, antwortete er.

Aber das kann er ja nicht aushalten!

Hendrik, kannſt du's aushalten? fragte Selke, nach unten hin flüſternd.

Lange nicht mehr! verſetzte Hendrik.

So wart' nur.

Selke gab ſich einen Schwung und im nächſten

Augenblicke saß er auf der schmalen Steinschwelle, die vor dem Fenster angebracht war; mit dem Arm, den er in Agnes' Stübchen hineingeschoben hatte, hielt er sich fes

Nun redet, sagte Agnes — was wollt Ihr? Mein Gott, wenn jemand Euch so sähe!

Es hat mich eben einer kalt machen wollen, Agnes, flüsterte der Schmuggler. Bei der edenhofer Fähre war's. Der Vetter, oder was er ist, vom Herzog Warum wollte mich der aus der Welt schaffen? Das möcht' ich wissen. Von Ihnen, Agnes.

Aus der Welt schaffen? Ums Himmels willen das ist nicht wahr, Selke, rief Agnes.

Mit dem Messer zwischen die Rippen. Und dann ins Wasser, flüsterte der Schmuggler zurück. Sagen Sie, Agnes, weshalb wollte er mich um die Ecke bringen? Und wer hat ihm gesagt, daß ich heute Nacht über den Fluß käme?

Selke, antwortete Agnes, daß er das erfuhr, daran bin ich schuld.

Er hatte gewiß nichts Böses im Sinne. Er sagte mir, man wolle Euch eine Schlinge stellen. Man wolle Euch verlocken, den Mord des jungen Barons, der Euch doch nichts angeht, auf Euch zu nehmen, damit der wahre Schuldige frei ausgehen könne. Aber wenn man Euch so gebraucht habe, dann würde man

Euch ſpäter von den Verſprechungen nichts halten und Euch unglücklich machen. Als er das ſagte, habe ich Mitleid mit Euch gehabt, Selke, und gedacht, ich wollte Euch warnen laſſen.

Sie wollten mich warnen laſſen?

Ja, Selke, weil der Graf Anteine ſagte, daß man ein Complot gemacht habe, um den Schuldigen zu befreien und Euch an ſeine Stelle zu bringen.

Ich danke Ihnen, Agnes, daß Sie an mich gedacht haben. Ich will es Ihnen nicht vergeſſen. Und durch den Grafen wollten Sie mich warnen laſſen?

Durch ihn!

Er wollte mir aber ans Leben!

Wenn das wahr iſt, ſo hat er mich belogen.

Agnes, ſagen Sie mir die Wahrheit. Hat der Graf mir aufgelauert Ihretwegen?

Meinetwegen? Nein, Selke.

Weil er dachte, daß Sie an mir einen Freund hätten, der ihm den Hirnſchädel einſchlüge, wenn ich einmal Gelegenheit gehabt hätte, mit Ihnen zu reden.

Agnes ſtockte eine Weile mit der Antwort.

Ihr ſeid doch ein ſchrecklicher Menſch, Selke, ſagte ſie dann. Gebt, ich fürchte mich vor Euch.

Ich wollte, Sie wären aufrichtiger gegen mich, Agnes, erwiderte Selke. Meine Schuld iſt's nicht,

daß Sie's nicht sind. Und so will ich geben. Eins sagen Sie mir noch. Ich hab' ein Papier vom Herzog, daß sie mir nichts anhaben wollen, wenn ich zum Kandermann gehe und ihm bekenne, ich hätte den Baron kalt gemacht. Sollte das Papier nichts werth sein?

Ein Papier vom Herzog selbst?

So ist es?

Ich glaube nicht, daß der Herzog Papiere unterschreibt, um jemand zu betrügen, erwiderte Agnes, nach einer Pause Nachdenkens.

Auch wenn's nur der Selke ist? fuhr der Schmuggler mit bitterm Tone fort.

Es mag sein, wer es will, entgegnete Agnes. Dafür ist er ein Fürst. Sollte der jemand anführen wollen? Aber was wollt Ihr zum Hofrichter gehen und Euch einer Sache annehmen, die Euch nichts angeht?

Wenn sie mich aber anginge? Wenn's nun so wäre, wie ich dem Hofrichter bekennen soll?

Wenn Ihr der Thäter wäret? Gerechter Gott, rief Agnes aus — dann müßtet Ihr freilich hingehen — Ihr könntet ja sonst auf keine ewige Barmherzigkeit rechnen, wenn Ihr einen Schuldlosen im Kerker ließet um eine That, die Ihr gethan habt!

Der Schmuggler schwieg eine Weile. Dann sagte er:

Und der Herzog, sagen Sie, gibt keine Schriften aus, um einen armen Teufel wie an einer Leimrutbe zu fangen?

Gewiß nicht, versetzte Agnes. Selke — wäre es denn wahr — Ihr hättet den jungen Baron . . .

Sind Sie gegen mich offen gewesen, Mamsell Agnes? Und nun soll ich's gegen Sie sein? Nichts da, Mädchen. Aug' um Aug', Zahn um Zahn. Das ist meine Religion. Aber geben will ich. Will sehen, was Kandermann sagt. Just, weil's der Schurke, dem Sie die Hand über den Kopf halten, nicht haben will. Just deshalb. Und weil ich ihm zeigen will, daß ich mich nicht fürchte. Auch dem Hendrik zu Lieb. Und weil Sie's sagen, Agnes. Nicht wahr, Sie sagen, ich soll geben?

Ja, gebt, Selke. Wenn Ihr damit einem Unschuldigen helfen könnt, so verliert keine Zeit.

Komm, Hendrik, sagte Selke, indem er von dem Fenster hinab auf den Boden sprang — jetzt geh' ich und mache dich frei! —

Adieu, Agnes. Wenn Sie den Grafen sehen, dann sagen Sie ihm, er solle sich vor dem Selke hüten. Sagen Sie ihm, der Selke hätte den Teufel im Leib, und wer ihm einmal in die Quere gekom-

men, der thue es nicht zum zweiten mal! Adieu, Agnes!

Die beiden Männer, der Schmuggler und sein Bruder, der während dieser Unterredung stumm zur Seite gestanden, verschwanden in der Dunkelheit.

Agnes Dorgelo schloß das Fenster und tastete bestürzt nach ihrem Lager zurück. Was sie gehört hatte, mußte in ihr die niederschlagendsten Betrachtungen erwecken. Antoine hatte sie also belogen, als er ihr von einem Complot wider den Schmuggler erzählte; es war ein ganz einfacher Kunstgriff gewesen, ihr zu entlocken, wie man dem Schmuggler begegnen könne. Und er hatte ihn also nicht warnen, er hatte ihn tödten wollen. Selke versicherte es. Wenn Agnes es auch nicht glauben mochte — so viel schien doch gewiß, der Schmuggler war schuldig und Antoine wollte nicht, daß er es bekenne. Wollte er also Brouckhorst verderben? Agnes Dorgelo war nicht scharfsinnig genug, nicht eingeweiht genug in die Verhältnisse, um Erklärungen zu finden für das, was sie vernommen. Aber dazu reichte dies hin, ihr den Grafen in einem Lichte erscheinen zu lassen, das für Agnes Dorgelo etwas von einer heilsamen Erleuchtung hatte. Das, was sie gehört und was sie gedacht hat in dieser Nacht, war genügend, um sie von

Stunde an gegen die Verführungen des Grafen sicher zu stellen.

Während Agnes so schlummerlos von ihren Gedanken gepeinigt wurde, überschattete desto tiefere Ruhe das Gemüth des würdigen Hofrichters Kandermann.

Herr Kandermann nämlich lag in seinem stattlichen Wohnhause am Marktplatze der guten Stadt Emsa in seinem großen altväterischen Himmelbette ausgestreckt und schlief den Schlummer des Gerechten. Weder der Klang der Glocke, der vom Thurme der Hauptkirche her mit heiserm Tone die Mitternacht verkündete, noch die ebenso unmelodischen Nasaltöne seiner getreuen Ehehälfte, die sanft neben ihm ruhte und just ganz lebhaft zu träumen schien, sie sei in eine unbrauchbar gewordene alte Spieldose verwandelt, in welcher nur noch die Räder schnurren und ächzen, ohne daß eine Spur von Musik dabei wäre — keins von diesen Geräuschen weckte ihn.

Der Nachtwächter ging vorüber und weckte mit seinem Getute alle schlummernden Echos der Nacht auf, als bliese er zum jüngsten Gerichte. Das jüngste Gericht war nicht das, bei welchem der emsaische Hofrichter ein Votum hatte. Die zwölf dumpfen Posaunenstöße verhallten, ohne die tiefe Ruhe des Kandermann'schen Paares zu stören.

Jetzt aber knurrte leise der Jagdhund, der sein Lager im Hausflur hatte. Dann wurde ein starkes Klopfen an dem Fenster vernehmbar, welches aus dem Schlafzimmer des Gerichters auf seinen kleinen, mit einer hohen Mauer umgebenen Garten hinausging. Und dann fing der Hund ein lautes Gebell an.

Diese Scala von Geräuschen bewerkstelligte endlich einen plötzlichen Stillstand der alten Spielleute. Die getreue Gattin gab ihrem Eheherrn einen leisen Stoß in die Seite. Herr Kantermann erwachte.

Leg' dich nicht in die Ecke. Du stoßen mich, sagte er verdrießlich.

Kantermann! sagte sie.

Was ist?

Der Hund bellt.

Laß ihn bellen.

Es ist auch was am Fenster.

Was soll am Fenster sein? versetzte der Gerichter verdrießlich, indem er mit der Rechten langsam und schlummertrunken den Bettvorhang zurückzog, um nach dem Fenster zu schauen.

Im nächsten Augenblicke fuhr er entsetzt in die Höhe.

Was ist — was hast du? fragte die Gattin, sich ebenfalls aufrichtend; unmittelbar danach aber schrie sie laut auf und fuhr dann schnell unter die Decke zurück.

Das Fenster der Kandermann'schen Schlafstube war mit festen Blendladen versehen; von diesen Blendladen stand jedoch der eine Flügel auf, sodaß ein Theil der Scheiben unbedeckt geblieben war. Hinter diesen unbeschützten Scheiben nun zeigte sich ganz deutlich — es war, wie schon gesagt, zwar keine mondhelle, aber doch ganz sternenklare Nacht — ein dunkles Männergesicht, daß sich platt an die unterste Scheibe drückte, als ob es mit seinen verwegenen Blicken in dieses innerste Heiligthum des Kandermann'schen Privatlebens dringen wollte.

Der Hofrichter hatte zum Schutze seiner persönlichen Sicherheit einen alten Cavaleriesabel in messingener Scheide über seinem Bette hängen. Als ein unerschrockener Mann, der er war, griff er sofort nach dieser Waffe, dann stand er auf und trat muthig in seine Pantoffeln.

Ich bitte dich um Gottes willen, Kandermann! rief sein entsetztes besseres Selbst, aus den Kissen wieder auftauchend.

Sei ganz ruhig, sagte der Hofrichter, und schritt kühn dem Fenster zu.

Wer ist da? rief er jetzt durch die Scheiben.

Von draußen wurde nicht geantwortet; aber die fremde Gestalt klopfte abermals an den Fensterrahmen.

Kandermann, du willst doch nicht aufmachen!" schrie die Gattin.

Weshalb nicht? Der Mann klopft ja ganz manierlich an.

Der Hofrichter hatte bei diesen Worten bereits die Espagnoletstange gefaßt und öffnete vorsichtig den Fensterflügel.

Wer seid Ihr? Was wollt Ihr? rief er hindurch.

Zuerst wollt' ich Euch guten Abend sagen, Herr Kandermann. Und dann wollt' ich Euch eine sehr schöne Geschichte erzählen, da ich gehört habe, daß Ihr ein Liebhaber davon seid!

Jetzt, bei nachtschlafender Zeit? Wer seid Ihr, zum Teufel?

Der Teufel bin ich nicht, Herr Kandermann, aber ein alter Kamerad von ihm. Ich heiße Jan Selke, wenn Ihr den Namen vielleicht gehört habt.

Der Hofrichter fuhr betroffen zurück.

Was kommt Ihr nicht bei Tage, wenn Ihr mich sprechen wollt? sagte er dann, seinen Säbel fester fassend.

Das ist nun meine Manier so, Herr Kandermann. Man ist dann ungestörter beim Geschäft. Man kann ja die Lampe anmachen, wenn's dunkel ist! — Zündet einmal Licht an, Hofrichter.

Kommt bei Tage wieder. Ihr habt ja den Freizeitsbrief — habt Ihr nicht?

Ja, den habe ich. Ist der richtig und gut?

Was sollt' er anders sein?

Teste besser. Aber bei Tage komme ich doch nicht. Ich mag der Leute Gesichter auf der Straße nicht sehen. Sie ärgern mich. Wollt Ihr hören, was ich Euch sagen will, so macht Licht an und laßt mich ein; sonst wünsche ich Euch geruhsame Nacht, und Ihr könnt lange warten, bis Ihr mich wiedersieht.

Habt Ihr auch niemand bei Euch?

Meinen Bruder. Der hält Wache.

Nun, so will ich Euch einlassen. Wartet.

Kandermann ging und warf sich in seine Kleider, während er seiner Gattin befahl, mit dem auf dem Nachttische liegenden Feuerzeug Licht zu machen. Dann nahm er die entzündete Kerze, hieß den Schmuggler an die in den Garten führende Hintertür treten und schloß das Fenster zu sammt dem Laden. Nach kurzer Frist war Jan Selke im Hause und der Hofrichter führte ihn in sein Arbeitszimmer.

Ihr wollt eine Depesche machen, Selke? fragte er hier, eine zweite Talgkerze entzündend und beide Lichter auf seinen Aktentisch stellend. Es freut mich, daß Ihr so ehrlich seid und die Wahrheit sagen wollt.

Deshalb gehe ich auch ruhig und allein mit Euch in mein Zimmer. Aber ich muß den Knecht wecken und den Actuar rufen lassen.

Ist nicht nöthig, Hofrichter, versetzte der Schmuggler, sich dicht neben der Thür haltend. Ich bin allein bei Euch, mit diesem Papier da — Selke zog seinen Geleitsbrief aus der Brusttasche — und diesem Siegel darunter

Selke zeigte bei diesen Worten auf ein langes Pistol, das er unter seinem Kittel versteckt trug.

Es wäre mir lieb, wenn Ihr auch allein blieb, sagte er dann. Setzt Euch nur hin und schreibt.

Was soll ich denn schreiben? erwiderte nicht eine einzige Gemüthsbewegung der Hofrichter.

Schreibt zuerst einen Schein für meinen Bruder. Schreibt: Es wird dem Musketier Hendrick Selke hiermit attestirt, daß derselbige seinen Bruder Jan Selke vor mich gebracht hat, allwo dieser mir ein Geständniß abgelegt hat. Schreibt das.

Also Ihr wollt mir ein offenes Geständniß machen?

Alles in der Regel, Hofrichter. Erst den Schein her.

Herr Kandermann mußte sich dem Willen des Schmugglers fügen. Er setzte sich nieder und schrieb die Bescheinigung.

Nun setzt das Siegel darunter. — So. — Jetzt laßt mich das Ding einmal sehen.

Jan Selke nickte langsam und mit gespannter Aufmerksamkeit den Schein durch, dann steckte er ihn in die Brusttasche.

Danke, Hofrichter, sagte er. Und nun zur Sache. Ihr habt einen im Thurm sitzen, der soll den Baron Clemens kalt gemacht haben?

So ist es, Selke. Und der Mann wäre in einer üblen Lage, wenn Ihr nicht so redlich wäret, Euch der Sache anzuklagen!

Anzuklagen? Das nicht, mein Herr Kantermann. Aber das ist richtig: ich habe dem Clemens eins aufs Fell gebrannt. Ich hab's gethan, Hofrichter. Um meinen Bruder, um den Hendrick. Der Hendrik wollte nicht zu den Preußen. Er ging zum Lande hinaus. Zu mir wollte er. Er wäre bei mir geblieben; ich hätte ihn gern bei mir gehabt. Er war schon über der Grenze, hier im Herzogthum, da ist ihm der Clemens begegnet; der hat ihn angehalten. Der Hendrick hat ihn jammernd gebeten, er solle ihn freilassen, aber der Clemens hat nicht gewollt und hat den armen Jungen mit dem Flintenkolben auf den Kopf geschlagen. Dann haben sie ihn in das Hundeloch geworfen; und an demselben Tage haben sie an die Preußen geschrieben, daß sie ihn abholen könnten. Und die Preußen haben ihn malträtirt wie ein Vieh.

Wie habt Ihr denn das alles erfahren, Schulz, fragte der Hofrichter.

O, ich hab's schon erfahren! Ich bin nachher in der Stadt gewesen, bei meinem Bruder, als sie ihn hatten. Ich habe mit ihm gesprochen; ich habe ihn drillen sehen. Der eine stieß ihn vor die Schienbeine, der andere riß ihn an den Ohren, daß sie bluteten. Ich hab's mit meinen eigenen Augen gesehen. Ich habe versuchen wollen, ob ich den Hendrik nicht herausbeten könnte aus der Stadt. Ich wollte ihn fort machen, aber es ging nicht; sie passen zu gut auf. Ich mußte machen, daß ich fort kam. Aber das Herz war mir voll, Hofrichter, als ich ging. Voll von Kummer und Bosheit. Behandelt ihr unsereins wie Vieh, so habe ich gedacht, so seid ihr mir auch Vieh. Dem ersten, den ich treffe, dem brenn' ich eins aufs Leder! Und wenn ich darüber verdammt werde! Der Teufel soll mich in Stücke zerreißen, wenn ich's nicht thue! So habe ich mir geschworen, Kaudermann. Und als ich aus der Stadt komme, am andern Morgen, da seh' ich den Clemens Schiettenhorst ganz allein auf dem Felde, nicht neben dem Wege stehen. Eine verkrüppelte Tanne war nicht weit davon; dahinter bin ich gegangen.

Von da aus habt Ihr auf ihn gezielt und habt ihn erschossen? fragte der Hofrichter.

Es ist allen Verbrechern eigen, daß, wenn sie ihre That gestehen, sie gern Bericht geben über alle Einzelheiten, welche dieselben vorbereiteten, sie begleiteten oder ihr folgten. Nur den Kern der Sache, die verbrecherische Handlung selbst lieben sie zu umgehen; nur hier vermeiden sie, mit der Sprache rundweg herauszurücken. Sie widerstreben, den Schleier zu lüften, den sie vor den Augen ihres eigenen Gedächtnisses bestissen gewesen sind, darüberzuwerfen. Sie begnügen sich mit Andeutungen, oder sie streben, die Rede abzulenken auf die Nebensachen.

Auch bei dem Schmuggler war dieses der Fall. Ich meine, antwortete er, ich habe Euch nun alles gesagt. Laßt mich jetzt gehen. Schreibt es nur auf. Unterschreiben thu' ich nichts.

Wenn Ihr das nicht wollt, Selke, so kann ich Euch dazu nicht zwingen. Aber Ihr müßt mir noch einige Fragen beantworten.

Nun, so fragt!

Womit erschoßt Ihr den Baron Clemens? Mit einer Kugel?

Nein — ich habe gewöhnlich Rehposten in meiner alten Splenterbüchse. Kugeln sind unsicher.

Und Rehposten hattet Ihr auch damals geladen?

Ja.

Aber nun sagt einmal, Selke, wenn ich die ganze Geschichte Euch nicht glaubte?

Wie — wenn ich's selbst bekenne?

Ihr bekennt es selbst — aber wer steht mir dafür, daß dieses alles nicht eine abgemachte Geschichte ist, um dem Geheimsecretär aus der Noth zu helfen? Daß Ihr, Selke, nicht ein hübsches Stück Geld dafür bekommen habt für diese ganze Angabe, die Ihr da vorbringt?

Na — sagte Selke mit dem Tone der äußersten Verwunderung — Ihr seid klug, Hofrichter!

Es kommt darauf an, ob Ihr's beweisen könnt, was Ihr sagt!

Beweisen, daß ich's gethan habe? Ich habe wol gehört, daß einer beweisen muß, er hat's nicht gethan. Aber daß einer sich noch plagen soll, zu beweisen, er hat's gethan . . .

Das habt Ihr noch nicht gehört, antworteten der Hofrichter lächelnd. Mag sein. Ihr begreift aber doch, daß es nöthig ist, wenn ich's glauben soll.

Damit halte ich mich nicht auf, antwortete Selke kopfschüttelnd. Beweisen? Nein, dazu habe ich keine Zeit und keine Lust. Ich kann's auch nicht beweisen.

Habt Ihr dem Todten nichts genommen?

Genommen? Ja, etwas habe ich ihm genom-

men; dieses Ding da. Nehmt's nur an Euch — könnt's behalten!

Bei diesen Worten zog der Schmuggler ein zusammengeschlagenes Taschenmesser hervor. Es war hübsch gearbeitet, in Perlmutter gefaßt; auf der einen Seite war es mit einer kleinen silbernen Platte eingelegt. Der Hofrichter erblickte darauf, als er das Messer betrachtete, die Buchstaben C. S. mit einer nebenstehenden Freiherrnkrone darüber.

Habt Ihr das von dem Todten? fragte er.

Der Baron Clemens hatte es in der Hand und kritzelte just damit an seiner Flinte, sagte Seife. Als er hinstürzte, warf er es weit von sich ab. Ich sah's auf der Heide liegen und glitzern. Willst es mitnehmen, dachte ich. Zum Andenken. Drum nahm ich's auf. Aber haltet's nur. Der Teufel sitzt in dem Ding. Jedesmal, wenn ich's brauchen will, schneide ich mich damit. Es ist curios, aber es ist wahr, Hofrichter. Seht, da könnt Ihr's selber sehen. Und hier!

Und dabei zeigte der Schmuggler dem Hofrichter an seiner Rechten zwei kleine verharschte Narben, deren eine quer über seinen Daumen lief, während die andere die Spitze des Mittelfingers verunstaltete.

Es wird wol weniger der Teufel sein, der in dem

Messer steckt, antwortete Herr Kandermann, als Euer Gewissen, Selke, das Euch in die Hand fährt, wenn Ihr das Messer braucht. Oder habt Ihr kein Gewissen? Thut's Euch denn gar nicht leid, was Ihr gethan? Denkt Ihr denn niemals an Gott?

Was wissen wir armen Leute von Gott! versetzte der Schmuggler nachdenklich. Die Reichen, die Bücher haben und studirt sind, mögen wol davon wissen. Die armen Leute reden nur, was ihnen vorgesagt ist, und wissen nichts davon. Aber zu glauben, was einem vorgesagt wird, habe ich längst aufgehört. Ich glaube nur, was ich sehe. Der Hund, der nicht wieder beißt, wenn er gebissen wird, der ist bald verloren.

Und wollt Ihr dieses gottvergessene Leben so bis an Euer Ende ohne Reue fortsetzen? Denkt Ihr nie an dieses Ende? Glaubt Ihr, man fasste Euch nicht über kurz oder lang? Und was wird dann mit Euch geschehen?

Der Schmuggler schwieg eine Weile.

Herr Hofrichter, sagte er dann, soll ich nach Batavia gehen?

Wie kommt Ihr darauf?

Sie haben's mir gerathen. Die Janitscharen drüben. Es ist da viel Geld zu verdienen.

Wenn Ihr's nur thut, um Geld zu verdienen und derselbe Mensch bleibt wie hier, so kann es Euch nicht viel nützen. Wenn Ihr's thut, um ein ganz anderes Leben anzufangen, um Euch mit redlicher Arbeit durch die Welt zu bringen, so ist's etwas anderes. Dann geht nach Batavia. Ihr könnt nichts Besseres thun!

Ich will nur's überlegen, sagte Selle nachdenklich. Ich bin die Jantjes satt und bin die Muffen satt. Ich bin das ganze Leben satt. Wenn mein Bruder Hendrick nicht bei mir bleiben will, so gehe ich nach Batavia! Ich lasse es Euch wissen, Hofrichter.

Thut das. Geht. Es ist besser, als daß Ihr Euern Bruder auch noch verführt, mit Euch auf der Bahn des Verbrechens zu wandeln. Soll er auch so unglücklich werden, wie Ihr seid? — denn das seid Ihr, Ihr möcht so trotzig reden, wie Ihr wollt.

Es mag wol so sein, Hofrichter, es mag wol so sein. Ihr könnt sprechen wie ein Pastor, Kandermann.

Nun geht — Gott möge in Euch beleben, was noch Gutes und Unverderbenes in Euch wohnt.

So gebt mir die Hand, Kandermann.

Das kann ich nicht. Es ist Blut an der Eurigen. Waschet es ab durch Reue und gute Versatze, daß ein

unbescholtener Mann Euch wieder die Hand geben kann. Adieu!

Wenn Ihr nicht wollt, so ist's mir auch eins, versetzte der Schmuggler mit seinem alten Trotz. Kommt denn nur und laßt mich zum Hause heraus.

Der Hofrichter erhob sich und führte den Schmuggler durch die Hinterthür und durch seinen kleinen Garten, an dessen Ende er ein Pförtchen in der Mauer aufschloß, über welche Selke bei seinem Kommen geklettert war.

Hendrick stand draußen Wache haltend und empfing seinen Bruder mit einem leisen: Gottlob! das hat lange gedauert! Dann verschwanden beide Brüder im nächsten Gäßchen.

Der Hofrichter verschloß die Pforte wieder und eilte sich eilig ins Haus zurück. Er begegnete an der Gartenthür seiner Frau, die sich voll ängstlicher Spannung erkundigte, was der schreckliche Mensch gewollt.

Amtsgeheimnisse, Amtsgeheimnisse, sagte mit unerbittlicher Grausamkeit der kleine Hofrichter und schlüpfte an ihr vorüber, seinem Geschäftszimmer zu — aber, rief er zurückgewandt ihr zu, wecke sogleich den Knecht, er soll sofort den Actuar zu mir bescheiden und dann einen Wagen bestellen. Ich muß nach Schleuendorf fahren und schon um 10 Uhr zur Sci

sion zurück sein. Der Wagen muß kommen, sobald der Kutscher fertig ist.

Und dann begab sich Herr Mandermann in seine Schreibstube zurück und begann ein höchst eifriges, hastiges Protokolliren.

# Vierunddreißigstes Kapitel.

Wenn der Baron Schlettendorf ein entscheidendes Wort redet

Paul Bronckhorst stand in seiner Gefängniszelle, wenn man eine ziemlich geräumige Kammer so nennen will, die, oberhalb eines Thorgewölbes gelegen, nach zwei Seiten Fenster — freilich vergitterte Fenster — hatte, nach der Stadt zu mit der Aussicht in die Gassen, nach dem Lande zu mit der Aussicht ins Freie, und der weder Raum, noch Licht, noch Sonne fehlte.

Paul stand aufrecht am Fenster, welches ihm die Aussicht ins Freie bot, und folgte mit seinen Blicken dem Spiele der Schatten, die über die flachen Ackerfluren und Wiesengründe dahinliefen, sowie der Herbstwind die lichten Wolkenmassen eben am Himmel über das Antlitz der Sonne dahinjagte.

Draußen auf der hölzernen Stiege, welche zu Paul's Zelle führte, wurden Schritte laut — eilige, leichte

Schritte, denen langsam schwerere folgten. Riegel wurden geschoben. Die Thür ging auf und — Reinhard Tondern stürzte herein, die höchste Aufregung in allen Zügen.

Du bist frei, Paul — frei!

Paul entzog sich seiner stürmischen Umarmung.

Ich freue mich, daß du es bist, der mir zuerst die Nachricht bringt, sagte er. Und am Ende danke ich dir nicht blos die Nachricht, sondern auch die Freiheit selbst?

Wie ich dir meinen gewonnenen Proceß.

Wie, er ist entschieden?

Und ich bin Sieger — Herr zu Rellingstein, Affenheim und Walderbeid!

Dies ist ein freudiger Tag für uns, sagte Paul.

Du hast ihn mir gewonnen! rief Tondern aus.

Und du mir die Freiheit verschafft!

Ich habe sie dir verschafft, das heißt, deine Unschuld hat es gethan!

Und ich habe dir deinen Proceß gewonnen, das heißt, dein Recht hat es gethan!

Tondern lachte. Unsere gegenseitigen Verdienste stehen im schönsten Gleichgewicht, sagte er. Aber bist du denn nicht ein wenig neugierig, wie alles zugegangen ist?

Nun, wie iſt es zugegangen?

Ich habe dir geſagt, wie zuerſt Leonie den richtigen Zuſammenhang der Dinge ahnte. Ich hatte weiter nichts zu thun, als den Faden, den ſie angab, zu verfolgen. Ich habe dabei keinen Fleiß geſpart, wie du denken kannſt. Ich habe es möglich gemacht, den Fuchs auf freiem Felde zu fangen. Ich habe den Selke herbeigeſchafft. In der vorigen Nacht iſt er bei dem Hofrichter geweſen. Er hat alles geſtanden. Der Hofrichter iſt heute in der Frühe ſchon auf Schlettendorf geweſen, um den alten Baron über einen Umſtand zu vernehmen, der das Geſtändniß des Schmugglers bewahrheiten ſollte. Es handelte ſich um einen Gegenſtand, welchen der Schmuggler ſeinem Opfer genommen haben wollte. Baron Schlettendorf hat ausgeſagt, daß er dieſen Gegenſtand noch am Morgen der unglücklichen Jagd in den Händen ſeines Sohnes geſehen. Darauf iſt dieſer vortreffliche kleine Hofrichter Rantermann ſpornſtreichs zurückgekehrt, hat im Regierungscollegium, das eben Sitzung hatte, einen Vortrag in deiner Sache gehalten und den Beſchluß deiner ſofortigen Freilaſſung erwirkt. Sobald die Ausfertigung beſorgt iſt, wird er ſelbſt damit hier ſein und dich in Freiheit ſetzen.

Und du — weder weißt du ...?

Ich bin seit gestern hier im Orte. Ich war bei dem Hofrichter, als er von Schlettendorf zurückkam. Er hat mir soeben durch einen Boten das Resultat der Sitzung sagen lassen und mich autorisirt, dir zuerst die frohe Nachricht zu bringen.

Gott sei gelobt, sagte Paul, ohne doch die freudige Aufregung zu verrathen, welche Tondern belebte. — Gott sei gelobt — so steht uns die weite Welt wieder offen, und wir können unsere Schritte wenden, wohin es uns beliebt!

Ich denke, wir werden sie nicht gerade in die weite Welt wenden.

Doch, Reinhard, ich werde nicht bleiben!

Nicht bleiben? nicht hier bleiben, wo du gefesselt bist durch alles, was ein Menschenherz fesseln kann?

Paul schüttelte trübe den Kopf.

Wo du einen Vater findest, ein reiches Erbe — ein liebendes Herz?

Nein, nein, ich kann nicht hier unter diesen Menschen bleiben. Ich kann nicht mich heimisch fühlen in einer Welt, wo mich alle, alle für einen Mörder gehalten haben. Dies trennt mich und sie auf ewig!

Reinhard schwieg eine Weile.

Paul, sagte er dann, ich kann nicht leugnen, daß du eine gewisse Berechtigung hast, so zu sprechen.

Aber ich bin auch überzeugt, daß du jetzt unter dem Einfluße eines gereizten Gefühls redeſt, welches beſchwichtigt werden wird, wenn du ſiehſt, wie weit geöffnet ſich dir die Arme derer entgegenſtrecken werden, welche ſich eine kurze Weile durch den Schein, der wider dich war, täuſchen ließen, und wenn du ſiehſt, wie tief ſie dies bereuen.

Tiefe Reue kann den Abgrund nicht ausfüllen, der jetzt zwiſchen ihnen und mir liegt. Du, Reinhard, haſt nie an mir gezweifelt. Was brauchten ſie's!

Sie ſtanden unter unheilvollen feindſeligen Einflüſſen — ich nicht!

Es reicht alles nicht hin, ungeſchehen zu machen, was geſchehen iſt. Ich kann nicht mehr mit ihnen leben. Ich werde nicht bleiben, ſondern in die Weite ziehen. Und du, du wirſt mich begleiten. Was willſt du bleiben, wo du ein armer Schreiber warſt? Wir ſind jetzt beide reich. Wir wollen die Welt durchſtreifen, bis wo uns eine Stelle lockt, Hütten zu bauen.

Und Leonie? warf Tondern ein. Du kannſt jetzt daran denken, dein Glück von dir zu ſtoßen, jetzt, wo alles zwiſchen dir und ihr geebnet iſt, wo alles, was du früher als ein Unglück für deine Liebe betrachten mußteſt, dir zum Glücke geworden?

Glück! rief Paul aus. Tondern, wir ſind des

Glückes Narren, alle! Ein Thor, der danach ſtrebt! Denk an dich ſelbſt. Du haſt dich knechten laſſen in deiner ſtaubigen Schreibſtube, haſt ausgehalten und geduldet, nur um des Glücks willen, das du mir erringen wollteſt — und als du endlich das, was du für mein Glück hielteſt, in Händen hatteſt — als du dieſes verhängnißvolle Document endlich erreicht, was war gewonnen? Ein Ding, das mich zum Brudermörder ſtempelte! Iſt dieſer Verdacht nun auch überwunden — was du geſtrebt und gethan, es bleibt alles doch umſonſt und unnütz, denn das Räthſel meiner Herkunft wäre auch ohne dich gelöſt worden! — Und gerade in dem Augenblicke, wo ich vernehme, daß ich Recht auf einen Namen habe, der mir erlaubt, die Hand nach meinem Glücke auszuſtrecken, wirft das Schickſal mir armen Glücklichen dieſen dämoniſchen Verdacht vor die Füße, der nun auf ewig mich von hier treibt, wie einen Verbannten, in meine alte bittere Heimatloſigkeit!

Du biſt ein Fataliſt geworden in deiner Einſamkeit, Paul, hub Tendern nach einer Pauſe wieder an.

Das bin ich. Mein Schickſal hat es mich gelehrt, Fataliſt zu ſein!

Ich bin es nicht. Ich ſehe nichts im Leben als einfach Urſache und Wirkung. Aber du weißt, ich habe

immer in philosophischen Dingen dir nachgegeben. So wurde ich es auch jetzt, und mit dir in Gottes Namen Fatalist werden, wenn ich sähe, daß dein Fatalismus darin bestände, ruhig anzunehmen, was das Schicksal sendet.

Will ich das nicht?

Nein — du willst dich deinem Glück entziehen. Dein Fatalismus ist unpraktisch, und deshalb gefällt er mir nicht. Meine Philosophie ist viel klarer. Sie sagt: Du hast gefehlt, durch Leichtsinn erst, dann durch Leidenschaft. Du hast dich in ein Verhältnis gestürzt, das dich und Leonie hatte für ewig unglücklich machen können; du warst unredlich, Paul, so zu handeln. Da war die tragische Schuld in unserm Drama. Eine nicht vorherzusehende Wendung hat alles zum Guten gelenkt. Für diese Wendung haben wir einzig Gott zu danken und das, was die andern etwa gegen uns gefehlt haben, demütig aufzurechnen gegen das, was wir gefehlt haben.

Paul schwieg, etwas betroffen.

Aber, fuhr Reinhard fort, indem er einen Blick durch das Fenster warf, welches auf die Straßen der kleinen Stadt hinausging — ich sehe jemand kommen, der höchstlich ein mächtiger Bundesgenosse für mich werden wird.

Wer kommt?

Schlettendorf — dein Vater!

Mein Vater, wiederholte Paul mit eigenthümlicher Bewegung.

Baron Schlettendorf war in der That am Morgen dem Hofrichter, nachdem er von diesem Selke's Geständnisse vernommen und gehört, daß Paul's Freilassung noch am heutigen Vormittag stattfinden könne, nach Emsa gefolgt. Er kam jetzt unten langsam die Straße dahergeschritten und blickte von Zeit zu Zeit hinter sich, als ob er auf jemand, der ihm folgte, warte. Dieses bisjetzt noch unsichtbare Individuum bog dann in der That in demselben Augenblicke, als Schlettendorf unten am Thore angekommen war, um die Ecke am obern Ende der Straße. Es kam sehr eilig, sehr aufgeregt um diese Ecke geschossen; es zeigte sich im schwarzen Sessionsfrack, in rehfarbenen Beinkleidern, in glänzenden Klappenstiefeln. Es winkte dem am Thor wartenden Schlettendorf, indem es sein spanisches Rohr hoch in der Luft schwang — eine telegraphische Zeichensprache, die jedem Uneingeweihten so vorkommen mußte, als fühle es sich als Tambourmajor eines unsichtbaren Regiments und ertheile eben das Signal, aus Leibeskräften den Schellenbaum zu schütteln, auf die große Trommel loszudonnern und einen erschrecklichen Tusch zu blasen.

Unter Es verſtehen wir das heute triumphirende summum jus in ſeiner emſa-ravenſteiniſchen Perſonificirung, mit einem Worte, den würdigen Hofrichter, den trefflichen Kandermann.

Als Herr Kandermann gerötheten Antlitzes den Baron unten am Thore erreicht hatte, ſagte er: Alles in Ordnung. Mit Stimmeneinhelligkeit von der Anklage entbunden. Die Koſten trägt Fiscus. Unſer Actuarius ſitzt bereits und ſchreibt ſich die Finger ab, das Urtheil zu expediren. Nun kommen Sie hinauf, daß wir unſern Gefangenen entlaſſen.

Die beiden Männer fanden den Thorwärter zur Hand und ließen ſich in Paul's Kammer führen. Zum erſten male ſeit dem Augenblicke, wo Paul hier eingeführt worden, blieb die Thür hinter ihnen unverriegelt offen.

Herr Kandermann drängte ſich mit ſeinem Glückwunſch vor. Schlettendorf ließ ihn ſich vordrängen. Es war ihm lieb, daß einer da war, der ſich zwiſchen ihn und ſeinen Sohn drängte. Und auch Paul mochte es lieb ſein. Beide Männer fühlten ſich befangen in dieſem Augenblicke. Und wie konnte es anders ſein?

Zum Glücke war ja auch Tondern da. Der Baron ſchüttelte Reinhard die Hand. Ich danke Ihnen für das, was Sie für uns gethan haben, Vetter Ton-

dern, sagte er. Dann erst trat er auf Paul zu, und ihm die Hand reichend, sagte er tief bewegt: Wir finden uns spät, sehr spät, Paul. Beinahe wären wir beide durchs Leben geschritten, ohne jemals uns zu finden. Wir wollen die Jahre, in denen wir uns nichts waren, wieder einzubringen suchen durch das, was wir uns von heute an sind.

Ich werde Ihnen ein guter und gehorsamer Sohn sein, mein Vater! versetzte Paul, indem er mit einem Blicke, der eine tiefe Rührung aussprach, dem alten Baron ins Auge schaute.

Dieser suchte seine Bewegung zu verbergen, indem er ausrief: Aber — nun, kommt fort, nach meinem Hause, das von nun an nicht mehr ein verödetes Haus ist. Dondern, Sie begleiten uns, nicht wahr?

Dondern wußte nicht, ob er die Einladung annehmen solle oder nicht; ob ein Fremder nicht dem Vater sowol wie dem Sohne, die sich heute gefunden, störend sein würde. Aber die Worte Schlettendorf's fanden eine dringliche Unterstützung durch die redenden Blicke Paul's. So schloß Dondern sich ihnen an. Kandermann entfernte sich, nachdem Paul ihm herzlich für die Art, wie er die Untersuchung geführt, gedankt hatte; er eilte, auf den Weg nach Marienborn zu kommen, um von allem Vorgefallenen nun-

mehr Sr. Durchlaucht den „submissesten Bericht" abzustatten.

Nach kurzer Zeit saßen Schlettendorf, Paul und Tendern auf einem leichten Jagdwagen, der des Barons vor dem Gasthofe des Städtchens gehalten hatte. Sie fuhren Haus Schlettendorf zu. Tendern saß neben dem Kutscher, Paul neben seinem Vater. Der Baron hatte die Hand auf die Schulter seines Sohnes gelegt. Seine Züge wurden mehr und mehr belebt von einem eigenthümlichen Ausdruck, in welchem sich tiefer Ernst mit einer gewissen ruhigen Freude, einer innern Genugthuung mischte. Er sprach anfangs wenig. Nach und nach wurde er beredter. Er bezeichnete seinem Sohne seine Besitzthümer, durch welche der Weg führte. Er erzählte ihm, was er für dieselben gewirkt und gethan, wie er vergrößert, verbessert, angelegt habe. So kam man vor der alten Wasserburg an, welche von nun an Paul's Vaterhaus sein sollte. Das Gesinde, dem es kein Geheimniß mehr war, daß Paul als Stammherr und Erbe dieses Hauses komme, lief zusammen und drängte sich heran; die alten Diener und Dienerinnen, die sich als zur Familie gehörig betrachteten, wagten schüchterne Grüße, und Paul schüttelte allen herzlich die Hand. Ermuthigt dadurch, folgten einige von ihnen, als der Ba-

von, legt auf den Arm seines Sohnes gestützt, die Stufen der Eingangsthüre hinaufdrin und Paul in das Innere führte. Der alte Herr ließ nicht ab, bis er Paul durch alle Gemächer geführt hatte. Er zeigte ihm die Zimmer seines Sohnes und wünschte, daß Paul sie als die seinen betrachten möge. Paul wollte um andere bitten. Aber er dachte daran, daß es der erste Wunsch war, den sein Vater ihm äußerte, und so erklärte er sich einverstanden. Zuletzt führte Schlettendorf ihn in den großen Saal, wo die Ahnenbilder hingen. Hier fand der Baron seine ganze Beredsamkeit wieder. Er nannte Paul die Namen aller der Männer und Frauen, die hier abgebildet waren. Er theilte ihm alle Verwandtschaftsgrade mit, er wußte Züge aus dem Leben jedes Einzelnen. Er verglich ihre Physiognomien mit jener Paul's und suchte Aehnlichkeiten heraus. Er fühlte sich von einer immer größern Freude bewegt, während er so sprach. Alles um ihn her, sein Haus, seine Familienerinnerungen, sein Besitz, alles hatte ja von nun an wieder eine Bedeutung, seit er einen Sohn hatte, seit er wußte, daß, wenn seine Augen sich schließen, sein Geschlecht fortleben werde in verjüngter Blüte.

Ermüdet setzte er sich endlich auf eine der kleinen Polsterbänke, die in einer tiefen Fensterbrüstung in

dem Ahnensaale angebracht waren. Paul mußte sich ihm gegenübersetzen, und Tondern, der schweigsam hinter ihnen hergeschritten war, sich einen Stuhl herbeiholen.

Und nun, sagte der Baron, genug davon. Reden wir jetzt von dir, Paul. Du weißt, welche Absichten ich für Clemens hatte. Der Himmel hat nicht gewollt, daß sie sich erfüllen sollten. Ich darf darüber nicht murren. So traurig Clemens' Schicksal ist, so hat Gott mir einen Ersatz gegeben durch eine wunderbare Fügung. Und das Wunderbarste dabei ist, daß du längst für dich gewonnen hast, was ich für Clemens auf einem Wege voll Schwierigkeiten und Hemmnisse zu erstreben suchte. Leonie liebt dich, du liebst sie ...

Jetzt entwickelt sich der Bundesgenosse, sagte Reinhard Tondern hier lächelnd, zu Paul gewandt. Denken Sie sich, fuhr er dann, zu dem Baron sprechend, fort, Paul will auf und davon von hier, er will Leonie's Herz brechen zur Strafe dafür, daß sie ihn für schuldig gehalten.

Der Baron sah verwundert auf. Da Paul nicht widersprach, rief er aus: Aber so müßtest du auch deinen Vater verleugnen, denn auch ich habe dich für schuldig gehalten!

Sie kannten mich nicht, mein Vater! versetzte Paul, das Gesicht abwendend.

Spricht Teudern denn wirklich die Wahrheit? fragte Schlettendorf erschrocken.

Sagen Sie selbst, kann ich mit Ehren unter Menschen leben, die mich für einen Mörder gehalten haben?

Und deshalb wolltest du von hier gehen?

Ich bin dazu entschlossen, mein Vater.

Der alte Herr schaute ihn eine Weile schweigend an, als ob er mit seinen Blicken ergründen könne, wie fest und unerschütterlich dieser Entschluß in seinem Sohne sei. Dann sagte er: Paul, du darfst nicht gehen, gerade um deiner Ehre willen.

Und weshalb nicht?

Du hast einen Feind in Marienborn. Wenn ich dich gehen lasse, wenn Leonie nicht dein Weib wird — dann wird dieser Feind dich und uns verleumden. Er wird ausstreuen, das Geständniß des Mörders sei ein erkauftes gewesen — erkauft, um die Schande von meinem Namen zu entfernen. Aber der eigentliche Thäter seist du; dafür zeuge, daß man dich entfernt habe!

Eine solche Verleumdung, sagte Paul nach einer Pause wäre möglich. Aber ich kann sie verachten. Sie wird mich nicht abhalten können, das zu thun, was mir die innerste Stimme meines Herzens gebietet.

Und die innerste Stimme deines Herzens gebietet

dir, deinen Vater, den du eben gefunden hast, wieder zu verlassen? ihn der alten Vereinsamung und Verlassenheit anheimzugeben? Sie gebietet dir, das Herz Leonie's zu brechen, deren Leidenschaft für dich so unverhüllt sich kund gegeben hat?

Paul schwieg, den Blicken seines Vaters ausweichend. Dieser fuhr fort: Nun wohl, so will ich dir etwas nennen, was hoffentlich mächtiger ist als die Stimme deines Herzens.

Und das wäre? fragte Paul aufblickend.

Die Stimme der Pflicht. Ich meine nicht der Pflicht, welche du gegen mich hast; ich würde dich davon entbinden, wenn ich sähe, daß ich dadurch dein Glück fördern könnte, wie schwer das Opfer auch wäre, welches ich dir brächte. Aber es handelt sich nicht um die Pflicht gegen mich, sondern um die Pflicht gegen deinen Namen, dein Geschlecht, dein Erbe. Clemens hätte das begriffen. Ich hoffe, auch du wirst es begreifen. Die Verhältnisse, in welche du eingetreten bist, sind dir neu; darum mag dir auch der Gedanke neu sein, daß mit diesen Verhältnissen auch neue Pflichten über dich gekommen sind. Es einzusehen, bist du jedoch lebensklug und besonnen genug. Und darum sage ich dir nur: ein Schlettendorf hat nie eine klar erkannte Pflicht verletzt. Du wirst nicht in

das Haus gekommen sein, um der erste zu werden, der es thut.

Der Baron stand auf, und indem er die Hände auf den Rücken legte, begann er langsam in dem Saale auf- und abzuwandeln, das Haupt gesenkt.

Dein Vater hat Recht, Paul, sagte Tondern flüsternd.

Recht! versetzte Paul bitter. Ja, er hat es, und ich habe Recht, uns alle des Glückes Narren zu nennen. Mein Glück bindet mich just an alle die Pflichten, gegen deren Joch ich immer am meisten geeifert habe. Nun ist niemand mehr als gerade ich gefangen und gefesselt von jenen Banden der Geschichte, von jenen Einflüssen der Vergangenheit, die mich von heute an tyrannisiren dürfen.

Lieber Paul, versetzte Tondern, abgesehen davon, daß mir scheint, du könntest diese Fesseln wohl ertragen, mußt du dich eben damit trösten, daß es niemand besser geht. Diejenigen, welche nicht gebannt sind in den Kreis, den eine alte Geschichte um sie gesponnen hat, die sind gefesselt durch eine neue Geschichte, die Geschichte ihres eigenen Lebens. Es geht mir nicht besser als dir. Ich bin auch durch meine Lebensgeschichte an Pflichten gebunden, und darunter ist namentlich die, meine liebe kleine Anneise zu heirathen.

Du willst in der That . . .

Ich habe es ihr versprochen und ich liebe sie.

Paul sah ihn forschend an, dann sagte er, Tondern's Hand ergreifend:

Nun, so wünsche ich dir Glück aus voller Seele! — Aber, fuhr er fort — was mich betrifft, so wirst du einsehen, daß ich nicht in einen Familienkreis eintreten kann, zu welchem ein Mensch wie der Graf von Cyaville gehört!

Dagegen kann ich nichts einwenden. Doch wenn ich es nun über mich nähme, diesen Herrn Antoine auszutreiben, wie man einen Fuchs aus dem Bau treibt . . .

Das könntest du?

Ich hoffe, es zu Stande zu bringen. Du mußt mir nur einige Tage Zeit lassen! Ich muß dazu auf den Hof unsers Wehrfesters zurück.

Und was willst du dort?

Ueberlaß es mir. Ich eile ja ohnehin zurückzukommen, um bei Moorhahn mein Wort anzubringen.

Paul wollte antworten, als plötzlich seine Aufmerksamkeit abgelenkt wurde. Draußen auf dem Pflaster des Hofs rollte ein Wagen heran. Eine kurze Weile nachher wurden beide Flügel der Thür aufgerissen, und der Herzog und die Prinzessin traten ein.

Gästen eilte auf den Baron zu und beglückwünschte ihn in aufrichtiger Freude. Leonie aber streckte Paul ihre beiden Hände entgegen.

Paul erröthete tief, während er das Gesicht niederbog, um auf diese zarten weißen Hände seine Lippen zu heften. Es kam eine tiefe Beschämung über ihn. Der Anblick dieser hellen Freude in Leonie's beredten Zügen, dieses leidenschaftlichen Gefühls, das sich in ihren Blicken spiegelte, bewirkte, daß ihm jetzt alles, was er vorher empfunden, wie ein kindisches Schmollen vorkam, dessen er sich zu schämen habe.

Haben Sie denn wirklich je an mir gezweifelt, Leonie? sagte er halblaut mit zitternder Lippe.

Ich habe an Ihre Leidenschaft geglaubt, Paul, antwortete sie. Ich habe es tief bereut — habe es gebüßt — nun sprechen Sie mich frei.

Ich soll Sie freisprechen? erwiderte er. Nimmermehr! nein, ich halte Sie fest, denn Sie sind nun mein, mein auf ewig, Leonie!

Und dabei zog Paul sie an sich; sie barg ihr Gesicht, das eine dunkle Purpurröthe bedeckte, an seiner Brust, und Paul, mit feuchten Wimpern, küßte die klare Stirn seiner Braut. — —

Unsere Leser dürfen aber nicht glauben, daß diese kleine Scene stattfand unter den Augen der drei Her-

ren, welche den Rest der kleinen Gesellschaft bildeten, die sich eben hier zusammengefunden hatte. Ganz im Gegentheil. Freund Tondern studirte nämlich am entferntesten Ende des Saales mit intensivster Aufmerksamkeit die alten Bilder, und der Herzog war mit dem Baron sogleich in eine Fensterbrüstung getreten, wo der letztere halblaut sagte: Es hat wol nie jemand beschämter und gedemüthigter vor einem hochherzigen Fürsten gestanden, als ich heute vor Ihnen, Durchlaucht!"

Darin haben Sie sehr Unrecht, mein lieber Baron — Sie sehen ja, ich komme, Frieden zu schließen!

Ich werde mir nie die Vorwürfe verzeihen, welche ich im ersten Schmerze ausgestoßen habe an jenem unglückseligen Morgen . . .

In der That, sagte Gaston I., aber mehr im Tone milder Klage als des Vorwurfs — sie waren etwas stark, Baron! Doch ich habe sie vergessen, denn es war der Schmerz und die Verzweiflung, welche aus Ihnen sprachen. Darum nichts mehr davon. Es ist hohe Zeit, daß wir uns zu einem Schutz- und Trutzbündniß zusammenschließen, damit uns das jüngere Geschlecht nicht zuvorkommt. Denn wie Sie sehen können — und damit deutete Herzog Gaston lächelnd zu der bezeichneten Gruppe hinüber, welche soeben

Paul und Leonie bildeten in das jüngere Geschlecht mit einem solchen Schutz- und Trutzbündniß für das ganze Leben ohne lange Präliminarien bereits vollständig zum Abschluß gediehen.

Ich sehe es zu meiner Freude, versetzte der Baron, und ich denke, wir, Durchlaucht, ratificiren es!

Aus vollem Herzen! fiel Gasten, die dargebotene Rechte ergreifend, ein.

Unsere Bedingungen haben wir früher bereits ausgesprochen, fuhr Schlettendorf fort. Ich werde für Paul beim Reichshofrath eine Standeserhöhung nachsuchen.

Und ich, nahm Gasten das Wort, die Erbfolge für meine Tochter feststellen. Und was die gewissen Papierstreifen angeht, welche Sie in Händen haben

O ich hoffe, fiel der Baron ein, Prinzessin Leonie macht mir die Freude, sie am Abende vor dem Hochzeittage als Papilloten zu benutzen!

Welcher Vater, lachte der Herzog, würde dann nicht doppelt gerührt am andern Morgen seines Kindes Lockenhaupt segnen!

## Fünfunddreißigstes Kapitel.

Wie auf des Wehrfesters Hofe Hochzeit gehalten wird.

Kreuzmillionenschockschwerenothdonnerwetter! sagte eines schönen Morgens der wackere Husarencorporal Plantebitzel zu einem jungen Bauernburschen im blauen Kittel, der einen schweren, mit gefüllten Weinflaschen vollgepackten Korb schleppend durch eine der Straßen der Hauptstadt daherkam, welche seit dem 2. August 1802 Leute wie Corporal Plantebitzel beherbergte — Kreuzmillionenschockschwerenothdonnerwetter, woher kommst du denn, Selke, in deinem Kittel, bist du denn nu ganz frei von det Militär?

Ja, ganz frei, antwortete Hendrick Selke fröhlich. Ich habe einen Schein darüber von Euerm General, der Herr von Tondern hat ihn mir gegeben.

Na, nu kannste lachen. Aber wat haste denn für bedeutsamme Jegenstände ufgepackt — is det Bier?

Bier? Nein, Wein ist's. Für den Wehrfester. Da ist Hochzeit heute.

Hochzeit? Uf dem Werdekopingshofe? Da ist Hochzeit? Wer heirathet denn?

Lambert, der Anerbe.

Wat, un der alte Kazike ladet mich dazu nich in? Nach alle die freundschaftlichen Berührungen, die ick mit ihm un die janze Jegend gehabt habe? Na, der is stark. Aber warte man, du ländliche Unschuld, so beleidigen lass' ick mir gar nich! Nu jeh ick erst recht hin. Nu soll mir der Wachtmeister uf der Stelle mit 'nen kleenen Urlaub durch die Finger sehen, und vorläufig kannste mir man ankündigen, in vollem Adjustement, hörste!

Damit ließ Corporal Plantebitzel den Burschen seines Wegs ziehen und wandte sich spornstreichs dem Quartier seines Wachtmeisters zu. Der Wachtmeister mußte seiner Bitte ein gnädiges Gehör geschenkt haben, denn es war noch keine Stunde verflossen und der tapfere Corporal schritt, von einem guten Kameraden aus seinem Beritt begleitet, zum Thore hinaus. Beide waren in festtäglichster Montur; mit der todtenkopfgeschmückten Bärenmütze auf den unternehmenden Stirnen, Säbel und Schlepptasche, die an die sporenklirrenden Suworowstiefel schlugen, an der Seite. So

rückten sie, unterhalten von Corporal Planckinel's erheiternden Gesprächen, dem Bauernhofe zu.

Auf diesem war alles in Bewegung und voll Thätigkeit. Das große Einfahrtsthor des Hauses war für Mann und Wagen praktikabel gemacht; der früher beschriebene Tschadsee, der es vertheidigte, war zugedämmt. Zwei große Tannenbäume, rechts und links vom Thore aufgepflanzt, winkten festlich von weitem. Auf der Tenne stand der Wehrfester und bewillkommnete seine Gäste; er schüttelte ihnen die Hände und hörte herablassend ihre Späße an. Auch dem Husaren, als dieser einrückte, reichte er die schwielige Rechte.

Ihr wollt mir auch die Ehre anthun, sagte er lächelnd — nun, Ihr müßt fürlieb nehmen, wie Ihr's findet. Bei Euch zu Lande wird es wol höher hergehen; denn wie ihr Leute sagt, ist ja bei Euch zu Lande nun einmal alles besser und schöner, alles in Hülle und Fülle! Wir sind eben nur arme Bauersleute.

Na nu, Schulze, was die Armuth anjeht, das kennen wir; aber nichts für ungut. Unsere Verabredung dazumal, wenn du dir erinnerst, lautete uf 'ne kleene Kindtoofe, und da das nu heute die gesetzliche Einleitung dazu is, so dachte ick, der Schulze nimmt et dich übel, Planckinel, wenn du mich in voller Parade

ufmarschirt. So sind wir denn da, ick un mein Freund Sattelwärmer, der ehrliche Mensch, un wo der Unteroffizier und der Jemeine von dat siebente, weißt du, einrückt, da jeht et lustig zu. Du sollst mir kennen lernen, wenn ick mir bei deine landesüblichen Fackeldänze entwickle. Un nu sage mal, wo sind wir denn in det Programm von deine ländliche Festlichkeit?

Obwol der Wehrfester diese Frage nicht beantwortete, da er sich einem andern eben ankommenden Gaste zuwenden mußte, so wurde Corporal Plantebitzel doch sehr bald über die Lage der Dinge orientirt. Das Stadium, in welchem er in die Schlachtordnung eingerückt, war just der Beginn des für Corporal Plantebitzel und seinen ehrlichen Kameraden Sattelwärmer interessantesten Theils der ganzen Festlichkeit.

Diese war folgendermaßen verlaufen: Am Abende vorher war der Brautwagen mit hochaufgestapelter Aussteuer, mit der ganzen „Kistenfüllung" auf dem Werdekopingshofe eingetroffen. Obendarauf hatte die Braut gethront, neben ihr die zwei „Gegengängerinnen" oder Brautjungfern; hinterher auf einem zweiten Wagen waren die Aeltern und Verwandten der Braut gekommen. Die Braut mit ihren Gegengängerinnen hatte die Nacht zugebracht unter dem Dache ihres Zukünftigen. In der Frühe des Morgens hatten

die Brautjungfern begonnen, ihr den hochzeitlichen Schmuck anzulegen, und ihr zuletzt die Krone von künstlichen Blumen und schimmerndem Flittergold auf den blonden Scheitel befestigt. Dann war der uns bekannte Ringelwagen mit den feisten Rappen vorgefahren, die heute an Stirn und Mähnen mit den schönsten rosafarbenen Bändern prangten. Unser wie eine berittene Lehnsmannschaft, wie eine reisige Gefolgschaft des Wehrfesters hatten sich die Söhne seiner Netter und anderer Nachbarn geschart, alle hoch zu Rosse und mit Sträußen am Sonntagsrock, mit rosafarbenem Band am Hute geschmückt. Den Wagen hatten die Braut, der Bräutigam und die Brautführer und Brautführerinnen bestiegen. Die berittene Schar voraus, hatte der Zug sich zur Kirche auf den Weg gemacht.

An diesem Zuge nahm keiner der Verwandten theil. Weder die Aeltern des Bräutigams noch die der Braut waren — so wollte es das Gebot der Sitte — gegenwärtig bei dem kirchlichen Acte. Sie versammelten sich unterdeß auf dem Hofe des Hochzeiters. Zugleich mit den Gästen kamen sie in Gruppen von allen Seiten, über die Koppe und durch die Wiesengründe dahergeschritten im langen blauen oder schwarzen Sonntagsrock, mit dem dreieckigen Hut. Der Wehr

ſeſter bewillkommnete ſie an der Schwelle ſeines Hauſes.

In dieſem Stadium des Feſtes war es, daß Corporal Plantebitzel und ſein ehrlicher Freund Sattelwärmer ihre glänzende Erſcheinung gemacht hatten.

Gleich nachher hörte man Flintenſalven in der Ferne.

Sie kommen! hieß es, und was auf dem Hofe ſich befand, ſcharte ſich zuſammen und drängte ſich um den Eingang. Die Flintenſchüſſe vermehrten ſich. Vor jedem Hofe, jedem Reiterhaus, an dem der Hochzeitszug vorüberkam, begrüßten ihn dieſe Salven. Es waren, indem ſie näher und näher ſich hören ließen, ebenſo viele Signale der Annäherung des hochzeitlichen Ringelwagens. Endlich erblickte man über den Wallhecken auftauchend die bandgeſchmückten Hüte der vorderſten Reiter, die, von den ſchwer galoppirenden Gäulen auf- und abgeſchleudert, heranflogen. Wie eine wilde Jagd brauſte der Schwarm daher. Es war ein vollſtändiges Wettrennen, begleitet vom Hallob und Gejauchze unzähliger Jungen, vom Gebell der Hunde, von den krachenden Flintenſchüſſen, die ihnen vom Werdeklopingshofe her entgegentönten.

Der Vorderſte bei dem Wettrennen, der endlich auf ſeinem ſchweißtriefenden Gaul zuerſt „den Hof gewon

nun" hatte, der Sieger, warf das Pferd sofort wieder herum und sprengte seinen nachfolgenden Mitbewerbern entgegen. Diese scharten sich um ihn; es wurde gehalten. Es wurde eine Branntweinflasche sichtbar und ein Vivat erscholl „dem Hofgewinner!" Unterdeß waren des Wehrfesters Rappen mit dem brautlichen Paare herangetrabt. Diesem wurde der Sieger vorgestellt. Der Hofgewinner war von nun an die erste Person beim Feste — nach dem Bräutigam und den Gegengängern. Dann bewegte der Zug sich weiter; er hielt vor des Wehrfesters Thur.

Als gebildetes Individuum erwartete Corporal Plantebitzel nun, sich eine rührende Scene entwickeln zu sehen. Das neuvermählte Paar sprang vom Wagen herunter; sicherlich eilte es in die Arme der respectiven Aeltern-paare, welche ihre für das Leben vereinten Kinder an die Brust drückten.

Zu Plantebitzel's Verwunderung geschah dies keineswegs. Eine andere kleine Scene entwickelte sich vor seinen Augen, die ihm, aufrichtig gestanden, eigentlich auch interessanter und namentlich zweckmäßiger erschien.

In ihrem besten Sonntagsstaat nämlich, in tuchenem Rock und seidenem Fürtuch und goldgestickter Haube trat die Großmagd hervor, nach Landessitte

„den Schank" zu machen. In ihrer Rechten trug die sittige Jungfrau mit anmuthig verschämter Geberde eine Weinflasche und in der Linken ein Glas. Und nun verbeugte sie sich mit holdem Erröthen und sagte ihren Reimspruch auf — eine jener Proben ländlicher Poesie, wie ihrer an den vorhergehenden Tagen der Hochzeitsbitter schon mehrere rühmlich und beredsam — zum Ergötzen von Jung und Alt — namentlich derer, welchen es galt — auf den Nachbarhöfen losgelassen — um einzuladen auf große Massen — von jeglichem Stoff zu Essen und Trinken — dergleichen sind Bier und Braten und Schinken — auf schmackhafte Kuchen in Schweinefett — und zum Schluß ein Tänzchen mit Menuet.

Die Großmagd sprach:

Da ihr nun wie ein junges Paar
Zieht fröhlich in dies edle Haus,
So tret' ich aus der Mägde Schar
Mit meinem Willkommspruch heraus:
In dieses Kelchglas goß' ich gerne
Jedweden Gottessegen ein,
Den aber senden nur die Sterne —
Begnügt euch drum mit meinem Wein
Und wie er schmackhaft euch erfrischt
Und angenehm die Zunge labt,
Sei euch von nun an aufgefrischt
Das Leben, das ihr vor euch habt

Sa'r Gut gedeih' in Gottes Hand —
Es mehrt sich die Zahl der Kinder,
Und um der jungen Frau Gewand
Spielt bald ein hübsches Häuflein Kinder

Nachdem die Großmagd diese Verse, mit ganz bedeutender Hervorhebung der Reime, abgeschnurrt hatte, schenkte sie ihren „angenehmen" Wein in das Glas und credenzte es der jungen Frau, einer stämmigen, braunen Schönheit, die es herzhaft leerte. Lambert kam dann an die Reihe.

Während des Gelächters und Vivatrufens der Umstehenden bemächtigte sich nun eine andere Gewalt des jungen Paares — es kam nämlich der „Reck", sein Recht geltend zu machen.

„De Reck", nach dem Ausdrucke des ländlichen Idioms, war jedoch kein männliches, sondern ein vorzugsweise weibliches Individuum; eine repunirlich aussehende Madam mit weißer Schürze und Bauchmuße — aus der Stadt beschieden, um nach den Regeln städtischer Kunst das Hochzeitsmahl zu bereiten.

Besagter Reck führte das junge Paar in seine Kammer, wo er ein splendides Frühstück, bestehend aus Kuchen, Torten und Liqueur, aufgestellt hatte — was, nebenbei gesagt, eine kleine Privatspeculation auf ein angenehmes Trinkgeld war — wie denn dieses lieblose Individuum die ganze Bescherung, nachdem die Neu

vermählten etwas davon genießen, setzen behutsam wieder in seine Reihe packte.

Unterdeß waren auf der Tenne die gedeckten Tische, zum Theil kunstlose, aus Brettern bestehende, auf leeren Fässern ruhende Improvisationen, von den Gästen besetzt worden. Pfarrer, Küster und Schulmeister rückten eben ein, und man konnte übergehen zum eigentlichen Kern der Dinge, zur Hauptaction des Tages. Obenan nahm der Pfarrer seinen Platz in dem Großvaterstuhl; rechts neben ihm der Bräutigam, zur Linken die Hausfrau, dann kamen die Aeltern der Braut und danach, lang herunter zu beiden Seiten der Tafel, die zahlreichen Gäste — zwischen ihnen, nach des Hochzeitbitters Anweisung auch der Corporal und sein Freund.

In der Mitte zur rechten Seite war für die Braut, ihr gegenüber links für Lambert, den Bräutigam, der Platz offen gelassen. Sobald sie aus der Kammer des Frühstücks hervortraten, entstand lautes Halloh. Der Hauptspaß des Festes kam an die Reihe. Die Braut mußte über den Tisch steigen. Sie durfte nicht um die Gäste herum zu ihrem Platze gehen. Sie mußte vom Platze des Bräutigams aus aufsteigen und quer über Tisch. Der Hofgewinner nahm seines Rechtes dabei wahr und reichte ihr die Hand. Die

bräunliche Schöne sperrte sich nicht. Wem es Vergnügen machte, ein wohlgeformtes Bein in weißem Strumpfe zu bewundern, der mochte aufschauen. Es konnte ihm volle Genüge werden. Er brauchte keine Brille oder Lorgnette dabei. Das bräutliche Bein war kein Gegenstand mikroskopischer Beobachtung. Es hatte einen ganz reputirlichen Umfang. Es trat im glänzend gewichsten Lederschuh auf den Tisch, daß die Breter krachten, die Gläser und Kannen mit schalkhaftem Gekicher und Geklirr in den allgemeinen Jubel einstimmten und selbst aus den hohlen Fässern unten wie dumpfe Seufzer laut wurden.

Wir wollen nicht schildern, wie jetzt der Hochzeitbitter seines Amtes als Truchseß waltete, wie er Berge von Speisen auftrug und Ströme von Bier einschenkte; wie der Kock heute die Fülle von Lorbern erntete. Wie der Wehrfester heute schon beim zweiten Gange den Rock auszog, um sich auf der Höhe der Aufgabe zu halten; wie die andern Bauern dem guten Beispiel folgten und wie Plantebitzel so in die Genüsse des Tages versank, daß ihm seine Beredsamkeit darüber gänzlich abhanden kam und nur noch stoßweise sich Luft machte, in Ausrufen wie: Dat geht ja, hol' mir der Teufel! noch über die Ukermark! — und: Sattelwärmer — thu mich den Jefallen, nu sieh diese

Schüsseln an — meenste nich, dat dat janze siebente Husarenregiment von Zitzewitz davon satt werden könnte?

Ne, dat meen' ich nich, versetzte Sattelwärmer. Ich gloobe nich, dat dieses jemals passiren könnte.

Nu ja — et is wahr, so leicht nich. Aber ick bitte dir, halte dir in den Schranken der Mäßigkeit, damit du dir sogleich der angenehmen Pflicht entledigen kannst, in einer kleenen Rede 'nen Toast uf dat löbliche Brautpaar auszubringen. Man erwartet dat von dir.

Von mir? Ne, Plantebitzel — dat Reden is deine Sache. Dat verstehst du besser.

Meenste? Na nu, die Sache kann ja ufgeführt werden. Ick will nur erst noch diesen Schweinebraten mit süße Zwetschen Gerechtigkeit anthun und dann sollste mal sehen, wie rühmlich ick mir aus die Affaire ziehe.

Der Corporal Plantebitzel that dem Schweinebraten Gerechtigkeit an, der den dritten Gang des Mahles bildete. Die Gäste waren bereits sämmtlich in dem Stadium bedeutender Erregung. Es wurde gelacht, geschrien und getobt; es wurde mit den Füßen getrampelt, mit den Hemdärmeln in der Luft herumgefahren; es wurde mit den Bierkannen angestoßen —

es war ein Lärm, daß niemand den nächsten Nachbar verſtand.

Nu gib Acht, ſagte Corporal Plantebitzel endlich zu ſeinem Freunde Sattelwärmer — jetzt werde ick dieſes Raſſernvolk zeigen, wat unſereino für gute Lebensart hät und ſich für alles Genoſſene uf eine gebildete Manier zu bedanken verſteht. Jetzt werde ick mir mit einer wunderſchönen Rede beliebt machen.

Dabei ſtand Corporal Plantebitzel auf, ſchlug lange und heftig mit ſeinem Meſſer an die vor ihm ſtehende Bierkanne und rief mehrere male laut: Meine Herrſchaften! Ick bitte ums Wort — ums Wort bitte ick, meine Herrſchaften . . .

Es dauerte lange, bis die Verſammlung aufmerkſam auf ihn wurde, und noch länger, bis etwas eintrat, was, mit dem vorhergehenden Lärm verglichen, einigermaßen einer erwartungsvollen Stille gleichſah — aber immer noch nicht die Stille war, welche Plantebitzel ſich wünſchte, um ſeine Beredſamkeit ihre unbeeinträchtigte Wirkung thun zu laſſen.

Holt es jur Muul un höret to, wat de Prüße will! rief endlich der Schulze laut und gebietend über den Tiſch hinüber, daß es bis ans unterſte Ende vernehmlich hinabſchell.

Das Getöſe erſtarb jetzt gänzlich. Corporal Plantebitzel räuſperte ſich, als ſtecke ihm eine kleine Kirſch-

taffel im Halse; er zog ein Tuch hervor und schnauzte sich, daß man glauben mußte, er sei von der leichten Reiterei zur Artillerie übergegangen und feure eben ein sechspfündiges Feldgeschütz ab. Sodann begann er: Ich meine man, meine Herrschaften von die Landbevölkerung hier, wir waren just uf der Höhe unsers heutigen Freudenfestes angelangt, wo et an der Zeit sein thäte, einen redtschaffenen Toast auszubringen.

Die Bauern haben sich verwundert an. Toast? Was ist das? Sie hatten niemals davon reden gehört. Aber es mußte ihnen als ein sehr heiteres Ding vorkommen, denn sie brachen sammt und sonders in ein lautes Gelächter aus.

Corporal Plantschitzel ließ sich nicht irre machen. Er fuhr fort:

Ich erlaube mir alle einen Toast auszubringen. Ich will damit keiner Standesperson nicht vorgreifen, aber da ich sehe, daß das ehrwürdige geistliche Gemüth, was wir da oben am Tische die Ehre haben in unserer angenehmen Gesellschaft zu sehen, in die guten Jahren Jottes vertieft ist, und auch allbereits in die Kirche wird eine kleene Rede schalten haben, so denke ich mich, daß sich nu das Militär ohne Anmaßung erlooben darf, das Wort zu nehmen, um sich für die schöne Ufnahme, welche et in diesem heitern geselligen Kreise

gefunden hat, zu bedanken. Also wat ick sagen wollte, sintemal nun unser Herrgott selber uf einer Hochzeit jewesen is, un zwar uf einer Bauernhochzeit, denn ick muß mir zu bemerken erlooben, dat meines Erachtens die heilige Schrift hier eine janze verkehrte Auslegung gefunden hat, denn wat Kana anjeht, so soll et eine janz kleine Bauerschaft gewesen sind, und ick bin der Anücht, dat de Hochzeit bei den Schulzen von diesen Verwaltungsbezirk stattjefunden hat, wenn ick auch einräumen muß, dat zwischen diesem Schulzen un unsrem heutigen jastlichen Hospes ein bedeutender Unterschied stattgefunden hat, alldieweilen dem Schulzen von Kana dat Jetränk ausgegangen is — während uns hier dat Jetränk nich ausjeht . . .

Wat segg de Mann eegentlick? unterbrach ihn hier einer der Bauern, dem die Sache höchst unverständlich vorkam, und dem Plantebitzel's Rhetorik wie ein Mühlrad im Kopfe herumging, umgetrieben vom Schaum der genossenen Bierfluten. Wat segg de Mann eegentlick? sagte er, und dies war sicherlich eine harmlose Frage. Und doch sollte sie verhängnißvoll werden für Plantebitzel's Eloquenz. Denn mit diesem Ausruf war der Zauber, der die allgemeine Stille erhielt, plötzlich gebrochen: alle Zungen bewegten sich wieder und die Rufe: Wat segg he? Wat segg he?

Wat will he?

He kürt van de Schrift!

Un van de Utleggung!

He holt 'ne Predigt!

Wat, de Prüße?

De luthersche Mensch?

De Dickkop, de will hier predigen?

Will he us hier bekehren?

Will he us luthersk maken?

Diese und andere Ausrufe erschollen hinüber und herüber, Symptome steigender Aufregung der trunkenen ländlichen Bevölkerung, bis ein trotziger, junger Bursch aufspringend schrie:

Schlagt den Kerl derdahl!

Schmit'n ut'n Hunse! fuhr ein anderer dazwischen.

Der Duivel sall den Prüßen hahlen, de us luthersk maken will! tobte ein dritter, und alles sprang auf und stürzte auf den unglücklichen Corporal Plantebitzel zu.

Na nu siehste wie de bist, Plantebitzel! sagte Sattelwärmer vorwurfsvoll in diesem Augenblicke zu seinem Freunde. Hättste doch den Rand jehalten! Aber dat kannste nu einmal nich. Na, jetzt schmeißen se uns vor die Düre, un der letzte Jang is noch lange nich da! Um die Kuchen können wir uns dat Maul wischen!

Sattelwärmer, ehrlicher Mensch, versetzte der Corporal, der Gefahr kühn die Stirn bietend, schwatze nicht lange, sondern mach deinen Säbel locker!

Unterdeß waren die beiden Husaren von einem Haufen Bauern umringt, die ihnen zornig die geballten Fäuste vorhielten und eben im Begriff waren, zu Thätlichkeiten überzugehen, als der Wehrfester mit seiner breiten Gestalt sich mächtig dazwischenschob und zwischen die Angreifer und seine bedrohten Gäste trat.

Corporal, sagte er, diesen am Arm ergreifend — ich weiß nicht, was Ihr mit Euerm Gerede gewollt habt. Ich glaube, daß Ihr es nicht übel meintet. Wir aber verstehen uns hier auf so gelehrte Reden nicht, und darum ersuche ich Euch, weicht dem Spectakel aus und thut mir ein anderes mal die Ehre an!

Der Wehrfester sprach dieses mit der ganzen gebietenden Autorität des Hausherrn, vor welcher der Widerspruch verstummte. Plantebitzel suchte für seinen Rückzug nur die vollen kriegerischen Ehren zu retten.

Na, meinethalben, wenn dieses Kaffernvolk denn so is, dat en jebildeter Mensch hier Jefahr leeft, mit seinen scheenſten Talent uf Eckligkeit und Jemeinheit zu stoßen, so ziehe ick mir freiwillig zurück! Aber dat sage ick dir, Schulze, laß mir keines von diese Deli ge

wordenen Ackergeräthe die Hand an dat Collet legen un meine militäriſche Ehre beeinträchtigen, denn dann ziehe ick von't Leder und brauche die Plempe!

Zum guten Glück waren die meiſten der Bauern bereits in einer Gemüthsſtimmung, in welcher ſie bald nicht mehr wußten, ob es ſich um einen Ernſt oder Scherz handle. Die jüngſte Rede Plantekitzel's ſchien ihnen entſchieden in das letztere Gebiet zu fallen, und ſie nahmen dieſelbe wieder mit einem ſchallenden Gelächter auf. Nur mehrere der jüngern Burſche wollten ſich die Freude nicht nehmen laſſen, das verkannte Rednertalent thatſächlich zur Thür hinauszuwerfen. Sie ſuchten den Wehrfeſter, der ſchützend vor ihm ſtand, beiſeite zu ſchieben. In dieſem Augenblicke aber trat der Pfarrer, ein hagerer, blaſſer Mann, mit Zügen voll wohlwollenden Ernſtes, dazwiſchen, beſchwichtigend, Frieden gebietend. Ihm gehorchte alles. Plantekitzel und ſein ehrlicher Freund Sattelwärmer konnten ihren Rückzug antreten, nur verfolgt vom allgemeinen Halloh der aufgeregten Verſammlung.

Der Sturm war gedämpft. Die Bauern kehrten an ihre Plätze zurück. Der Hochzeitbitter kam mit neuen Schüſſeln, die Knechte brachten friſch gefüllte Kannen, und ſo, nur noch etwas lauter und losgebundener, wurde die unterbrochene Thätigkeit wieder aufgenommen.

Nur der Webrfeiter hatte ſich nicht wieder an ſeinen Platz geſetzt. Er hatte ſchon ſeit einiger Zeit bemerkt, daß hinter ihm der „Rock" einigemale, mit Kaffeekanne und Schüſſeln beladen, quer durch die Küche geſchritten — denn die hölzerne Wand, welche für gewöhnlich Küche und Tenne trennte, war heute, wo die Tenne den Speiſeſaal vorſtellte, beſeitigt. Der „Rock" war jedesmal mit ſeinen Schätzen durch die Seitenthür, welche in den Garten führte, verſchwunden, um dann mit leeren Händen zurückzukommen und bald darauf mit einem neuen Vorrath deſſelben Weges zu wandeln.

Der Webrfeiter folgte jetzt dem beſagten Individuum und trat ebenfalls durch die Seitenthür ſeines Hauſes. Sein Auge fiel ſogleich auf eine Laube, die am Ende des Gartens, der Thür gegenüber, ſich ſchattig zuſammenwölbte und jetzt eine ausgewählte kleine Geſellſchaft beherbergte, die um den mit weißen Linnen bedeckten, von dem „Rock" eben verſchwenderiſch mit allen möglichen guten Dingen beſetzten Steintiſch verſammelt war.

Der Webrfeiter ſchritt darauf zu. Als er eintrat, erhob ſich einer der Männer, die um den Tiſch ſaßen und ſtreckte dem Webrfeiter die Hand entgegen.

Guten Tag, Schulze! ſagte er — da ſind wir!

Guten Tag, Notarius, antwortete der Wehrfester Es freut mich, daß Ihr gekommen seid.

Ihr habt mich und die Annette eingeladen, und hier Herr von Tondern ist auch mitgekommen.

Ja, ich habe Euch wol eingeladen; aber ich fürchtete, Ihr kämet nicht.

Und weshalb sollte ich nicht kommen an einem solchen Tage, wie der heutige für Euch ist, Schulze?

Ich meine nur — als wir das letzte mal uns sahen . . .

Da zürnte ich Euch wegen des dummen Streichs, den Ihr zu machen ginget. Je nun, der liebe Gott hat die Dinge besser gewendet, als ich und Ihr hoffen durften, und deshalb denke ich, wir vergessen nun, was dazumal gesprochen wurde!

Der Wehrfester reichte dem Notar freudig bewegt die Hand, und der kräftige Druck derselben sagte Herrn Moorhahn, was des Schulzen Mund verschwieg.

Ihr seht, Wehrfester, fiel hier Reinhard Tondern lächelnd ein, der Notarius meint es nicht so übel, wie es aussieht — davon bin ich ein lebendes Beispiel. Er hat mir neulich förmlich die Thür gewiesen!

Das hattet Ihr auch verdient, nach meinem dummen Verstand, sagte der Wehrfester trocken.

Meint Ihr? antwortete Tondern lächelnd. Ich

habe mir aber doch das Herz genommen und bin wiedergekommen und habe ihm gesagt: Herr Moorhahn, entschuldigen Sie, ich habe noch etwas in Ihrem Hause zurückgelassen, und Sie werden wol nichts dawider haben, daß ich das hole?

Und was hattet Ihr zurückgelassen? fragte der Schulze.

Das, fuhr Tendern fort, fragte auch der Notarius, und da antwortete ich: Herr Moorhahn, es ist weiter nichts, als ein verliebtes Herz, das ich der liebreizenden Demoiselle Annette in Obhut gelassen habe und durchaus wieder haben muß, wenn die Annette mir nicht etwa einen Gegenstand von gleichem Werthe dafür cedirt. Und darauf hat der Herr Notarius gesagt, ich solle denn in Gottes Namen nur die Sache mit seinem Töchterchen selbst abmachen. Wie Ihr nun aber wohl denken könnt, Wehrfester, war sie zwischen uns allbereits so gut wie abgemacht, und so bedurfte es weiter nichts, als daß wir dem Notarius unsern friedlichen Vergleichsvorschlag vorlegten, den er dann auch kostenfrei mit seiner notariellen Beglaubigung versah.

Ei, ei, so seid ihr nun wol ein Brautpaar! rief der Schulze überrascht aus.

Das sind wir, Wehrfester, und will's Gott, über

ein Vierteljahr ſind wir juſt ſo weit, wie Euer Lambert und ſeine Braut heute!

Dabei ſchlang Tendern den Arm um ſeine erröthende kleine Braut, die neben ihm ſaß und vergebens ſtrebte, ſich ihm zu entwinden.

Nun, dazu gebe Gott ſeinen Segen! rief der Wehrfeſter aus. Und was macht Euer Freund, der Paul Brouckhorſt?

Der junge Baron Schlettendorf, wollt Ihr ſagen? Davon kann ich Euch berichten, Wehrfeſter; der iſt jetzt ganz allein in Schlettendorf, das heißt, wenn er nicht im Schloß des Herzogs iſt und ſeiner Prinzeſſin die Zeit vertreibt, was ihm nicht wenig Mühe koſten muß, denn er bringt ganze geſchlagene Tage bei dieſer Arbeit zu. Der alte Baron iſt nämlich nach Wien gereiſt und läßt ſeinen Paul dort zum Reichsgrafen machen.

Und dann heirathet er die Prinzeſſin?

Und wie, Wehrfeſter! Das ſollt Ihr gewahr werden, denn zur Hochzeit da werdet Ihr auch geladen. Es iſt auch unſere Hochzeit, der Paul und ich laſſen uns trauen an Einem Tage. Das ſoll einmal ein luſtiges Feſt werden — ich freue mich ſchon darauf, Herrn Meerbahn und Euch das Menuet tanzen zu ſehen.

Der Wehrfester schüttelte lächelnd den Kopf. Das wollen wir euch jungem Volk überlassen, sagte er. Wir, der Notarius und ich, werden schon ein stilles Plätzchen finden, wo wir von weitem hören, wie ihr lustig seid, während wir mit dem Glase auf alte Zeiten anstoßen und davon reden, wie der liebe Gott alles so wohl gefügt hat, besser, als wir denken konnten. Aber nun sagt einmal, bekommt der Paul denn auch das Herzogthum?

Später einmal gewiß.

Nun, so wollte ich nur, der alte Eggenrode könnte den Tag erleben, sagte der Wehrfester, wo sein Enkel, den sie nicht zum Baron von Schlettendorf wollten, der neue Herr wird über ein ganzes Herzogthum!

## Sechsunddreißigstes Kapitel.

Inhalt den Schluß und des Autors Abschied vom Leser.

Während nun der Webersester den Wirth bei seinen Gästen machte und dafür sorgte, daß sie nicht die Klage erheben konnten, es sei zwar für Speise und Trank vollauf gesorgt gewesen, aber es habe an der hinreichenden „Nothigung" gefehlt — während dessen war Tendern aufgestanden, hatte sich in das Haus begeben und eine Zeit lang dem Tumult der ländlichen Hochzeitsgäste zugeschaut. Die Musikanten waren eingerückt und man räumte jetzt, um die Tenne zum Tanze freizumachen, die Tische fort. Nur das Stück der langen Tafel, an welchem die Braut gesessen, hatte man noch stehen lassen — sie mußte ohne Gnade noch einmal herüber und legte, als Tendern herbeikam, eben diese Probe ihrer Gewandtheit abermals ohne Sträuben ab. Sie hatte damit ihre

Tüchtigkeit zur Hauswirthin und Lebensgenoſſin des wehrhaften deutſchen Mannes bewieſen, denn ohne Zweifel hängt dieſe Sitte mit den Kraftproben zuſammen, die einſt, zu der Väter Zeiten, von den Brautleuten gefordert wurden; wo die Braut Laſten ſchleudern und wettlaufen, der junge Mann ein Roß tummeln und Speere werfen mußte. Das Steigen über den Tiſch iſt heute noch der weſtfäliſche „Brautlauf."

Tendern ging dann zwiſchen den Gruppen der lärmenden Bauern umher, als ob er jemand ſuche, und endlich legte er ſeine Hand auf die Schulter eines jungen Burſchen.

Dieſer wandte ſich zu ihm um. Es war Hendrik Selke.

Biſt du noch nüchtern genug, daß man mit dir reden kann, Hendrik?

O ich meine ſchon! lachte Hendrik.

So komm mit mir.

Die beiden gingen auf den Hof hinaus. Hier ſchritt Tendern lange mit dem Burſchen auf und ab und ſchien eifrig mit ihm zu verhandeln. Dann entließ er ihn und ſuchte ſeine Geſellſchaft im Garten wieder auf, um ihr mitzutheilen, daß er am folgenden Morgen nach Marienborn zurück müſſe.

Deshalb verabſchiedeten ſich denn Herr Moorbahn

mit den Seinigen etwas früher, als man beabsichtigt hatte, von dem Wehrfester und seinem hochzeitlichen Hause; und am andern Morgen, in der frühesten Frühe, bestieg Reinhard Tondern den Braunen des Notars, den er sich hatte satteln lassen und ritt zum Stadtthor hinaus. Er nahm seinen Weg über Rellingstein, was zwar ein Umweg von einigen Stunden war; aber er hatte mit dem Forster Torgelo zu reden.

Als er glücklich auf dem Hofe seines alten Gastells hielt, kam Torgelo just von den Feldern zurück und eilig durch den gewölbten Thorweg dahergeschritten.

Ah, mein getreuer Verwalter, rief Tondern ihm entgegen, gut, daß Sie bei der Hand sind — ich habe Ihnen allerlei zu sagen, was Sie erfreuen wird.

Gnädiger Herr, versetzte Torgelo, sein Lederkäppchen in der Hand, und wollte fortfahren, als Tondern, vom Pferde springend, ihn unterbrach:

Lieber alter Freund, lassen Sie mir das beiseite — zu den gnädigen Herren im Lande gehöre ich nicht, wenn ich auch jetzt Baron von Rellingstein und Affenheim bin — denn sehen Sie, die haben mich dazumal, wie uns Herr Moorbahn erzählt hat, fallen lassen, weil ich mir mein Brot auf ehrliche Weise als Notargehülfe verdiente; und nun lasse ich sie wieder fallen und heirathe gar ihnen zum Aerger ein Notarstöchterchen.

Was, rief Torgelo aus — Sie wollen uns gleich eine junge Frau mit ins Haus bringen . . .

Das will ich, getreueſter meiner Vaſallen, und deshalb bin ich hier; ich will nämlich, lieber Torgelo, daß Sie aus der Umgegend ganze Scharen von Anſtreichern, Glaſern, Schreinern und Maurern zuſammentrommeln; daß ſie aufkaufen, was an Leinöl, Bleiweiß, Mörtel und Ziegelſteinen irgend zu haben iſt: und daß Sie dann ſofort die große Kalfaterung unſers vortrefflichen alten Caſtells beginnen laſſen, auf daß mir die Annette, wenn ich ſie heimführe, nicht mehr das kleine Schelmennäschen darüber rümpft! Laſſen Sie die Arbeiten anfangen in der Weiſe, wie wir es vor einigen Tagen, als ich zuletzt bei Ihnen war, beſprachen.

Ja, Herr von Tondern, verſetzte Torgelo betroffen, ſoll das denn gleich vorgenommen werden? Denken Sie denn nicht mehr an die Möglichkeit, daß Ihr Proceß in einer weitern Inſtanz . . .

Dafür, unterbrach ihn Tondern, iſt geſorgt, und dabei gab er ſeinem Verwalter einen derben Schlag auf die Schulter. — Was meinen Sie denn, wozu unſereins einen ſchlauen Notarius zum Schwiegerpapa und ſelbſt auch einiges Ingenium hat? Sehen Sie, wir haben die Herren vom Severinſpital um eine

freundſchaftliche Unterredung gebeten; darin haben wir ihnen mit großer Offenherzigkeit die Principien angedeutet, nach welchen wir die Rechnung über die Einkünfte und Nutzungen von unſern erſtrittenen Gütern aufſtellen würden, welche Einkunfte die Herren jetzt funfzehn Jahre lang bezogen haben und die ſie uns baar zu erſtatten verurtheilt ſind. Mit Zinſen und Zinſeszinſen, lieber Dorgelo, macht das ſo etwas wie hunderttauſend Thaler, und beim Anblick dieſer kleinen Ziffer haben ſich die Herren denn auch ſo entſetzt, daß ſie uns ſichtlich gebeten haben, einen Vergleich anzunehmen. Der iſt nun richtig zu Stande gekommen und abgeſchloſſen. Sie zahlen ein- für allemal in drei Terminen 15000 Thaler und verzichten dann auf jede Appellation und Berufung.

Nun, damit können Sie zufrieden ſein, rief Dorgelo froh aus.

Ich bin es auch; denn obwol ich ſicher war, daß die Berufung der Herren nichts gehelfen hätte, ſo iſt es doch am Ende eine zu guten Zwecken errichtete milde Anſtalt, mit der wir ſtritten, und damit geht man nicht gern zu ſcharf ins Gericht!

Auch iſt 15000 Thaler immer eine hübſche Summe, um die neue Haushaltung damit zu beginnen, ſagte Dorgelo lachend.

Es wird reichen, Förster, versetzte Tondern, und wenn wir auch viel Oelfarbe und Mauerkalk werden kaufen müssen, so wird doch hoffentlich genug übrig bleiben zu einer kleinen Gehaltserhöhung für den getreuen Verwalter, der nun auf einmal auch den Bauintendanten spielen muß!

Torgelo verbeugte sich.

Der Verwalter bedankt sich bei dem „gnädigen Herrn!" sagte er. —

Apropos, was macht Ihre Tochter, die Agnes?

Die Agnes schreibt mir melancholische Briefe. Sie will fort von Marienborn, wieder heim!

So so; nun, kann mir's denken, weshalb. Aber seien Sie ruhig über sie; ich will just dahin, nach Marienborn, und da will ich sie trösten, obwol ich eigentlich ein Hühnchen mit ihr zu rupfen habe. Doch davon ein andermal.

Wollen Sie denn gleich wieder fort? fragte der Verwalter.

Sobald der Braune sein Futter verzehrt hat! Geben Sie einmal und sehen Sie, wie er versorgt ist!

In der That war Tondern eine halbe Stunde später wieder im Sattel, und am Nachmittage noch langte er in Marienborn an. Dort sandte er, nachdem er Paul begrüßt und eine kurze Unterredung mit

ihm gehabt hatte, ſeine Karte dem Grafen von Spaville, der ſich ſeit dem Tage, welcher Paul die Freiheit gebracht, nicht mehr außerhalb ſeiner Zimmer hatte blicken laſſen, und, wie es hieß, an der Gicht krank war.

Tondern wurde angenommen und fand den Grafen der Länge nach auf einem Ruhebette ausgeſtreckt, und ſo warm und dicht in Decken und Kiſſen gehüllt, daß ſein gewöhnlich bleiches Geſicht davon hochgeröthet war.

Madame Henriette ſaß neben dem Ruhebette und las ihrem Gatten aus einem grünbroſchirten Buche vor, das weit mehr einem franzöſiſchen Romane, als einem jener Erbauungsbücher glich, welche Graf Antoine ſeiner kleinen Frau unlängſt aus ſo religiöſem Eifer empfohlen hatte.

Die Gräfin winkte Tondern, ſich niederzulaſſen.

Was verſchafft mir die Ehre, mein Herr von Tondern? fragte Antoine mit überaus verdrießlicher Miene.

Ich ſehe, Sie ſind unwohl, Graf, begann Tondern.

O, mein Mann leidet entſetzlich; er hat die heftigſten rheumatiſchen Schmerzen und das kalte Fieber obendrein! fiel Madame Henriette ein.

Herr von Tondern iſt wol nicht gekommen, eine

Krankheitsgeschichte anzuhören, sagte Antoine murrisch zu seiner Frau. Viel eher, sich zu allen seinen Erfolgen Glück wünschen zu lassen. — Sie haben einen großen Proceß gewonnen, höre ich!

In der That, ich habe einen Proceß gewonnen, und, was mich noch mehr freut, ich habe es zu Stande gebracht, die Schuldlosigkeit meines Freundes ans Tageslicht zu bringen. Bei dieser letztern Angelegenheit und Sie, Herr Graf, mir aber so wesentlich behülflich gewesen, daß ich komme, Ihnen zu danken.

Ich?

So ist es. Sie haben dabei sogar noch mehr gethan, konnte man behaupten, als ich. Sie wußten, es kam auf die Aussage des Schmugglers an. Dieser Mensch aber zeigte sich anfangs keineswegs bereit, zu thun, was wir von ihm wünschten. Trotz aller Beredsamkeit seines Bruders, den ich an ihn abgeschickt hatte, verweigerte er hartnäckig, vor dem Richter zu erscheinen und seine Geständnisse abzulegen. Sie, mein Herr Graf, mußten dies erfahren haben. Sie trieben die Selbstverleugnung nun so weit, ihm entgegenzugehen und mit großer psychologischer Feinheit bei ihm das in Anwendung zu bringen, was allein auf solche verhärtete und starre Gemüther wirkt. Sie nahmen den Schein an, ihn mit aller Gewalt zurückhalten zu

wollen; und indem Sie so seinen Trotz und seinen Widerspruchsgeist reizten, brachten Sie ihn dazu, daß er that, was er vorher entschlossen war, zu unterlassen.

Graf Antoine machte Augen, die immer größer und größer wurden, während Tondern, immer mit der bittersten Ironie, so redete.

Mille tonnerres! woher wissen Sie . . .?

Ich weiß alles, fuhr Tondern fort. Der Himmel wollte nicht, daß eine so schöne Handlung unbekannt bleibe. Der Bruder des Schmugglers, dem ich vor einigen Tagen seine Freiheit vom Militärdienst ankündigen konnte, hat mir diesen rührenden Charakterzug vom Grafen von Spaville erzählt.

Von mir?

So ist es!

Graf Antoine war trotz seiner Rheumatismusschmerzen in die Höhe gefahren und rief aus:

Mein Herr, ich begreife nicht, woher Sie den Muth nehmen, auf das Gerede von Menschen aus dem Pöbel hin mir Dinge zuzuschieben . . .

O mon Dieu, mon ami! rief Madame Henriette dazwischen, erhitze dich nicht, und dann plötzlich zornig gegen Tondern auffahrend, wie eine gereizte Truthenne, die alle ihre Federn aufsträubt, schrie diese kleine Frau:

Wissen Sie mein Herr, daß ich Sie unverschämt finde? Was wollen Sie, wer hat Sie hergerufen, wer gibt Ihnen das Recht, sich hier einzudrängen und meinem Manne Beleidigungen zu sagen? Augenblicklich entfernen Sie sich, dort ist die Thür!

Und dabei ballte Madame Henriette drohend ihre kleine Faust, und stampfte mit dem Fuße und schrie und emancipirte sich vollständig von der liebenswürdigen Anmuth, die sonst alle ihre Bewegungen beherrschte.

Madame, antwortete Tondern mit der größten Kaltblütigkeit, nie ist jemand grausamer verkannt worden, als ich in diesem Augenblicke. Ich komme als wahrer Menschenfreund hierher, um Ihrem Gemahl einen Rath zu ertheilen, den ich ihm nicht dringlich genug ans Herz legen kann; und Sie betrüben mich durch eine so falsche, für mich so schmerzliche Auslegung meiner edeln Absicht!

Ei mein Herr, was kümmert mich, was Ihre Absicht ist, schrie Madame Henriette dawider; ich will nichts von Ihren Absichten hören, gehen Sie zu Ihrem saubern Freund hinüber und schmieden Sie mit dem leichtsinnigen Geschöpf, das er verführt hat, Ihre Ränke; wir, mein Mann und ich, das lassen Sie sich gesagt sein, kümmern uns den Henker darum, wir

haben unſer gutes Recht für uns und werden uns von einer Clique abſcheulicher Intriguanten nicht darin irre machen laſſen. Und nun geben Sie, damit ich nicht Leute rufe, die Ihnen meinen Befehl deutlicher machen!

Dieſe Worte ſprach die zarte, liebe, kleine Frau immer noch mit hochrothem Geſicht und mit einer für nicht gehörkranke Leute überflüſſigen Anſtrengung der Stimme. Es war wunderbar, wie dies anmuthige Weſen, deſſen Exiſtenz ein ſtilles, klares Bächlein ſchien, welches graziös zwiſchen lauter blumigen Matten ſich dahinſchlängelt — wie dieſes Bächlein ſo plötzlich geſchwellt war und ſchäumte und tobte und den vollſtändigſten Koller bekommen hatte; und wie alle Anmuth dahin war, und alle die kleinen ſchlauen Manöverchen der Kokketterie, die Madame Henriette doch ſo allerliebſt ſtanden.

Reinhard wollte eben antworten, als Graf Antoine ſeiner kleinen Frau Schweigen auferlegte.

Sei ſtill und laß mich mit dem Herrn reden, Henriette, rief er. Ich begreife nicht, was du dich in die Sache miſchſt! Und zu Tondern gewandt, ſetzte er hinzu:

Mein Herr, Sie würden mich außerordentlich verbinden, wenn Sie mit den kürzeſten Worten erklären

wollten, was Sie veranlaßt, mich mit Ihrem Besuche zu behelligen!

Sehr gern, Herr Graf von Cyaville, versetzte Tondern. Um Ihnen deutlich zu werden, muß ich mich zunächst auf eine kleine Privatangelegenheit beziehen, die Ihrem Herzen und Ihrer herablassenden Humanität gleich viel Ehre macht, obwol sie mit so vielen edeln Handlungen auf Erden das Schicksal theilt, falsch ausgelegt zu werden. Sie kennen ein hübsches junges Mädchen hier am herzoglichen Hofe . . .

Ein junges Mädchen? fragte Madame Henriette hoch aufhorchend.

Sie heißt Agnes Torgelo, und Graf Antoine hat die Gnade gehabt, sich der Ausbildung dieser jungen Dame anzunehmen.

Antoine, was ist das für eine Geschichte? rief die kleine Gräfin erschrocken aus.

O sie ist sehr harmlos, diese Geschichte, Frau Gräfin, fuhr Tondern spottisch fort; das junge Mädchen wünschte französisch zu lernen, und Graf Antoine hat mit ihr „Paul und Virginie" gelesen.

Sie wagen zu viel, mein Herr von Tondern, fuhr der Graf todtenblaß vor Zorn und zähneknirschend auf.

Nicht doch, aber Sie wagten zu viel, Herr Graf, denn infolge dieser kleinen Zerstreuung haben Sie sich

einen Feind gemacht, der nicht ganz zu verachten iſt. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß Demoiſelle Agnes Dorgelo einen Verehrer hat an demſelben Manne, den Sie bereits einmal zu reizen ſo kühn waren, indem Sie ihm ein Meſſer in die Seite ſtoßen wollten, und daß dieſer Mann jetzt nicht eher ruhen wird, bis er ſich an Ihnen gerächt hat!

Auf dem Antlitze des Grafen Anteine malte ſich die äußerſte Betroffenheit.

Wie, rief er aus — der Schmuggler . . .

Johannes Selke trägt ſich mit einer romantiſchen Neigung für Agnes Dorgelo und wird Sie umbringen, ſobald er Ihnen begegnet. Wollen Sie Ihre kleine Freundin Agnes fragen, ſo wird ſie es Ihnen ohne Zweifel beſtätigen.

Madame Henriette hatte mit großen Augen bald den einen, bald den andern der Redenden angeſehen; jetzt rief ſie mit einem Tone aus, worin ſich faſt etwas wie Schadenfreude malte:

Da ſiehſt du, Anteine, in welche Lagen du dich bringſt!

Dieſe Lage iſt nicht eben verzweifelt, ſagte Tondern. Sobald der Herr Graf abreiſt, hat er nichts mehr von ſeinem gefährlichen Nebenbuhler zu fürchten.

Anteine ſchwieg eine Weile.

Wenn ich wüßte wohin, sagte er endlich mürrisch, so wäre ich schon längst nicht mehr hier, mein Herr von Tondern!

Nun, so hören Sie. Ich habe mit dem jungen Baron Schlettendorf Ihretwegen geredet. Da bei seiner Vermählung mit der Prinzessin der letztern die Nachfolge im Fürstenthum zugesichert wird, glaubt er trotz allem, was geschehen ist, Ihnen Rücksichten schuldig zu sein.

Er ist sehr gutig! fiel Anteine bitter ein.

Er läßt Ihnen deshalb rathen, fuhr Tondern fort, sich in Paris selbst um die Auslieferung der niederländischen Güter an Sie zu verwenden. Adressiren Sie sich dort an das Haus La Boulaye und Dejannic. Es wird Sie unterstützen. Wenn Sie dort ankommen, wird ein Brief des Barons mit seinen Aufträgen, was zu thun ist, dort bereits angelangt sein. Verbürgen kann er Ihnen die Sache nicht, aber er hält den guten Erfolg für sehr wahrscheinlich. Sollten in Paris noch Erklärungen, Verzichtleistungen oder Aehnliches vom Herzoge verlangt werden, so wird der Baron sich angelegen sein lassen, diese für Sie zu erwirken. Sie sehen, er denkt wie ein wahrer Edelmann!

Ich sehe nur, daß man sehr begierig ist, meine Abreise von hier zu beschleunigen.

Ich bin weit entfernt, das zu leugnen.

Graf Antoine schwieg wieder eine Weile.

So mag es denn sein, sagte er dann. Ich wußte durchaus nicht, was mich länger hier fesseln konnte. Eine offene und gerade Seemannsnatur, wie die meine, ist nicht dazu gemacht, sich unter Wilddieben und Intriguanten wohl zu befinden!

Ja, mein Herr, brach hier Madame Henriette, die, wie es schien, sich gar nicht beruhigen konnte, wieder los: seien Sie sicher, daß wir sehr bald einem Lande den Rücken kehren werden, wo man redliche und uneigennützige Menschen, wie ich und mein armer Mann sind, so schändlich um ihre heiligen Rechte betrügt. Gehen Sie, gehen Sie zu Ihrem Könige und sagen Sie ihm, daß wir ihm sehr viel Glück wünschen zu all den Herrlichkeiten, die ihn erwarten und uns über die Art und Weise, wie er dazu gekommen ...

Madame, unterbrach Teuteru rasch, um eine Rede der kleinen Frau, welche unparlamentarisch zu werden drohte, abzuschneiden — ich werde ihm weiter nichts sagen, als daß Sie versprachen abzureisen und sich zu hüten, Beschuldigungen auszustoßen, welche allen guten Absichten des Barons Schleuderer für Sie und Ihren Gemahl ein rasches Ende machen würden!

Und damit eilte sich Teuteru schnell, sehr befrie-

rigt über den Erfolg seiner Unterhandlung, machte gegen die Gräfin und gegen den Grafen eine höchst ceremonieſe und tiefe Verbeugung und ging, um das reckliche und uneigennützige Ehepaar seinen Betrachtungen und seinen Reisezurüstungen zu überlassen.

Und hiermit haben wir unsere verehrten Leser bis zu einem Punkte geführt, wo wir getrost ihrer Phantaſie anheimgeben können, sich die Lebenslagen auszumalen, in welche von nun an unsere Freunde eintreten. Sie werden sich denken können, wie Paul Schlettendorf mit energischer Hand die Angiure'schen Verhältnisse ordnet, und das, was das Glück ihm gegeben, doch auch wieder sich selbst zu verdienen weiß, indem er es schaffend mehrt, erhält und zu seiner Geltung bringt; wie er selig ist an der Seite einer jungen Gattin, über deren reichen und lebhaften Geist das Glück den Frieden und die Ruhe breitet, in welchen die verborgenen Schätze eines Gemüths sich erschließen, das durch einen, wenn auch vorübergegangenen, doch tiefen Schmerz um so inniger und gewahrter geworden ist.

Sie werden sich auch Reinhard von Londern denken können, wie er auf dem restaurirten Rellingstein

mit seiner lieben kleinen Annette kann, die mit rastlosem Eifer das herzliche Hausmutterchen macht, und von früh bis spät in dem Vergnügen schwelgt, welches ihr eine große, sehr praktisch und vernünftig betriebene Landwirthschaft verursacht, von welcher Proben in Gestalt ausgezeichneter „Ackerbauprodukte", wie Corporal Plantevigel sich ausdrückt, von Zeit zu Zeit in die Stadt, in das Haus des Notars wandern. Hier im Schatten des alten Thurms werden sie dann von dem Freundeskreis von alten Herren mit großer Anerkennung verzehrt, und dienen dazu, jene gemäßigte Melancholie zu mildern, welche durch die Erinnerung an die alten Zeiten im Gartensaale Meerhaus's herrschend erhalten wird.

Nicht immer freilich ist Annette von Lenkern, die kleine gnädige Frau von Rellingstein, im Stande, sich mit gewohnter Lebhaftigkeit ihrer Theilnahme an allen Vorgängen und Ereignissen in sämmtlichen, den ökonomischen Belangen gewidmeten Räumen ihres Edelhofs hinzugeben. Es treten Tage ein, wo Rücksichten sie davon abhalten, die mit der wünschenswerthen Zartheit angedeutet sind, wenn wir sagen, daß sich gleichzeitig Lenkern veranlaßt sieht, in seinen Stammbäumen und Familienpapieren nach den christlichen Taufnamen seiner würdigen Vorfahren zu for-

ſchen, wobei ſich denn herausſtellt, daß „Heydenreich" derjenige iſt, der weitaus am öfteſten vorkommt; und da er auch Annetten gefällt, ſo wird er endlich nach reiflicher Ueberlegung gewählt und feſtgehalten für den erwarteten Erben!

In dem berührten Zeitpunkt aber, der Annettens häusliche Wirkſamkeit lähmt, tritt mit befriedigender Umſicht eine andere junge Dame unſerer Bekanntſchaft an die Stelle der kleinen gnädigen Frau. Wir meinen das ſchwarze, unter dem Einfluß des literariſchen Weſens jener Zeit ein wenig zur Schwärmerei geneigte Melunchen. Agnes Torgelo iſt zu ihren Penaten heimgekehrt, bereichert an Wiſſen und Lebenserfahrung. Was ſie über den Grafen Anteine alles noch hören müſſen, hat ihr einen großen Abſcheu gegen die Männer eingeflößt. Sie ſieht ihren Troſt in den „ſchönen Büchern", welchen ihre ſämmtlichen Mußeſtunden gewidmet ſind, und mit denen verſehen ſie an Sonntagnachmittagen einſam in den Wald von Rellingſtein wandelt, nicht ſelten jener verhängnißvollen Stelle zu, wo ſie einſt den verwundeten Wilderer ins Leben zurückrief, der jetzt weit jenſeit des Meeres, in den holländiſchen Colonien weilen ſoll.

Aber, frägt uns der Leſer, nachdem wir nun dies von dem Schickſal der neuen Herren auf Marienborn

und Schlettendorf und auf Rellingstein erfahren, möchten wir noch eins hören: wie wurde es mit den eigentlichen „neuen Herren"?

Theurer Leser, wir bedauern, dir auf diese nicht ganz unverfängliche Frage gestehen zu müssen, daß eigentlich nicht viel Gutes darüber zu berichten ist. Es dauerte die ganze neue Herrlichkeit nämlich nur noch zwei, drei Jahre — da wurde die vom Hauptmann Uhlenhorn verfochtene Prophezeiung buchstäblich erfüllt. Man erhob sich eines Morgens — es war am 18. October 1848 — und fragte sich erstaunt: wo sind sie geblieben?

Sie waren fort. Aber andere Herren kamen nach ihnen, Herren, die regierten wie König Rehoam nach dem Könige Salomo. Da erkannte man, was man verloren, und dankte Gott, als nach sieben Jahren unseliger Fremdherrschaft die Unterdrücker vor den preußischen Bajonneten flohen, und als diese wieder da waren, lobte man inbrünstig seinen Schöpfer und rief man aus voller Brust: Willkommen den neuen Herren!

# Lebenserinnerungen.

# Lebenserinnerungen.

Von

Levin Schücking.

Erster Band

Breslau.
Druck und Verlag von E. Schottlaender.
1886

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Erſter Band.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Die Knabenzeit | 1 |
| Jugendleben | 85 |
| Am Bodensee | 150 |
| Am Mondsee | 187 |
| Am Rhein | 221 |

# Die Knabenzeit.

## I.

In den Uffizien zu Florenz iſt ein ganzer großer Saal ſchönen Porträts gewidmet, worin man ſieht, daß faſt alle Maler einmal mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kunſt ſich ſelber gemalt haben. Von den Schriftſtellern ſind viele, aber durchaus nicht alle, dadurch ihrem Beiſpiele gefolgt, daß ſie ſich der Welt autobiographiſch dargeſtellt haben. Bei ihnen ſind freilich auch, wie das längſt und oft geſagt iſt, ihre eigentlichen Porträts ihre Werke: dieſe ſind der beſte Ausdruck ihres Weſens, die Ausprägung deſſen, was ſie geweſen und innerlich verarbeitet, erlebt und mit ſich ausgekämpft haben. Nur iſt leider der flüchtig leſenden und raſch vergeſſenden Welt nicht zuzumuthen, daß ſie ſich mit ſinnigem Verſtändniß aus des Autors Werken ſeine geiſtige Phyſiognomie con-

ſtruire. Und dann, gehört nicht auch ein Rahmen zum Bilde — der Rahmen, den allein der äußere Lebensgang giebt? Das jedenfalls, und mit ihm ſollte keiner zurückhalten. Was den meinen angeht, ſo ſei er hiermit nach dem Wunſch des Herausgebers dieſer Blätter für ſeine kleine Uffiziengalerie von „peintres peints par eux-mêmes“ bereitwillig abgeliefert. — Er iſt gern gemacht. Denn wie auch das Material zu ſolcher Arbeit beſchaffen ſein mag, ſo liegt doch etwas Stählendes, Erquickendes, Wohlthätiges in der Beſchäftigung damit. Indem man auf ſein Leben zurückblickt, wird man ſich klarer ſeines eigenen Weſens bewußt: es iſt eine Uebung in der Feſtigkeit und in der Treue gegen ſich ſelber. Man gräbt ſein Beſtes, ſein Urſprüngliches und Eigenthümliches, ſein eigenes reinſtes Leben aus all dem Wuſt und Staub wieder auf, den die Welt darauf geſchüttet hat, und indem man zu ſich ſelbſt zurückkehrt, findet man neu in ſich ſeine Jugendlichkeit erweckt, fühlt ſich in einen Nachglanz der ſonnigen Jugendzeit, die am Ende doch eines Jeden ſchönſte Habe iſt, zurückverſetzt.“

Ich habe vor Jahr und Tag mit dieſen Worten eine auf äußere Veranlaſſung geſchriebene kurze Skizze

einer Lebensbeschreibung eingeleitet. Aber es ist leicht erklärlich, daß man, zu einer gewissen Stufe des Alters gelangt und nun einmal zu einer solchen Arbeit hingeleitet, nicht bei einer flüchtigen Skizzirung stehen bleiben mag, sondern sich innerlich gedrängt fühlt, den Roman seines Lebens mit einer, wenn nicht epischen Breite, die der Stoff vielleicht nicht verdient und vor der abschreckende Beispiele warnen, aber doch mit einer genügenden Ausführlichkeit zu erzählen. Man ist mit den Resultaten seines Lebens nicht übermäßig zufrieden, man hat gegen allerlei Tücke seines Schicksals, das stets die schönsten Gelegenheiten, sich groß und edel gegen uns zu zeigen, versäumte, gar mancherlei auf dem Herzen; aber man sieht über das Ganze sich doch etwas von dem poetischen Duft legen, den die Entfernung giebt, und indem man dieser Poesie nachgeht und bei ihr schildernd verweilt, findet man den besten Trost für das, was eben nicht poetisch in unserem Leben war. Dazu kommt die Erinnerung an so viele redliche Seelen und edle Gestalten, so viele befreundete Erscheinungen, an denen man im Leben vorübergeschritten, denen man näher getreten ist und die, indem sie in's Reich der Schatten niedersanken, ein Stück von uns selbst mitgenommen haben.

Es drängt uns, von ihnen, an die wir nicht ohne ein Aufwallen des innersten Gemüths denken können, zu erzählen, und für ihr Bild die Herzen derer zu erwärmen, an denen wir zunächst theilnehmende Leser zu finden hoffen. Und wenn dann auch das Bewußtsein hindern wollte, daß man ja nie viel Großes und Denkwürdiges erlebt, so kommt es darauf auch weiter nicht an, weil jedes Menschenleben seine geistige Bedeutung hat, jedes individuelle Loos seine Spiegelung der Allen gemeinsamen Gesetze und jeder Lebenslauf seine große Moral vom Walten der „Vorsehung" oder, wenn man lieber will, der sittlichen Mächte. Und gerade in dieser wunderbaren Einknüpfung des Ewigen in das Individuelle liegt ja der beste und schönste Theil der Poesie, welche sich über ein Menschenleben ausbreitet.

Zum Beginn muß ich nur um die Erlaubniß bitten, das, was ich an jener anderen Stelle über meine erste Knabenzeit erzählt*), vor dem Leser hier ganz im alten Gewande erscheinen zu lassen, statt ihm mühsam ein neues anzuziehen, ohne Sicherheit, daß es dadurch besser oder

*) S. P. Lindau's „Gegenwart", Nr. 37 u. 38, Jahrg. 1874.

auch nur kürzer würde, wie ich es über diese Zeit vor Allem sein möchte. Denn je mehr uns diese Knabenzeit mit ihren tiefen und unverlöschlichen Eindrücken am Herzen liegt, desto leichter werden wir verführt, ihr in unseren schriftlichen Erinnerungen einen zu breiten Raum zu gewähren, statt uns mit der Zeichnung dessen zu begnügen, was wirklich Einfluß auf unsere Entwickelung ausübte. Die Zeit, wo die junge Menschenseele sich in die weite freie Welt hineinlebte und, höher und höher wachsend, in immer weitere Kreise hinausschaute, um deren Horizont sich leise die Ahnungen des Unendlichen mit ihrem goldnen Schein legten — dies Wachsthum der jungen Seelenpflanze ist ja eigentlich bei Allen so ungefähr dasselbe. Erst wenn das Leben mit seinen Aufgaben uns erfaßt, werden wir aus dem freien Boden der Natur in die enge Scherbe des besonderen Schicksals versetzt. Und — was das Wichtigste ist — ob viel Schatten oder viel Sonne auf unsere ersten Tage gefallen, ist bald und mit wenigen Zügen geschildert.

Es ist auf meine Jugend ziemlich viel Sonne gefallen, denn sie war sehr frei und ungebunden bis zu meinem 15. Lebensjahre, wo mich der strengere Schul-

zwang erfaßte. Wie ich aufgewachſen bin, davon könnte ich am kürzeſten dadurch eine Vorſtellung geben, daß ich ſagte: denke ſich der geneigte Leſer, ich ſei als das Kind eines Forſtmannes geboren. Damit ſtellt dann ſeine Phantaſie, ohne weiterer Nachhilfe zu bedürfen, ſchon ganz von ſelber die richtige Decoration der Bühne zurecht, auf der ich meine Knabentage bald ſtill verträumt, bald mit gewaltiger Geſchäftigkeit und unermüdlichem Thätigskeitstriebe zugebracht habe. Zunächſt den Wald mit ſchönen Edeltannen, durchzogen von breiten Laubholzalleen; dann die herrſchaftliche, alte, ſchon vor hundert Jahren erbaute Dienſtwohnung, geſchmückt mit Wappen und allerlei ſchön ausgehauenen Jagd-Emblemen; und ringsumher die kühlen Schatten hoher Baumwipfel. Es iſt ein neidenswerthes Sommerleben unter ihnen, aber einen gründlichen erſchreckenden Decorationswechſel bringt der Winter, wenn in den Alleen das hoch aufgeſchichtete Laub unter den Füßen raſchelt und der Sturm um die alten Eſſen heult, die dürren Wipfel ſchüttelt und durch die armen geplagten Tannenzweige pfeift, die, weil ſie nicht entblättert ſind und noch alle ihre feinen Nadeln haben, ſeiner wilden Bosheit vorzugsweiſe ausgeſetzt ſind und ohne Aufhören ihre lan-

gen niederhängenden Aeſte, um ihn abzuwehren, ſchwingen — wie ein armes Pferd, das raſtlos die peinigenden Stechfliegen abwehrt. Dieſe Winterbilder haben mir einen beſonders tiefen Eindruck gemacht: wie der Winterwind heult, weiß ja auch ein Stadtbewohner gar nicht, und wie die weite Haide und das unendliche Moor unter dem Leichentuch des Schnee's ausſehen, wenn man durch die durchſichtig gewordenen Wallhecken, die den Wald umgeben, über ſie fortblickt, das wiſſen nur wenige meiner Leſer, denn nur wenige kennen eine Haide und Moorwelt wie die, in deren Mitte, wie eine Oaſe in der Wüſte, der alte ſchöne Park von Clemenswerth ſich erhob, der verſteckteſte Winkel im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation.

Ja nur Wenige kennen ſie, ſolch eine Haidewelt mit ihrer farbloſen Unendlichkeit, ihren Mooren und Sanddünen, ihren merkwürdigen zahlreichen „Hünenſteinen" oder Dolmen, und ich will nicht behaupten, daß die Welt viel dadurch verliere, daß ſie ſie nicht kennt. Und doch jetzt, wo ich das braune Sepiabild dieſer Jugendheimath wieder vor mir ſehe und in der Erinnerung meine Blicke ihre weiten Flächen überſchweifen, läßt ein gewiſſer ernſter

und melancholiſcher Reiz des Bildes dieſe Blicke darauf haften — auf dieſen lautloſen Ebenen, welche die Erica mit ihrer ſchönen violetten Blüthe bekleidet, und da, wo der helle Sand durchſchimmert, der hellgelbe Ginſter fleckt: auf dieſen kleinen inſelartigen Buchen- und Eichenhainen, den Reſten erſtorbener Waldſtrecken, und den kleinen Teichen, in deren Riedgras die Krickente niſtet, und auf deren ſchwärzlicher Waſſerfluth die Blätter und kugelrunden Knospen der Seelilie liegen. Wie gebannt folgen die Augen den ſandhellen, in die Ferne ſich ziehenden Wegen, die über die Haide ſchweifen, launenhaft bald nach rechts, bald nach links ſich werfend, wie ein haltloſes, ohne Ziel ſchweifendes Menſchenleben durch öde Einſamkeit irrt. Mich ſelbſt ſehe ich wieder, die leichte Vogelflinte neben mir, oben auf der Platte des Hünenſteins liegen, mit dem Kopfe auf der filetgeſtrickten Jagdtaſche — einem Product meiner eigenen Hände — und hinausblickend in die Weite, die keine Grenze haben würde, wenn nicht über dem nächſten Moore der blaue „Haidemann" aufſtiege und ſeine dunſtige Wand emporzöge: oder hier und da das Auge auf ein im grünen Beringe ſeiner Bäume inſelartig daliegendes Dorf ſtieße, in deſſen Mitte ein ſpitzer Kirchthurm ſich erhebt.

Die Macht des Reizes, welche auch die schmuckloseste und bescheidenste Heimath auf unser Gemüth übt, ist eben groß. Und dann ist mir bei der Rückkehr in der Erinnerung zu dieser Scenerie auch ein wenig zu Muthe, wie einem Dichter zu Muthe sein mag, der lange einem gründlich undankbaren und widerspenstigen Stoffe seine begeistertste Hingabe und seine besten Kräfte gewidmet hat, der allen Fleiß an ihn wendete, ohne ihn am Ende doch zu etwas Tüchtigem gestalten, ihn sich nur innerlich recht aneignen zu können. Ich habe als Knabe an diesen Boden, um ihn mir zu beleben, um auf dies weite Podium mit seinen grauen Wolkenfuffiten Gestalten zu stellen und eine Handlung darauf zu bringen, die schönsten Schwärmereien, Träume und Phantasmagorien gewendet. Wie dankbar habe ich ihm die wenigen, aber tiefen Eindrücke, welche er meiner knabenhaften Phantasie entgegenbrachte, dadurch vergolten, daß ich Alles auf ihn bezog, Alles in ihn hineintrug, was mir damals groß und schön, was mir Poesie schien! Ich rief Ossians Gestalten herbei und ließ sie durch die flockigen Nebel der schmalen Wiesenthäler schweben. Wenn der Sturm über die Haide fuhr, hörte ich in seinem Rauschen die wehklagenden Stimmen der nordischen Wal-

tyren, oder den Taisk, den Schrei dunkler Mächte, der todkündend über ein Hebrideneiland gellt; in den Abendwolken, welche ſich goldumſämt über dem Horizont thürmten, erblickte ich Asgards leuchtende Zinnen, die Götterburg der ewigen Aſen. Unter der breitgeäſteten Buche, die mit ihrem Laube den Hünenſtein überſchattete, ſah ich im Geiſte den Hohenprieſter, der gefangene Römer dem Thor ſchlachtet, während das Widderhorn an den Stämmen des heiligen Waldes widerklingt! — Und das iſt nun freilich Alles umſonſt geſchwärmt, geträumt, verſchwendet — mit vollen Händen iſt der Reichthum einer glücklichen Knabenzeit vergeudet, nichts iſt geblieben als — ein aufgegebener, undankbarer Stoff, der verlaſſen iſt von meinem Denken und Empfinden, und den ich nie wieder zu ſehen erwarte. Aber ich will ihn nicht anklagen — ich fordere auch meine Schätze nicht zurück — die Geſtalten Oſſians, die Widderhörner germaniſcher Opferprieſter, die nordiſchen Götterjungfrauen und Alles, was ich meinem fernen armen heimathlichen Boden zutrug und beſcheerte, ſollen ihm von ganzen Herzen geſchenkt ſein — denn in der That, ich wüßte heute nicht mehr, was damit beginnen! Auch kann ich mich tröſten mit dem Schickſal eines größeren, denn

ich. Weiland Seine Hochfürſtliche Durchlaucht Clemens Auguſt, Herzog in Ober- und Niederbaiern, Kurfürſt von Köln, des heiligen römiſchen Reiches Erztanzler durch Italien, Legatus natus des heiligen apoſtoliſchen Stuhles ꝛc. ꝛc. ꝛc., hat einſt an denſelben Boden und Erdfleck am Ende doch noch mehr und ſchwerere Sätze gewendet, und das Alles auch ihm laſſen und verlaſſen müſſen — doch davon im nächſten Capitel.

## II.

„Meine engere Heimath" iſt ein den Deutſchen geläufiger Begriff. Auch ich hatte eine noch engere Heimath als das braune Haideland, von dem ich geredet habe, und dies iſt die ſchon oben erwähnte Oaſe unſerer Wüſte. Es iſt ein ſchönes kleines Schloß, inmitten eines dunklen Parkes, den hohe, hundertjährige Linden, Buchen und ſchlanke rieſige Edeltannen bildeten — das Ganze die Schöpfung einer bizarren Laune, einer verſchwenderiſchen Fürſtenhand, eines Mannes von lebhafter und glänzender Phantaſie, die nicht müde wurde, ſich in großartigen und ſchönen Baudenkmalen zu verewigen.

Inmitten des beſchriebenen Landſtriches, ganz im

Norden des Münſterlandes, in der Nähe des Hauptdorfes des „Hümlings“ hatte einſt ein wüſtes Terrain ſich ausgebreitet, bedeckt mit Krüppelholz, dem Reſte früheren Hochwaldes; in dieſem Buſchwerk auf der Höhe einer leis anſchwellenden Erdwellung ſtand ein verwitterndes Holzkreuz, die Stelle zu bezeichnen, wo vor langen Jahren ein Menſch erſchlagen worden. Dieſe Stelle hatte ſich der Kurfürſt von Köln und Fürſtbiſchof von Münſter, Clemens Auguſt aus dem Hauſe Baiern, auserwählt, um dort ein Schloß zu bauen. Ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, hatte er beſchloſſen, hier eine Zeit des Jahres zuzubringen, um der Waidluſt zu pflegen; große Rudel vortrefflichen Hochwilds bevölkerten die Gegend, in der zugleich die Parforcerenner und Meuten vollen Spielraum fanden, ſich feſſel- und ſchrankenlos zu ergehen. „Wir wollen ihm ein anderes Kreuz ſetzen,“ hatte der Fürſt mit Bezug auf den Erſchlagenen geſprochen: und das Schloß, das jetzt unter der Leitung eines berühmten Architekten, unter den Händen Tyroler Maurer und Steinmetzen und italieniſcher Bildhauer und Stuccateure entſtand, ſtieg in der Geſtalt eines Kreuzes in die Höhe: ein Corps de logis von acht gleichgroßen Seiten, denen vier kleine Flügel wie die Balken eines Kreuzes angefügt waren.

Und als ob es an dieſer einen bizarren Idee nicht genug, ſo wurde durch den Bau noch eine andere verwirklicht. Um das eigentliche Schloßgebäude nämlich wurden acht Pavillons geſtellt: ſo ſollte das ganze noch ein Kegelſpiel darſtellen, mit dem Schloß als König in der Mitte! Ich muß geſtehen, ich habe dieſe letztere ſinnreiche architektoniſche Idee nie herausfinden können: die Pavillons ſtanden nämlich ganz einfach rund im Kreiſe umher. Ein geräumiger Platz ſchied ſie vom Schloſſe: zwiſchen je zwei und zwei von ihnen begann eine breite Lindenallee, welche durch den Park führte. Jeder der Pavillons führte ſeinen beſonderen Namen, der an eines von den Hochſtiftern, deren Inſuln und Fürſtenkronen ſich auf dem Haupte des mächtigen Herzogs aus Ober- und Niederbaiern vereinigt fanden, erinnerte. Der erſte hieß Münſter, der zweite Osnabrück, der dritte Hildesheim, der vierte Paderborn, der fünfte Köln, der ſechſte Mergentheim, wegen des Hoch- und Deutſchmeiſterthums, der ſiebente Corvey, der achte bildete die Schloßcapelle mit einem Kapuzinerkloſter dahinter, an das ſich der weite Kloſtergarten mit ſeinen immer grünen Pyramiden und Thürmen aus künſtlich geſchorenem Taxus anſchloß.

Außer den erwähnten neun Schloßgebäuden war nun noch ein zehntes da — und bei dieſem muß ich länger verweilen. Es erhob ſich zur Seite der großen Allee, die zum Dorfe führte, und bildete den Marſtall: erbaut in der Geſtalt eines Halbmonds, enthielt es unten geräumigen Platz für mehr denn hundert Pferde. Ueber den Stallräumen aber, im erſten Stock und in den Manſarden, war die Wohnung des kurfürſtlichen Oberſtallmeiſters eingerichtet geweſen — nämlich „Sr. Excellenz, des Freiherrn Ignatz Felix von Roll zu Bernau, des deutſchen Ordens Ritters, Landcomthur der Ballei Coblenz, Sr. kurfürſtlichen Durchlaucht zu Köln Oberſtſtallmeiſter, Oberſtfalkenmeiſter, General-Adjutant der Parforce-Jagd, und Obriſt über Hochdero erzſtift-kölniſche und hochſtift münſterſche Cavagleria".

Dieſe Wohnung, in welcher ſeit etwa einem halben Jahrhundert die Sporen dieſes geſtrengen Herrn und ſeiner Amtsnachfolger nicht mehr geklirrt hatten, auf deren Corridoren und Böden Schaaren von Iltiſſen ſich tummelten, wurde im Jahre 1814 hergerichtet und wieder in wohnlichen Stand geſetzt für ein blutjunges Ehepaar, das, aus der Landeshauptſtadt Münſter ſtammend, von ſeinem Schickſal in dieſe Gegend geführt worden.

Dies Ehepaar waren meine Eltern.

Mein Vater war nämlich nicht, wie ich es oben den Leſer vermuthen ließ, ein Forſtmann, ſondern ſeines Zeichens ein Juriſt. Zur Zeit der Franzoſenherrſchaft hatte er ſeine Vaterſtadt Münſter verlaſſen, um in einem entlegenen Ort an der Ems Friedensrichter zu werden. Dann als dieſer ganze Landestheil dem Königreich Hannover zugefallen, hatte man ihn hier in Clemenswerth, im ultima Thule des alten Stiftslandes, als Richter angeſtellt — über einen Sprengel von zwölf Quadratmeilen — und mit der Erlaubniß, ſich und ſeinen Jurisdictionsapparat, der aus einem grün überzogenen Tiſch und einer rothausgeſchlagenen sella curulis beſtand, in einem der Schloßgebäude unterzubringen. Und ſo zog denn in die verlaſſenen, holzgetäfelten Zimmer und Kammern meiner Eltern beſcheidener Hausrath ein — zugleich aber auch ein anſehnlicher Vorrath von Büchern, unter denen corpus juris und andere Infolios durchaus nicht den erſten Platz einnahmen, ſondern die Literatur der Zeit anſtändig vertreten war: ſogar ein von Klopſtocks, des damals vergötterten Dichters, eigener Hand geſchenkter Meſſias war darunter, in rothen Saffian mit Goldſchnitt gebunden —

meiner theuren Mutter liebſter Schatz, den ich ihr doch den Herzenskummer angethan habe, nie zu leſen, ſelbſt wenn ſie mir erlaubte, ihn als Gebetbuch mit in die Kirche zu nehmen.

Meine Mutter nämlich —

Aber kann man der Welt von ſeiner Mutter reden? Von einer Mutter, wie ſie war? Ihr rührend ſchönes Bild hängt über dem Tiſch, an dem ich dies ſchreibe, und es iſt mir, als ob ihr großes, wunderbar großes blaues Auge mit dem trauervollen Ernſt und der unendlichen Tiefe des Blicks mir ſagte: du haſt ganz Recht, das geht nicht und deshalb verſuche es nicht. Und ſo will ich auch deſſen nicht erwähnen, was Andere zu ihrem Preiſe geſchrieben und geſungen haben; es genügt, wenn ich ſage, daß ſie, die kleine, zarte, in all ihrem Weſen die lauterſte Seelenanmuth ausſtrahlende Frau eine ganz hervorragende Dichtergabe hatte, aber ſtets nur widerſtrebend auf meines Vaters Wunſch einzelne ihrer Gedichte in den Muſenalmanachen und Journalen der Zeit pſeudonym abdrucken ließ.

Ueber ihre Herkunft und Entwickelung ſei nur erwähnt, daß ſie als die älteſte Tochter eines ſpäter mit Kindern

noch reich geſegneten fürſtbiſchöflichen Richters geboren war, der damals von der Landeshauptſtadt aus in die Städtchen und „Wiegbolde“ wanderte, wo er, daſitzend wie der Richter im Sachſenſpiegel und als Schöffe eine große, treue Dogge neben ſich, ſeine Gerichtstage abzuhalten hatte; und daß ſie durch ihn aus einer Familie ſtammte, die nach ihren Traditionen mit dem originellen Humaniſten Hermanns Buſchius zuſammenhängen wollte. Und wie dieſer Vorfahr Hermann von dem Buſche am Ausgange der Zeit ſteht, in welcher das arme verſchriene Münſter ein großer und berühmter Born und Quellort der humaniſtiſchen Geiſtesſtrömung war, ſo erhielt meine Mutter ihre erſte Geiſtesnahrung und Richtung von einer zweiten Periode erregten geiſtigen Lebens und hingebender Theilnahme und Mitarbeit an den Zeitgedanken und der Literatur, die in der Geſchichte dieſer Stadt zu verzeichnen iſt. Man kennt den Kreis des hell- und großdenkenden Miniſters Fürſtenberg und jener wunderlichen Heiligen mit dem unſtät ſuchenden Herzen, der Fürſtin Galitzin, in dem Hamann, Jakobi, auch einſt Goethe erſchien, und der aus der anfänglichen philoſophiſchen Freiheit ſpäter in eine ſehr katholiſche Gebundenheit verfiel. Meine Mutter

war damals fast noch ein Kind, aber die geistigen Einflüsse jenes Kreises fanden ihren Weg zu ihrem lebhaften Wissensdurst und dem verlangenden Seelenleben des jungen Mädchens mit den großen Augen und mit der reichquellenden Dichterader. Was Wunder, daß unter diesen Umständen die großen Heiligen jenes Kreises, in der Poesie Klopstock und die Göttinger, in der Philosophie Jakobis Schriften auch ihre geistigen Autoritäten wurden! Aber auch von Rousseau wurde jene Zeit mächtig beeinflußt: so wurde denn auch der Emile ihr eine große Autorität und seine Grundsätze haben sich, ich fürchte ein wenig verhängnißvoll, auch in meiner Kindheit geltend gemacht — insofern die Erziehung zu den stillen Tugenden der Anspruchslosigkeit, Selbstverleugnung und Bescheidenheit von neueren Philosophen als nicht ganz die richtige Abrichtungsmethode für den einen eisernen Willen, zähes Selbstgefühl und Schneidigkeit verlangenden Kampf um's Dasein nachgewiesen ist. Ich habe als Kind meine Eltern sehr oft von dem Emile reden hören und erinnere mich sehr gut, daß er mit all den Abhärtungslehren, die dabei zur Sprache kamen, mir ein recht widerwärtiges Buch schien. Später wurde neben Jean Paul vor Allem Goethe der

große Autor für meine Mutter — sehr früh gab sie mir dessen Wahrheit und Dichtung zu lesen, da sie den Grundsatz hatte, man dürfe Kindern auch Lectüre geben, die noch über ihren Horizont gehe, damit ihr geistiges Verständniß hineinwachse. Sie hing mit einer großen Innigkeit des mütterlichen Gefühls an mir, mit einer unausgesetzten Sorgfalt; sie unterrichtete mich abwechselnd mit dem Vater in den Hieroglyphen, die den ersten Schlüssel zu aller Weisheit bilden und die mir so schwer zu lernen wurden; — und dann vor ihrem Clavier in den Anfängen musikalischer Bildung, bei der sie jedoch nach einiger Zeit inne hielt, wohl nicht ohne den stillen Stoßseufzer: Lasciate ogni speranza. Aber trotz dieser Zärtlichkeit war sie nicht ohne gewisse Strenge. Regungen des Gemüths schien zu verschließen lag immer und blieb auch damals, wo die Thränenschauer der sentimentalen Epoche die Atmosphäre noch mit einem feuchten Niederschlag füllten, in der Weise und Gewöhnung des Westfalen, der so kaum zu einer lebhaften Dankesäußerung die Lippe öffnet; und daß Kindern nicht viel Lob gespendet, nicht Liebe gezeigt werden dürfe, steht das nicht auch in diesem verwünschten Emile vorgeschrieben?

Was Jean Paul anging, so traten in dessen Roman

derung meine Mutter und mein Vater zuſammen, obwohl ſie ſonſt merkwürdig verſchiedene Naturen waren; mein Vater war eine leidenſchaftlich bewegte Natur, die leider bis an's Ende nicht lernte, als praktiſcher Mann ſich in die reale Welt und ihre Nothwendigkeiten zu ſchicken. Aber er war voll Geiſt und Witz und vielſeitiger Bildung: außer ſeiner Jurisprudenz beſchäftigten ihn namentlich Geſchichte und Kirchengeſchichte; von den Alten waren Horaz und Seneca ſeine Lieblingsautoren, und eine ſeiner Lieblingserholungen war, mit einer ganz hervorragenden Anlage für den Humor, mit einer unwiderſtehlichen Komik Erlebniſſe und Charaktere zu ſchildern — die ſeiner früheren Lehrer z. B., oder das Leben in den alten reichen Abteien des Landes, in denen er ſtets bei irgend einem im zehnten oder zwanzigſten Grade verwandten Vetter Stiftsherrn die Schulferien zugebracht hatte. Von Natur mit einem gewiſſen ſkeptiſchen Geiſt verſehen, aufgewachſen unter dem Einfluſſe der Geiſtesſtrömungen der franzöſiſchen Revolution, durch eigene Studien zu einem durchaus freien religiöſen Standpunkt gekommen, hat er früh dafür geſorgt, daß nichts Verkümmerndes und Schädigendes für mich in den katholiſchen Unterricht einfloß, den mir und

meinem jüngeren Bruder als Hauslehrer ein Geistlicher gab, ein sanfter, schweigsamer, blonder junger Mann, der Claasen hieß. Daß ich Morgens in der Frühe mit diesem die Lindenallee hinaufwanderte zu der still daliegenden Schloßcapelle, von der das Glöcklein durch den Wald klang, als ob es, da ja von Menschen Niemand kam, die Eichhörnchen und Buchfinken, die sich umher erlustigten, zum Gottesdienst rufen wolle — daß ich, wenn er dort die Messe in dem kleinen, mit Marmor und Stuck und Vergoldung reich geschmückten Raum las, ihm fromm ministrirte und mit großer Innigkeit das Confiteor vorsagte — und dann wieder träumerisch zusah, wie der Morgenwind die Schatten der Lindenzweige draußen leis bewegt über den heiligen Hubertus auf dem Altarbild gleiten ließ, — das hat mir sicherlich nicht geschadet. Guter, sanfter, klar denkender Vicar — als ob dein Katholicismus überhaupt hätte verkümmern und einen wissensdurstigen nachdenksamen Knaben hätte in seiner Entwickelung zurückhalten können! Ich glaube, Du warst im Stillen ein Stück vom savoyardischen Vicar — und jedenfalls ein würdevoller Priester. Daß eine Zeit kommen würde, wo deine Mitarbeiter im Weinberge sich anstrengen

würden, ſo viel ihrer folgſamen Schafe in die Abgeordnetenkammer zu bringen, bis Se. Majeſtät in Preußen kein Geſetz mehr geben und kein Füſilierbataillon mehr auf die Füße ſtellen dürfe, wenn es nicht ſämmtlichen Cardinalscongregationen genehm — das haſt du dir nicht träumen laſſen! Mit wie milder Reſignation hörteſt du meines Vaters Ketzereien an, wenn er am Kaffeetiſche draußen unter der großen blühenden, von Bienen umſummten Linde eben den Volney oder Benjamin Conſtants Werk „Sur la religion“ beſprach und meine Mutter, die auch wohl eigentlich nur die Religion des Gemüths kannte, dann von ſeinem ausgeſprochenen Theismus ſo viel des Poſitiven einräumen und beſtehen zu laſſen ſuchte, als ſie ihm eben abgewinnen konnte.

Der Gegenſatz dieſer Sommerſtunden unter der Familienlinde waren die Herbſtabende, die Wintertage. Schon früh im Herbſt flammte im Wohnzimmer das Feuer im altfränkiſchen Kamin — wie bis ſpät in das Frühjahr hinein, als heiteres Vor- und Nachſpiel der Wintertragödie mit ihrem Ofenmittelpunkt. Es war eine unvergleichliche Gelegenheit, Aepfel und Kaſtanien in einen ſchmackhafteren Zuſtand zu verſetzen, und wenn in der

einbrechenden Dämmerung die Mutter mit dem Strickſtrumpf, den ihre zarten Finger mit ſo unglaublicher Geſchwindigkeit zu fördern verſtanden, ſich zu uns ſetzte, ihr abzugewinnen, daß ſie uns — mir und meinem vier Jahre jüngeren Bruder Alfred — Märchen und Geſchichten erzählte; bis dann die Kerzen gebracht wurden und ich mein Amt als Vorleſer antreten mußte. Darin, im Vorleſen, habe ich, glaube ich, etwas Erkleckliches geleiſtet; und zwar war es meiſt Walter Scott, der den Stoff dazu bot — und da ein einſtimmiger Spruch des Familienraths dahin ging, daß von aller Unterhaltungslectüre des großen Schotten Romane weitaus das Beſte ſeien, ſo wurde, wenn wir mit Walter Scott am Ende waren, mit Walter Scott von Neuem begonnen; es ſei denn, daß gerade ein neues Buch von Waſhington Irving oder Cooper angekommen war und ihn ablöſte. Walter Scott hat auf meine ganze Denkrichtung einen großen Einfluß bekommen. „Walter Scott," habe ich irgendwo geleſen, „iſt ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter wie alle großen Künſtler lieben das Gewordene, das Seiende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meißel ſtill hält; ſie lieben daher den

Zwang als den Erhalter des Beſtehenden; darum haſſen ſie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und Widerſtrebende; denn ſie haſſen den Kampf; darum haſſen ſie die Freiheit.“ Darin liegt manches Wahre und auch viel Unwahres — ſie haſſen den Kampf nicht, der doch eigentlich der einzige Inhalt ihrer Darſtellungen iſt; ſie haſſen ſicherlich die Freiheit nicht, ſchon deshalb nicht, weil perſönliches Unabhängigkeitsgefühl ihre Lebensluft iſt, weil ſie die geborenen Anwälte der Rechte der Individualität, der Entwickelung der freien Menſchennatur ſind. Aber ſie haſſen das Chaotiſche, das Verworrene; weil ihr Beruf im Organiſiren beſteht, ihre Natur auf den Aufbau angelegt, ihr Inſtinct das Maßhalten iſt — und ſo liegt nahe, daß ihnen ein conſervatives Weſen eigen iſt, wie Walter Scott es vorzugsweiſe beſitzt, deſſen Gedankenwelt und Anſchauung denn auch nicht verfehlen konnte, beſtimmend auf mich zu wirken. Es iſt immer ein gutes Stück Torysmus in mir übrig geblieben, — und mir iſt nur diejenige Ariſtokratie verhaßt, ich befehde nur die, welche die Carricatur deſſen, was ſie ſein ſollte, iſt — der echten, der Geiſtesariſtokratie, ohne welche die Welt nicht weiter kommt.

Nebenbei habe ich entsetzlich viel Anderes gelesen und so ziemlich alles Lesbare im Hause, was meine Mutter nicht vor mir verschloß — mit dem nicht zu stillenden Hunger der Lesewuth; aber auch sehr früh, denk' ich, den Trieb eigener Darstellung empfunden. Ich muß ein noch sehr hilfloser kleiner Knirps gewesen sein, als meine Mutter ein Heftlein bei mir fand, worin ich die Geschichte der sieben Könige Roms auf meine Art und gewiß mit unverantwortlicher Nichtberücksichtigung der Forschungen Niebuhrs ausgearbeitet hatte; und nachdem ich so löblich begonnen, ward ein alter wurmzerfressener Foliant türkischer Historien mir zur Fundgrube für einige gewiß sehr erhebende Charakterbilder des großen Helden Iskanderbeg von Albanien und des mächtigen Piratenhauptes Haireddin-Barbarossa. Nach der Uebung in der ungebundenen Rede lag die in der gebundenen nahe: die erste wurde in einer für Poeten nicht ganz unpassenden Situation geleistet. Ich saß nämlich in einer unserer zahlreichen Mansardenkammern, die, mit den wurmstichigen Möbeln, wie sie einst den kurfürstlichen Piqueurs gedient, höchst dürftig ausgestattet, mein kleines Reich für mich bildete; ein ganz entsetzlicher Sturm umtobte das Haus, als ob er die Welt in Stücke schlagen

wolle: der eiskalte Windstrom drang durch alle Ritzen des alten Gebäudes; um ihm besser zu entgehen, stellte ich meinen Stuhl auf den Tisch, nahm zur Erwärmung die Bettdecke über die Kniee und arbeitete hier oben mein erstes Gedicht: „Der Sturm", aus — ich fürchte, daß es schon nach der alten Regel, wonach künstlerische Darstellung inmitten der Situation selbst nicht zu gerathen pflegt, nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügte. Dann folgten Balladen, Rittergeschichten à la Karl von Eichenhorst u. s. w. Doch habe ich mit diesen unnützen Bestrebungen gottlob nicht viel Zeit verloren — es gab ja so viel Anderes zu thun! Es mußte doch auch in den bildenden Künsten und im ganz gewöhnlichen Handwerk das dringend Nöthigste geleistet werden — ich hatte zu zeichnen, zu aquarelliren, Situationspläne der Gegend zu machen, vor Allem Baupläne zu entwerfen, denn ich war namentlich ein großer Architekt, die Baukunst dachte ich mir als meinen Lebensberuf. Ich hatte also Pläne, Durchschnitte, Aufrisse zu ganzen Domen zu machen, deren constructive Ausführbarkeit mir viel zu schaffen gab, namentlich was Kuppelbauten betraf: oder bei Palästen die Anlage der Schornsteine, die gar zu oft mitten durch die Empfangssalons des oberen Stockwerks

brechen wollten. Dieſer architektoniſche Hang iſt mir treu geblieben — auch darin, daß mir die bedauerliche Verworrenheit in der Anlage prachtvoller Villen, Schloſſer und Häuſern in unſeren Romanen viel zu ſchaffen macht, deren bauliche Anordnung oft ganz unglaubliche Räthſelhaftigkeiten bietet. Und dann waren in einem Flügel unſeres Gebäudes eine Schreiner-, in einem andern eine Schmiedewerkſtätte, worin mancherlei für das Schloßgebäude nöthige Reparaturarbeiten vorbereitet wurden: ich habe den gutmüthigen darin hantirenden Meiſtern mit meinem auf die Herſtellung von allerlei Geräth und Vogelbauern, von großen und kleinen Nägeln und Werkzeugen gerichteten Schaffensdrange ſicherlich viel gute Bretter und ſcharfe Hobel und Handſägen verdorben — an den alten Eiſenſtücken war wohl weniger verloren. Und dancben — aber vertiefen wir uns nicht in das Detail all der Dinge, auf die eines betriebſamen Knaben, der Alles machen und können möchte, Thätigkeitstrieb verfällt: ich will nur noch der Beſchäftigung mit allerlei zahlreichem, gewöhnlichem und ungewöhnlichem lebenden Gethier erwähnen; und wenn ich dieſe Erinnerungen ganz allein für mich ſelber und nicht für ein hartes, vorurtheilsvolles und

ſolcher Empfindung unzugängliches Publikum niederſchriebe, ſo würde ich hier ein ſchönes und rührendes Denkmal dem treueſten und beſten Freunde meiner Knabenjahre ſetzen, dem ſchlauen und hartköpfigen grauen Eſel, den mir mein Vater geſchenkt hatte. Um ſeinetwillen habe ich bis heute nicht eine tiefe Sympathie verloren für alle ſeine Mitbrüder und Leidensgenoſſen, eine gerührte Theilnahme für dieſe an Intelligenz und Willensſtärke das Pferd weit übertreffenden Thiere; ich folge ihnen heute noch ſtets mit den Augen, ſo viele von ihnen in treuer Erfüllung ihrer freudenloſen Lebensaufgabe — und, ach, ſo ſchlecht dafür belohnt — mit den feinen anmuthigen Füßen an mir vorüberſchreiten, und es hat mich ſehr gefreut, für ſolch eine Gefühlsweiſe, die der hartherzigen Welt ſehr krankhaft erſcheinen wird, ein Echo bei Rahel zu finden, das ſie S. 480 ihrer Briefe ausſpricht: „Von jeher," ſagt Rahel, „hatte ich nur noch bei unſeren ordinären Vögeln ein ſolch Vergnügen, als ich eins empfand, wenn ich einen Eſel ſah; aber den Eſel liebt' ich mehr, er rührte mich. Vögel ergötzten mich nur — der aber emotionirte mich!"

Damit hat Rahel vollſtändig mein Herz gewonnen; doch möchte ich nicht ganz ſo weit in der Bewunderung

aſinariſcher Tugenden und Fähigkeiten gehen, wie es die Verherrlicher aller rührenden Einfalt und alles deſſen, was in ſtiller Pflichttreue ſchlicht und anſpruchlos iſt, thun, die „Lakiſten“. Woodsworth hat ein Gedicht: „Peter Bell“ geſchrieben, worin die moraliſche Größe eines Eſels in einem komiſchen Gegenſatz zu der ſtupiden Eſelei eines Knechtes ſteht, und Coleridge ſagt zwar in ſeinen Verſen, an einen melancholiſch neben der angepflöckten Mutter da ſtehenden jungen Eſel ſehr gut:

Do thy prophetic fears anticipate,
Meek child of misery! thy future fate?
The starving meal, and all the thousand aches,
„Which patient merit of the unworthy takes“?

es bleibt aber darum nicht weniger bedenklich, wenn ihn das Gefühl der innerlichen Wahlverwandtſchaft menſchlicher und thieriſcher Natur zu dem weiteren Ausruf hinreißt:

Innocent foal! thou poor despised forlorn!
I hail thee brother — spite of the fool's scorn.

Spite of the fool's scorn — man ſollte eigentlich, um dieſen ſo wenig wie Coleridge bei ſolcher Gefühlswallung zu fürchten, ſeine Selbſtbiographie in Verſen ſchreiben, denn die Lyrik erröthet nicht. Wer mag in Proſa all den überſchwänglichen Gefühlsinhalt der Jugend

und ſeine oft ſo kindiſchen Aeußerungen geſtehen? Und doch gehört er zu dem Bilde unſerer Entwickelung. Darum würde ich hier, unmittelbar nach dieſer Digreſſion von den Eſeln zu dem Punkte angelangt, wo ich am paſſendſten von jener Eſelei der ſchönen Knabenzeit, welcher keiner entgeht, eine rührende Stelle einflechte, am beſten thun, nach dem elegiſchen Versmaß zu greifen, um meine erſte Liebe zu ſchildern. Zum elegiſchen Versmaß, denn ich nahm die Sache ſehr ernſt. Ich ſehe mich in einer Stunde der Dämmerung einſam draußen auf einem alten Baumſtamm ſitzen und bittere Thränen weinen; bis mein Bruder mich auffindet und ich mir bei ſeiner Frage: warum ich ſo herzbrechend weine, bewußt werde, daß ich das abſolut ſelber nicht weiß. Ich war eben ganz ſeelenverloren verliebt in ein junges Kind, das ſeit einigen Wochen drunten im Dorfe aufgetaucht war und mit uns in eine dort arrangirte Tanzſtunde ging; das kaum je eine Silbe ſprach, das gar nicht hübſch war, aber — um das der Reiz der Fremde lag! Sie war eine kleine Holländerin und ſah ſo merkwürdig fremdländiſch aus mit den leuchtenden großen Goldplatten über dem blauen Geäder an ihren blonden Schläfen! —

III.

Mein Vater hatte häufig kleine Amtsreiſen zu machen, und wenn der Gerichtsſchreiber, der gute Dr. Buchholz, der mit ſeiner zahlreichen Familie einen der Schloßpavillons bewohnte, neben ihm Platz genommen, fand ſich auf dem Rückſitz des Wagens neben den Acten immer noch Platz für mich. Der Weg führte dann über weite, oft in's Grenzenloſe ſich dehnende braune Haiden, durch die die Ruinen verwüſteter Wälder, die ſchmalen Streifen von Krüppelholzgebüſchen zogen: oder an Bergen von jener beſonderen Art vorüber, die, wenn ſie oder beſſer der Wind gewollt, zu Mohamed oder jedem anderen Propheten hätten kommen können, da ſie nichts als der helle, im Sturm in's Wandern gerathende Wehſand waren. Oder auf ſchmalen Fahrdeichen zwiſchen Gräben voll braunſchwarzen Waſſers durch weite Moorſtrecken, über welche tolle Kibitze hin- und herrannten, zuweilen auch wohl eine von der See her in's Land geblaſene Möve mit melancholiſchem Schrei ſich tummelte; und dann wieder über weite, Gänſe nährende Grasanger, über welche die Wege liefen wie hingeworfen für die Wanderungen einer ziellos ſchweifenden Phantaſie, ſich kreuzend und bald links, bald rechts hin

aus einander fahrend: wie angelegt für „gute Menſchen in dunklem Drange“. Aber auch die ſchlechten, ohne die Offenbarungen dunklen Dranges bleibenden Menſchenkinder konnten immerhin weiter ziehen auf dieſen ſyſtemlos über die Haide geworfenen Pfaden, da ſie ſicher ſein durften, ſtets an ein Ziel derſelben Art zu gelangen — ein aus räucherigen, ſtrohgedeckten Häuſern und Hütten beſtehendes Dorf, bewohnt von einem friedlichen ſtillen Geſchlecht, urſprünglich frieſiſchen Bluts; von einem Menſchenſtamm, den für ſein Jahrtauſend langes Ringen mit einer trübſeligen Natur und einem unfruchtbaren Boden die Geſchichte dadurch zu entſchädigen gewußt, daß ſie ihm ſo fern geblieben war wie ihr nur irgend möglich. Kann man ja bei den Völkern wie den einzelnen Menſchen ſagen: wohl dem, der keine Geſchichte hat. In der That, ich glaube nicht, daß in dieſem doch anſehnlichen Landſtrich, ſo weit, bis in's Land der alten freien Frieſenhäuptlinge hinein, dieſe Moore und Haiden ſich dehnten, jemals etwas Erhebliches geſchehen war. So viel ich darnach ausgeſchaut habe — es gab eine Zeit, wo ich mein beſtes Herzblut hergegeben für die geringſte Spur von mittelalterlicher Romantik, für die winzigſte kleine Burgruine, für

einen altersgrauen Wartthurm mit einem ausgebrochenen Zinnenkranz nur — es iſt mir nicht gelungen, auch nur das Geringſte davon zu entdecken: oder nur die Spur irgend eines Geſchehniſſes, in welches ſich ein Element des Romantiſchen und Abenteuerlichen gemiſcht hätte. Vielleicht — ich weiß es nicht und gelehrtere Männer als ich eben ſo wenig — hatten dieſe „Sögelter Frieſen" einſt wacker Theil genommen an den heroiſchen Kämpfen, wo mit Wittekind ſich der Franken und ihres ſchrecklichen, für die nationale Entwickelung ſeiner Sachſen ſo verhängnißvollen römiſchen Kirchenthums zu erwehren geſucht; ſeitdem aber hatten ſie jedenfalls den Ehrgeiz fahren laſſen, in die Räder der Weltgeſchichte weiter einzugreifen, vielleicht durch das klägliche Ende des einzigen Stammesheldn abgeſchreckt. Seitdem waren ſie geduldige glebae adscripti; nur von einer einzigen Veränderung, die in ihren Zuſtänden eingetreten, gaben die alten Hünendenkmale und die zahlreichen heidniſchen Grabhügel, in welchen man Aſchenurnen fand, ein Zeugniß. Sie mußten danach einſt zu Wuotan und Donar um gutes Wetter und Gedeihen ihrer Roggenſaat gefleht haben, wie ſie jetzt zu unzähligen Heiligen darum in ihren Kirchen flehten: der

Inhalt ihrer Religion oder Methode, den Schutz und die Gaben der Himmliſchen zu erflehen, war aber wohl ſo ziemlich derſelbe geblieben. Nur eine üble Gewohnheit hatten ſie im Laufe der Zeit angenommen, die, wäre Wittekind oben geblieben, uns auch erſpart geblieben wäre; aber in das fränkiſch-kirchliche Weltſyſtem mit hineingeriſſen, bauten ſie jetzt mit beſonderer Vorliebe die Frucht, welche dieſes im Mittelalter ſich aus ſeinen wüſten Sarazenenkämpfen mit heimgebracht. Das machte ſich uns einmal im Laufe jedes Jahres ganz entſetzlich fühlbar, weil es beinahe den freien Odem nahm, in den ſchönſten Lenzabend Kälte und rauhes Wehen brachte und faſt die Sonne am Himmelszelt auslöſchte. Sie ſtreuten nämlich die Saat ihres „Sarazenenkorns“ in die noch warme Aſche von vorher in langſames qualmendes übelriechendes Glimmen und Schwehlen geſetzten Schollen auf den Mooräckern. Rundum am Horizont erhoben ſich dann gegen Mittag die blaugrauen Dunſtwolken, ſtiegen und quollen an und am Spätnachmittag ſchlugen ſie endlich von allen Seiten uns über dem Kopf zuſammen.

Zuweilen dehnten ſich die kleinen Reiſen über die Grenzen des „Hümlings“, ſo hieß das Land, in deſſen

Bereich mein Vater die ethiſchen Ideen des Staatslebens mit mehr heiligem Eifer und auch Witz, fürcht' ich, als heiliger Scheu vor den „von oben" herab gelangenden Fetwas repräſentirte, zuweilen dehnten ſich dieſe Reiſen über die Amtsgrenzen aus und waren dann Familienbeſuchstouren, die meiſt hinab in das uns weſtlich liegende Emsthal führten. Einer dieſer Ausflüge iſt mir lebhaft in der Erinnerung geblieben. Es wurde dazu in der früheſten Frühe eines herrlichen Sommertages aufgebrochen; nach mehrſtündiger Fahrt wurde ein Gut erreicht, welches einer frieſiſchen Familie von Santen gehörte — und hier ſtellte ſich meinem entzückten Auge das erſte Stück Mittelalter, das ich erblickt, dar — ein alter von der einſtigen feſten Stiftsburg Landegge übrig gebliebener Thurm: ein romantiſches Gefühl ganz anderer Art, als dieſe grauen Trümmer erweckten, nahm jedoch meine Schwärmerei gefangen, als, während bei der befreundeten Familie das Frühſtück eingenommen wurde, die Thür des Speiſezimmers ſich öffnete und ein junges Mädchen, wohl noch dem Kindesalter kaum entwachſen, in einem Rollſtuhl hereingeſchoben wurde — bleich, an irgend einem Uebel, dem ſie früh erlegen iſt, leidend, aber wie mir ſchien, engelhaft

ſchön und eine ſo rührende Duldererſcheinung, daß ich ſehr lange den Eindruck davon nicht wieder los wurde. Ich war zu ſcheu und blöde, nur ein Wort mit ihr zu wechſeln. Aber ich wäre ſehr gern in ihrer Nähe geblieben, auf alle weiteren Emotionen dieſer Reiſe verzichtend, deren Ziel das Haus Campe war, ein in dem ſchon reicher bebauten Emsthal und nahe am Strom liegender Edelhof der den älteſten Landesfamilien angehörenden Freiherrn von Dincklage. Vielleicht war es der in Landegge erhaltene Eindruck, der mich hinderte, ein noch jetzt lebendiges Bild davon in mich aufzunehmen, wie der Tag in Campe verfloß. Ich ſehe nur eine vor dem Hauſe in Gartenanlagen ſtehende urgewaltige Linde vor mir, unter der die Geſellſchaft ſitzt, gereiht um den Clanhäuptling, einen ſchon ſehr bejahrten, patriarchenhaft ausſehenden Herrn mit ſchlohweißem Haar und einem großen ſilberbeſchlagenen Meerſchaumkopf; während die übrigen Herren aus den landesüblichen holländiſchen irdenen Pfeifen rauchen: denn bis zur Einführung der Cigarren iſt die Cultur noch nicht fortgeſchritten. Ich ahnte damals nicht, daß nach wenig Jahren unter den Aeſten dieſes Baumrieſen eine kleine Enkelin dieſes Patriarchen ſpielen ſollte, die einſt

neben anderen Beweisen herzlicher Freundschaft mir auch einen sich speciell auf diese Blätter meiner Autobiographie beziehenden Dienst leisten würde. Denn was diese angeht, so hat mich Emmy von Dincklage völlig der Mühe überhoben, mich in ausführlicheren Schilderungen von Land und Leuten meiner Heimath zu ergehen. Sie hat in ihren Schriften sie mit dem liebenswürdigsten Humor, voll Originalität und mit einer ganz eigenthümlichen Gabe der Beobachtung treu und charakteristisch darzustellen gewußt.

Eines Besuches erinnere ich mich auch bei einem Herrn von Cloodt, einem verwachsenen kleinen Manne, der auf einem verfallenen Burgmannshof in einer benachbarten kleinen Stadt saß; ich erwähne seiner, weil mein Vater ihm nachsagte, daß er von dem Hauptmann Clodius abzustammen behaupte, der die bei der Kreuzigung des Heilandes dienstthuende, aus Westfalen rekrutirte Truppe commandirt habe.

Häufiger wurden solche Reisen, und dann auf mehrere Tage, nach einem Ziele unternommen, das in nordwestlicher Richtung ein wenig weiter entfernt lag. Der Weg führte dann durch das Wippinger Moor, doppelt berühmt,

zuerſt durch die auffallend hübſche junge Herrin des Haupthofes in dieſer Niederung, die mit ihrer vielumworbenen Hand die vollendetſten Eierkuchen, welche je aus einer Pfanne hervorgingen, buck; und dann wegen weniger jungfräulicher und anmuthiger Geſtalten, welche, wie die Volksſage wollte, Nachts die öden Moorbreiten belebten. Und zu dem Manne, der dieſe „Hexen im Wippinger Moor“ und ihre Walpurgisnachtſcherze darin (Walpurgis hieß ominöſer Weiſe auch die hübſche „jungfräuliche Königin“ auf dem Oberhofe) beſungen, ging eben die Reiſe, zu dem Dichter der Verſe:

Wenn das Käuzlein in der Urnacht
Mit dem Leichhuhn ein Duett heult,
Und der Roßfuß ſeine Cour macht
An die Nachtmähr und ihr Bett theilt:
Dann erhebt ſich die Hexe vom ſchnarchenden Mann
Auf dem Beſen in ſauſende Lüfte
Und reitet der grauſige Jäger voran
Ueber Trümmer und modernde Grüfte,
Umflimmert vom Schein des verirrenden Lichts
Und umhuſcht von Geſtalten des Vorgeſichts.

Es iſt dies die Anfangsſtrophe eines Nachtgemäldes, das auch Heinrich Heine einſt durch ſeine metriſchen Kunſtgriffe imponirte (ſiehe H. Heines Werke, Bd. XIII.,

S. 194), und Gottfried Bueren hieß der originelle Mann, der ſich in ſolcher Poeſie erging. Er war Richter in einem nicht weniger originellen und eigenartigen Ort, der mir jedesmal einen traum- und märchenhaften Eindruck machte, wenn wir in der Dämmerung ihn erreichten und zwiſchen den kleinen holländiſchen blanken Giebelhäuſern an der einen Seite und dem ſtundenlangen Canal an der anderen hinfuhren — dem langen Canal, aus deſſen aufſteigenden Abendnebeln wie wunderliche Phantaſieausgeburten die hohen Seeſchiffe ihre Maſten, Raen und Spieren aufſtreckten, während dazwiſchen hohe galgenhafte Zugbrücken in fernen Perſpectiven ragten. Richter Bueren war der gaſtlichſte Mann der Welt. Auch er ſtand mit ſeinen geiſtigen Bedürfniſſen wie meine Eltern vereinſamt, und ſo war ihm der Empfang der Gäſte ſtets ein Feſt. Waren doch ſeine geiſtigen Bedürfniſſe eben wie Alles in dem unruhigen, ſtets Exploſionen drohenden kleinen Manne mit dem rothen Geſicht und der wohlgenährten Geſtalt von der lebhafteſten Art: er erzählte, plauderte, folgte hundert Einfällen, die ihm durch den Kopf ſchoſſen, lachte mit dem herzlichen gründlichen Lachen eines Kindes und zankte mit dem Jähzorn eines Berſerkers. Mit innerlicher Poeten

freude trug er ſeine Gedichte vor, Proben eines bedeutenden Talents, das jedoch an der Philologie, die frühe ſchon bei ihm ſeinem juriſtiſchen Brotſtudium den Rang abgelaufen, krankte. Er war, wie überhaupt über Vieles ſich nie über den Unterſchied eines Dichters von einem Verskünſtler nach der Ordnung der Humaniſten klar geworden, ſo daß die meiſten ſeiner Hervorbringungen kunſtreiche metriſche Leiſtungen blieben. Aber voll anregenden Wiſſens ſteckte der originelle Mann, und voll Anregungen für mich ſein mit Sproſſen geſegnetes Haus, unter denen ich Spielkameraden fand: und nicht minder ſein Amtsort mit ſeinen Schiffen und Schiffswerften, ſeinen Matroſen und Capitänen, dieſen wetterbraunen derben Männern in dunkelblauer Friesjacke, die von Sumatra und Batavia, von Valparaiſo und Montevideo ſprachen, als ob es kleine Ausflüge in die Nachbarſchaft ſeien. Und dann all die ſeltſamen und wunderbaren Dinge, die ſie von den fernſten Meeresküſten mit heimgebracht und die nun ihre und ihrer Rheder Häuſer ſchmückten: dieſe Meerwunder und Indianerwaffen und chineſiſche Pagoden und fremden Thierarten — eine ganze große Wunderwelt ſtieg da in die Ferne verlockend vor der Phantaſie auf!

In die Ferne verlockend! Auf einem farblosen und einförmigen Heimathboden aufwachsend, fand ich nichts Gegenwärtiges, nichts unmittelbar die Phantasie Fesselndes und ihr bestimmte Beschäftigungen mit nahe tretenden Schöpfungen der Geschichte oder Werken der Kunst oder Bildungen der Natur Entgegentragendes, was einem jungen Geiste seine Richtung angewiesen hätte. Ich mußte alles das, was ein junges Gemüth dunkel als Inhalt der Welt empfindet, jenseits der Grenzen meiner Existenz in der weiten Ferne, in der Ferne des Raums oder der Zeiten suchen. Und so habe ich mir denn leider, fürcht' ich, schon von daher das Suchen in der Ferne angewöhnt, das Hinweg- und Hinausschauen auch über das Befriedigende und das Gute, welches das Nächstliegende, der Augenblick, die Gegenwart bieten: ein höchst unphilosophisches stets in die Zukunft Hineinleben und -Streben, ein Sehnen nach Wünschen, die ebenso unbestimmt wie ihre Erfüllung unwahrscheinlich sind. Auch vielleicht das für Concentration und Gründlichkeit verhängnißvolle Interesse für einen zu weiten Kreis des geistigen Lebens nach allen Richtungen hin. Qui trop embrasse, mal étreint. — Was aber jenes unverwandte Hängen des inneren Auges an erwar-

teten Gewährungen der Zukunft betrifft, so habe ich mir freilich von guten Freunden ſagen laſſen, daß es ihnen nicht viel anders ergangen und daß ihrer Lebensromantik von allem Claſſicismus im Grunde nichts fremder geblieben als das Horaziſche Carpe diem!

Einiger wunderlicher Geſtalten, als Träger des Originellen, welches, wie man ſo oft verſichert hört, daß man verſucht wird, daran zu zweifeln, unſerer Zeit abhanden kommt — muß ich, ehe ich dies Capitel ſchließe, noch erwähnen. Da ſind die zwei Bewohner des Capuzinerkloſters, das der Schloßcapelle zu Clemenswerth angebaut war — eines richtigen düſteren melancholiſch ausſehenden Kloſters mit einem großen Refectorium darin, in dem zwei lange gebohnte Schragentiſche aus Eichenholz die ganze Länge des Raumes einnahmen und hohe weinumrankte Gitterfenſter auch bei Tage nur ein gebrochenes Licht einließen. Wenn ein winterlicher Abend meinem Vater gar zu endlos und beſchäftigungslos vorkam, nahm er wohl ein oder anderes Mal mich an die Hand und wanderte unter den dürren Wipfeln durch das Laub, das unſere Füße aufraſcheln ließen, die Allee zum Kloſter hinauf. In dem von einer kleinen Oellampe erleuchteten Gange

trat uns dann Frater Seraphinus, der dicke kleine Laienbruder mit der großen Horndose, der in seiner Einsamkeit immer bereit war, vor lachendem Vergnügen über die geringste Scherzhaftigkeit, die man an ihn wandte, aus der Haut zu fahren, entgegen und öffnete die Thür zum Refectorium. In diesem, ganz zu oberst am Tisch und still sinnenden Gemüths, saß Pater Evers ohne weitere Gesellschaft als die mannshohen Bilder von verschiedenen Päpsten und Ordensprälaten, die von den mit Estrich bekleideten Wänden auf ihn niederblickten: vielleicht auch sah sein inneres Auge als geistige Genossen die schattenhaften Gestalten der jetzt im Jenseits aufgehobenen Brüder des aufgehobenen Ordens, die einst in langer Reihe rechts und links an den Tischen gesessen: vielleicht sah er sie, wie sie aus den schweren Thonkrügen ihr selbstgebrautes schlechtes Bier tranken, mit den langen braunen und weißen Bärten dazu nickten und mit den kahl geschorenen Schädeln wackelten. Angenehm konnte die Gesellschaft nach meinem Gefühle nicht sein. Ich hatte mich als Kind eines Abends in tiefer Dämmerung noch unter den Bäumen vor der Klosterpforte umhergetrieben, als plötzlich eine ganz schreckliche Gestalt in langer brauner Kutte, mit dem weißen Knoten-

ſtrick umgürtet, daraus hervorgetreten war, daß ich mit einem grenzenloſen Schrecken davon und athemlos nach Hauſe geſtürzt war. Hier wurde mir denn freilich erklärt, daß ich ganz einfach einen Capuziner, einen Mönch, wie ſie früher zahlreich auf Weg und Steg zu finden geweſen — daß ich ganz einfach den harmloſen Bruder Seraphinus geſehen, der alljährlich in der Faſtenzeit die ihm ſeit der Kloſteraufhebung vorgeſchriebene bürgerliche Tracht abwerfe und in das alte geliebte Ordensgewand des heiligen Franziscus zurückſchlüpfe.

Ich aber muß ausgeſehen haben wie die verleiblichte Schauerballade vom ſpukenden Mönch: Beware of the Monk, beware of the Monk!

Pater Evers, der gute, mochte aber in ſeiner Einſamkeit im Geiſte erblickt haben, was er wollte, er ſah jedenfalls beim Eintreten meines Vaters einen ſcharfen Joſephenisten vor ſich und mußte nun auf eine lebhafte Debatte gerüſtet ſein, die denn auch bei einer Flaſche franzöſiſchen Weißweins regelmäßig bald begann. Sie muß, denk' ich mir jetzt, etwas von dem berühmten Wettlaufe zwiſchen dem Haſen und dem Igel gehabt haben. Denn Pater Evers war ein ſehr ſchweigſamer Mann, dem ſich das Wort nur

ſchwer auf der Lippe und der Gedanke langſam in den geheimnißvollen Hintergründen des Schädels, wo die productiven Geiſteskräfte walten, bildete. Deſto beredter war mein Vater, und ich bin überzeugt, wenn er wie der Haſe ein ganzes langes Kleefeld voll Argumente, Folgerungen und Citate abgelaufen, fand er den guten alten Pater am Ende deſſelben jedesmal wie den feſtſitzenden Igel wieder, gerade da, wo er ihn verlaſſen! — Ich konnte mir indeſſen die Zeit vertreiben, wie ich wollte, indem ich dem Spiel der Flammen in dem runden Eiſenthurm von Ofen zuſah, die von einer Talgkerze höchſt dürftig beleuchteten Phyſiognomien von Papſt Pius VII. oder Benedict XIV. ſtudirte oder dem Windesrauſchen lauſchte, das draußen durch die Wipfel der Fichten zog und nur in Pauſen das Ticktack der Uhr hörbar werden ließ, wie es durch die verödeten Gänge des Kloſters ſchallte. Was die beiden Männer hier in einem nordiſchen Waldkloſter von Dingen ſprachen, die im fernſten Süden der Menſchengeiſt in ſeinem nie verſiegenden Hang ausgeboren, das Ueberſinnlichſte durch möglichſt wunderliche Vorſtellungen ſich nahe zu bringen und ſeiner habhaft zu werden — das verſtand ich ja nicht: aber ich habe an dieſe Abende gedacht, als ich vor einigen

Jahren an der Pforte eines Kloſters bei Frascati ſtand und darüber die Worte las:

Entra o fidel' in quest asil di pace
Ove di dio si parla e poi si tace.

Dann ſteht mir noch das Bild eines wunderlichen gnomenhaften Männleins vor Augen, das ich eines Tages zu meiner Ueberraſchung in den großen kirchenähnlichen Hallen, welche einſt als Hofküchen gedient hatten, und deren ſonſt immer verſchloſſene Thüren ſich jetzt geöffnet zeigten, erblickte. Auf den aufgemauerten Herden glühten auf's Neue die Kohlenfeuer und darauf lagen große mit Fichtenzapfen bedeckte Blechplatten. Der ſchwarze verhunzelte Gnom trieb eine bisher in der Gegend unbekannte Induſtrie; er brachte durch die Hitze die Schuppen der Zapfen zum Aufſpringen und gewann ihnen dann ihre Samenkörner ab; er ſaß dabei viele Tage und Nächte hindurch unausgeſetzt, aber für die Langeweile der ſtillen Tage ſchien ihn die merkwürdige Kurzweil, welche ihm die Nächte brachten, zu entſchädigen. Denn nach den Erzählungen, die ich, auf einer Ecke des Herdes ſitzend, von ihm zu hören bekam — er gab dieſe Erzählungen in einer eigenthümlich ſkizzenhaften, ſich auf myſteriöſe Andeutungen beſchränken-

den Weiſe, die den Eindruck derſelben um ein ganz Bedeutendes erhöhten — mußten die Nächte, die er allein wachend in den alten Küchenhallen zubrachte, voll der wunderbarſten Erſcheinungen und Geſtalten ſein, die man ſich nur vorſtellen kann. Oft kamen ſie zu ihm in die düſtere, vom Feuer durchſchienene Halle hinein; meiſt aber begnügten ſie ſich, an der der Hitze wegen weit geöffnet bleibenden Thür vorüberzuziehen. Den tiefſten und ſchauerlichſten Eindruck machte mir von Allen ein unglückliches verfolgtes Weib mit lang nachflatternden Haaren, die von Zeit zu Zeit an ſeiner offenen Thür vorbeiſtürzte, einem lauten Anrufe zu, der ihr aus dem Walde entgegenſcholl: gleich darauf kam ein Reiter auf einem ſchwarzen wildſchnaubenden Roß ihr nachgeſprengt: ſie verſchwand im Walddunkel, der Reiter ebenfalls, dann aber vernahm man ein herzbrechendes Hilfsgeſchrei, und dann war Alles wieder ruhig, todtenſtill! — Derartiger Geſchichten ſteckte das verhunzelte Tannenzapfenmännchen voll — er mußte eine wahre Callot-Hoffmann-Phantaſie in ſeinem einſamen Berufe ausgebildet haben; die lebhafte Erinnerung an ihn hat mich veranlaßt, ſeine Geſtalt in meinem Roman „Verſchlungene Wege“ zu zeichnen.

Man ſieht, an den Elementen, welche das Organ des Wunderbaren in uns ausbilden können, litt ich als Knabe nicht Mangel. Schon die Natur bot ſie hinlänglich dar — der ſtille Wald, die Haide mit ihren Hünengräbern, die unermeßliche, in abendliche feuchte Dämmerung und winterliche Nebelſchleier verlaufende Fläche, über die wie aus weltverlorener Ferne zuweilen ein nächtlicher Ruf, ein räthſelhafter Ton aus Menſchenbruſt ſchallte, den ich mir zuſammenſchauernd als den Hilferuf eines im fernen Moor Verirrten, als ein „Hoho, verdwolen!“ eines unglücklichen Verlorenen deutete. Und dann die Menſchen, die unter dem Einfluß dieſer Natur in Aberglauben völlig ſchwelgten: die nicht endende Geſchichten von unſerem berühmten Spukſeher im Dorfe zu erzählen wußten. Hatten doch ſelbſt die Hunde in dem Dorfe, das uns zunächſt lag, ihren „Spoikenkieker“ unter ſich, einen ſchwarzbraunen Schäferhund, der regelmäßig auf einem Eckſtein neben der Scheuer des Gehöfts ſaß und heulte, wenn am anderen Tage eine Leiche aus dem Kirchſpiel vorüberkommen ſollte. In jedem richtigen Rindesgemüth wird ſich Aberglauben anſetzen. Das Kind verlangt Antworten, und da die ſtumme Natur ſie ihm nicht giebt, giebt es ſie ſich ſelbſt.

Liegt doch das ewige Räthſel in dieſer Stummheit der Natur, die uns doch wieder mit einem ſo merkwürdigen beſtändigen Drange, uns etwas ſagen zu wollen, geſellt ſcheint. Der Hund ſchaut uns an und will uns etwas ſagen und kann es nicht, der Sturm rauſcht auf uns ein in Haſt und Wuth, die Sterne blitzen uns entgegen in furchtbarer Aufregung, unaufhörlich mit den Strahlen zuckend und blinkend; und das Alles ringt wie nach dem Wort und findet es nicht und will aus ſich heraus und kann es nicht. Wie aber ſollte das Kind dieſer ſtummen Schöpfung nicht eine Sprache unterlegen und ſich wunderbare phantaſtiſche Dinge von ihm ſagen laſſen, das Kind, das noch unduldſam iſt und ſich empört gegen Räthſel und nicht die ſpäter ſich einfindende Weisheit hat, Räthſel auf ſich beruhen laſſen zu können! —

## IV.

Ein Hauptgegenſtand des Aberglaubens in jener Zeit war die ſtigmatiſirte Nonne von Dülmen. In dieſem Städtchen war der Vater meiner Mutter nach der Occupation des Landes durch Preußen Vorſtand des, wie damals dieſe Behörden hießen, Land und Stadtgerichts geworden.

Meine Mutter nun beſuchte von Zeit zu Zeit die Eltern und die noch im Vaterhauſe lebenden Geſchwiſter dort; und im Jahre 1818 iſt mein nach mir kommender Bruder daſelbſt geboren. Sie hatte mich auf dieſer Reiſe mitgenommen, mein Vater kam dann, die vermehrte Familie abzuholen, und ich erinnere mich, daß eines Vormittags in dieſen Tagen, etwa im Auguſt 1818, meine Eltern mich mitnahmen zu einem Beſuche bei der Wundernonne. In einem dunklen engen Gebäude von geiſtlicher Natur — einem „Agnetenberg" genannten Klöſterchen denk' ich — und in einer dürftigen Kammer lag ein wachsbleiches Frauenbild, deſſen Anblick Mitleid einflößen mußte, im Bett. Sie zeigte meinen Eltern die Male an ihren verbundenen Händen und gab in beſcheidener ſanfter Weiſe Auskunft über ihre Zuſtände. Ich war natürlich zu jung, um das Bedürfniß zu empfinden, mir auf die Angelegenheit einen Vers zu machen. Aber ich kann mir jetzt lebhaft die Debatte meines Vaters und meines Großvaters darüber vorſtellen. Der Letztere war ein gläubiger Katholik, und wie mein Vater den Horaz citirte, ſo hatte er allerlei herzſtärkende Leibſprüche aus ſchönen alten Kirchenliedern und lateiniſchen Hymnen, die er oft vor ſich hinſummte,

z. B. das schöne: „Sic mundus militat sub vana gloria.“ In Theologie arbeiteten aber Beide, und wenn sie, wie ich später oft erlebte, zusammen waren, begannen auch bald die Disputationen darüber; mein Vater ließ, in seinen Ketzereien sich, mildernd, nur so gemäßigte Autoritäten als den Abt Bernhard von Clairvaux oder Febronius zu Felde ziehen, und der Großvater antwortete mit seinen Lieblingsautoren de Maistre und Chateaubriand, so bestritt er wohl meines Vaters Aufstellungen, daß, wenn Christus hätte eine Kirche stiften wollen, seine Vorstellung davon gewiß mehr Aehnlichkeit mit dem protestantischen als dem katholischen Wesen gehabt hätte: und daß Deutschland die Reform, seine höchste und glorreichste nationale That, auch hätte völlig durchführen müssen. Aber so weit ging seine Gläubigkeit nicht, um an ein Wunder bei der stigmatisirten Nonne zu glauben: er hat, obwohl ihm Clemens Brentano mit seiner Schwärmerei für dieselbe genug zugesetzt, immer den Kopf dabei geschüttelt und wohl auch achselzuckend sein: „Sic mundus militat sub vana gloria“ dabei gesummt.

Ich bin damals, als Clemens Brentano sich der Nonne wegen im Städtchen aufhielt und im Haus der

Großeltern verkehrte, in dies letztere nicht gekommen, habe aber später Schilderungen von seinem Wesen vernommen, die in vollständigster Harmonie mit dem Bilde standen, das von ihm Rudolf Köpke in seinem Leben Ludwig Tiecks giebt (Bd. I., S. 353). Vollständig, so wie er hier geschildert ist, gaben ihn die Erzählungen jüngerer Schwestern meiner Mutter wieder: sie waren von seinem Geist bezaubert worden und ergötzt von seinen unglaublichen Geschichten; sie hatten sich oft genug von seinen ganz schonungslosen Selbstanklagen, die er wohl gar schluchzend vorgebracht, zu Thränen rühren lassen: und am Ende waren sie inne geworden, daß er kein Mensch sei, den man au serieux nehmen dürfe: der Glaube an seine Nonne hatte sich durch ihn am wenigsten bei ihnen befestigen können. Jedenfalls hatte die arme Stigmatisirte einen gefährlichen Apostel gefunden an dem Manne, dessen Hauptruhm immer die Einführung einer vollständig erfundenen und nur seiner Phantasie gehörenden Gestalt in dem deutschen Sagenschatz sein wird, der später so viel besungenen Loreley.

Einen tieferen Eindruck als die Nonne von Dülmen machte mir eine große, schweigsame, zuweilen stumm die

Gassen der kleinen Stadt durschreitende Frau mit einer weißgelben Katze auf dem Arm. Ihr Bruder oder ihr Sohn — ich entsinne mich dessen nicht mehr — war in der Zeit der Franzosenherrschaft wegen irgend eines Verbrechens verurtheilt und guillotinirt worden. Sie hatte der schrecklichen Scene beigewohnt, hatte, als das Beil gefallen, unter dem Gerüst weg eine Katze davonspringen sehen, und in Wahnsinn verfallen, hegte sie nun diese Katze mit der Ueberzeugung, daß — in buddhistischer Metempsychose — die Seele ihres Bruders darin fortlebe. So wenigstens hat man mir damals die Erscheinung der stummen Bettlerin mit der Katze erklärt.

## V.

Zuweilen trat in meiner ersten Knabenzeit ein gründlicher Decorationswechsel dadurch ein, daß ich zu dem väterlichen Großvater und Pathen nach Münster gebracht wurde. Da war nun Alles anders, aber auch gründlich anders — bis auf den Namen, mit dem man mich rief, und der hier Bernhard nach dem des Pathen lautete. Da war ein großes Zimmer, in dem alle Wände mit schönen alten Gemälden bedeckt waren, und hinten ein geräumiger

mit einer Fensterthür auf ein Gärtlein sich öffnender Saal, in welchem der Großvater seine Tage zubrachte. War das ein wunderlicher, schweigsamer, Respect einflößender Mann! Und welch ein Gegensatz zu meinem Vater in all seinem Wesen! Während dieser sich nie hat entschließen können, sich in irgend etwas, was wie ein Zwang aussah, wozu er z. B. ein Halstuch rechnete, zu finden, war der Großvater ceremoniös und feierlich, recherchirt in seinem Anzuge, ich würde sagen: wie ein französischer Marquis, wenn ich behaupten könnte, daß ich einen alten französischen Marquis jemals leibhaft zu Gesicht bekommen; beim Diner erschien er nicht anders als in gepuderter Perrücke und im feinen Frack mit großen beigekommenen Knöpfen, Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schuhen mit Schnallen, wozu am Sonntag auch noch der Galanteriedegen kam. Ich glaube, die übrige Welt hatte diese Tracht damals längst abgelegt. — Und dann seine Eigenheiten! Was Alles hatte man nicht in seiner Gegenwart zu vermeiden, was Alles nicht unberührt zu lassen! Er war seines Zeichens wie seit Langem alle seine Vorältern Jurist und lebte jetzt in vollständiger Abgeschiedenheit; er verließ nie das Haus; selbst die Kirche besuchte er nicht, nur bei

schr schönem Wetter seinen Garten vor dem Thore und zuweilen wagte er mit den Seinen einen Ausflug in einem dicht verschlossenen Wagen. Der letzte seiner nächsten Freunde war seit Jahren gestorben — er hatte ihn nichtsdestoweniger noch mehrere Male zu Tisch einladen lassen, da er seinen Tod nicht ahnte, weil man ihm solche Botschaften nicht bringen, überhaupt das Wort Tod in seiner Gegenwart nicht aussprechen durfte. — Seitdem lebte er völlig isolirt, in etwas wie einer „patriarchalischen Gefangenschaft", den Tag hinbringend in dem großen Gartenzimmer, in Gesellschaft der dunklen Ahnenbilder von gelehrteren Männern und gepuderten Frauen, die an den Wänden hingen, und auf die das Licht durch Fensterlöcher mit noch in Blei gefaßten Scheiben fiel. Beschäftigt mit der Lectüre meist französischer Bücher, der Gedankenwerke von Rollin, Bossuet, Raynal, die ich mit zahlreichen Randbemerkungen am Rand in seinem Nachlaß fand, oder auf- und abgehend und das Brevier betend, was er aus irgend einem mysteriösen Grunde als eine Tagespflicht betrachtete, oder im anstoßenden Gärtchen seine Nelken pflegend und einen erbitterten Krieg mit ihren Erbfeinden, den Ohrwürmern, führend. Der zartgebaute Mann mit den

ariſtokratiſchen, feinen Geſichtszügen und den ſchönen braunen Augen war, glaube ich, nicht geſchaffen für den Kampf um's Daſein, und der Lauf und der Lärm der Welt draußen hatte ihn einfach eingeſchüchtert. vielleicht war es die franzöſiſche Revolution, die's ihm angethan hatte; und dann Napoleon, den er haßte, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil er ſeine nach dem Reichsdeputationshauptreceß ihm zukommende und international garantirte Penſion nicht auszahlen laſſen und ihn dadurch in ſchwere Bedrängniſſe aller Art gebracht; und endlich die Koſaken, von denen ſich einſt ein Schwarm bei ihm einquartiert und ihn durch Wutki-Geruch und die auffallende Formloſigkeit ihres Benehmens tief gekränkt hatte.

Nervös angelegte Naturen werden expanſiv erſt in den Abendſtunden. Das war auch bei meinem Großvater der Fall. Oben an dem langen Tiſch in ſeinem Zimmer ſitzend, die Flaſche alten Rheinweins, die ſein abendliches Deputat war, vor ſich, und erwärmt von deren Einfluß de la dive bouteille, wie Rabelais ſagt — empfing er nach dem Abendeſſen ſeine Hausgenoſſen: drei Töchter, mittelalterliche Jungfrauen und auch ziemlich wunderlich angelegte Gemüther, eine Enkelin, das Kind einer ver-

ſtorbenen Tochter, und mich. Die Unterhaltung brachte ihn dann bald ins Erzählen, in dem zu ſeiner Zeit noch allgemein landesüblichen Plattdeutſch; nur mit mir — debetur pueris reverentia — ſprach er Hochdeutſch, wie ich es im Elternhauſe gewohnt war. Er ſchilderte dann mit Vorliebe, was er in ſeiner Studienzeit, die er in Wien zugebracht, erlebt; oder er ſprach von ſeinem Vater, der auch ſchon ein wunderliches Einſiedlerleben zu führt zu haben ſchien und, während ein unguter Verwalter ihm gründlich ſein Vermögen ruinirte, ſeine Zeit mit der Abfaſſung von Büchern und Verſen in franzöſiſcher Sprache — ein guter Deutſcher aus der Zeit Friedrichs des Großen that es ja nicht anders — ausgefüllt hatte (Strodtmanns „Gelehrtes Europa", Theil V, berichtet von ihm; ſo auch K. Gödekes „Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung"). Oder von ſeinem Oheim, dem Kanzler des Hochſtiftes, erzählte er, welche Gunſt dieſer in Wien bei der unvergeßlichen Kaiſerin Maria Thereſia genoſſen, und mit welch großmächtigem Train er zur heiligen Stadt Köln gezogen, ſo oft er dort, zuſammen mit dem kurbrandenburgiſch-cleveſchen Geſandten, den Ständen des niederrheiniſch-weſtfäliſchen Kreiſes zu präſidiren gehabt. Oder

von den Staatsactionen unſeres ehemaligen ſouveränen Reichslandes, ſeiner Größe und all ſeinen jetzt, nachdem es an Preußen gefallen, untergegangenen Herrlichkeiten. Ich lauſchte immer geſpannt auf alle dieſe Dinge; die mittelalterigen Jungfrauen gähnten ſehr viel dabei, denn ſie hatten es oft, ſehr oft bereits angehört; aber ſie ſaßen ſtill und lautlos da, mit dem tiefen Reſpect, den man in der guten alten Zeit der Jugend vor den Erzeugern beibrachte. Und doch hätte die eine, die älteſte von ihnen, wenn ſie gewollt, auch zu erzählen gehabt von mancherlei wunderlichem Weſen und Treiben an einem geiſtlichen Fürſtenhofe der vergangenen Zeit. Sie war nämlich als Kind bei ihrem mütterlichen Oheim, einem Hofrath und Leibarzt des letzten Fürſten von Hildesheim und Paderborn, eines geborenen Freiherrn von Fürſtenberg zu Hildesheim, geweſen, und dieſer würdige und leutſelige fürſtliche Herr hatte für das junge Mädchen eine abſonderliche Paſſion gefaßt, ſo daß ſie täglich ſtundenlang in ſeinen Zimmern hatte zubringen müſſen, wo er ſich auch durch ihre wildeſten Spiele nicht in der Arbeit und Ausübung ſeiner — wohl auch nicht juſt aufreibenden — Regentenpflichten hatte ſtören laſſen. Leider hatte ſie ſpäter einen

Ausfluß dieser Regententhätigkeit, der speciell sie betraf, auch zu sehr als Spiel genommen und das Decret, das ihr eine lebenslängliche Rente aussetzte — verloren.

Eine andere der Tanten war in ihrer Jugendblüthe Gegenstand einer Leidenschaft des Dichters Franz von Sonnenberg gewesen, dessen Vater, Friedrich von Sonnenberg, als Hauptmann im fürstlichen Militär zu Münster stand. Vielleicht kannte sie das schreckliche Ende dieses früh untergegangenen großen Talents, wie es Karoline Schelling in einem ihrer Briefe an Schelling vom 9. Mai 1808 schildert, und sprach deshalb nie seinen Namen aus, der nur mit einer großen Erschütterung für sie verbunden sein konnte. Aus ihrem Nachlaß aber besitze ich ein halb vollendetes Miniaturbild des Dichters der Donatoa in seiner blaugelben münsterischen Lieutenants-Uniform, das einzige, welches wohl von ihm existirt.

Zu den Eigenheiten des Großvaters gehörte auch, daß man ihn nicht mit Fragen behelligen durfte — ich erinnere mich, wie ich ihm eines Tages bei Tisch sehr zornige Verwünschungen meines störrigen Fürwitzes entlockte: ich hatte ihn harmlos gefragt, wer die zwei geharnischten Männer seien, deren Bilder über einem alten geschnitzten

Schranke hingen; als ob die Erinnerung an dieſe zwei ehrenwerthen Mitglieder des Geſchlechts ihm den Appetit verdürbe, oder als ob Reden über die Sippe nicht zur Suppe gehörten. Das Schlimme dabei war nur, daß er aus eigenem Antriebe auch nichts über die Angelegenheiten dieſer Sippe ſprach, als was ihm juſt für ſeine Abendunterhaltungen bequem war. Ueber die frühere Geſchichte und eigentliche Herkunft der Familie hat er uns nie etwas geäußert. Und doch lag darin nichts, was ihm wie der Gedanke an jene zwei Männer über dem Schranke hätte kränkend erſcheinen können. Seine Vorfahren, deren Name ſchon in dem uralten „goldnen Buche“ der Abtei Freckenhorſt vorkommt, lebten ſeit 1362 als ritterbürtige Patricier in der Stadt Coesfeld und haben vielfach als Oberhäupter derſelben ihre Siegel an die Urkunden dieſes ſtädtiſchen Gemeinweſens gehängt; ſchon in grauen Urzeiten war einer von ihnen ein gelehrter Mann, der Magiſter Artium Johannes Schücking, der 1431 und wieder 1437 Rector der Univerſität Köln war, in den Tagen, als an dieſe Aeneas Sylvius Piccolomini, Papſt Pius II., ſeine Dialogen und ſeine Retractationen richtete. In Allem dem lag im Grunde nichts Kränkendes, und auch darin nicht,

daß die Familie im dreißigjährigen Kriege verarmte, und ein energiſcher Mann im Kriegesdienſte Bernhards von Gaten ſie wieder emporhob und nach Münſter verpflanzte.

Mein armer Großvater iſt geſtorben, bevor ich heran gewachſen war und dem Gemüthe des alten vereinſamten Mannes näher treten konnte, der mir in der Erinnerung ſtets den Eindruck macht, als ob er mit einem unverſtandenen Gemüthsleben ſich verlaſſen und allein gefühlt und deshalb ſo wie eine Auſter in ihrer Schale gelebt habe. Als ein werthvolles Vermächtniß bewahre ich, wie den literariſchen Nachlaß des Franzöſiſch ſchreibenden Urgroßvaters, ſeine Correſpondeez mit berühmten Zeitgenoſſen und die Beſchreibung ſeines „grand tour“ durch Holland, Belgien, Frankreich u. ſ. w., ſo vom Großvater eine von ſeiner klaren, zierlichen Hand geſchriebene detaillirte Schilderung der Sitten und Zuſtände ſeiner Vaterſtadt im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts.

## VI.

Jede Familie hat ihre eigenen Sitten, ihren eigenen Ton, ihren beſonderen Jargon — wenn ſie auf dem Lande lebt, bildet ſich dies noch ſchärfer aus, weil ſie da eben ein

ſich lebt. Der in meinem elterlichen Hauſe herrſchende Ton war im Ganzen ſehr idealiſtiſch angehaucht und trotz der humoriſtiſchen Ader meines Vaters im Ganzen doch ſehr ernſt. Wortwitze waren verpönt als von ſchlechtem Geſchmack; Carricaturen, ſatiriſche Blätter hätten, wenn ſie damals ſchon erſchienen wären, wohl ſchwerlich Zugang gefunden. Deſto beſſer für uns Kinder. Ich habe auch wohl daher meine völlige Unfähigkeitt mich an Travestien, Parodien, Myſtificationen und dergleichen zu ergötzen und Spaßmacher und witzige Köpfe nicht unerträglich zu finden. Sagt doch auch Pascal: „Discur de bons-mots, mauvais caractère," und Sidney Smith: „I wish I could satisfy myself of the good effect of wid and humour, but I am convinced, that the probable tendency of both is to corrupt the understanding and the heart," wobei er freilich unter humour wohl nur jene ſchnöde Witzhaſcherei verſteht, welche ſich mit den ernſteſten Ereigniſſen und Erſcheinungen des Lebens abgekauft zu haben glaubt, wenn ſie auf Jedes glücklich ihren Spaß gelaicht hat: es giebt in Deutſchland ein Paar Metropolen der Witzmacherei, die Sidney Smiths Anſchauung nur beſtätigen könnten. — Dagegen erinnere ich mich eines ge

scheiterten Versuchs, ein Lustspiel, das uns meine Mutter geschrieben hatte, aufzuführen: ich hatte dazu eine kleine Bande angeworben, aber obwohl ihr vollständig „die Begriffe fehlten", stellten sich doch auch „die Worte" nicht ein — der Hauptheld, der im Stücke Heinrich hieß, konnte sich durchaus nicht abgewöhnen, diesen Namen, den er nun einmal in seiner Rolle gefunden und gelernt hatte, jedesmal vorauszusenden, so oft er den Mund öffnete — und so wurde das Ganze zu Wasser, trotz aller obligaten Kolophoniumblitze, die verschwenderisch von mir daran gewandt wurden.

Auch von Politik war nicht viel bei uns die Rede. Der deutsche Bürger kümmerte sich damals eben nicht um Politik, und es war ihm in der That nicht übel zu nehmen. Der einst so ruhige Strom der Zeit war seit den letzten Decennien zu einem brausenden, schäumenden Katarakt geworden: aus dem Drang der Ereignisse eben erst gerettet und aufathmend, erfreute man sich zwar nicht des wiedergewordenen und mit all den Leiden und Opfern Erreichten, aber vorläufig der Ruhe. Resignirt mußte man die Thatsache hinnehmen, daß die Einheit und Größe der Nation — mit dem kürzesten Ausdruck das Reich genannt

dahin; unſer altes Staatsweſen, das Fürſtenthum, mit deſſen Geſchichte unſere Familie ſeit ſo langer Zeit verflochten geweſen, war auch dahin; ſein Kern war preußiſch geworden, unſer nördlichſtes Stück dagegen hannoveriſch. Mein Vater war als Unterthan eines öſterreichiſchen Erzherzog-Fürſtbiſchofs geboren, Preuße als Student geweſen, franzöſiſcher Friedensrichter als junger Mann. Was waren wir jetzt eigentlich, weß Herrn Unterthanen? Hannoveraner. Unterthanen von Georg IV., König des vereinigten Reichs von Großbritannien und Irland, auch König von Hannover, Herzog von Braunſchweig und Lüneburg, deſſen Name groß genug über den Verordnungen u. ſ. w. ſtand. Aber was war uns Hekuba! Wer dachte an ihn, kümmerte ſich um dieſen „Georg Rex", dieſe dickgefütterte Ruchloſigkeit, die ich einſt in Münſter ſah, wie ſie durch dichtes Volksgewühl zu einer ihr zu Ehren abgehaltenen Parade gefahren wurde. Wir waren nur noch Deutſche, in denen unter ſolchen Umſtänden der alte Reichsgedanke deſto lebendiger bleiben, eine deſto theurere Herzensſache werden mußte. Mein Vater behauptete mit einer Art reſignirten Ingrimms, Kaiſer Franz habe gar nicht das Recht gehabt, die Kaiſerwürde abzulegen und ſo eine freventliche Auf-

lösung des Reichs zu besiegeln: es sei dies eine schreiende Verletzung des Rechts der Nation auf ihr höchstes Reichsoberhaupt gewesen. Dabei kam denn auch wohl die Rede auf den Seher von Lehnin, freilich mit absolut keiner Hoffnung, daß Preußen einst so glorreich die geweissagten Geschicke erfüllen würde!

Das erste politische Ereigniß, dessen ich mich erinnere, ist der Tod Napoleons. Hinter meiner Mutter Rücken tummelte ich mich eines Tages auf dem großen Familiencanapee, als mein Vater erregt miteinem Zeitungsblatt in der Hand eintrat und ihr die große Mär verkündete — wie viel Zeit mochte sie gebraucht haben, um von der Insel St. Helena bis zu uns zu kommen.

Von literarischen Dingen war desto mehr die Rede, aber ich habe davon schon gesprochen und will nur noch erwähnen, daß ich damals zuweilen einer „Rette Hülshoff" erwähnen hörte, eines jungen Fräuleins, das meine Mutter im Hause eines alten gelehrten Freundes, der ihr als ehemaliges Mitglied des Hainbundes eine große Autorität war, näher kennen gelernt hatte, und die ein entschiedenes dichterisches Talent haben sollte.

## VII.

Ich war so herangewachsen, daß der Unterricht, den mir und meinem jüngeren Bruder Hauslehrer gaben, am längsten jener sanfte junge Geistliche, den ich oben dem savoyardischen Vicar verglichen habe, nicht mehr auslangte und ich den ausgiebigeren Gymnasialunterricht nicht mehr entbehren konnte. Meine erste Communion, die ich tief zerknirscht und in rührendster Gläubigkeit, von meinem Vicar vorbereitet und von den Eltern zur Pfarrkirche begleitet, begangen, lag auch hinter mir: ebenso der 15. Geburtstag, und so wurde ich denn abermals in die Stadt — worin der Großvater nun seit Jahren todt — gesandt. Ich verließ meine Thiere, meine kleinen Sammlungen, meinen theuren Esel, meine weiten Haiden. „Elles furent humbles, sévères et douces, les premières impressions de ma vie," sagt Lamartine in seinen „Confidences" und fährt dann fort: „Peut-être est-ce la meilleure condition pour bien jouir de la nature et des ouvrages des hommes que de commencer par ce qu'il y a de plus modeste et de plus vulgaire, de s'initier pour

ainsi dire lentement et à mesure que l'ame se développe aux spectacles de ce monde." Das mag richtig ſein, und jedenfalls iſt eine unter einfachen Verhältniſſen „im Schoß der Natur", auf dem Lande zugebrachte Jugend eine glücklichere, als ſie in den meiſten Fällen in der Stadt ſein mag. Aber eben ſo wahr iſt auch, daß der moderne Menſch nicht zu ſpät in die moderne Welt gelangen darf. Er lernt ſonſt auch zu ſpät das „nil admirari" und legt zu ſpät die Menſchenfurcht ab, er ſtößt ſich zu ſpät die Hörner des Idealismus ab — und bringt etwas von einem jungen Mädchen, das mit fragenden Augen verehrungsbedürftig in die Welt ſchaut, mit in dieſe. Und die zu ſpät kommende Entdeckung, wie wenig des Verehrungswürdigen die Welt eigentlich hat, nimmt ihm nicht immer, ſondern erhöht vielleicht nur die Befangenheit und den Iſolirungstrieb, den er aus ſeiner frühen Einſamkeit mit ſich in's Leben genommen hat: und ſchwerlich wird er es je zu jener Kunſt, ſich geltend zu machen, und jenem ſiegreichen Vordringen glücklichen Selbſtgefühls bringen, um das ich ſo viele meiner mit ſtrebenden Zeitgenoſſen beneidet habe.

Zunächſt kam ich aus meinen Haiden mit einer ſehr

mittelmäßigen Anlage, mich der Schulzucht zu fügen. Ich hatte zu lange unbehindert getrieben, was mir eben behagte, zu frei umhergeschweift, und dazu kam ein oppositioneller Hang in mir, der meinen Fortschritten in der Schule auf's Bedauerlichste entgegentrat. Ich sträubte mich gegen Studien, gegen Interessen, die man mir zur Pflicht machen wollte, und wählte andere, oft die entgegengesetzten. Um einen guten Griechen und Lateiner aus mir zu ziehen, hätte man besser gethan, mich auf eine Handels oder Realschule zu senden. Da wäre Französisch, Englisch, Mathematik ꝛc. die Hauptsache gewesen — ich hätte dann sicherlich vorzugsweise für mich Lateinisch und Griechisch getrieben. Auf dem Gymnasium habe ich von diesen alten Sprachen so viel in mich aufgenommen, wie es eben nöthig war, im Ganzen aber alles das, was ich wissen mußte, höchst leichtsinnig und verkehrt dem, was ich nicht zu wissen brauchte, nachgesetzt.

Ich glaube, es lag das zum Theil neben jenem stark ausgebildeten Unabhängigkeitsbedürfniß, das durchaus seine eigenen Wege gehen wollte, auch in der Art, wie der Gymnasialunterricht uns den Geist der klassischen Welt hinter dem Formwesen verhüllt hielt. Bei den Werken

in den neueren Sprachen, die ich eifrig für mich trieb, leuchtete eben unter den einfacheren leichteren Formen so fort der Geist hervor, ließ sich fesselnder Sinn und Bedeutung des Ganzen sofort übersehen.

Und so las ich denn den Gil Blas, wo es an der Zeit gewesen, zu sehen, wie viel Parasangen und Stadien Xenophons tapfere Zehntausend einmal weiter gerückt waren: oder Yoricks sentimentale Reise, statt im Livius mich mit den alten Freunden aus meinen Kindestagen, den sieben Königen Roms und der weisen Nymphe Egeria zu beschäftigen. Diese sieben Könige, und alle Könige der klassischen Welt überhaupt, hatten ihren Antheil an meinen Sympathien vollständig an die Hohenstaufen überlassen müssen, die in Raumers Darstellung mich begeisterten, wie die Gestalten der Kreuzzüge in der Michauds: auch schienen mir Sainte-Palayes und Büschings Werke über Ritterthum und Turniere, ja Schmidts bändereiche trockene deutsche Geschichte — wer kennt sie heute nur noch? — unendlich anziehender als Alles, was in der Klasse von Cyrus, Darius und Xerxes vorgetragen wurde.

Es kam hinzu, daß ich nicht hinreichend vorbereitet in eine zu hohe Klasse aufgenommen war. Seit ich in

Grillparzers Selbſtbiographie las: „Das Einmaleins iſt mir bis auf dieſe Stunde nicht geläufig," ſchäme ich mich nicht, daſſelbe Geſtändniß abzulegen: aber was ſchlimmer war, es fehlten mir auch die nöthigen Vorkenntniſſe in der griechiſchen und lateiniſchen Grammatik und vielem Anderen. Bei der erſten Arbeit, nach der uns die Plätze angewieſen werden ſollten, wurde meine natürliche Spannung darauf, wie ſich meine gelehrte Leiſtung zu denen dieſer Klaſſe (Obertertia) verhalte, dadurch erledigt, daß ich unter mehr als 60 Schülern zu den drei letzten auf die letzte der ſanft anſteigenden Bänke geſandt wurde. Mein Ehrgeiz war nicht groß und meine Bank war hoch: ſo wußt' ich mir gleichmüthig mit Horaz zu ſagen: Aequam memento rebus in arduis servare mentem. Aber einen Sporn zu Anſtrengungen ſah ich nicht darin. Vielleicht beſtärkte es mich nur in einem Hang zu einſamen Streifereien durch die Gaſſen der Stadt Münſter, in der ich mich nun wieder befand und die ich als Kind vom Hauſe des Großvaters aus durchwandert hatte, ohne andere als unverſtandene Eindrücke und Bilder in mich aufzunehmen. Jetzt verſtand ich den ausgeprägt hiſtoriſchen Charakter dieſer Stadt, die einſt ein mächtiges Gemeinweſen war.

und deren hochſtirnige Giebel noch mit ſo viel verdroſſenem Trotz auf die Wandlungen der Gegenwart herabblickten. Ihre ſchönen und bewundernswerthen Kirchen, ihre Wiedertäuferkörbe und alle die Spuren und Anklänge an die Zeiten des Königs von Sion, des weſtfäliſchen Friedens oder des großen Condottiere Bernhard von Galen ließen mich nicht los: ich begnügte mich nicht mit den Büchern, welche davon handelten, ſondern vertiefte mich in das, was ſchon damals in Urkundenwerken darüber zu leſen und was mir verſtändlich war. Damals waren die alten Kirchen auch noch ſchön im Innern: in jeder hatten die ſich folgenden Jahrhunderte ihre Spuren, ihre Denkmäler, ihre Epitaphien als eben ſo viele rührende Anrufungen an die Pietät der nachfolgenden Geſchlechter, ſich in Frömmigkeit der Dahingegangenen zu erinnern, hinterlaſſen: die Jahrhunderte hatten gewetteifert, ſie zu ſchmücken, und jedes hatte dabei ſeinen Charakter ausgeprägt, das Mittelalter, die Zeit der Renaiſſance, die des Rococo. Auf den Leichenſteinen ſuchte man unter den halb ausgelöſchten Wappen bekannte oder blutsverwandte Namen: in den hohen figurenreichen Werken der Holzſchnitzerei, die ſich an den Pfeilern erhoben, die oft bewundernswürdige

Leiſtung des künſtleriſchen Fleißes. Und ſprachen dieſe ſtillen Kirchen, die wie die letzten Aſyle waren, in welche die Vergangenheit ſich geflüchtet hatte, tief zum Herzen, ſo that es ergreifender und mächtiger der feierliche und pomphafte Cultus bei den biſchöflichen Hochämtern in der Kathedrale, die von ſo vortrefflichen muſikaliſchen Aufführungen begleitet waren. Dieſe muſikaliſchen Aufführungen, deren wogende Klänge in einfacher Größe unter den Wölbungen des Domes dahinzogen, während die durch die hohen gothiſchen Fenſter einfallenden und durch aufwallende Weihrauchwolken gebrochenen Sonnenſtrahlen um die ſteinernen Geſtalten alter Kaiſer und Biſchöfe ſpielten, denen ſie neues Leben zu verleihen ſchienen, haben mir ſtets einen erſchütternden Eindruck gemacht. In dieſem Triumphliede, dieſen ſtolzen Siegeshymnen der weltherrſchenden Kirche, in denen doch ſo oft die tiefwehmüthigen Klänge eines ausbrechenden Schmerzes und eines ſehnſüchtigen Verlangens ſich miſchten, lag etwas unbeſchreiblich Ergreifendes. Wohl war es noch immer der ſtolze Siegesſang der großen Weltherrſcherin des Mittelalters, aber war es nicht jedem klar denkenden Menſchen in's Bewußtſein eingeſchrieben, daß dieſe Weltherrſchaft eine

morſche und dahinſterbende Herrlichkeit ſei; und hatten dieſe Töne nicht all' das Rührende, welches dem inne wohnt, das aus dem Geweſenen, einſt Großen und Mächtigen wie ein letztes verhallendes Echo zu uns herüberklingt? Ich wenigſtens verſtand dieſe Muſik ſo, und obwohl ich ſchon damals eine kalte Entfremdung gegen die Kirche im Herzen trug, weil ſie mir meine theuren Hohenſtaufen ruinirt hatte, ſo lockte mir dieſe Muſik doch ſtets die Thränen in's Auge.

Wenn ich ſo den Bildungen und Eindrücken der Vergangenheit nachging, hatte ich als Mentor dabei den redlichſten Mann und die weichſte gutmüthigſte Kindesſeele, die ich je habe kennen lernen. Es war dies ein alter Herr, der ſich einſt auf mehreren Univerſitäten, wo er ſich als Juriſt inſcribirt, aufgehalten, daſelbſt abſolut nichts gelernt und jetzt abſolut nichts zu thun hatte; in einem ſehr reifen Alter hatte er meine Tante, die, von der ich erzählt, daß Sonnenberg ſie einſt verehrt, geheirathet, und dieſe — kinderloſe — Ehe bot ihm nun auch keinen großen Zeitvertreib. Er nahm ſich meiner mit warmem Eifer an, machte weite Spaziergänge mit mir und gab mir Unterricht im Engliſchen: wir laſen Molière

und Le Sage zuſammen; daneben ward er nicht müde im Erzählen, und ich lernte durch ihn, wie man's früher getrieben in der Geſellſchaft der guten alten Zeit, ehe noch die Revolution, die Emigranten, die Franzoſen gekommen, und was man dann ſpäter Alles erlebt, lauter Dinge, die man ſich nicht hatte träumen laſſen in den goldenen Jugendtagen, als man noch in Göttingen nicht ſtudirte. Der gute Onkel Ferdinand iſt dahin gegangen und ſeine Stimme iſt verweht wie die letzten Klänge jener muſikaliſchen Aufführungen, die er an keinem Sonntage verſäumte. Dieſe Aufführungen ſelbſt aber ſind abgeſchafft und — es gehört das auch zu der großen Umwandlung der Kirche von einſt in den Vaticanismus von heute — und die hiſtoriſchen Denkmäler werden aus den Kirchen hinausgeſchafft; an die Stelle ehrwürdiger Leichenſteine werden helle buntfarbige Eſtrichplatten gelegt, wie im Wintergarten eines reichgewordenen Gründers. Man wirft die Geſchichte zu den Kirchen hinaus; freilich iſt die Geſchichte die alte fatale Feindin, und alle Syllabusmachtſprüche, daß die Theologie über der Geſchichte ſtehe, können den heimlichen Abſcheu gegen ſie nicht aufheben.

Aber es ist hohe Zeit, daß ich in meine Schule zurückkehre. Ich thue es — leider mit Widerstreben.

Wie groß könnten wir sein, wenn das Schicksal uns groß behandelt hätte — wie gelehrt könnten wir sein, wenn in unserer ersten Jugend die Gelehrsamkeit uns in der richtigen Art und Weise zu fassen gewußt hätte. Bei mir aber war das, wie gesagt, keineswegs der Fall. Hätte man uns einen Blick werfen lassen auf die Schönheit und die Freiheit, die kunst- und poesieverklärte, von der Menschheit nie wieder erreichte Höhe des Hellenenthums; oder auf die stolze Größe des römischen Gemeinwesens und die welthistorische Entwickelung der Ideen, die in diesem Römerthum lagen, deren letzte Ausläufer noch bestimmend unser modernes Leben durchwirken: hätte man ein wenig nur unsere Phantasie mit dem Bilde der Lebensformen jener Männer und Zeiten, deren Bücher wir lasen, beschäftigt — wie begeistert würden wohl die meisten für solche Studien geworden sein! Statt dessen aber schienen unsere Lehrer vorauszusetzen, daß wir als unsere einfache Schuldigkeit diese Begeisterung ganz flammend mit in die Klasse brächten, und daß ihre Aufgabe nur sei, uns den heiß glühenden Kopf, damit er vor Wissensdurst nicht

ſpringe, möglichſt lange in das kalte Waſſer ihrer etymo logiſchen Haarſpaltereien zu tauchen. Sie hatten dabei alle ihre Schrullen, die hinzukamen, das geiſtige Band in unſerem Lernſtoff unſeren Autoren zu zerreißen. Der eine hatte einen Optativus potentialis in der römiſchen Sprache entdeckt und machte die Stunden, wo ein römiſcher Pro ſaiker geleſen wurde, zu Jagdſtreifereien auf Fälle dieſes wunderbar conſtruirten neuen Modus. Einem anderen lagen in den griechiſchen Autoren nur das digamma aeolicum und das ν ephelkystikon am Herzen, ſo daß wir ſeine Gunſt nur errangen, wenn wir ſolche vierblätte rige Kleeblätter in dem Heu, womit wir genährt wurden, fanden und ihm brachten. Bis wir endlich einen Lehrer erhielten, der in der erſten der Stunden, worin er mit uns die Ilias leſen ſollte, nachdem er ſein Buch aufge ſchlagen, mit einer wohllautenden Stimme und begeiſtert aufleuchtendem Blick über unſere Köpfe donnernd weg ſtandirte:

Μῆνιν ἄειδε, θεὰ, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος.

Der Mann war begeiſtert für ſeinen Homer, ſeine Griechen, die Begeiſterung vibrirte durch ſeine Stimme, und bei ihm hab' ich etwas gelernt.

Ein pium desiderium möcht' ich hier aussprechen. Es ist herzbrechend, wie viel kostbare Zeit uns in der Jugend verloren geht, indem man uns zwingt, sie an Dinge zu verwenden, für die wir absolut keine Anlage und kein Organ haben, oder die wir nur der Lehrer willen lernen, um sie alsdann sofort zu vergessen. Mir hat man sie geraubt mit der Mathematik, der pharrischen Trigonometrie, der Differential- und Infinitesimal-Rechnung — entsetzlichen Andenkens! In den alten Jesuitenschulen wurde in der Poesis-Klasse Alles auf das Dichten lateinischer und womöglich griechischer Verse dressirt. Heute ist man zu der Erkenntniß vorgedrungen, daß nicht alle Schüler geborene Dichter sind, und quält sie nicht mehr mit der Herstellung sapphischer Oden. Wann wird man so klug werden, einzusehen, daß man einem großen Theil der Schüler, deren Gehirn dafür einmal nicht organisirt ist, mit der höheren, der raffinirten Mathematik nur die Zeit stiehlt?

Einem meiner Mitschüler während des ersten Jahres, das ich auf dem Gymnasium zubrachte, war wie etwas von jener mitgebrachten Begeisterung, von jenem heißen Wissensdurst, von dem ich sprach, treu geblieben; er war

ein warmherziger, ſinniger, liebenswürdiger Knabe, der ſehr hübſche Gedichte machte und dem das Lernen unendlich leicht wurde, ſo daß er in allen Fächern beſtändig den erſten Platz behauptete und am Ende des Schuljahres ſich regelmäßig ſämmtlicher Prämien bemächtigte. Das ſtand ſo feſt, daß ihn keiner mehr darum beneidete. Er ſchloß ſich ſehr bald nach meinem Eintritt in die Klaſſe an mich an und wir wurden unzertrennliche Freunde — unzertrennlich mit Ausnahme der Schulſtunden natürlich, wo ihn, den primus, von mir, dem penultimus, nicht weniger als der ganze Raum der Klaſſe trennte.

Als das Schuljahr ſich ſeinem Ende nahte, hatten wir für die Prämien zu „componiren". Und dann kam der feierliche Schlußact, wobei die Spitzen der Behörden und ein großes Publikum ſich auf der großen Aula einfand, Reden anzuhören und die Belohnungen vertheilen zu ſehen, die von den Schülern der unterſten Klaſſen auf einer Eſtrade nach einer Declamation von Verſen unter Pauken- und Trompetenſchall überreicht wurden. Da ich kein perſönliches Intereſſe bei der Sache hatte, kam ich zu ſpät, um mich zum Platz meiner Klaſſe durchzudrängen, und blieb an der Thür des mit Menſchen dichtgefüllten

weiten Saales ſtehen. Die Reden waren gehalten; man gelangte an meine Klaſſe — zu meiner ganz unſäglichen Ueberraſchung wird nach dem Ruf: Deutſcher Stil — mein Name gerufen; es iſt wirklich keine Hallucination des Gehörs; denn er wird, weil ich nicht auf meinem Platze bin, noch einmal laut ſchallend von dem Director wiederholt. Ich muß mich nun an der Thür geltend machen und kräftige Hände und Arme heben mich und fördern mich auf die Eſtrade, wo das, was ich für das reine Wunder halte, unter Declamation und Paukenſchlag ſich vollzieht. Leider iſt dies das erſte aber auch mein letztes Prämium geblieben und das Schickſal ſcheint, was die Ertheilung von Preiſen angeht, ſich damit für immer gegen mich abgefunden zu haben.

Ich nahm Abſchied von meinem Freunde und zog ſtolz, mein rothſaffianenes Preisbuch unter dem Arm, in die Herbſtferien nach Hauſe. Der Freund ſchrieb mir mehrere Briefchen mit ſeiner zierlichen klaren und feinen Hand dahin. Dann aber, als ich zum neuen Schuljahr zurückgekommen, fand ich ihn in gedrückter Stimmung und wunderlich kopfhängeriſch und ſich iſolirend. Und an einem nebeligen Herbſttage, es war am 14. November 1830,

erſchien er Morgens nicht in der Klaſſe — in die zweite Stunde aber brachten Schüler, die in ſeiner Nachbarſchaft wohnten, die Nachricht, er habe ſich am Morgen erſchoſſen!

Es war eine zerſchmetternde Kunde. Was ihn zu dem verzweifelten Schritt getrieben, iſt nie recht klar geworden. Von drückenden Familienverhältniſſen ſprach man, auch von gekränktem Ehrgeiz, weil ihm am Ende des vorigen Schuljahres nicht wie ſonſt immer alle Prämien zugefallen. War das möglich? Dann hatte ja ich unwillkürlich eine Art Mitſchuld an dieſem Ausgang eines ſo bedeutend angelegten und hochbegabten jungen Mannes gehabt! — —

Ich war von meinen Eltern bei einem geiſtlichen Herrn untergebracht, der Caplan des Biſchofs war und gern ſeine feineren und weltmänniſchen Manieren in adeliger Geſellſchaft zeigte. Als ich ihm eines Tages ſagte, daß meine Mutter mir einen Brief an ein ihr befreundetes Fräulein von Droſte-Hülshoff mitgegeben, und daß ich dieſen Brief, den ich ſchon lange aufbewahre, durchaus einmal auf dem Gute des Fräuleins abgeben müſſe, zeigte er ſich ſehr beſeſſert, meinen Führer dahin zu machen.

An einem freien Nachmittage brachen wir denn auf und

wanderten aus einem der nördlichen Thore Münſters einen ſandigen weiten Weg entlang: dann über Kämpe, bis wir den eigenthümlichen kleinen Edelhof Rüſchhaus erreichten. Das Fräulein empfing mich ſehr freundlich, ein wenig mit der gemeſſenen Zurückhaltung, welche ihr ſtets die Gegenwart der Ihrigen auferlegte, fragte viel nach meiner Mutter und zeigte mir ihre Schätze, in Glasſchränken aufbewahrte kleine Naturalienſammlungen und ein paar runde Bleiſcheiben mit getriebenen Figuren, welche die Schmiede Vulcans darſtellten, darauf, die Benvenuto Cellini gemacht haben ſollte. Sie machte einen eigenthümlichen Eindruck, das zarte ätheriſche, äußerſt ſchlicht in dem einfachſten hellen Muſſelinſtoff gekleidete Fräulein, mit der vorgebeugten Haltung und den großen, wunderſamen Augen. Sie war nicht ſchön und beſaß doch ſo viele Züge, die ſonſt Schönheit geben, z. B. die mit anmuthiger Feinheit gezeichnete Naſe und den reizendſten Mund, den ich je geſehen habe. Aber die Stirn war zu mächtig, das Auge zur Häßlichkeit groß; es war größer als das meiner Mutter ſogar. Sie war die Undine ihres „Schilfhauſes".

Ich bin dann noch ein paar Mal in längeren Zwiſchenräumen zu ihr hinausgegangen. Im November 1831

hatte ich dann den Schmerz, meine gute Mutter zu verlieren; es kam danach ein Gefühl über mich, als sei die Welt um mich her ein mich weiter nicht berührendes Schauspiel geworden, ein Gebilde aus unwesentlichen Schattengestalten, die für mich ihre Bedeutung und ihr Leben verloren hatten. So dacht' ich auch nicht daran, andere Menschen, höchstens nächste Verwandte, deren ich mehrere, Geschwister beider Eltern, in der Stadt hatte, zu sehen. Annette von Droste sandte mir jedoch eine dringende Aufforderung, zu ihr herauszukommen, der ich mich nicht entziehen konnte. Ich ging zu ihr, um bei ihr die Ausdrücke einer tief gerührten Theilnahme zu finden. Sie selbst fühlte sich eigenthümlich durch die Thatsache erschüttert, daß sie, eben im Begriff, meiner Mutter zu schreiben, sich eine Zeitung zur Unterlage dabei genommen und, ihre Gedanken zum Schreiben ordnend, absichtslos auf diese Unterlage blickend, darin zu ihrem Schrecken die Todesanzeige meiner Mutter gelesen. — Sie sagte mir später oft, daß ich ihr von diesem Augenblick an wie ein Vermächtniß meiner Mutter gewesen. Und später, da hat sie eines ihrer schönsten Gedichte auf ihr Grab niedergelegt, den vollen rückhaltslosen Ausdruck ihres Gefühls für sie. Jenes Grab

aber, nur ein einziges Mal in meinem Leben habe ich es ſehen, beſuchen können; es liegt ſo weit abwärts von den Wegen, die ich durch's Leben gehen mußte. Fern in einer Welt, von der, wer ſie nicht kennt, ſich ſchwer eine Vorſtellung macht, denn die Phantaſie, welche ſie ihm vorſtellen müßte, geſtaltet immer poetiſch, und hier rings umher iſt nichts poetiſch als höchſtens der Gedanke und das Gefühl des Menſchen, der ſich in dieſe ſchrankenloſen Haideflächen wagt und ſich der tiefen Melancholie ihrer Eindrücke hingiebt. Inmitten dieſer Haiden liegt ein weites Moorgebiet, inmitten des Moores eine weitgedehnte Anſiedelung armer Neubauer, inmitten der Anſiedelung eine Kirche, welche der Herzog von Aremberg den Dörflern erbaute und ſchenkte, und daneben ein Pfarrhaus, für deſſen Herſtellung meine Eltern ſich mühten und ſorgten. Im Schatten dieſer Kirche, in der Hut dieſes Pfarrhauſes iſt meine Mutter beſtattet worden. Und wenn jetzt über ihr Grab die Winterſtürme dahinfahren und um die Ecken der einſamen Kirche ihr ſchwermüthiges Lied wie eine immer erneute Todtenklage hören laſſen, ich meine, es müßte dann ein verſpäteter Wanderer zuweilen etwas wie einen leiſen Schimmer darüber liegen ſehen. Der Mond [illegible]

Gedanken zweier Männer, die, oft weltenweit von dieſer Stelle entfernt, doch über ihr mit ihrem Denken ſo oft ſich begegnen müſſen. Zweier Männer, denn von denen, welche die unvergleichliche Frau einſt kannten, liebten, verehrten — wer iſt übrig geblieben als — mein Bruder jenſeits des Oceans und ich! —

# Jugendleben.

## I.

Ich mußte nun die Prima auf dem Gymnasium zu Osnabrück beziehen, weil ich im hannoverschen Lande das Maturitäts-Examen abzulegen hatte. Mein Bruder, der jetzt ebenfalls herangewachsen, begleitete mich dahin, wo die jüngste Schwester meines Vaters, die dort an einen Beamten der Landdrostei verheirathet war, für Unterkommen und leibliches Wohl sorgte. Dahin, nach dem in sehr freundlicher Gegend liegenden und von einem lebhafteren redseligeren Menschenstamme bewohnten Osnabrück, in welchem auch mein Vater eine brave und würdige zweite Frau fand, begann überhaupt jetzt das Leben der Familie zu gravitiren. Dort auch wurde — mit unverdientem Glück — die Abiturientenprüfung überstanden, und mit dem Zeugniß Nr. 2 konnte ich mich nun zum Bezuge der Hochschule rüsten. Dazu wurde von mir — um seines

Kunſtruſes Willen — München gewählt; ich wollte eben mehr lernen als die Jurisprudenz, für die als Brotſtudium ich beſtimmt war. Ein junger Maler ſchloß ſich mir für die Reiſe an, die wir nun äußerſt langſam, theils zu Fuß, theils mit allerlei Vehikel zurücklegten. Einen nachhaltigen Eindruck machte mir Köln. Ich kannte genug von der Römer-, Merovinger- und Frankengeſchichte, um in große Schwärmerei für dieſe damals noch ganz curioſe und tauſend merkwürdige abenteuerliche Dinge bietende Stadt, der, wie keiner anderen, die Vorzeit ihre charakteriſtiſchen Spuren aufgedrückt hatte, zu gerathen. Nichts Wunderlicheres konnte es z. B. in der Welt geben, als den Dom in ſeinem damaligen Zuſtande: Structuren, die ſich himmelan ſchwangen, Bildungen von traumhafter Schönheit zwiſchen Holzverſchlägen und dürftigſten, bettelhafteſten Mauerfüllungen. Ich erkletterte die Galerie des hohen Chors und ſah im Abendſcheine die alte heilige Colonia Agrippina mit ihren furchtbar verwitterten Thürmen und Kirchen, ihren ſchwarzen, barocken Giebeldächern, den weiten, verödeten Gärten und Feldern unter mir daliegen und erhielt einen Eindruck, durch den ich mich ſpäter, als der Gedanke des Ausbaues des Domes

laut wurde, verleiten ließ, ein, ich fürchte über alle Maßen romantisch-confuses und ungegohrenes Büchlein, „Der Kölner Dom und seine Vollendung", zu schreiben. Rheinaufwärts durch die enge „Pfaffengasse" begleitete mich eine wunderliche tiefe Schwermuth — ein Gefühl, als ob mein Leben in eine düstere schwarze Felsenenge mit Ruinen rechts und links und ohne Ausgang gerathe — eine solche Bedrücktheit kann mich noch jetzt in engen Berggegenden erfassen. Dann über Frankfurt, wo in der Jügel'schen Buchhandlung ein großes Portrait des großen Schotten aufgetrieben und bewegt des Ladenbesitzers Erzählung, wie W. Scott selbst noch vor wenig Monden in diesem Raume gewesen, und was er gesprochen, angehört wurde, ging es in's Frankenland, gen Nürnberg mit seiner Kaiserburg, und nach vielen, vielen Tagen und nach mancherlei Abenteuern wurde München erreicht. Es war das eine ganz neue Welt, die mit tausend neuen Bildungselementen und bei einem lebhaften Interesse für diese auch mächtig fördernd auf mich einwirkte. Ein eigentliches Studentenleben gab es dort nicht; ich habe wenigstens nichts davon gewahrt: die juristischen Vorlesungen waren nicht sehr anziehend, nur G. Phillips fesselte durch seinen lebendigen

und ideenreichen Vortrag über deutſche Reichs- und Rechtsgeſchichte. Und ein wunderlicher, orakelnder, feſſelnder Seher war J. Görres. Er ſtand auf ſeinem Katheder wie ein ſteinerner Comthur, einen Punkt auf der ihm gegenüber liegenden Wand ſtarr fixirend, und ergoß ſo in monotonem Redefluß den Strom ſeiner Bilder und großen Gedanken über uns. Es iſt ewig ſchade, daß den reichen mächtigen Geiſt dieſes Mannes die unausſprechlich erbärmlichen und niederträchtigen Zuſtände des Polizeiſtaats von damals aus Deſperation getrieben hatten, katholiſch zu werden und in eine Kirche zu flüchten, in der doch wenigſtens noch die Poeſie der Vergangenheit lebte und in deren Theorie wenigſtens doch noch die Ideen lebendig waren! — Ich beſuchte auch Clemens Brentano, mich mit Grüßen vom Großvater in der Stadt ſeiner Nonne einführend. Ich fand ihn — einen mittelgroßen unterſetzten Mann mit auffallend feurigem dunklen Auge — in einer großen geweißten Kammer, deren Wände von Repoſitorien eingenommen wurden, ſämmtlich gefüllt mit Cartons, voll, wie er ſagte, von Aufzeichnungen der Offenbarungen der Nonne, geordnet nach Jahren, Monaten, Wochen. An dem tannenen Schreibtiſch baumelte an einem Bindfaden

ein Stecher, wie ihn der Student im Colleg benutzt. Die übrige Einrichtung war im selben Stile freiwilliger Armuth. Er empfing mich mit großer Güte und wollte, ich solle ihn alle Sonntage um 10 Uhr besuchen und eine Stunde bei ihm zubringen. Ein paar Mal bin ich dieser Aufforderung nachgekommen; dann wurde mir sein ewiges Alleinreden beschwerlich; ich entzog mich diesem Privatissimum und studirte auch, was er dringend von mir verlangte, Baaders Philosophie nicht. Es war seltsam, ein so schlechter Mathematiker ich gewesen, die philosophischen Systeme, mit welchen ich damals bekannt zu werden suchte, waren mir nicht mathematisch genug: sie begannen, als würden sie auf einem durchaus logischen Unterbau mit mathematischer Consequenz und Klarheit ihr speculatives Gebäude bis zur Spitze in die Höhe führen und von dieser Spitze herab dann das Weltengeheimniß als gelöstes Räthsel klar überschauen lassen. Aber hatte ich mich ein wenig in sie vertieft, so fand ich, daß sie aus Mathematik und Logik in's Nebelhafte geriethen, daß sie die Phantasie und Bilder und Sprachwendungen zu Hilfe nahmen und mit Vorstellungen zu arbeiten begannen, die nicht bewiesen waren. Da habe ich mir denn die Hoffnung, bei ihnen

auf den letzten Seiten das Weltengeheimniß zu finden, vergehen lassen und Immermann geglaubt:

Das Weltengeheimniß ist nirgendwo,
Es ist nicht hier und nicht dorten,
Es schaukelt sich wie ein unschuldiges Kind
In des Sängers blühenden Worten.

Einmal bin ich auch zu Schelling in's Colleg gegangen; es war ein häßlich und plebejisch aussehender Mann, dieser große Philosoph, und er sprach in einer Terminologie, daß ich eben so viel verstanden hätte, wenn ich ein Colleg in der El-Azhar-Moschee zu Kairo gehört hätte, wo die Professoren arabisch reden: ich ging und kehrte nicht wieder und machte es mit dieser Philosophie wie Messer Angelo Poliziano, der sagt, er habe es mit ihr gemacht wie die Hunde mit dem Nil: ein Trunk und dann fort.

Was mich am meisten in München anzog, war das Theater, in dem damals Sterne erster Größe, Eßlair, Sophie Schröder und Vespermann glänzten. Vor Allem war es Eßlairs Heroengestalt, die auf mich einen Zauber übte wie später nie wieder ein Schauspieler, selbst die Rachel nicht, die mit ihrer erschütternden Leidenschaft sonst

die höchste Raunleitung, die wohl je auf der Bühne erschienen ist, dargestellt hat.

Das Münchener Klima bekam mir nicht, ich fühlte mich krank, hypochondrisch, und weder homöopathische Pulver änderten das, noch half mir trotz all seiner Gründlichkeit der berühmte Geheimrath Kußmaul, dem man nachsagte, er beschäftige sich in seinen Vorlesungen über Pathologie bis Weihnachten mit dem Zahnkrampf, als dem Princip aller Uebel und Sündenfall des Menschengeschlechts. Bei mir mußte er sich über das Princip des Sündenfalls irren, seine Aderlässe waren äußerlich sehr unnütz. Dazu kam eine aufdringliche Freundschaft, die mir durch einen sentimentalen Schwung, dem ich nicht folgen konnte, lästig wurde, und ich rettete mich. Bei der Abreise wurde ich von einer jener Polizeimaßregeln betroffen, womit damals in wunderlicher Beflissenheit die Regierungen darauf ausgingen, sich jeden anständigen Menschen und auch den sanftmüthigsten endlich zum persönlichen Feinde zu machen. Ich war versehen mit allen möglichen Studienzeugnissen, Matrikel und Examinibus und einem Paß, der ein Dutzend Gesandtschaftssiegel der durchreisten und zu durchreisenden deutschen Länder und

Ländlein trug. Trotzdem wollte man mich an den Linien von München nicht reisen lassen, weil ich keine polizeiliche Auslaßerlaubniß eingeholt hatte, ein Ding, von dem ich nie vernommen. Wie ich durchkam, ob rasch und leicht, durch Grobheit oder durch sanfte Vorstellungen, erst nach langer Zeit, weiß ich nicht mehr. Wohl aber, daß ich ein Jahr später auf einem Rheindampfboot oberhalb Coblenz förmlich verhaftet wurde, weil mein Paß, den mir der Universitätsrichter zu Heidelberg als hier und in Karlsruhe, wohin er geschickt war, mit allen Visas und nöthigen Förmlichkeiten versehen, übergeben hatte, in den Augen des preußischen Polizeibeamten, der auf dem Schiff revidirte, eine scandalöse Lücke hatte: ich glaube gar, sie bestand darin, daß der Paß nicht in Berlin gewesen, um da seine letzte Weihe für die kurze Durchreise durch Preußen in meine hannoversche Heimath zu erhalten! Hätte ich nur etwas bärtiger, burschikoser und hambacherfestmäßiger ausgesehen, es wäre mir wohl schlecht ergangen. So aber ließ man mich endlich laufen, d. h. weiter rheinabwärts dampfen. Ich erwähne an dieser Stelle noch, daß, als ich zur Universität abging, mein Vater mir ein mit seinem größten Amtssiegel bedrucktes Zeugniß mit-

geben mußte, daß ich nicht unter denen gewesen, die einige Monate vorher die Frankfurter Constablerwache zu stürmen versucht: ich würde sonst nicht in München immatriculirt worden sein! Glücklich aber damals, wer noch mit solchen Scherereien durchkam. Ich erinnere mich, später in Augsburg an einer Landpartie Theil genommen zu haben, bei der sich ein Dutzend Männer befinden mochten. Diese hatten sich an einem schattigen Waldplatz zusammengesetzt, und das Gespräch wandte sich unter dem grünen deutschen Eichenlaube auf die Universitätszeit und die Zeit der Verfolgung: und nun stellte sich wundersamerweise heraus, daß alle diese Männer ohne Ausnahme in Gefängnissen, Zuchthäusern und Festungen gesessen: daß alle einmal Verbrecher gewesen: alle Jahre ihrer Freiheit, ihres Lebens durch die „Demagogenriecherei" verloren hatten. Und doch trugen alle diese Männer jetzt hoch geachtete, rühmlich bekannte Namen, und einem von ihnen hat man in seiner Vaterstadt eine eherne Ruhmessäule gesetzt. Und die Ideen, um derentwillen sie gelitten — ach, wie harmlos, wie conservativ, wie reactionär man sie heute finden würde!

Ich bezog also die Universität Heidelberg. Und so

ernſt ich es noch in München mit meiner Vorbereitung zum gründlichen Juriſten genommen, trat doch hier in der wunderbar ſchönen Natur, wo Alles blühte und Alles froher Lebensluſt ſich hingab und man die Wiſſenſchaft nur als einen geiſtigen Extract betrachtete, den man ſich in die große Bowle ſchäumender Jugendfreude goß, ein bedenkliches Nachlaſſen des juriſtiſchen Eifers ein. Ein beſonderer Umſtand kam hinzu. Ich ward bald nach meiner Ankunft dort, nach Oſtern, krank, ſchwer krank. Zwar rettete mich des trefflichen Geheimrath Puchelts Behandlung; aber als ich halb geneſen mich wieder erhob und mit dem wunderſamen Gefühl, dem Leben wiedergegeben zu ſein, eines ſchönen ſonnigen Morgens in den entzückenden Frühling hinausblickte, welcher unterdeß draußen in und über dem wonnigen Heidelberg aufgeblüht war — da ſtand unter den Gefühlen tiefer Rührung, die mir die Bruſt ſchwellten, und unter den frommen Ausblicken in die nächſte Zukunft wohl der Gedanke an hingebungsvollen Dienſt der Themis, dem ich hier in dieſem Paradieſe nun mich weihen ſollte, nicht im Vordergrunde! Doch war ich ein zu guter und pietätvoller Menſch, als daß ich meine Herzenserkaltung gegen ſie ihr

schuld gegeben und sie, die so vielen Vorvätern treue Milchkuh gewesen, zum Danke etwa langweilig und trocken gescholten hätte. Ich motivirte meine Abkehr in einer Weise, welche ihr nicht im Entferntesten zu nahe trat: ich bildete mir ein, ich sei unheilbar krank, herzkrank, ich würde nur noch wenige Jahre leben und bedürfe daher eines Brotstudiums gar nicht. Und so hörte ich nur die Collegien, die mich anzogen, des geistreichen Zachariä Staatsrecht, Mittermairs anregende Vorlesungen und Aehnliches. Nebenbei trieb ich mit größerem Eifer geschichtliche und culturgeschichtliche Studien der Literatur des Mittelalters, der Provençalen, der südlichen Nationen, und folgte nun auch wieder dem lebhaft erwachenden Triebe eigenen Schaffens, der so lange geruht hatte. — Kunz von der Rosen, der berühmte Hofnarr Kaiser Maximilians I., kann sich rühmen, den allerletzten seiner vielen schlimmen Streiche mir gespielt zu haben: er verführte mich nämlich, ihn zum Helden eines historischen Romans zu machen, der zu gutem Glück nie das Licht der Welt erblickt hat!

Die juristischen Studien neben den literar- und culturgeschichtlichen habe ich dann in Göttingen fortgesetzt. Ich hörte hier praktische Collegia, die in die gerichtliche Thätig-

leit einführten, und arbeitete nebenbei mit Anfällen großer Begeiſterung an zwei Dramen: das eine hatte Ulrich von Lichtenſtein, den Frauendiener, zum Helden und das andere, in Schiller'ſchem Jambenſchwung mit allen Glocken des Pathos läutend, Niemand geringeren als Richard Löwenherz. Nebenbei hörte ich bei Wilhelm Grimm eine Vorleſung über Gudrun, die mich mit dem wackeren Frommann, dem jetzigen Vorſtand des germaniſchen Muſeums, zuſammenführte. Daneben ſchwelgte ich in den Schätzen der gar nicht genug zu preiſenden Göttinger Bibliothek. In dem großen ehemaligen Kirchenraum, dem Hauptſaal derſelben, iſt Wilhelm Grimm, der Bibliothekar war, der ſchwer leidende und doch immer gleich freundliche, brave Mann, mit unermüdlicher Güte manches Mal für mich die Leiter hinaufgeklettert; er ſagte mir einmal lächelnd, ich kenne die Bibliothek beſſer als er ſelber.

Ein Moment, den ich in jenem Raum verlebte, iſt mir ſtets in der Erinnerung geblieben. Ich war ganz allein darin und harrte Grimms, der kommen wollte, mir, ich glaube „Brantômes Memoiren" zu geben — nachdem ich zum Zeitvertreib mir einige Reihen Rückentitel angeſehen, fielen meine Blicke auf den gerade vortrefflich be-

leuchteten Abguß des Apollo von Belvedère, der am Aufgang zu dem früheren Chore steht; und eine plötzliche heftige Erregung, ein inneres Aufjubeln erfaßt mich, wie blitzartig trifft mich die Macht der Schönheit dieser Gestalt, wie eine plötzliche Offenbarung kommt diese Macht mit allem Hinreißenden und Göttlichen, was sie hat, über mich. — Seltsam — ich war seither an so viel Gypsbildern und an allen Antiken der Münchener Glyptothek ziemlich stumpf vorübergegangen — hier zum ersten Male ging mir ein Licht über griechische Plastik auf, ergreifend und mich mit einer nicht zu beschreibenden tiefen Seelenfreude erfüllend!

Es war das freilich nichts Wunderbares, denn über mehr Dinge als die Schönheit der Plastik ist mir nachher plötzlich das rechte Licht — und zwar erst spät, oft unglaublich spät, aufgegangen — im Begreifen bin ich nur langsam, fürchte ich, meinen Jahren nachgekommen; aber solche Lichter erfüllen dann leider selten mit großem Jubel, sie sind schon mehr wie das Aufgehen des Lichts am Morgen, bei Sonnenaufgang, bei dem es kalt wird.

## II.

Ich habe ſtets mit Vorliebe Lebenserinnerungen und Biographien von berühmten und unberühmten Leuten geleſen, und es iſt mir aufgefallen, wie groß die Gleichartigkeit des Charakters, die Aehnlichkeit der Rolle iſt, welche in den meiſten derſelben der Vater ſpielt. Er iſt ein ſtrenger wortkarger und ſehr ernſthafter Mann, der, einſt ein tapferer Lebenskämpfer, jetzt ſich kühl gegen die Welt abſchließt: er iſt von unerſchütterlicher Rechtſchaffenheit, aber mehr engem als weitem Gedankenhorizont, und nur durch einzelne rührende Züge, welche meiſt erſt gegen das Ende ſeines Lebens eintreten, verräth ſeine tüchtige und männliche Natur eine größere Tiefe des Gemüths, als man ſie ihm zugetraut hat.

Ich habe in dieſen Blättern ein abweichendes Bild von meinem Vater zeichnen müſſen. Er hatte ganz jene Integrität, welche die Ehre des deutſchen Beamtenſtandes iſt; aber daneben einen wunderlichen und ſchwer zu definirenden Charakter, in dem eine große Leidenſchaftlichkeit, ein großer Idealismus und ein totaler Mangel an Ver-

ſtändniß der nüchternen realen Lebensmächte ſich verbanden. Er war ein Kind einer Zeit, die Alles aus den Geleiſen geworfen hatte, die alten geſicherten Verhältniſſe der Familien, die Staatsbildungen, die Sitten, die Geſetze. Außerordentlich viel Menſchen von Talent und Bildung ſind in jenen Zeiten zu Grunde gegangen, weil alle Grundlagen, auf denen ſich einſt die Exiſtenz ſicher begründet aufbaute, zerbrochen waren, und ſie nicht die Energie hatten, ſich auf die neuen zu ſtellen. Mein Vater hatte dieſe Energie gehabt, er nahm in der Hierarchie des Staatsdienſtes eine ganz reſpectable Stellung ein, aber man hatte ihn, der von Hauſe aus ſchwer jede Controle ertrug, doch gar zu weit procul a Jove geſtellt. Und dazu hatte man bei einer Reorganiſation der Behörden meinem Vater, dem einzeln ſtehenden Manne, außer allen juriſtiſchen Geſchäften ſeines weitgedehnten Bezirks auch noch die ſämmtlichen adminiſtrativen übergeben. Er beſaß freilich eine bewundrungswürdige Arbeitskraft und bewältigte, was ihm oblag: ja er that noch unendlich viel mehr als ſeine Pflicht, indem er für ſeinen Bezirk raſtlos thätig war, für Wegeanlagen, für Schul und Kirchenbauten, für Verbeſſerung der Lage der armen Moorcoloniſtendörfer ſorgte. Aber

leider war er doch zu sehr ein esprit remuant, mehr wenigstens, wie es in dieser kühl realistischen Welt gut ist, und nicht der Mann, nach „des Dienstes immer gleich gestellter Uhr" seinen Gang zu reguliren. Und, fürchte ich, daß seine Vorgesetzten die Segel seines Selbstbewußteins und eines gewissen Souveränitätsgefühls, das in der ganz entlegenen Gegend über ihn gekommen, zu hoch gebläht fanden; und so entfernten sie ihn von seinem Amte und entlasteten ihn der Geschäfte, deren ihm aus leidigen Sparsamkeitsrücksichten, um das Gehalt für einen zweiten Beamten zu ersparen, viel zu viel auf die Schultern gebürdet worden waren. Er konnte sie hinter sich lassen mit dem Bewußtsein, viel Gutes gethan zu haben — seine Hand war für Alle offen gewesen, die ihn ansprachen, er war zugänglich und hilfsbereit gewesen für Alle und am meisten für das arme Volk. So erinnere ich mich, daß eines Tages ein gutmüthiges Bäuerlein, das stundenweit hergekommen, uns ein dunkelbraunes schwarzäugiges Mädchen, etwa vier oder fünf Jahre alt, in's Haus brachte — er hatte, über die Haide gehend, des Kindes Mutter, eine arme Zigeunerin, in einem einsamen Schafstalle sterbend gefunden: sie hatte ihn in der Angst um ihr Kind, für

das ſie in der weiten Gotteswelt keine Zuflucht wußte, angefleht, dieſes meinen Eltern zu bringen: ſie würden ſich ſeiner annehmen. Und ſo war der Mann drei, vier Stunden weit mit ihm hergekommen und brachte, von den überraſchten Hausgenoſſen umringt, beklommen und verlegen ſeine wunderliche Botſchaft vor. Mein Vater aber beruhigte ihn ſofort, und das Vermächtniß der armen Zigeunerfrau, die auf den geborenen Feind ihres Stammes, die geſtrenge Obrigkeit, ihr Vertrauen geſetzt, iſt im Hauſe meiner Eltern aufgezogen und herangewachſen, bis ſie in Dienſt gehen konnte. Sie hat dann in ſpäteren Jahren als Dienſtmagd im Stillen noch manchen Kranz aus wilden Blumen geflochten und auf meiner Mutter Grab gelegt.

Das Alles aber änderte nichts an der Thatſache, daß ich, in dem Augenblick, wo ich hätte die Staatsprüfungen ablegen müſſen, ohne alle Mittel, die langen un beſoldeten Vorbereitungsjahre zum Staatsdienſt zu überſtehen, hilflos und ganz auf mich ſelbſt angewieſen daſtand. Und das war hart. Denn die Art unſerer Jugendbildung iſt wenig darauf gerichtet und war es damals noch weniger als heute, den Mann auf ſeine eigenen Füße zu ſtellen.

Wenn ihm die Laufbahn, für die er geſchult und eingerichtet iſt, verſagt, ſieht er ſich ziemlich hilflos daſtehen. Ich hätte der meinen allenfalls treu bleiben können, ſtatt der langen, in jener Zeit noch viele Jahre raubenden Vorbereitung auf die Richterlaufbahn, Anwalt werden können — wenn ich mich in die Einſamkeit und Stille meiner erſten Heimath, jenes weltentlegenſten Erdwinkels, hätte begraben wollen. Aber all meine Aſpirationen ſtrebten bereits einer reicheren und bewegteren Welt zu, einem anderen Leben — ich trug in mir wie ein ſtilles Bewußtſein, daß ich für die furchtbare Abhängigkeit des Staatsdienſtes nicht beſtimmt und nicht geſchaffen ſei. Mein eigentliches Ideal wäre das Leben eines begüterten Landjunkers geweſen: in Ermangelung der Güter hätte ich mich auch zu einem Privatdocententhum auf einer Univerſität entſchloſſen, aber da auch hierzu die Güter, die Anknüpfungspunkte, die „Hilfen", wie der Reiter ſagt, fehlten, ſo mußte ich mir damit helfen, daß ich endlich ein Privatdocententhum auf eigene Fauſt begann. Ich war mit meinem Vater und einem nächſtälteſten Bruder — ein zweiter blieb auf dem Gymnaſium zu Osnabrück — nach Münſter zurückgekehrt: es war im Jahre 1837, in jenem Sommer größter Er-

regung der Gemüther, als der erſte Zuſammenſtoß von „Krone und Tiara“ erfolgte. Mein Vater ſchrieb in ironiſchem Tone ein Buch unter dieſem Titel: aber mancherlei Verſuche, in irgend eine andere Laufbahn zu gelangen, auf irgend einer feſten Scholle Fuß zu faſſen in dieſem Eisgang unſeres Lebensſtroms, ſchlugen ihm fehl: der Arbeit war damals ſo wenig und der Menſchen ſo viele im armen Deutſchland: ſo wanderte er mit meinem Bruder aus in die damals noch ſo ferne, fremde Transatlantis: ich blieb zurück, vertrauend auf die Hilfsquellen, welche meine „Allotria“ mir bieten würden, die mir ſo oft von beſorgten Freunden vorgeworfene Beſchäftigung mit anderen Dingen als dem einen, was dem Juriſten noth thut, den Pandekten. Das juſt half mir jetzt in der That, die erworbenen Kenntniſſe der neueren Sprachen und die an Kunz von der Roſens tiefſinniger und ernſter Narrheit, an Ulrich von Lichtenſteins windbeuteliger Liebesodyſſee geübte Feder — daß ich zu Helden meiner erſten literariſchen Verſuche zwei Narren genommen habe, iſt mir, nebenbei geſagt, heute noch unverſtändlich. Zuerſt ergriff ich ein Metier, für das der Franzoſe den bezeichnenden Ausdruck hat: je courrais le cachet. Und das Metier

geſtaltete ſich, da ich ja der Verwandten und der Beziehungen in der Stadt ſo manche hatte, bald leidlich und befriedigend. Man lebte von ſo wenig damals. Und ich habe nie das Bedürfniß deſſen gekannt, was eine ſo große Rolle im Leben der Jugend zu ſpielen pflegt, des Vergnügens.

Doch blieb es immerhin eine ſchwere Zeit, die viel des Niederdrückenden und des Demüthigenden hatte, viel des Herzbeklemmenden und des Bittern, bis ich ſo weit kam und eine kleine zerbrechliche Selbſtändigkeit gewann. Vielleicht hatte ich auch Stunden, wo ich an jene gute Frau in München dachte, die mir einſt einen ſo peinlichen und meinen gutmüthigen Optimismus ſtörenden Eindruck gemacht hatte. Ich hörte ſie in einer Unterredung mit meiner Hausfrau mit einem unverkennbar aus dem Herzen kommenden Tone ſich den Tod wünſchen; und das erſchien mir damals als etwas ſo Ungeheuerliches und aller Vernunft Widerſtreitendes, daß ich mehr Zorn als Mitleid mit der Frau fühlte. Vielleicht hatte ich jetzt Stunden, wo ich dieſe Frau begriff.

Aber nichts iſt wahrer, als daß wenig auf unſer Schickſal und Alles darauf ankommt, wie wir unſer

Schickſal nehmen und es auffaſſen. Ich nahm das meine im Ganzen mit einer Gelaſſenheit, die vielleicht etwas von Leichtſinn hatte, in welchen ſich doch auch Selbſtvertrauen und Muth miſchte. Doch war es nicht eigentlich das. Wenn wir aus warmen Klimaten kommen, oder nach heißen Sommern, tragen wir noch lange die leichten Kleider in den kälter werdenden Tagen. Wir haben ſo viel Wärme in uns aufgenommen, daß dieſe noch lange in uns vorhält. Ich hatte in meinem bisherigen Leben ſo viel von Wärme und Sonnenſchein in mich aufgenommen, daß es mich in dieſen Tagen, wo es kalt und dunkel um mich her wurde, warm und auch heiter erhielt.

Ich weiß nicht, wer es geſagt hat: die Frauen brüten über ihre Sorgen, die Männer werfen ſie zur Thür hinaus, bis ſie ſo ſtark geworden ſind, durch's Fenſter wieder hereinſteigen zu können. Auch das mochte ſich bei mir bewähren. Ich ebenfalls warf wohl die meinen zur Thür hinaus, und wenn ſie auch oft wieder mir in's Fenſter meines engen Hinterſtübchens ſchauten, ſo konnten ſie mir doch nicht den großen Wechſel auf das Glück der Zukunft ſtehlen, den die Jugend in der Taſche trägt, freilich ohne zu wiſſen, welche Bank ihn acceptiren wird. Alle Schick-

ſale ſind eben erträglich, in welche ſich nicht unſere Leidenſchaften miſchen und auf die Seite deſſen ſtellen, gegen das wir zu ringen haben.

## III.

Es freut mich jetzt, daß ich in all jener Zeit Annette von Droſte nicht ſah. Sie hatte einen jahrelangen Aufenthalt in der Schweiz bei einer verheiratheten, dort lebenden Schweſter genommen. Wäre ſie anweſend geweſen, ſo würde ſie ſich geängſtigt und vergebliche Verſuche gemacht haben, mir eine Stellung zu verſchaffen; es war einmal in den Sternen geſchrieben, daß ich auf keiner glatt geebneten Bahn durch's Leben wandern ſollte.

Geſellige Anknüpfungen jedoch fehlten mir nicht. Eine alte Dame, eine Frau von Aachen, die in ihrem 75. Jahre dichtete, componirte, malte — Alles mit derſelben hexenhaften Virtuoſität — und die eine Bekannte meiner Mutter geweſen, brachte mich in Berührung mit Eliſe von Hohenhauſen und deren in Münſter verheiratheten Tochter; um dieſe letztere ſchloß ſich ein kleiner

Kreis literariſch angeregter Menſchen, der ſich viel mit Immermann, mit Alexander von Sternberg, mit den erſten noch profanen und noch geiſtreichen Romanen der Gräfin Hahn beſchäftigte und mehr noch für die Sand und für Balzac ſchwärmte. Als Vorleſer glänzte in dieſem Kreiſe ein Geheimer Rath Carvacchi, der ſeine Kunſt Tieck abgelauſcht haben wollte, ein Mann, der, obwohl ein wenig von dem, was die Franzoſen Blagueur nennen, durch ſein vielſeitiges Intereſſe und ſeine in einem bewegten wechſelreichen Leben gewonnene Weltbildung höchſt anregend wirkte, dabei einen höchſt liebenswürdigen unermüdlichen Dienſteifer für alle ſeine Freunde hatte und mit eben ſolcher Unermüdlichkeit als wohlthätiges, verbindendes Glied der Geſelligkeit diente. Mit einer ſich ſtets gleich bleibenden Höflichkeit des Herzens ſcheute er keine Mühe, wenn es galt, einen Bekannten in ſeinen Beſtrebungen zu fördern. So, als ich ſpäter einmal mit einer Novelle beſchäftigt war, worin der bekannte Trenk eine Rolle ſpielt, erſchien er früh eines Morgens bei mir und ſtellte mit freudeſtrahlendem Geſicht einen alten zinnernen, aber über und über mit Kritzeleien bedeckten Becher vor mich auf den Tiſch: es war einer jener Becher, wie Trenk ſie in ſeinem Kerker mit Gra

virungen bedeckt hat, und es war ihm gelungen, ſolch eine ſeltene Curioſität für mich in Magdeburg aufzutreiben. Aehnlicher Aufmerkſamkeiten und Liebesdienſte hatten alle ſeine Freunde ſich von ihm zu berühmen. — Die lyriſche Poeſie, eine weiche und ſchwermüthige Poeſie der Gemüthsinnigkeit, vertrat ein junger Dichter, W. Junkmann, eine reiche Seele voll Romantik und paradoxer Lebensanſchauungen; und die âme damnée unſeres Kreiſes war eine Convertitin, ein Fräulein Louiſe von Bornſtedt aus Berlin, die unter dem Titel „Pilgerklänge einer Heimathloſen" Gedichte herausgegeben hatte — einer der wunderlichſten Frauencharaktere, der mir je vorgekommen iſt. Man hätte auch von ihr ſagen können: Il semblait que née du commerce de deux anges elle eut sucé le lait d'une Furie: ein wirkliches lyriſches Naturell, Gemüth und aufrichtiger Enthuſiasmus vereinigte ſich in ihr mit Schlauheit, Komödiantenthum und einem Geiſt der Intrigue, der Alles gegen einander zu hetzen liebte. Sie war der Hecht in unſerem Karpfenteich; ſpäter im Leben iſt ſie Karl Gutzkow begegnet und er hat ihr Züge zum Charakter ſeiner Lucinde in dem Zauberer von Rom entlehnt. Außerhalb dieſes Kreiſes fand ich in meinen Stu-

dien und Arbeiten Förderung durch den Profeſſor der Akademie Dr. Schlüter, einen Mann von außerordentlich vielſeitigem Wiſſen und eine anima candida, wenn je einer lebte, mit dem ich Coleridges Gedichte überſetzt und der — ohne glänzenden Erfolg — meinen unphiloſophiſchen Kopf für jene Ideen Jakobis, Baaders, Schellings, die bei ihm den Unterbau einer katholiſchen gläubigen Weltanſchauung bildeten, empfänglich zu machen ſuchte. Ich war auch eine anima candida, aber mit dem Katholicismus war's bei mir zu Ende. Ich ſtand nicht mehr darin, nur noch davor wie vor einem großartigen und erhabenen, auf der Bühne der Weltgeſchichte tragirten Schauſpiel, mit Scenen voll erhabener Poeſie, für die ich ſchwärmen konnte, mit ergreifenden Charakteren, mit blendenden Pracht- und Sieges- und Krönungszügen — und dann auch mit Kerkerdecorationen, Mordſcenen, heiligen Scheuſalen, blutigen Kataſtrophen, in denen die edelſten Helden zu Grunde gingen; und wenn ich auch den ethiſchen Gehalt, die welthiſtoriſche Culturidee in dieſem großen hiſtoriſchen Schauſpiel nicht verkannte, konnte mir doch längſt alle Philoſophie nicht mehr den Deus ex machina darin plauſibel machen, den die Schauſpieler im Stück an ihren

Fäden hatten und regierten. Ich habe auch nie mit Zweifeln zu ringen, zur Freiheit mich ſchmerzlich durchzukämpfen gehabt, wie es vielen anderen, vielleicht tiefer angelegten Naturen beſchieden iſt. Aus der hiſtoriſchen Richtung, die mich beherrſchte, iſt mir ganz von ſelbſt die Freiheit als eine einfache Conſequenz gekommen, und ich möchte allen gebundenen Seelen noch heute zurufen: Die Geſchichte wird euch frei machen. Eure Naturforſchung lehrt euch nie die ganze Natur mit all ihren Wundern kennen; aber die Geſchichte lehrt euch den ganzen Menſchen und Alles, was ſein eingeborenes Glaubensbedürfniß an Wundern zu leiſten im Stande iſt, kennen.

Das Journal, welches damals am rührigſten und mit der eifrigſten Hingabe, mit der rückſichtsloſen Ueberzeugungstreue, die ſich nicht darum kümmert, ob ſie ſich mit jedem Schritte Feinde und Widerſacher erweckt, die modernen Ideen vertrat, war Karl Gutzkows Telegraph. Ich ſandte ihm Beiträge, welche bereitwillige Aufnahme fanden, und ich wurde für lange Zeit regelmäßiger Mitarbeiter an dieſem Journale; und da mein Talent weder ſtark noch reif genug war, um eigene Schöpfungen von Erheblichkeit hervorzubringen, kritiſirte ich mit der neidens-

werthen Naivetät meiner grünen Jugend und mit einer so dilettantenhaft gewonnenen Bildung die Schöpfungen Anderer; heute danke ich den Göttern, daß der rasche Schritt der Zeit alte Journale vom Jahre 1838 in das vollständigste Nichts hinuntergestampft hat, und daß die Menschen leben wie die Goldfische in einer Fontaine, daß beständig das alte Literaturgewässer von ihnen abfließt und ihnen neues zuströmt. Doch nahm Gutzkow meine Beiträge gern und entfernte die jugendlichen Auswüchse meines Stils, und da ich vor seiner geistigen Ueberlegenheit und seinem heiligen Feuereifer für die Interessen der Literatur, vor dem sittlichen Ernst, womit er für seine Ueberzeugungen kämpfte, einen großen Respect hatte, traten wir in die besten und lebhaftesten Beziehungen zu einander. Und diese Beziehungen waren mir nur wohlthuend. Gutzkow orientirte mich in der mir fremden Schriftstellerwelt, und seine Schneidigkeit gab mir Eisen in's Blut. Das Schauspiel der Kämpfe aber, in welche er mit der verletzten Eitelkeit so mancher von ihm ecrasirten winzigen Tagesgröße gerieth, bestärkten mich in der Scheu vor dieser Welt, in der ein Gutzkow, der denn doch wie ein Gigant in ihrer Mitte stand, auf so viele hämische Angriffe und Feindseligkeiten

ſtieß. So freut' ich mich zwar, wenn er ſpäter mich verſicherte, wie er ſich „zu dem eigenthümlichen Geiſt, der aus all meinem Thun und Laſſen ſpreche", innigſt hingezogen fühle, aber wenn er dabei es ſeinen Lieblingswunſch nannte, den Telegraphen einmal mir, dem er allein den Tact und die Umſicht, die dazu erforderlich ſeien, zutraue, zu übergeben, ſobald er ſich von der Lenkung zurückzöge, ſo dankte ich ihm doch herzlich für eine ſolche Ceſſion, die in meinen damaligen Verhältniſſen ſehr viel Verlockendes hatte. Die Lebenskunſt iſt eben Abwehr alles deſſen, was uns aus unſeren eigenen Geleiſen heben will, und bevor ich dieſe Kunſt beſaß, hatte ich ihren Inſtinct.

Ich bin der Zeit vorausgeeilt und in's Jahr 1840 gelangt, während ich doch noch aus den zwei früheren zu erzählen habe. Zuerſt, daß Annette von Droſte zurückgekehrt war und daß ich ſie wiederſah. Es lagen ſieben Jahre dazwiſchen, daß ich nicht in ihrem Rüſchhaus geweſen; ſie war, wie mir ſchien, nur wenig älter geworden und ſah viel geſunder und viel ſtärker aus. Aber älter war ich geworden, alt genug, um, wenn nicht die ganze geiſtige Bedeutung dieſer ſeltenen, ja einzigen Natur zu erkennen, doch ſie zu ahnen und davon nachhaltig gefeſſelt zu wer-

den. Ich ging jetzt sehr oft zu ihr hinaus: es wurde dazu ein Wochentag festgesetzt, den ich mir von meinen Stunden frei machte; und so wurde ich bald, da sie mit der Mutter oder auch ganz allein auf dem einsamen Landsitz wohnte und höchst selten in die Stadt kam, ihr Hauptvermittler mit der Stadt und auch einem guten Theil ihrer Welt. Obwohl sie mir nicht viel mehr als ein kritisches Talent zutraute, nahm sie herzlichen Antheil an meinen Arbeiten und setzte auch ihre Verbindungen in Bewegung, mir den Eintritt in irgend eine Laufbahn im Staatsdienst zu verschaffen — aber ach, die Verbindungen des einsamen Landfräuleins reichten nicht weit, und ich freute mich im Stillen der Erfolglosigkeit — mit jenem Instinct, den ich eben erwähnte. Sie hatte damals vier erzählende Gedichte geschrieben, von denen sie das erste, als eine romantische Jugendarbeit, verworfen, die drei letzten nebst einigen wenigen lyrischen Gedichten in einer Münster'schen Verlagshandlung ohne ihren Namen hatte erscheinen lassen (1838), nachdem über das Passende eines solchen Schrittes für ein adeliges Fräulein viel Verhandelns mit der Mutter gewesen. In der That blieben diese Gedichte vollständig unbeachtet. Nun wurde ihr mannigfach zuge

ſprochen, ihre Gabe in anderer Weiſe, namentlich in Proſa zu verſuchen: aber da die Luſt am Schaffen bei ihr nicht die Energie hatte, ſie aus dem angenehmeren Träumen zur That zu führen, ſo blieb es eben dabei.

## IV.

Es war im Sommer 1839, als eines Tages ein merkwürdig offen und gutmüthig ausſehender wohlgenährter junger Mann bei mir eintrat; ich erſchrak faſt bei ſeinem Anblick, denn ich glaubte meinen todten Freund bei mir eintreten zu ſehen, ſo groß war die Aehnlichkeit mit dem ſo traurig durch Selbſtmord untergegangenen Mitſchüler. Aber hatte man dieſem früh einen berühmten Namen prophezeien dürfen, der eben Eintretende hatte ſich ihn bereits glorreich erworben — es war Ferdinand Freiligrath. Ich war natürlich hoch erfreut, ihn kennen zu lernen. Er kam aus Barmen, wo er damals noch lebte, und war, begleitet von einem Maler Schlickum aus Düſſeldorf, auf einer Streiferei durch Weſtfalen begriffen, um es gründlich kennen zu lernen und zu

beſchreiben, während ſein Begleiter die maleriſchen Punkte des Landes zeichnen ſollte. Es hatte damals ein buchhändleriſches Unternehmen: „Das maleriſche und romantiſche Deutſchland“, Glück gemacht; in dieſem Werke, das den einzelnen Ländern einzelne Sectionen widmete, war Weſtfalen nicht vertreten, und ſo hatte ſich ein Verleger in Barmen entſchloſſen, dieſe Lücke durch ein „maleriſches und romantiſches Weſtfalen“ zu ergänzen; er hatte Freiligrath, der eben ſeine kaufmänniſche Laufbahn aufgegeben und im Begriff ſtand, ſich in einem Rheinſtädtchen niederzulaſſen, für die Lieferung des Textes gewonnen und den Düſſeldorfer als Zeichner ihm beigegeben. Ich zeigte ihm nun, was ihn in meiner alten weſtfäliſchen Hauptſtadt intereſſiren konnte, und dann verabredeten wir ein Wiederſehen auf einem Gute im Lippeſchen, ſeiner Vaterſtadt Detmold nahe. Wir trafen uns da nach einigen Wochen in einer der meinigen befreundeten Familie, die ich ſchon von einem früheren Beſuche her kannte; denn ſeit je war das von einem Herrn Tenge, dem Beſitzer der Grafſchaft Rietberg, bewohnte Gut Barkhauſen mit liebenswürdigſter Gaſtlichkeit Freunden und Bekannten aus Nah und Fern geöffnet geweſen; ſo trafen wir uns dort für

einen achttägigen Aufenthalt, der unterbrochen wurde durch Ausflüge nach Bielefeld, auf die Ruinen des Sparenbergs und Detmold. Freiligrath war seit langer Zeit nicht mehr in seiner Vaterstadt gewesen und kehrte jetzt als ein im ganzen Vaterlande rühmlich bekannter Dichter zurück. So wurde er viel gefeiert: ein ländliches Fest wurde ihm an einem Vergnügungsort auf einer der dem reizend liegenden Ort benachbarten Höhen, dem „Peters-Stieg", gegeben, wo von der eleganten jungen Welt Detmolds auf dem grünen Rasen ein Ball improvisirt wurde — und dann machte man den Versuch, ihn dort als fürstlichen Bibliothekar festzuhalten, was er aber ablehnte. Der Grundstein zum Hermanns-Denkmal war damals noch nicht gelegt, und mehr als mit der Idee von Bandels beschäftigte man sich eben mit den curiosen Ideen, die Franz Dingelstedt in einem Aufsatz: „Ferdinand Freiligrath." in K. Gutzkows Jahrbuch der Literatur, Hamburg 1839, über die Culturzustände des Lippeschen Landes verbreitet hatte und über die man höchst entrüstet war. Dann mit den Erinnerungen an den seit drei Jahren hingeschiedenen Grabbe. Dabei kamen denn nun allerhand nicht feine und manche in hohem Grade anstößige Dinge

zu Tage: man ſah, ein Prophet war Grabbe in ſeiner Vaterſtadt auch jetzt noch nicht, und Freiligrath tobte endlich, als wir einmal wieder allein in unſerem Gaſthof waren, einen wahren Berſerkerzorn wider all dieſen Philiſterklatſch aus, in dem jede Anerkennung der großen und mächtigen Dichterflamme erſtickte, die ſich im Leben leider mit ſo viel faulem und ekkem Brennſtoff genährt hatte. Wir gingen in Grabbes Wohnung zu deſſen Wittwe, die mit großer Zungenvolubilität den alten Bekannten aus ihrer Jugendzeit aufnahm und uns in das mit großen Abbildungen der Exterſteine verzierte, ſehr einfach bürgerlich eingerichtete Empfangs- und in das kleine Wohnzimmer ihres Mannes führte. Sie machte einen nicht angenehmen Eindruck, die kleine wohlgenährte, überaus lebhafte Frau mit ihrer miellenſen Beredtſamkeit: wie von einer aus ihren Angeln geworfenen und mit Leidenſchaftlichkeit gepaarten ordinären Natur; und es trug Alles umher das Gepräge erdrückender Kleinbürgerlichkeit.

Ich hatte damals von Grabbe ſehr wenig geleſen. Bei der Beſchäftigung mit ihm iſt mir dann ſpäter das aufgefallen, daß in den Anfängen aller weſtfäliſchen Dichter — und Grabbe iſt ja über den Anfang, über den Anlauf

zu einem Dichter, der eigentlich nie hinausgekommen, der gewaltig gährende Most hat sich bei ihm nie zu klarem goldigem Wein abgeklärt — daß in ihren Anfängen allen ein merkwürdig verwandtes Element liegt. Franz von Sonnenberg stürmt in seinem Donatoa Himmel und Erde zusammen. Er besingt eine Welt, die sittlich und physisch so morsch in sich zusammenbricht, daß sie der donnernde Urkraft-Gott Donatoa selber nicht mehr retten kann; er wagt sich an das Ungeheuerlichste, zu dem je das Wildfeuer poetischen Wahnsinns emporgelodert ist. Und nun Grabbe, dem das Gewaltsame, Uebermenschliche, Titanenhafte Poesie ist, der über das künstlerische Maß hinaus sich bis in das krampfhaft Outrirte verirrt, und der aus einem Dichterleben selber einen Zerstörungsproceß des Lebens macht, so daß Tieck die Poesie seine geborene Feindin nannte, und ihm der „Dichtung Flamme zum Fluche" wird. — Und dann Freiligrath, der in der ersten Zeit seines Schaffens, in der vollen Jugendkraft seiner Productivität mit einer gewissen Unbändigkeit, mit dem unaufhaltsamen Schwung seiner Phantasie sich hinausstürzt in die allerweitesten Fernen und da allen möglichen Naturwundern, Farbeneffecten und grell beleuchteten Scene-

rien nachgeht, die er in dröhnenden Rhythmen und einem oft ganz türkischen Schellengeklingel von Reimen wiedergiebt! Seine spätere Entwickelung hat gezeigt, wie sehr ihm Unrecht gethan wurde, wenn ihm deshalb Mangel an Gemüth vorgeworfen wurde. Aber so viel ist gewiß, selbst als er sein Gedicht „Poesie" schrieb, ahnte er so wenig wie Grabbe, daß die Poesie einzig im Menschenherzen und dem, was das Menschenherz spiegelt, zu suchen ist. Und sodann Annette von Droste; zu ihrem Anfange gehören die Schilderungen der Schrecken der Alpenwelt, die ihr in Wirklichkeit so fern lagen wie Freiligrath die Städte der Pentopolis oder die Bahd-el Mandah-Enge; dann giebt sie, die Frau, ein großes Schlachtgemälde voll packendster Realität; und mit Vorliebe sucht sie erschütternde Wirkungen zu üben durch das Hereinziehen einer mystischen Nacht- und Schattenwelt, und die Schauer des Dämonischen, des Geheimnißvollen und des Visionären oder Spukhaften.

Es ist also von einem gemeinsamen Zuge in diesen westfälischen Dichtern zu reden, und es muß etwas in der Stammesnatur sein, was dieser Gleichartigkeit zu Grunde liegt. Und stelle ich mir selber die Gewissensfrage nach

einem eigenen Antheil an dieſem Gemeinſamen, ſo kommt mir der Glaube, daß es gerade der Antheil daran iſt, was mich nur mit ſtiller Scheu an meine Jugendverſuche denken läßt; ich weiß, daß darin eine ungezügelte und das feinere Kunſtgefühl verletzende Sucht herrſcht, dem Leſer eine große Menge möglichſt wunderlicher Geſtalten und überraſchender Begebenheiten und an Charakteren und Geſchehniſſen möglichſt viel des Frappanten und Originellen zu liefern. Es wird da im Farbenreichen und Spannenden die Poeſie geſucht, die doch nur durch Vertiefung in's Innere der Menſchenbruſt gefunden werden kann, und es wird zu wenig erſtrebt, das einfach Alltägliche und ſchlicht Natürliche, wie es durch ſeinen gemüthlichen Inhalt poetiſche Bedeutung erhält, zu zeigen: und ſo ſpielt eine von der wahren, innerlich belebenden und organiſirenden Dichterphantaſie ſehr weit entfernte Einbildungskraft ihre Rolle in vielen meiner Arbeiten, die ich deshalb von der Sammlung meiner „Ausgewählten Romane" ausgeſchloſſen habe.

Es liegt zunächſt in jenem gemeinſamen Zuge etwas Kindliches: die Freude am Wunderbaren, in der Natur oder im Leben mit befremdenden, glänzenden, großen For-

men oder mit gewaltigen, zerstörenden Kräften Auftretenden. Der Verehrungssinn und der Zerstörungstrieb halten sich im Kinde die Wage. Daß nun ein gewisser kindlicher Sinn sich lange in den Naturen erhält, die in einer patriarchalisch einfachen und dem modernen complicirten Leben fremd gebliebenen Welt sich entwickeln, kann nicht auffallen. Sie ahnen nicht, daß diese moderne complicirte Welt äußerst blasirt und skeptisch ist und an nichts mehr hinaufsieht, von nichts mehr sich imponiren läßt. Weder von Grabbes bluttrinkendem und berserkerwüthigem Herzog Theodor von Gothland, noch von Freiligraths nach Menschenfleisch verlangendem Neger, noch von der Droste „Vorgesichte". Und so geben sie Bilder und Gestalten, von denen ihre eigene Seele noch sich ergriffen fühlt, einer ganz anders gestimmten Welt.

Jedem kindlichen Volke ist der Drang in die Ferne eigen, den Westfalen zu allen Zeiten die Wanderlust: was Wunder, daß auch ihre Poesie diesem Triebe folgt und, statt sich mit dem nahe Liegenden und den schlichten Erscheinungen ihres Alltaglebens zu beschäftigen, auszieht, um das Wunderbare, das Große, Gewaltige, Krappante zu suchen: daß sie über das stille und wenig belebte Leben

daheim hinaus das höchſt belebte, ſtatt der eintönigen Erſcheinungen daheim die Welt der Phantasmagorie ſuchen. Ich könnte auf eine analoge Erſcheinung bei den ſtammverwandten Engländern hindeuten. Nirgends mehr als in dieſem nebelverſchleierten Albion liebt man die grelle Farbe: in einer engliſchen Kunſtausſtellung nimmt man ein wunderliches Schwelgen in Farbenunmöglichkeiten wahr; und im ſelben England, vielleicht in den Stunden tödtlich öder Sonntagsnachmittage, in einem Familienkreiſe von tugendhafteſter Langeweile, werden die Senſationsromane geſchrieben. Und dann, der Weſtfale iſt eigentlich eine gründlich realiſtiſche Natur, ausgerüſtet mit einem ſtarken Thatſachenſinn; wenn er einmal ſich daran macht, etwas zu geben, ſo ſoll's nicht in leiſem lyriſchen Wehen verſäuſeln, ſondern voll und wuchtig auftreten. Haben wir doch auf dem religiöſen Gebiet etwas Aehnliches geſehen: der Weſtfale iſt im Grunde nicht von einem vorwiegend religiöſen Naturell: als ihn aber einmal, im 16. Jahrhundert, die große religiöſe Frage erfaßte, ſtürmte er ſich ſofort in die tolle Wiedertäuferei hinein: er grabbiſirte das zahme Lutherthum — und ſo ſind der wirkliche König von Sion und der fingirte Mohrenfürſt Freiligraths

vielleicht verwandtere Gestalten, als man denkt. Und last, not least, er ist absolut nicht demonstrativ: er verschließt sein Gemüthsleben; seine ganze Erziehung und die bei ihm geltenden Lebens- und Umgangsformen drängen es zurück; seine scheue Verschlossenheit liegt in seiner Natur: und so werden nie aus seinem Stamme die Gefühlshuber und Gemüthskrämer hervorgehen, die bei dem Publikum, das gerührt zu werden liebt, so wohlfeile Erfolge finden. Denn nichts ist leichter, als mit Gefühl und schöner Seelenhaftigkeit zu kokettiren, weil der wahre und echte Ausdruck des Gefühls nicht zu den Dingen gehört, die Jedermann beobachtet hat; die Schilderung und Darstellung desselben, mag sie nun wahr oder ganz falsch und verkehrt sein, wird aber vom Publikum in seinem Bedürfniß, gerührt zu werden, gutmüthig auf Treu und Glauben hingenommen und bewundert. Und doch sind diese Schilderungen des Gehabens empfindsamer Seelen, hypertrophischer Herzen oft nichts als widerwärtige Schönthuerei und falscheste Sentimentalität.

Ferdinand Freiligrath setzte seinen Wanderstab durch Westfalen weiter fort; ich kehrte von Barkhausen, wo damals auch Mathilde Rawen zum Besuche war, nach

Münſter heim; er ſchrieb mir zuerſt von Barmen aus am 12. Auguſt 1839 einen Brief voll heiterſten Jugendübermuthes: und dann, nachdem er in Barmen ſeine Zelte abgebrochen und in der Nähe von Honnef, wohin er anfangs ziehen wollte, einen anderen zuſagenderen Wohnort in einem idylliſchen Rheinſtädtchen gefunden, ſchrieb er am 9. September 1839:

„Honnef liegt eine Viertelſtunde vom Rhein ab, am Fuße des Drachenfelſen. Kaiſer Heinrich IV. hat dort einen Theil ſeiner Jugendzeit verlebt, ich aber bin weder ein Biſchofsmündel, noch wohn' ich im Lande, wenn ich das Waſſer haben kann. Und ſo ſitz' ich denn hier in Unkel, hab' ein Belvedère hart am Rhein, um das mich ein Fürſt beneiden würde, laſſe mir von Trinchen Unkeler Rothen credenzen und ſchreibe am maleriſchen Weſtfalen, ſo gut es unter Rolandseck gehen will:

‚In ſeiner Trauben luſt'ger Zier,
Der dunkelrothen wie der gelben,
Seh' ich das Rheinthal unter mir
Wie einen Römer grün ſich wölben.'

„Und der Römer muß getrunken ſein! — Die Romantik iſt der Wein, von dem er ſchäumt; die Minne

ſeines Weines Blume! — Mir iſt fabelhaft wohl hier, Alter!

„Einſam iſt's hier, lieber Kerl! Das Oertchen iſt ſo kleinſtädtiſch wie nur möglich; etwelche Engländer und Adelige jedoch, die übrigens ganz abgeſondert ſich halten, haben den guten Krähwinklern ſchon den Comment beigebracht, und man kann darum thun und laſſen, was man will. Ich lebe ganz der Natur und meiner Arbeit und cultivire durchaus keine Geſellſchaft als die meiner guten alten Speiſewirthin zur Löwenburg und ihrer beiden artigen Nichten, guter Naturkinder, mit denen ſich ein traulich Wörtchen ſchwätzen läßt. Ein paar Originalkerle, die außer mir Stammgäſte ſind, gereichen mir zum Amüſement und zum Studium. Es läßt ſich kein vernünftig Wort mit ihnen reden, aber es ſind Figuren, wie man ſie einmal in einem Roman oder einer Novelle gebrauchen kann.

„Komm an den Rhein, Kerl! — Ich denke hier mit 180 bis 200 Thalern jährlich ganz famos herumzukommen. In dem Hauſe, von dem ich die ganze, aus fünf Zimmern beſtehende hübſche Manſarde inne habe, wohnt außer mir Niemand; zehn Mal des Tages ſauſt der Dampfer mit grünen Schleiern flaggend, unter meinen

Fenstern vorbei: man ist so einsam und doch so in der Welt."

Im October dann besuchte ich ihn in dem reizend unmittelbar am Rhein liegenden Unkel und fand ihn inmitten der schönsten Natur in einer Art von bewegtem dolce far niente schwelgen. Ein paar junge, ohne viel Talent literarisch strebsame Menschen von größerer Harmlosigkeit als geistiger Bedeutung leisteten ihm nebst seinem geschwätzigen Amanuensis Schlickum und nebst Strolch, dem treuen Jagdhund, der nie recht wußte, wo er in der lustigen Wasserwirthschaft hingehörte, Gesellschaft; ein paar junge Frauen, die wir „the merry wives of Windsor" nannten, wohnten während des Herbstes auf ihrem benachbarten Weingut und belebten den Kreis; kleine Ausflüge wurden nach allen Seiten gemacht, die schon länger werdenden Abende in der Lennemburg, dem Hauptquartier, mit dem Erzählen von guten Geschichten aller Art zugebracht. Dabei zeigte Freiligrath sich ganz besonders empfänglich für die Wirkungen einer guten Gespenstergeschichte, woraus denn ja auch seine „Die Rose" entstanden ist. Er trug sich damals mit dem Gedanken eines Cyclus von Gedichten, der eigene Erlebnisse umfassen sollte: die „Rose" sollte ein Bruchstück

daraus sein — dann erweiterte sich der Plan zu etwas wie einem deutschen Childe Harold, und endlich versank er in die Reihe — der guten Vorsätze!

Mit der Weinlese auf Karl Simrocks Gut im nahen Menzenberg, wo wir die Trauben für zukünftiges „Drachenblut" sammeln halfen, schlossen für mich diese Tage, nach denen ich, von Freiligrath bis Bonn geleitet, nach M. heimkehrte. Gearbeitet war da natürlich nicht viel worden; das Einleitungsgedicht zum malerischen und romantischen Westfalen hatte Freiligrath geschrieben; als er dann aber die Prosa begonnen, hatte er unerwartete Schwierigkeiten gefunden; entmuthigt betheuerte er, er habe kein Talent für die Prosa, und das mochte richtig sein, obwohl er geistreiche, durch Humor und Witz höchst liebenswürdige Briefe schrieb; kurz, die Arbeit war nicht gefördert zum Kummer des Verlegers, der seinen Abonnenten bestimmte Lieferungen versprochen hatte. War der bekümmerte Sofier doch schon eines Tages selber den Rhein heraufgedampft gekommen, in sehr kriegerischer Stimmung und todesernster Entschlossenheit, nicht zu kehren ohne wenigstens ein Stück weiteren Textmanuscriptes. Aber der Gute war trotz seiner unangenehm überraschenden

Erscheinung doch mit so unendlicher Wärme und Herzlichkeit aufgenommen, daß er sich nach und nach beänftigter und heiterer der hier herrschenden Stimmung hingegeben, den schäumenden Reich, den die frohgemuthete Jugend ihm immer wieder gefüllt, immer begeisterter wieder geleert hatte — bis ihm endlich die irdischen Sorgen um Manuscript, Lieferungen, Abonnenten und anderes Erdenelend in die wesenlose Schattenwelt tiefen Traumes hinabgesunken: in diesem Zustande hatte man ihn auf das Verdeck des nächsten Dampfers gebracht, der ihn dann wieder glücklich rheinabwärts trug in die Arme der liebenden Gattin. Diese mag denn freilich sich aus Herzensgrunde dem drastischen Urtheile angeschlossen haben, welches über einen dem Unkeler benachbarten Poetenkreis, den von Sophie Laroche in Ehrenbreitstein, einst die würdige Hausmutter sprach, von der bei Stramberg im Rheinischen Antiquar. Abth. II., Bd. 1, Seite 108 zu lesen.

Als ich, heimgekehrt, nun zunächst über die stillen Kämpe nach dem einsamen Rüschhaus hinausging und Annette von Droste von den sonnigen Herbsttagen am Rhein, von denen Carl Simrock ja dazumal just gesungen:

An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein
Mein Sohn, ich rathe dir gut,
Da geht dir das Leben so lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Muth —

erzählte, schalt sie zwar solche „Verwilderung", aber angeregt dadurch schrieb sie ein — für die Veröffentlichung nicht berechnetes Lustspiel in einem Act: „Dichter, Verleger und Blaustrümpfe", auf das ich wohl zurückkomme.

Mit Freiligrath aber spann sich der lebhafteste Briefwechsel fort über eine Menge gemeinsamer Interessen und Beziehungen. Er gab mit Simrock und Matzerath ein rheinisches Jahrbuch heraus, bei dem ich nach Kräften half; der Rolandsbogen stürzte ein und für die Herstellung wurde gesammelt; Immermann starb und ein literarisches Denkmal zu seinem Gedächtnisse wurde von Freiligrath geplant; in all den langen, über solche und andere Angelegenheiten geschriebenen und mit einem eigenen Talent des frischesten Herzenserguffes hingeworfenen Briefen des Freundes herrschte die froheste, bis zum Uebermuth gehende Heiterkeit, wie sie nur bei unendlicher Herzensgüte uns frohes Kraftgefühl geben kann. Und dann kam ein Augenblick — freilich nur ein kurzer Augenblick, — wo „eine

Lebenskrisis" sich vorbereitete, wo er, „von den Conflicten des Lebens" gefaßt, das Gleichgewicht nicht wieder finden zu können hoffte, wenn er der Welt nicht mit blutendem Herzen Lebewohl sage, oder „wenigstens in einem wilden, wilden Walde Einsiedelei treibe". — Gottlob, die Krisis löste sich bald — und die nächsten Briefe schon zeigten das Gleichgewicht wiederhergestellt, bis er mir seine Verlobung (im September 1840) ankündigte und schrieb:

„Kerl, ich bin ungeheuer glücklich! In mir jubelt's und singt's und jauchzt es! Solch ein Mädchen giebt's nicht mehr, solch ein gutes, schönes, liebes, gescheidtes, herziges! Ich bin wie im Himmel! — Komm bald, daß ich dir Alles erzähle! Denn schreiben mag der Teufel Alles! Es ist ein ganzer Roman! Du wirst dein blaues Wunder hören!

„Daß ich faul gewesen bin all die Zeit über, wirst du dir jetzt erklären können. Namentlich hat das arme Westphalen schnöde brach gelegen, und die Lust dazu ist mir, aufrichtig gestanden, ganz und gar vergangen. Des Verlegers Vorschlag an dich kommt mir eigentlich durchaus à propos. Du kannst das Ding besser als ich. Du hast in jeder Beziehung mehr das Zeug dazu, hast mehr Kennt-

niſſe, mehr Begeiſterung. der Lambertithurm ſchaut dir in's Fenſter, dem Friedenssaal kannſt du's, die Haide rauſcht um dich herum — ich möchte meinen Freiſtuhl Keinem lieber cediren als dir. Schreib' alſo bedingungsweiſe zu und pack' dein Bündel gleich, wie du dieſen Brief empfängſt, damit wir mündlich Alles richtig machen können. Laß aber keinen Tag verſtreichen."

Die letzten Zeilen bezogen ſich auf den mir gewordenen Antrag, das unternommene Buch über Weſtfalen zu ſchreiben, dem ich mich denn jetzt leider unter Bedingungen unterzog, die mir nicht Zeit und Muße zu gründlicher Ausführung ließen.

Ich begab mich im Herbſt 1840 alſo wieder an den Rhein, und es folgte wieder eine Reihe ſchöner und fröhlich durchſchwärmter Tage. — Damals lebte in Bonn Berthold Auerbach, und ich erinnere mich namentlich eines frohen Zuſammentreffens und einer bis tief in die ſchöne Mondnacht hinein verlängerten Sitzung mit Auerbach, Simrock, Fr. Giehne und Ludwig Braunfels auf der Inſel Nonnenwerth, die damals noch nicht als Kloſter geſperrt, ſondern gaſtlich den Beſuchern geöffnet war.

Carl Simrock iſt nun in den jüngſten Tagen auch

hinübergegangen in das Land der Sage, wo die Helden, die er dem deutschen Volke wiedergegeben, es ihm lohnen mögen; der gute, stets ein wenig sorgenvolle Simrock, dessen trockener Humor so wenig von der forcirten rheinischen Witzhascherei hatte! Und Gichne, damals der gefeierte süddeutsche Publicist, den heute Niemand mehr kennt! Welch verschiedene Geister in jener Nacht der stille Mond, der über dem Drachenfels stand, auf dem romantik-umwobenen Eiland des Ritters Roland beschien; und alle doch bewegt von demselben Cultus jugendlicher Ideale, demselben muthigen Schaffensdrang, denselben goldenen Zukunftsträumen, und nichts ahnend von dem, was die leise die Ufer umplätschernde Rheinnixe über diese Zukunft den schwärmerischen Jünglingen Verhängnißvolles zusang!

Als wir uns in dem alten Klostergebäude zur Ruhe begaben, bezogen Freiligrath und ich dasselbe Zimmer, und plauderten, weil der Schlaf nicht kommen wollte, noch lange. Vielleicht sprachen wir von der westfälischen Heimath oder von etwas Anderem, das mich darauf brachte zu erwähnen, ich habe den Urenkel des Anführers jener aus Westfalen bestehenden Cohorte gekannt, die unsern

Herrn gekreuzigt. Er kannte die alte Geschichte, die mehr ein Gelehrtenscherz als eine Sage ist, sehr wohl; aber dieser Scherz erfaßte jetzt plötzlich seine erregte Phantasie: er ward ihm zum Motiv eines Gedichtes, und sofort schien Alles lebendig vor ihm zu stehen; mit raschen Worten gab er an, wie der Hergang darzustellen sei — bis zum Ende, bis zu den um den Mantel würfelnden Kriegsknechten. „Und dann," rief er aus, indem er aufsprang, in den Kreis des hellen Mondlichts trat und mit tragischem Pathos die Decke seines Bettes als Mantel um die Schultern schlug, „und dann zum Schluß:

In Christi Mantel der Germane"!

Freiligrath reiste bald darauf nach Stuttgart, um mit Cotta zu verhandeln; ich begleitete ihn rheinaufwärts bis Mainz, bis Frankfurt; wir genossen Beide zum ersten Male in unserem Leben den erregenden Genuß, auf einer Eisenbahn — auf der noch nicht seit Langem eröffneten Taunusbahn — zu fahren. In Frankfurt lernten wir Franz Liszt, der dort eben Concerte gab, kennen, und in einer Abendgesellschaft die Frankfurter Schriftstellerwelt von damals, zu der auch Theodor Döring — begriffen auf einer Gastrollenreise — sich gesellt. Beim Nachhause-

geben tobte Freiligrath einen flammenden Zorn gegen die ganze „Bande“, aber noch mehr gegen ſich ſelber aus — bei all der elektriſch ſprühenden Geiſtreichigkeit und den Scherzen und Witzen der erregten Geſellſchaft hatte er ſchweigſam dageſeſſen, und nun laſtete es auf ihm, daß ſein ganz innerliches Gemüths- und Phantaſieleben in ſolcher Welt doch in ſo tiefem Schatten ſtehe. Ich hatte Mühe, ſeine Zerknirſchtheit zu beruhigen. Er begleitete mich darauf am anderen Tage, wo wir Döring in Mainz als „armen Poeten“ auftreten ſehen wollten, bis Mainz zurück. Aus Groß-Monra bei Weimar, aus dem Hauſe ſeiner Braut, ſchrieb er dann im November einen Brief, worin jene Scene noch nachklang:

„Mein lieber, guter, alter Levin! Der wievielte October war's doch? — Ich hatte Dich in meinem Pelz an die Abfahrtsbrücke begleitet, die Prinzeſſin Marianne machte majeſtätiſch ihren Bogen und zog dann raſch herunter nach Geiſenheim und der Lurlei und unſerem lieben Unkel. Du ſtandeſt in der Nähe des Steuers, ich ſah dir lange, lange nach, länger, als du vielleicht gedacht haſt, mir war ungeheuer trüb zu Muthe. Ich habe dich ſehr, ſehr lieb, Levin! Unſer jetziges Zuſammenſein hatte

uns erſt recht verbunden, ſo mancher verwandte Ton in uns war erſt jetzt angeſchlagen, wir hatten uns in dem kleinlichen, miſerablen Literaturtreiben von Mainz und Frankfurt als ein paar ſtolze Einſiedler an's Herz gedrückt, und ich war weich genug geweſen, mir die Thränen des Zornes und der Wehmuth, die mir das Unweſen eines Abends entpreßte, von deinem Freundesmund fortküſſen zu laſſen. Sieh', dergleichen Situationen binden für's Leben! Hätt' ich dich nicht ſchon früher unendlich lieb gehabt, ſo hätt' ich's jetzt, das fühlt' ich recht, zu Mainz auf der Brücke, als ich dir nachſah trüb und beklommen. Ich kam mir ſo einſam vor, ſo verlaſſen: ein Stück Herz war mir fortgeriſſen, ich war recht, recht traurig!"

Aus dieſer elegiſchen Stimmung — ſie hatte ſich in Mainz ſchon Morgens im Dom Luft gemacht, den wir beſucht hatten, und wo Freiligrath vor einer alten Darſtellung der Grablegung mit plumpen, aber in ihren kindlichen Kunſtformen zum Herzen ſprechenden Geſtalten in Thränen der Rührung ausgebrochen war — aus dieſer elegiſchen Stimmung ging der Brief jedoch bald in eine heitere Beſchreibung ſeiner Reiſeerlebniſſe und die be-

geistertste Schilderung seines überströmenden jungen Liebesglückes über.

Unser Briefwechsel aber litt wenig unter diesem; und wenn ich jetzt wieder diesen hohen Stoß vergilbter Blätter seiner klaren und schönen Handschrift durchsehe, möchte ich jedes einzelne der Welt kund machen als ein rührendes Zeugniß, daß nie ein wärmeres, edleres Herz in einer treueren reineren Natur und einer redlicheren Mannesbrust schlug als in der des jüngst dahin gegangenen Dichters. Seine Seele war so rein und lauter, von jeder schlechten menschlichen Beimischung und kleinlichen Schwäche frei wie ein Tropfen Morgenthaus, der an einem Laubblatte im freien Walde hängt. Er hatte nicht viel scharfe Menschenkenntniß, just nicht viel Einsicht in die tieferen Bedingungen, unter denen die politischen und socialen Bildungen der Völker sich vollziehen. Und wenn seine „rothe Demokratie" auch nur der Widerschein einer großen und in ihrer Innigkeit seltenen Menschenliebe war, so bewies eine revolutionäre Gewaltsamkeit, die in manchem seiner Gedichte tobt, doch nur einen ganz auffallenden Mangel an Einsicht in die historischen Gesetze, wonach die Entwickelung der Menschheit nur sehr allmälig und langsam weiter

ſchreitet und den kakodämoniſchen unterwühlenden Mächten die eudämoniſche Gewalt und Zucht entgegengeſetzt werden muß, ohne welche die Geſellſchaft eine Räuberbande wird. Aber es war eben die überſtrömende Fülle ſeines Herzens, die ihn fortriß. Wenn er der Unterdrückten, Leidenden, Armen Elend ſah, ſo empörte ſich dies brave und tapfere Herz: „der Menſchheit ganzer Jammer“ faßte ihn an, und als Poet, dem nur das Unmittelbare gilt, griff er zu dem, was er für das draſtiſche Heilmittel hielt. Und da ihn der kindliche Zug ſeiner Natur nicht verließ, war er dann wie einſt König Chlodwig, der große Merowinger, der bei der Erzählung, wie die Juden den Heiland gekreuzigt, ausrief: Ah si j'y avais été avec mes Francs! Das aber war das Schöne in ſeiner Natur, daß ihr jeder kleine Zug, jeder Hauch jener Affeneitelkeit, wie ſie nur zu oft neben raſch aufgeblühtem Ruhme emporwuchert, fremd und fern blieb; daß kein Augenblick in ſeinem Leben geweſen iſt, wo er nicht „voll guten Willens“ war; und wenn der Satz war iſt:

Wo fängt das Unrecht eigentlich an?
Wo Einer dem Andern wehe gethan —

ſo iſt ſicherlich Ferdinand Freiligrath aus dem Leben geſchieden, ohne je Unrecht gethan zu haben.

Gewiß, könnte ich die Blätter, von denen ich rede, veröffentlichen, sie würden zeigen, daß nie die große Sonne der Poesie sich in einer reineren Menschennatur gespiegelt hat. Aber sie sind so durchflochten von Beziehungen auf Persönlichkeiten, Besprechungen gemeinsamer Interessen, Hinweisungen auf gemeinsame Lebensereignisse, daß sie sich dem Verständniß Fremder entziehen: ich will nur eines mit Weglassung der warmblütigen Ausdrücke seiner Freundschaft, die den Anfang bilden, hier noch folgen lassen; es ist schon aus Darmstadt geschrieben, wohin Freiligrath nach seiner Verheirathung im Frühjahr 1841 gezogen war:

„O unser liebes, stilles, abgeschiedenes Moor- und Eichen- und Haideland! Mir geht das Herz auf, wenn ich daran denke — an die eingehegten friedlichen Gehöfte, an die grauen verwitterten Rococostädte auf dem platten Lande, an die einsamen grasbewachsenen Wallgräben unter ihren Ringmauern, an das Kreuz am Wege — ach, an Alles, Alles das! — Da ist's still, da ist's friedlich, da saust kein Dampfschiff und da stöhnt keine Eisenbahn, da kann man sinnen und träumen und das Auge in dem schönen Wahnsinn rollen lassen, den unser altes ver-

ſchloſſenes Geſchlecht mehr vielleicht als irgend ein anderer deutſcher Volksſtamm ſchon der Verwandtſchaft wegen mit den Briten gemein hat. — Wahrhaftig, ich glaube immer noch, daß ich ſpäter einmal nach Weſtfalen zurückkehre und in der Ruhe des Landes oder einer ländlichen Stadt, meinetwegen mit Gras auf den Straßen, mein Lebensepos, meinen Childe Harold vollende. Herr Gott, Kerl, das Leben iſt doch das einzige wahrhafte Gedicht! Geboren werden und Kind ſein und am Mund der Mutter hangen und ſterben ſehen und weinen, lachen, lieben, glücklich und unglücklich machen, Ebbe und Fluth im Inneren und Aeußeren, gebrochene Herzen und Traualtäre — alles das und mehr noch, iſt's nicht das famoſeſte Gedicht, was aufkommen kann? Ich will ſehen, was ich zurecht ſchneide! Das Leben eines Poeten, poetiſch gefaßt, muß was Excellentes werden und iſt noch nicht dageweſen. Denn Byron giebt nur Theile ſeines fahrenden Ich, und ſelbſt denen fehlt der Abſchluß, die Verſöhnung! — Und auch die mein' ich gefunden zu haben — Gott Lob!

„Aber wohin gerath' ich? — Ich wollte dir ja nur ſagen, daß du mir unendlich lieb biſt und in Geſellſchaft Schlicki pictoris bald kommen ſollſt. Denn auch dieſer

weſtfäliſche ſtörriſche ‚Diſtelirer‘ (du wirſt von ‚Deſtillirer‘, zu unterſcheiden wiſſen) iſt ein prächtiger Kerl, und wir drei müſſen jedenfalls beiſammen ſein, wenn wir unſeren heimathlichen Strich (ich meine Strich Landes und keineswegs den weſtfäliſchen Strich oder Sparren, von dem Immermann einmal mir redete) in allen ſeinen Richtungen zu Darmſtadt vertreten wollen. Pack' ihn ja auf zu Unkel und laß ihn dich mit einem prächtigen Menſchen, C. K., jetzt zu Köln, früher im Brohlthal, bekannt machen, den ich ſehr liebe und den auch du lieb gewinnen wirſt. Ich hab' ihn und ſeine Schweſter Anfangs Juli mit meiner Frau auf ſeinem alten Thalſchloſſe beſucht und (da ich nicht nach Unkel mochte) Schlickum auch dahin beſchieden. Wir haben ein paar herrliche Tage im Thal und am Laacher See mit einander verlebt. — Beſuche doch auch Simrock (in Bonn oder auf dem Menzenberg), ehe du hierher kommſt. Der Sappermenter antwortet mir in ſeiner gewöhnlichen altdeutſchen Faulheit gar nicht einmal auf meine Einladung zur Britannia. 's iſt aber doch ein lieber Kerl, eine rechte Kernnatur. Waſch' ihm übrigens den Kopf.

„Von meinen Büchern bring' mir vor allen Dingen

den Simplicissimus mit, mich verlangt nach seiner Derbheit. Von deinen eigenen vergiß das in Coblenz acquirirte Lord Byron and some of his contemporaries von Leigh Hunt nicht, es kann uns bei der Britannia wesentliche Dienste leisten, und ich habe kein Geld, es mir jetzt anzuschaffen. Darum sei freundlichst gebeten! Hast du vielleicht den Macbeth Delii erhalten und meinen Wunsch, eine kleine Beurtheilung des Büchleins zu schreiben, erfüllt? Bejahenden Falls schicke mir das Manuscript umgehend oder wenigstens recht bald, da mir sehr darum zu thun ist, Vorrath zu haben. — Was hat der lasterhafte Erotiker Kleucker denn zu Kostnitz für ein Concil abzuhalten? O Prudens, Prudentissime! — Ad vocem meines Lateins: in meinem vorigen Briefe steht: odiendum für adeundum! So sagt' ich einmal als Pennal, als wir beim alten Möbius mündlich aus dem Griechischen in's Lateinische vertirten: davit für dedit. Ueber diesen König in Israel ist viel gelacht worden.

„Die jetzigen Detmolder Gymnasiasten sind vorgestern altdeutsch im Federbarett zum Hermann hinausgezogen. Unterdessen ist Herwegh zu Zürich, ‚lebendig'. Ein famoser Kerl, aber die politische Poesie, insofern sie eine

diplomatiſche iſt, taugt eben nichts und iſt von der patriotiſch-politiſchen wohl zu diſtinguiren. Die Poeſie ſoll ſich eben an das Ewige, Bleibende halten und nicht immer mit dem verfluchten Dreck und Schund unſeres kläglichen, miſerablen Menſchen- und Staatslebens zu ſchaffen haben. Meine Kameele und Neger ſind nun freilich, Gott ſei's geklagt, auch juſt nichts Ewiges und Bleibendes, an dem man ſich in die Höhe ranken könnte, aber wenn mir der liebe Gott nur etwas mehr freien Odem, und ein gut Theil weniger Sorgen giebt, als ich jetzt habe, ſo denk' ich noch, was Tüchtiges zu leiſten. Für's Erſte muß ich aber noch in dieſem materiellen Druck, in dieſem Kampf mit den Verhältniſſen drin ſitzen, dann wird die Geſchichte nachher um ſo famoſer.

„Meine Ida grüßt und läßt ſich für deine Grüße bedanken. Ihre Ueberſetzungen ſind gut, nicht wahr? Wir werden Beide mit der Hemans in der Britannia debütiren. Da haſt du noch ein Lied der Felicia, von mir überſetzt:

Der Krieger zog auf's Meer hinaus
Zu Gefecht und Bannerweh'n —
Das Mädchen blieb im ſonn'gen Haus,
In der Heimath ſtill und ſchön.

Seine Stimm' erſcholl bei Schwert und Spieß,
In des Handgemenges Staub —
Ihr Wandeln war durch Blumen ſüß
Und ihr Sitz im Rebenlaub.
Seine Lanze barſt und ſein Viſir,
Um ſein Haar floß Blut und Schaum;
Die Bruſt indeß zu fächeln ihr,
Weht' ein Sonnenlüftchen kaum.
Doch kehrt' er wieder auf der Fluth:
Schwert und Pfeil — was focht ihn an?
Sie aber ſtarb, wie die Roſe thut,
Die ein Hauch ſchon tödten kann.
Wie die Roſe ſtirbt, wenn der Sturm ſie faßt,
Der da heult ſo dumpf und hohl —
In ihr ſonnig Haus trat der Tod als Gaſt —
O, wie fand er dort ſie wohl?

„Iſt die Schlußwendung nicht ſuperb? Ich war wie verzaubert, als ich das Ding zuerſt las! — Vale, lieber Kleucker! — Dies iſt nun wohl der letzte Brief, den ich dir vor deinem Kommen ſchreibe — werd' ich von dir noch einen kriegen? Adieu, Alter! — In allen Wegen

dein Freiligrath."

V.

In die heimiſchen Kreiſe zurückgekehrt, hatt' ich dieſe durch eine intereſſante Erſcheinung vermehrt gefunden. Als

Gaſt Annettens, dieſer von einem früheren Aufenthalt in Bonn her befreundet, weilte auf Rüſchhaus Adele Schopenhauer, die Schweſter des berühmten Philoſophen. Sie war eine merkwürdige Erſcheinung, dieſe begabte und liebenswürdige Trägerin eines berühmten Namens, der damals jedoch allen Glanz erſt von der Mutter Johanna erhalten; denn um Arthur und ſeine Philoſophie kümmerte ſich damals noch Niemand in der Welt, und ſelbſt die Schweſter nicht viel, nach deren ſchonenden Andeutungen des Bruders Charakter nicht viel Anziehendes und Verträgliches haben mußte. Was nun dieſe ſelbſt anging, ſo waren die Grazien von ihrer Wiege in einer wahrhaft empörenden Entfernung geblieben; die große knochige Geſtalt trug einen Kopf von ungewöhnlicher Häßlichkeit, der nicht im Mindeſten an den des Philoſophen erinnerte, ſondern in ganz eigener Weiſe Victor Hugos großes Wort „Le laid, c'est le beau“ zu beſtätigen gewußt hatte; er war rund wie ein Apfel, er wäre vom Typus der Tataren geweſen, wenn er in ſeiner eigenſinnigen Originalität nicht jedes Typus geſpottet hätte. Aber ein Paar ernſte treue Frauenaugen leuchteten aus dieſem Kopf, und Niemand konnte ſie kennen lernen, ohne ſich bald von ihr angezogen

zu fühlen, von einem Charakter von seltener anspruchsloser Tüchtigkeit und einer Bildung von ganz ungewöhnlicher Gründlichkeit und überraschendem Umfang. Sie hatte ihre Jugend in Weimar verlebt, beständig im Goethe'schen Hause verkehrt, war die vertraute Freundin von Goethes Schwiegertochter Ottilie: bei ihrem Erzählen und Mittheilen davon wehte etwas von der Luft, in der die großen Gedanken des Olympiers zu Gestalt und Leben gediehen, in das Entresolzimmerchen eines westfälischen Gehöfts. Adele Schopenhauer war nicht genial, aber sie besaß eine Menge Talente: sie zeichnete und malte und schnitt die reizendsten Bildchen aus; eine Zeichnung, die sie Annette von Droste und mir widmete, und auf der zwei Kinder einen geflügelten, ihnen entschwebenden Stern haschen wollen, besitze ich als ein Andenken an dieses Talent, dem sie doch wegen ihrer Kränklichkeit bald entsagen mußte. Es wurde ihr vom Arzt verboten, zu malen, und sie griff nun zur Feder. Sie schrieb zuerst „Haus-, Wald- und Feldmärchen" (Leipzig, 1844), die gefielen: dann einen Roman „Anna" (Leipzig, 1845), in welchem Geist und Gemüth doch nicht den Mangel ursprünglicher Gestaltungskraft ersetzen.

Sie ist dann später mit Frau Mertens-Schaffhausen, einer anderen Freundin von Annette von Droste, einer in den Rheinlanden wegen ihrer Originalität, ihres Reichthums, und ihres für eine Frau seltsamen wissenschaftlichen Eifers für archäologische und Kunstforschungen bekannten Dame, nach Italien gegangen, wo sie mehrere Jahre verlebte; und im Jahre 1847 sah ich sie in Bonn wieder, beschäftigt mit dem Plane eines großen Reisewerks in der Art, wie es später Dr. Gsell-Fels ausführte; in Bonn im August 1849 ist sie auch gestorben — fremd und fern dem damals in Frankfurt lebenden Bruder, diesem wunderlichen Weltweisen, der es vorzog, seine absolute und am Ende doch ein wenig herzbeklemmende Einsamkeit in der Welt mit einem Pudel zu theilen statt mit einer geist- und gemüthreichen und am Ende ihres Lebens der Pflege und Theilnahme bedürfenden Schwester. —

Ich würde den geneigten Leser mit der Geschichte meiner Arbeiten aus dieser Zeit verschonen, wenn ich nicht des Antheils erwähnen müßte, den Annette von Dorste daran nahm. Zunächst galt es in jenem Winter von 1840 und 1841 möglichst schnell das Buch über Westfalen herzustellen: und in der That, ich hätte diese Auf-

gabe nicht lösen können ohne die lebhafte Theilnahme Annettens daran. Das Land nach allen Richtungen hin zu durchziehen, um noch unbekannte Striche aus eigener Anschauung kennen zu lernen, dazu war nicht die Zeit gelassen, auch begann der Winter es unmöglich zu machen. Hier half eben Annette: sie kannte von früheren Aufenthalten auf Gütern der Verwandten jene Punkte, und so schrieb sie mit ihrer kleinen, oft mikroskopisch feinen Hand ganze Blättlein dazu, die in der Abschrift ganze Bogen wurden. Dann gab sie den Sagen und historischen Stoffen, welche sich dazu zu eignen schienen, mit ihrer unvergleichlichen Leichtigkeit der Production die poetische Form, in welcher diese Bearbeitungen später in ihren Gedichten erschienen sind. Und so kann man das Buch entstanden nennen aus einer Zusammenarbeit von Freiligrath, dem freilich nur die erste Lieferung angehört, Annette von Droste und mir.

Diese werkthätige Theilnahme Annettens setzte sich fort für meine nächsten Arbeiten. Sie besaß unter ihren wenigen Büchern, die aus einigen alten Schweinsleder-Bänden bestanden, eines, betitelt: Het Treur-Toneel der doorluchtige Mannen onser Eeuwe, waerop den val der

grooten levendigh vertoont wordt. t'Amsteldam 1650. Aus dieſer Fundgrube von Geſchichten abenteuerlicher und leidenſchaftlicher Natur, wie ſie den Geiſt des 17. Jahrhunderts charakteriſiren, entnahm ich das Motiv einer Erzählung, „Der Familienſchild," welche in zwei Abtheilungen im Cotta'ſchen Morgenblatt erſchien. Von dieſer Arbeit ſchrieb ſie ein beträchtliches Stück des zweiten Theils — ich kann jetzt ſelbſt nicht mehr meine geringen, zur Abrundung hinzugefügten Zuthaten von dem, was ſie verfaßt, unterſcheiden: und als ich alsdann einen Roman zu ſchreiben unternahm, der unter dem Titel „Eine dunkle That" (Leipzig, 1846) erſchienen iſt, fügte ſie ihm die reizende Schilderung eines Stiftsfräuleins in ihrem alten Curiengebäude ein, die etwa von Seite 63 bis 100 dieſes Buches reicht. Ihr Gedicht „Meiſter Gerhard, ein Notturno," entſtand dann, um als Beiſteuer zu jener Romantik zu dienen, die mir die Idee der Vollendung des Kölner Doms entlockte, und die ich als die ſchlimmſte der literariſchen Jugendſünden einer verhängnißvollen Schaffensluſt betrachte. Solch ein jugendliches Gemüth iſt ja wie ein neuangelegter Brunnen. Es muß erſt viel, viel ungenießbares Waſſer abfließen, bevor die Quelle ſich abgeklärt hat.

Und wenn ich auf jene Zeit zurückblicke, ist mir, als ob sie überhaupt an einem Mangel an Abklärung, einem wunderlichen Durcheinanderströmen romantischer und moderner Strebungen und Anschauungen, feudaler Restaurationen und erhitzter Zukunftsgedanken gelitten habe, einer Vermengung teutonischer Ernsthaftigkeit und französischen Esprits, die von unserer praktischer und phlegmatischer gewordenen Zeit überwunden ist. Oder war Alles das am Ende nur in mir selber vorhanden? —

## Am Bodenſee.

Ich fahre in meinen Erinnerungen fort — mitten in einem neu aufblühenden ſonnigen Frühling und der üppigen grünen Lenzesfülle, die mein einſames Haus umgiebt, fahre ich fort, die Gedanken an Todtes und Geſchwundenes zu heften und die Bilder weit entrückter oder längſt dahingegangener Geſtalten vor mir heraufzurufen. Es iſt eben ein unwiderſtehlicher Drang in uns, das Flüchtige dauernd zu machen und das Hinſchwindende wenigſtens im Gedanken feſtzuhalten; wir fühlen Alle eine innere Empörung gegen das Geſetz der Vergänglichkeit deſſen, was uns theuer war, und fühlen dies Geſetz gerade ſo grauſam und unſerem inneren Weſen widerſprechend wie das abſcheuliche Geſetz des Todes, der nur zu oft der Menſchen Leben endet, als ſei dies die Erfindung eines ſchlechten

Romanſchreibers, welcher ſeine Figuren umbringt, weil er nicht weiß, was weiter mit ihnen machen. Das erſte Recht des Lebenden iſt eben zu leben. In jenem Drange aber errichtet man Denkſäulen verdienter Männer, hängt große Bilder bedeutungsvoller Ereigniſſe in Muſeen auf, erzählt den Enkeln von der Welt von einſt, hütet wie kleine Schätze allerlei Briefblätter, Sträuße und Andenken oder — ſchreibt gar ſeine Lebenserinnerungen und fängt mit allemdem doch nur Waſſer mit den Händen! Der Strom der Zeit rauſcht weiter und weiter von dem Geweſenen fort und reißt die Gedanken der Menſchen mit ſich; die jüngere Generation verſteht ſchon die voraufgegangene ältere nicht mehr und die jüngſte kennt ſie nicht mehr!

Wenn ich auch mit einer bewundernswürdigen Sorgloſigkeit in den Tag hineinlebte in jener Zeit, von der ich erzählt habe, ſo wurde mir das Leben darum doch gerade nicht leicht. Es war eine ſchwere Aufgabe, von der Literatur leben um die Zeit von 1840. Bücher hat man ja nie gekauft in Deutſchland — es gehörten damals gar Jahre dazu, bis von Immermanns Münchhauſen 400 Exemplare abgeſetzt waren — aber damals kaufte man auch keine Journale und keine Zeitungen. Heine

rühmt in seinen Briefen aus Berlin (1822) dem Gubitz-schen „Gesellschafter" nach, er habe es als das best: und gehaltreichste Blatt Deutschlands zu einem Absatz von 1500 Exemplaren gebracht; 1840 war das Cotta'sche Morgen-blatt jedenfalls das vornehmste und bestredigirte: aber selbst unter der Leitung Hermann Hauffs, des geistreichen und gelehrten Bruders von Wilhelm Hauff, hat es dies Journal, ich glaube, nie zu 2000 Abonnenten gebracht! Die Honorare waren demgemäß äußerst schwach. Unter diesen Umständen durfte man nicht bettelstolz und arbeitscheu, nicht wählig und eigensinnig sein und sich darauf ver-steifen, blos seinem „inneren Genius" gehorchen und nur das schreiben und schaffen zu wollen, wozu man Drang und Stachel in sich fühlte; man mußte das begeisterte Ergriffensein von irgend einem Stoffe, einem Gedanken in sich zu beherrschen wissen, um, wenn Herr von Cotta dazu aufforderte, Briefe für die allgemeine Zeitung oder Correspondenzen für das Morgenblatt zu schreiben. Es wäre thöricht, solche Lohnarbeit des Schriftstellers entwür-digend nennen zu wollen. Um leben zu können, sind Uechtritz und Immermann Landgerichtsräthe gewesen, und ein Dutzend Andere haben sich in Staatsämtern mit der

Lohnarbeit in ihren Acten geplagt; Grillparzer hat viel dichterische Weihestunden seinen Archivalien opfern müssen und Platen Rekruten exercirt; wie viele gepriesene Männer sind aus dem Staub und Qualm dumpfer Schulstuben oder Auditorien, worin sie sich mit einer stumpfsinnigen und hartköpfigen Jugend abzuplacken hatten, „Abends auf den Helikon" gestiegen! Selbst Schiller hat sich der bestellten Lohnarbeit unterziehen müssen, und was Lessing in dieser Beziehung geleistet, darüber unterrichtet Simes uns. „Ich dien'," ist heute noch auf dem Wappenschilde des Prinzen von Wales zu lesen — einst war es der Wahlspruch, worin der Geist des Ritterthums sich zusammenfaßte —, und ich habe damals, wenn ich einem Verleger oder Redacteur diente, meine Sofier nicht viel schlimmer gefunden, als mancher mittelalterige Lehnsherr auch sein mochte. Mit solcher Fügsamkeit, gesellt zu jugendlichem Gott- und Selbstvertrauen, ließ sich das Leben denn so gestalten, daß seine Sorgen nichts unmittelbar Hemmendes und Störendes haben konnten. In der blauen Nebelferne der Zukunft sah ich zwar weder goldene Berge, noch setzte ich mir große Ziele des Ehrgeizes, „des Schweißes der Edlen werth"; aber ich lebte wohlgemuth

in die Zukunft hinein, mit Selbſtvergeſſenheit dem objectiven Stoff, der mich beſchäftigte, hingegeben mit jenem Mangel — oder mit jenem Uebermaß? — an Ichſucht eines richtigen Weſtfalen, der von der Welt nichts verlangt, aber auch nicht von ihr geſtört ſein will. Die Stunden der Nachmittage wurden auf langen einſamen Spaziergängen durch die der Stadt zunächſt liegenden Wälder zugebracht, die Abende im kleinen Zimmer bei der Studirlampe mit der Aufgabe, irgend eine Begeiſterung in Vers und Reim zu bringen, ein Drama aufzubauen, irgend ein neues Buch zu verſchlingen. Darüber vergaß ich die Welt und ihre Bedingungen. Ein Mal in der Woche kam die alte Botenfrau und brachte einen Brief, ein Packet mit durchleſenen Büchern von Annette von Droſte, worauf ich durch eine Sendung von neuen antwortete; ein Mal in jeder Woche auch, am Dienstage, wanderte ich nach Tiſch zu ihr hinaus, über Ackerkämpe, kleine Haiden und durch ein Gehölz, an deſſen Ende ich oft ihre zierliche kleine Geſtalt wahrnahm, wie ſie ihre blonden Locken ohne Kopfbedeckung dem Spiel des Windes überließ, auf einer alten Holzbank ſaß und mit ihrem Fernrohr nach dem Kommenden ausblickte. Ich wurde dann zunächſt in ihrem Entreſol-

zimmerchen mit dem klaſſiſchen weſtfäliſchen Kaffee gelabt, ein Teller mit Obſt ſtand im Sommer und Herbſt daneben — eine kleine Streiferei in der nächſten buſchreichen Umgebung des Hauſes wurde dann gemacht; zu dem ihrem Bruder gehörenden alten Hauſe Schenking z. B., wo von der Pächterin ein friſches Gänſeei requirirt wurde, das Annette mit einem verwegen ſtarken Zuſatz von Zucker zu einem vortrefflichen Crême verarbeitete und das verzehrt wurde im Schatten irgend einer alten Wallhecke oder Eichengruppe. Sie führte dabei zumeiſt ihren leichten Berghammer bei ſich, und wir kehrten ſelten heim, ohne daß mir alle Taſchen von allerlei Kieſeln und Feuerſteinen und anderen Raritäten geſtarrt hätten — aber ich erinnere mich nicht, daß eines dieſer koſtbaren Dinge je zu etwas Anderem gedient hätte, als ſpäter genauer gemuſtert und wieder zum Fenſter hinausgeworfen zu werden. Wenn ſchlechtes Wetter oder gar Winterſchnee dieſe Streifereien unmöglich machten, floſſen die Stunden nicht minder darum mit Windeseile vorüber, verplaudert in dem ſtillen Stübchen, das Annette ihr „Schneckenhäuschen“ nannte und das ſo bürgerlich ſchlicht eingerichtet war wie möglich. „Ein Inſtrument,“ ſo ſchildert eine Freundin Annettens

ſehr gut den Raum, „noch aus der Kindheit des Clavierbaues ſtammend, das wegen ſeines leiſen Harfentones ſich beſonders zur Begleitung des Geſanges eignete und deshalb von der Dichterin ſehr geliebt wurde, ſtand neben einem großen häßlichen Sopha und einem unpolirten Tiſche: auf demſelben befanden ſich ſtets mehrere Porzellanſchalen mit friſch gepflückten Feldblumen und Haidekräutern. Ein Schreibzeug hatte kümmerlich zwiſchen ihnen Raum; Briefcouverts und Papierſchnitzel lagen daneben, um zu Concepten für die herrlichen tiefſinnigen Gedichte verwendet zu werden. Mit völlig unleſerlichen kleinen eigenſinnigen Buchſtaben wurden dieſe niedergekritzelt, eine Runenſchrift, die von der Schreiberin ſelbſt kaum entziffert werden konnte. Auf dem großen ſchwarzen Sopha pflegte ſie mit untergeſchlagenen Füßen zu ſitzen, um abwechſelnd zu träumen, zu dichten und zu ſchreiben. Wenn ein Beſuch zu den Auserwählten ihres engen Kreiſes gehörte, alſo die Hausgeiſter der Behaglichkeit und Zutraulichkeit nicht verſcheuchte, blieb ſie ihrer kauernden Stellung getreu, und man durfte ſich am Fußende des großen Sophas ebenfalls bequem einrichten, um ein unvergleichliches Plauderſtündchen mit ihr zu feiern. Man mußte immer wieder von Neuem mit

einem Gemisch von Staunen, Bewunderung, Ergötzen und liebender Verehrung in ihr merkwürdiges Sibyllenantlitz schauen. Schon hatte das nahende Alter seine Netzlinien in die feine Haut gezogen; aber das goldene Haar glänzte noch ohne Silberfäden, und das blaue Nixenauge, das in die Geisterwelt hinüberzusehen schien, hatte noch jugendlichen Glanz." — Es wurde bei unseren Plaudereien Abend, es wurde Nacht, und nun wiederholte sich oft ein Phänomen, welches etwas vom Reiz des Spukhaften hatte. Unter dem Zimmer von Annette befand sich das Gesindezimmer, worin in den Abendstunden die Beschließerin und die Hausmagd ihre Spinnräder drehten, während Hermann, der Knecht, und Trimm, der schwarze zottige Hausköter, ihnen Gesellschaft leisteten. Das Schnurren der Räder, das Wechseln der Stimmen war den ganzen Abend hindurch in dem darüber liegenden Zimmer deutlich vernehmbar. Gegen sieben Uhr verstummte es, die Leute nahmen ihre Abendmahlzeit ein und rüsteten sich dann, zur Ruhe zu gehen — aber seltsam, wenn sie längst sich zurückgezogen hatten, wenn nach und nach eine immer tiefere Stille, ein lautloses Schweigen in die Räume eingezogen war, begann das Räderschnurren, das dumpfe Stimmenwechseln von

Neuem — zumeiſt von uns unbeachtet, weil eben das Geräuſch ein ſo gewohntes, vertrautes war, bis die Seltſamkeit der Erſcheinung plötzlich dem Einen oder Anderen von uns auffiel, auch wohl eine da unten vorgenommene Unterſuchung Alles wieder todtenſtill machte und uns unſere „Gehörhallucination“ zeigte.

Annette von Droſte erzählte ſehr gern und erzählte vortrefflich, und wie es bei zwei Leuten, welche von der Natur mit einem bedeutenden Organ für das Wunderbare heimgeſucht waren, natürlich, wandten ſich dieſe Erzählungen nicht ſelten allerlei Geſchichten aus dem Gebiet des Viſionären und der Geiſterwelt zu, und hatte einen um ſo größeren Reiz, weil wir Beide, Zuhörer wie Erzählerin, uns ſelber nicht recht im Klaren darüber waren, ob wir an die Wahrheit und Wirklichkeit dieſer Erſcheinungen und Thatſachen aufrichtig glaubten oder nicht; es war dieſen Dingen gegenüber eine Gemüthsſtimmung, ein Glaube in uns, der einer jener Weiherblumen glich, die darum nicht weniger berauſchend duften, weil ſie nicht im feſten Boden wurzeln, ſondern mit ihren zarten gebrechlichen Fäden tief im beweglichen und ſchwankenden Grunde des Waſſers. Der Wunderglaube, genährt durch unzählige Geſchichten

von Vorgeschichten und second sight-Erlebnissen, gehört jedenfalls einmal zu den Besonderheiten des heimischen Stammescharakters — und es hat mich noch jüngst gefreut, in einer großen Gesellschaft inmitten einer geräuschvollen Weltstadt, in einen stillen Plauderwinkel zurückgezogen, darüber die rührendsten Geständnisse tauschen zu können mit dem größten plastisch bildenden Künstler, den Westfalen hervorgebracht hat, und in dessen Phantasie aus der Jugendzeit Phänomene und seltsame Mären haften geblieben waren, genug, um ein ganzes Buch zu füllen.

Wovon aber niemals zwischen uns die Rede war, das ist der religiöse Glaube oder gar kirchliche Fragen. Annette klammerte sich, wie es ihr „geistliches Jahr" beweist, mit einer krankhaften Seelenangst vor den schwindelerregenden Abgründen, die die Skepsis vor uns aufreißt, an den kirchlichen Glauben an, weil sie seiner bedurfte, und war überzeugt, daß die Welt seiner bedürfe. Aber sie scheute es, dem Glaubensstoff selber mit forschenden Blicken und kritischem Auge nahe zu treten; sie sprach nicht davon, sie ließ es ruhig zu, daß ich mich damals in Strauß' Leben Jesu vertiefte, sie ließ Jedem seine Meinung, so lange diese nur mit Pietät gegen den Glauben der Väter sich vertrug

— so lange war ihr Jude, Türke und Christ völlig gleich und jedes religiöse Thema ein noli me tangere. Auch hat sie sich nie auch nur eine Minute lang einer Sorge um mein Schicksal in der anderen Welt hingegeben — weit mehr der um mein Schicksal in dieser und um meine Unbekümmertheit, was die Erringung irgend einer Stellung, das Eintreten in irgend eine bestimmte Laufbahn anging.

Ich muß hier nachholen, daß ich etwa im Jahre 1838 mich vorschriftsmäßig mit einer Immediateingabe an den König Friedrich Wilhelm III. gewendet und die Bitte um die Erlaubniß vorgetragen hatte, nachdem das Schicksal mir die Heimstätte im hannoverschen Nordwestfalen geraubt, jetzt, als einer alten Familie des Münsterlandes angehörig, auch hier bei einem preußischen Obergericht mich zum juristischen Examen melden und in den preußischen Justizdienst treten zu dürfen. Aber — natürlich auf den Bericht der Behörden — schlug mir ein blaues Cabinetsschreiben meine demüthige Bitte kurzweg ab. Ich war ja kein preußisches Landeskind, ich war ein Fremder! Die guten Behörden! Sie selber waren seit 1814 in unserem Lande, von dem sie nicht gerade sehnsüchtig herbeigerufen worden, etablirt; ich konnte schwarz auf weiß oder besser

auf gelb, auf gutem gelben Pergament, beweisen, daß aller mindestens seit dem 13. Jahrhundert meine Vorfahren*) im Lande gesessen; trotzdem war ich der Fremde und konnte deshalb nicht zugelassen werden in den magistralen, vielleicht mit Pommern, Schlesiern und Lausitzern gemischten Kreis um den grünen Tisch im alten Stammlande meines Geschlechts. Wie schon gesagt, es kränkte mich nicht sehr, und seitdem danke ich Gott, daß es so gekommen; aber es hat mir doch einen tiefen Eindruck insoweit hinterlassen, als mir seitdem mit der Vorstellung von irgend einem Gesuch an ein Organ der regierenden Gewalt sich auch die Vorstellung von einem abweisenden Bescheide, einer gründlich abschlägigen Antwort, verbindet. Die jetzige Generation ist glücklicher darin, scheint es, wie denn ja auch so Vieles besser geworden: ich selber habe jedoch keine Gelegenheit gehabt, Erfahrungen darüber zu machen!

Wie gesagt, der blaue Cabinetsbrief kränkte Annette von Droste mehr als mich. Aber allmälig, nach mehreren

*) Der Name derselben findet sich zuerst in dem „Goldenen Buche" der im 9. Jahrh. gegründeten, auch durch ein anderes niederdeutsches Sprachdenkmal, das Heberegister, berühmten Abtei Freckenhorst.

Jahre Verlauf, wo unterdeß keine andere bürgerliche Laufbahn ihre glückverheißenden Thore vor mir erſchloſſen — um ſo weniger, als ich auch ſeit jener Zurückweiſung an keine mehr angeklopft — war ſie mit der Lage der Dinge ausgeſöhnt oder darein ergeben, wenn ſie in ihrer mütterlichen Sorglichkeit auch in eine furchtbar ungewiſſe und mit ſchwerer Lebensmühe verbundene Zukunft für mich blickte. Und darin hatte ſie ja leider um ſo mehr Recht, als wir 1840 ſchrieben und noch inmitten jener ſchönen Zeit ſtanden, wo in dem großen wohlgepflegten Garten des Geſammtlebens der Nation der Schriftſteller von oben her als eine Art Unkraut betrachtet wurde, das entweder unnütz oder geradezu ſchädlich, die reine böſe Neſſel war; wo in den herrſchenden Regionen der lebenden Literatur gegenüber eine Art zu empfinden vorwaltete, welche ſo offenherzig jener bureaukratiſche Jubelgreis ausſprach, dem ſeine Bureaubeamten zu ſeiner Feier ein ſchön auf Seide gedrucktes Gedicht überreichten und der darauf erwiderte: „Wollen Sie mir das nicht ſchriftlich einreichen?“ Wo alſo nicht daran zu denken war, daß der unzünftige, keine wiſſenſchaftlichen Ziele verfolgende, der unabhängig ſeiner Natur und Anſchauungsweiſe treu bleibende Schriftſteller es jemals

zu einer Stellung bringen oder auf einen grünen Zweig kommen werde. Ob dieſe Sorte Menſchen, die freilich in ihren Dramen, in ihren Gedichten und in ihren Romanen, in ihren Eſſays und in ihren Zeitungsartikeln der allgemeinen Stimmung ihren Ton, der Gedankenſtrömung der Zeit ihre Farbe und dem nationalen Leben viel von ſeinem Inhalt gaben oder, wenn dies zu viel geſagt iſt, doch ihn zum Bewußtſein brachten, ob ſie hungerten oder dürſteten, ob ſie ſtarben oder verdarben, war den ausſchließlich herrſchenden Klaſſen vollſtändig einerlei. Da, wo ihre Oppoſition zu laut, ihr Einfluß zu offenbar, ihre Wirkung zu ſichtbar, der Widerhall ihres Wortes zu vernehmlich wurde, jagte man ſie fort und über die Grenze; man warf ſie zur Thür hinaus und trieb dies ſo lange, bis ſich endlich in den Aſylen ſolcher Verbannten, namentlich in Paris, eine Geſellſchaft zuſammenfand, welche Phyſiognomien von der rührendſten Harmloſigkeit, Menſchen von der anſtößigſten Beſcheidenheit ihrer politiſchen und ſocialen Ideale aufwies, aber lauter Verfolgte und Verfehmte. Das hielt ſie nicht ab, von jenſeits der Grenzen aus auf die öffentliche Meinung daheim zu wirken und die Regierungen dann zu Gegenmaßregeln zu ſtacheln: dieſe

armen Regierungen, welche ihres Lebens nicht mehr froh wurden, ganz ſo wie bei Dickens die vielgeplagte Miſtreß Soundſo in ihrem Kampfe mit den „Donkeys“. Und wenn heute das lächerliche Bemühen, den Volksgeiſt mundtodt zu machen, dem vernünftigeren Beſtreben gewichen iſt, dem Volksgeiſt und ſeinen nationalen Forderungen gerecht zu werden, ſo ſind wir doch noch ziemlich entfernt von der würdigeren Art und Weiſe den Schriftſteller zu betten, womit andere Nationen uns beſchämen ſollten. Wir ſind ein Volk von „Dichtern und Denkern“, das heißt im großen Ganzen ein Volk, an deſſen Wiege als brave Tanten viel achtbare Tugenden, aber nicht als liebliche Schweſtern die Grazien geſtanden haben; und ſo viel Idealismus in einzelnen Köpfen bei uns herrſchen mag und ſo ſtolz wir auf unſeren Idealismus ſein mögen — im großen Ganzen herrſcht der Idealismus bei uns unendlich weniger als bei den Italienern, dieſen Erſtgeborenen der modernen Cultur, dieſen Erben hoher Civiliſationsgedanken; als bei den Franzoſen, dieſem Volke, bei dem zwiſchen dem begeiſterten Gedanken und der That lange nicht der unendlich weite Weg liegt, der beide in Deutſchland trennt; ja als bei den nüchtern praktiſchen Söhnen Englands ſogar, bei

denen der Idealismus an der Hand ihres Patriotismus eingezogen iſt, nach der alten Regel, daß, wenn man einer Tugend die Thür öffnet, die anderen alle mit einreten. Und mit dieſem Idealismus reſpectiren dieſe Nationen die Vertreter deſſelben — ihre Geltung bei ihnen iſt eine vollſtändig andere als bei uns: in Italien würde ſich Niemand verwundern, wenn ein einfacher Tramendichter wie Pietro Coſſa zum Senator des Königreichs ernannt würde, und einſtweilen laden ihn Municipien berühmter Städte ein, ihr Gaſt zu ſein: in Frankreich hat man für Romanſchreiber, dramatiſche Autoren, Eſſayiſten eine Akademie, und für Publiciſten Präfecturen und andere Stellungen; in England iſt ein Romanſchreiber in dieſem Augenblick Premierminiſter und giebt England ſeinen alten halbverlorenen politiſchen Einfluß wieder: ja ſelbſt Spanien beſchämt uns, der jetzige Beſitzer der berühmten Farneſina in Rom, der Herzog von Lema, hat als Madrider Literat begonnen und dann einen Geſandtenpoſten erhalten. Und in Deutſchland?

Aber genug davon — wenn die Roſſe nicht am verkehrten Ende aufgezäumt werden ſollten, wozu hätten wir dann die Zäume erfunden. Auch will ich ja nur zeigen,

daß es im Jahre 1840 eine noch unendlich bedenklichere Sache war, ſich von dem Hange zu unabhängigem Schaffen in eine bahnloſe Zukunft locken zu laſſen, als heute; und was die Stellung des deutſchen Schriftſtellers innerhalb ſeiner Nation angeht, ſo hat ſie ja auch das ganz Gute, ihn bald erkennen zu laſſen, daß er eben „die Welt in ſeinen Freunden ſehen“ muß. Damit kehr' ich zu meiner mütterlichen Freundin zurück und zu dem ſehr erfreulichen Gedanken, den Annette von Droſte mir im Sommer 1841 mittheilte. Es war beſtimmt, daß ſie den Winter bei ihrer Schweſter auf der jetzt von ihrem Schwager Laßberg erſtandenen und bezogenen Meersburg am Bodenſee zubringen ſollte, und ſie machte mir klar, daß ich recht wohl ihr dahin nachfolgen könne, wenn ich übernehmen wolle, die reiche und durch ihre Schätze berühmte Bibliothek ihres Schwagers zu katalogiſiren; ich war von Herzen damit einverſtanden, und nachdem ſie im Auguſt aufgebrochen, rüſtete auch ich mich zur Reiſe gen Süden. Ich nahm Abſchied von dem nächſten Freundeskreis, von den Verwandten, wanderte zum letzten Male durch die noch ſommerlichen Wälder, durch welche ich ſo oft, den Kopf voll Träume und Schäume, das Herz voll von mitleidswürdigem

Optimismus, geſchweift war und ſang dem guten Weſtfalen, das ich für ein Decennium nicht wiederſehen ſollte, bewegt mein Abſchiedslied:

O, ſei gegrüßt zum Scheiden,
Du Heimath, gute Nacht!
Mit deinen ſonn'gen Haiden,
Mit deiner Wälder Pracht!
Wie deine Hünenſteine
Feſt in uralter Treu,
Wie Tauben deiner Haine
Verſchloſſen, rein und ſcheu!

Mir gieb zum Angedenken
Dies Laub, dem Zweig entraſſt,
Am Hute will ich's ſchwenken
Auf meiner Wanderſchaft:
Mir unter's Haupt es legen,
Träum' ich am fernen Strand, —
Noch einmal: Gottes Segen!
Gegrüßt, gegrüßt mein Land!

* * *

Rheinaufwärts ging dann die Fahrt, an dem jetzt wie leer ſtehenden Unkel vorüber, nach Frankfurt, und in der ſchaukelnden Poſtkutſche weiter nach Arheiligen; ich muß dieſe Station nennen, denn ſie hatte damals eine Merkwürdigkeit — in der Ecke hinter dem großen Kachel-

ofen der Paſſagierſtube das alte verhutzelte Männchen, das myſteriöſe Weſen, das Niemandem eine Antwort gab und von dem erzählt wurde, daß es ſchon ſeit ich weiß nicht mehr ob einem halben oder ganzen Jahrhundert juſt ebenſo alt Abends da hinter dem Ofen hock. So gelangte ich an mein erſtes Reiſeziel, welches Freiligraths damaliger Wohnſitz, Darmſtadt, war. Ich fand ihn als glücklichen Gatten, im Schatten der katholiſchen Kirche, einer wunderlich verſchloſſen und menſchenfeindlich ausſehenden Rotunde, wohnend, und in der Stille einer merkwürdig friedfertigen Stadt, die ganz danach angelegt war, einen ſchweifenden Dichtergeiſt auf correcten, ſchnurgeraden Bahnen zu erhalten. In der That hatte der theure Freund damals nichts Beſſeres vor, denn als friedfertiger, ſolider Hausvater, der er geworden, die Poeſie ſeines Genius ſtreng bewacht zu halten von der Proſa eines bürgerlich vernünftigen Lebensganges; er arbeitete, viel mit engliſcher Literatur beſchäftigt, er bereitete die Ausgabe eines Immermanns-Albums vor, einer Zeitſchrift, „Britannia," welche die engliſche und deutſche Literatur vermitteln ſollte, aber trotz vieler Arbeit und vieler Mühen dafür nicht zur Verwirklichung kam. Zum Bekanntenkreiſe Freiligraths

gehörte Louiſe von Plönnies, eine ſtille, begabte Dichternatur, die eben auf einer Reiſe durch Flandern viel gefeiert worden war, weil ſie in Deutſchland für eine wärmere Theilnahme an den vlämiſchen literariſchen Auflehnungen wider die geiſtige Herrſchaft der „Franskillons“ und das Erwachen des germaniſchen Volksbewußtſeins dort thätig geweſen war. Ihre treffliche dichteriſche Bearbeitung eines höchſt intereſſanten niederländiſchen alten Volksbuches, welches den Titel trägt: „Eene schoone historie van Mariken van Nimweghen — hoe sy meer dan seven jaren met den duyvel woonde ende verkeerde. T'Antwerpen 1615“ hat nicht die Beachtung gefunden, welche ſie verdiente, wenn der Dichterin auch nicht gelungen iſt, die Geſtalt der Teufelsbraut Mariken zu etwas wie einem weiblichen Fauſt zu vertiefen. Und ſodann Eduard Duller, dem ich befreundet wurde — der Herausgeber des in Frankfurt erſcheinenden „Phönix“, der Geſchichtsſchreiber der Maria Thereſia, des Erzherzogs Karl und des deutſchen Volkes, Bücher, welche er nebſt einer Anzahl Gedichte, Romane und Novellen mit ſeinem unbändigen Fleiße in unglaublich kurzer Zeit zu Tage zu fördern pflegte; ein aufgeregter, enthuſiaſtiſcher, herzensguter, magerer blonder

Mann, der aus Wien ſtammte und um ſeiner freiheitsbedürftigen Seele willen von da ausgewandert war „in's Reich“, wo man damals freilich freiheitsdurſtigen Seelen auch keinen Labetrunk credenzte, aber den guten Duller doch gründlich harmlos fand. Er war zuerſt nach Trier gewandert, wo Friedrich Sallet ſeinem Enthuſiasmus noch ein gut Theil ſeiner eigenen krankhaften Forcirtheit hinzugefügt hatte: jetzt lebte er in Darmſtadt, ohne trotz alles ſeines Fleißes auf einen grünen Zweig kommen zu können, und verbiß ſich endlich in den Gedanken, in dem Deutſch-Katholicismus liege eine Zukunft nationaler Befreiung von Rom; in der Begeiſterung dafür wagte er ſich in Heidelberg in ein theologiſches Examen, das er richtig beſtand, und wurde Pfarrer der deutſch-katholiſchen Gemeinde zu Mainz, wo er 1853 ſtarb. — —

Als ich dann die Reiſe fortſetzte, die Bergſtraße hinauf, über Freiburg, Donaueſchingen, durch das Höhgau, machte mir, dem Flachländer, dieſe Welt des äußerſten Südens von Deutſchland einen lebhaften und bleibenden Eindruck. Für neue Naturſcenerien iſt mir immer die Eindrucksfähigkeit eines jugendlichen Gemüths geblieben, welches mit ſeiner Zugänglichkeit für alle Illuſionen im

Theater eine neue phantaſtiſche Decoration erblickt und aus dieſer eine innere und ſymboliſche Bedeutung herausfühlt, je nach der Handlung, welche ſich vor derſelben abſpielt. Ich dachte in jeder an die Dramen der Geſchichte, welche ſich darauf abgeſpielt hatten oder hätten können — eine Gegend ohne hiſtoriſche Weihe war mir deshalb auch immer ziemlich intereſſelos, und ich habe nie den Wunſch empfunden, neue, ſpät entdeckte Continente zu beſuchen, während ich mich ſtets geſehnt habe, das alte Urland der Menſchheit, das Wiegenland der ariſchen Stämme, den Ganges und das heilige Land Indra's zu ſehen.

Solch eine Richtung konnte ſich nur ſteigern und verſtärken in der Welt, in welche ich gerieth und die mich fremd und doch ſo heimathlich anmuthete. Es war dunkel geworden, als ich, von dem reizenden alten Reichsſtädtchen Ueberlingen herkommend, vor dem Poſthaus im oberen Meersburg abgeſetzt wurde; in nächtlichem Dunkel ſchon ſchritt ich über die Holzbrücke, welche über den tiefen, in die Felſen gehauenen Burggraben des alten Schloſſes an das Burgthor führt. Unten in der Tiefe rauſchte eine Mühle, glänzten die Lichter des am Seeufer liegenden unteren Theiles des Städtchens und drüber weithin leuchtete

im Sternenlicht wie matter Stahl die Fläche des Bodenſees. Ein alter Burgwart öffnete das Eingangspförtchen; ſein Laternenlicht fiel in dem langen niederen Thorgewölbe, das ich betrat, auf eine Tafel mit einem großen Beil über einer ausgeſtreckten Hand und der Unterſchrift „Burgfrieden“, und dann in die tückiſchen Augen eines ſchwarzen Hatzrüden, der mich höchſt mißtrauiſch anſchnupperte. In den Hof herab, der ſich gegen den See hin öffnete, fiel der Lichtſchein der erhellten Wohngemächer im erſten Stock des Burggebäudes; im Inneren führte eine Holztreppe zu ihnen empor, und ich ſtand bald vor dem alten Freiherrn, dem letzten zum Ritter geſchlagenen Manne im römiſchen Reiche und berühmt als „Meiſter Sepp von Eppishuſen“ bei allen ſchwäbiſchen Geſchichtsfreunden und bei allen Germaniſten in deutſchen Landen. Eine hohe, trotz ſeiner Jahre ſich ſtraff aufrecht haltende Geſtalt mit einem ſchönen, ausdrucksvollen Kopfe, mit edlen, aber mehr ſtrengen und verſchloſſenen als offenen Zügen, mit weißem Haar unter einem rothen Käppchen und in einem grünen Schnürrock erhob er ſich von einer Tric-Trac-Tafel, an der er mit einem Bekannten aus dem Städtchen ſpielte, und bewillkommnete mich freundlich, mit der ariſtokratiſchen Hand

ſeinen dünnen weißen Knebelbart zupfend. Wie ganz zu ſeiner Burgfrau geſchaffen, ſtand ſein Gemahl neben dem alten ſiebzigjährigen Ritter — ebenfalls eine hohe ſchlanke Geſtalt mit ſchwanenhaft vorgebeugtem Hals und feinen edlen Zügen, nicht im mindeſten der Schweſter Annette ähnlich: Niemand in der Welt hätte ſie für deſſelben Blutes Kinder gehalten. Die letztere kam, ſchwer athmend wie immer, wenn es für ſie Treppen zu erſteigen galt, aus ihren Gemächern herüber; dann tauchten noch zwei kleine Mädel von fünf oder ſechs Jahren auf, des alten Herrn Zwillingstöchterchen, und darauf beſchränkte ſich der Kreis der Inſaſſen der weiten alten Schloßburg.

Es gab eine Welt von neuen Eindrücken zu verarbeiten in den nächſten Tagen — eine ganz fremde und eigenartige Welt: Naturſcenerien großartigſter Schönheit, beim volltönenden Klange großer Namen erſtehende Geſtalten der Vergangenheit; bei jedem Anlaß ſich ergebende bedeutungsvolle Beziehungen zu verehrten Männern der Gegenwart. Da war das ſchwäbiſche Meer, in deſſen Fluth ſich die Thürme des alten Koſtnitz ſpiegelten wie das Gelände des blühenden Thurgaus, wie die Alpenkette der „ſieben Kurfürſten“ und des Säntis; da unten links

ſtiegen die blauenden Höhen des Vorarlberges und Räthiens auf, zwiſchen denen durch die Cäsa piana lugte, roſig im Abendroth verdämmernd, verlockend an die Zauber Italiens mahnend; da unten rechts glänzte die Mainau und barg ſich dem Auge die Reichenau mit der Grabſtätte eines deutſchen Kaiſers; Sanct Gallen, Hohenems, Lindau, Arbon, das Haus der gewaltigen Montfort, die Burgen der Werdenfels, die zahlreichen Sitze berühmter Minneſänger — das Alles lag in dem culturhiſtoriſchen Rayon der alten Meersburg, ſtand voran in den Intereſſen ihres Beſitzers. Und die alte Burg ſelber, war ſie nicht von Dagobert, dem Frankenkönige, gebaut, war nicht an ihrem uralten Belfried der Hammer Karl Martells zu ſehen, hatte ſie nicht zu dem Stammgut des hohenſtaufiſchen Hauſes gehört und war eine Zeit lang bewohnt worden von dem vielbeſungenen jungen König Conradin, kurz ehe er ſich rüſtete zu ſeinem Zuge über die Alpen? Laßberg ſelbſt hatte über das Alles 1838 an ſeinen Freund Uhland geſchrieben:

„Lieber Freund Uhlandus! In der Freude meines alten, aber noch immer grünen Herzens kann ich nicht umhin, Ihnen zu ſagen, daß ich vorige Woche die Nachricht

erhielt, wie daß mir die alte biſchöfliche Burg zu Meersburg, für den von mir gebotenen Preis von der Domainenkammer in Carlsruhe zugeſchlagen worden iſt. Eine ſchöne große Burg, wohlerhalten (da vor einem Jare noch das Hofgericht ſammt dem Hofrichter darinne ſaß), hell, warm und in einer Lage, die eine der ſchönſten Ausſichten am Bodenſee gewährt. Sagen Sie dies auch Schwab und Abel, und daß man in einem Sommertage, von Stuttgart oder Tübingen, wenn man ein wenig frühe aufſtehet, mit der Poſt bequem nach Meersburg kommen kann. Wie viele geſchichtliche Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Beſitzung! König Dagobert von Auſtraſien baute ſie, Carl Martell erneuerte die Burg, die Welfen, die Hohenſtaufen beſaßen ſie. Wahrſcheinlich trat ſie Conradin ſeinem Vormunde, dem biederen Biſchofe Eberhard von Waldburg ab. Biſchof Nicolaus aus dem Minneſänger Geſchlechte von Rinnzingen hielt 1334 eine vierzehnwöchentliche Belagerung gegen Kaiſer Ludwig dem Bayer darinne aus und nötigte dieſen mit Schimpf abzuziehen. Die Gegend ſowie die ganze Nachbarſchaft iſt fruchtbar, freundlich und wohl angebaut; der Wein, welcher ſeit einigen Jaren da aus Traminer Trauben gezogen wird, gehört gewiß unter die

vorzüglichſten Weine Schwabens, und ich hoffe, wir ſollen in einem der runden Gemächer der guten alten Burg, welche die Ausſicht auf die blauen Fluten des Potamus geben, mer als einmal die Erfarung hievon machen! — Hoc erat in votis: dii melius et auctius facere! bene est! nil amplius oro!"*)

Eine ſolche Umgebung war ganz geeignet, eine romantiſche Stimmung wachzurufen und mittelalterliche Schwärmereien zu entzünden, denen ſich dann reichſte Nahrung darbot in den pfeilergetragenen Gewölben und runden Thurmzimmern der Burg, worin die Bibliothek Aufnahme gefunden hatte, welche neben dem berühmten Nibelungen-Codex, dem älteſten und reichhaltigſten aller, den die Germaniſten mit dem Buchſtaben C bezeichnen, als ſei er der Codex par excellence, eine Anzahl anderer wichtigſter Handſchriften, klaſſiſcher Autoren, mittelhochdeutſcher Dichter, Chroniken, Evangeliarien u. ſ. w. enthielt. Der alte Freiherr mußte nach ſolchen Schätzen ſein Leben lang gefahndet haben mit dem Eifer eines Renaiſſance-Menſchen, wie Aeneas Sylvius, Petrarca und Poggio Bracciolini;

*) S. Briefwechſel zwiſchen J. Freih. v. Laßberg und L. Uhland. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Wien 1870.

auch war faſt ſein ganzes Vermögen in dieſe Sammlungen gewandert, welche jetzt von nah' und fern, von zünftigen Gelehrten und Dilettanten in Alterthumskunde und germaniſtiſcher Wiſſenſchaft beſucht wurden, die, herzlicher Bewillkommnung und gaſtlicher Aufnahme ſicher, auf der alten Meersburg ein- und ausflogen wie die Schwalben, und denen der alte Herr mit rührender Unermüdlichkeit ſeine Unterſtützung bei ihren Studien, ſeine Beihülfe aus dem reichen Schatze ſeines Wiſſens gewährte.

Ich war noch nicht lange von ihm in die Geheimniſſe der Bibliothekwiſſenſchaft, in die Methode des Katalogiſirens eingeweiht, als er eines Tages in die Bibliothekräume herabkam, begleitet von einem Herrn, der ſeiner ganzen äußeren Erſcheinung nach den Eindruck eines bedächtigen, nachdenkſamen Technikers machte, einem Manne von mittlerer Größe, unſchönen Zügen und ſcharfſichtigen, lebhaften kleinen Augen, dem man es wahrlich nicht anſah, daß vor Kurzem in dem deutſchen Seehafen, den er um ſeiner Forſchungen willen eben beſucht (Kiel), alle Schiffe ihm zu Ehren ihre Flaggen gehißt, daß auf ſeiner Rheinfahrt die Dampfer ihm beim Betreten ihres Verdecks mit Salutſchüſſen empfangen hatten. Der ſtille, an ſich

haltende Mann, der Gedichte wie des Sängers Fluch machen, aber ſicherlich niemals in ſeinem Leben etwas, das einem Fluch auch nur entfernt ähnlich ſah, hat über ſeine Lippen bringen können, war Ludwig Uhland. Ich konnte mich — auch ſpäter bei Tiſche — in die abſolute, gar nicht aus dem Geleiſe zu bringende wortkarge Ruhe des berühmten Mannes nicht finden, der ſich auch dann nicht erwärmte, wenn die ihn offenbar am intenſivſten beſchäftigenden Gegenſtände zur Sprache kamen, und fand die mancherlei Anekdoten jetzt ſehr glaublich, welche man zur Charakteriſtik der Wirkung ſeiner Perſönlichkeit auf Fremde erzählte. Als er einſt die ſchöne Burg Lichtenſtein lange ſinnend betrachtet, unter welcher damals in der Thalſchlucht eine Papiermühle angelegt war, hatte ihn ein Bauerfrauchen endlich angeredet und gefragt: „Er iſt auch wohl ein Papiermacher?“ Uhland hatte darauf geantwortet: „Das nicht, liebe Frau, Papier machen kann ich nicht, aber verdorben hab' ich ſchon vieles!“

Uhland blieb den Tag über auf der Meersburg, redete in ſeiner bedächtigen Weiſe einige Male mit mir, ein wenig, aber nicht viel mehr mit Annette von Droſte und ſchied am andern Tage wieder: ich aber ſchrieb und reimte über

dieſe merkwürdige, von ſolchen Gäſten beſuchte Meersburg ein langes Gedicht.

Annette von Droſte hatte ich auf der Meersburg in einem runden Thurmgemach, rechts vom Eingange in die Burg, inſtallirt gefunden, wo ſie, von den Wohngemächern der Familie entfernt, wie eine einſame Thurmſchwalbe träumend, ſinnend, ſelten mit irgend einem nöthigen Briefe oder irgend etwas Anderem beſchäftigt — „faul wie ein invalider Mops," ſagte ſie von ſich ſelber — ihre meiſten Stunden zubrachte. „Meine Schweſter will mir auf meine Bitte," hatte ſie darüber in einem ihrer Briefe geſagt, „ein ganz abgelegenes Zimmer in ihrem alten weiten Schloſſe, worin ſich doch die wenigen Bewohner verlieren wie einzelne Fliegen, einräumen, ein Raum ſo abgelegen daß, wie Jenny einmal hat Fremde darin logiren und Abends die Gäſte hingeleiten wollen, ſie Alles in der wüſteſten Unordnung und die Mägde weinend in der Küche getroffen hat, die vor Grauen daraus deſertirt waren." Hier wäre denn volle Muße und Ruhe gegeben geweſen, ihren weſtfäliſchen Roman, das Buch „Bei uns zu Lande auf dem Lande", wie ſie beabſichtigte, zu Ende zu bringen. Aber ſie zog es vor, zu ſinnen, zu träumen, und wenn

es hoch kam, einen nöthigen Brief in die Heimath zu ſchreiben, am Vormittag einmal eine kleine Reiſe über allerlei Corridore und Treppen in meinen Bücherthurm zu unternehmen und nach Tiſch die Haupttagesaufgabe zu erledigen, den vom Arzt vorgeſchriebenen weiten Spaziergang, auf dem ich ſie dann begleitete, über die Höhen oder am Seeufer entlang.

Wie auf den heimathlichen Kämpen Steine, wurden dann hier vom Strande die Früchte des ſchwäbiſchen Meeres aufgeleſen — Muſcheln, Schnecken, Tange — und mit dem großen ſchildpattgefaßten Augenglas gemuſtert, um endlich demſelben Schickſal wie die Steine zu verfallen. Geplaudert wurde im langſamen Weiterſchreiten von Menſchen, von Büchern und von denen, welche ſie ſchrieben; aber der liebe Gott hatte uns Beide nicht mit den Scheuklappen für Alles und Jedes, was nicht zum Fache gehört, auf die Welt kommen laſſen, mit jenen Scheuklappen für Alles, was rechts und links von ihrem Wege liegt, die aus ſo manchen berühmten Leuten ſo herzbrechend langweilige Geſellen machen, weil nichts ſie intereſſirt als ihr Ich und ihr Schaffen in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. So wurde denn viel auch geplaudert von Vor-

gängen in der Heimath, von den Tagesinteressen, von befreundeten und bekannten Gestalten, und Annette wußte oft daran psychologische Zergliederungen zu knüpfen, welche ihren merkwürdigen Scharfblick in die Seelen der Menschen bewiesen. „Wenn Ihnen ein Ehegatte viel von seinem Glück spricht, so können Sie darauf schwören, daß beide leben wie Hund und Katze." Oder: „Schlimm sind die guten Menschen, die bereitwillig ein Unrecht eingestehen, und sich bessern wollen. Nur auf die Reue hartnäckiger Sünder ist Verlaß." — „Wenn Zwei sich lieben, glaubt immer der Eine des Anderen Liebe noch viel größer als die seine." — „Ein Aristokrat ist auch der ärmste Bauer. Etwas, davon ist er überzeugt, versteht er besser wie alle Anderen: dem Saatkorn den richtigen Wurf zu geben, oder einem spatlahmen Pferd zu helfen — in dem Ding ist er der Oberste." — Das waren so Bemerkungen, die, humoristisch gewendet, sich in ihr Plaudern flochten. Ich kam zuweilen, im Angesicht der riesigen Alpenbühne, auf meine Sehnsucht nach dem sonnigen Jenseits dieser hohen Scheidewand, nach dem Lande Italien, zu reden. Annette aber theilte diese Schwärmerei nicht im mindesten. Sie glaubte, man werde von da grausam enttäuscht zurückkehren.

Die Art von Idealität, welche am Großen, Prächtigen, Glanzumfloſſenen, von aller Welt Geprieſenen und Verherrlichten ſich nährt, war nicht die ihre, und wie ſie durch keine Namen ſich imponiren ließ, ſo auch nicht durch den Klang des Wortes Italien.

Den Rückweg vom Seeufer nahmen wir zumeiſt über die Höhe, durch einen Weinberg mit einem Winzerhäuschen darin, an dem geraſtet wurde und wo der „geſchäftige Pygmäe", ein beredtſames Männlein mit einem Zöpfchen, der mit ſeiner ebenſo alten Baucis da hauſte, uns Trauben brachte — Annette hat in ihrem Gedicht „Die Schenke am See" dem Orte ein Erinnerungsblatt gelaſſen.

Zuweilen kam es denn auch zu kleinen Störungen des Friedens, wenn die Meinungsverſchiedenheiten zu ſchroff ſich ausſprachen; ich erinnere mich eines ſcharfen Kampfes, der über Herwegh entbrannte: aber wir waren Beide weder rechthaberiſch noch herrſchſüchtig und hatten ja nicht „für's römiſche Reich zu ſorgen". Bei der oft angeregten Debatte, wo eigentlich der Schwerpunkt ihres Talents liege, für welche Art der Production ſie ſich concentriren ſolle, folgte ſie endlich meinem Rath, weil dieſer Rath mit der Aeußerung des Unglaubens an ihre Verſicherung verbunden war, ſie

werde im Laufe der nächsten Monate einen ganzen Band lyrischer Gedichte aus dem Aermel schütteln können. „Das sollen sie sehen," sagte das selbstbewußte Fräulein und zog sich in ihren Thurm zurück, um das erste niederzuschreiben. In den nächsten Wochen entstanden nun ein und auch oft zwei Gedichte an einem Tage, — sie wußte die Wette glorreich zu gewinnen.

Eines weiteren Ausfluges wie dieser Spaziergänge am See entsinne ich mich, den wir zusammen mit dem Burgherrn machten. Es war ihm eine Freude, uns eine seiner geliebten alten schwäbischen Abteien, dieser Heimstätten ältester Cultur, zu zeigen, und er führte uns über Hügel und durch herbstlich sich entlaubende Wälder nach dem benachbarten Salmansweiler, der Abtei Salem, einst einem reichsunmittelbaren Cistercienserkloster, das über ein Gebiet von 6 Quadratmeilen herrschte. In die dortige Kloster-Schule war Laßberg in seinen jüngsten Jahren gegeben worden: er wußte viel von der harten Zucht darin zu erzählen, wie die Schulzimmer nie geheizt gewesen, die Tinte im Winter zu Eis gefroren und wie er einst, ein sechsjähriger kleiner, mit rothem Mäntelchen angethaner Junker, sich auf dem Wege zur Kirche, weinend vor Frost,

auf den Schnee geworfen. In der Höhe, nicht fern, das Thal von Salem beherrſchend, ſahen wir Heiligenberg ragen, das durch ſeine Lage berühmte große Schloß der Fürſten von Fürſtenberg. Da oben hatte unſer alter Ritter ſeine ſchönſten Jahre verlebt. Nach der Mediatiſirung des Fürſtenthums Fürſtenberg, das doch viel größer geweſen als ſo manche ſouverän gelaſſene deutſche Stätlein, hatte die verwittwete Fürſtin Eliſabeth, eine geiſt- und gemüthreiche Frau aus dem Hauſe Thurn und Taxis, als Vormünderin ihres minorennen Sohnes auf Heiligenberg reſidirt, und als Berather, als eine Art Alter ego, hatte ihr Freund, der Oberjägermeiſter von Laßberg, ihr zur Seite geſtanden. Des Schloſſes lange vernachläſſigten Räume waren von ihnen wohnlich hergeſtellt, mit ſchönen Anlagen war ſeine Umgebung geſchmückt worden; „zu dem romantiſchen Traum von einer edlen Ritterwelt alter Zeiten, der ohnedies bei dem öffentlichen Elend der deutſchen Nation das Gemeingut der Beſten geworden war, lud das Schloß mit ſeinem Ritterſaal, ſeiner Burgcapelle, ſeinen Kreuzgewölben und ſeiner Geſchichte ganz beſonders ein. Hier entſtand aus jener Freundſchaft der Fürſtin und Laßbergs, deren Erinnerung eine Felſengalerie durch ihre Namen auf die

Nachwelt bringt, die innigſte — wir glauben nicht zu irren, wenn wir ſagen, durch prieſterlichen Segen geknüpfte Verbindung." In der That war ſpäter, nachdem ihr Sohn die Regierung übernommen, die Fürſtin Laßberg nach Eppishauſen in der Schweiz gefolgt und dort auch geſtorben.

Ich würde an dieſer Stelle mehr aus den ſtill, aber inhaltreich verfließenden Tagen des Winters von 1841 bis 1842 zu berichten haben, wenn ich nicht bereits das Bild Annettes von Droſte, ſo weit es der Welt angehört und die Welt intereſſiren kann, an anderer Stelle zu geben verſucht hätte und nicht die beſte Charakteriſtik die Gedichte enthielten, die, ſo langſam ſie auch gewürdigt worden ſind, über kurz oder lang in den Händen der ganzen Nation ſein werden. Und ſo laſſe ich die romantiſche Meersburg, die edlen Geſtalten, welche in meiner Erinnerung ſie beleben, die Gedankenwelt, mit welcher ſie mich umgab, ſowie die über ſich ſelber nicht ganz klaren Empfindungen, womit ich dort in das große und leuchtende Auge der beſten Freundin, die ich im Leben gefunden habe, blickte, wie eine Fata Morgana in die Wellen des weiten Bodenſees verſinken. Wenn wir, wie ſo oft, hart am Rande dieſer Wellen ent-

lang ſchritten, darauf erpicht, ihnen Muſcheln und hübſche Schneckengebilde zu entraffen, kamen dieſe Wellen, die bis an unſere Füße ſpülten, und ſtrudelten in die tiefen Fußſtapfen hinein, welche der ſchmale kleine Schuh des weſtfäliſchen Edelfräuleins in dem weichen Sande zurückließ. Das konnte für ſie nichts Symboliſches haben, denn die Wellen der Zeit können „die Spur von ihren Erdentagen“ nicht fortſpülen und auslöſchen, aber die ſteilen und harten Alpenwände, welche jenſeits der weiten Waſſerfläche im Süd und im Oſt ſich aufthürmten, hatten nur zu viel Symboliſches für den Pfad durch's Leben, den ich von dieſer Hauptetappe an weiter wandern ſollte!

## Am Mondſee.

Um Oſtern 1842 gab es einen ſehr traurigen Abſchied von der Meersburg und ihren Bewohnern. Ich durfte eine Stellung nicht ausſchlagen, welche mir unter ſehr günſtigen Bedingungen und mit der Ausſicht auf eine lebenslängliche Verſorgung angetragen war: zuerſt durch einen ehemaligen, in Darmſtadt zu Würden und Ehren gekommenen Schulmann, welcher einſt Lehrer des Fürſten Wrede in Baiern geweſen, und ſodann durch den Fürſten ſelber. Ich ſollte Erzieher ſeiner zwei Söhne im Alter von vierzehn und dreizehn Jahren werden, bei der Leitung der geiſtigen Entwickelung der beiden Knaben durchaus unabhängig bleiben und für die einzelnen Lehrfächer ſollten beſondere Lehrer thätig ſein. Der Freiherr von Laßberg

erkundigte ſich nach den Verhältniſſen des fürſtlichen Hauſes, und da Alles ſich befriedigend anließ, entband er mich mit großer Uneigennützigkeit von der Vollendung der für ihn übernommenen Arbeit, von der ich nur die Katalogiſirung ſeiner Handſchriftſchätze hatte fertig ſtellen können, den ſchwereren, aber auch angenehmſten Theil der Aufgabe. Und dann verließ ich das alte romantiſche, mir unvergeßliche Schloß am Meere.

Ich reiſte über Ravensburg, wo ich den Abend mit dem auf der Meersburg mir bekannt gewordenen Hermann Reuchlin zubrachte. Von all' den zahlreichen Schwaben, tüchtigen und gediegenen, aber oft auch gründlich wunderlichen Geſellen, die ich habe kennen lernen, faſt alle von großer Innerlichkeit und Tiefe des Gemüths, aber alle auch mit einer hervorragenden Anlage verſehen, ſich das Leben ſchwerer zu machen als nöthig, ſind mir wenige ſympathiſcher geworden als dieſer Urenkel des berühmten Humaniſten Reuchlin, der damals, wenn ich nicht irre, Pfarrer in Ravensburg oder in der nächſten Nähe war. Sie leiden zumeiſt alle an argwöhniſchem Weſen, dieſe Schwaben, und an der Neigung, beim Beackern des Lebensfeldes den Pflug zu tief einzuſetzen. Reuchlin hat ſpäter,

als Pfarrer in Pfrondorf bei Tübingen, der Theologie entsagt, der seine gründlichen Werke über Pascal und über Port Royal, diese ausgezeichneten Darstellungen des Jansenismus, angehörten, und ist nach Stuttgart gezogen, um dort, von dem Gedanken der deutschen Einigung unter Preußen warm durchglüht, seine die Einigung Italiens darstellende Geschichte dieses Landes zu schreiben, welche ihn jenseits der Alpen, wo das Werk übersetzt wurde, fast bekannter machte als diesseits. Es war eine Natur von seltener Liebenswürdigkeit, und dazu der erste Mann, welchem ich begegnet bin, der die Bedeutung der Dichtergabe Annettens von Droste, welche ihrer Umgebung noch völlig verschlossen war, ahnte. — Durch das schöne Schwabenland, an der alten Abtei Weingarten vorüber, die ich im Stillen von dem alten Ritter, der so Vieles von der berühmten Weingartner Minnesänger-Handschrift zu sagen wußte, grüßte, gelangte ich nach Stuttgart, wo ich einige Tage verweilte, gefesselt durch mehrfache persönliche Berührungen, welche sich hier ergaben mit H. Hauff, G. Pfizer, W. Menzel, Arthur Schott und dem liebenswürdigen Ludwig Bauer, dem D. F. Strauß ein schönes Denkmal gesetzt hat.

Und dann finde ich mich in meinen Erinnerungen an einem kühlen Aprilmorgen in einer fremden, weit entlegenen Landſchaft wieder, durch die mich ein königlich baieriſcher Poſtwagen langſam ſchaukelt: die noch winterlich kahlen, niederen Höhen rechts und links umſchließen ein ziemlich melancholiſch ausſehendes Thal, feuchte Nebel lagern auf dem Gewäſſer, das ſich trägen Ganges hindurchſchlängelt und das Mitreiſende die „Altmühl“ nennen, mit wunderlicher Verwirrung der Begriffe. Und dann muß ich an ein dickes altes Foliowerk in der Weersburger Bibliothek denken, an Falkenſteins „Nordgauiſche Alterthümer“, denn der Wagen rollt einem alterthümlichen Reichsſtädtchen, dem Hauptort dieſes Nordgaus, zu, Weißenburg genannt, ebenſo wenig weiß, wie der nahe Fluß eine Mühle iſt. Und nach einer halben Stunde iſt mein Ziel, Ellingen, erreicht, das Städtlein, auf der Route von Nürnberg nach München, in dem ich mich erinnere, ſchon einmal eine Nacht zugebracht zu haben — vor Jahren auf der Reiſe zur Univerſität München —, wo ich damals, zur Weiterfahrt gerüſtet, Morgens früh um ſechs Uhr in der Gaſtſtube Männer und Weiber traf, die zum Frühſtück Bier, kaltes Bier, in ſich hineingoſſen;

ich gedenke noch meines Entsetzens über diese altbaierische Thatsache, die mir so sehr gegen alle Gesetze der Natur, welche den Menschen zum warmen Frühstück den Mokka und die Cichorie gegeben hat, zu verstoßen schien.

Eine Stunde später stellte ich mich auf dem Schlosse zu Ellingen vor

Das Schloß zu Ellingen ist ursprünglich als stolzer Herrensitz für die Landcomthurei der Ballei Franken des deutschen Ritterordens erbaut — weshalb so ausschweifend groß, fürstlich, imposant für einen Landcomthur, das weiß ich nicht zu erklären —: für die Ausübung seines Berufs, die vermögenste Repräsentation des „fruges consumere natus" darzustellen, hätte solch ein frommer Bruder des Marianerordens nicht so viel Raum bedurft. Jedenfalls war es jetzt ganz geeignet, als Ausstattung für einen neu creirten Fürsten zu dienen: hatte doch der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian Franz, als ihm die Franzosenfluth von 1794 aus seinem linksrheinischen Erzstift Köln weggeschwemmt, keine stattlichere Residenz als Ellingen gefunden und sich da heimisch gemacht.

In diesem schönen Schlosse nun herrschte unter dem ältesten Sohn und Erbfolger des gefürsteten Marschalls

von Wrede ein ziemlich reges Leben, das dem neuen Erzieher der Prinzen, welcher ſich ihm einzufügen und zu accommodiren hatte, manche ſehr angenehme Seite darbot. Zunächſt die, daß ſeine Zöglinge zwei lenkſame und wohlerzogene Knaben ohne Dünkel und ohne Prinzenmarotten waren, der älteſte talentvoll und der zweite voll guten Willens. Dann, daß der Fürſt, früher baieriſcher Cavallerie-Offizier und ganz der Typus eines ſolchen, wenn er auch einige Jahre lang einen Regierungspräſidenten der Pfalz zu Speier abgegeben hatte — daß der Fürſt ein großer Pferdefreund war und in ſeinem Marſtall wie in ſeinem Geſtüt an die 100 Pferde hielt. Stallmeiſter war ein Sohn des berühmten Schlachtenmalers Albrecht Adam, der jüngſte Bruder der bekannten Maler Franz, Eugen und Benno Adam, welche noch heute Zierden der Münchener Künſtlergenoſſenſchaft ſind. Nun war Reiten ſeit je mein Leibſport: mit dem maleriſchen Stallmeiſter verband mich bald das Band engſter Freundſchaft, und mein ganzer Ehrgeiz ging darauf, die Lücken meiner hippologiſchen Bildung zu ergänzen: ich hatte früher einen Unterrichtscurſus durchgemacht, aber wie viel fehlte mir noch, um mit ſo ruhiger Geiſtesgegenwart ein feuriges Pferd zu

beherrschen wie mein ältester Zögling, Prinz Carl, seinen Braunen, oder mit dieser zähen, bewundernswerthen Festigkeit im Sattel kleben zu bleiben wie Prinz Otto, wenn Pascha, sein kleiner türkischer Schimmel, einen seiner Anfälle von Tücke und dämonischer Widerspänstigkeit bekam. Aber Uebung macht den Meister, und an Uebung ließen wir es nicht fehlen. Jeder Morgen sah uns im Sattel, oft bis tief in den Vormittag hinein — die Wissenschaften litten allerdings ein wenig darunter — leider einmal auch mein Schultergelenk, das eines schönen Sonntag-Morgens in Folge einer perfiden Bewegung meiner „Negresse" und des wohlberechneten Sturzes, den ihr schwarzes Gemüth geplant hatte, gründlich aus den Fugen gerieth. Während der Wochen einer schmerzhaften Kur, welche nöthig wurde, hatte ich Zeit, mich mit der ehrlichen Seele des Dieners zu befreunden, den mir der Fürst zugewiesen hatte; er saß Stunden lang vor meinem Bett, der gute Spiridion, mit seinem Fes, seiner blauen mit Goldlitzen ausgenähten Jacke und seiner weiten, bauschigen, immer so blendend weißen Fustanella. Denn Spiridion war ein echter Hellene, rein klassischen Vollbluts, von den Inseln des jonischen Meeres stammend, dabei des Deutschen hinreichend kundig, um mir

aus ſeinem nicht gerade viel-, aber tiefbewegten Leben erzählen zu können. Eine verwittwete Schwägerin des Fürſten, die Tochter eines ſtolzen Phanariotengeſchlechts, zuerſt mit einem Grafen Metaxas, dann mit dem fahrenden deutſchen Prinzen aus Ellingen vermählt, hatte dieſen durch einen gewaltſamen Tod verloren und ihre ſchöne joniſche Inſelwelt verlaſſen müſſen, um hier, tief im Lande Bajuvarien, ein Aſyl für ſich und ihre zwei Töchterchen mit den kohlſchwarzen Feueraugen und dem ſüdlich warmen bronzefarbenen Teint zu finden: und krankes Herzens auf dieſe blickend, hatte ſie wohl oft mit Rückert geſeufzt:

„Uns Armen iſt hier die Luft zu ſchwer
Im Land voll Sturmesgetoſe —"

und hatte „das Land der Griechen mit der Seele geſucht", bis endlich die Seele ſich hinübergeſchwungen über das blaue joniſche Meer in ihr ewiges Vaterland und nur den morſchen Leib in der Gruft der Schloßcapelle zu Ellingen zurückgelaſſen. Bei der Hinüberführung ihrer Leiche und der feierlichen, während der Nacht ſtattgefundenen Beſtattung aber war, ſo verſicherte Spiridion und die Schloßbewohner beſtätigten es, etwas Seltſames vorgekommen: man hatte die kleinen verwaiſten Mädchen am Abend nicht ahnen

laſſen, daß in der Nacht die Mutter ihnen entführt werden ſolle, und dieſelben wie immer zeitig zur Ruhe gebracht; am anderen Morgen aber hatte das ältere, das damals acht Jahre zählen mochte, ihrer Gouvernante erzählt, wie ſchrecklich ſie geträumt, wie ſie von ſchwarzen Männern ihre Mutter getragen geſehen, inmitten brennender Fackeln, über die Schloßtreppe hinab, über den Hof, durch das mit ſchwarzen Draperien umkleidete Portal der ſtrahlend erleuchteten Kirche, und was dort Alles geſchehen — das Kind hatte im Traum den ganzen Hergang der feierlichen Beſtattung geſehen. — Spiridion aber, um auf ihn zurückzukommen, war der verſtorbenen Fürſtin Diener, Vertrauter, Stütze geweſen und jetzt ebenfalls mit dem Gefühl eines Verwaiſten zurückgeblieben.

Geiſtiger Anregungen oder der Beſuche gab es in Ellingen nicht viel: ich erinnere mich nur, daß eines Tages der Biſchof von Eichſtädt einkehrte, der Graf Reiſach, deſſen Vater in Langs Memoiren eine ſo ſchlimme Rolle ſpielt, dem ich aber, obwohl ihm der Jeſuit bedenklich aus den unſtät bewegten Augen ſah, nichts Uebles nachſagen will, da er ſpäter als Cardinal zu Rom 1865 die Güte hatte, mich mit einer kleinen erleſenen Geſellſchaft in den Kata-

komben von San Calisto umherzuführen und uns mit ſeinem gründlichen Wiſſen tief in die Geheimniſſe der Roma sotteranea einzuweihen. Auch Franz Adam, der Schlachtenmaler, kam, des Fürſten edelſte Roſſe zu porträtiren — er zeichnete mein Porträt bei dieſer Gelegenheit und gab mir einen recht ſchönen Pferdekopf. Dann ein Fürſt Lieven aus den Oſtſeeprovinzen, der ſich darauf capricirte, die Feldhühnerjagd zu Pferde zu treiben, und dabei natürlich nie etwas ſchoß; ab und zu ein Graf Buttler, baieriſcher Lieutenant, dem man auf der nahen kleinen Feſtung Würzburg ſein Standquartier angewieſen, mit der boshaften Abſicht, ihn da in der ödeſten Langenweile Buße dafür thun zu laſſen, daß er in früheren Quartieren ſich zu viel Kurzweile gemacht. Das Alles gab für mich keine Anknüpfung, und zu meiner Unterhaltung in den Mußeſtunden war ich alſo auf Beobachtungen des Thierlebens in den Pferdeſtällen oder auf die reiche Memoirenſammlung in der mir untergebenen Schloßbibliothek angewieſen.

Schon im Mai, der im Jahre 1842 von ungewöhnlicher Schönheit war, trat jedoch unvermuthet ein Decorationswechſel ein, der mir natürlich höchlich willkommen war. Der Fürſt verlegte ſeine Reſidenz auf ſeine Güter

in Oesterreich. Die Reise ging mit bereit gehaltenem Relais quer durch das Baierland nach Regensburg, dann auf einem Donaudampfer hinab, an dem schönen Passau vorüber, nach dem österreichischen Grenzstädtchen Engelhardszell. Einen Büchsenschuß weit von diesem Orte erhebt sich eine alte Abtei — eine der drei aufgehobenen Benedictiner-Abteien: Engelhardszell, Zuben und Wonnere, welche Napoleon als Dotation dem alten Marschall Lefebvre verliehen, als er diesen zum Comte de l'Empire creirt hatte. Sie lag wunderbar schön, diese im vorigen Jahrhundert neu erbaute, jetzt zu einem herrschaftlichen Sommersitz mit allen genügenden Einrichtungen versehene Abtei — unfern des majestätischen Stromes, der hier hohe, steile, mit dichtem Laubwald bewachsene „Leithen" und die malerischen Burgruinen von Rana-Riedl und Marsbach spiegelte. In dem Städtchen aber bildete die feinere, geistig regsamere, höflichere Menschenrace, mit ihren dunklen Haaren und Augen, ihrem liebenswürdigen Dialekt, einen höchst angenehmen Contrast zu den eben verlassenen baierisch-fränkischen Grenzlandbewohnern. Die vielen „Jexe" — zwerghafte Menschen mit dicken Wasserköpfen und der Intelligenz eines achtjährigen Kindes — waren freilich

eine ebenſo betrübſame Erſcheinung, wie ſie mir fremdartig war.

Iſt es die Schönheit, der großartige oder maleriſche Charakter einer Landſchaft, welcher die Bewohner zu aufgeweckten, geiſtig regſamen, liebenswürdigen Menſchen mit vorwaltender Heiterkeit des Gemüths und geſelligen Trieben macht und den Anwohnern des Rheins wie der Donau dieſen gemeinſamen Grundzug ihres Weſens verleiht? Ich glaube kaum: der Schweizer Heimath iſt ſchöner noch, und ſchön iſt auch der Basken, der Schotten, der Norweger Vaterland — aber übermäßiger Beſitz der angedeuteten Eigenſchaften iſt ihnen nicht nachzurühmen. Es müſſen's ſchon die großen Ströme, dieſe lebendig pulſirenden Verkehrsadern ſein, welche die wohlthätige Wirkung auf die Fähigkeit der Menſchen üben, das Leben mit heiteren, offenen Sinnen zu nehmen, eben weil ſie Verkehrsvermittler ſind, das ſich Abſchließen und Verſchließen des Einzelnen verwehren und weil die Fülle der an ihren Ufern vorüberziehenden Erſcheinungen größer, anregender, geiſtig erweckender iſt als irgendwo anders. Und ſolcher Einfluß muß denn vor Allem ſehr gründlich umwandelnd im Laufe der Jahrhunderte auf die Stämme an den Donauleithen ge-

wirkt haben: denn wir wiſſen ja, daß die eleganten Herren und Hofgelehrten im Hauptquartier Marc Aurels Fallmerayer verſichert es wenigſtens — zu ihrer Zeit bitterlich über die unäſthetiſch langen, bretternen, gräßlichen Geſichter der Donauanwohner von Lorch bis Vindobona geklagt haben. Und heute zeigt das Volk in Oberöſterreich, im Salzkammergut, in Niederöſterreich, dem die Geſchichte einen ſo herrlichen Erdfleck, aus dem es ſich einen reichen Garten ſchuf, zu bewohnen gab, eine auffallende Wohlgeſtalt und nimmt in hohem Grade ein durch Höflichkeit und Sitte.

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Engelhardszell ſtellte mir der Fürſt anheim, ob ich, während er ſein Hauptquartier jetzt nach ſeinem eigentlichen Sommerſitz, Mondſee, verlege, mit ſeinen Söhnen eine Fahrt die Donau hinab machen wolle, um mit ihnen Wien, vielleicht auch Peſt zu ſehen. Natürlich hatten weder der Erzieher noch die Zöglinge das Mindeſte gegen einen ſo ſchönen Plan einzuwenden. Die kleinen Ranzen waren bald geſchnürt, der nächſte vorüberkommende Dampfer bald beſtiegen und fort ging es auf dem prächtigen Strome gen Linz und weiter in die wundervollen Naturſcenerien hinein, welche ſich dem

Auge des Stromfahrers erſchließen, der mit den enthuſiaſtiſchen Sinnen eines romantiſch angelegten Gemüths zu dieſen waldreichen Höhen, dieſen im Hintergrunde aufſteigenden Alpenfirnen, zu dieſen Burgruinen und Klöſtern aufblickt — zu der Burg Rüdigers von Pechlarn und den Kerkerthürmen Richards von England, zu den herrlichen Abteien von Florian, Kremsmünſter, Mölk, Göttweih, Kloſterneuburg und wie ſie Namen haben. Ein ſehr freundlicher und gefälliger Herr, den ich auf dem Verdecke kennen lernte, machte bereitwillig den Nomenclator und Deuter all' der unbekannten Punkte in dieſer fremden Welt. Zuletzt erſt erfuhr ich, daß dieſer höfliche Reiſegefährte der Graf Kuſtein, öſterreichiſcher Geſandter in Kaſſel, ſei.

Und dann, am Nachmittage des zweiten Tages waren wir in Wien, inmitten der innern, geräuſchvollen, menſchenüberfüllten Stadt, welche damals noch von Lärm und dichtem Gedränge erfüllter war als heute, wo der Ring einen großen Theil des Verkehrs und der bewegten Menge abgezogen hat. Was in Wien zunächſt auffällt, iſt, daß es ſo viel von ſeinem alten hiſtoriſchen Gepräge behalten hat und daß dies Gepräge ihm einen ſo mannigfachen, abwechſlungsreichen Charakter giebt. Kein Stadttheil iſt

gerade wie der andere, keine Hauptstraße ist mit der anderen zu verwechseln, keine der weitgedehnten Vorstädte mit der anderen: jede hat ihre besondere Physiognomie. Das ist heute noch so, wenn statt der früheren langweiligen Glacis jetzt auch ein ganz neues und allerdings gleichartigeres Element, der Ring, mit seinen großartigen Monumentalbauten hinzugekommen ist, mit der endlosen Fülle reicher architektonischer Conceptionen, die hier — gottlob unter den ausschließlichen Auspicien der heiligen Renaissance — sich an einander reihen.

Wien ist und bleibt eben die gemüthlichste Stadt Deutschlands, was allein erklärt, daß damals alle geistig bedeutenden und unabhängigen Menschen nicht längst daraus fortgelaufen waren, um der heillosen Polizeiwirthschaft, dem unglaublichen Druck des politischen Systems zu entkommen, dessen Träger unser theurer weitdeutscher Landsmann Metternich — insoweit er nicht blos der Sündenbock desselben war. Denn die Initiative dazu ist doch nie von ihm ausgegangen, nicht einmal von dem noch schlimmeren Kaiser Franz: sie ist im Grunde doch nur der Ausfluß des eigentlich herrschenden Princips in Oesterreich gewesen, jener geschlossenen und allmächtigen Aristo-

kratie, die hier nur zu ganz denſelben Erſcheinungen führte, wie in Venedig; hinter dem Wiener Spitzel und dem venetianiſchen Sbirren, hinter den Caſematten vom Spielberg und den venetianiſchen Pozzi ſtand eben daſſelbe Princip. Aber dem ſei, wie ihm wolle, die Dinge lagen damals ſo, daß ſie für Menſchen von geiſtiger Freiheit etwas Unerträgliches haben mußten. Und doch ließen ſich dieſe feſſeln von dem Zauber Wiens; wo in der Welt gab es Muſikgenüſſe, gab es ein Burgtheater, gab es eine Geſelligkeit wie in Wien; wo in der Welt war dazu eine große Stadt von einer ſolchen Natur umgeben, und wo endlich lebte man ſo billig wie dort!

Zu den Geiſtern, die damals alſo trotz alledem in Wien lebten, zu den Grillparzer, Auersperg, Halm, Bauernfeld, Littrow, Hammer-Purgſtall, Feuchtersleben, Hormayr, gehörte auch Nicolaus Lenau. Er war der Einzige, den ich — ich entſinne mich nicht mehr, durch wen oder was bei ihm eingeführt — damals kennen lernte, in einem jener berühmten Wiener Kaffeehäuſer, welche der Rendezvousplatz verwandter Seelen waren und deren tabakduftiges tiefes Schattendunkel zumeiſt dem Luxus glänzender neuer Etabliſſements gewichen iſt. Lenau war eben im eifrigſten

Billardſpiel begriffen, das er unterbrach, um ich mit mir auf eine in einer Fenſterniſche angebrachte Bank zu ſetzen und, während er ſtarke Tabakswolken aus einer Meerſchaumpfeife zog, ſich auf's Offenſte und Freundlichſte mit dem norddeutſchen Fremdlinge zu unterhalten. Er war eine ſchmächtige Geſtalt von mittlerer Größe, ein wenig knochig gebaut, ein wenig eckig, aber lebhaft in ſeinen Bewegungen unumwunden und derb in ſeiner Art, ſich auszudrücken. Seine Züge waren edel und regelmäßig angelegt: um ſchön zu ſein, fehlte ihnen die geſunde Friſche — ſie ſchienen mir, in dieſer qualmigen Kaffeehausbeleuchtung wenigſtens — gar ſehr von des Gedankens Blaſſe angekränkelt. Das Geſpräch währte nicht lange, da ich nach einer Viertelſtunde ging, um ihn ſeiner unterbrochenen Beſchäftigung nicht länger zu entziehen. — In der Burg lernte ich dann noch Joh. Gabriel Seidl kennen, der uns dort die Schätze des Antikencabinets zeigte.

Nach acht Tagen, nachdem noch allerlei andere Sehenswürdigkeiten erledigt waren, trieb mich eine Erkältung — das Klima Wiens hat ſeine Tücken — heim, und dies Heim hatten wir aufzuſuchen inmitten mir neuer Naturſcenerien von berauſchender Schönheit, in den Tiefen jener

Alpenwelt, deren blaue, auf den höchſten Firnen noch mit Schnee bedeckte Zackenlinien ſchon auf der Donaufahrt die Blicke gefeſſelt hatten. Es lag tief in der abgeſchloſſenen Welt eines Bergſeethales, mit dem Silberſpiegel ſeines Seebeckens, mit den ragenden Steilwänden ſeiner Schrofen und Felsthürmungen, deren Fuß unmittelbar die ſanfte grüne Welle des friedlichen Gewäſſers beſpült. Von dem alten Abteiſchloſſe Mondſee aus, in deſſen Quadrum der üppige Springquell rauſchte und plätſcherte, zu dem wie in einem Zug 3500 Fuß hoch aufſteigenden Schafberg oder der Lorenziwand mit ihrer zweithürmigen Capelle, die ſo maleriſch ſich an ihren Fuß drängt, aufblickend, konnte ich des feſſelnden Anblicks dieſer großartigen und dazu mit einem ſo üppigen Blumenreichthum geſegneten Natur im Frühlingsſchmuck nicht ſatt werden. Man muß aus den Haiden von Clemenswerth ſtammen, aus den Flächen Norddeutſchlands gekommen ſein, um die ganze Wirkung ſolcher Naturſchönheit zu empfinden.

Die alte Abtei hatte wenig mehr von ihrem hiſtoriſchen Gepräge; nicht einmal die Abteikirche hatte es, auf deren Hauptaltar als Stifter jene Baiernherzoge Odilo und Thaſſilo ſtanden, von welchen der letztere ſo ſchmachvoll

als Opfer der Politik Karl's des Großen untergang, dieſes klugen Regenten und gründlich ſchlechten „Kerls“, wie unſere entrüſteten Vorfahren, die Sachſen, den Namen des abſcheulichen Tyrannen ausſprachen. All' dieſe öſterreichiſchen und ſo viele der ſüddeutſchen Abteien ſind eben im Laufe der Jahrhunderte zu reich geworden, und das hat ihre frommen Inſaſſen im vorigen Jahrhundert zu der Ueppigkeit großartiger Neubauten verführt, die die Schöpfungen des Mittelalters gründlich zerſtört haben. Auch von alten Büchern, ſchriftlichen Denkmalen oder Kunſtüberreſten, nach denen ich forſchte, fand ſich in dem Schloß des baieriſchen Marſchalls mit ſo viel vor, als gerade damals Fallmerayer unter den türkiſchen Kanonieren in den Ruinen der trapezuntiſchen Komnenenburg entdeckte. Dagegen lernte ich in dem an die Abteigebäude ſich ſchließenden Flecken einen prächtigen Menſchen, einen landeskundigen, naturforſchenden und dichtenden Apotheker kennen. Dem ſtein- und kräuterkundigen Manne hatte dazu ein hervorragendes Dramaturgentalent nicht eher Raſt gelaſſen, als bis er unter den bildungsfähigen Seelen des Orts ihrer ſo viele zuſammengebracht, um ein Liebhabertheater zu errichten, das, in der Ortsſchule aufgeſchlagen, in den

Wintermonaten regelmäßig Stücke von Johanna von Weißenthurm, Kotzebue, der Birch-Pfeifer u. ſ. w. überraſchend gut zur Darſtellung brachte. So etwas iſt doch faſt nur unter den bildſamen, geiſtig anregſamen und empfänglichen Oeſterreichern möglich. — ſolche Dilettanten-Aufführungen in den entlegenſten und kleinſten Ortſchaften des Landes ob und unter der Enns ſollen nichts Seltenes ſein. In Mondſee waren ſie freilich lediglich meines kräuterkundigen Freundes Rudolf Hinterhuber Verdienſt!

Als ich eines Abends plaudernd bei ihm in ſeinem beſcheidenen Stübchen ſaß, in welches der Geruch der anſtoßenden Apotheke mit ſeiner eigenthümlichen, die Phantaſie in ferne Tropen verſetzenden Schärfe drang, öffnete ſich nach einem derben Anklopfen die Thür und ein wunderlicher Fremdling, eine bäueriſch ausſehende Geſtalt mit langem, wildem Vollbart trat herein.

„Schau, ſchau, der Franz von Pieſenham!“ rief erfreut mein poetiſcher Apotheker aus, und dann machte er mich bekannt mit dem urſprünglichſten und begabteſten aller Volks- und Naturdichter Oeſterreichs. Denn das, ein Naturdichter war der Franz, und war es geblieben, obwohl man, als er noch jünger geweſen, einen miß-

lungenen Versuch gemacht hatte, im Seminar zu Linz etwas Geistliches aus ihm zu ziehen: er war aus dem Seminar fortgelaufen und hatte ein wanderndes Rhapsodenleben mit der Zither unter dem Arm mehr in Uebereinstimmung mit seinem Naturell gefunden. So war er denn sehr berühmt geworden auf allen Dörfern und Einödhöfen Oberösterreichs, und jedes hübsche Liedlein im Volksdialekt wurde, auch wenn er ganz unschuldig daran war, nach ihm ein „Stelzhamer" genannt. Mir ist der Sinn für Dialektpoesie nie recht aufgegangen — sie ist und bleibt für den gebildeten Menschen, dem sich der Ausdruck des Gedankens oder des Gefühls, von welchem er wirklich und in Wahrheit ergriffen ist, immer zunächst in seiner Muttersprache aufdrängt, eine Stilübung. Er wird immer dabei Ideen, Bilder, Empfindungen auszusprechen finden, die nur in der Region seiner Muttersprache liegen und bei welchen er in den Dialekt übersetzen, dem Volke Fremdes, der Volkssprache nicht Angehörendes, blos in der Muttersprache Gedachtes und Denkbares in seinen Text hineinzwingen muß. So ist z. B. der ganze sentimentale Theil bei Reuter meinem Gefühle nach aus dem Hochdeutschen übersetzt. Die „Volksseele", wie spitzfindige Leute das

nennen, iſt naiv, nie ſentimental. Wer uns einen Band Gedichte im Volksdialekt giebt, lädt uns immer zu etwas wie zu jenen Hoffeſten des vorigen Jahrhunderts, den auf gebohnten Parketböden und unter mythologiſchen Deckengemälden und Kryſtal-Lüſtren gehaltenen Bauernhochzeiten, die man heute geſchmacklos findet, denn Kammerherren und Hofdamen ſind keine Bauern und keine Kuhmägde. Nur bei Franz Stelzhamer konnte man die Dialektpoeſie gelten laſſen — die Cultur hatte ihn wahrhaftig nicht beleckt, und bei ihm war oberennſiſche Art, ſich kund zu geben, die richtige Mutterſprache geblieben. Er iſt ſpäter auch in Wien viel gefeiert worden — was dann aus ihm geworden, der liebe Gott und außer ihm vielleicht Conſtantin Wurzbachs miraculenſes großes Lexikon mag es wiſſen!

In des Fürſten Ställen ſtanden nicht umſonſt mancherlei Roſſe für jeglichen Gebrauch: ein Poſtzug von vier raſchen ungariſchen Schimmeln verſetzte uns von Zeit zu Zeit nach dem ſchönen Salzburg, von wo weitere Ausflüge nach dem Gollinger Waſſerfall, in die ſalzigen Tiefen von Hallein mit ihrem fackelerhellten unterirdiſchen See, nach dem Untersberg und nach Berchtesgaden gemacht wurden. Das reizende Hellbrunn, geſchaffen von dem

Salzburger Erzbiſchof Marcus Sittieus von Hohenems, erinnerte lebhaft an die Meersburg, an der ein anderer Marcus Sittieus von Hohenems, der Cardinal, als Biſchof von Conſtanz geſchaffen und gebaut, und an meinen alten Ritter, der ſo viel von dem großen, den rhätiſchen Bergen entſtammten Condottierengeſchlecht zu erzählen wußte, welchem dieſer ſtolze Cardinal ein ſo großartiges Denkmal in der Villa von Mondragone geſchaffen hat, der größten und hochragendſten von allen Villenſchöpfungen des Albaner gebirgs — er iſt für Rom auch noch der Stifter eines großen Adelsgeſchlechts geworden, der von ſeinem natürlichen Sohne Robert abſtammenden Herzoge von Attemps (alta Emps) und Galleſe.

Nachdem die ſchönſte Zeit des Jahres in Mondſee zugebracht worden, kehrte im Spätſommer der Fürſt mit uns nach Ellingen zurück. Seine ſeit Jahren leidende Gattin, die ſich ſeither in Baden-Baden aufgehalten, war ebenfalls dorthin zurückgekehrt: ſie ging ihrer Auflöſung entgegen und ſtarb in der That nach einiger Wochen Verlauf. Ich that was ich konnte, um den Schmerz meiner Zöglinge über dieſen Verluſt, auf den ſie freilich vorbereitet waren, zu mildern — und wohl beſſer noch half ihnen

ihre Jugend darüber fort. Und als dann der Spätherbſt kam, wirkten ja die Zerſtreuungen, welche er brachte, auf ſo elaſtiſche Knabenſeelen tröſtend genug. Es waren dies die großen, mit allem althergebrachten fürſtlichen Apparat des edlen Waidwerks angeſtellten Treibjagden auf hohes und niederes Wild, deſſen es in der Herrſchaft eine Fülle gab — wenn abends nach dem letzten Treiben von den Forſtleuten das Halali geblaſen und die Strecke gemacht worden war, ſtellte ſich die Beute oft auf 500 bis 600 Stück Wild heraus. Es war immer ein aufregendes Vergnügen, dazu mit einer großen Cavalcade in einen ſchönen, noch nebelverſchleierten Herbſtmorgen hinein auszureiten, über die Blachfelder und durch die von der Jahreszeit buntgefärbten Waldhügel fort bis zum Rendezvousplatze, wo die Jäger mit ihren Hornfanfaren die Geſellſchaft empfingen; und gegen die Grauſamkeit ſolchen Maſſenmords macht eben die Leidenſchaft des Sports unempfindlich — wenn man jung iſt! Die Jugend iſt eben grauſam! Heute iſt mir ſolch ein Maſſenmord ein Gräuel!

Als die Zeit der Jagden vorüber, doch vor dem Beginn des Winters, begab ſich der kleine Hof — diesmal

über den merkwürdigen Wallfahrtsort Altötting, wo die baieriſchen Herrſcher nach ihrem Tode ihre Herzen — wohl meiſt zu ſpät — zur Hut einer heiligen Jungfrau übergeben, und wo der grimme Tilly im grünen Sergeröckchen als Mumie in einem Glaskaſten liegt — über Burghauſen, Waſſerburg und Zell am See nach Mondſee zurück. Hier wurde die ganze ſtrenge Jahreszeit in der Abgeſchiedenheit des nach und nach zuſchneienden Alpenthales zugebracht. Der Winter war hart und dauerte lange — wie ſtets dort oben, verglichen mit der Milde unſeres nordweit deutſchen Klimas. Trotz alles deſſen, was die Tagesaufgaben für mich Abſorbirendes hatten — ich hatte meine beiden, zwei ganz verſchiedene Klaſſenſtufen vertretenden Zöglinge nun doch in allen Fächern zu unterrichten — wurde mir beklommen und grauſam melancholiſch zu Muthe: in dieſer Berg- und Felſenwelt, mit dem engſten Horizont verſchneit, fühlte ich ein quälendes Bewußtſein der Gefangenſchaft über mich kommen: man muß ein Kind der Alpenwelt ſein, um in ſolch einem vom Winter verrammelten Thale frei athmen zu können. Ein Leben in der durch den Tod der Fürſtin desorganiſirten und nun wunderlich neu zuſammengeſetzten Familie des Fürſten exiſtirte nicht: es

gab nur Abends ein leidenſchaftlich cultivirtes Billardſpiel mit dem Fürſten und dem Stallmeiſter.

Um meine Gedanken abzulenken, arbeitete ich in Freiſtunden an einem ſchon auf der Meersburg entworfenen Roman; aber ich fühlte mehr und mehr, daß meines Bleibens hier nicht ſein könne. — Es war mir zugeſagt, daß Lehrer in einzelnen Fächern mich unterſtützen ſollten. Aber woher ſie in dieſer Weltabgeſchiedenheit nehmen? Und mein Unterricht allein konnte doch auf die Dauer nicht genügen. Dazu kamen jene Verhältniſſe in dem Familienleben des Fürſten, die mir meine Stellung unmöglich machten. Auch ſchrieb mir damals mein alter Gönner, deſſen herzliche Theilnahme ſeinem abtrünnigen Bibliothek-Amanuenſis ſo treu geblieben war und dem ich eben ein Exemplar von Freiligraths Immermanns-Album geſandt hatte, folgenden Brief:

„Auf der alten Meersburg, 28. Hornungs 1843.

Verehrter Herr und Freund!

Zuerſt laſſen Sie mich meinen verbindlichſten dank ausſprechen für das buch, mit welchem Sie die güte hatten, mich zum neuen jare zu beſchenken, dem ich noch einen meiner frau und meiner maedchen, für die ſchoenen bilder beifügen ſoll.

Das buch habe ich mit vergnügen geleſen und manches daraus erfaren, was mir neu war: vor Sie Iren auffaz über Merlin ſchrieben, haette ich gewünſcht, daß Inen das buch des Herrn H. de Villemarque: Contes populaires des anciens Bretons. Paris et Leipzig. Jules Renouard. 1842. 2 baende in 8° bekannt geworden waere, es würde Inen viele aufklaerung über das mythiſche gegeben haben, was in dieſem dichter verſchmolzen iſt.

Von Irem freunde Freiligrath habe ich in der Coelner zeitung ein gedicht geleſen, das mir eben ſowol gefallen als mißfallen hat. Gefreuet hat mich daß der hochfartsnarr Herwegh darinne ſeine wolverdiente abfertigung erhalten hat: aber, warum den namen eines ganzen volkes zu einem ſchimpfnamen machen? weil einer darunter ein dummer junge iſt? — das waere doch eine ſo plumpe grobheit daß jeder wolerzogene mann bereuen müßte, ſie begangen zu haben: übrigens bin ich nicht gewiß, ob Herwegh ein geborener Schwabe iſt? ein Würtemberger iſt er wol und ich kannte in dieſem lande auch eine familie Herweg: ſie war aber aus Franken.

Alſo Sie ſind wieder in dem frommen Mondſee und

es felt Inen nicht an ſtoffe, die Glossas Monsee'enses, freilich in einem ganz andern ſinne zu vermeren und zu bereichern. Das iſt nun freilich eine fatale lage, in welcher Sie ſich befinden! und ich moechte ſagen: für einen mann von Iren grundſaezzen und geſinnungen, eine unertraegliche. Da Sie meine anſicht über die dortigen verhaeltniſſe zu vernemen wünſchen: ſo muß ich auch mit meiner angeborenen ſchwaebiſchen offenherzigkeit Inen unumwunden ſagen, was ich an Irer ſtatt tun würde, one Inen deswegen ausdrücklich raten zu können es auch zu tun, ich würde one bedenken ſelbſt zu dem fürſten gehen und im vorſtellen, wie nun ſowol das alter als auch der ſtudiengang ſeiner 14—15 jare alten ſoene es notwendig machen, ſie aus dem vaeterlichen hauſe auf eine öffentliche ſchule unter aufſicht zu bringen, und allmaelig auch an den umgang mit menſchen und andern ſtaenden zu gewoehnen: zu dieſem würde ich zwar in ſchonenden ausdrücken, aber doch ganz verſtaendlich, einiges über das mißverhaeltniß der jungen prinzen zu iren neu hinzugekommenen haus- und tiſchgenoſſen und die ungleichheit, in welcher ſie zu dieſen auch in rückſicht der wiſſenſchaftlichen fortſchritte ſtehen, einfließen

laſſen und endlich mit der erklaerung ſchlieſſen, daß ich nicht glaube meiner pflicht und gewiſſen als hofmeiſter ferner genüge leiſten zu können, wenn die ſachen noch lange in dieſem zuſtande bleiben ſollten. Sie haben den fürſten nun laengſt naeher kennen gelernt und müſſen wiſſen, ob er der mann iſt, ſolche offenbar nur gut gemeinte vorſtellungen mit ſanftmut aufzunemen: oder ob eine mündliche unterredung dieſer art vielleicht heftige gegenaeußerungen hervorrufen koennte: in letzterm falle bliebe Ihnen da der weniger auffallende weg der ſchriftlichen mitteilung übrig: eines oder das andere muß ein reſultat haben und wird dem ſo unangenemen zuſtande, in welchem Sie ſich jetzt befinden auf die eine oder andere weiſe ein ende machen. am beſten waere es wohl wenn der fürſt Sie mit den prinzen für's erſte auf ein Lyzeum ſchicken und ſeinen ſoenen da zeit ließ ſich auf das akademiſche Studium vorzubereiten. von dem Lyceum zu Conſtanz hoere ich gutes; aber der fürſt wird warſcheinlich und begreiflicher maßen ein Baieriſches vorziehn. dieſe notwendige und wie mir ſcheint unausweichliche verſtaendigung mit dem fürſten waere das einzige was ich Ihnen raten kann. —

Sie ſchreiben, wie Sie mir ſagen, einen Roman, der in Wien ſpielt, und in welchem Sie der Grävin Albany, der gemalin des letzten Stuart, auch eine Rolle zugedacht haben. wie dieſe frau nach Wien kommt? weiß ich nicht, ſo viel mir bekannt, iſt ſie nie dahin gekommen, es müßte denn in iren kinderjahren geſchehen ſein. die beilage enthaltet einige Notizzen, welche ich Inen über dieſe durch ire ſchickſale merkwürdige frau geben konnte. Sie heuratete ſchon beinahe im greiſenalter den Maler Fabre in Florenz, der auch ihr Erbe wurde, und ire kunſtſchaeze ſeiner vaterſtadt Montpelier im ſüdlichen Frankreich vermachte, die zu der aufbewarung ein eigenes haus bauen ließ.

Eine ſchweſter meiner mutter, Katharine von Malzen, ſtiftdame zu Migette, war durch 12 jare oder laenger hofdame bei dieſer frau geweſen. im winter 177⅞ kam ſie mit ir aus Engelland nach Donaueſchingen und brachten ſie da einige tage in dem hauſe meiner aeltern zu. im Jar 1786 hatte ich das glück den ganzen Sommer mit der graevin Albany und Alfieri, irem nachmaligen gemale, auf der Martinsburg, einem meiner tante Katharine zugehoerigen gute, bei Colmar

im Obern Elſaß zuzubringen. Sie war damal ſchon von dem Praetendenten durch den papſt geſchieden und ſtand noch im vollſten glanze irer ſchoenheit. Von geſtalt war ſie etwas mer als mittlerer groeße, und veſtem, jedoch nicht übermäßig ſtarkem Koerperbau. In iren koerperlichen bewegungen, war eben ſo viel anſtand als grazie. Ire reichen lichtbraunen haare floſſen beinahe bis zum Boden hinab. blaue Augen ſprachen liebe und ſanftmuth aus, ein ſchoen geformter mund bedeckte die ſchoenſten elfenbeinweißen, ganz gleich geformten zaene. auf der feinſten und glatteſten haut der wangen und des geſichtes, hatte der früher erlittene gram keine roſen zurückgelaſſen. haende und füße waren wolgeformt und gang und gebaerde anmutig und majeſtaetiſch. Die ſtimme war etwas mer laut und tief, als weibliche ſtimmen hoeherer ſtaende gewoehnlich ſind. dieſe fürſtin tanzte, ſang, zeichnete, ſpielte harfe und clavier und ritt, in groeßerer vollkommenheit als frauen ires ranges gewoenlich tun. ir benemen war im oeffentlichen mer ernſt als froelich, und obſchon ſie die gabe der converſation in einem ſer hohen grade beſaß, ſo konnte man ſie in der allgemeinen unterhal-

tung doch nicht redeſelig nennen; aber gegen jedermann war ſie freundlich, gegen arme woltaetig und groß-mütig. man mußte ſie kennen um ſie lieben zu lernen; dann aber war man ir auch auf immer ergeben. Sie wurde pathin meines 4. und letztgeborenen ſones, und ſo moechte alles, was ich noch zu irem lobe ſagen koennte wol parteiiſch erſcheinen: darum Baſta!

Wir befinden uns alle, Gott ſei dank, ganz wol und hatten uns eines ausgezeichnet milden Winters zu erfreuen. blumen gibt es bei uns ſchon allerlei und die blüten der Mandelbaeume, Pfirſchen und Apricoſen ſind am aufbrechen. Die beiden Hilden wachſen und gedeihen an leib und ſeele ebenfalls und ſind Gottlob! geſund. Leben Sie wol von uns allen auf das freundlichſte gegrüßt.

Ihr ergebenſter

J. v. Laßberg.

Wenn Laßberg im Eingang ſeines Briefes ſich über Freiligrath beſchwerte, ſo lag hier freilich eine etwas gar zu patriotiſche Empfindlichkeit zu Grunde, welche die Verſe:

Du trotziger Dictator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator
Und übrig nur — der Schwab!

mit jenem Mangel von Humor, welcher überhaupt den alten Herrn kennzeichnete, aufgenommen hatte. Es war nämlich just in jenem Winter, daß bei Gelegenheit von Freiligraths Gedicht: „Aus Spanien" (auf den Tod des Generals Don Diego Leon) deſſen Polemik mit Georg Herwegh ausbrach. Für des Freundes Princip: „Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte", hatte auch ich damals durch Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung Partei genommen. Vielleicht war, was ich da geſagt, ein Schlag in's Waſſer: aber dieſer Schlag in's Waſſer war ein Ruderſchlag für mein Lebensſchiff geworden. Denn es beſtimmte Dr. Guſtav Kolb, den ſouveränen Leiter der berühmten Zeitung, mir plauſibel zu machen, ich thäte beſſer, nach Augsburg zu kommen und ſein ſtändiger Mitarbeiter zu werden. Und da ich bald darauf das Verhältniß zu dem fürſtlichen Hauſe in der That löſte — in der Weiſe, wie auch der alte Ritter es angerathen und weil der Fürſt ſich von ſeinen Söhnen nicht trennen wollte, jedoch in höflichſter Friedfertigkeit —, verließ ich das ſtille

Alpenthal, meinen kräuterduftigen dramaturgiſchen Freund, nahm einen betrübten Abſchied von meinem Periklesenkel in der Fuſtanella, der ſich weltſehnſüchtig in den Kopf geſetzt hatte, als mein Diener mich begleiten zu wollen, und ſchied aus dem im ſchönſten Schmuck des Frühlings prangenden Salzkammergut, bereichert um ein gut Stück Welt- und Menſchenkenntniß.

Jener Steuerruderſchlag an meinem Lebensſchiff aber hatte dieſem die Richtung auf Augsburg gegeben, um, bevor ich einen Entſchluß faßte, dieſe biedere und hochberühmte alte Reichsſtadt anzuſehen und kennen zu lernen.

# Am Rhein.

Die biedere alte Reichsſtadt Augsburg! Gott nehme ſie in ſeinen Schutz und laſſe ſie blühen und gedeihen! Sie hat mir vollauf gehalten, was ich mir von ihr verſprach, als ich eines ſchönen Maiabends von Sanct Afra und meiner Herberge zu den drei Mohren her nach dem Dom hinunter ihre ſtille Straßen durchſchritt und ihre ſchönen Cinque-Cento-Brunnen rauſchen hörte und darauf lauſchte, ob ſie mit ihrem plätſchernden Gemurmel mir warnende oder lockende Zukunftslieder ſängen. Die Frage um die nächſte Zukunft war für mich um ſo bedeutungsvoller, als ich mit dem Gedanken umging, weiter abwärts in deutſchen Landen, unſern des Rheins um eine Hand zu werben, von der ich bis jetzt freilich erſt die Schriftzüge kannte, die mir das winterliche Stillleben im Salzkammerguttthal

erhellt hatten; und dann einen Hausſtand zu gründen, der die Wahl des Aufenthaltsortes zu einer ernſteren Sache machte. Augsburg aber und die Menſchen, die ich darin kennen lernte, konnten mir nur ſympathiſche Eindrücke machen. Vor Allem Kolb, die wunderlich complicirte Schwabennatur, in dem Gutmüthigkeit und faſt kindliche Schwärmerei oder beſſer Enthuſiasmus ſich mit ſo viel nüchterner Weltklugheit verbanden, mit einem liebenswürdigen kleinen Humor und der daneben auch wieder — als der Inhaber von allen möglichen Staatsgeheimniſſen — einen ſphinxhaften Eindruck machte. In ſeiner Natur lag etwas Senſitives, etwas Weibliches, und er bedurfte des Verkehrs mit gebildeten Frauen — eine zarte, leidende, kluge kleine Dame, die Gattin eines Großinduſtriellen, zu der er mich brachte, war ſeine Egeria.

Ich verſprach alſo Kolb, im Herbſte zu kommen, um unter ſeinen Auſpicien an der literariſchen Beilage der Allgemeinen Zeitung thätig zu ſein, welche damals auf der Höhe ihrer Verbreitung, ihrer Autorität und ihres Einfluſſes ſtand — es war nicht zu viel geſagt, wenn man ſie in jener Zeit das am ſorgſamſten redigirte, gediegenſte, jedenfalls univerſalſte Blatt Europas nannte; ſie hatte

damals als thätige Mitarbeiter H. Heine, Fr. List, Franz Putsky, Fallmerayer, Thiersch, M. Wagner, Liebig und andere Namen europäischen Klanges. Auch war ihr Budget ein für jene Zeit unerhört großes. Sie gab jährlich für Redaction, Honorare der Mitarbeiter und Porto allein die Summe von 80,000 Gulden aus, die in der That achtbar war für jene Tage, wo die schwere Bürde des Telegrammverkehrs mit all ihren unnützen Vergeudungen für den unerheblichsten Notizenkram noch nicht auf solchen Unternehmungen lastete. Und — was das Beste daran, sie war die treue, unbeirrbare Pflegerin des deutschen Gedankens, deutschen Wesens, und hatte den großen Vorzug, durchaus nicht doctrinär zu sein. Ihre meisten Leser hatte die Zeitung in Oesterreich, das auf seine officielle „Wiener Zeitung" und auf seinen officiösen, von Pilat redigirten „Oesterreichischen Beobachter" als seine heimische Journalistik angewiesen, sich durch die Allgemeine Zeitung mit dem deutschen Geistesleben in Verbindung zu erhalten suchte; denn die Allgemeine Zeitung war ja in Oesterreich noch immer nicht verboten, obwohl sie alle Augenblicke von einer solchen Maßregel bedroht war. In Deutschland war es dabei etwas wie ein bekannte Thatsache, daß „die Allgemeine

Zeitung von der öſterreichiſchen Regierung beſtochen ſei". In der That war nur leider ganz das Umgekehrte der Fall. Die öſterreichiſche Regierung mußte nicht allein beſtochen werden durch die größte Behutſamkeit, Umſicht und Nachgiebigkeit der Redaction, ſondern auch ihre Satelliten durch baares Geld. Herr von Pilat z. B. erhielt unter dem verhüllenden Titel eines Gehalts für ſeine Mitarbeiterſchaft, von der ſehr ſelten eine Zeile erblickt wurde, 4000 Gulden jährlich, und er war nicht der einzige Paraſit dieſer Art.

Eine weitere Reiſeſtation war dann Stuttgart, wo ich mich Herrn v. Cotta vorſtellte, deſſen Freundlichkeit mich an ſeinem Tiſch mit einem ſehr hohen Kirchenfürſten und einem unberühmten Manne von berühmteſtem Namen zuſammenbrachte. Jener war der eben zum Erzbiſchof von Erlau ernannte Patriarch von Venedig, Ladislaus Pyrker, der Dichter großer Epen wie Tuniſias, Rudolfias ꝛc., die heute vergeſſen in den Bibliotheken katholiſcher Gymnaſien ſtehen; ein mittelgroßer, würdig und nachdenklich ausſehender, ſanfter Herr von großer Liebenswürdigkeit und Einfachheit des Weſens, wie man es ſelten anderswo als bei Naturen findet, welche vornehmer geblieben ſind als ihr

Rang — oder ihre Berühmtheit. Der andere war ein Herr von Schiller, der jüngste Sohn des Dichters und Forstmeister irgendwo im Schwabenlande — ein sehr stiller und wortkarger Herr, hochgewachsen, stattlicher Gestalt und, wie es schien, dem Vater ähnlich sehend. Der Baron Georg von Cotta war ein Mann, der, ohne so hervorragende Geistesgaben zu besitzen wie sein berühmter Vater und ohne eine akademische Bildung — er war, ehe er die Leitung des Geschäfts übernommen, Eleve im königlichen Marstall gewesen, und man sah ihn nie anders als mit Reitpeitsche und Sporen einherschreiten — doch schon infolge der vielen Beziehungen, in deren Mitte er stand, einen großen Bildungskreis überschaute und sein weltberühmtes Geschäft als Fürst der deutschen Buchhändler sehr verständig zu leiten wußte. Er hatte dabei in kritischen Fällen die ganz hübsche Kriegslist angenommen, den Baron hervorzukehren und die „Buchhandlung" als unabhängige Macht in's Feld zu senden: wogegen die Buchhandlung sich dann wieder schlau von den Bestimmungen und Anordnungen des Chefs abhängig erklärte und sich so deckte. So sagte man ihm wenigstens nach; ich selbst bin immer gut mit ihm ausgekommen, es war doch viel von dem

Wohlwollen und der Großartigkeit ſeines Vaters auf ihn vererbt. Von anderen Perſönlichkeiten, mit denen ich in Berührung kam, muß ich Dingelſtedt nennen, damals ein aufgehgendes Geſtirn, ein großer, ſchöner junger Mann von den gewinnendſten Formen und der beſtechendſten Liebenswürdigkeit; dann Hackländer, eine biedere, gute, gefällige und argloſe Natur, der man gut werden mußte, obwohl er ſo verzweifelt wenig gelernt hatte. Und dann muß ich Moritz nennen, den allmächtigen Beherrſcher des Stuttgarter Hoftheaters in jener Zeit, den ich bei Hackländer traf; „hic niger est, hunc tu Romane caveto,“ ſagte Dingelſtedt mir von ihm: aber wer wäre in dem guten Schwabenlande, und noch obendrein wenn er das Hoftheater als Oberregiſſeur und als eine Art Vice Intendant zu leiten hatte, nicht ein wenig ſchwarz geworden vor allen den großen und kleinen Zettelungen, Gehäſſigkeiten und Parteimanövern, welche ewig da im Schwange waren! Moritz war ein überaus geiſtreicher, amüſanter Menſch, der namentlich voll vortrefflicher Geſchichten ſtak — die Erzählung ſeiner Trauung und Hochzeitsreiſe mit einer öſterreichiſchen Gräfin v. St., von ihrer Marotte, nur zwiſchen Decken und Kiſſen von Hirſchleder zu ſchlafen, die ſie auf großen

Tiſchen zu etabliren gepflegt, war zwerchfellerſchütternd. Dann ſah ich Berthold Auerbach wieder, der jetzt in Stuttgart wohnte, beſchäftigt mit einem bürgerlichen Familiendrama, auf das er große Hoffnungen ſetzte und das er dann doch klüglicher Weiſe der Welt vorenthalten hat, um ſie bald darauf mit ſeinen erſten Dorfgeſchichten zu beſchenken, dem Beſten, was er je geſchrieben hat und was ſich denn auch ſo bald und glorreich Bahn brach. Eine fernere Bekanntſchaft war die einer damals viel genannten Dame, die mich in ihre wärmſte Protection nahm; dies war Frau Emma von Suckow. Emma von Niendorf mit ihrem Autornamen und mit ihrem Mädchennamen Fräulein von Calatin heißend, weil ſie, dem gräflichen Hauſe Pappenheim angehörend, doch durch irgend eine Chicane des weltlichen oder kanoniſchen Rechts nur dieſen älteſten und eigentlichen Namen des ruhmwürdigen Geſchlechts führen durfte. Frau von Suckow, ein liebes, gutes, anmuthiges Frauchen, mit einem aus Mecklenburg ſtammenden Oberſten von Suckow verbunden, der ſie mit Vergnügen ganz ihrem Literaturleben zu überlaſſen ſchien, war ein zartes Weſen und ihr Talent war ebenfalls ein zartes Weſen, das man nicht zu hart anfaſſen durfte. Immerhin aber ſchrieb ſie ganz

hübſche Sachen: Reiſeſkizzen, biographiſche und literariſche Eſſays und Erzählungen, und das Alles wurde damals gern geleſen, denn es war unterhaltend, gemüthreich, hübſch und auch nicht gar zu kokett. Vorzüglich zeichnete ſie ſich durch ihren Heroencultus aus, und ihre Heroen waren Lenau und Juſtinus Kerner, über welche Beide ſie viel geſchrieben hat; Kerner hatte jedoch eine gewiſſe Grauſamkeit gegen ſie; er ſchloß boshafter Weiſe einmal den Riegel vor ihrem Stübchen in Weinsberg und machte ſie ſo zur Gefangenen während der ganzen Zeit, daß dort gerade ein durchreiſender König oder eine andere ſeltene Merkwürdigkeit vorüberzog. Den übelſten Streich aber ſpielte ihr Clemens Brentano, der ihr, der viel Reiſenden einſt in Augsburg begegnete. Er, der „solutus omni foenere“ gut reden hatte, hielt ihr eine Strafpredigt, daß ſie nicht bei ihren Kindern bleibe, und nannte ſie die „Anmuthstrampel“. Ich ſollte nicht ſo ſpöttiſch von ihr reden, denn ſie hat es mit mir außerordentlich gut gemeint und ſchrieb mir Briefchen von einer Zierlichkeit, die höchſt reizend, und einer Zärtlichkeit, die — zum mindeſten geſagt, mir höchſt überraſchend war; auch iſt das Ende ihres zarten Pſychelebens ein trauriges geweſen, ſie iſt vor einigen

Jahren in Rom in merkwürdiger Verlaſſenheit und Vereinſamung geſtorben.

Von einem Ausgang in mein Quartier im Hotel Marquardt heimkehrend, fand ich eines Morgens Lenau in meinem Zimmer meiner harrend — er war ſeit ein paar Tagen in Stuttgart und trieb die Freundlichkeit ſo weit, meinen Beſuch in Wien auf dieſe Art zu erwidern. Er war friſch und wohl und ſah unendlich viel beſſer aus wie damals im Qualm des Silcher'ſchen Kaffeehauſes: ſein ziemlich ſchroff ſich ausſprechender Peſſimismus war deshalb aber nicht beſſer geworden, jener Peſſimismus, deſſen Grundzug eigentlich die Trauer über den durch Wiſſenſchaft und moderne Bildung in ihm hervorgerufenen Zuſammenbruch der religiöſen Ueberzeugungen, die ſo tief in ſeinem Gemüth wurzelten, war. Den Abend brachte ich dann in der Familie des Hofraths Reinbeck zu, in welcher Lenau wie ein Kind des Hauſes aufgenommen war.

Und dann weiter, abwärts dem Rheine zu. Das heißt zunächſt für längere Zeit nach Darmſtadt. Aber da auf dieſer meiner Lebensſtation, die für mich ein Intereſſe bekam, welches ich umſonſt verſuchte dem Leſer einzuflößen, heute meine Erinnerungen ſich nicht verweilen ſollen, ſpring

ich zu einer weiteren über, und dieſe iſt der romantiſche Flecken St. Goar, gelegen am ſchönen Rhein auf der Strecke, wo er am ſchönſten iſt. Ich wollte dort, wo jetzt Freiligrath wohnte, wo Emanuel Geibel ſich den Sommer hindurch aufhielt, die Tage zubringen, bis meine Braut in Begleitung einer älteren Couſine nach dem benachbarten Curort Marienburg oberhalb Boppard kommen würde, in welchem ich dann ebenfalls mein Sommerquartier zu nehmen gedachte. Emanuel Geibel war damals ein eben aufgehendes Geſtirn, das ſich frei und offen als Tory bekannte; er war eine gute, redliche und reine Natur von großer ſittlicher Feinfühligkeit, wenn auch ein wenig norddeutſcher Reflexionsmenſch und nicht abgeneigt, zu „poſiren". Als ein Mann, der den Orient geſehen, der in Athen gelebt hatte, trug er ein rothes Fes und behauptete, zum Leben des Scheinens der Sonne zu bedürfen. Sein dichteriſches Naturell war ſtark genug, daß das in mächtigeren Tönen ſich ausklingende Dichtertalent Freiligraths bei dieſem Zuſammenleben keinen beirrenden Einfluß auf ihn übte: ſein Muſter für die Form war und blieb Platen, den ich eigentlich erſt durch ihn kennen und würdigen lernte.

Freiligraths Haus neben der Lilie, der uralten Herberge mit den Reliquien des St. Goarer Halsbandordens, war selbst wie eine Herberge: an der großen Völkerstraße durch das Rheinthal gelegen, fehlte es ihm nie an vorsprechenden Wanderern; und so gerieth ich in ein sehr lustiges Leben hinein, in jenes fröhlich bewegte Leben am Rhein, wo man zu Bekanntschaften und Freundschaften gelangt, man weiß nicht wie, in gesellige Kreise heiter erregter Menschen geräth, deren Namen man eigentlich nicht kennt und über deren Lebensstellung man sich völlig im Dunkel befindet, und wo man hilft, fröhliche Maiweinbowlen leeren, von denen man nicht weiß, wer eigentlich damit bewirthet. Der Landrath des Ortes, Heuberger, gehörte zu Freiligraths Kreise, der Hofmaler Schramm aus Weimar, von dem ich eine mir theure Probe seiner Porträtirkunst im Besitz hatte, und Gott weiß wer noch Alles tauchte auf. Eines schönen mit ihnen, d. h. Freiligrath und Geibel, verlebten Abends erinnere ich mich besonders, wo der Schauplatz unserer harmlosen Ausgelassenheiten ein alterthümlicher, mit einem schönen Kamin geschmückter und mit Steinfliesen gedielter Saal in Oberwesel am Rhein war, in dem patriarchalischen Gasthof,

für welchen, um den biederen, mit den Düſſeldorfer Künſtlern auf dem beſten Fuße ſtehenden Wirth zu ehren, der fröhliche Meiſter Adolf Schrödter einen großen, von zwei grimmen Leuen gehaltenen Pfropfenzieher als Schild gemalt hatte, gewiß das kunſtreichſte Wirthshausſchild in allen deutſchen Landen. Ich weiß nicht, hat Schrödter, dem ich ſpäter ſo befreundet werden ſollte, ſeitdem und um ſich für dieſe herrliche That zu lohnen, einen Pfropfenzieher als Monogramm angenommen — oder damals ſein Monogramm gnädiglichſt dem Wirthe zum Schildzeichen verliehen? Emanuel Geibel hat an jenes Sympoſion ſein Gedicht „Um des Kaiſers Bart" geknüpft. Ich aber als junger Bräutigam hatte in ſolchen Stunden dann allerlei Neckereien über mich ergehen zu laſſen. Meine Braut hatte ſich im vorigen Sommer der Rheinbäder willen in St. Goar aufgehalten, war dort, ſchon ihres großen muſikaliſchen Talents und ihrer Sopranſtimme von ſeltenem Umfang und ſeltener Schönheit willen, viel gefeiert worden, und Freiligrath, der an Wort- und anderen Witzen ſtark war, machte deren viel über ihren in „Gallina" verlängerten Namen: er hatte eine ganze Reihe ſcherzhafter Sonette darauf gedichtet,

z. B. das folgende, das „Der verliebte Steuermann“ überſchrieben war:

Der Palinur der Kölner Feuerſchiffe —
Sebaſtian Kimpel nennt ihn Sanct Goar,
Und rühmlich ſteuernd fährt er Jahr auf Jahr
Durch Oberweſels und der Lurlei Riffe! —

Er kennt den Rhein und ſeine Kniff' und Pfiffe!
Doch jüngſt, o Wunder, ſchwebt er in Gefahr;
Faſt trieb ſein Boot auf ſpitzer Felſen Schar,
So traumhaft lenkt' er's mit zerſtreutem Griffe.

Die Paſſagiere ſchalten: „Mit Verlaub,
Sebaſtian, iſt das der Weg nach Caub?
Eh'r als zur Pfalz führt dieſer Cours nach China!“

„Ja, Donnerwetter,“ rief der Palinur,
„Die ſieben Jungfern! — Einer dacht' ich nur!
Das kommt davon! Ich dacht' an die Gallina!“

* * *

Unſer Bildungsgang durch das Leben gleicht einer Wanderung durch eine jener Schaubuden, in welchen man einen Rundgang an optiſchen Gläſern vorüber macht und, durch ein jedes ſchauend, ſtets ein neues Stück Welt erblickt, ein neues Panorama; anfangs voll Spannung und Theilnahme, dann mit nachlaſſendem Intereſſe, endlich nur noch flüchtig und zuletzt ermüdet und geſättigt. Ich hatte nun

ſchon durch manches Glas geſehen, mit jedem neuen Aufenthalt in ein neues. In den ſchön liegenden und geräumigen alten Stiftsgebäuden von Marienberg, welches das Rheinthal bei Boppard beherrſcht und worin ſich eine Waſſerheilanſtalt befand, welche die Couſine meiner Braut, eine geſcheute und beredtſame Stiftsdame „van middelbaren leeftijd en veel onderviding", wie der Holländer ſagt, benutzte, trat ich vor ein weiteres dieſer Gläſer, um in ein neues Stück reichen und feſſelnden Menſchenlebens zu blicken, eine Fülle neuer Geſtalten, welche von nun an mein höchſtes Intereſſe in Anſpruch nehmen ſollten, vor mir auftauchen zu ſehen. Freilich nur in der Phantaſie: denn ich lernte das Alles ja nur kennen durch die Schilderungen und Mittheilungen meiner Braut, welche die Couſine begleitete, und dieſer letzteren, die ſo geiſtreich und amüſant zu plaudern wußte. Jene hatte ein paar Jahre in Wien verlebt, wo ihre Mutter einen kleinen Kreis von ausgezeichneten Männern in höchſter Lebensſtellung um ſich verſammelt, und das ſie verlaſſen, als ſie die Mutter dort verloren: ſie hatte auf einem Schloſſe in Ungarn bei lieben Freunden eine große Schwärmerei für das Magyarenland eingeſogen,

hatte am großherzoglichen Hofe zu Darmstadt verkehrt — ich lernte durch sie in weite und mir unbekannt gebliebene Lebensperspectiven blicken: sie hatte Alles mit ihrem Geist, ihrer Lebhaftigkeit, ihrem schnellen und durchdringenden Verständniß aufgefaßt und mit ihrem großen Erzählertalent wußte sie es, in den Rahmen einer Phantasie von seltener Stärke und Schwungkraft gestellt, wiederzugeben. Ein bewegtes, interessantes Leben, wie es das eines jungen Mädchens, welches ohne große Schicksale und Peripetien ist, nur sein kann, vereinte sich hier mit dem meinen, an äußerem Reichthum das meine überschattend und überragend — und das gerade war, was mich unauflöslich band und fesselte: diese Natur von einer so reinen und unverkümmerten Idealität, die sich von den Schwingen ganz hervorragender Talente, des musikalischen und des poetischen, emporgehoben fühlte und die auf dem Grunde eines so tiefen Gemüths ruhte, war wie ein Seelenbad für meine eigene, durch manchen harten Zusammenstoß mit dem Leben jetzt doch schon mehr unterdrückte und gedämpfte Idealität.

Ich kann im Uebrigen auf die Einleitung zu dem nach ihrem Tode herausgegebenen Buche „Frauenleben"

verweiſen*) und zu den Erlebniſſen des Sommers 1843 zurückkehren. Zunächſt erinnere ich mich eines wunderlichen tragiſchen Ereigniſſes, das den kindlichen Frieden unſerer Anſtalt — in der nur Waſſer getrunken wurde und, ich weiß nicht ob deshalb, ein abſonderlich ſanftes und harmloſes Weſen zu herrſchen pflegte, falls nicht juſt eine gar zu große Tyrannei des Directors die Milch der frommen Denkungsart in allen dieſen mit Schlippermilch verköſtigten Gemüthern ein wenig in Gährung ſetzte — das dieſen kindlichen Frieden ſtörte. Zu den Curgäſten gehörte eine engliſche Familie, ein wortkarger, ſtarkgebauter, ſtier aus Glotzaugen vor ſich hin ſtarrender Gentleman mit einem rothen, etwas aufgedunſenen Geſicht, begleitet von einer hochgewachſenen, noch immer ſchönen Gattin und zwei ſehr hübſchen und anmuthigen kleinen Miſſes von zwölf oder vierzehn Jahren. Die Familie ſchien ſehr wohlhabend und bewohnte die eleganteſten Gemächer in der Anſtalt — ſie befand ſich in dieſer des Mannes wegen, der infolge des Uebermaßes im Guten, was er ſeit Jahren in der Vertilgung von Port und Porter, von Beef und Plumpudding

*) Frauenleben. Novellen und Erzählungen von Louiſe von Gall. Leipzig. F. A. Brockhaus, 1856.

geleiſtet, in eine bedenkliche Schwächung ſeiner Gehirnthätigkeit verfallen war; wenigſtens hatten die Aerzte den Grund ſeiner auffallenden Unliebenswürdigkeit und mit Roroſität und „Hundelaune", doggedness, wie's auf Engliſch heißt, verbundenen geiſtigen Unfruchtbarkeit in den Congeſtivzuſtänden geſucht, welche mit der zu ſtarken Ernährung zuſammenhingen. Gegen dies Uebel kämpfte nun unſer Director mit allen Mitteln einer Askeſe, welche den Kranken in eine überaus peſſimiſtiſche Stimmung verſetzten; er verfluchte ein Dutzend Mal im Tage alle Douchen, Voll- und andere Bäder und verlangte zornig nach einem guten Beefſteak, das Dr. Sch. ihm grauſam vorenthielt; die arme Frau aber litt ſichtbar unter der ſchweren Laſt, die ſie mit ihm hatte, und war Gegenſtand allgemeiner Theilnahme von uns Allen.

Eines Tages nun, als ich in den Nachmittagsſtunden in mein Zimmer getreten, hätte ich ſtutzig werden können, wenn ich an einer jener Vorbedeutungen geglaubt, welche der Volksglaube kennt — Blutstropfen, die in unerklärlicher Weiſe ſich im Hauſe vorfinden, ſollen eine gewaltſame That vorbedeuten. Ich fand auf der weißwollenen Decke meines Bettes zwei ſtarke rothe, ganz friſche Blutstropfen,

die wie eben gefallene Thauperlen darauf lagen — die herbeigerufenen Wärter wußten abſolut keine Erklärung dafür zu geben. So ließ ich ſie denn auf ſich beruhen und dachte ihrer nicht weiter. Am andern Morgen in der allerfrühеſten Frühe wurde ich aus dem Schlafe aufgeſchreckt. Ein ganz unbeſchreiblich grauſiger Jammerſchrei, ein Schmerzensruf wie der grenzenloſeſten Verzweiflung läßt mich auf- und emporfahren. Was iſt das! Hab' ich geträumt oder war das Wirklichkeit? Ich lauſche und horche, aber Alles bleibt ſtill, Alles! Ich muß geträumt haben, — ein ſo entſetzlicher Schrei, wie ich ihn vernommen, kann ja gar nicht aus den Tiefen einer menſchlichen Bruſt kommen. Damit beruhigt, überlaſſe ich mich wieder dem Schlafe — bis eine Stunde ſpäter ſich meine Thür öffnet: zu meiner Ueberraſchung ſeh' ich, die Augen aufſchlagend, den Herrn Director in höchſt eigener Perſon eintreten: er macht ein überaus ernſtes Geſicht, und nachdem er ſich ſchweigend neben mein Bett geſetzt, ſagte er:

„Es hat ſich etwas ereignet, das für meine Anſtalt im höchſten Grade mißlich und fatal iſt und das ich gleich in der erſten Stunde ſelber Ihnen mitzutheilen komme, damit es nicht entſtellt und verkehrt ihnen zugetragen

werde. Miſter S. hat ſich heute in der Frühe den Hals abgeſchnitten."

„Gott ſteh' uns bei! Und der fürchterliche Schrei?"

„Ach, Sie haben den Schrei hier in dieſem entfernten Flügel gehört?"

„Und dann für einen böſen Traum gehalten!"

„Die arme Frau ſtieß ſolch einen markerſchütternden Schrei aus, als ſie ihren Mann in ſeinem Blute ſchwimmend fand!" — —

Der arme Miſter S. war in der That ein Opfer der Waſſerheilmethode geworden. Als die Wärter in der Frühe gekommen, um ihn einzuwickeln und ſpäter, wenn er in gehörigen Schweiß gebracht, erbarmungslos in das kalte Vollbad zu werfen, hatte er ſie — für kurze Zeit nur — wieder hinausgeſandt und dann zu ſeinem Raſirmeſſer gegriffen, um ſich Ruhe vor dieſen Peinigern, vor Dr. Sch. grauſamen Heilverfahren und vor allen Leiden einer Exiſtenz zu verſchaffen, die ohne Portwein, Beef und Plumpudding keinen Werth mehr für ihn hatte.

Das Ereigniß machte natürlich einen ſehr deprimirenden Eindruck auf die ganze Geſellſchaft, ſo fern und fremd auch die zunächſt davon Betroffenen ſich ſtets der letzteren

gegenüber geſtellt hatten. — Für uns erſchien dann aber bald ein Beſuch auf Marienberg, der ganz im Stande war, alle trüben Eindrücke raſch zu verwiſchen. Dieſer Beſuch war der des häßlichſten und witzigſten Mannes ſeines Zeitalters, war der Saphirs. Er war ein Menſch, mit dem man ſich nicht eine Viertelſtunde lang unterhalten konnte, ohne in eine Stimmung zu gerathen, worin man ſchon jedes trockene Wort, das von ſeinen Lippen fiel, zum Sterben lächerlich fand. Und dann wurde bald eine Miene, womit er eine Aeußerung, die gemacht wurde, begleitete, ein Zucken ſeiner Brauen und Augendeckel lachenerweckend. Ihn, ſowie Freiligrath und Geibel, die ihn zu uns gebracht hatten, begleiteten wir, als ſie am Nachmittage heimkehrten, die kurze Strecke bis St. Goar auf dem Dampfſchiffe, auf dem ſich zufällig auch Walesrode befand, zurück. Und am Abend ließ ſich die ganze Geſellſchaft von dem Landrath von St. Goar zu einem kleinen Feſte, das dieſer auf der Burgruine „der Katze„ veranſtaltet, über den Rhein hinüber und die ſteilen Gemſenpfade zu den maleriſchen alten Trümmern empor geleiten. An einer Stelle zwiſchen den grauen Vorzeitüberreſten, wo unter hochklimmenden Epheuranken und Hollunderzweigen

ſich die prachtvollſte Ausſicht auf das Stück des Strom thals, das zu unſeren Füßen unter uns lag, darbot, wurde der Sitz der Geſellſchaft etablirt, die harrend ſtehenden Körbe ausgepackt und ein Sympoſion gehalten, wie wohl nie eines, von herzlicherer Jugend- und Lebensluſt begleitet, ſich tief in eine helle Mondnacht hineingezogen hat. Natürlich trug Saphir die Hauptkoſten der ſprudelnden Unterhaltung; aber er wurde auch, wie es des Spaßmachers Loos nun einmal iſt, viel geneckt und gehänſelt. So wurde, als ganz unerwartet da unten in dem am anderen Fluß-ufer liegenden St. Goar rother Fackelſchein aufleuchtete und ſich ein einem Jubiläum im Städtchen geltender Fackel zug entwickelte, der, am Ufer des Stromes entlang ziehend ſich maleriſch in den Fluthen ſpiegelte, dem Wiener Humoriſten aufgebunden, dieſe Feier ſei aus Anlaß ſeiner Anweſenheit improviſirt und gelte ihm. Saphir, den wir jetzt als „Jubelgreis“ leben ließen, zeigte dem gegenüber die Gläubigkeit jenes deutſchen Prinzen, der, Abends in die glänzend erleuchteten Straßen Londons einfahrend, tief gerührt war über ſolche ihm zu Ehren veranſtaltete Illumination. Dem Fackelglanz folgte die ſchönſte Beleuchtung des Vollmonds, der mit ſeinem blauen Licht die lauten,

luſtigen Menſchenkinder, die ſchweigenden melancholiſchen Ruinen, von denen ſie umgeben waren, und die düſteren Bergeshäupter rund umher übergoß. Und als endlich die Damen der Geſellſchaft den Aufbruch erzwangen und Alles den Heimweg antrat, betrachtete Saphir lange zögernd dieſen ſchwierigen, ſteilen, ſchmalen, über Felsgeröll und Schiefergeſchiebe ſich abſenkenden Weg; endlich, mit entſchiedenem Mißtrauen gegen die vom genoſſenen Maiwein beeinträchtigte Sicherheit ſeines Schritts, warf er ſich auf die Knie, bat meine Braut und mich, ſchützend ſeinen Marſch an allen Abgründen entlang zu flankiren, und bewerkſtelligte auf allen Vieren den bedenklichen Rückzug.

Saphir ſchied am anderen Tage wieder und widmete alsdann der Erinnerung an dieſen Tag ein Blatt ſeines in Wien erſcheinenden „Humoriſten“: das Zuſammentreffen von ſo vielen Schriftſtellern, Saphir, Freiligrath, Geibel, Walesrode und mir, auf Einem Dampfboot hatte bereits ein Leipziger Blatt mit boshaftem Gewitzel beſchrieben, und auf ſo etwas draſtiſch zu antworten, war Saphir der richtige Mann. Ich glaube, Saphirs Unglück war, daß er ſo witzig war und dadurch verlockt wurde, ſeine ganze Geiſteskraft auf den Wortwitz zu concentriren; hätte er

nichts als ſein großes lyriſches Talent beſeſſen und dies vertieft, ſo würde er als einer der beſſeren Dichter uns dauernd geblieben ſein: jedenfalls hätte ſich wohl Geſinnung, Charakter und der Fonds ſeines Weſens nicht in Witzraketen verknittert und verknattert. — Eines anderen ſchönen Tages muß ich noch gedenken, den wir damals mit einer Fußwanderung in zahlreicher Geſellſchaft ausfüllten und der uns durch ein bei Goarshauſen ſich öffnendes Thal nach der Burgruine Reichenberg führte, der ſchönſten, aber auch einſamſten aller Burgruinen am Rhein oder in ſeiner Nähe, ſie war der Hauptſitz des Dynaſtengeſchlechts, das den ſeltſamen Namen von Katzenellnbogen führte, und ihr Erbauer muß ein Mann geweſen ſein, der ſich Erinnerungen aus dem Orient mitgebracht hatte und dieſe dem Charakter, den er ſeiner Schöpfung gab, aufzuprägen ſuchte. Der jetzige Beſitzer ſorgt für ihre Unterhaltung, und ich freue mich, eine fleißige und ſorgſam gemalte Abbildung von der Hand eines Düſſeldorfer Künſtlers von ihr zu beſitzen. — An Zeitvertreib fehlte es jedoch auch an unſeren „ſüßen Waſſern“ zu Marienberg nicht. Ein junger Fürſt Dolgorucki mit ſeinem Ajo, einem Baron Stein aus den Oſtſeeprovinzen, und ſechs

oder ſieben Ruſſen, Burſchen, als ob ſie Turgenjew aus einer ſeiner Novellen fortgelaufen wären, waren da und ſorgten für kleine Hausbälle: die Gegend lockte zu Ausflügen, allerlei Beſuche kamen — und ſo vergingen die Tage, bis für uns die Zeit des Aufbruchs gekommen. Ich machte für den Reſt des Sommers mich anſäſſig in der Traube zu Darmſtadt, dem ſoliden alten Gaſthof, auf deſſen Speichern, noch nicht gar lange vorher, der Baudirector Moller die alten Pläne zum Kölner Dom entdeckt hatte, die für den Weiterbau bald ſo bedeutſam werden ſollten, und lernte nun das gute Darmſtadt näher kennen, mit ſeinen Einwohnern, die, glaub' ich, die aufrichtigſten und gutmüthigſten Leute im deutſchen Reiche ſind und einen ſo kindlichen Dialect reden, als blinde Heſſen aber ſo tapfer dreinzuſchlagen wiſſen, wenn es gilt; die aber auch auf ſo viel ausgezeichnete Männer ſtolz ſein können, welche aus ihrer Mitte hervorgingen. Nebenbei beſitzt Darmſtadt einen überraſchenden Reichthum an Kunſt- und anderen Sammlungen und eine überaus reiche, trefflich verwaltete Bibliothek, auf welcher ich eines Tages die Bekanntſchaft Otto Müllers, der auf ihr beſchäftigt war, machte. Einige Zeit nach meiner Ankunft ließ mir eines

Abends Eduard Duller eine Einladung zugehen, in einem Biergarten vor der Stadt zu erſcheinen, wo ich Juſtinus Kerner finden würde, der eben in Darmſtadt anweſend ſei. Juſtinus Kerner! Ich hatte ſchon lange darnach verlangt, ihn kennen zu lernen, und fehlte natürlich nicht; der berühmte Geiſterwelt Theoretiker, das gemüthlichſte aller Schwabenkinder, ſaß bereits auf einer Holzbank hinter einem ſchäumenden Seidel, ſehr ähnlich einem wohlgenährten „Wort Gottes vom Lande“ und abſolut unähnlich einem Manne „who looks on something behind this world“. Aber unendlich zärtlich war er — ſentimental zärtlich im Ausdruck ſeiner entgegenkommenden Freundſchaft — er ließ meine Hand nicht fahren und hielt mich an ſich geſchmiegt nicht wie einen neuen Bekannten, ſondern wie einen wiedergefundenen Sohn. Kerners Augenleiden hatte damals noch nicht ſeinen Lebensmuth geknickt; er klagte zwar viel darüber und ſeufzte viel, aber er gehörte zu den privilegirten Menſchen, bei denen man fühlt und ahnt, daß die ſchöne Klarheit und reine Güte des Gemüths in ihnen auch die Quelle einer vorwaltend heiteren Stimmung ſein müſſe: er war dadurch mit Freiligrath verwandt, der ja auch ſo gern ſeine Lieder ſang. Ob ich ihm von weſt

fälischen Vorgeschichtensehern habe berichten müssen, weiß ich nicht mehr — nur, daß er mir sehr gründlich meine landläufige Vorstellung, er gebe sich mit Geistersehen ab und lebe im angenehm freundschaftlichen Verkehr mit allerlei Nachtgespenstern, mit Incubus und Succubus, gründlich berichtigte; er hatte nie in seinem Leben etwas gesehen, das auch nur entfernt einem Spuk geglichen — und was ihn in Weinsberg umgab, das waren die warmblütigen und lebendigen Geister zahlreicher junger und alter Freunde, die sein Haus und seinen Thurm umschwärmten und alle eine gastliche Heimstätte da fanden. Auch ich mußte ihm versprechen, recht bald bei ihm einzukehren.

Ich habe wohl nie ein derartiges Versprechen rascher und sicherer erfüllt. Denn schon am Nachmittage des siebenten October dieses Jahres 1843 saß ich zur Seite einer jungen Frau in dem Wagen, der unter den breitgeästeten alten Wallnußbäumen der Bergstraße uns über Heidelberg nach Weinsberg und dann weiter nach Augsburg bringen sollte — es war ein stiller, verschleierter Tag und zu einer weichen Herz- und Seelenfeier so harmonisch stimmend, wie die folgenden sonnigen Tage dann zu dem anziehenden Leben und Treiben im freundlichen Weinsberg stimmten.

Wir nahmen, um Kerner nicht läſtig zu werden, ein Quartier im Hotel des Städtchens, ſehr zur Unzufriedenheit des „Rickele“, der würdigen Hausfrau Kerners. Das am oberen Ende des Ortes frei im Grünen liegende Heimweſen des berühmten Oberamtsarztes von Weinsberg, mit ſeinem alten geſchichtenreichen Thurm, ſeinen Aeolsharfenklängen, ſeinen Maultrommelconcerten und ſeinem romantiſchen Hintergrunde, der Burgruine, an welche ſich die Legende von der Weibertreue knüpft, das Alles iſt ſo oft beſchrieben, daß ich hier davon ſchweigen kann. Ich erwähne nur des reizenden Platzes unter dem rebenumſponnenen kleinen Vordach an der Gartenſeite des Hauſes, wo auf einem Tiſche, den Kerner in ſeiner Jugendzeit ſelbſt, als Dilettant im edlen Schreinerhandwerk, zu Stande gebracht, die Mahlzeiten eingenommen wurden, und des langbeinigen Kranichs, der im Garten umherlief. Kerners nächſte Freunde waren Lenau, deſſen wohlgetroffenes Oelportrait über ſeinem Schreibtiſch hing und jener dichteriſch hochbegabte Graf Alexander von Württemberg, von deſſen traurigen Verhältniſſen und Ende uns Hackländers „Roman meines Lebens“ Andeutungen giebt, ohne doch den eigentlich wunden Fleck im Leben des armen fürſtlichen Sängers

zu berühren. Doch ſtand Kerner vielleicht David Strauß ebenſo nahe — er war für ſeine Geiſtertheorien ſo wenig Fanatiker und wollte ſo ſehr nur der wiſſenſchaftliche Beobachter von Phänomenen, an die er glaubte, ſein, daß Strauß' Kriticismus der Wärme ſeiner perſönlichen Gefühle durchaus keinen Eintrag that. Als Gaſt ſeines Hauſes fand ich Geibel bei ihm; dieſes Sonnenkind campirte hier ohne Scheu vor den „Nachtſeiten der Natur" mit Kerners begabtem Sohn Theobald, dem jungen Mediciner, der ſpäter ſich auf Elektro-Therapie geworfen hat, zuſammen in einem dem Haupthauſe gegenüberliegenden Gartenhäuschen, und ſie Beide ſchwuren eines Morgens hoch und theuer, daß es in der Nacht in ihrem „Todtenhäuschen" ganz entſetzlich geſpukt habe — leider ohne viel Glauben zu finden. Das Todtenhäuschen hieß es, weil es in dem Garten, der früher ein Friedhof geweſen, ſtand, was ihm denn natürlich die ſchönſte Anwartſchaft auf allerlei Spuktraditionen gab. Es war eine Art Succurſale für die Gäſte, welche das Haus nicht faßte; ſehr oft und lange hat Lenau darin gehauſt und daraus ſein melancholiſches und wildes Geigenſpiel in ſtille Sommernächte hinein ertönen laſſen.

Mir kam überhaupt Kerner als ſeiner Geiſterwelt

nachgerade ein wenig ſatt und überdrüſſig vor: es geht ja den Meiſten, die ſich mit allerlei Geiſtern einlaſſen, am Ende ſo, daß ſie ihrer genug und übergenug bekommen. Nur einmal führte und bannte er uns in einen Zauberkreis — als er Abends die Lichter löſchte und ſein Spiel auf der Maultrommel begann, aus der er ein ganz wunderbares und gar nicht zu beſchreibendes Inſtrument machte — er ſelbſt hat die Macht dieſes Spiels am beſten ausgedrückt in ſeinem Gedicht: Auf Eulenſteins Spiel, S. 401 ſeiner „Gedichte". Es war in der That wie ein Herüberklingen aus überirdiſchen Sphären! — Am Ende unſeres Beſuches, deſſen acht inhaltreiche Tage nur zu raſch dahinfloſſen, ſchenkte Kerner uns ſein Bild, einen lithographirten Croquis, auf welchem er, um die Aehnlichkeit mit einem Ehrenpaſtor noch größer zu machen, einen Talar trägt und, die Hände über ſeinen Stock gelegt, ſein von reichem lockigem Haar umwalltes Haupt mit dem Ausdruck einer unbeſchreiblichen Gutmüthigkeit im Profil zeigt. Darunter hat er geſchrieben:

Dies ſoll ich ſein — ich weiß es nicht —
Getroffen iſt nicht mein Geſicht,
Getroffen aber iſt der Rock,
Des Körpers Haltung und der Stock.

Aus demſelben Winter datirt dann der folgende Brief,

in welchem, durch einen häuslichen Kummer genährt, ſchon jene Schwermuth herrſcht, die damals noch ſeine Freunde weniger ergriff und rührte, weil die Klage etwas von einer liebgewordenen Gewohnheit bei ihm zu haben ſchien, während das Leid doch immer tiefer und tiefer ſeine letzten Lebensjahre umdunkelte. So ſchrieb er uns im Winter darauf:

„Herzliebſte Freunde!

Eure lieben Worte haben mich recht innig erfreut. Es iſt lieb, daß Ihr meiner noch denket, beſonders in Eurer großen Freude, die mir faſt bange macht, weil ich in meinem Leben, wenn ich recht fröhlich war, gewiß bald einen Jammer zu erwarten hatte. — Gott aber ſchütze Euch vor allem Leid! — Mir fließt es immer reichlich zu, und mein Herz wurde, ſeit Ihr uns verlaſſen, ſo betrübt, ja ſo verzweiflungsvoll als irgend eines Menſchen Herz. Fragt nicht warum, es iſt doch nicht zu helfen. Wollte Gott, es könnte ſo ein banges Menſchenherz Alles ſingen und ſagen, es würde ihm leichter!

„Den lieben Geibel verlor ich durch Stuttgart ganz, wo er von einem Freudenfeſte zum anderen ge-

laden wird und des betrübten Kerner wohl nicht mehr denkt. Ich höre, er gehe jetzt nach Berlin. —

„Freiligrath schrieb mir am Christfeste und sandte mir schöne Erinnerungen von seiner Frauen und den Töchtern des Herrn Landraths in St. Goar.

„Mit innigstem Vergnügen lese ich die mit S. bezeichneten Aufsätze in der Allgemeinen Zeitung und kürzlich auch das herrliche O'Connell Gedicht. Die interessante Novelle im Morgenblatt fange ich auch an zu lesen. Würden nur meine Augen nicht immer schlimmer. Mit dem Schreiben geht es noch durch's Gefühl der Finger; aber mit dem Sehen, besonders von Buchstaben, ist es sehr arg. Und bei alle dem noch den Arzt spielen und so viel Leid im Herzen tragen — o, das ist hart! — Ich ende, damit ich nicht weiter klage, und sage nur noch, daß ich Euch innigst liebe, mich Eurer Freundschaft freue und Euch nie vergessen werde.

„Gott sei mit Euch! Verlasset mich nicht! In Liebe Euer Justinus Kerner.

Weinsberg, 8. Feb. 44."

Das Leid, von welchem er hier redet, war, wie ge-

ſagt, ein häuslicher Kummer, den er doch längſt überwunden hatte, als ich ihn dann nach einigen Jahren wiederſah, in Köln, das er auf einer Reiſe nach Braunſchweig berührte und wo er drei Tage hindurch bei uns verweilte, und wo in anregendem Kreiſe hinter gutem Getränk ihm etwas von dem alten Frohmuth, der alten Luſt und Laune wieder zurückkehrte.

Ende des erſten Bandes.

# Stimmen der Presse
über
# Die Frauen
# der Petersburger Gesellschaft.
Roman
von
**Wladimir Fürst Meschtschersky.**

Mit Autorisation des Verfassers aus dem Russischen in's Deutsche übertragen von
**J. Clark.**

---

. . . Das sehr gefällig geschriebene Buch hat vor allen Dingen das Gute, daß es ein weitverbreitetes Vorurtheil widerlegt, als wäre die Petersburger Gesellschaft, namentlich die Damenwelt, eine verdorbenere und schlimmere als die irgend einer andern großen Hauptstadt. Wir gewinnen vielmehr den Eindruck, daß gerade in den höchsten aristokratischen Kreisen Mädchennaturen von einer Zartheit des seelischen Empfindens gedeihen, wir wir Aehnliches im westlichen Europa kaum kennen. .

Bern, „Der Bund."

---

. . . Das Leben der Petersburger Aristokratie ist dem Verfasser augenscheinlich aus eigener praktischer Anschauung auf's Genaueste bekannt. Daß er die innere Hohlheit, die Frivolität, die oft geradezu hohe Genußsucht desselben allzu grell beleuchtet hätte, kann man nicht sagen, trotzdem einzelne Schilderungen der Gesellschaft dem deutschen Leser starke Ueberraschungen bereiten werden. Meschtschersky zeigt vielmehr an einigen Personen von der hohen Aristokratie, daß durch den Taumel der Genüsse und die förmlich zum Princip erhobene Grundsatzlosigkeit nicht immer und überall die guten Keime im Inneren des Menschen ausgerottet zu werden brauchen. „Die Frauen der Petersburger Gesellschaft" gewähren ein werth-

volles Cultur- und Sittenbild. Ob der Verfasser bei seinen Schilderungen ganz bestimmte Petersburger Persönlichkeiten vor Augen gehabt hat, läßt sich ja aus der Ferne nicht entscheiden. Er hat uns eine furchtbare Corruption sehen lassen; er hat das aber nicht gethan, um sein Scherflein dazu beizutragen, den Glauben an die Menschheit zu untergraben. Mit nicht geringem Geschick sucht er vielmehr aus dieser staubigen Spreu einige goldene Weizenkörner heraus und zeigt uns gerade da, wo die Wogen des frivolen Genusses am höchsten gehen, einige Felsen der Moral und der Menschenwürde Und darum wird Niemand das Buch unzufrieden aus der Hand legen.

Bremen. „Weser-Ztg."

---

. . . „Die Frauen der Petersburger Gesellschaft", Roman von Wladimir Fürst Meschtschersky. Der russische Fürst ist wohlbekannt auf dem Gebiete des socialen Romans: schon sein erster Roman „Die Realisten der großen Welt" erregte berechtigtes Aufsehen. Der neue Roman schildert in spannungsvoller Weise das Leben und die Verhältnisse der aristokratischen Welt Petersburgs. Wenn auch ein Effectroman in vollem Sinne des Wortes, wird das Werk doch nicht ohne tieferes Interesse gelesen werden. Bedarf ja unsere blasirte Zeit gerade so drastische Schilderungen, um aus der Interesselosigkeit, welche im Allgemeinen der Romanliteratur entgegengebracht wird, aufgerüttelt zu werden. . . .

„Braunschweiger Tageblatt."

---

. . . Es ist bereits das zweite Werk Meschtschersky's, welches die Verlagsfirma edirt, und man kann sagen, daß, wenn die russische Literatur solche Schöpfungen in weiterer Folge darzubieten vermag, sie verjüngend, belebend, epochemachend auf die deutsche Romanliteratur wirken wird. Der Roman „Die Frauen der Petersburger Gesellschaft" (das heißt: der bevorzugten Klassen) ist groß angelegt, mit dramatischer Steigerung gleich den besten französischen Romanen durchgeführt, aber frei von der Seichtheit der letzteren, von sittlicher Tiefe, scenenreich, farbenfrisch, auf's Aeußerste spannend und mit dem Triumphe der edlen gesellschaftlichen Elemente effectvoll schließend. Ganz abgesehen von dem außerordentlichen Unterhaltungswerthe des Buches, berührt es den Leser wohlthuend, daß der Verfasser offenbar ein großes ethisches Problem vor Augen hat: er hält der russischen vornehmen Welt ihr eigenes Bild vor, er zeigt sie mit allen ihren schlechten Elementen, den Schmeichlern und Kriechern, den durchtriebenen Intriguanten, den übermüthigen Genußmenschen, die keinen Glauben und keinerlei sittliche Grundsätze mehr haben, sich aber vermöge ihrer Machtstellung Alles erlauben zu dürfen glauben, dem

tollen Frevelmuth des Geldes und der Gunst, aber im Gegensatz dazu auch den Edelsinn, die echte Frömmigkeit, die Barmherzigkeit gegen Arme und Bedrückte der besseren Elemente, deren Dasein Niemand bezweifelt, wenn er Meschtscherskys Werk gelesen hat . . .

Budapest „Pester Lloyd."

---

. . . Der Verleger S. Schottlaender in Breslau und mit ihm der Uebersetzer J. Clark haben mit diesem Roman dem lesenden Publikum einen großen Dienst erwiesen, denn die darin geschilderten Frauen der Petersburger Gesellschaft, nämlich die der bevorzugten Klassen, vermögen wohl das Interesse zu erregen. Der Verfasser hält der vornehmen russischen Welt einen Spiegel vor, in welchem in bunter Reihe alle ihre Gesellschaftstypen nacheinander und miteinander erscheinen. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle den Gang der Handlung, die hoch dramatische Steigerung derselben, jede einzelne der interessanten Frauengestalten und der in ihrer Umgebung sich bewegenden Männer zu schildern, es muß genügen, darauf hinzuweisen, daß der Verfasser jeden Augenblick interessant schreibt und daß sich in seinem Buche eine Menge von Glanzpunkten literarischer Darstellungskunst finden. Jedenfalls aber darf man dem Verleger und dem Uebersetzer danken für die Einführung dieses interessanten Werkes aus der neuzeitlichen russischen Literatur, die jetzt auf gleichen Rang sich erhebt, wie die der anderen Culturländer Europas und ihr auch an Fruchtbarkeit wenig nachsteht . . .

Hamburg „Nachrichten."

---

. . . Fürst Meschtscherskys neuer Roman ist mit dramatischer Steigerung durchgeführt, von sittlicher Tiefe, scenenreich, farbenfrisch und außerordentlich spannend. Der Verfasser hält der russischen vornehmen Welt ihr eigenes Bild vor, er zeigt sie mit allen ihren schlechten und guten Elementen. Alle darin auftretenden Gestalten sind typisch; wie sie leben und schaffen, so stellt der Verfasser sie realistisch vor unsere Augen. Den treibenden Mittelpunkt des Ganzen bildet die boshafte, höfisch intriguante, leidenschaftsvolle Gräfin Trubetzkoi, das Weib, an deren Lebensgange hinreißend nachgewiesen ist, welche grenzenlose Macht schöne durchtriebene Frauen, wie überall, so auch in Rußland selbst auf die höchsten Würdenträger ausüben, aber niemals zum Guten. Das lesende Publikum hat den Werth des Meschtscherskyschen Buches rasch erkannt, denn es ist davon, schon ehe der dritte Band die Presse verließ, bereits eine zweite Auflage nöthig geworden. . . .

Teschen, „Silesia."

---

. . . Unter den in Romanform erscheinenden Culturbildern aus Rußland nehmen die Werke des Fürsten Meschtschersky gegenwärtig den vornehmsten Rang ein. Seine Romane athmen Leben, Wahrheit; sie sind scenenreich, farbenfrisch und von einer dramatischen Steigerung, welche die bei Clienten von Leihbibliotheken so außerordentlich beliebte „Spannung" in ausgiebiger Intensivität erzeugt. Mag aber der Spiegel, den der Verfasser der vornehmen russischen Welt vorhält, welche Fratze immer zurückwerfen, stets bleiben die Gestalten lebensvoll und nie verliert der Verfasser durch Uebertreibungen den Glauben bei seinen Lesern. Die Ausstattung des dreibändigen Romans und die von J. Clark besorgte Uebersetzung entsprechen vollkommen dem Werthe des Werkes . . .

Prag, „Bohemia."

---

. . . Der Roman schildert mit wirkungsvoller Steigerung in effectvoller, aber doch immer naturgemäßer Entwickelung das Leben der aristokratischen Welt Petersburgs mit ihrer Prunksucht und maßlosen Verschwendung, mit ihren entsetzlichen Ausschweifungen, mit ihrer falschen Frömmigkeit und geheuchelten Mildthätigkeit. Mit dem Geschicke des Meisters werden die sich berührenden Contraste aneinandergereiht: hier erschreckende Frivolität, dort rührendes, kindliches Gottvertrauen, in derselben Familie empörende Herzlosigkeit der Mutter im Gegensatze zu der menschlich-schönen Großherzigkeit der Tochter, die haarsträubende Rücksichtslosigkeit einer intriguanten Phryne, die sich in die besten Kreise eingedrängt hat, neben der idealen Begeisterung eines allen Verlockungen widerstehenden Mannes ꝛc. Der Roman zeigt die Verführung in ihrer verlockendsten Gestalt, macht uns aber auch mit edlen Charakteren bekannt, deren tiefer sittlicher Fonds hinreicht, den Angriffen und Verführungen der versumpften Gesellschaft zu widerstehen und die siegreich aus dem tollen Treiben hervorgehen. Meschtscherskys Roman ist ein Sittengemälde im besten Sinne des Wortes — die Wirkung desselben kann nicht zweifelhaft sein. . . .

Wien, „Presse."

---

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

## Werke von Wilhelm Jensen:

# Metamorphosen.

Roman.

1 Band. 80. Elegant broschirt ℳ 3.—; fein gebunden ℳ 4.—

## Fragmente.

Roman.

2. Auflage. 2 Bände.

80. Elegant broschirt ℳ 10.—; fein gebunden ℳ 12.—

# Versunkene Welten.

Roman.

2 Bände. Elegant broschirt ℳ 9.—; fein gebunden ℳ 11.—

## Nirwana.

Drei Bücher aus der Geschichte Frankreichs.

Roman.

2. Auflage. 4 Bände. Elegant broschirt ℳ 18.—; fein gebunden ℳ 22.—

## Vor Sonnenwende.

Inhalt: Faira. Ein Erzählendes Gedicht. — Im Mai. Eine Symphonie.

Miniatur-Ausgabe. In Original-Einband ℳ 3.—

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.**

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

# Herr und Frau Bewer.

Novelle

von

**Paul Lindau.**

VIII. Auflage.

Elegant broſchirt ℳ 2.50; fein gebunden ℳ 3.50.

# Mano.

Erzählung

von

**Paul Lindau.**

V. Auflage.

Elegant broſchirt ℳ 4.50; fein gebunden ℳ 5.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

# Veränderte Verhältnisse.

Roman

von

## Nora Görner.

Drei Bände. Elegant broschirt ℳ 12.—; fein gebunden ℳ 15.—

Der Titel klingt schlicht genug für das vielumfassende, scenenreiche, den Leser packende Familien- und Gesellschaftsgemälde, welches die Verfasserin entwickelt. Die Darstellung ist kunstvoll und doch fest am realen Leben haltend, die Effecte sind dramatisch ergreifend aber ungesucht. Es handelt sich im Wesentlichen um die Schicksale eines durch Lotteriegewinn reich gewordenen Schneidermeisters, der, von seiner eitlen prunksüchtigen Gattin getrieben, seinen einfachen Namen Vanstetten in einen aristokratisch klingenden „von Stetten" umwandelt und in toller Vornehmthuerei alle Stufen des Luxus erschöpft.

# Novellen aus der Heimath.

Von

## Adolf Wilbrandt.

2 Bände. Eleg. broschirt ℳ 8.—; fein gebunden ℳ 10.—

Inhalt des ersten Bandes: Der Lootsencommandeur. — Der Gast vom Abendstern. — Inhalt des zweiten Bandes: Am heiligen Strand. — Der Mitschuldige.

Meist sind es ernste Farben, welche der Autor in diesen Gemälden aufträgt: Gewitter mit schwarzen Sturmwolken und zuckenden Blitzen fahren durch die Gemüther, ohne daß die Erquickung von mildem Regen und Sonnenschein auf die Entladung folgt. Sämmtliche Stücke dieser Sammlung sind von großem Reize und höchstem literarischen Werthe.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.**

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

---

# Charakter-Studien.

Vier Novellen.

Von

**M. Corvus.**

Verfasser von „In omnibus charitas".

---

Elegant broschirt ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—

---

# Schachmatt.

Roman

von

**Ewald August König.**

Elegant broschirt ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

---

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

# Im Frühroth.

Roman

von

## Konrad Telmann.

3 Bände.

Elegant broſchirt ℳ 16.—; fein gebunden in 3 Bänden ℳ 19.—

# Die Verlobte.

Roman

von

## Robert Waldmüller-Duboc.

4 Bände.

8°. Elegant broſchirt ℳ 18.—; fein gebunden in 4 Bänden ℳ 22.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Verlag von **E. Schottlaender** in Breslau.

# Gute Gesellschaft.

Roman

von

**Rudolf Lindau.**

Zweite Auflage.

2 Bände 8°. Elegant broschirt ℳ 7.50; fein gebunden ℳ 9.50.

# Wessen Schuld?

Roman

von

**O. Elster.**

Elegant broschirt ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Verlag von **E. Schottlaender** in Breslau.

# Licht, mehr Licht!

Ein livländiſcher Roman in drei Bänden

von

**Schack v. Igar.**

(Elfriede Takſch.)

3 Bände. Elegant broſchirt M. 12.—; fein gebunden M. 15.—

# Kampf um Liebe.

Zwei Erzählungen

von

**K. Freiherrn von Loën.**

Elegant broſchirt ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.**

Verlag von E. Schottlaender in Breslau.

# Die Realiſten der großen Welt.

Roman

von

Wladimir Fürſt Meſchtſchersky.

Elegant broſchirt ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

# Culturbilder

aus dem

# bayeriſchen Walde.

Von

Maximilian Schmidt.

Elegant broſch. ℳ 4.—; fein geb. ℳ 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

# Lebenserinnerungen.

# Lebenserinnerungen.

Von

Levin Schücking.

Zweiter Band.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1886.

# Zweiter Band

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| n Augsburg | 1 |
| arl Gutzkow | 39 |
| stende | 72 |
| ön | 95 |
| aris | 115 |
| r. v. Stramberg | 146 |
| om | 165 |

## In Augsburg.

Bald war für uns die Stunde des Scheidens von Weinsberg gekommen, und quer durch's Schwabenland, über Schwäbisch Hall, Nördlingen und das alte Stift Ellwangen, erreichten wir Donauwörth und endlich Augsburg und seine klassischen „Drei Mohren", diese wackersten aller Heiden, welche seit Jahrhunderten so viele Wanderer gelabt und erquickt und geschirmt haben, ohne Ansehen der Person, vom großen Potentaten und Fürsten bis herab auf den zerlumpten wandernden ewigen Juden und noch tiefer, den zerlumpten wandernden deutschen Bundestag — und die heute auch dem dämonischen Zeitgeist verfallen sind. Augsburg — damit stand ich wieder einmal auf der Lebenswanderung vor einem weiteren Dioramma-glase, das in eine neue Welt blicken ließ: eine gute, brave,

gemüthliche Welt, voll redlicher, meiſt orginell angelegter und geiſtreicher Menſchen, unter denen die markanten Idealiſtenköpfe ſo wenig als die ſchönſten Frauenköpfe fehlten; Männer darunter, denen ſeitdem wie F. Liſt eherne Ruhmesſäulen geſetzt ſind, Frauen, deren Bilder in der Schönheitsgalerie König Ludwigs aufgenommen waren; und das Alles ſich bewegend um eine „cinquième puissance“, eine Macht im Reiche der Intelligenz, das Alles mit einer gewiſſen idylliſchen Freiheit der Lebensformen gelagert um den Alle nährenden Quell der politiſchen Hippokrene: Allgemeine Zeitung.

Der Gedanke an Augsburg iſt in mir zunächſt verbunden mit einem ziemlich düſteren, ſehr alterthümlichen Hauſe in der Sanct Annenſtraße, in welchem ein wunderlicher alter Herr, der letzte Sproß eines Augsburger Patriziergeſchlechts, allein mit einer alten Magd hauſte und in deſſen erſtem Stock unſere junge Haushaltung eingerichtet wurde — nicht ohne einige jener ſchönen geſchnitzten und eingelegten Renaiſſancemöbel, welche bei den Augsburger Althändlern für ganz unglaublich geringe Preiſe zu erhandeln waren. Aus einer weiten düſteren Vorhalle unten führte eine ſteinerne Treppe in unſere

Wohnung, welche nach der Rückſeite auf einen geſchloſſenen Hof ſtieß, den ein Flügel mit einem alten Banketſaal abſchloß — einem Stück ſiebzehnten Jahrhunderts mit Deckengemälden und ledergepreßten Tapeten und geſchnitzten Armſeſſeln und Bücherſchränken, welche in ſchönen franzöſiſchen Einbänden die ganze Literatur der Zeiten Gottſcheds und des ſiebenjährigen Krieges enthielten. Jene ſteinerne Treppe aber, von wie viel liebenswürdigen und verehrten Menſchen iſt ſie nicht betreten worden, die uns in den beſcheidenenen und anſpruchsloſen Räumen beſuchten! Da war zuerſt der ſchwere, langſame Schritt, der Vater Liſt ankündigte, wenn er, ein wenig keuchend wegen ſeiner Leibesfülle oft noch in ſpäteſter Abendſtunde laut und lachend heraufkam, um ſeine erregten Geiſter durch ein Geplauder zu beruhigen. Dann Kolb, der in ſeiner Freundſchaft für uns der Vermittler ſo vieler uns ſpäter theuer gewordenen Bekanntſchaften wurde — der Fallmerayers, Ludwig Steubs, Heinrich Konigs, Sophie Schröders und des intereſſanten Menſchen, der unſer nächſter Nachbar war. Dies war der Major von Hailbronner, der mit einer wie er unverheiratheten Schweſter im nächſten Hauſe wohnte, umgeben von mancherlei bunten

ethnographiſchen Erinnerungen; denn er war als Verfaſſer von „Morgen- und Abendland“, wie er ſein Touriſtenwerk genannt hatte, gewohnt, den Mund etwas voll zu nehmen, er war nämlich ein „blagueur“, ſo groß, wie er lang war, und ein berüchtigter Herzenbrecher. Aber ein Geſellſchafter ſo witzig und erheiternd wie wenige. In Paris hatte er viel mit Heine verkehrt, und da er eine ſo überaus ſtattliche, in ſeiner Chevauxlegersuniform imponirende Erſcheinung war, hatte ihm Heine, neben ihm auf den Boulevards ſchlendernd, eines ſchönen Tages ganz ernſthaft geſagt: „Hailbronner, thun Sie mir einen großen Gefallen: wollen Sie?“ — „Und welchen?“ — „Duelliren Sie ſich mit mir . . . ſchießen wir uns im Bois de Boulogne!“ — „Aber ich bitte Sie: Ihr Maul iſt böſe genug, aber mich haben Sie damit noch nicht gekränkt: wozu uns duelliren?“ — „Ich meine ja auch nur zum Schein. Es würde mir ein ganz fabelhaftes Preſtige geben, wenn alle Journale ein Entrefilet brächten, daß ich mit ſolch einem Goliath wie Sie auf die Menſur gegangen. Wir machen natürlich keinen Ernſt daraus, ſondern laſſen hübſch die Kugeln aus den Läufen fort!“ Hailbronner hatte ſolchen Scherz begreiflicherweiſe abgelehnt, aber über

einen anderen herzlich gelacht. Heine hatte ihn betrachtend gesagt: „Hailbronner, ich wollte, ich könnte Ihnen auf drei Wochen Ihren Körper ableihen. Dann würde ich ihn Ihnen getreulich wiederbringen, aber wüst zugerichtet!“ — Er hat später seine Touristenfahrten durch den Orient und Occident damit beendet, daß er als General an der Spitze der „Strafbayern“ in Kassel eingerückt ist, und ist dann früh gestorben.

Eines Abends, zur Zeit der Theestunde, erschien Kolb in Begleitung eines kleinen, so gebeugt und gealtert aussehenden Mannes, daß ich ihn im ersten Augenblick gar nicht erkannte, als er hinter jenem eintrat. Dann rief ich erfreut: Lenau! aus und war doch erschrocken, ihn so verändert zu sehen. Er hatte in den Sommermonaten sich verlobt, hatte jetzt kürzlich ein Arrangement mit Herrn von Cotta getroffen, das eine gewisse Gewähr für seine Zukunft enthielt, und war nun auf dem Wege nach Wien, um seine dortigen Angelegenheiten zu ordnen, dortige Verhältnisse zu lösen — eine Aufgabe, welcher er mit schwerem Herzen entgegengehen mochte; man weiß ja, welche Bande ihn dort an ein edles Frauenherz knüpften; und wenn er dabei nicht gerade an die ähnliche Situation Immermanns

bei deſſen Verlobung dachte, die Ahnung, daß ihm Kataſtrophen derſelben Art, wie ſie dieſer folgten, bevorſtänden war ihm bei ſeiner tiefgründigen Natur, die zum Abwägen der Dinge ja ſtets nur ſchwere Gewichte hatte, ſicherlich nicht fern! Wir redeten von den gegenſeitigen Sommererlebniſſen, es wurde ihm Glück gewünſcht und ſein projectirtes zukünftiges Heim, Frankfurt, beſprochen — aber er blieb ſtill und gedrückt und ſchied auch bald wieder, um ſich von Kolb in ſeine Mohrenherberge geleiten zu laſſen. Am anderen Tage ſprach auch Kolb ſeine Beſorgniſſe um den innerlich ſo wenig glücklich ſcheinenden Bräutigam aus.

Ein freundſchaftlicher Verkehr beſtand auch mit der Familie v Binzer. Herr v. Binzer, in ſeiner blühenden Jugendzeit ein begeiſterter Burſchenſchafter, Dichter und Componiſt des Liedes „Wir hatten gebauet ein ſtattliches Haus", lebte um der Allgemeinen Zeitung willen in Augsburg: Frau v. Binzer, welche unter dem Namen Ernſt Ritter ſehr gute Erzählungen geſchrieben und der Allgemeinen Zeitung manchen ſehr hübſchen Artikel geliefert hat, ſtand der Herzogin von Kurland und Sagan, in deren Hauſe ſie aufgewachſen war, nahe und hatte eine Menge Beziehungen zu Wiener Kreiſen: aus dieſen kam

öfter zu einem längeren Aufenthalt ihr Freund Zedlitz, der Dichter der „Todtenkränze“ und des „Sterns von Sevilla“, nach Augsburg, den sie später, als sie verwittwet in Wien lebte, aufopferungsvoll bis an sein Ende gepflegt hat. Sie war eine lebhafte, gewandte, vielerfahrene Frau und ihr belebtes Haus, das zwei schöne Töchter schmückten, ein Mittelpunkt anregender Geselligkeit. Friedrich List, dessen Haus durch eine ebenso schöne als musikalisch begabte Tochter geschmückt war, wohnte in der Nähe — seine Familie, die Kolbs, die Binzers und die unserige bildeten „von Hirten eine friedliche Gemeinde“, welche an bestimmten Wochentagen regelmäßig zu Abendgesellschaften zusammenkam, und diese Gesellschaften, zu denen jeder als Gast mitbrachte, wer eben bei ihm von durchreisenden Freunden aufgetaucht, waren anregend und heiter wie keine anderen. Bei Kolb fanden wir einst Franz Liszt, öfter Fallmerayer; bei Binzer den Geheimrath von Hormair; Gutzkow hatte ich im verflossenen Herbst in Frankfurt persönlich kennen gelernt; er kam jetzt nach Augsburg und begleitete uns auch zu dem Kaffeehause, in welchem sich gewöhnlich an den Nachmittagen unser Kreis zusammenzufinden pflegte; dabei war ich höchlich über seinen psycho

logiſchen Scharfblick verwundert, womit, als wir allein mit ihm heimgingen, er, der völlig Fremde, ſich über die einzelnen Charaktere der ganzen Geſellſchaft und ihre Beziehungen zu einander orientirt zeigte, als habe er Wochen lang mit ihnen gelebt. Gutzkows Weſen war eben ruhig, zurückhaltend, prüfend, beobachtend, wo es ihm der Mühe werth ſchien, zu beobachten. Er hatte nichts von der unausſtehlichen Schwäche vieler berühmter oder ſich für berühmt haltender Leute, unaufhörlich ganz allein reden zu wollen und dabei nur von ſich ſelber zu reden, juſt als ob ſie anderen Menſchen gerade ſo wie ſich ſelber der Mittelpunkt der Welt ſchienen — mit möglichſt deutlichem Verrathen ihrer grenzenloſen Gleichgiltigkeit gegen Alles, was die übrigen Anweſenden betrifft, was ihre Freude oder ihr Leid bildet. — „J'ai reçu une lettre merveilleusement spirituelle de Voltaire: je vais vous lire ma réponse," ſagte jener Franzoſe.

Doch zurück zu unſerem Augsburger Kreiſe, der ſich vielfach durch den Verkehr mit den eingeborenen Familien der großen Induſtriellen und der „Haute Finance" erweiterte, welche das alte Augsburg immer noch auf dem Range eines Börſenplatzes erhielten. Es herrſchte unter

uns, obwohl unsere ganze Gesellschaft sich um das große leitende Organ der Zeit gelagert hatte, doch das politische Interesse keineswegs vor, selbst bei Kolb nicht: ihm warf die leidige Politik, warfen die damaligen miserablen Zustände in Deutschland dunkle Schatten genug auf seinen Lebensweg: die Censur, das Ministerium Abel, die unberechenbaren Wiener und Berliner Susceptibilitäten schufen ihm Verdruß genug, um die Politik im geselligen Verkehr „hintanzuhalten". Mehr davon erfüllt war schon Friedrich List, in dessen Gegenwart denn auch oft die Rede auf die alten Burschenschafterlebnisse und Leiden kam — hatte doch Kolb gleich so vielen Anderen auch auf dem Hohenasperg gesessen und List da oben Wolle kratzen müssen! Auch mir war die Politik nicht an's Herz gewachsen — mir machte der Zustand des Vaterlandes damals einen Eindruck völliger Unheilbarkeit, bei dem ich ebenso sehr an einer von oben kommenden Besserung zweifelte, als mir die von ganz unten kommende Besserung, die endlich einmal zu erwarten war, durch ihre Verfechter und Apostel antipathisch und widerwärtig erschien. — So blieb ich denn mit meiner Thätigkeit der Literatur treu und versuchte mich neben meinen Arbeiten für die Beilage der All-

gemeinen Zeitung in ein paar Dramen. Die Zeiten, in welchen ein junger Menſch ein paar Jahre ſeines Lebens auf dem Hohenasperg oder anderen feſten Punkten des Vaterlandes mit weniger ſchönen Ausſichten verlieren mußte, ſind ja Gott ſei Dank vorüber, die aber, in welchen er Zeit und Kraft verſchwenden muß an die Herſtellung einiger Tragödien in fünffüßigen Jamben oder in Shakeſpeare'ſcher Proſa, an ſolche ſchwärmeriſche Einleitung in die ödere Tragik ſeines eigentlichen Lebensberufs und Lebenslaufs — dieſe Zeiten werden wohl nie vorübergehen!

Im Mai 184- machte ich mit meiner jungen Lebensgefährtin eine Reiſe an den Bodenſee, um jene Annetten von Droſte zu bringen. Ich fand dieſe, mit der ich im lebhafteſten brieflichen Verkehr und Gedankenaustauſch während all' dieſer Zeit geblieben, leider ſehr verändert. Ihre Geſundheit war — vielleicht hatte ich es früher bei ſtetem Zuſammenleben nicht ſo wahrgenommen — doch ein gewaltig ſchwächliches und gebrechliches Ding: ſie erfüllte mich mit tiefer Sorge. Auch machte mir ihr jetziger Aufenthalt einen melancholiſchen Eindruck. Sie wohnte nicht mehr in ihrem alten, doch ziemlich comfortabel eingerichteten Quartier, ſondern nach ihrem Wunſch hatte

man ihr ein Thurmgemach in einem anderen Gebäudetheil zu dem es nicht so viele Treppen zu ersteigen gab und wo sie in noch größerer Ungestörtheit weilen konnte, neu eingerichtet, und die Kahlheit, die weißen Kalkwände dieses noch nicht lange fertig gewordenen Raumes hatten etwas kerkerhaft Bedrückendes. Doch hatte sie alle ihre kleinen Schätze jetzt da bei einander und war mit dem Tausche sehr zufrieden. Konnte sie doch jetzt leichter hinaus zu ihrem geliebten kleinen Besitzthum, das sie unterdeß erworben und das sie mit großem Stolze uns zeigte — es war ein kleiner, oberhalb Meersburg liegender Weinberg mit einem bewohnbaren Pavillon darin, der das „Fürstenhäuschen" hieß — wunderlich roth, blau und grün war er angestrichen, dieser Pavillon; aber der „Maler" im Städtchen hatte ihn mit großem Stolz auf seine Leistung so schön decorirt, und nun konnte Annette es nicht über's Herz bringen, den ländlichen Paul Veroneſe mit dem Auftrag zu kränken, über seinen leuchtenden Farbenglanz einfachere Töne zu legen. Die Zeit des Zusammenseins, welche uns vergönnt war, verflog rasch — nach acht Tagen mußten wir scheiden, und der biedere alte Ritter, der nun schon fünfundsiebzig Jahre zählte, aber immer

noch ſo geiſtesfriſch und frohen Muthes „auf der aelteſten burg Teutſchlandes“ ſaß und mit dem Truchſeßen Ulrich von Singenberg ſprach:

„Suſt heiße ich wirt und rite heim, da iſt mir nit we,
Da geſin ich von der heide und von dem gruenen kle,
Daz ſolt du ſteten, milter Got! das ez mir iht zerge!“

credenzte uns in ſeinem trefflichen Meersburger 1834er den Abſchiedstrunk. Dann entführte der Dampfer uns quer über den See, den Thürmen von Conſtanz zu, und Annette ſchrieb in ihrer gewölbten Remnate unterdeß ihr ſchönes Gedicht „Lebt wohl, es kann nicht anders ſein“ (S. 117 der Letzten Gaben).

Wir ſahen die Schweiz dann, begeiſtert von der Poeſie ihrer Vergangenheit, ſchwärmend für die wunderbare Schönheit ihrer Natur, wieder möglichſt ernüchtert von dem Theile ihrer Bevölkerung, dem als bonne prise der Touriſt in die Hände fällt. Und nach Augsburg heimgekehrt, freute ich mich, nun den ſtattlichen Band der „Gedichte“ Annettens, den ſie, von ihrer eigenen Hand auf's ſauberſte abgeſchrieben, in meine Hände gelegt und deſſen Verlag die Cotta'ſche Buchhandlung bereitwilligſt unter guten Bedingungen übernommen, an's Licht treten

zu sehen. Der Sommer verfloß rasch dabei: es wurden viele kleine Ausflüge gemacht, auch nach München, wo ich Kaulbach, der eben mit dem Carton seines babylonischen Thurmbaus beschäftigt war, kennen lernte und einen westfälischen Landsmann in ihm begrüßen durfte; und an Pilgern, die nach dem literarischen Mekka gewallfahrtet kamen und in interessanter Weise den Bekanntenkreis erweiterten, fehlte es nie: aber ich will nicht den Nomenclator so manches damals bekannten und vielgenannten und heute von tiefer Vergessenheit bedeckten Namens machen: es ist ein kurzathmiges und bröckeliges Ding, die literarische „Unsterblichkeit".

An einem nebeligen Tage des Herbstes saß ich an meinem Tische in den Redactionsbureaus mit irgend einer Arbeit beschäftigt: das Fenster vor mir bot die angenehme Aussicht auf die düstere Augsburger Frohnfeste mit ihren vergitterten Kerkerfenstern, was damals für einen in Schriftstellerei verfallenen Menschen und nun gar für eine Zeitungsredaction ein höchst zweckmäßiges Memento mori war, als plötzlich raschen und erregten Schrittes Kolb in mein Zimmer trat, einen Brief in der Hand, den er mir mit dem Ausruf reichte:

„Da leſen Sie einmal, was ich da eben unter den eingelaufenen Briefen finde! Was in aller Welt bedeutet das?“

Es war ein einzelnes großes, mit einer ſchönen, klaren und feſten Handſchrift bedecktes Quartblatt — von der Hand Lenaus, und deſſen Namen ſtand denn auch mit großen, höchſt energiſchen Zügen darunter. Die Schrift aber lautete:

„Nachricht für meine Braut und meine Freunde in Frankfurt a. M.

Weil keine Arznei gegen meine bedenkliche Nervenkrankheit helfen wollte, nahm ich endlich meinen göttlichen Joſephus Guarnerius hervor, ſpielte mir einen recht friſchen ſteyeriſchen Landler und tanzte, mit aller Gewalt meiner Phantaſie in eine ſteyeriſche Gebirgskneipe verſetzt, unter Jägerburſchen und Almmenſchern, wüthig ſtampfend, einen Tanz ſo lange, bis ich exaltirt und durchwärmt war. Ich bin geſund. Dies iſt geſchehen dieſen Morgen acht Uhr in meinem kleinen Gartenzimmer des Reinbeck'ſchen Hauſes. Eine halbe Stunde ſpäter hab' ich dem Dr. Schelling einen Walzer vorgetanzt ganz friſch und lebendig. Der Doctor kam in einer Stunde wieder und fand mich in

gleichem Zuſtande. Mir iſt unbeſchreiblich leicht und wohl zu Muth, ich gehe ſo ſchnell und ſtraff wie in meinen geſündeſten Tagen. Jetzt will ich ſchlafen. Vivat Guarnerius!

Stuttgart, den 16. October 1844 — 10½ Uhr Morgens. Das muſikaliſche Phantaſiewunder geſchah vor 2½ Stunden.

Lieber Kolb!

Das iſt mir heute begegnet. Drucken Sie es ſchnell. Tauſend Grüße und Küſſe von Ihrem Freund

Nicolaus Lenau."

Solch einem wunderlichen und verblüffenden Actenſtück gegenüber gab es, mit ſo ſicheren, ruhigen und klaren Zügen und ſo gleichmäßig es auch geſchrieben und ſo logiſch es abgefaßt, ſo ſorgfältig es adreſſirt und (mit Lenaus gewöhnlichem Petſchaft, einem Schiff auf ſturmgepeitſchten Wogen und der Umſchrift: Telle est ma vie) verſiegelt war, doch nur eine Deutung. Und wir ſchreckten doch Beide gleich ſehr vor einer ſolchen zurück, um ſo mehr, da uns wohl Lenaus Rückkehr von Wien nach Stuttgart, aber nicht ſeine Erkrankung bekannt war. Kolb ſchrieb ſofort um Aufklärung nach Stuttgart: dieſe aber kam

bereits am anderen Tage durch einen Brief von Guſtav Pfizer, der bat, etwaige Zuſendungen von Lenau an die Zeitung nicht zu berückſichtigen, und dabei Andeutungen über den Ausbruch der Geiſteskrankheit machte, welche ſich alſo wohl zuerſt in dieſem wie eine Reliquie von mir bis heute aufbewahrten Briefe ausgedrückt hat; jener Geiſteskrankheit, welche Lenaus ſturmbewegtes Lebensſchiff endlich in den Hafen eines Irrenhauſes treiben und darin ſo herzbrechend elend verſinken laſſen ſollte.

Es war nicht anders möglich, als daß ſich durch den täglichen Umgang mit Männern wie Guſtav Kolb und Friedrich Liſt mein Blick in's Leben und mein politiſcher Sehkreis unendlich erweiterte. Vor Allem durch Kolb, deſſen Idealismus der ſtärkere, deſſen gemüthvollere Natur auch den Seiten des Menſchenlebens ein Verſtändniß entgegenbrachte, für welche Liſt das eigentliche Organ fehlte und für welche er kein Intereſſe hatte. Liſt war dagegen ſprudelnder, genialer in ſeinen Einfällen, denen er ſtets ein lautes, herzliches Lachen folgen ließ, juſt wie jener Richter Bueren, der unruhige Gaſt, den ich bereits genannt habe und an den Liſt mit ſeiner ganzen Erſcheinung und ſeinem ganzen Weſen mich erinnerte. Und ſo

wirkten Beide um ſo mehr auf meine Anſchauungen ein, da ſie ſo ziemlich vom ſelben politiſchen Credo waren — im Grunde, trotz allen liberalen Vorkämpferthums, conſervative Naturen, lebendiger von dem nationalen Einheitsgedanken als von dem Freiheitsgedanken durchglüht und Beide wohl auch des ſtillen Glaubens, daß die Menſchheit nur durch ihre geiſtige Ariſtokratie weiterkommt, daß die politiſchen Formen, in deren Werth und Alles entſcheidende Bedeutung ſich die halbe Bildung verbeißt, für das Glück der Menſchheit nicht ausſchlaggebend ſind und daß jedenfalls die Herrſchaft dieſer halben Bildung das Schlimmſte von Allem iſt. — In den orientaliſchen Dingen, in Allem, was das „illyriſche Dreieck“ und den „am Bosporus liegenden Schlüſſel zur Weltherrſchaft“, was „Swätoslav und ſeine byzantiniſchen Begierden“ anging, war Fallmerayer, deſſen „Fragmente aus dem Orient“ damals in der „Allgem. Zeitung“ erſchienen, die leitende Autorität, obwohl Roth ihm oft große Stellen in ſeinen Aufſätzen ſtreichen mußte, worüber dann der langſam und bedachtſam arbeitende, an der Facettirung ſeiner ſtiliſtiſchen Juwelen lange polirende Gelehrte in magiſtralen Zorn gerieth. Aber was half es ihm — die Cenſur war eine vis major,

und ſie ſorgte ſchon dafür, daß eure ſchönſten Gedanken für die Hunde waren . . .

„Das war die Rede, die ich hielt
Ganz ohne Vorbereitung.
Verſtümmelt hat Kolb ſie abgedruckt
In der Allgemeinen Zeitung,“

heißt es ja auch ſchon in Heines „Wintermärchen“.

Liſt dagegen, der in Augsburg ein wöchentlich erſcheinendes Zollvereinsblatt redigirte, übte in ſtaatswirthſchaftlichen Fragen einen beſtimmenden Einfluß auf Kolb und die Richtung der „Allgemeinen Zeitung“ aus, um ſo mehr, als Kolb ſich ſchon früher auf demſelben nationalen Standpunkt mit ſeinem Landsmann befunden hatte, bevor Liſt nach mancherlei Schickſalen nach Augsburg gezogen war. Und nun war es doch ein wunderlich zuſammengeſpanntes Paar ſchwäbiſcher Landeskinder, welches hier an einem Strange zog. Tiefgründige Naturen waren ſie Beide, und Beide Idealiſten, wenn auch Liſt ſich mit dem realen Leben beſchäftigte und mich bei der erſten Begegnung mit ihm fragte, wie viel in Weſtfalen die Butter und die Eier koſteten, was ich ihm abſolut nicht beantworten konnte! Er ſchaute eben doch auf dieſe realen Dinge von den

höheren Standpunkten aus, auf die ſich nur der Idealiſt heben kann, er durchflocht ſeine praktiſchen Folgerungen daraus mit großen und weittragenden Ausblicken und Ideen. Der Kern und letzte Gedanke all' ſeines Mühens und Strebens für das „nationale Syſtem der politiſchen Oekonomie" aber war die Leitung des deutſchen Volkes zur Freiheit und Einheit auf einem anderen, praktiſcheren Wege als die ſämmtlichen bisher eingeſchlagenen. Und dieſer Gedanke war ein von Haus aus echt transatlantiſcher, er hatte ihn von jenſeits des Meeres, aus der Verbannung in Amerika mitgebracht, und mit einem engliſchen Sprüchwort drückte er ihn am liebſten aus. Das Sprüchwort heißt: „An empty bag cannot stand upright." Wir drücken es mit „Gut giebt Muth" aus. Liſt exemplificirte ſchon an den Bauernkriegen, daß die wachſende Wohlhabenheit der Landbevölkerung im 16. Jahrhundert den Bauer, der ſo lange das drückendſte Joch geduldig ertragen, zur Erhebung und zum heroiſchen Kampfe für ſeine Emancipation gebracht. Er wollte den Nationalwohlſtand gehoben, durch eine weiſe Schutzpolitik vermehrt ſehen; mit der deutſchen Armuth ſah er die deutſche Duckmäuſerei, das deutſche Angſtphiliſterthum, das deutſche Wolkenkukuksheim ſchwinden, und ſo

war ſeine Parole „Durch Wohlſtand zur Freiheit“, ſicher dabei, daß die ſo errungene Freiheit eine auf ſichere feſte Baſen gegründete ſein würde, denn das Capital läßt nicht mit ſich ſcherzen und iſt von zäher Widerſtandskraft.

In der Unterhaltung war Liſt in hohem Grade feſſelnd und anregend; er ſteckte voll guter Einfälle und Geſchichten und liebte zu plaudern und zu lachen; war auch nicht gerade ſehr empfindlich, wenn er geneckt und aufgezogen wurde — nur mußte es nicht juſt mit ſeinem amerikaniſchen Omnibusabenteuer ſein. Eines ſchönen Tages in den Vereinigten Staaten — ſo erzählte Kolb, der es in einem amerikaniſchen Blatte gefunden — war eine Geſellſchaft von vierzehn Perſonen in einem Omnibus über Land gefahren und in menſchenleerer Gegend von einem mit einem Schießgewehr bewaffneten Räuber angefallen worden; dieſes verbrecheriſche Individuum hatte gefordert, daß die Geſellſchaft bocc' a terra mache, als ſei man in der Gegend von Terracina, und in der Angſt vor ſeinem verderblichen Schießgewehr hatten alle vierzehn Fahrgäſte ſich dem unterworfen und ſich ausplündern laſſen. Kolb wollte nun ſichere Indicien haben, daß ein in dem Berichte eine hervorſtechende Rolle ſpielender „fat German gentleman“

Niemand anders als ſein verehrter nationalökonomiſcher Freund geweſen ſei, was dieſer jedoch, wie geſagt, nicht weiter erörtert zu ſehen liebte. — In Kolbs reizbarer capriciöſer, nach innen lebender Natur war mehr als in dem kosmopolitiſchen Liſt der Schwabe ausgeſprochen; es war ein vieldrähtiges Garn, dieſe Natur, die nicht leicht zu durchſchauen war; auf dem Grunde derſelben lagen eine goldene Treue und Ehrlichkeit, eine unendlich warme Vaterlandsliebe und ein großer Seelendurſt nach Poeſie; darüber lag ein Anflug von Humor und von Sentimentalität; und zu dem allen kam eine große Anſpruchsloſigkeit; es war keine Spur von Ueberhebung oder eitlem Größenwahn in dem mächtigſten und einflußreichſten Journaliſten des damaligen Deutſchlands. Er hat ſeine Stellung nie zu dem allergeringſten perſönlichen Vortheile ausgebeutet; er hat nur wie ein geduldiger Kreuzträger alle Widerwärtigkeiten, alle Fehden, die mit der Leitung ſolch einer Zeitung verbunden waren, auf ſich, ganz allein auf ſeine überbürdeten Schultern genommen. Seine Reizbarkeit hat ihn dabei unendlich viel leiden gemacht, namentlich zur Zeit des philoſophiſch-politiſchen Rohmer-Schwindels, als die jetzt verſchollenen, einſt in Süddeutſchland und der Schweiz viel Staub auf-

wirbelnden Windhoſen Friedrich und Theodor Rohmer in der „Allgemeinen Zeitung“, die ſich ihrem Gallimatthias verſchloß, durchaus ein Organ finden wollten. — Der liebenswürdigſte Zug in Kolb war ſeine geiſtige Elaſticität. Die geiſtverwüſtende Redacteurthätigkeit, die er ſo viele Jahre hindurch geübt, alles Wichtigere ſelbſt thuend, ſelbſt erledigend, nicht die geringſte Verantwortlichkeit auf Anderer Schultern legend, hatte ihm dennoch nichts geraubt von ſeiner Herzenswärme und ſeinem immer regen und lebendigen Intereſſe für alles Gute und Schöne; es war wie eine ewige Jugend in ihm. Kolb war ein unbedingter Bewunderer Leopold von Rankes und wußte, wenn nicht gerade etwas ſeine patriotiſche Wärme, ſein deutſches Gefühl bis zum Hitzegrade brachte, die Dinge mit der kühlen Objectivität des großen Meiſters der Hiſtorik zu nehmen; ſo war er der ſchwierigen Aufgabe gewachſen, die eigene Anſchauungs- und Empfindungsweiſe ſchweigen zu laſſen, wenn er auf der kleinen Weltbühne, deren Regiſſeur er war, die Vertreter einzelner Richtungen auftreten und ſich ausſprechen — und Manches auch nicht ausſprechen ließ: ſo verſtand er es auch, nur ſelten und mit allem gebotenen Maß ſich die Befriedigung zu ge-

währen, aus den Couliſſen hervorzutreten, um einmal unverblümt eine Parabaſe zu ſprechen. Es gehörte in der That Selbſtverleugnung dazu, und ein Mann aus der Schule Schloſſers hätte es nicht vermocht, ſo, ſtatt als Herold einer Idee und als Apoſtel einer ganz beſtimmten Ueberzeugung einer Zeit voranzuſchreiten, eigentlich nur den Schleppträger einer Zeit zu machen und auch in bewegten Tagen, inmitten aufregender Ereigniſſe, an dem Programm der „Allgemeinen Zeitung" feſtzuhalten, daß ſie, unparteiiſch und mit gleichem Maß für alle ideal berechtigten Richtungen, nur „dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck ſeiner Geſtalt" zeige. Aber Kolb hat es verſtanden, dieſe Aufgabe ſo gut zu löſen, wie ſie ein Mann von einer beſtimmten Geſinnung, bei dem doch Objectivität immer etwas nur annäherungsweiſe Erreichbares bleibt, löſen konnte. Er verſtand es dazu, mit unerſchöpflicher Geduld und Elaſticität des Geiſtes das ihm anvertraute Schiff durch alle die zahlloſen Klippen, die ihm drohten, zu ſteuern — durch die Scylla der Berliner, die Charybdis der Wiener Rückſichten zu ſegeln, gegen den Wind, der von München, von Frankfurt, von Stuttgart blies, zu laviren. Und als endlich, endlich die Lage

der Dinge in Deutſchland ſich änderte, als die Preſſe endlich ein freies, offenes Meer vor ſich ſah und nun geradeaus ſteuern konnte nach Herzensluſt — da hatte durch langer trüber Jahre Gewohnheit der arme Kolb ſich das Laviren ſo zur anderen Natur gemacht, daß er ſich in geraden Cours nicht mehr fand und das Steuer bald ſeiner müden Hand entſank. Sein Gehirn erlahmte und wurde krank, und endlich ſtand auch das brave Herz ſtill, nachdem es von harten Schickſalsſchlägen betroffen.

Kolb hat nie etwas Anderes geſchrieben als in ſeiner Zeitung ſeine anonymen Leitartikel und ſeine Gloſſen zur Zeit- und zur Tagesgeſchichte; und wie dieſe nicht, ſo konnte ihn auch die in ihrem ſtillen Arbeiten und in ihrem ſelbſtverleugnungsvollen Walten ſich dem Auge der Welt entziehende Redactionsthätigkeit nicht bekannt machen; er iſt trotz aller ſeiner ſeltenen vielſeitigen Kenntniſſe und ſeiner Verdienſte im großen Ganzen der Welt unbekannt geblieben. Und doch haften meine Erinnerungen an ſeinem Namen: es wird mir ſchwer, von dieſer Geſtalt, die heute Niemand mehr kennt und die einſt über ein ganzes Stück Literaturwelt regierte, die Gedanken loszureißen und zu

anderen überzugehen, von denen keine wieder in gleichem Maße und trotz so mancher großen Verschiedenheit der Ansichten und Ueberzeugungen mein treuer und lieber Freund geworden ist.

Von tiefer Schwermuth umschattet, nicht zu trösten über den Verlust des Liebsten, was er auf Erden besaß, seines einzigen Kindes, ist Kolb aus der Welt geschieden. Noch vor ihm hat Friedrich List, dessen Ende unseren damaligen Zuständen ein wahres Schandmal aufprägt, die Welt, und zwar freiwillig verlassen. Kolb schrieb mir darüber am 6. December 1846 nach Köln, wo ich damals schon lebte:

„Lieber Freund!

„Alle unsere Gedanken sind durch Lists Tod in Anspruch genommen. Er verließ etwa am 20. oder 21. November Augsburg, indem er seiner Familie blos sagte, er wolle sich in München etwas erholen. Bald erhielt sie aus Tegernsee einen Brief, er gehe nach Meran. Ich war erschüttert, die Familie fand noch nichts Außerordentliches an dem Entschluß. Plötzlich erhalte ich aus Kufstein vom 1. December einen Brief von dem

dortigen Poſtmeiſter: Liſt hatte dort vier Tage meiſt im Bette zugebracht, war am 30. November Morgens 6 Uhr mit Zurücklaſſung ſeiner Effecten fortgegangen; als man Nachmittags das Zimmer erbrach, fand ſich ein offener Brief an mich, deſſen Schluß auf ſeine Abſicht deutete, bei ſeiner zerrütteten Geſundheit und ſeiner ausſichtsloſen Lage aus dem Leben zu ſcheiden. Etwas über 300 fl. in Banknoten u. ſ. w. lag darunter. Liſt ſelbſt wurde überall, zuletzt von fünfzig Perſonen geſucht und endlich am dritten Tage in einem Graben gefunden, er hatte ſich mit einem Piſtolenſchuſſe das Leben genommen. — In ſeinem Briefe an mich ſagte er: vier Tage lang habe er jeden Tag mit ſich gekämpft, ob er nicht nach Augsburg rückkehren ſolle; er ſei auch wirklich von Schwaz zurück nach Kufſtein gekommen, da aber in dem furchtbaren Wetter, wo ihm alles Blut nach dem Kopfe ſtröme, erfaſſe ihn die Verzweiflung! Sie erhalten morgen eine Abſchrift des Briefes an mich. Seine Frau habe ich geſtern erſt unterrichtet. Es war eine Scene furchtbaren Jammers. Jetzt iſt ſie ruhig, halb von den Gedanken getröſtet, daß Liſts Zukunft eine ſchreckliche hätte werden können, denn leider zeigten

ſich wieder Spuren, daß ſeine Abſpannung abermals in die vorjährige Geiſtesſtörung übergehen konnte.

„Sie werden erſchüttert ſein gleich mir. Morgen mehr! Ihr G. Kolb.“

Aus dem Briefe Liſts ſelbſt, den ich am anderen Tage erhielt, ging hervor, daß er, der in ſeiner Melancholie die Verhältniſſe ſchwärzer und unheilvoller geſehen, als ſie waren — daß er mit einem Gedanken edelſter Aufopferung für die Seinen aus dem Leben geſchieden. Da er ſeine Arbeitskräfte von ſich gewichen fühlte, hatte er durch ſeine unfruchtbare Exiſtenz das Erbtheil nicht ſchmälern wollen, welches jetzt den Seinen blieb und das durchaus nicht ganz unerheblich war!

Ich war natürlich durch dieſes entſetzliche Ende Liſts um ſo tiefer erſchüttert, als ich ihn noch im verfloſſenen Sommer wohlauf und hoffnungsvoll in Köln bei uns geſehen — auf der Reiſe nach London; von London auch die heiterſten Briefe von ihm erhalten; er hatte den Plan gefaßt, ein in Köln erſcheinendes Handelsblatt anzukaufen und nach Köln überzuſiedeln, und war darin beſtärkt worden durch Bunſen, bei dem er in London, wie er ſchrieb, die allerherzlichſte und wärmſte Aufnahme gefunden.

Dies Project war dann, als er von London zurückkehrte, von anderen verdrängt worden: und nichts hatte uns damals ahnen laſſen, daß ſchon nach wenig Monaten dieſer ewig rege, ſprudelnde, ideenreiche, edle Geiſt in einer ſolchen Katoſtrophe enden würde!

* * *

Zu den Menſchen, die aus den Augsburger Tagen am lebhafteſten in meiner Erinnerung ſtehen, gehört Philipp Jakob Fallmerayer, dieſer deutſche Gelehrte, der zugleich ein Stiliſt war, wie es bis heute doch wohl wenige andere deutſche Gelehrte geweſen ſind, der dabei eine ſo glänzende Beſtätigung des Buffon'ſchen „Le stile c'est l'homme" bildete, daß ich heute noch keine Zeile von ihm leſen kann, ohne dabei ſeine Geſtalt vor mir zu ſehen und zu glauben, ich höre die Worte von ſeinen Lippen geſprochen, von ironiſch lächelnden Lippen, mit leiſem Liſpeln, mit harmlos ſpöttiſchem Blinzeln der klugen Augen und mit ſeiner Art von ſarkaſtiſcher Demuth, mit welcher er Alles nur beſcheidentlich, nur wie es eurer Billigung unterbreitend ausſprach, während er im Stillen ſich zu moquiren ſchien über euch und über die Welt. — Am Ende, wer konnte es ihm übel nehmen, wenn er ſich über

die Welt moquirte! Klüger als ein großer Theil der Welt, die ihn umgab, war er doch nun einmal, und auf ſeinen einſam träumenden Wegfahrten im Orient hatte er auch wohl Eindrücke genug in ſich zu verarbeiten gefunden, welche nicht geeignet waren, ſeine Hochachtung vor dem Geſchlecht der Sterblichen bis zur Unterdrückung der ihm angeborenen ſatiriſchen Ader zu ſteigern. Er war ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mann, mit ſchwarzem, kraus ſich lockendem Haar und gebräunten markanten Zügen; hätte er Kaftan und Fez getragen, ſo würde er gar keinen üblen Türken abgegeben haben: ſein innerliches Orientalenthum aber, die beſchauliche Ruhe, womit er den Weltlauf betrachtete und keine ehrgeizigen Ziele darin erſtrebte, war ihm doch wohl nur durch die Verhältniſſe und die in München herrſchenden Gewalten auferlegt. — Ein Mann, welcher ſich über „Fabius Egnatius Tartuffius“ und über „Swätoslaw“ ausſprach wie Fallmerayer in der Vorrede zu ſeinen „Fragmenten aus dem Orient“, konnte es in „Derwiſchabad“ unmöglich zu Stellung und Ehren bringen! Und doch war er gegen dieſe nicht unempfindlich — mit einem von Selbſtironie durchtränkten ſchmunzelnden Behagen zeigte er mir, als ich ihn ſpäter 1848 in Frank-

furt als Parlamentsmitglied wiederſah, das Diplom des Niſchan Iſtichar, welches ihm der Sultan ertheilt hatte und worin er als eine weitſtrahlende Leuchte der Wiſſenſchaft, als ein über dem Lande der Niemetz glänzender Stern gelehrter Erleuchtung geprieſen wurde. — Ich weiß nicht, ob dies orientaliſcher Redepomp war oder der Sultan ſich ſo in ſeinem Lobe des baieriſchen Privatgelehrten erhitzt hatte, weil er ihn an den rebelliſchen Hellenen gerächt; aber jedenfalls ging daraus hervor, daß Fallmerayer nicht persona ingrata bei der Hohen Pforte geweſen wäre, wenn man ihn wirklich, wie damals beabſichtigt wurde, als Geſandten des deutſchen Reichsverweſers nach Conſtantinopel geſchickt hätte.

Fallmerayers mit ſo viel Scharfſinn und Gelehrſamkeit vertheidigte Theſe: „Das Geſchlecht der Hellenen iſt in Europa ausgerottet . . . auch nicht ein Tropfen echten und ungemiſchten Hellenenbluts fließt in den Adern der chriſtlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands . . ſcythiſche Slaven, illyriſche Arnauten, Kinder mitternächtlicher Völker u. ſ. w. ſind die Leute, welche wir heute Hellenen nennen und in die Stammtafeln des Perikles und der Philipömen hinaufrücken“ — dieſe Theſe, die

anfangs vom philhellenischen Europa mit Entrüstung angehört, dann von höchst unzulänglichen Kräften bekämpft wurde, hat sich nach und nach allgemeine Geltung errungen. Heute freilich hat eine neuere Untersuchung der Frage (namentlich durch C. Hopf in Ersch und Grubers Encyklopädie) herausgestellt, daß Fallmerayers These doch, so uneingeschränkt wie ausgesprochen, nicht wahr ist, daß sich auf den Inseln, in festen Küstenstädten sicherlich altbellenisches Blut erhalten hat, daß wenigstens die Verwüstung von Hellas und Morea im vierten bis siebenten Jahrhundert nicht so alles nationale Dasein erstickend, mit den Wurzeln ausreißend gewesen, wie Fallmerayer annahm. Dies nimmt aber der Bedeutung Fallmerayers sehr wenig. Liegt doch seine bleibendste Bedeutung in seinem Stil, in diesem sein ironischen Ausdruck der edelsten Geistesaristokratie, in dieser humoristischen Gewandung des reizbarsten ästhetischen Empfindens, in diesem Muster vernichtender und doch so edel maßvoller Polemik. Darin, in der Schönheit der Form, zu der es der arme Hirtenbube von Tschötsch in Tirol gebracht und die er in der Schule der deutschen Gelehrsamkeit wahrlich nicht lernen konnte, liegt seine Bedeutung, und in dem Einfluß, den

er dadurch auf eine Schule Münchener Stiliſten geübt hat, die von ihm profitirten und deren bedeutendſter, noch viel zu wenig anerkannter Vertreter heute Ludwig Steub iſt.

Ich habe mit Fallmerayer zuletzt im Sommer 1855 in München verkehrt. Damals weilte er gewiſſermaßen noch immer „im Lande der Ungläubigen". Man hatte ihn im März 1848 ſchnell zum Profeſſor an der Münchener Univerſität ernannt und ihm den Katheder von — Görres verliehen! Aber da er, zum Frankfurter Parlament erwählt, mit dieſem im Drange harmloſer Beſchaulichkeit nach Stuttgart gewandert war, hatte die akademiſche Hochſitzherrlichkeit bald ein Ende gefunden; er hatte ſich darauf zu ſeiner Sicherheit in die Schweiz verzogen und war infolge einer Amneſtie zurückgekehrt, jetzt wieder nichts als ein Profeſſor in partibus infidelium.

Er war ein wenig grau geworden, war reſignirt und, als letztes Ziel des Weltlaufs und Wettlaufs bethörter „Staatsgedanken" ſah er noch immer die Lanze des Koſaken. Als ein vereinſamter Mann, in den Armen ſeines treuen Freundes G. Thomas, iſt er dann 1861 geſtorben, nachdem ihm Platens Wort als Lebensmotto gedient:

Mir, der ich bin ein wandernder Rhapsode,
Genügt ein Freund, ein Becher Weins im Schatten
Und ein berühmter Name nach dem Tode.

Eine fernere liebe Erinnerung aus jener Zeit ist mir der Verkehr mit einer kleinen grauhaarigen und dunkeläugigen Frau, mit Zügen, welche durchaus nichts Distinguirtes hatten: von der man allerhöchstens einräumen mochte, daß sie in ihrer Jugendblüthe „La beauté du diable“ gehabt, denn ihr Gesicht war knochig und ihre Nase zu kurz, um wohlgeformt zu sein: einer energischen kleinen Dame, von der man jedoch, wenn man ihr absolut natürliches Wesen, ihre schlichte Weise zu reden und sich zu geben sah, am allerletzten dachte, daß sie je eine berühmte Schauspielerin gewesen. Und doch war sie Schauspielerin gewesen, ja in den ersten drei Jahrzehnten des Jahrhunderts die deutsche Tragödin par excellence, denn sie hieß Sophie Schröder. Sie war fast eine Landsmännin, denn sie war im Kernstück Westfalens, in Paderborn, geboren — freilich als die Tochter eines wandernden Schauspielers, der Bürger hieß. Und aus diesem Geburtslande hatte sie das Schicksal auch sehr bald zu allen möglichen, im Ganzen wenig zu westfälischer Art und Weise

ſtimmenden Lebensperipetien hinausgeführt, von denen ſie gar zu gern erzählte. Jetzt im Hafen der Ruhe angelangt, bei einem Sohne wohnend, der als baieriſcher Offizier in Augsburg ſtand, erfreute ſie ſich des Rückblicks auf ein Leben von damals zweiundſechzig Jahren, welches für ſie ſo viel länger geweſen, weil ſie es ſo früh begonnen. Denn ſchon mit vierzehn Jahren hatte ſie ſich verheirathet, ich glaube, in Reval, mit einem aus den Rheinlanden ſtammenden Schauſpieler Stollmers, der eigentlich ein recht guter Juriſt war, aber ein ſehr mäßiger Tragöde und ein ſehr unvernünftiger Gatte für die blutjunge Frau. Sie hatte ihm einen Sohn geboren, dann hatten ſie ſich getrennt; er war mit dem Sohne in ſeine Heimat zurückgezogen, um den Thespiskarren mit einem Actentiſch und den angenommenen Namen Stollmers wieder mit dem richtigen Smets zu vertauſchen. Der Sohn war ein katholiſcher Geiſtlicher, ein Dichter geworden und Wilhelm Smets mir ein guter Bekannter vom Rhein her, wo ich ihn in Köln kennen gelernt; das brachte mich zuerſt mit der Mutter in Berührung, und wir ſahen ſie nicht ſelten, auch dann und wann in den Abendſtunden, obwohl ſie ſehr zurückgezogen lebte, in kleiner Geſellſchaft bei uns. Ausführlich

erzählte sie mir auch von der wunderlichen Art und Weise, wie sie diesen Sohn kennen gelernt. Ohne alle Kunde von ihrem Erstgeborenen, hatte sie ihn längst als Kind gestorben geglaubt — bis sie eines Tages in Wien in einem jungen Manne aus den Rheinlanden, der sich bei ihr einführen ließ, um ihr seine schwärmerische Begeisterung für ihr Spiel auf dem Burgtheater auszudrücken, mit dem sie sich dann harmlos unterhalten, im Verlaufe des immer betroffener, immer forschender werdenden Gesprächs ihren verlorenen Sohn entdeckt. Es ist unlängst eine sorgfältig ausgearbeitete Biographie von Wilhelm Smets von J. Müllermeister in Aachen, wo Smets als Stiftsherr gestorben ist, erschienen — sie enthält das Nähere über die Beziehungen von Mutter und Sohn, der keine schöpferische, aber eine „anempfindende" enthusiastische Natur war und dessen Trauerspiel „Tassos Tod" bei H. Heine eine sehr ausführliche und sehr überschätzende Besprechung gefunden hat. (S. Heines Werke XIII.) Aber auch von ihrer berühmteren Tochter Wilhelmine (Schröder-Devrient) war es in hohem Grade interessant, die Mutter reden zu hören — von diesem großen, von Allen, welche sie sahen und hörten, so bewunderten, von Allen, welche sie näher kannten.

ſo ſchwärmeriſch verehrten Talent; es war ein Genuß, ſie z. B. ſchildern zu hören, wie einſt Wilhelmine das „Widum“ des Pfarrer gewordenen Bruders auf dem Lande mit ihrem Beſuche in Aufregung gebracht, mit Koffern, Schachteln, Zofen — und heiterſtem Leben erfüllt, und dann im ſchlichten Dorfkirchlein, in welchem ihr Bruder Wilhelm als Prieſter officiirt, am Sonntagmorgen die armen Bäuerlein hingeriſſen durch den Geſang, womit ſie, vom Altare verborgen, die Meſſe ihres Bruders begleitet. Und gern auch erzählte ſie von ihren ſpannenden Hamburger Erlebniſſen 1813. Am ergötzlichſten wurde ſie jedoch, wenn ſie zu reden kam auf ihre dritte Verheirathung mit dem Otto von Wittelsbach-Darſteller und Donnerer Kunſt, den ſie, wie ſie ſagte, nach wenigen Wochen wieder „zum Hauſe hinausgeworfen hatte“. Das Anziehende an der originellen Frau war der ſchöne Idealismus, den ſie ſich gewahrt hatte, dem ſtets mehr die Sache als das Ich am Herzen gelegen zu haben ſchien — und eine gewiſſe innere Seelenhoheit, die ſie ihren Hauptrollen, der Iſabella in der Braut von Meſſina und der Sappho innerlich ſo verwandt ſcheinen ließ, wie ſie andererſeits nichts von einer Verwandtſchaft mit dem Naturell einer „Schauſpielerin“

hatte. Ihre Größe lag eben in der Tiefe wahrer Leidenschaft, die sie erschütternd darstellen konnte. — Ich habe Sophie Schröder später noch wiedergesehen. In Köln auf der Straße eines Tages ließ eine lebhaft mir entgegenkommende kleine Frau mir eine herzhafte Umarmung angedeihen — es konnte nur Frau Sophie sein. Sie besuchte von Zeit zu Zeit im Sommer ihren ältesten Sohn, den poetischen früheren Pfarrherrn in der Eifel und jetzigen Stiftsherrn in Aachen, und wir sahen sie dann jedesmal in Köln bei uns vorsprechen. Sie war damals ja auch erst in den Sechzigern, geistesfrisch und rüstig. Mit achtundsiebzig Jahren trat sie auf den Wunsch des Königs Max II. noch einmal auf die Münchener Bühne, das Lied von der Glocke vorzutragen — es war zum Schillerfeste 1859; und mit siebenundachtzig Jahren — 1868 — ist sie in München gestorben.

Aber genug von diesem Capitel, welches die Ueberschrift „In Augsburg" führt. Ich konnte noch so manche Namen nennen, manche Gestalt zeichnen von Menschen, die dort zuerst mir mehr oder weniger nahe traten — vor Allem Heinrich König, den sinnigen, vom Leben geprüften Mann, und Herrmann Marggraff, den guten, weichen und

ſo reich begabten Menſchen, der im Leben ſo ſcheu war und mit der Feder ſo tapfer ſtritt: den originellen Altenhöfer, den zweiten Redacteur der Zeitung, dieſen incarnirten Sarkasmus, mit dem Kolb ewig auf dem Fuße des Schmollens ſtand — aber Alle ſind ſie dahin, und es gilt nun Abſchied zu nehmen von all' dieſen erloſchenen Lichtern, dieſen verglühten Fackeln, die doch alle mit dem Glanz ihrer Intelligenz und mit der Wärme edlen Willens in einem Kreiſe, der ſie liebte und verehrte, geleuchtet haben. Wenn man alt wird, wird das Leben wie ein Charfreitagsgottesdienſt in der Sixtiniſchen Capelle; man ſieht Lichter erlöſchen, eines nach dem anderen; es wird dunkler und dunkler um uns, und was man um ſich her vernimmt, ſind Lieder der Trauer und der Klage, die zu der hohen Decke aufſchwellen, an der man die Propheten und Sibyllen, die Geſtalten bibliſcher Mythologie, alle dieſe Gebilde einer von unſerer Jugend gläubig verehrten transſcendentalen Welt ſich immer ſpurloſer in Nacht und Dunkel verlieren ſieht.

## Karl Gutzkow.

Als der zweite Winter, den ich in Augsburg verlebte, vorüber und nun der Sommer mit ſehr heißen Tagen gekommen war, lockte er uns aus dem ſchattigen alten Patrizierhauſe in der Sanct Anna-Straße in die ſonnige Welt hinaus, und wir entſchloſſen uns, in ein Seebad zu gehen. Die Wahl fiel auf Oſtende, wohin auch Kolb ſeine Schritte lenken, auch Heinrich König ſich begeben wollte. Im gemietheten „Zauderer"wagen rollten wir alſo durch endloſe Obſtbaum-Alleen auf ſtillen Chauſſeen Anspach und Würzburg zu — es war eine grimmige Hitze, und das geduldige Büblein, das mit ſeiner Bonne mit uns reiſte und ſinnig die ſich ihm erſchließende wunderliche weite Welt anſchaute, hatte viel böſen Staubes zu ſchlucken. In Frankfurt angekommen, ging ich Karl Gutzkow auf-

zuſuchen, der auf dem Hirſchgraben ſchräg dem Goethehaus gegenüber wohnte, und fand ihn in ſeiner Familie, neben ſeiner anmuthigen und liebenswürdigen Frau. Er kam mir mit großer Wärme entgegen — die kühle Zurückhaltung, die bei unſeren erſten Begegnungen geherrſcht hatte, war geſchwunden, und ich ſah, daß ſich auch eine Gemüthswärme bei ihm äußern könne, die ich ihm früher gar nicht zugetraut hatte. Ich hatte in den „Ergänzungsblättern zur Allgemeinen Zeitung“ bei Gelegenheit der erſten zwölfbändigen Sammlung ſeiner Schriften eine ausführliche Charakteriſtik ſeines Weſens und Schaffens zu geben verſucht, die ihn erfreut hatte und für die er mir in den lebhafteſten Ausdrücken dankte. Um ſo mehr hatte ſie ihm wohlgethan, als ſchon damals eine ziemlich ſtarke „Hetze“ wider Alles, was Karl Gutzkow ſchrieb, in Schwung zu kommen begann — jene Hetze, die nach und nach ſeinen Verfolgungswahn ausbildete, deſſen Keim ſchon viel früher in ihm lag, Jahre lang, bevor er zu einer unſeligen Kataſtrophe führte.

In der That ging die Art, wie man ihn behandelte und auch für ſeine wirklich großen und rühmlichen Schöpfungen oft ſtatt der Anerkennung nur Verdammung hatte, über das ſo oft von ihm herausgeforderte Wiedervergeltungs-

recht weit hinaus; und ſein Unglück dem gegenüber war ein doppeltes. Er iſt nie ein eigentlich populärer Schriftſteller geweſen, dem es möglich geworden, auf eine Schaar, ein Heer zahlreicher Bewunderer und Verehrer geſtützt, der Journalkritik trotzen zu können, etwa in der Art, wie es Roderich Benedix konnte, der, wenn ſeine biederen Dramen ſchlecht gemacht wurden, ganz vergnügt auf die Rechenſchaftsberichte am Ende der Theaterjahre hinwies, wonach Roderich Benedix zweimal öfter als Shakeſpeare, dreimal öfter als Schiller und ſiebenmal öfter als Goethe aufgeführt war. Gutzkow wurde nicht von der Menge getragen, und während ihn dies ohne Rückhalt und Reſerve ließ, zog er ſelbſt in ſeine kritiſchen Fehden hinaus, ohne das aes triplex circa pectus, ohne die Rüſtung, die jeder Kämpfer haben muß: die harte Haut eines public character. Er hatte die verletzliche Epidermis eines jungen Mädchens. Jeder Nadelſtich ſchmerzte ihn. Und dann kam noch etwas hinzu, um ihn zu dem innerlich unglücklichſten Menſchen von Allen zu machen, mit denen ich je näher bekannt geworden bin. Er war glücksunfähig. Es lag nicht in ſeinem Charakter, zufrieden zu ſein. Hätte das Leben ihn auf eine Höhe geſtellt, wie Papſt Leo X., er würde ſich geärgert haben

über die Anmaßung ſeiner Cardinäle, über die Grobheit Michel Angelos und über den Lebenswandel Rafaels. — Er ging ganz und völlig auf in den literariſchen Intereſſen, in der Literatur, dahinter trat nach und nach auch ſeine politiſche Theilnahme völlig zurück. — Für die Kunſt hatte er nie ein rechtes Organ gehabt; ein Freund, der mit ihm zuſammen in Rom war, ſprach ſich gegen mich verwundert darüber aus, wie kalt ihn die Welt der alten Denkmale gelaſſen. So ſtets mit all' ſeinem Dichten und Trachten inmitten des ewig gährenden Proceſſes, des Ringens und Kämpfens der literariſchen Entwickelung ſtehen bleibend, kam er nie zum ruhigen Genuß des Daſeins, verſtand er es nie, bei einer anders gearteten Thätigkeit, bei einer verſchiedenen Bethätigung menſchlichen Beſchäftigungstriebes — und wenn auch nur als Sammler, als Thier- oder Blumenfreund, oder auch nur als guter Geſellſchafter hinter der Flaſche — ſich zu erholen und alle Miſère zu vergeſſen; und in der Weiſe, wie er ſich mit dieſer Miſère herumſchlug, lag ein Zug von Kleinlichkeit, während ſein Hauptjammer doch der war, daß durch unſere Literatur nicht mehr ein großer Zug gehe. Er wäre unſer größter, ſcharfäugigſter Kritiker geweſen, wenn er verſtanden hätte,

auch lebende Zeitgenossen anzuerkennen. Das aber ging wider sein Naturell — aus seinen Gesprächen erinnere ich mich nur, daß er mit großem Wohlwollen und Achtung von Leopold Kompert sprach; auch von Karl Frenzel — ferner von Rehfues, dessen „Scipio Cicala" ihm aus der Jugendlecture als ein gutes Buch vorschwebte: hätte er es einmal wieder gelesen, würde es ihm doch wohl ein wenig hölzern vorgekommen sein. Aber ernst und grundehrlich hat er es mit der Literatur gemeint, und Niemand hat jemals mehr als er den Muth seiner Meinung besessen: den Muth der aufrichtigen Meinung, daß so ziemlich Alles, was seine Zeitgenossen hervorbrachten, nicht viel werth sei und unnütz vor dem Herrn. In einem fast komischen Gegensatz dazu stand dann wieder sein Zorn, daß die zunftgerechte Literaturgeschichte mit Goethe und seiner Zeit abschließe.

Was aber seine eigenen Schöpfungen angeht, die Macht und Größe seiner Gestaltungskraft und den sprudelnden Reichthum seines Geistes, so hat man ja längst begonnen, ihnen gerechter zu werden, und die Nachwelt wird es noch mehr werden; seine Urtheile über viele seiner Zeitgenossen werden vielleicht einst eine Ratificirung finden, welche man ihnen heute noch nicht gewährt. Und jetzt,

wo er todt iſt und auf ſo erſchütternde Weiſe aus dem Leben geſchieden, freue ich mich, in Beziehung auf ihn ebenfalls ſtets den Muth meiner Meinung gehabt zu haben, die ſeine größeren Arbeiten hoch ſtellte und dies, wo ſich Gelegenheit dazu bot, ausſprach. Perſönlich habe ich wenig und nur auf kurze Zeit mit Gutzkow verkehrt, während doch unſer ſeit 1838 begonnener Briefwechſel, anfangs ſehr lebhaft gepflogen und dann Jahre lang erlahmend, nie ganz aufhörte. Nach jenem Beſuch in Frankfurt traf ich Gutzkow zuerſt wieder, als ich im Frühjahr 1846 von Köln aus Paris zu ſehen ging. Ich fand ihn im Hotel Bergère in der Cité Bergère, wo er in einem ruhigen Quartier, wie es ſo nahe den Boulevards nur zu haben war, an ſeinem „Uriel Acoſta" ſchrieb. Ich verhehlte ihm mein Bedenken gegen eine fünfactige Tragödie in Jamben nicht, die höhere Tragödie, die Jamben ſchienen mir durchaus nicht das zu ſein, worauf ſeine Natur angelegt, ſein Talent gerichtet; es giebt eine „Mache", fürchtete ich, nicht ahnend, wie ſehr ſpäter dieſe Sorge beſchämt werden würde. Er war aber erfüllt von ſeinem Stoff und ganz abſorbirt von der Arbeit. Davon redend, machte er meinen Wegweiſer zum Concordienplatz, den ich zuerſt ſehen müſſe,

und brachte mich dann zu Thereſe v. Bacheracht — gemeinſame Verabredung hatte ſie Beide um dieſelbe Zeit nach Paris geführt. Ich ſah ihn und Thereſe nun faſt täglich, wenn nicht am Tage, ſo Abends in ihrem Salon: doch würde von dieſem Pariſer Aufenthalt ſpäter zu reden ſein: ich erwähne hier nur, daß, weil Gutzkow die Arbeit abſorbirte, Thereſe v. Bacheracht ſich oft mit meiner Begleitung zu den Pariſer Sehenswürdigkeiten begnügen mußte, was mir Gelegenheit gab, dieſe unvergleichlich liebenswürdige Frau näher kennen und verehren zu lernen. Im Sommer 1850 brachte Gutzkow dann einige Tage in Köln zu, und von dort aus unternahmen wir eine kleine Rheinfahrt, auf den Drachenfels bis hinauf nach Remagen. Roderich Benedix hatte ſich uns angeſchloſſen, und Gutzkow hat dem ſchönen Tage ein Erinnerungsblatt in ſeinem Buche „In bunter Reihe“ geſtiftet. Als dann ſpäter Münſter mein Aufenthalt geworden, im Sommer 1858, überraſchte er mich dort durch ſeinen Beſuch — er hatte drei Wochen im Inſelbad bei Paderborn zugebracht, hatte dort „Vitoborn“ ſtudirt und ſah ſehr wohl aus er war ſtärker geworden und auch innerlich ruhiger, wie es ſchien — wohl weniger durch den Einfluß der beruhigenden Luft Weſt

falens als durch die Beſchäftigung mit dem objectiven Stoff, den er für ſeinen „Zauberer von Rom“ ſammelte und verarbeitete. Es freute mich, in Beziehung auf weſtfäliſche Verhältniſſe, auch auf die juriſtiſche Seite heimiſcher Lebensformen und Inſtitute ihm mancherlei Fragen beantworten zu können. Mir ſelbſt war es frappant, wie ſcharfäugig er an der Burg des Katholicismus eine ihrer ſchwächſten Stellen herausgefunden, jene zu den bedenklichſten Conſequenzen führende Lehre von der Intention, auf der das Hauptmotiv ſeines „Zauberers“ beruht und von der er viel ſprach. — Ein Ausflug nach einem einer befreundeten Dame in der Stadt gehörenden großen Bauernhof ſollte ihn dann mit unſeren ländlichen Lebensformen bekannt machen, doch mehr nahmen ſeine ſatiriſch angeregte Beobachtung die Perſönlichkeiten in Anſpruch, welche ſich dem Ausflug angeſchloſſen hatten — es waren darunter jene drei alten Herren, deren Geſtalten mir bei der Zeichnung des Barons, des Oberſten und des Geheimraths in meinem Roman „Das Recht der Lebenden“ vorgeſchwebt haben, und namentlich der „Baron“, von dem er ſagte, er werde ſogleich anfangen, zu beweiſen, der weſtfäliſche Adel ſtamme von den Aſen ab, gewann ſein heiterſtes Intereſſe.

Es ist schwer, über ein so gar nicht zu erschöpfendes Thema wie Karl Gutzkow das auferlegte Gesetz der Kürze zu beobachten; mir ist es jedoch erleichtert, indem ich hinweise auf die treffliche Charakteristik, welche Karl Frenzel gegeben hat und der ich in fast Allem beipflichten kann. Auch möchte ich aus einer großen Anzahl Briefe Gutzkows einige wenige mittheilen, die, weil sie Andeutungen zur Beurtheilung seiner Werke enthalten oder charakteristisch für sein Wesen sind, dem künftigen Biographen, den er sicherlich finden wird, nicht vorenthalten werden dürfen. Ich habe darin nur hier und da einige Bitterkeiten wider noch Lebende gestrichen, um nicht noch posthume Schläge von der Hand eines Todten austheilen zu lassen, die lebend doch gar zu viele Schläge mit einer Leidenschaft ausgetheilt hat, welche so oft nicht sah, wohin sie traf.

* * *

Hamburg, 13. Nov. 1840.

Lieber Freund! Sie machen Pläne über auswärtige Ansiedelung und erinnern an frühere Andeutungen. Ich muß sagen, daß ich keines der jüngeren

Talente lieber am „Telegraphen" fixirt ſähe als Sie. Den Dingelſtedt aus ſeiner Anſtellung herausſchwatzen, das wäre leichtſinnig. Beurmann hat ein Blatt und iſt unzuverläſſig. Sie wären der Geeignetſte, an meiner Stelle den „Telegraphen" fortzuführen. Freilich kann das Blatt vorläufig noch nirgend anderswo erſcheinen als hier in Hamburg, und eine Ueberſiedelung hierher wäre für Sie unerläßlich. Die geſellſchaftlichen Vor- und Nachtheile Hamburgs will ich ein andermal erörtern. Ich meine, ein junger Mann, unbeweibt, ſtrebend nach Anerkennung, muß noch nicht fragen, wo man beſſer gedeiht, wo Luft und Menſchen genießbarer ſind. ſind. Weimar iſt kein Ort für Menſchen, nur einer für Mumien. Hat man in Weimar nicht die directeſte Anknüpfung an den Hof (die man nicht mehr bekommt), ſo iſt in dem offenen Landſtädtchen, wo Alles klein, kümmerlich, langweilig hergeht, nicht zu exiſtiren. Laſſen Sie müde Wanderer in Weimar ausruhen! — — — Meine Neigungen drängen mich entweder nach Berlin oder Frankfurt. Berlin iſt mir durch das immer mehr hervortretende doctrinäre Syſtem des Königs verſperrt, Frankfurt muß, meiner dort heimiſchen Frau und

aller ihrer nach Frankfurt gehenden Sympathien wegen, mir immer zunächst am Wege liegen. Mit fortnehmen kann ich den „Telegraphen“ nicht, da Campe ihn nicht losließe und für einen Coup de main meine und des „Telegraphen“ Kraft jetzt noch nicht ganz ausreichend ist. Wo soll ich ihn auch hinlegen! Nur über Nacht müßte das geschehen, ohne daß Campe davon etwas ahnte! Es gäbe das einen Scandal und ich mag nicht als Flunkerer erscheinen. Den Schein hätte ich hier doch vielleicht gegen mich. Schon dies sporadische Wechseln der Orte ist mißlich und schadet dem Vorurtheil von Solidität. — — —

Wenn Sie die deutschen Poeten nicht vornehm genug fanden, so liegt die Schuld wohl in der übermäßigen Furcht, die jetzt jeder genannte und gesuchte Name hat, in Reisebeschreibungen figuriren zu müssen. Alles kriecht Alles wirft sich Einem an den Hals und ist à tout prix liebenswürdig. Flachköpfe sind entzückt, wenn sich ihnen große Männer oder kleine Menschen zeigen. Ich habe seit der Zeit, wo ich am deutschen Parnaß herumkrabble, viel Erfahrungen dieser Art gemacht. Menzel z. B. konnte mit seiner Frau eben eine

kannibaliſche Scene gehabt haben — da klopft ein Fremder, und mit ſüßlich lächelnder, kindlich naiver Stimme grüßt er ihm entgegen!

Auf Viele, die mich beſuchten, habe ich gerade nicht ariſtokratiſch gewirkt, aber ernſt und leider oft abſchreckend: es liegt in meinen Zügen etwas Finſteres, das mein Gemüth nicht kennt. Wer den Muth hat, nach dem erſten Beſuche mich wieder zu beſuchen, der kommt gewiß auch zum dritten Male. Viele kommen aber nicht wieder. Das Leben hat mir zu tiefe Wunden geſchlagen, als daß ich heiter hineinblicken könnte. Was bin ich, das ich nicht durch mich geworden wäre? Was hab' ich, das ich nicht erobern mußte! Sie glauben nicht, wie trüb oft meine Stimmung iſt; doch iſt meine Grundnatur geſund und bricht immer wieder durch jedes Leid heilend hindurch.

Laſſen Sie recht bald von ſich hören — ich ſchließe endlich und grüße beſtens!

Gutzkow.

Magdeburg, den 31. März 1847.

Theuerſter Freund! Wenn auch nur ein paar flüchtige Wirthshauszeilen, doch drängt es mich, Ihnen zu ſchreiben. Reiſ' ich da in der Charwoche meiner

Frau nach Weimar entgegen, mache einen Abſtecher nach Halle und hierher, komme in der „Stadt London“ an und will eben die ſchon beendete Table d'hote nachreiten, fällt mir die neueſte „Kölner Zeitung“ in die Hand, die vor meiner Suppe liegt, und ich fange den Artikel über Acoſta zu leſen an. Erſt erſchreck' ich über den Anfang, über die Achtungserfolge, die Reclamen, die Dialektik; da plötzlich geht mir ein Glanz und eine Herrlichkeit auf, daß ich ganz zu Boden gedrückt, geblendet und beſchämt bin. Das haben Sie mit ſolcher Liebe und Theilnahme, ſo warm, ſo herzlich gut, ſo unverdienter Maßen überraſchend geſchrieben, daß ich mich kaum erholen konnte und meine aufgewärmten Speiſen mechaniſch hinunterſchluckte. Der Entſchluß, Ihnen ſogleich zu ſchreiben, mein trauriges, durch meine Dresdener Siſyphusarbeit bedingtes Stillſchweigen augenblicklich gut zu machen, war der erſte Entſchluß, zu dem ich mich aus meiner Zerknirſchung aufraffte. So muß es einer Schönen zu Muthe ſein, die keinen Anbeter mehr zu finden fürchtet und plötzlich einen ſchwärmeriſchen Brief bekommt, wo doch noch einer anbeißt. Ach, ich bin ſo viel Lob und Anerkanntwerden gar nicht mehr

gewohnt. Mit der ganzen tonangebenden Kritikaſterei hab' ich's verdorben: mit den „Grenzboten", denen die böhmiſche Robott-Frage höher ſteht als deutſche Literatur, mit Laube, mit Kolb, dem ich keine Artikel ſchreiben kann, mit Dingelſtedt, der mir wegen eines Ausrufungszeichens ſtatt eines Punktes (das Andere zu einer ihn betreffenden Notiz von mir gemacht hat) zürnt. Die kleinen Reclamen unſerer guten Thereſe können mir auch keine Freude machen, und ſo war mir's wirklich Manna und Ambroſia, was mir da herniederträufelte; ich danke Ihnen innigſt für dies mächtige und herzſtärkende Votum.

Wie ich nun durch meine Dresdener Taglöhnerei der Literatur entrückt bin, was ich fühle, denke, beſchließe, hoffe, das Alles, liebſter Schücking, möcht' ich Ihnen und Ihrer lieben Frau recht gründlich erzählen, aber weder in Magdeburg noch in Dresden komm' ich dazu, denn auch in Dresden iſt mein Leben ſo, als klingelte alle Augenblicke die Eiſenbahnglocke ſchon zum zweiten Mal, ſo in Hatz und Plage ſteck' ich dort und kann zu nichts mehr mich wahrhaft ſammeln. Hoffentlich find' ich für mein dortiges Verhältniß in's Künftige leichtere Formen und kann auch meine Freunde mehr hegen und pflegen.

Ich habe ſo ein ſtilles Ahnen, daß Sie und Ihre liebe Frau im Sommer nach Dresden kommen. Es iſt dort wirklich ſchön, und es weht eine milde äſthetiſche Luft noch von Anno Ehedem, die uns doch auch noch wohlthuend iſt und in der Sie ſich heimiſch fühlen würden. Thun Sie das, kommen Sie! Sie finden mich dann ſchon häuslich etablirt, und ich kann Ihnen manchen intereſſanten Menſchen vorführen, beſonders aber über alles das Auskunft geben, wofür ich zu brieflicher Mittheilung keine Muße finde. Auch von Ihnen hörte ich gern mehr, als was ich aus dem Kölner Feuilleton zwiſchen den Zeilen leſe.

Mein Herz hab' ich erleichtert und Ihnen inniglichſt für die Ueberraſchung gedankt. Man ſoll keine Schuldzahlungen aufſchieben. Es iſt mir ordentlich leicht, daß ich weiß, Sie leſen dieſe Zeilen in ein paar Tagen und ſind mit ihnen zufrieden, ſo flüchtig und wirthshausmäßig ſie auch gerathen ſind. Viele, viele Grüße an Ihre liebe Frau, auch an Herrn Dumont, deſſen Sendung ich empfing. Ihnen ſelbſt aber treueſten Freundesgruß.
Immerdar

Ihr Gutzkow.

Dresden, den 5. Auguſt 1850.

Ihre kleine Erinnerung, lieber Freund, in der „Kölner Zeitung“ treibt mich doch, Ihnen zuvörderſt zu ſagen, daß der verheißene groß- oder kleindeutſche Erfurter nicht bei mir geweſen iſt. — Im Mai und Juni war ich recht krank. In Warmbrunn glaubte ich einige Tage lang, zu ſterben; ich hatte mich den Winter überarbeitet und muß mich wohl ein wenig zu ſehr an meine Häuslichkeit opfern. Sonſt reiſte ich mehr, genöß, vegetirte. Ich bin ernſter geworden, trüber, verſtimmter wie wohl viele Menſchen jetzt.

Ihr freundliches Wort über meinen Roman*) hat mir innigſt wohlgethan. Sie kennen unſere literariſche Iſolirung! Von den Schreibenden leſen ihn nur ſolche, die ihm gern tadelnd beikommen, raſch verwerfen möchten, und die Zeitungen ſind der Form dieſer Brockhaus'ſchen Operation nicht gewogen. Es ſoll mich gar nicht Wunder nehmen, wenn ſelbſt die Augsburgerin nicht unbefangen bliebe. Und traurig iſt das einem Werke gegenüber, das wirklich aus einer großen Hingabe an den Stoff entſtanden iſt! Sie müſſen es der objectiven Ruhe der

*) Die „Ritter vom Geiſt“.

Darſtellung anſehen, daß ich mit Sammlung bei der Sache war. Die ſpielende, leichte Behandlung verräth die Fülle des Materials. Man wird mir nicht nachſagen können, daß ich Eugen Sue imitire. Ich bin deutſch geblieben, epiſch, ruhig, erörternd, wenn auch darum nicht langweilig. Ich wollte wieder an Goethe, Tieck, Immermann anknüpfen und kann nicht, mag man mir auch mit dem ewigen Vorwurf der Unpoeſie kommen, die Wege wandern, welche die modiſchen ſind, die der Manierirtheit. Die Sucht nach „Poeſie“ iſt ſo krankhaft geworden, daß auch die Kritiker immer nach dem Aparten fragen und für einen Roman im alten bewährten Wilhelm Meiſter-Geſchmack keine Kategorien mehr haben.

Ich habe ſo zu ſagen einen politiſchen Wilhelm Meiſter ſchreiben wollen, einfach, natürlich, lebenswahr. Dem Abſonderlichen jagt' ich nicht mit Angſt nach. Ich verzweifle nicht daran, daß es noch ein Publikum giebt, um ſolche Entwickelungen, wie ich ſie darſtelle, zu genießen. Ich bin mir bewußt, gebildeten, harmloſen Leſern gefällt mein Werk. Die eigentliche Idee tritt etwas langſam heraus. Sie iſt zu neu, zu gewagt, ich darf ſie nicht überſtürzen. Dankmar ſtiftet einen Ge-

heimbund und vertritt gewiſſermaßen an ſich die in der Zeit ſchlummernde Ueberzeugung: Mit der Iſolirung iſt es nichts, mit der breiten Maſſe und Zahl auch nichts, die Elite muß ſich finden; aber raſcher finden, raſcher erkennen als bisher und ſicherer handeln. Er ſtiftet eine neue Templerei. Die Geſchichte mit dem Schrein u. ſ. w. iſt nur Rahmen, wie Sie als kundiger Kenner der poetiſchen Mechanik bald werden durchſchaut haben.

Brockhaus kann mit dem Intereſſe, das ſeine Zeitung wieder gewinnt, nicht unzufrieden ſein. Doch bedarf ich ſehr der nachhelfenden Anerkennung derer, die ſich wirklich gefeſſelt fühlen. Die Lethargie unſeres Publikums iſt groß und der Glaube, ſich durch die Theilnahme für Schleswig-Holſtein z. B. von allem Anderen ſo zu ſagen abzukaufen, gar zu ſehr verbreitet. Wenn ich das, was ich da gebe, mit dem confuſen häßlichen Zeug vergleiche, was z. B. Prutz in ſeiner Mißgeburt, dem „Engelchen“ gegeben hat, ſo leide ich ſehr darunter, wenn ich mir ſagen muß, wie ſich das doch erſt ſelber Bahn zu brechen hat und von den Tonangebern und Wegweiſern in der Literatur doch nicht unterſtützt wird!

Von Herrn v. Gall, der kürzlich hier war, hör'

ich, daß es Ihnen und Ihrer lieben Frau wohl geht. Wir haben jetzt manchen interessanten Durchreisenden. Frau v. Suckow ist z. B. hier; kennen Sie sie?

Es ist gar nicht unmöglich, daß ich Sie noch in diesem Monat in Köln überrasche. Eigentlich wollt' ich nach Ostende und baden. Nur der Roman hält mich ab. Ich stecke so darin, daß ich wie ein Egoist rede und Ihnen schreibe. Haben Sie Nachsicht mit mir!

Also meinen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und herzlichen Gruß. Ihr Gutzkow.

Geben Sie doch jetzt bei dem Pfarrer Guido Stromer, der im Capitel 11 geschildert wird, Acht! Dieser ist mir der Typus des luxurirenden haltlosen Geistes. Er entwickelt sich in den folgenden Bänden zu einer Art Hurter oder Gentz. Jetzt ist er in einem Stadium, wo ich Sie im Vertrauen zur Vergleichung auf Rötscher u. A. aufmerksam mache. Voland von der Hahnenfeder ist v. Radowitz, als Princip.

Dresden, 29. November 1850.

Mein theurer Freund!

Ich wollte mir erlauben, bei Ihnen anzufragen, ob Ihnen Brockhaus den IX. Band geschickt hat? Ich

kann Ihnen nicht verſchweigen, daß mir eine unparteiiſche und ruhige Würdigung meines nunmehr beendeten Werkes erwünſcht wäre. Ich fand bei Ihnen im Sommer, in dieſen wundervollen Sonnentagen, viel Reizbarkeit gegen mein Buch, beſonders bei Ihrer lieben Frau, die mich durch Aufſuchen und Feſthalten des Schwachen wahrhaft erſchreckt hat. Woher dieſe Abneigung? bin ich mit Prätenſionen hervorgetreten? Oder trägt mir Ihre Frau mein ſcharfes Anatomiren gewiſſer Frauennaturen nach, die ſie vielleicht ſchonender gefaßt wünſcht? Oder ſollte ſie gerade meine Abſicht, in dem Lieben ohne Erfolg, ſogar ohne Abſicht, ein großes Geheimniß des Menſchenlebens wiederzugeben, nicht gelten laſſen? Genug, ich wünſchte wohl zu hören ob Sie bei dem ſchlimmen Urtheil, das ich in der „Kölniſchen Zeitung" trotz vieler anderen Conceſſionen, die Sie machten, erlebte, auch am Schluß des Ganzen verharren. Nachläſſigkeiten im Stil und ſonſtige auf der Hand liegende Fehler kann ich erſt bei der dritten Auflage, die vielleicht in einem Jahre kommen könnte, durchgehend verbeſſern. Einſtweilen hab' ich die Freude, daß mir diejenigen, die es wahrhaft gut mit mir meinen,

danken, daß ich ihnen Gelegenheit bot, ihre gute Meinung von mir auch leidlich beweisen zu können. Besonders bin ich glücklich, mir wieder recht von Herzen Kolb in Augsburg gewonnen zu haben. Bei einer solchen Anlehnung läßt sich das Schweigen von Stahr, Max Waldau et caeterorum, die vornehme Schonung des Herrn Wolfsohn und die nüchterne Prüfung des Wilibald Alexis in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ schon eher verwinden. Nun genug von mir!

Was sagen Sie zu der Fluth von Romanen, die erscheint? Haben Sie Auerbach's „Neues Leben“ gelesen?

Von Gall hatt' ich kürzlich Briefe. Er regt sich, seine alte Stellung wieder in der Theaterwelt zu erobern. Auch Dingelstedt ist lebendig.

Welch herrliche Tage waren das am Rhein! Der Drachenfels! Die Wasserfahrt! Remagen! Noch seh' ich Benedix, den Wassergott, im Rhein plätschern. Es fehlte ihm nur ein Kranz und ein paar erschreckte Nymphen, um das Genrebild fertig zu machen. Herzlichen Gruß, auch Ihrer strengen Hälfte,

von Ihrem aufrichtigen

Gutzkow.

Dresden, den 15. November 1858.

Verehrter Freund!

Ich habe von Brockhaus gehört, daß Sie geneigt ſind, etwas für die Würdigung meines Romans*) zu thun. Wenn Sie Band II. geleſen, ſo bitt' ich, ſchieben Sie dieſe löbliche Abſicht keine Stunde länger auf! — Das Buch hat factiſchen Erfolg, aber die Würdigung iſt erbärmlich. Kein Verſtändniß, kein Nachfühlen, die roheſte und plumpſte Erfaſſuug der äußeren Thatſachen! Billige ich denn dieſe unheimliche Lucinde, die alle Damenkaffees ſo in Horreur verſetzt? Deut' ich denn nicht mit Klingsohr eine ganze Weltanſchauung an und gebe ihn als Problem, das ich zu löſen geſonnen bin? Wie roh dieſe Auszüge und Berichte in den Referaten, ſelbſt wohlmeinenden! Wie viel ſteht bei mir nicht zwiſchen den Zeilen! Die Referenten geben das ſo wieder, als wenn es ſich bei mir wirklich um Eugen Sue oder Boz handelte.

Sprechen Sie in Augsburg oder Köln (wo es jetzt noch möglich iſt!) ein Wort vom Standpunkte höherer

*) Der „Zauberer von Rom".

Kritik! Tadeln Sie mich nicht zu ſehr um die Fehler, die ich gegen den Katholicismus mache! Mein Beſtreben, ihm gerecht zu ſein, iſt ſo erwieſen, meine Studien ſind ſo auffallend, daß in der geſtrigen D. Allg. Ztg. ſogar gefragt wird, ob ich Katholik wäre, d. h. wohl katholiſch fühlte? Trefflich ſind Gottſchalls Andeutungen in der Schleſiſchen. Aber der iſt vereinzelt: und ſoll denn die Romantik der Kaufmannselle Recht behalten? Soll dieſem Geſchlecht nichts mehr über „Soll und Haben“ gehen? Als ich die „Ritter“ veröffentlichte, ſchrieben Dingelſtedt, Sie, Carriere, Riehl, Fallmerayer — alle dieſe Stimmen ſind verſtummt, zurückgezogen — neue Tonangeber und welche! Ueberall Repreſſalie!

Von Ihrem neuen Roman höre ich. Ich ſelbſt kann nichts leſen, ſo gern ich möchte! Ich fürchte mich auch vor Paul Bronkhorſt — ich fürchte, ich finde Dinge, die ich Ihren hübſchen Büchern über Weſtfalen (in Brockhaus' Reiſebibliothek) entlehnte, z. B. das Motiv von dem durch den jungen Grafen Blücher erſchoſſenen Domherrn. Im erſten Bande werden Sie gefunden haben, wie fleißig ich Sie excerpirte! Laſſen Sie mir

da wenigſtens die Anerkennung meines guten Willens, ſolid zu ſein und „real“.

Ach, Freund, wie wird man mich nach Band III und IV erſt in Ihren Gegenden ſteinigen! Mad. H., Frl. K., die eine Meſſe leſen läßt, um Zahnſchmerzen zu vertreiben! Wie ich das aber haſſe. Den alten Narren, den Haxthauſen, ſah ich in Rom und ging mit ihm in die Katakomben, die er in ſeiner Sucht, Alles apart zu haben, für alte Troglodytenhöhlen erklärte. Ich werde in dem ſpäter in meinem Buche kommenden „Onkel Levinus“ Einiges, das Beſſere, von ſeiner Weiſe bringen — unter uns. Bei Klingsohr habe ich ſehr ſtark an Florencourt gedacht und einige Leute, die früher ſeine Intimen waren! Lucinde iſt eine Idealiſirung von — rathen Sie!

Als ich nach Italien reiſte, gab ich Brockhaus meine fertigen ſieben Bände verſiegelt und mit den Worten überſchrieben: „Im Fall meines Todes an L. Schücking zu übergeben.“ Sie ſehen meine Freundſchaft, mein Vertrauen! Laſſen ſie mich bald etwas vernehmen und bleiben Sie gut Ihrem alten und aufrichtigen

Gutzkow.

Keſſelſtadt Hanau, 1. Mai 1869.

Theurer lieber Freund!

Es konnte mir nichts willkommener ſein, als durch Ihre überraſchenden unverdienten Zeilen veranlaßt zu werden, endlich eine ſeit vier Jahren mich drückende Schuld zu tilgen und Ihnen zu ſagen, wie ſehr ich mich in der Zeit meines Elends mit Ihnen beſchäftigte!

Als jene traurige Kataſtrophe über mich herein-brach (ich weiß noch heute nicht, was darüber hinter meinem Rücken feſtſteht und geſagt wird) und ich in Offenbach von Verwandten gepflegt wurde, glaubte ich nicht an meine Rückkehr in die Welt. Ich hielt ent-weder meinen Tod oder meine geiſtige Auflöſung für nahe bevorſtehend.

Ehe ich in jene Anſtalt gebracht wurde, wo ich ein Jahr der Qual zubrachte, ließ ich von meinem älteſten Sohn alles zuſammenleſen und zuſammen-packen, was ich an „Hohenſchwangau“ theils ſchon geſchrieben hatte, theils dafür geſammelt, dictirte ihm den ungefähren Plan des Werkes und gab die viel-leicht noch in meinen Papieren befindliche Anweiſung: „Das Ganze iſt ein ungeordnetes Material, aus dem

vielleicht Levin Schücking etwas machen kann. Er kennt die betreffende Zeit und Localität, namentlich Augsburg, beſſer als ich. Will Brockhaus die Vorſchüſſe, welche ich auf dies Buch empfangen habe, möglicher Weiſe wieder einbringen, ſo mag er Alles an Schücking geben und dieſem anheimſtellen, ob er daraus etwas machen will."

Als ich nun Ihren Brief aus Rom erhielt (über Berlin), nahm ich an, Ihre Güte verſchweige eine Bekanntſchaft mit meinem Zuſtand und wäre bereits im Beſitz meines „letzten Willens". Die Verdüſterung meines Gemüths wurde gemehrt und zuletzt faſt ausſchließlich erhalten durch die unverantwortliche Behandlung, die ich erfuhr. Mein Arzt hatte eine conſtante Manier der Ironie und that nichts, die Vorausſetzungen, die ich mir gebildet hatte, zu widerlegen. Jeder vernünftige und gemüthvolle Zuſpruch, jede Beziehung zu meinen Angehörigen wurde fern von mir gehalten. Ich phantaſirte mir eine außerhalb meines Gefängniſſes vorhandene Geſtaltung meines Namens zuſammen, die keine andere Widerlegung als Spott und Hohn fand. Ich war wie ein zertretener Wurm und dachte an die

Ewigkeit, die abſolute Vernichtung. Ihr Brief mit den Mittheilungen über Ihre Kinder, Ihre Aufforderung Sie in Weſtfalen zu beſuchen, rührte mich tief. Ich las aber noch mehr zwiſchen den Zeilen und würde ſie nach dieſen Vorausſetzungen beantwortet haben, wenn ich zum Schreiben Kraft und Lebensluſt gehabt hätte.

Als ich, viel zu ſpät, wieder mit den Meinigen in Verbindung gebracht wurde, fand ich die Welt von den Wirren abſorbirt, die bald in den traurigen Krieg ausarten ſollten. Ich fand mein altes verſiegeltes Convolut wieder, ſah it Trauer auf die Spuren jener gänzlichen Entſagung, mit der ich mich von ihm getrennt hatte, und fing nun die ganze Arbeit von vorn an, um meine Schuld bei Brockhaus zu tilgen. Leider war der Stoff zu ſchwer, zu wenig ergiebig für die Bedürfniſſe eines großen Publikums. Unfreundliche Kritik — — hinderte den Erfolg des Buches beim Publikum, worüber ich mit Brockhaus beinahe ganz auseinander gekommen bin. — —

Zum Glück iſt die Zahl unternehmender Buchhändler und verbreiteter Zeitſchriften groß. Sie werden geſehen haben, daß ich hier und dort arbeite. Die

„Literariſchen Briefe“ ſind eine Idee Reils. Leider, fürchte ich, hat er ſich in der Sache und in mir ſelbſt geirrt. — — Das Erſcheinen des zweiten Briefes hat ſich durch die unangenehmſte Correſpondenz verzögert. Er hat jetzt den dritten Brief über Redwitz' „Stark“ und Hamerlings „König von Sion“. Ich bin begierig, wie es ihm mundet.

Daß Sie Glück mit Ihren Kindern haben, höre ich gern. — — Meine älteſte Tochter hat ſich vor einigen Tagen mit einem jungen Juriſten, einem Amtsrichter Oſius, einem geiſtvollen, vielſeitig gebildeten und nicht unvermögenden Manne, verlobt.

Dieſem Bunde zu Gefallen ſollten wir jetzt eigentlich hier bleiben. Doch hatte ich ſchon vor Erklärung jenes Bewerbers den Verzug von hier beſchloſſen. Einſtweilen miethete ich für die Sommerzeit ein Häuschen bei Bregenz am Bodenſee, deſſen Lieblichkeit Sie ja aus alter Meersburger Erfahrung kennen. Zum Herbſt muß dann ein Entſchluß gefaßt werden. Die Blicke ſind auf Berlin, Frankfurt oder Hanau (eben des jungen Paares wegen) gerichtet. Ich wäre am liebſten für meine Vaterſtadt Berlin, wäre nicht die dortige

Lebensweiſe ſo ſehr theuer. Ihre Mahnung, nach Weſtfalen zu kommen, ſoll mir eine erwägungswerthe Lockung bleiben. Wäre ich ſo glücklich, einige Zeit mit Ihnen zuſammen ſein zu können, ſo weiß ich, Sie würden milde über meine Verirrungen hinweggehen und ſich nur an Vergangenes und alte Zeiten halten. Wie viel ſchöne Stunden haben wir erlebt. „Die ſchönen Stunden, Rückblicke“ — heißt eine Sammlung zerſtreuter Aufſätze, die nächſter Tage bei Hallberger in Stuttgart erſcheint. Auch Ihr Name kommt darin vor.

Laſſen Sie mich bald wieder etwas von Ihrem Leben und Schaffen erfahren. Nochmals innigſten Dank für die mir erhaltene treue Freundſchaft und die Verſicherung, daß ich nichts unterlaſſen werde, ſie mir ferner zu verdienen.

Mit unveränderter treuer Geſinnung

Ihr Gutzkow.

Heidelberg, den 12. Mai. 1876.

Lieber theurer Freund!

Ich leſe mit Vergnügen, daß Sie den Händedruck gefühlt haben, den ich Ihnen durch die „Gartenlaube“

geben wollte. Hat doch gerade die „Gartenlaube“ eine Irrung zwiſchen uns herbeigeführt. Nie habe ich daran gedacht, Ihre Romanſchöpfungen herabſetzen zu wollen. Ich wollte ſie nur charakteriſiren. Ich bildete mir ein, mehr und tiefer zu ſehen als Andere. Als ich Sie als letzten Romantiker ſchilderte, behielt ich ſtets den heiteren Ton, der dergleichen als eigentlich das Gros des Publikums nicht berührend behandelt. Keil nahm das etwas maſſiv, machte eine grobe Note, die mich beſtimmen mußte, abzubrechen, und noch aus Ihrer intereſſanten Selbſtbiographie ſpürte ich heraus, daß auch Sie wirklich verſtimmt waren. Denn die Bemerkung, ich hätte nicht die gewünſchte aber verdiente Anerkennung gefunden, that mir, dem Uebermuth der Faiſeurs gegenüber, wahrhaft wehe. Iſt eine ſolche Bemerkung wahr, ſo ſchmerzt ſie doppelt. Sie deuten allerdings die ſyſtematiſche Anfeindung an, die ich gefunden. Noch jetzt iſt ſie in Thätigkeit und tritt mir überall hemmend in den Weg. In Berlin berührte ſie faſt meine Perſon.

Ich preiſe Sie glücklich, wenn Sie beruhigter in's

Leben ſehen als ich. Ich bin krank. Gerade Italien gab mir den Reſt. Ich ging mit meiner zweiten Tochter auf einen Winter dorthin, war aber auf Schnee, Kälte und Stürme nicht vorbereitet, beſaß auch nicht die Mittel, mir den Comfort theurer Penſionen zu verſchaffen; ſo wurde ich immer invalider und habe mich erſt leidlich erholt durch die Einſamkeit in einem ländlichen Aufenthalt, den ich zufällig hier in der Nähe entdeckte. Meine Frau, zwei unverheirathete Töchter drängten in eine Stadt, und da wählten wir die nächſte, wohl für mich die unpaſſendſte von allen. Denn was iſt ein Belletriſt unter dieſen von Selbſtſucht aufgeblaſenen Zunftgelehrten, von denen diejenigen, die allenfalls einige Fühlung mit mir haben könnten, ganz nur die moderne Germaniſtenpoeſie für das Höchſte halten, auf „Ingo und Ingraban“ und „Ekkehard“ ſchwören. Kuno Fiſcher, der das Zeug hat, da zu lichten, aufzuräumen, wahrt ſich ſeine Geheimerathswürde dadurch, daß er öffentlich über Leſſing und Schelling nicht hinaus geht.

Mein Leiden beſteht aus einer, wie es ſcheint, unheilbaren Nervenverſtimmung, die mit einen Schlund-

krampf anfing, dann ſich auf Magen, Bauch, Beine fortſetzte, ewige Flatulenz, Aufgetriebenheit der Weichen erzeugt, mich ganz ſicher gehen, bergſteigen läßt, aber immer mit dem Gefühl, als ſäße mir eine große elaſtiſche Feder im ganzen Leibe, vom Halſe an. Dabei bin ich blind, total blind am rechten Auge, am linken habe ich mit einer großen conſtanten Schwäche zu kämpfen. Kurz, ich wäre für den Peſſimismus vollkommen reif, wenn ſich nicht ſo viel eitle Narren dafür bekennten!

Laſſen Sie mich recht bald wieder erfahren, wie es Ihnen geht. Die drei Tage ſtehen mir mit ihren Vor- und Nachtagen deutlich in der Erinnerung. Den Eſelritt auf den Drachenfels habe ich wahrſcheinlich zu oft gemacht und daher den damaligen vergeſſen. Den Augsburger Tag mit Liſt, Kolb, Binzer rief mir vor einigen Jahren der Badecommiſſar v. Pappenheim in Kiſſingen in's Gedächtniß, deſſen Waſſer ich auch zu meinem Verderb trank. Im X. Band der neuen Ausgabe meiner geſammelten Werke, S. 116, ſteht auch Ihr Name als Verfaſſer der Perſonalnotizen über Droſte Vöſchering. Als neulich Sepp den Mund gar zu voll

nahm über Görres, habe ich nur mit Mühe an mich gehalten. Seine Darſtellung des Kölner Streites paßt für Jörg, nicht für ihn. Nun leben Sie wohl! Laſſen Sie bald wieder etwas hören Ihren

aufrichtigen und treuergebenen

Gutzkow.

## Oſtende.

Es wird mir nicht leicht, die Fortſetzung dieſer Lebenserinnerungen zu geben. Ich habe ſie freilich abgebrochen in dem Zeitpunkt, wo ſie eine weitere und großartigere Scenerie zum Hintergrunde bekommen, wo eine Fülle markanter Geſtalten nicht aufhört, durch ſie hindurch ihre Schatten gleiten zu laſſen, denn zumeiſt handelt es ſich dabei ja jetzt um Schatten Dahingeſchiedener: wo die ſtürmiſch erregte Zeit der vierziger Jahre ihre hohen Wogen ſchlägt. — Wogen, deren toſendſte Bewegung ich in Italien, in Rom von 1847, in Neapel von 1848, beobachten konnte, mit verehrenden Blicken damals an der hohen weißen Prieſtergeſtalt hängend, welche über dieſe Schaumwellen mit ſegnender Hand dahinſchritt — um endlich auch als Schaum zu zerfließen, vom Höhenwahnſinn glücklich ge-

täuſcht über die Bodenloſigkeit des Elements, auf dem er wandelte in den letzten Jahren ſeines Wirkens.

Aber zu Lebenserinnerungen zurückzukehren, dazu gehören die Stimmungen des Gemüths, die wie Wolken über uns dahinziehen, und beginnt ſolch eine Wolke ſich auf uns zu ſenken, ſo bringt ſie uns wohl das Verlangen, einſam zu träumen, den ſtillen Gedanken an unwiederbringlich Verlorenes oder innerlich Durchkämpftes nachzuhängen und ſich der reimloſen Lyrik, von der wir uns ergriffen fühlen, hinzugeben; nicht aber zu ſchreiben, zu erzählen und uns Mühe zu geben, das, was farbenreich und in ſeinen feſten Umriſſen vor unſerer Seele ſteht, Denen zu zeichnen, welche ja doch nur kühl und flüchtig ein verſchwimmendes Schemenbild davon in ſich aufnehmen können. Mit der rückwärts gewendeten, über dem Vergangenen ſinnenden Stimmung iſt auch immer jenes Zurückſchrecken vor dem Verſuche verbunden, das ſo völlig Subjective unſeres Empfindens durch Wort oder Schrift für Andere eine Geltung gewinnen zu laſſen, deren Ausbleiben doch nur erkältend und verletzend auf uns wirkt.

Mit Vorliebe aber rückwärts zu ſchauen, ſtets bei dem Vergangenen zu weilen, das hat mich das Alter bis-

her nicht gelehrt. Mein Gedankenleben richtet ſich dem Kommenden, dem Zukünftigen entgegen, es geht heute noch mit dem Strome der Zeit, wie es immer und ſeit je gegangen, und das Schaffen, Arbeiten und Geſtalten des morgigen Tages nimmt mein Denken mehr in Anſpruch als die im Meere der Zeit verſchwindenen Dinge des Geſtern und Vorgeſtern.

Doch ich haſſe auch alles Halbfertige, Fragmentariſche, alles Stückwerk und Unvollendete: ich muß den unromantiſchen Charakterzug bekennen, daß mir das Verſtändniß für die Poeſie der Ruine fehlt und daß ich das Heidelberger Schloß lieber wieder aufgebaut und hergeſtellt ſähe, als nur noch in epheu- und poeſieumwobenen Fragmenten vorhanden. Das nicht Abgeſchloſſene, nur halb zu Stande Gebrachte quält mich — und wenn das ganze Endergebniß meines Lebens auch nur ein kleiner Bruchtheil deſſen ſein wird, was ich als Frucht und Ziel im Auge hatte und erſtrebte, ſo mag das Schickſal das verantworten, es ſoll dabei aber nicht ſagen können, ich hätte ſelber nur Halbes geliefert. Muß doch ohnehin von unſerer abgeſchloſſenen Arbeit ſo vieles Halbes bleiben.

Ans Ufer des Meeres habe ich mich zu verſetzen,

um wieder zu beginnen. In Oſtende, in tiefgrauer Dämmerung, mit meiner Frau auf dem langen Bohlenweg dahinſchreitend, der am Hafen entlang zum Leuchtthurm führte, habe ich es zuerſt geſehen, das Meer, und ſein Schäumen unter den Füßen toſen hören. Wenn es ſo toſt und rauſcht und ſchäumt, iſt es ſchön, das Meer. Nicht wie die Alpenwelt, an ſich, durch ſich allein. Es muß etwas hinzukommen, es bedarf einer Beihilfe, um ſchön zu werden: der Lichtwirkungen einer beſonderen Beleuchtung, des Farbenſpiels, welches ihm die ziehenden Wolken verleihen, und vor Allem des Sturmes, der uns die entfeſſelte elementare Gewalt in der Furchtbarkeit ihrer Wirkungen enthüllt.

Guſtav Kolb war vor uns nach Oſtende gereiſt, im Sommer 1845, und hatte uns dort ein Quartier bereitet — am Ende der Welt, es lag Rue Bout du Monde. Heinrich König, der den Wortwitz liebte, ſcherzte viel darüber. Er ebenfalls traf, begleitet von einer Schwägerin, in Oſtende ein und hat ſeinen damaligen Aufenthalt dort in ſeinen „Briefen aus dem Seebade“ beſchrieben. Indem er darin mit großer Herzlichkeit unſerer gedenkt, ſcherzt er, daß er ſagen könne, er folge uns des Abends bis an's Ende der Welt, wo ſeine ſinnige Schwägerin Agathe die

hübſcheſten Geſchichten erzähle, um die verſammelten drei Novelliſtenfedern zum Wettkampf zu reizen. Ob H. König dieſe ſeine „Briefe aus dem Seebade“ damals ebenfalls in ſeiner tiefgründigen Weiſe ausarbeitete, weiß ich nicht; ſeine Romane pflegte er, zum Theil auf einſamen Spaziergängen, mit Bleiſtift in ſein Taſchenbuch zu ſchreiben, dann im Brouillon auszuarbeiten und dies endlich noch mit großer Sauberkeit abzuſchreiben. — Heute iſt er von dem jüngeren Geſchlecht kaum noch gekannt, der brave König, die feſtgebaute, kaum mittelgroße Geſtalt mit dem plebejiſchen Kopfe. Ein Plebejer war er ja, ſeine Mutter eine Näherin, ſein Vater ein Soldat; aber in das dürftige Stübchen, worin er geboren, waren dennoch gute Feen eingetreten, die ihm ihre Gaben an die Wiege gelegt; ein tiefes Gemüth, eine ſcharfe Beobachtungsgabe und ein großes künſtleriſches Geſtaltungstalent; und was eine böſe Fee unter dieſe Gaben als die ihre geſchoben: die Neigung zu ein wenig ſkabröſen Witzen, war bei ſeinem vorwiegend ſtarken ſittlichen Gefühl nicht bedenklich geworden. Seine literariſche Bedeutung, das Verdienſt ſeiner Muſterromane, „Die Clubiſten in Mainz“ und „König Jeromes Carneval“, überragt entſchieden das, was ſeine heſſiſchen

Landsleute Dingelſtedt und Moſenthal für die Literatur geweſen ſind; natürlich aber hat der arme ehrliche Konig es nie halb ſo weit im Leben gebracht als ſie.

Ich traf in Oſtende einen Bekannten aus der weſtfäliſchen Heimat, einen regſamen kleinen Mann, der, wie denn der Menſchen Anlagen und Gemüthsrichtungen mannigfach ſind, ſich durch eine abſonderliche Gabe auszeichnete. Es hat wohl nie ein Literaturkenner — denn nach dieſer Richtung hin gingen ſeine Beſtrebungen — ſo gründlich die ſchmutzige Wäſche der deutſchen Literatur gekannt wie er. Er war unerſchöpflich in der Chronique scandaleuse aller Derer, die jemals einen bekannten Namen getragen. Daß dabei die Romantiker: die Schlegel, die Brentano, die Z. Werner, die Heinſe, die Hoffmann, ſeine Leib- und Lieblingsautoren waren, brauche ich nicht zu erwähnen: aber auch Jean Paul, Gentz, ja Altvater Goethe ſelbſt ſchloß er von ſeiner lebhafteſten Theilnahme nicht aus und war unerſchöpflich in lachend hervorgebrachten Charakterzügen von ihnen. In ſeinen Mußeſtunden beſchäftigte er ſich mit Acten des Oberlandesgerichts zu M. und nahm in den Sitzungen des Criminalſenats ein Eckchen in einer sella curulis an dem grünen Tiſche ein.

Ich muß ſeiner erwähnen, weil er eines Tages ſich mir anſchloß zu einem Beſuche eines höchſt merkwürdigen Menſchen, der damals in dem nahen Brügge wohnte. Ein wie ein engliſcher Reverend ausſehender ältlicher Herr, die Phyſiognomie ein wenig morgenländiſch und ſehr gebräunt, mit ſchwarzen funkelnden Augen, wie ich ſeit denen Klemens Brentanos keine mehr ſo glühen ſah, kam an unſerem „Weltende“ zu uns, um Dr. Kolb bei uns zu ſuchen, den er kennen lernen wollte. Er ſtellte ſich dieſem und uns als der Doctor Wolf vor, der damals ſehr bekannte Reiſende, der die große gefahrenumgebene Fahrt nach Khiwa und Bochara gemacht, der ein höchſt intereſſantes Buch darüber in engliſcher Sprache veröffentlichen werde und der Bruchſtücke daraus in deutſcher Uebertragung der Allgemeinen Zeitung einverleibt zu ſehen wünſche. Es ſprach ein eigenthümliches Weſen aus dem Manne, etwas Bewegliches, ja Geriebenes und dann wieder etwas prieſterlich Salbungsvolles — in der That war er Prieſter, Pfarrer ſogar, Seelenhirt der anglikaniſchen Gemeinde in Brügge nämlich. Und welche Schickſale hatte der Mann erlebt, wie ſich nun in den nächſten Stunden, die er in unſerer Geſellſchaft blieb, entwickelte! — denn unſer Reverend

war im Mittheilen seiner Erlebnisse nicht spröde — galt es doch auch, Rolb für die Willfahrung seines Wunsches zu gewinnen. Ursprünglich deutscher Israelit, war er Christ geworden, Katholik — dieser Uebertritt hing auf irgend eine Weise, deren ich mich nicht mehr entsinne, mit dem Grafen Friedrich Leopold Stolberg zusammen — zum Priester geweiht, war er nach Rom gekommen, hatte sich hier von seinem Thatendrang zum Aussprechen ketzerischer Grundsätze verleiten lassen, bis man ihn in Haft genommen und tief unten in die Kerker der Inquisition eingesperrt hatte. Es war dies jedoch eine Lebensepisode, bei der er — in der richtigen Empfindung, daß er nicht übermäßig viel Glauben damit bei uns finde — nicht sehr lange verweilte; nur so lange, wie nöthig war, um sich, nachdem er sich einmal leichtsinnigerweise in den Kerker gebracht, auch auf nicht gar zu unglaubliche Weise wieder herauszubringen. Nachdem dies glücklich bewerkstelligt war, gelangten wir mit ihm nach England, wo die durch gründliche Studien gewonnene Ueberzeugung, daß allein die anglikanische Hochkirche in ihren zweiundvierzig vom Erzbischof Thomas Cranmer aufgesetzten Artikeln die lautere evangelische Wahrheit enthalte, ihn in den Schoß der Episkopalkirche ge-

führt hatte, in welcher er es denn wohl wieder zur Aufnahme in den Prieſterſtand gebracht, nicht aber, ſchien es, den Schoß einer jener fetten Sinecuren, welche einen ſo angenehmen Vorzug dieſer Kirche vor vielen anderen bilden. Nebenbei hatte er orientaliſche Sprachſtudien betrieben, auch eine Reiſe in's Morgenland gemacht: und dadurch vorbereitet, hatte er ſich einer Geſellſchaft zur Dispoſition ſtellen können, welche ſich in England zu dem Ende gebildet, um zu ergründen, was aus Stoddart und Conolly geworden.

Heute freilich wird niemand in der Welt ein Intereſſe empfinden, zu erfahren, was aus Stoddart und Conolly geworden. Aber es gab eine Zeit, wo ſehr viele Leute in und außer England von dieſer Frage auf's Lebhafteſte bewegt waren. Es handelte ſich dabei um zwei engliſche Oberſten, die nicht gerade mit officiellem Charakter, aber jedenfalls mit officiöſen Aufträgen der Regierung von Indien aus ſich in die lebensgefährliche Gegend gewagt hatten, in welcher die Namen Samarkand, Chokand, Bochara ſo viel Ideenverbindungen mit den Geſtalten der „Tauſend und eine Nacht" hervorrufen. Aus dieſer märchenhaften Welt waren die beiden engliſchen Offiziere niemals

zurückgekehrt: die nach ihnen eingeleiteten Nachforschungen hatten die Wahrscheinlichkeit herausgestellt, daß der Chan von Bochara sie habe um's Leben bringen lassen: und nun sollte entweder diese Thatsache festgestellt oder, wenn sie noch am Leben seien, ermittelt werden, wie ihnen zu Hilfe zu kommen sei. Die britische Regierung, welche keine Mittel hatte, auf den Chan von Bochara eine Pression zu üben, wenn sich dazu die Nothwendigkeit herausstellen sollte, lehnte eine officielle Abordnung ab, und so bildete sich ein Privatverein, und in seinem Auftrage war unser Reverend Wolf wohl equipirt ausgezogen, um dahinten im fernsten Morgenland Stoddard und Conolly zu suchen.

Er fand sie nicht, weder den einen noch den anderen; aber was er fand, das waren erschreckliche Gefahren und unglaubliche Abenteuer. In Konstantinopel, in Ispahan, überall hatte man ihn gewarnt, sich in den Machtbereich des blutdürstigen Chan von Bochara zu wagen. Ehren-Wolf aber war unerschrocken weiter und weiter vorgedrungen; er hatte sich auf die Macht des Schwindels auch im Wunderlande der Tausend und einen Nacht verlassen, und darum hatte er dafür gesorgt, daß der Ruf seines Namens vor ihm herziehe und sein Auftreten ihm

eine gewiſſe Unverletzlichkeit ſichere. Er kam als großes Religionsoberhaupt des Occidents, ich weiß nicht mehr, ob um für Glaubensfragen ſchwieriger Art die Löſung im Orient zu ſuchen oder um zu ergründen, ob das ſunnitiſche Bekenntniß der Bocharesen ſich nicht auch paſſend auf England übertragen laſſe, oder unter ſonſt einem ähnlichen, der überall in der Welt einflußreichen Klaſſe der Mollahs und Schriftgelehrten angenehmen und ſchmeichelhaften Vorgeben. Mit Gefolge kam er, wie es im Orient nicht entbehrt werden kann, hochthronend auf dem Höcker ſeines Kamels, im leuchtenden Seidenſtaan und auf der Bruſt ein großes Plakat, worauf weithin ſichtbar zu leſen ſtand: „Der Großderwiſch von Ingliſtan und Frankiſtan.“ Kein Wunder, daß, als er endlich nach vielen Mühſeligkeiten am Ziele ſeiner Wanderfahrt war und in Bochara einzog, alle Straßen, alle Dächer von Menſchen wimmelten, den großen Heiligen des Abendlandes anzuſtaunen.

Bochara aber war damals etwas wie die Höhle des Löwen, und auch für den anglikaniſchen Reverend nahmen die Dinge bald eine Wendung, als ob er aus dieſer Höhle, in welcher die beiden geſuchten Oberſten richtig ermordet worden waren, niemals wieder herauskommen werde.

Nicht eigentlich der Chan war ſo blutdürſtiger Natur, aber ſein Vezier. Der Mann war eigentlich und urſprünglich ſeines Zeichens preußiſcher Oberfeuerwerker und — wie denn ein tüchtiger Unteroffizier zu Allem verwendbar iſt — jetzt nach mancherlei Schickſalen des Herrſchers von Bochara allmächtiger Vezier und Miniſter geworden: um ſich in dieſer Stellung zu ſichern, um keines Fremden Kritik ſeines Schaltens und Waltens fürchten zu brauchen, ließ er einfach köpfen, was ſich von Europäern in's Land wagte. Nach mancherlei Verhandlungen ward auch über Wolf dieſes Schickſal verhängt: ſchon iſt der Scharfrichter an ihn abgeſchickt, ſchon bereitet, der abendländiſche Doctor, auf einem Erdhügel kniend, ſich durch Gebet zum Tod, vor, den im nächſten Augenblick das Schwert ihm geben ſoll — da, in der höchſten Noth, iſt auch die Rettung da. Mit Trompetenſchall und Paukenſchlägen reitet eine feierliche Geſandtſchaft des Schahs von Perſien ein, abgeordnet, um ſich nach dem Schickſal des wunderbaren Großderwiſchs, den die engliſche Diplomatie dem König der Könige auf's Dringendſte empfohlen hat, zu erkundigen. Sie rettet durch ihr providentielles Erſcheinen den armen Reverend, erlangt ſeine Auslieferung und geleitet ihn ſicher wieder zum Lande hinaus.

Nach England heimgekehrt, findet er hier einen, je nachdem man will, überſchwänglichen Lohn, der doch nicht ganz „of unquestionable shape“ iſt. Denn wie einſt von Othello Desdemona gewonnen ward durch die Erzählung ſeiner Abenteuer und Gefahren, ſchenkt ihm eine ſchöne Tochter Albiñós, Lady Georgiana Walpole, eine Enkelin des großen Robert Walpole — ſo wenigſtens behauptete er — ihre Hand; und nebenbei macht man ihn zum Pfarrer der anglikaniſchen Kirche zu Brügge in Flandern.

Dort ihn an ſeinem häuslichen Herde zu beſuchen, ſeine Bibliothek zu beſehen, lud er — er tauchte nun öfter in Oſtende auf — dringend ein. Ich entſchloß mich, da ich auch Brügge genauer kennen lernen wollte, dazu, und mein Bekannter aus M., neugierig wie eine Nachtigal und begierig, in das Heimweſen eines ſo großen Mannes zu blicken, begleitete mich. Es war eine ſchöne Wohnung in einem ſtattlichen alten Patrizierhauſe, mit goldgepreßten Ledertapeten, mit ſtuccaturgeſchmückten Decken, mit reichem Täfelwerk, die von Lady Georgiana bewohnt wurde; denn Lady Georgiana war am häuslichen Herde unſeres Weltfahrers ganz offenbar das einzig und allein beſtimmende

Element. Sie hatte eine ältliche, ſehr fromme, ſehr bibelfeſte Gräfin Egloffſtein aus Oldenburg zum Beſuche bei ſich und ſchien nicht ſehr geneigt, uns unſer ſchlechtes Engliſch und die allgemeine Unerheblichkeit unſerer Perſönlichkeiten zu verzeihen und mit Nachſicht aufzunehmen. Und dann war noch ein hoffnungsvoller Jüngling im blühenden Alter von fünfzehn oder ſechzehn Jahren da, von Lady Georgianas offenbarem „Mütterwahnſinn“ zu einem Schlingel von ganz unglaublicher Unbefangenheit des Verhaltens ſeinem würdigen Papa gegenüber auferzogen.

Dieſer würdige Papa ſchien überhaupt hier im häuslichen Kreiſe den Seinen noch weniger zu imponiren, wie er mit ſeinem Großderwiſchplacat dem Chan von Bochara und ſeinem Vezier aus dem Unteroffizierſtande imponirt hatte. Ich muß leider bekennen, daß auch bei uns, ſeinen Beſuchern, ſeine Autorität und der Reſpect vor ſeiner Gelehrſamkeit um ein Erhebliches abnahmen, als er uns ſeine von ihm vielgerühmte Bibliothek zeigte. Er ſchloß nämlich einen mäßig großen Wandſchrank auf, und Alles, was wir darin erblickten, beſtand aus einigen Schartekeu und Stolbergs bändereicher Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti. Doch muß ich hinzuſetzen, daß ſich meine

Achtung wieder einigermaßen hob, als er, von der viel fragenden pietiſtiſchen Gräfin Egloffſtein endlich noch um eine Auslegung der Geſchichte von der Rotte Korah und der Bedeutung dieſes hebräiſchen Wortes angegangen, mit ſeinem verſchmitzten Augenfunkeln antwortete: dieſe Geſchichte ſei eine Warnung für alles fürwitzige Laienvolk, das ſeine geiſtlichen Führer mit zudringlichen Fragen und Beſſerwiſſenwollen beläſtigt.

Ich habe ſpäter von dem merkwürdigen Manne nichts weiter vernommen. Nur fand ich in dem Werke Vambérys „Reiſe nach Perſien" ſeiner ausführlich erwähnt, aber mit völlig anderen Angaben über ſeine Schickſale als die hier von mir nach dem, was er uns damals in Oſtende erzählte, gegebenen. Die Discordanz iſt am Ende nicht ſchwer zu erklären, und es würde ſich vielleicht eine noch gründlichere herausſtellen, wenn mir das in London ſeiner Zeit erſchienene Buch Wolfs: Travels to Bochara zur Hand wäre.

Die für das Seebadleben beſtimmten vier Wochen verfloſſen raſch in unſerem eng geſchloſſen bleibenden Kreiſe; Kolb und König reiſten ab, wir nahmen den Rückweg über Antwerpen, um vorher dieſe Stadt kennen zu lernen. Ich

ſuchte hier den damals berühmten, durch das, was man die vlämiſche Bewegung nannte, getragenen Hendrik Conſcience auf — ſprich Konziens; er proteſtirte ſehr laut dagegen, daß man ihn durch die franzöſiſche Ausſprache ſeines Namens zum „Fransfillon" mache — und fand eine durchaus nicht ſympathiſche Perſönlichkeit in dem vlämiſchen Dichter, der die Geſchichte ſeines Vaterlandes zu hiſtoriſchen Romanen in einer Weiſe verarbeitet hat, welche von der in Belgien allmächtigen klerikalen Partei patroniſirt wurde — man kennt den Fuß, auf welchem dieſe Partei mit der hiſtoriſchen Wahrheit lebt, und weiß alſo, was von Conſcience'ſcher Romantik und Darſtellung hiſtoriſcher Epochen zu halten.

Ein ſehr lebhaftes Bild iſt mir dagegen in der Erinnerung geblieben von einem anderen, bedeutenderen und anziehenderen Manne als der gefeierte Vater des „Löwen von Flandern". Queen Victoria nämlich und Prinz Albert wurden dort erwartet; ſie kamen zu der erſten Continentreiſe der Königin, zu ihrem Beſuche des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf Stolzenfels. An einem ſchönen ſonnigen Vormittage rauſchte über dem breiten Spiegel der Schelde die große königliche Jacht „Victoria und

Albert" heran, das goldene Banner mit dem Leoparden- und Harfenwappen von England am höchſten Maſt, begrüßt von den Geſchützen der Citadelle. Und als die Ausſchiffung erfolgt war, als das Fürſtenpaar im offenen Wagen, ſich langſam durch die zuſammengeſtrömte Menge bewegend, dicht an uns vorüberfuhr, frappirte mich die Schönheit des noch ſo jugendlichen Mannes an der Seite der Königin, dieſer edle Kopf mit den klaren Zügen, aus denen neben dem Ausdruck ſelbſtbewußter Ritterlichkeit ſo viel geiſtiges Leben ſprach. Auch König Leopold von Belgien, den ich einige Zeit ſpäter auf einem Künſtlerfeſte in Brüſſel ſah, hatte einen ſo eigenthümlich ſchönen anziehenden Kopf, doch lag etwas zu Weiches, Weibliches, Seelenſtilles darin, es war das jedenfalls ein entſchieden conſtitutionelles Königsantlitz. An des Horaz „Etas parentum, pejor avis, nos tulit nequiores" konnte ich jedenfalls nicht denken beim Anblick des muſterhaften Ehepaares auf dem Thron von Großbritannien, nachdem ich als Knabe, wie früher erwähnt, das aufgeſchwemmte, fettgewordene Laſter, genannt Georg IV., ſich in einer unter ihm ächzenden Karoſſe wälzen geſehen.

An den Sommeraufenthalt in Belgien ſchloß ſich ein

Herbſtaufenthalt in Bonn, wo wir vor der Rückkehr nach Augsburg noch für einige Wochen uns des Rheins erfreuen wollten: der Verkehr mit Karl Simrock, ſowie der mit Mitgliedern der liebenswürdigen Familie Kaufmann feſſelte uns dort; wir lernten Gottfried Kinkel und ſeine brave und in der unſcheinbaren Hülle ſo ſeelen- und geiſtvolle Frau Johanna Kinkel kennen, die den guten oder eigentlich gar nicht guten Bonnern ſo viel zu reden gaben und in ihrem „Maikäferbunde" doch ſo harmloſe Beſtrebungen verfolgten. Alexander Kaufmann, der mir ſpäter befreundet wurde, war damals nicht in Bonn: eine ſeiner Schweſtern und Doctor Laurenz Lerſch, ein der Hoffnungsloſigkeit deutſchen Privatdocententhums früh erlegener liebenswürdiger Menſch, ſchloß ſich uns zu den täglichen Partien in der ſchönen Umgegend Bonns an. Eine nicht ſehr mühevolle literariſche Thätigkeit lief nebenher, denn ich war ſchwach genug geweſen, mich von einem Kölner Buchhändler gewinnen zu laſſen, um ſeine fixe Idee, ein neues Rheiniſches Jahrbuch, wenn nur mit einem ganz außergewöhnlichen Luxus ausgeſtattet, mit Kunſtbeilagen geſchmückt, müſſe einem dringenden Zeitbedürfniß entgegenkommen, durch die Redaction eines ſolchen Buches zu unterſtützen. Das Buch

erſchien denn auch in jenem Herbſt, aber obwohl durch Profeſſor Böcking mit Beiträgen aus dem Nachlaß von A. W. von Schlegel, von Annette v. Droſte mit Gedichten verſehen, lockte weder ſein rothſeidener Einband, noch ſeine Holzſchnitte nach Gemälden de Keiſers, noch ſein Inhalt Käufer an — die Zeit der illuſtrirten Prachtausgaben war noch nicht gekommen, und ich war froh, nicht einen zweiten Jahrgang eines Unternehmens redigiren zu müſſen, deſſen erſter mir ſchon ſo fragwürdig in ſeiner Exiſtenzberechtigung geſchienen. Ein Buch ſoll ein Ganzes, die Arbeit *eines* Kopfes, das Werk einer Idee ſein, und nicht ein Bazar von den mannigfaltigſten Dingen. Eine Zeit welche in ihren literariſchen Hervorbringungen dürftig iſt, mag, die noch ſeltenen Blüthen der Dichtkunſt in einem „Muſenalmanach“ zu einem Strauße ſammeln; wenn aber die literariſche Production ohnehin an Hypertrophie leidet helfen alle dieſe ſie fördernden Jahrbücher, Almanache und Albums nur, die Fahrigkeit und Unordnung in den Köpfen, für welche ſchon hinreichend unſere viel zu üppig wuchernde Journaliſtik ſorgt, zu mehren.

Bei der Durchreiſe durch Köln hatte ich Karl Andree beſucht, der damals dort die Kölniſche Zeitung redigirte,

welche unter ihm zuerst sich zu einer gewissen Bedeutung aufgeschwungen hatte. Frau Markus Du Mont Schauberg, die berühmte Dame, welche lange Jahre das alt ehrwürdige Geschäft, in dem die Zeitung erschien, in originell patriarchalischer Weise geleitet hatte, war kurz vorher gestorben und ihr ältester Sohn, Joseph Du Mont, also nun Herr und Meister des Spieles der Welt geworden, nicht der wirklichen freilich, wie Papst Julius II., sondern ihres Spiegelbildes in dem gelesensten Blatte der Rheingegend. Joseph Du Mont aber, obwohl ohne gelehrte Bildung, war eine Natur, die sich geistig so entwickelt hatte, wie es ihr in ihrer Umgebung, den alten reichsstadtkölnischen Anschauungen und Verhältnissen, nur möglich gewesen: er war thätig und energisch, und das englische „Where is a will, is a way" paßte auf ihn, wenn je auf einen Mann.

Mit diesem Willen hatte er sich vorgenommen, in der immer gährender, politisch bewegter werdenden Zeit die Kölnische Zeitung auf ein ganz anderes Niveau zu heben. Karl Andree trat, weil seine schutzzollnerischen Ansichten nicht zu denen des Eigenthümers und zu den Interessen der großen, immer mehr aufblühenden Handelsstadt stimmten,

von der Redaction zurück. An ſeiner Statt wurde ein junger in Berlin lebender Gelehrter, mein engerer Landsmann Karl Heinrich Brüggemann, deſſen ſtaatswiſſenſchaftliche und nationalökonomiſche Studien ihn mehr der Richtung, welche man Mancheſterthum nennt, zugeführt hatten, als Redacteur gewonnen. Er hatte in den Tagen der Demagogenverfolgung unglaublich Schweres erlitten und jahrelang die unwürdigſte Behandlung erduldet. Aber es war bewundernswürdig, wie wenig ſein heiterer Optimismus dadurch erſchüttert und ſeine Lebensanſchauung verdunkelt worden, wie wenig die Verfolgung ihm die Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift verwandelt hatte. Mit einem Arbeitseifer ſondergleichen unternahm er die ſchwere Arbeit eines gründlichen Umbaus des Fahrzeuges, welches ſeiner Führung anvertraut wurde, und blieb mit immer gleich heiterem Muth in den Stürmen, welchen es entgegenging, der feſte Pilot.

Mir wurde während jenes Aufenthaltes in Bonn die Pflegſchaft des Feuilletons der Zeitung angeboten unter Bedingungen, welche abzulehnen thöricht geweſen wäre. Nach einer Unterredung mit Herrn Du Mont in dem Ladenſtübchen auf der Hochſtraße, hinter dem im dunklen

Hofe die Redactionsräume und die Druckerei lagen — wie klein und eng Alles damals noch im Vergleich mit den Cotta'schen Räumen in Augsburg! — übernahm ich, was mir anvertraut wurde, und stand jetzt nur der bitteren Nothwendigkeit gegenüber, die Lage der Dinge Kolb mitzutheilen und an den Abschied von den Freunden in Augsburg zu denken. Kolb schrieb mir, als ich, was ich gethan, ihm bekannt:

„Liebe Freunde! Ihre Zeilen haben mich schmerzlich berührt und doch nicht ganz überrascht. Ich traute der Rheinnixe nicht, sowie ich hörte, Sie wollten ein paar Wochen da zubringen. Ich weiß nicht, wie ich mich daran gewöhnen soll, Sie nicht hier zu wissen, nicht zu Ihnen gehen zu können, wenn mir das Herz voll ist von freudigen oder leidigen Eindrücken! Und doch, sehe ich, muß ich mich daran gewöhnen. Die Stellung am Rhein ist um so viel schöner, freier, lockender als hier, die Arbeit so viel weniger in Anspruch nehmend und so viel entsprechender Ihrer ganzen Richtung als die unter peinlichsten Geburtsschmerzen langsam sich hervormühende deutsche Politik, daß ich mich blos beklagen, Ihnen blos Glück wünschen kann. Es ist sonderbar, wir weichen in so vielem von einander ab, daß wir zuletzt die Unterhaltung über allerlei Dinge

vermieden, um uns durch Zank die gute Laune nicht zu verderben, und doch ist mir jetzt, wo ich Sie verlieren soll, als ginge ein Stück mir vom Leben mit! . . . Versprechen Sie mir eines: wir müssen uns jedes Jahr einmal sehen. Die Welt soll uns so ganz nicht trennen können, daß am Ende selbst die Erinnerung erbleichte. Wir wollen sie auffrischen, ja wir wollen uns überzeugen, daß, was in der Nähe nicht immer zusammenklingen wollte, in der Ferne zusammenwächst, als wäre es einem Stamme entsprossen —"

Und was die anderen Augsburger Freunde anging — nun ja, wir trennten uns schwer von ihnen; aber man leidet, solange man jung ist, solange man noch die Welt offen vor sich daliegen sieht, an einer verruchten Zigeunerhaftigkeit des Gefühls. Man weiß die herzliche warme Zuneigung, die man gefunden, nie nach dem ganzen Umfang des Werthes zu schätzen, den nur das Gemüth des gereifteren Menschen ermißt. Und so reißt man sich leichtherzig aus einem Boden, in dem unser Wesen Wurzeln geschlagen hat, los — daß manche Wurzeln dabei abgerissen und in dem Boden stecken geblieben sind, fühlt man erst später, wo sie leise nachzubluten beginnen.

# Köln.

Alſo Köln! Ich ſtehe auf meinem Rundgang durch's Leben vor einem neuen Glaſe des Panoramas und ſehe dahinter die Stadt der heiligen drei Könige im weitgeſchwungenen Halbkreis am breithinfluthenden Strom gelagert. Die Stadt mit Römerthürmen und hundert alten Kirchen, voll Schöpfungen des Mittelalters, voll Hiſtorien, Legenden, Sagen und eigenthümlichem Volksthum, durchſchwirrt vom ſchnödeſten Volksdialekt, der in Deutſchland geſprochen wird, und dabei doch die Heimſtätte des allermoderniſten Lebens, wie es der Weltverkehr, die Weltbeziehungen der Induſtrie, des Handels, der Börſe hervorrufen und ausprägen — dies Köln, das mir ſtets, wenn ich es auf Durchreiſen berührt hatte, einen Eindruck ſo ganz abſonderlicher Art gemacht.

Ich erinnere mich eines lebhaft erregten Abends zum Beiſpiel, den ich auf einer dieſer Durchreiſen in Köln zubrachte in völliger Einſamkeit; ich ſaß in meinem im Parterre liegenden Zimmer des Gaſthauſes und blickte auf einen kleinen Garten hinaus — ich glaube noch das roth- und gelbgefärbte Laub der Weinreben zu ſehen, auf welchem der helle Abendſonnenſchein lag, langſam emporſteigend und leiſe den von unten aufglimmenden Schatten weichend. Aber über die Gartenmauer blickte der Thurm irgend eines Heiligen mit ſeiner Rundbogenſtellung und ſeinen eigenthümlichen Bauformen, welche man damals niederrheiniſch-byzantiniſch nannte, und aus dem Thurme tönte das Geläut der Glocken mit ſeinem fremden ungewohnten Klang — und ſtets hat nichts für mich eine eigenthümlichere, die Phantaſie erregendere Wirkung gehabt als der Schall einer Glocke, die mit einem ganz neuen und fremden Organ aus ihrem altersgrauen Thurme herabſprach von all dem Zeitenwechſel, den Geſtaltungen und Ereigniſſen der Jahrhunderte, die an ſeinem Fuß vorüberzogen. Die Steinfigur eines alten römiſchen Imperators ſtand, halb von dem gelbrothen Weingerank bedeckt, in der Ecke der Mauer. Was bedurfte es mehr, um, der ganzen Gegen-

wart entrückt, in eine fremdartige Welt verſetzt, den ganzen dramatiſch bewegten Roman der Geſchichte dieſer mirakulöſen heiligen Stadt Köln an ſich vorübergehen zu ſehen. Ich dachte an Agrippina, die eine Kölnerin war, an Germanikus, an die Cäſaren, welche vom Capitol dieſer Stadt aus in die rauſchenden unendlichen Bergwälder jenſeits des Rheins zogen zu unfruchtbarem Ringen mit dem gefährlichen gelbhaarigen Volk da drüben: an die Herrſcher der großen Frankenmonarchie, die auf demſelben Capitol ihre Königspfalz bauten und von dort aus das große auſtraſiſche Reich lenkten, nebenbei wohl auch ſich einander dort erwürgten, wie es dem armen Könige Dietbert geſchah: an Plektrudis, die arme verlaſſene Frau, welche auf dem Capitol die hochragende alte Kirche baute. Plektrudis! Von dem Kirchenbau dieſer von ihrem Gatten verſtoßenen Frau hatte ich in einer Schrift voll überſchäumender Romantik („Der Dom zu Köln und ſeine Vollendung", Köln 1842) eben vorher geſchrieben: „Die weinende Treue hat ſich eine ſtille Zuflucht gegen die unendliche Betrübniß bauen wollen — und ſiehe, es iſt ein Haus Gottes daraus geworden. Während Plektrudis auf den Steinen dieſer Kirche liegt und für ihren Gemahl um die Gnade des

Himmels betet, zieht Pipin von Heriſtall aus ſeinem Saalhof zu Chelles dem Walde von Livry zu, um den Reiher zu jagen; und er iſt nicht allein: eine weibliche Hand ſchaukelt an ſeiner Seite das ſchellenklingende Federſpiel und zügelt das flüchtige Jagdroß. Die Strahlen derſelben Sonne, welche durch die Scheiben der Marienkirche zu Köln auf die bleiche Stirn ſeiner Gattin fallen, verfangen ſich in den wehenden Gewänden eines ſchönen, dunklen fränkiſchen Weibes, das mit Pipin dem Walde von Livry zureitet. Dieſes fränkiſche Weib iſt Alpais, vor deren Hochmuth die vertriebene Plektrudis in Köln hat Schutz ſuchen müſſen."

Plektrudis! Was iſt mir, was iſt der Welt heute dieſe Hekuba; aber ſolche Geſtalten der Vergangenheit, ſchon der Klang von Namen großer Erſcheinungen der Geſchichte konnten mich damals wunderbar bewegen; und Köln hatte der Erinnerungen an ſolche Geſtalten, in denen ſich die großen Wandlungen der Epochen und der die Menſchheit beherrſchenden Gedanken ausdrückten, ja über und über genug. Und in dieſer merkwürdigen Stadt, welche ganz ſo düſter, enge und winkelig ausſah, wie es ſolch einer Hochwarte der Geſchichte zukam, ſollte ich nun die ſieben nächſten Jahre meines Lebens zubringen.

In der engen Hochſtraße, nicht weit von dem kleinen Platze, den jetzt Bismarcks treffliches Standbild ſchmückt, nahm uns im Herbſt 1845 ein geräumiges Quartier im zweiten Stock eines neugebauten Hauſes auf, in dem ſich zunächſt ſehr unangenehm der Wechſel mit der ſtillen friedfertigen Sanct Anna-Straße zu Augsburg fühlbar machte — man weiß, wie die ſchmale Hauptverkehrsader Kölns lärmerfüllt und in ewigem Toſen drangvoller Bewegung iſt. Aber auch in der Menge der ſich bald anknüpfenden geſelligen Beziehungen zeigte ſich das Leben der großen Stadt, hier noch geſteigert durch die Gaſtlichkeit und das offene Weſen der rheiniſchen Stammesart. Augsburger Freunde hatten uns durch Empfehlungen in Beziehung gebracht zu der haute finance der Handelsmetropole; die Literatur war in Köln vertreten durch Roderich Benedix und Guſtav Pfarrius; meine Frau fand zu ihrer Freude eine liebe Penſionsfreundin an den Chef eines Bankhauſes in Köln verheirathet. Dazu geſellten ſich die zahlreich dieſe Station des Weltverkehrs berührenden Fremden — ich erinnere mich am lebhafteſten eines, der nach einem übermüthigen Pochen mit dem Ende des Stockes an meine Thür mit Roderich Benedix zugleich eintrat, laut und voll

des frischen Kraftgefühls, das ihm bis heute treu geblieben, denn es war Heinrich Laube, auf der Durchreise, wenn ich nicht irre, nach Paris. Er kam, wie er sagte, „ein Hühnchen mit mir zu pflücken", er hatte die „Bernsteinhexe" dramatisirt in dem guten Glauben, es mit einer echten alten Chronik zu thun zu haben, wie alle Welt es gläubig annahm, und ich hatte in der Allgemeinen Zeitung nachgewiesen, daß das so viel gelesene Buch ein Roman des Pfarrers Meinhold sei, was ihm nun die Freude an seiner Arbeit nahm. — Ein anderes Mal war es ein Vetter meiner Frau, der anklopfte, der Kammerherr F. v. Gall — er kam aus Oldenburg, wo er Intendant des Theaters war, wo er mit Julius Mosen mit A. Stahr vereint voll des besten Eifers für die deutsche Bühne gewirkt, und war im Begriff, nach Stuttgart, dem Schauplatz seiner späteren Thätigkeit, auf welchen sein ehrgeiziger Idealismus an sehr realen Verhältnissen sich bald erkälten sollte, dem Rufe zu folgen, den er als Bühnenlenker dahin vom Könige Wilhelm erhalten hatte. Dann kam Moritz Hartmann, der Adonis mit dem schwarzen Vollbart, nach Köln — wer aber zu uns am öftesten kam, und zwar nicht aus der Ferne, sondern nur vom „Klingelpütz" in

der Nähe des Gereonthores, wo er wohnte, her, das war Roderich Benedix, der bald etwas wie ein lieber Hausfreund bei uns wurde. Benedix wohnte damals in Köln, zeitweise dem von einem Director Spielberger geleiteten Theater attachirt und zeitweise ohne Beziehung zu diesem; seine Dramen brachten sehr mäßige Früchte, seine Lustspiele hatten solche Theater, welche Tantièmen zahlten, sich nur sehr vereinzelt erobert: er hatte eine nicht kleine Familie, und so ging es ihm damals eigentlich trotz seines Fleißes recht schlecht. Die Frau stand tief unter dem Niveau seiner Bildung, und wem ein Einblick in seine Häuslichkeit wurde, gewahrte bald, daß hier einmal wieder ein deutscher Poet auf einem jener harten Betten liege, welche die „deutsche Reichskaserne" — würde Tissot sagen — ihren Schriftstellern damals anwies. Das aber that dem guten Humor des lebensfrohen, kräftig gebauten und von der Natur mit einem angenehmen Durst begünstigten Mannes keinen Eintrag. Ein heiteres, leichttragendes Gemüth ist der Lohn aller sehr gutmüthigen Charaktere. Ihre milde Auffassung der Dinge und der Menschen läßt keinen Groll wider das Schicksal in ihnen aufkommen, und wo ein anderer sich geärgert und bitter abwendet, sehen sie „die

weißen Zähne des Hundes". Roderich Benedix war dabei in ſeiner Jugend ein ſchöner Mann geweſen und auf ſeinen regelmäßig geſchnittenen Kopf mit dem reichen blonden Vollbart nicht wenig eitel. Sein Unglück war, daß er zu früh an eine „Schmiere", wie es in der Theaterſprache heißt, gerathen, daß die Jahre der Ausbildung und des Schulegehens an ihm vorübergegangen, ohne ihm hinlängliches Wiſſen zu bringen und ohne ſeinem Geiſt höhere Aſpirationen einzuflößen als die, wirkſame aber doch bedenklich hausbackene Luſtſpiele zu ſchaffen. In unſerem langen Verkehr mit ihm, in welchem er uns die Entwürfe ſeiner Luſtſpiele vorzuleſen pflegte, war es unſer ſtetes Beſtreben, ihn zu einer Pflege des Dialogs zu bewegen, welche dieſen veredle, die Sprache wenigſtens auf ein höheres Niveau hebe — aber umſonſt; er blieb dabei, ſeinen Dialog zu ſchreiben wie ein anderer neuer Bekannter, wie der gute Wolfgang Müller von Königswinter ſeine trivialen Proſaaufſätze — mit jener erſtaunlichen Leichtigkeit, welche die Wahrheit des Wortes: Le temps n'épargne pas ce qu'on fait sans lui, gar nicht ahnt — nur immer friſch darauf los! Wolfgang Müller war ebenfalls ein guter liebenswürdiger Menſch, der in ſeiner Jugend die ſchönſten gemüth-

vollſten Gedichte gemacht hat — mit ſeiner Proſa aber, der ich einen Platz im Feuilleton der Zeitung einräumen ſollte, hätte er mich nicht kränken ſollen.

Ich habe in Köln viele, viele Stunden zuſammen mit dem ehrlichen Roderich verlebt und zugebracht. Da wir beide Freunde des Reitens waren, ſo pflegten wir dieſe Kunſt mitunter gemeinſam und ſprachen dabei auf dieſen Spazierritten von unſeren literariſchen Plänen — beide auf Schimmeln reitend und noch zu jung, um vor dem Spott, verſchimmelte Literatur darzuſtellen, beſorgt zu ſein. Auf einem dieſer Ritte entſtand die Idee zu ſeinem Luſtſpiel: „Das Lügen", in welchem ebenfalls ein Schimmel eine Rolle ſpielt.

Roderich Benedix war in Köln ſehr populär und allgemein beliebt. Als er um einen ausgeſchriebenen Luſtſpielpreis concurrirt und den Preis nicht erhalten hatte, obwohl ſeine Arbeit ſich ſpäter auf der Bühne als die entſchieden wirkſamſte erwies, hatten ſeine guten Freunde in Köln den ſinnigen Einfall, die ganze Preisſumme im Stillen zuſammenzuſchießen und ihm zu überreichen.

Einer markanten Perſönlichkeit muß ich ſodann erwähnen, die uns ein wenig ſpäter, im Herbſt 1846, bekannt

wurde. Es war ein hochgewachſener, magerer, eleganter, ein wenig vorgeneigt gehender Herr in reiferen Jahren, von dem es nicht recht erklärlich, wie er unter die Dichter gerathen; denn zu ihnen rechnete er ſich, ſeitdem er durch einen ſtarken Band „Gedichte" (Stuttgart, 1845) den Beifall der Welt erſtrebt hatte, den dieſe ihm, obwohl ſie durchaus nicht ohne Bedeutung waren, doch ſchnöde verſagte. Nach Köln kam er, um mich bei der Redaction einer Unzahl von Epigrammen und Sinngedichten zu Rathe zu ziehen, welche er ſeitdem verfaßt hatte — jeden Abend erſchien er bei uns um die Zeit der Theeſtunde, uns aus einem ſeiner zahlloſen, ſauber copirten Hefte ſeine Ehrien vorzuleſen und zu hören, was uns einer Auswahl aus all dieſen tauſend Gedankenſpänen einverleibt zu werden geeignet ſcheine — und beinahe jeden Abend erlebte er den Verdruß, dieſe Stunden, die er ſo gern ſeiner Muße gewidmet geſehen hätte, durch Abendbeſuche unſerer Bekannten geſtört zu erblicken. Wir dagegen bedauerten den Ausfall einer Unterhaltung durch oft ſehr witzige, aber am Ende doch monoton werdende Epigramme weniger und erfreuten uns des Geſprächs des klugen und vielerfahrenen Mannes, der aus ſeinem Leben

ſo viel zu berichten wußte. Er nannte ſich Karl Friedrich Freiherr von Schweizer und ſtammte, wie er ſagte, aus einer Schweizer Familie — geboren etwa 1797. Seine Jugendſchickſale ſind mir unenthüllt geblieben — er war nach Rußland in Militär-, in Civildienſt gekommen, Referent der Bittſchriften und Gnadenſachen im Gefolge des Kaiſers Nikolaus geworden, dann auf beſonderen Wunſch des Fürſten Metternich der ruſſiſchen Botſchaft am Wiener Hofe zugetheilt worden. Zuletzt war er als Dirigent in die oberſte Cenſurbehörde in Petersburg berufen. Da eine ſolche Thätigkeit jedoch ſeinen Neigungen widerſtrebte und ſeine Geſundheit das Klima Rußlands nicht ertrug, hatte er ſeine Entlaſſung erwirkt. Er lebte ſeitdem als ruſſiſcher Staatsrath a. D. zurückgezogen in Stuttgart, umgeben von einer werthvollen Sammlung von Gemälden und Kunſtgegenſtänden. Zu dieſen biographiſchen Notizen, welche er ſelber mittheilte, fügten mißtrauiſche Schwabengemüther als „Note unter dem Text“: einer jener ſpionirenden politiſchen Agenten, wie Rußland damals ihrer ſo viele in Deutſchland hielt. Was daran wahr, weiß ich nicht, er machte uns durchaus nicht den Eindruck eines ſolchen; vielmehr den einer warmherzigen Natur voll leb

haften Gefühls und Wohlwollens, erfüllt von einem gewissen wehmüthigen Bewußtsein eines Lebens ohne große Resultate und dem Gefühl innerlicher Vereinsamung. Die vollendete Weltbildung des Diplomaten wurde bei ihm von einem gewissen Humor gewürzt, der sich am ergötzlichsten entwickelte, wenn er uns von den mancherlei wunderlichen Bitten und Verlangen erzählte, welche im Cabinet des Kaisers Nikolaus durch seine Hände gelaufen; von den unglaublichsten Motivirungen der Gesuche um Gnaden aller Art und namentlich russische Orden. Einen Sanct Annen-Orden oder etwas dergleichen hatte ein schlesischer Grande sich ausgebeten, weil Kaiser Nikolaus ihn als Knäblein einmal auf's Knie genommen, als er bei Gelegenheit eines Manövers als Gast seiner Eltern Haus betreten.

Baron Schweizers sich durch etwa fünf bis sechs Wochen ziehender Verkehr mit uns sollte ein plötzliches erschütterndes Ende finden. An einem stürmischen Abend — es war Charfreitag des Jahres 1847 — nach einer lebhaften und angeregten Unterhaltung, welche sich bis elf Uhr hingesponnen und die am folgenden Tage bei einem nachmittäglichen Spaziergang auf der über den Rhein führenden Schiffbrücke fortgesetzt werden sollte, schied er

wohlgemuth von uns, in sein Hotel zurückzukehren. Am folgenden Tage erschien er jedoch auf der Schiffbrücke nicht, und wir haben ihn überhaupt nie wieder gesehen. Er hatte am Abend zuvor, kaum in sein Hotel zurückgekehrt, nach frischem Wasser, nach einem Arzt verlangt — als der nächstwohnende Arzt gerufen und herbeigeeilt war, fand er ihn todt auf seinem Bette liegend; ein altes Herzleiden hatte seinem Leben so plötzlich ein Ende gemacht. Ich habe dann für die Erfüllung des Wunsches, der ihn zu uns geführt: seine Epigramme und Chrien gesichtet und die besten zusammengestellt zu sehen, zu sorgen gesucht und die Auswahl als Büchlein herausgegeben unter dem Titel: „Welt und Zeit. Aus dem Nachlaß eines russischen Diplomaten." (Berlin, H. Schindler, 1865.) Das kleine Buch ist wohl nicht mehr gelesen worden als Schweizers „Gedichte", obwohl es eine Fülle geistvoller und witziger Aphorismen voll schlagender Wirkung und Wahrheit enthält.

Niemand hat mehr Gelegenheit, seltsame Menschenkinder, verschrobene Köpfe und wunderliche Existenzen kennen zu lernen, die Begehren mannigfachster und oft unerfüllbarster Art an ihn stellen, als ein Redacteur eines großen Blattes. Zu den merkwürdigsten Menschen, deren ich mich

aus jener Zeit erinnere, gehört eine ſchwergewichtige Männergeſtalt mit ſchwarzem Haar und dicken ſchwarzen Brauen, ein Menſch beinahe vom Typus des Moſes von Michel Angelo, nur mit leidigen Plattfüßen verſehen, die zu dieſem Typus nicht ſtimmten — ein Mann, der ſich als Herr v. W. aus Brüſſel vorſtellte, bereit, durch ſeine Geiſtesgaben das Feuilleton unſerer Zeitung zu unterſtützen. Die Leiſtungen dieſer Geiſtesgaben waren nicht gerade hervorragend, aber verwendbar; ſeine Bildung war lückenhaft: aber der Mann ſprach gewandt, lebhaft, citirte mit Witz ſeinen Lieblingsautor Rabelais, ſang mit einer guten Baßſtimme, wußte allerlei Empfehlendes geltend zu machen und zog dazu durch ein gewiſſes Geheimniß an, welches über ſeiner bisherigen Exiſtenz lag. So entwickelte ſich ein Verkehr mit ihm, der nach und nach lebhafter wurde: Herr v. W. wußte ſich zuletzt ſogar eine Stellung an der Zeitung als Redacteur des franzöſiſchen Artikels zu gewinnen, correſpondirte auch für die Times, die Independance, wie er ſagte, und lebte im Uebrigen ſehr zurückgezogen hinter den ſtets ſorgfältig verſchloſſenen Thüren ſeiner Wohnung. Eines Tages bewog er mich, einen Ausflug mit ihm in die Nachbarſchaft des Städtchens

Jülpich zu machen, wo er einen alten Edelhof, ein Burghaus mit einigem Areal anzukaufen die Absicht habe und ich mein Parere dazu geben sollte. Wir betrachteten uns also die romantische alte Burg und das historische Tolbiakum mit seinen merovingischen Erinnerungen und fuhren über Türen heim. Auf der Heimfahrt trafen wir im Coupé mit einer Familie aus Frankfurt zusammen; während ich mich mit den Eltern, braven gebildeten Leuten aus dem Kaufmannsstande, unterhielt, machte H. v. W. mit der hübschen Tochter Bekanntschaft, flüsterte bald un ausgesetzt mit ihr, und als wir, in Köln angekommen, heimgingen, erzählte er vergnügt, daß er das Herz der jungen Dame so rückhaltlos gewonnen, daß sie ihn am anderen Tage auf dem Dampfschiff, welches die Familie rheinaufwärts weiterführen sollte, erwarte, um bei ihren Eltern um sie anzuhalten — was ihm natürlich im Traume nicht einfiel. Kein weibliches Wesen widerstehe, sagte er, einem Manne, der ihr die richtige Gluth rasender Leidenschaft vorzugaukeln wisse — auch wenn er nur, wie jeden er, zwei Stunden Zeit dazu habe.

Bei solchen ethischen Grundsätzen und da nach und nach ärgere Schwindeleien des Herrn v. W. zu Tage

kamen, war ſeines Bleibens in der Redaction und in Köln nicht länger: er zog ſich auf's Land in die Nähe von Brühl zurück, und von hier decampirte er eines Tages urplötzlich zur unangenehmen Ueberraſchung des Herrn, der ihm daſelbſt eine kleine Villa vermiethet hatte. Mir iſt die merkwürdige Geſtalt dieſes Mannes immer der Typus der zahlreichen Menſchen geweſen, die einen bewundernswürdigen Fonds von Lebenskraft, Energie und Klugheit mit beharrlicher Conſequenz dazu verwenden, ſich durch eine Kette der zweifelhafteſten und gefährlichſten Lebenslagen zu ſchlagen, während ſie mit der Hälfte der Mühe auf ehrlichen Wegen durch ihre Begabung das beſte Loos erringen könnten.

Schon um des Gegenſatzes willen muß ich an dieſer Stelle eines anderen Mannes erwähnen, mit dem ich in jenen Tagen in Berührung kam und dem ich bis zu ſeinem vor einigen Jahren erfolgten Tode befreundet blieb — eines guten deutſchen Biedermannes mit einem warmſchlagenden patriotiſchen Herzen, deſſen Gedächtniß in ſeiner bergiſchen Heimath nicht erlöſchen wird. Er hieß Vincenz von Zuccalmaglio und ſtammte aus einer hochgebildeten literariſch angeregten Familie, die zuletzt in Müllheim am Rhein anſäſſig geworden. Ein Bruder hat ſich unter dem

Namen Wilhelm v. Waldbrüel einen geachteten Namen als Dichter und Sammler von Volksliedern gemacht — Vincenz, der die Notariatscarriere eingeschlagen und damals auf einem kleinen Gute im Bergischen lebte, hatte sich mit der Geschichte seiner engeren Heimath beschäftigt und unter dem Pseudonym Montanus ein zweibändiges Werk zusammengestellt, worin er die Geschichten, Mären und Sagen der Länder Jülich, Kleve und Berg bearbeitet und gesammelt hatte. Als zwei zu Geschichtsklitterung geneigte Männer fanden wir bald genug die Berührungspunkte, deren einer sogar bis in's fünfzehnte Jahrhundert zurückging — er hatte unter seinen Vorfahren jenen merkwürdigen Cardinal Erzbischof Zuccalmaglio von Graz, der das Baseler Concil neu constituirt wollte, und ich unter den meinen einen Rector magnificus der kölnischen Universität, der diese bei jenem Concil vertrat . . . wir fanden das aus, nicht ohne den naheliegenden Gedanken des: Heu, quantum mutati ab illis! ; Ich besuchte Zuccalmaglio auf seinem Gütchen im Bergischen, er machte mich mit dem stillen, in Waldbergen versteckten Wiesenthale bekannt, in dem wie in verzauberter Verschollenheit der Dom von Altenberge sich erhebt, die Kölner Kathedrale in verjüngtem

Maßſtabe, ein Punkt, der von da an ein Lieblingsziel ſpäterer Ausflüge für uns wurde. Von dieſer alten Abtei, von den anderen hiſtoriſchen Punkten, den denkwürdigen Geſchehniſſen und Menſchen, den Sitten und Gebräuchen des Volkes wußte Montanus wie eine lebende Chronik zu erzählen; mannigfache im Laufe der Zeit von ihm herausgegebene Bücher haben ihm das bleibende Verdienſt erworben, einen Theil dieſes Wiſſens der Nachwelt zu erhalten. In ſeinen letzten Lebensjahren hat Zuccalmaglio als Notar in Grevenbroich mit ſeiner patriotiſchen Wärme und ſeinem bis in's Alter ihm treugebliebenen Eifer für Licht und Wahrheit ſich als mannhafter Verfechter des Staatsgedankens im Culturkampf erwieſen und das kleine Denkmal, das dem ſchlichten treuherzigen Manne ſeine Mitbürger dort geſetzt haben, wohl verdient. Seine Bücher haben außerhalb ſeiner Heimath wohl wenig Beachtung gefunden; um ein ordentliches Buch zu ſchreiben, fehlte ihm die künſtleriſche Anlage, welche dazu gehört; aber dieſe Schriften ſtecken voll charakteriſtiſcher Züge zur Culturgeſchichte, und in keinem Landſtrich iſt wohl mehr zur Aufzeichnung der alten Geſchichten, Traditionen und Volkserinnerungen geſchehen als durch ihn im bergiſchen Lande.

So erweiterte ſich der Kreis der Bekannten in zumeiſt erfreulicher, oft doch auch ſtörender Art. Köln iſt der Knotenpunkt für den Verkehr zwiſchen Nord und Süd und Oſt und Weſt: man verlebt nicht viele Tage dort, ohne einen Bekannten, auf irgend einer Reiſe begriffen, erſcheinen zu ſehen, einen Durchziehenden, der uns zu beſuchen kommt, zu empfangen. Dazu erweiterten ſich unſere geſelligen Beziehungen in einer Weiſe, welche die ſtille ungeſtörte Pflege der Muſe bald äußerſt ſchwierig machte. Ich hatte den erſten Schritt zu einem literariſchen Erfolge mit meinem Roman „Die Ritterbürtigen" gemacht. Es währte lange, bis ich zu einem zweiten kam — die Strömung bewegten Lebens um uns her ward zu ſtark dazu. Dem mir anvertrauten Feuilleton ſuchte ich etwas von dem die geiſtigen Erſcheinungen der Zeit berückſichtigenden Inhalt der Beilage der Allgemeinen Zeitung zu geben, was aber in dem engeren Rahmen kaum gelang, obwohl ich Gutzkow, Dingelſtedt, Häuſer, Stahr, W. v. Chezy, Spindler, den geiſtreichen Francis Grund und viele Andere für die Mitarbeit gewann; langathmige, nicht endende Romane waren noch ausgeſchloſſen, dagegen jungen auftauchenden Talenten wie W. Fiſcher, H. Herſch die Schranken geöffnet — zu

einer gedeihlichen Entwickelung aber war bei den entmuthigenden Rückſichten, welche der Verleger auf die Cenſur und auf den in Köln noch ſo mächtigen Klerus zu nehmen hatte, nicht zu gelangen. Nichts war ergötzlicher, als Joſeph Du Mont in humoriſtiſcher Weiſe Cenſur-Anekdoten aus ſeinem Leben erzählen zu hören, deren Mittelpunkt zumeiſt ein alter, mit der Cenſur beauftragter Polizeirath Doleſchall war. Herr Doleſchall hatte wirklich eines Tages die Inſeratenanzeige der Göttlichen Komödie geſtrichen, weil man mit göttlichen Dingen nicht Komödie zu ſpielen habe. Und weil er einſt einen Verweis erhalten, daß er einem Correſpondenzartikel „Von der Wurg“ das Imprimatur ertheilt, hatte er lange Zeit conſequent alle von einem kleinen Fluſſe in Deutſchland datirten Artikel geſtrichen, ſie mochten nun „Von der Leine“, oder „Von der Aller“, oder „Von der Pleiße“ überſchrieben ſein — der Henker ſoll die Schreibereien von dem kleinen Bach zeug holen, hatte Doleſchall geſagt und unerbittlich geſtrichen. Und da in Köln nun noch die drückende nicht officielle Cenſur des klerikalen Einfluſſes hinzukam, zogen ſich die gewonnenen Mitarbeiter bald wieder zurück; nur Adolf Stahr iſt — aber freilich nach 1848 — lange treu geblieben. — —

# Paris.

Ich bin der Zeitfolge vorausgeeilt, ich hätte, als in das Frühjahr des Jahres 1846 gehörend, eines längeren Ausflugs nach Paris erwähnen sollen. Um nach Paris zu gelangen, bedurfte es damals noch etwas, was den Namen einer Reise verdiente — die Eisenbahn führte bis Brüssel, bis zur belgisch-französischen Grenze — darüber hinaus aber hieß es, sich den Herren Lafitte und Caillard anvertrauen, die auf dem Kieselsteinpflaster der französischen Chausseen schwerbelastete Rädervungsapparate, genannt Diligencen, courſiren ließen, in welchen man zuerſt Valenciennes erreichte, wo man einen regelrechten Paß auf dem Rathhauſe zu hinterlegen hatte; gegen den ausgehändigten Schein hatte man dann in Paris auf der Polizeipräfectur ihn persönlich wieder abzuholen.

Nachdem man ſich dieſen Vorbedingungen unterworfen und nach einer vielſtündigen Fahrt durch den damals noch unendlich viel ärmlicher als heute ausſehenden Theil des nordöſtlichen Frankreichs gelangte man endlich in die weitgedehnten Vorſtädte, die endloſe Rue du Faubourg St. Martin und ſo in das „Herz der europäiſchen Civiliſation".

Hotel Violet, Paſſage Violet, Rue du Faubourg Poiſſonière hieß der vielfach von Deutſchen aufgeſuchte Gaſthof, der mir Dach und Fach gewährte. Ich glaube, Gutzkow hatte ihn mir empfohlen; dieſer war bereits ſeit Wochen in Paris und wohnte in der Nähe, im Hotel der Cité Bergère. Als ich ihn — vorläufig außer M. Hartmann der einzige Bekannte, den ich in Paris hatte — beſuchte, fand ich ihn mit allem Sinnen und Denken in eine große Arbeit vertieft; er ſchrieb an einem Trauerſpiel in Verſen, mit dem Titel: „Uriel Acoſta", und unſere Unterredung wandte ſich bald einem ſolchen Stoff in ſolcher Form zu. Ich verhehlte ihm das Bedenken nicht, daß das Haupt der Schule der Modernen, der Führer des jungen Deutſchlands, das ſo ſtürmiſch nach einer ganz neuen, von Zeitgedanken durchtränkten Literatur verlangte, bei einem Zurückgehen auf die alte klaſſiſche Tragödie in Jamben und fünf Acten

eine Inconſequenz begehe — er ſetzte jedoch auf ſein Werk Hoffnungen, welche ſich dann ja auch auf's Glänzendſte erfüllen ſollten. Er ging mit mir, um mir ein Stück Paris, und zwar das glänzendſte, die Place de la Concorde, zu zeigen. Dabei erzählte er, daß ſeine Freundin, Frau Thereſe v. Bacheracht aus Hamburg, die Gattin des dortigen ruſſiſchen Miniſterreſidenten und Tochter des gelehrten Aſtronomen v. Struve, in Paris ſei, daß ſie Paris noch nicht kenne, faſt ſo wenig als ich, daß ſeine Arbeit ihn abhalte, ſie auf den Wegen zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptſtadt zu begleiten, und daß er mir ſeine Stellvertretung dabei übertragen wolle. Ich war damit ſehr einverſtanden; wir gaben uns für den Abend ein Rendezvous, und von dieſem führte er mich in dem kleinen Salon der liebenswürdigen und anmuthigen Frau ein — dieſer ganz aus Güte, Wohlwollen und Beſcheidenheit beſtehenden lauteren Seele, deren Loos es war, mit treuer Hingebung die Schickſalswege eines Mannes zu begleiten, dem es nun einmal nicht gegeben war, um ſich her Glückliche zu machen. Ob Frau Thereſe mit dem Stellvertreter für ſeine eigene Führung, den Gutzkow ihr vorſtellte, ſo zufrieden war wie ich, weiß ich nicht, jedenfalls nahm ſie die Sache mit der

größten Güte auf, und am anderen Tage begannen wir unſere Wanderungen durch die Weltſtadt — nach Notre-Dame, dem Hotel Sommerard, nach Saint Sulpice, dem Louvre und dem Pantheon und zu den Tomben von Voltaire und von Rouſſeau in der Krypta deſſelben. Eine Nichte der Frau v. Bacheracht, die im Begriffe ſtand, ſich zu Verwandten nach Waſhington zu begeben, begleitete uns auf dieſen Streifzügen, welche zumeiſt zu Fuß gemacht wurden. Es war die angenehmſte und anregendſte Geſellſchaft, in welcher ich die großen und kleinen Wunder, die ſich dem Touriſten als Zollſtätten der Bewunderung entgegenſtellen, beſuchen konnte: die vierzehn ſo verlebten Tage ſind mir in ſchönſter Erinnerung geblieben, und daß auch Frau v. Bacheracht ihrer ſpäter freundlich gedacht hat, beweiſt mir eine kleine Reihe von Briefen von ihr. Nachdem ſie Paris verlaſſen, war ſie über Frankfurt a. M. im Herbſt nach Hamburg und zu einem achtwöchentlichen Aufenthalt nach Berlin gegangen, um dann den Winter in Dresden zuzubringen. Von hier aus ſchrieb ſie mir am letzten Tage des Jahres 1846 nach einer Klage über die tödtliche Ermüdung, worein das Berliner Hof- und Geſellſchaftsleben ſie verſetzt: „Ja, ja, man iſt verwöhnt

durch Paris, durch dieſen friſchen anregenden Athem, durch dieſe Heiterkeit, die nirgends ſo als eben da iſt. Doch habe ich manche intereſſante Bekanntſchaften erneuert und habe beſonders mit Varnhagen, Herrn v. Humboldt, der Paalzow, Fanny Lewald, Sternberg und Schellings verkehrt. Recht angenehm war mir die Beziehung mit der Prinzeſſin von Preußen, die ſehr ſtrebend, gütig und voll Theilnahme für alles Beſſere iſt. — Gutzkows Ernennung zum hieſigen Dramaturgen fiel in dieſe Zeit und bewegte mich ſehr. Zuerſt beweinte ich ſeine goldene Freiheit, die nothwendigen Rückſichten, die dieſe Stellung hervorruft. Dann aber habe ich mich überzeugt, daß ſeine Frankfurter Entwurzelung unendlich wohlthätig auf ihn einwirken und ihn der prickelnden Gewohnheiten jenes Alltagslebens überheben wird. Dabei iſt die Sache ehrenvoll. Herr von Lüttichau iſt voll Vertrauen, ja ich darf ſagen voll Hingebung, er läßt Gutzkow volle Gerechtigkeit widerfahren und denkt gewiß nicht mit Unrecht, daß das Theater unter dieſer Leitung nur gewinnen kann. Gutzkow macht es ſich freilich nicht ſo leicht wie Dingelſtedt, der gar nichts thut, im Gegentheil macht er es ſich vielleicht zu ſchwer. Doch wird ſich dieſer excès de zèle wohl nach und nach geben.

— Karoline konnte in Washington Ihren Bruder immer noch nicht auffinden. Das Kind ist wohl und voll europäischen Heimwehs. Grüßen Sie mir Ihre liebe schöne Frau auf's Zärtlichste und empfangen Sie für sich meine allerbesten Wünsche zum neuen Jahr! Therese."

Gutzkow hat Ursprung und Beginn seiner Beziehungen zu Frau Therese, die er ihrer lebhaften ihm entgegenkommenden Theilnahme verdankte, als er durch den Mißerfolg seiner „Schule der Reichen" in der Hamburger Kaufmannswelt tief verdüstert war, in seinen „Rückblicken auf mein Leben" geschildert. Daß solche Beziehungen nicht ohne Commentar blieben, ist natürlich — boshaft und schlecht war dabei nur, wenn man bei dieser Gelegenheit einen Stein auf Theresens Vorleben warf und aus der Zeit ihrer Aufenthaltes in Rußland, wo sie in dem Fräulein-Institut der Kaiserin erzogen worden war, von Verhältnissen wissen wollte, welche nie existirt hatten und einfache Verleumdung waren. Und was die Verirrung ihres späteren Lebens anging, so hat sie dieselbe sicherlich so schwer wie irgend eine von einer unglücklichen Leidenschaft unterjochte, von dem oft so qualvollen weiblichen Glücksdurst erfüllte Frau gebüßt. Sie ist bekanntlich früh —

1852 — geſtorben, auf der Inſel Java, wohin ſie einem niederländiſchen Oberſten v. Lützow als Gattin gefolgt war — und ſchlummert dort jenſeits des Weltmeeres dem Vergeſſenwerden zu, in das ihre nicht eben hervorragenden Romane „Falkenberg", „Lydia", „Heinrich Burkart" längſt gefallen ſind.

Die nicht den Sehenswürdigkeiten von Paris, Saint Cloud, Verſailles gewidmeten Stunden brachten die mannigfaltigſten perſönlichen Berührungen anderer Art. Paris war damals etwas wie der Rendezvousplatz deutſcher Schriftſteller, es war eine ganze deutſche Literaturcolonie da: Heine, Herwegh, Hartmann, Karl Grün, Venedey, L. v. Rochau, A. Weill, der witzige Verfaſſer der Elſäſſer Dorfgeſchichten, und mit dieſer Colonie berührten ſich wieder Henry Blaze de Bury und ſeine Gattin, Alexander Herzen, Bakunin, Ponſard und „Daniel Stern", die Gräfin d'Agoult und Freundin Liſzts. Auch Mr. Buloz, den Tyrannen der Revue des deux Mondes, lernte ich kennen: er war ſo herablaſſend, mir einen Platz in ſeinem Baignoire im Théâtre français zur Verfügung zu ſtellen, eine Liebenswürdigkeit, die ich um ſo dankbarer aufnahm, als ſie Gelegenheit gab, deſto öfter das Spiel der damals

auf der Höhe des Ruhmes ſtehenden Rachel in ihren klaſſiſchen Rollen des Phädra, als Virginie, in Les Horaces et les Curiaces u. ſ. w. zu bewundern. Sie riß mich in einer Weiſe hin, daß ich noch der Ueberzeugung bin, es hat nie eine größere Erſcheinung die Bretter der antiken wie der modernen Welt betreten. Aber auch Frederick Le Maitre, die Dejazet und vor allen Bouffé übten eine Anziehungskraft aus, die mich, ſo oft es mir irgend möglich war, in das Théâtre des Variétés zogen. Ich übergehe eine Reihe anderer Namen, die das franzöſiſche Theater von damals verherrlichten; die Bühnendarſtellung ſtand auf ihrer Höhe, wie es die literariſche Production in Frankreich ebenfalls that — es waren die Tage unter Louis Philipp, in welchen die Victor Hugo, die Sand, Balzac, Eugen Sue, Alexander Dumas der Aeltere, Scribe in ihrer vollſten Thätigkeit wirkten. Auch Louis Philipps wurde ich anſichtig: auf einem meiner Ausflüge mit Frau v. Bacheracht begegnete uns der arme Bürgerkönig im offenen Wagen — er kam von Fontainebleau, wo man juſt am Tage vorher, als er an einer Gartenmauer entlang gefahren, über dieſe fort auf ihn geſchoſſen hatte. Sein rothbrauner pittoresker Kopf ſah mit

einem Ausdruck von ſchwermüthiger Niedergeſchlagenheit auf das grüßende Volk, durch welches er fuhr. Der arme, vielbeſpöttelte, viel verleumdete und endlich wie eine Landescalamität fortgejagte Mann mit dem Birnenkopfe! der arme Bürgerkönig! Und doch that Frankreich ein König ſo noth, der nicht der der Junker wie Karl X., der der Intriganten wie Louis Napoleon, ſondern der der Bürger war. Mag man von ſeiner Regierung ſagen, was man will, ſo hat ſie in der That die glücklichſte Epiſode in der Geſchichte Frankreichs ſeit achtzig Jahren gebildet; ſie hat das politiſche Ruder in die Hände der zwei größten Staatsmänner, welche Frankreichs Geſchicke ſeit 1815 gelenkt haben, Guizot und Thiers, gegeben, und wenn England von einem goldenen Zeitalter der Königin Anna redet, ſo könnte Frankreich von einem goldenen Zeitalter Louis Philipps reden, weil unter ihm die bedeutendſten wiſſenſchaftlichen und literariſchen Größen Frankreichs in dieſem Jahrhundert erſtanden ſind, mit ihrem glänzendſten Wirken ſeiner Regierungszeit angehören. Aber wie uns die Kirche bereden will, daß des Menſchen Seligkeit und ſein moraliſcher Werth von einer einzigen Cultusform abhänge, ſo war es in Frankreich zum Dogma geworden, daß der

Menſchheit irdiſches Glück von einer einzigen politiſchen Form abhänge, der republikaniſchen. Und ſo trieben die Republikaner Louis Philipp, den Mann mit dem großen Regenſchirm, zum Lande hinaus, um ohne Schirm aus dem Regen unter die Traufe Louis Napoleons zu gerathen.

Ich habe oben die Namen der Schriftſteller genannt, mit welchen ich außer mit Gutzkow und Frau v. Bacheracht in mehr oder minder häufige Berührung kam — am wenigſten mit Herwegh, den ich nur einmal ſprach und der mir als ein in ſeine Größe verſunkener, wie ein indiſcher Fakir träumeriſch und faul ſeinen Nabel betrachtender Menſch ohne Wohlwollen und ohne mehr als eine höchſt einſeitige Bildung einen überaus unangenehmen Eindruck machte — ein Menſch, der mir ſehr wenig von der raſtloſen Sorge ſeiner braven Frau um ihn zu verdienen ſchien, die ſich in dem undankbaren Streben aufrieb, ſeine in Hypnotismus verfallene Muſe zu galvaniſiren. Länger muß ich bei Heinrich Heine verweilen und folge hier dem, was ich ſchon früher einmal als Erinnerungen an ihn aus Tagebuch-Notizen aufzeichnete, um einer Bitte A. Strodtmanns zu genügen, als er mit ſeiner Biographie Heines beſchäftigt war.

Gutzkow war mit Heine überworfen, er verzieh ihm ſein Werk über Börne nicht, nicht daß J. Campe ſeine gründliche Arbeit über Börne ein Jahr lang im Pulte verſchloſſen gehalten, um der Heines den Vortritt zu laſſen, und beſuchte Heine auch nicht aus Rückſicht auf ſeine freundſchaftlichen Beziehungen zu den Perſonen, welche Börne zunächſt geſtanden. „Aber gehen Sie zu ihm," ſagte mir Gutzkow. „Mit uns Deutſchen verkehrt er zwar wenig. Nur mit einigen. Doch wird er Sie gern empfangen. Er wohnt Rue de Faubourg Poiſſonière, nicht weit von uns."

In derſelben Straße lag das Hotel Violet, das mich beherbergte, und ſchon am folgenden Tage in den Nachmittagsſtunden ging ich zu ſeiner Wohnung. Niemand war daheim.

Am folgenden Morgen, in einer für Paris ſehr frühen Stunde, vernahm ich auf dem dunklen Corridor vor meinem Zimmer ein unſicheres Hin und Hergehen, ein Stolpern wie über ein im Wege ſtehendes Geräth, wie die Bewegungen eines Blinden. Ich ſprang auf, die Thür zu öffnen, und auf die Schwelle trat ein ziemlich ſtarker mittelgroßer Mann in einem dunklen grauen Anzug, der, wie Andere eine Lorgnette zum Auge führen, die Linke an ſein Auge legte

und mit dem Zeigefinger der Hand das Lid emporhob, um mit in den Nacken zurückgeworfenem Haupte beſſer zu ſehen.

Der Mann glich nicht im entfernteſten Heinrich Heine, wie ſeine Porträts von damals ihn darſtellten. Er ſah weniger fein, weniger durchgeiſtigt und weit weniger ſchmächtig aus, als ich es erwartet hatte — von orientaliſchem Typus fand ich keine Spur in ſeinen Zügen, die auch nicht leidend ausſahen. So erkannte ich ihn nicht und rief erſt, als er ſich genannt, hocherfreut aus:

„Ach — Sie ſind Heine . . . welche Freude machen Sie mir, daß Sie zu mir kommen — ich habe nur ſehr ſchüchtern geſtern zu Ihnen den Weg gewagt . . .“

„Weshalb ſchüchtern? Glauben Sie, es wanderten ſo viele von euch meine Treppe hinauf, daß ich blaſirt wäre gegen einen freundlichen Beweis, daß man mich in Deutſchland nicht vergeſſen hat?“

„Als ob Sie ſolcher Beweiſe bedürften! Und Sie werden ſie doch immer in zwei Kategorien theilen, in angenehme und läſtige, und es werden gewiß ihrer viele von jenſeits des Rheines kommen, welche Sie wünſchen laſſen, dieſer Strom wäre der Lethe.“

„Ach nein," ſagte er, „der Lethe? Der Rhein, von dem Sie kommen, iſt der Strom der Erinnerung für mich! Mein ganzes Herz hängt an ihm: ich bin nicht nur von Geburt, ſondern auch von Natur ein Rheinländer."

„Und doch haben Sie nie ein rechtes Rhein und Weinlied gedichtet."

„Hab' ich nicht? Es mag wahr ſein. Ich habe nie den Wein beſungen: da ſehen Sie nun auch gleich, wie ich verleumdet werde und welch ein moraliſcher Poet ich bin. Aber trinken Sie den Ihren," fuhr er fort, „ich ſehe, ich habe Sie bei Ihrem Frühſtück geſtört."

„Wollen Sie es theilen?" fragte ich, während er in dem Seſſel, den ich herbeigeſchoben, vom Lichte abgewendet, ſich's bequem machte. „Dieſer Wein iſt ein ungefährlicher Stoff aus der Gironde oder Saintonge . . ."

„Nein — ‚mein Gelübde iſt nicht wider den Wein', aber mein Arzt iſt es, mein Arzt, oder beſſer mein armer macerirter Körper hat mich zu einem Asketen gemacht. Ich werde beſtraft für eure Sünden."

„Für unſere Sünden? das heißt?"

„Habt ihr in Deutſchland mich nicht zum Erfinder oder zum Apoſtel der Emancipation des Fleiſches gemacht?"

antwortete Heine; „und nun ſehen Sie in mir einen armen waſſertrinkenden Tugendbüber, einen Weltüberwinder, einen Asketen, einen vollſtändigen Trappiſten . . . ach, ich bin ſehr krank; ich muß, wenn ich ſehen will, wie Sie ausſehen, dies Lid mit dem Finger in die Höhe ſchieben, ſo gelähmt iſt es . . . überhaupt iſt meine ganze linke Seite ſeit Jahren gelähmt, mein Kopfweh läßt mir nur ſelten eine Stunde zur Arbeit . . ."

Auf meine Antwort, daß er doch ſo wohl und kräftig ausſehe, fuhr er fort: „Ich kann nur in lichten Augenblicken ſchreiben — was," ſetzte er dann lachend hinzu, „freilich beſſer iſt, als was viele andere Narren machen, die nur in ihren Anfällen zu ſchreiben ſcheinen . . ."

Heine ſprach weiter von ſeinen Leiden, und ich ſagte etwas von dem Vorſchlag, den Heine einſt einem Bekannten, Hailbronner, gemacht.

„Hailbronner? Welchen Vorſchlag?" rief er aus.

„Haben Sie ihn nicht einmal gebeten, Ihnen auf kurze Zeit ſeinen Körper abzutreten? Nur ſtanden Sie nicht für den Zuſtand ein, in welchem Sie ihn abliefern und ſeinem Eigenthümer zurückgeben würden, wenn er ihn nach einigen Wochen wiederverlangte."

Heine lachte hell auf.

„Alſo Sie kennen Hailbronner?“

„Ich lebte in Augsburg . . .“

„Ach ja, ich weiß. Und was macht er und was macht Kolb, mein unerbittlicher Cenſor?“

„An Hailbronner hat ſich ſein loſes, flatterhaftes Herz gerächt — es iſt ihm ſchwer geworden in einer langen bedenklichen Herzkrankheit — und was Kolb angeht, ſo werden Sie ihn noch todt ärgern, wenn Sie juſt Ihre ſchönſten Gedanken und Ihre hinreißendſten Witze in diejenigen Stellen Ihrer Briefe für die Allgemeine Zeitung bringen, die er zu ſeiner Verzweiflung ſtreichen muß.“

„Weshalb ſtreichen muß . . . er iſt ein Vandale.“

„Ach, er iſt ein guter treuer Schwabe und freut ſich wie ein Kind an Ihren Briefen — aber ſein Joch iſt nicht gelüftet, ſeitdem er Herrn Lüfft zum Cenſor hat — Sie kennen ja unſere unglaublichen Zuſtände . . .“

„Er treibt es doch zu arg — wie wird es ihm gehen, wenn am jüngſten Tage alle von ihm erſtickten Gedanken auf ihn einſtürmen und alle durchſtrichenen Witze ſich als Ankläger wider ihn erheben und Erſatz von ihm verlangen für ihr gehindertes Leben — Dante hätte eine eigene

Höllenſtrafe für die Redacteure erfunden, wenn er Florentiner Correſpondent der Allgemeinen Zeitung geweſen wäre.“

„Als ob die nicht ohnehin ſchon in der Hölle lebten zwiſchen Autoren wie Sie oder dem Fragmentiſten — und dem Druck, den König Ludwig, Abel, Metternich, Pilat e tutti quanti auf das Blatt ausüben.“

„Der Fragmentiſt — ach ja, das iſt ein feiner, ſcharfer Kopf — ein Mann, der ſchreiben kann, obwohl er nie hier war, es zu lernen — wer ſonſt deutſch ſchreiben lernen will, der muß nach Paris kommen, es zu lernen — aber erzählen Sie mir von Fallmerayer.“

Ich erzählte ihm vom Verfaſſer der „Fragmente aus dem Orient“, von dem großen literariſchen Ereigniß der letzten Zeit in München, der Vorrede, womit Fallmerayer ſeine Fragmente in die Welt geſandt, und worin er ſo muthig in dem vom Miniſterium Abel beherrſchten Bayern, in Derwiſchabad (München) den klerikalen Geiſt als ſchleichenden Fabius Ignatius Tartuffius abgehandelt — die Sorge ſeiner Freunde wegen dieſer Kundgebung, die Theilnahme des Kronprinzen (Max II.) daran, den Stafettenwechſel zwiſchen Autor und Verleger über einzelne gar zu bedenkliche Ausdrücke — und andere Züge zur Charakte-

riſtik der Verhältniſſe jener Tage, die mir heute entfallen ſind, die Heine aber mit großer Theilnahme anhörte und oft durch Bemerkungen von ſchneidendem Witze unterbrach. — Er ſprach dann von den Deutſchen in Paris und zwar mit ziemlich ſcharfer, böſer Zunge. Von Gutzkow wenig, da er mich ihm befreundet fand. Länger ſprach er von Herwegh. Dieſer hatte unter der republikaniſchen Partei in Paris eine gewiſſe Stellung und Bedeutung erlangt: er wurde auf den Händen getragen in einem Kreiſe, den die Baronin Meyendorff, eine ſpäter in einer zu Köln verhandelten cause célèbre vielgenannte geiſtreiche Dame, aus der ruſſiſchen Diplomatenwelt ſtammend, um ſich verſammelte. Armand Marraſt hatte in ſeinem „National" — ſo glaube ich mich zu entſinnen — eben ein glänzend geſchriebenes Feuilleton über die Poeſie Herweghs gebracht, und Heine war offenbar eiferſüchtig darauf: er fürchtete die Verdunkelung in den Augen der Pariſer. — Er klagte über den Mangel an Anerkennung bei dieſen dummen Franzoſen — und auch bei dem „deutſchen Michel", der nur noch Politik reite, wie ein Kind ſein Steckenpferd, ohne daß das Pferd Leben und Kraft in den Beinen habe und vorwärts galoppire. — „Ich habe nur noch die Frauen

für mich," ſagte er lachend, „die Frauen lieben mich doch, ſie wiſſen, ich ſtehe an ihrer Spitze und führe ſie an gegen die hölzernen philiſterhaften Männer!"

Er ſprach dann von Venedey. „Halten Sie Venedey für einen Schriftſteller?" fragte er mich mit kauſtiſchem Lächeln.

„Für einen ehrlichen und noblen Mann, eine treue, biedere Seele — ob Gott oder blos die deutſchen Verhältniſſe, die ihn als Flüchtling nach Paris warfen, ihn zum Schriftſteller gemacht, können Sie beſſer entſcheiden als ich," antwortete ich.

Er lachte und erging ſich in witzigen Wendungen über den armen „Kobus", von dem er behauptete, daß ſein einziger Anſpruch auf eine geiſtige Führerſchaft im Heere des Liberalismus darauf beruhe, daß ſein Vater Anno dazumal zu Köln auf dem Neumarkt ſchon um einen Freiheitsbaum getanzt — die Variationen dieſes Themas lockten ein Sprühfeuer von Witz aus Heine. Venedey hatte ihm nie etwas zu Leide gethan, ſoviel ich weiß: aber ſolch eine biedere, urteutoniſche Kernnatur, mit ihrem ausgeſprochenen Antipodenthum gegen all ſein Weſen, diente ihm ſo lange als Scheibe, bis „Atta Troll" all dieſe

Banderillos und Schwärmer zugeſchleudert bekommen und an ſeinem zottigen Bärenfell hängen hatte.

Eine Stunde oder anderthalb waren unter Geplauder und Lachen verfloſſen; Heine erhob ſich, um zu gehen.

„Sie ſollen ſich nicht die Mühe machen, meinen Beſuch zu erwidern," ſagte er, „denn da ich nicht geſund genug zum Arbeiten bin, gehe ich viel aus: ich flaniere, ich mache Beſuche. Morgen um dieſe Stunde, wenn es Ihnen recht iſt, werde ich wiederkommen und wir werden weiter plaudern — Sie ſollen mir mehr von Deutſchland erzählen. Meine Frau iſt verreiſt, ich bin Strohwittwer — Strohwittwer ſind gefährliche Leute für ihre Bekannten . . . das werden Sie inne werden, denn wenn ich von meinem Hauſe die Straße hinabwandle, iſt Ihr Hotel Violet die erſte Raſtſtätte, wo ich meinen gezwungenen Müßiggang ſich verſchnaufen laſſen kann."

Ich ſagte erfreut, daß ich ihn beim Worte halte, und in der That kam er am anderen Morgen gegen zehn Uhr wieder, und ebenſo am folgenden Tage und ſo fort, etwa acht oder zehn Tage hindurch, bis ich durch Verabredung zu größeren Partien, hauptſächlich mit Frau v. Bacheracht, um St. Cloud, Verſailles u. ſ. w. zu ſehen, nicht mehr

regelmäßig die Vormittagsſtunden zu Hauſe ſein konnte. — Ich war Heine durch niemand empfohlen, ich war mit meinem naiven Novizenthum noch wohl mehr eine ihm antipodiſche Natur als ſein Freund Robus — ich war noch ſehr ein Romantiker, ein Gefühlspolitiker, ein Ghibelline — von dem modernen Parteitreiben, von den ſocialiſtiſchen Ideen, welche der „Gedankenſtrömung“ jener Tage ihre Richtung gaben, verſtand ich nichts — es mußte die anima candida in mir ſein, welcher er ein ſo großes Wohlwollen zuwandte. Er ſprach ſich höchſt offen über alle ſeine Verhältniſſe gegen mich aus, er klagte über ſeine geheimſten Körperleiden; er nahm es mir nicht übel, wenn ich ihn mit einer Geſchichte neckte, die Hailbronner ihm nachtrug, nämlich daß er dieſen angelegen habe, ſich mit ihm feierlich im Bois de Vincennes zu ſchlagen, auf Piſtolen, aber mit herausgezogenen Kugeln — das würde ihm, Heine, einen gewaltigen Nimbus und Reſpect bei den windigen Franzoſen zuwege bringen, wenn ſie vernähmen, daß er mit dem Rieſen von bayeriſchen Cavalleriſten auf die Menſur gegangen. Heine leugnete die Geſchichte natürlich; Hailbronner war eben ſehr „Touriſt“, ich kann alſo für die Wahrheit nicht einſtehen. — Ja, eines Mor-

gens brachte er mir ein mit ſeiner ſauberen Hand geſchrie benes Gedicht, das „Herr Schelm von Bergen“ überſchrieben war und das er als Beitrag für das von mir redigirte Feuilleton der Kölniſchen Zeitung geſchrieben zu haben ver- ſicherte; es behandelte die bekannte Sage von dem in Düſſeldorf zum Ritter geſchlagenen Scharfrichter, einen jener Stoffe, die Heine wohl beſonders anziehen mußten nach dem, was uns ſein Bruder Maximilian über ſeine erſte Neigung zu „Seſchen“, der Nichte des düſteren ein ſamen Mannes im Freihauſe zu Düſſeldorf, erzählt hat.

Aber freilich machte mir Heine auch kein Hehl daraus, daß er einen außerordentlichen Werth auf einen Artikel lege, den jenes Feuilleton über ihn bringen ſolle und mit welchem er einen ſpeciellen Zweck verband.

Es trat dabei eine mir unerklärliche Schwäche in dem großen Dichter hervor — das räthſelhafte Gewicht, welches er darauf legte, von ſich geſprochen, in den Blät- tern ſeinen Namen gedruckt, von ſich „notizelt“ zu ſehen. — Es war in ihm ein Mangel an vornehmem Bewußt ſein, an jenem Künſtlerſtolz, der ſeine Werke der Welt giebt und, wenn er auch am Ende, um nicht mit ſeinem Schaffen und Wollen unbeachtet und todt zu bleiben, ge-

zwungen iſt, mit Lamartine zu ſprechen: Le bon dieu a bien besoin qu'on sonne pour lui, und die wohlwollende objective Erörterung ſeiner Leiſtungen wünſcht — doch ſeine Perſönlichkeit und ſein eigenſtes Leben, sa vie intime, mit natürlichem Senſitivismus der Welt entzieht und nicht allein son linge sale en famille gewaſchen, ſondern auch le linge blanchi nicht auf die öffentlichen Wegzäune der Journale gehängt ſehen mag. Freilich mochte dieſen Senſitivismus in Heine wie in vielen anderen berühmten Leuten der Umſtand abgeſtumpft haben, daß von ihm mündlich viel und darunter eine Fülle des Falſchen und Verkehrten notizelt und verbreitet worden war. Er hatte ja auch leichtſinnig ſelber zu oft in ein Weſpenneſt geſtochen, zu oft gegen ehrliche Leute Bosheiten ausgelaſſen, um nicht auf's Vielfältigſte wieder angegriffen und oft mit Fug und Recht zurechtgewieſen zu ſein.

Damals glaubte er Grund zur Beſchwerde über ſeinen Vetter Karl, den Erben ſeines Oheims Salomon Heine, zu haben. Der Details erinnere ich mich nicht mehr, aber ich irre wohl nicht, wenn ich glaube, er fürchtete, Karl Heine werde ihm die Penſion, die der Onkel Salomon ihm gewährt, nicht ganz oder nur unter gewiſſen Vor-

ausſetzungen und nicht erfüllbaren Bedingungen auszahlen wollen. Er ſprach mir viel darüber, und eben nicht in ſehr zärtlicher Weiſe gedachte er des Vetters. Auf dieſen ſollte nun eine öffentliche, aber diplomatiſch gehaltene Beſprechung ſeiner Verhältniſſe wirken. Und ſo verlangte er von mir ein Verſprechen, wenn ich daheim ſei, etwas über meinen Pariſer Aufenthalt zu ſchreiben und darin in der erörterten Weiſe von ihm zu reden. Vergebens ſtellte ich ihm vor, daß ich ſtets ein Widerſtreben dawider empfunden, wenn ich eine Reiſe mache, ſofort die Welt mit meinen ihr gewiß ſehr gleichgiltigen Erlebniſſen und Beobachtungen zu beläſtigen — es ſeien der Leute genug da, welche dieſer unliebſamen Gewohnheit fröhnten. Er ließ nicht nach, mich darum anzugehen, und ſo verſprach ich ihm endlich und ſchrieb nach meiner Rückkehr für die Kölniſche Zeitung „Ein Blatt aus einem Reiſetagebuche“. Es enthielt ſo ungefähr das, was er im Ganzen damals über ſich geſagt zu ſehen wünſchte und was ich nach meiner eigenen Anſicht darüber ſagen konnte. Die Hauptſache war zuſammengedrängt in die folgende Stelle:

„In der That, Heine lacht noch, obwohl er viel gelitten hat, obwohl ſein Körper gelähmt iſt, ſein Auge er-

blindet. Unter den Händen franzöſiſcher Aerzte hat er ſchmerzlichſten Kuren ſich unterworfen. Aber ſein poetiſcher Leichtſinn trägt ihn immer noch, ſein Geſicht iſt blühend, er geht ungebeugt, ſein Weſen iſt voll Elaſticität, und zu einer Stunde, wo die verſchlafenen Pariſer ſich kaum noch aus ihren Kiſſen erhoben haben, ſaß er oft mir gegenüber im ruhigen Hotel Violet unweit ſeiner Wohnung in der Rue du Faubourg Poiſſonnière. Er ſprach viel von Deutſchland, von ſeinen Schriftgelehrten und von der Romantik ſeiner Jugend. Ja, er gab ſogar auch zu, er habe eigentlich ein katholiſches Element in ſich: ſeine Wallfahrt nach Kevelaer hätte er nicht dichten können ohne ein inniges Verſtändniß der Poeſie, welche im mittelalterlichen Cultus gelegen habe, und er verſicherte mit großer Befriedigung, ſeiner Mutter ſei der Antrag gemacht worden, ihn als Knaben einer geiſtlichen Erziehung zu übergeben, in welchem Fall man ſich anheiſchig machen werde, ihn in die Bahn kirchlicher Ehren zu bringen. Leider habe die Mutter geſchwankt und es abgelehnt, ſonſt werde er, Heinrich Heine, jetzt wahrſcheinlich Cardinal der heiligen römiſchen Kirche ſein. Es ſei ewig ſchade! — Auch verſicherte er, wie er Freiligrath eigentlich ſo lieb habe; aber — was ſich liebt, das neckt ſich!

„Heine geht damit um, ſeinen Atta Troll zu vollenden, und arbeitet, wie er verſichert, an ſeinen Memoiren. Alles, was man ſonſt über ſeine Arbeiten berichtet, iſt unwahr, ebenſo unwahr wie ſo manche andere Angabe über ihn, die in neuerer Zeit als Zeitungsente ſchwamm. Er hieß nie anders als Heinrich, war nie ernſtlich Handlungsbefliſſener und ſelbſt jenes charakteriſtiſche Wort ſeines Oheims über ihn — ſo ‚ben trovato‘ — iſt nicht wahr. An dem ſchlechten Gedicht: ‚Auf dem Boulevard de Calvaire‘, welches das Album ‚Die deutſche Flagge‘ von Ed. Boas mittheilte, iſt er vollends unſchuldig — es iſt nicht von ihm, ſondern völlig untergeſchoben. Um ſich zu tröſten für ſolche Unbill, flüchtete er ſeine Gedanken in die alten Regionen, in denen einſt ſeine jugendliche Phantaſie ſchwärmte —

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indras Burg, der ewig blau[illegible]

Dort in jenen Regionen des fernen Oſtens hat er auch Anerkennung gefunden! Die Japaneſen haben ſeine Werke überſetzt und die ‚Calcutta Review‘ hat eine ausführliche Abhandlung darüber gebracht. So hat es Doctor Bürger

aus Leyden, der lange in Japan war und mit Siebold ein gelehrtes Werk über dies Land edirte, ihm erzählt — als Beweis, wie weit die Weisen deutscher Dichter tönen.

„Wir haben uns nun so lange und so oft schon ein Beispiel an den Chinesen genommen, nehmen wir es auch einmal an ihren liebenswürdigen Grenznachbarn, den Japanesen. Sehen wir immer in Heine lieber den Mann des ‚Buches der Lieder' als den Verfasser des garstigen Schlusses im Wintermärchen ‚Deutschland' oder jenes Buches über Börne, das doch so voll glänzender Partien ist. Der ungezogene Liebling der Grazien ist krank. Niedrig wäre es, eine Macht über den leidenden Dichter durch die prosaischen Hebel äußerer Verlegenheiten sichern zu wollen, wie man von gewissen Seiten her zu beabsichtigen scheint. Möge er in dieser Beziehung mindestens alle Ruhe haben, um nach und nach den innerlichen Frieden des Weisen und die wahre Schätzung des heutigen literarischen Ruhmes bei sich einziehen lassen zu können, die wir ihm von Herzen wünschen. Ein Dichter dieses Jahrhunderts muß ruhigen Auges nachblicken können, wenn die raschen Wogen der Zeit plötzlich die Insel überströmen, auf welcher er seiner

Lorbeern pflegte und ſorglos das beatus ille des Horaz in ihre Rinde ſchnitt. Der Schwall führt die Lorbeern dann dahin — es iſt kein Schwimmer, der die entriſſenen Zweige wieder einholte. Durum — sed levius fit patientia, quidquid corrigere est nefas."

Zu dieſen Zeilen, an deren Schluß ich mir herausnahm, ihm anzudeuten, daß ich ſeine ängſtliche Sorge um Erhaltung des Tageruhms, um Lob und Tadel in allen möglichen Blättern ſehr unweiſe finde, muß ich heute nur noch bemerken, daß die darin erwähnten Memoiren mir damals wie eine Mythe vorkamen. Es ſchien mir, Heine rede gefliſſentlich viel von dieſen ſeinen Denkwürdigkeiten und drapire ſich dabei ein wenig wie ein heiliger Nikolaus, der frommen Kindern Süßigkeiten und den unartigen die Ruthe bringt; wie eine Art von ſtillem Wolkenſammler Zeus, der, über dem Literaturgewimmel unter ihm thronend, einſt wohlthuenden Regen oder vernichtende Blitze ſchleudern werde — je nachdem und nach Jedermanns Verdienſt um Jovis Altäre. Ich mag darin Unrecht gehabt haben; ich weiß nicht, ob Memoiren Heines da ſind oder nicht, ich ſpreche nur den Eindruck aus, den mir ſein Reden darüber machte, und dieſer läßt mich entſchieden der Ve-

hauptung zuneigen, welche in dieſer Frage die Fürſtin della Rocca verficht.

Es war anderthalb Jahre ſpäter, etwa um den 20. September 1847, als ich Heine wiederſah. Ich kam in Begleitung meiner Frau nach Paris, um weiter nach Italien zu reiſen, und wir machten bald nach unſerer Ankunft Heine einen Beſuch. Es verlangte mich ſehr, ihn wiederzuſehen, um ſo mehr, als ich wußte, daß unterdeß ſein Leiden ſich ſehr verſchlimmert habe. Wir fanden ihn in ſeinem Hauſe in derſelben Rue du Faubourg Poiſſonnière*) über zwei oder drei Treppen, in einem ſehr hellen, ſehr freundlichen und geräumigen Quartier — die berühmte „Matratzengruft" war ein lichtes, großes und ſchönes Zimmer, an deſſen einer Wand ein lebensgroßes Porträt einer ſtattlicher Dame in breitem Goldrahmen hing; aber Alles zeugte von einer erſt halb fertigen Einrichtung, denn Heine kam eben von einer Sommerfriſche, ich glaube aus Montmorency, zurück und klagte über die Bäder von

*) Es iſt möglich, daß meine Erinnerung mich hierin täuſcht und Heine damals ein freier gelegenes, luftigeres Quartier bezogen hatte.

Narcotica, welche er ſich ſelbſt verordnet und die eine viel zu ſtarke Wirkung für ihn gehabt. Ich ſelbſt fand ihn ſehr verändert. Er lag gelähmt auf ſeinem Ruhebett, von dem er uns, ſich mühſam halb erhebend, die Hand entgegenſtreckte. — Die frühere geſunde Farbe war von ſeinem Antlitz gewichen und hatte einer feinen Wachsbleiche Platz gemacht; fein waren alle Züge geworden, ſie waren verklärt, vergeiſtigt, es war ein Kopf von unendlicher Schönheit, ein wahrer Chriſtuskopf, der ſich uns zuwandte. Betroffen über dieſe wunderbare Veränderung und ebenſo erſchrocken, ſagte ich mir, daß er in dem Zuſtande, worin er ſchien, nicht ſechs Wochen mehr leben könne. Und doch lebte er noch acht Jahre! Auch war er geiſtig faſt ganz, was er früher geweſen, ebenſo lebhaft, ebenſo geſprächig, ebenſo expanſiv. Er ſandte einen jungen deutſchen Arzt, den wir bei ihm fanden, zu ſeiner Frau hinüber, um ſie ruhen zu laſſen; unterdeß deutete er auf das Bild und ſagte mit einem gewiſſen Stolz, daß er ſeine Frau darſtelle. Er ſprach uns dann von ſeinem Leiden, von ſeiner Einrichtung, ſeinen Wohnungsnöthen in Paris ... Frau Mathilde erſchien, und die Unterhaltung mußte in franzöſiſcher Sprache weitergeführt werden, da Frau Heine kein Wort deutſch verſtand. Sie

machte keinen unvortheilhaften Eindruck — es war etwas durchaus Natürliches in ihrem Weſen, es ſchien etwas Derbes, aber Redliches, Schlichtbürgerliches darin zu liegen: eine Perſönlichkeit, die übrigens vor dem berühmten Dichter, deſſen Lebensgefährtin ſie war, durchaus nicht das that, was die Franzoſen s'effacer nennen — zu dem Bilde der „Femme", wie es Michelet zeichnet, konnte Frau Mathilde überhaupt wohl kaum geſeſſen haben. Heine behandelte ſie ſehr rückſichtsvoll; er beklagte ſich aber bei meiner Frau halb ernſt, halb ſcherzend, daß ſeine eingefleiſchte Pariſerin auf ſein deutſches Verlangen, um Mittag ſein Mahl zu bekommen, nicht eingehen wolle; ſie dagegen bezog ſich lebhaft auf die Unmöglichkeit, in Paris anders zu leben als alle anderen Menſchen, und während meine Frau, in deren polyglottem Wörterbuch das Wort „unmöglich" keine große Rolle ſpielte, mit ihr darüber debattirte und ihr zuredete, dem kranken Manne dieſen Wunſch zu erfüllen, ſprach Heine zu mir wieder deutſch, von deutſchen Dingen. Leider kann ich über ſeine Aeußerungen weder von damals noch bei ſpäteren Beſuchen Rechenſchaft ablegen, ich habe mir nicht wie das erſte Mal Tagebuchnotizen darüber gemacht. Ich weiß nur, daß ich ſehr bewegt und überzeugt, ihn nicht

wiederzusehen, endlich von ihm schied und daß er mir auftrug, das schöne Lucca zu grüßen — in eigenthümlicher Weise schien sich aller Reiz und aller Zauber Italiens für ihn in Lucca zu gipfeln.

Darauf beschränken sich meine Erinnerungen an den großen Dichter des Buchs der Lieder und des Romanzero, an den ich heute nicht denken kann, ohne tief ergriffen von einem Lager im Hintergrunde eines hellen sonnigen Zimmers ein wunderbar schönes, wachsbleiches, von tiefem Leiden und von ihrer Ueberwindung durch Seelenkraft und Geistes wollen redendes Märtyrerhaupt, das ergreifendste Bild eines sterbenden Dichters, sich erheben zu sehen — dies Bild ward doppelt lebendig und mächtig in mir, als ich 1868, zum letztenmal in Paris, an einem warmen Maimorgen auf dem schönen schattigen Kirchhofe des Montmartre neben dem Grabe Heines stand.

## Chr. v. Stramberg.

Man behauptet, die Originale verſchwinden aus unſerer Zeit, und conſtatirt damit etwas, das doch nur ſehr naturgemäß iſt. Die Originalität iſt der in Lebensformen ſich ausdrückende Humor, und der Humor geht einer Zeit verloren, welcher das ruhige Beharren in ihren Zuſtänden entſchwindet, um einem unſteten Fließen und Strömen der Dinge zu weichen; aus dieſem gebiert ſich wohl der Witz, der aus der Reibung und der Begegnung der Gegenſätze reſultirt, aber nicht mehr der Humor, der zum Aufblühen einen Untergrund von Seelenſtille verlangt. Während aus unſerer Literatur der Humor verſchwindet, wachſen die Witzblätter aus dem Boden.

Das mir intereſſanteſte Original, mit welchem ich im

Leben in Berührung gekommen bin, war Christian von Stramberg.

Es war nach meiner Rückkehr von Paris, als mir in einem Buchladen ein dicker Band in die Hände fiel, der den Titel hatte: „Denkwürdiger und nützlicher rheinischer Antiquarius, welcher die wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinstromes von seinem Ausflusse in das Meer bis zu seinem Ursprunge darstellt. Von einem Nachforscher in historischen Dingen. Mittelrhein. Der zweiten Abtheilung erster Band. Koblenz 1845." Ich wußte, daß es ein vor hundert Jahren erschienenes Werk ganz dieses Titels gab. Hier aber war ein neues, eben herausgekommenes, in dem ein zweites Blatt auch den Namen des Verfassers, Christian von Stramberg, aufwies; es war also ein neues originales Werk, das sich aus irgend einer durch keinerlei Vorrede oder Einleitung erklärten Marotte den alten Titel beigelegt hatte. Bei näherer Prüfung zeigte es eine wahre Fülle interessanten geschichtlichen und culturhistorischen Stoffes, es war eine wahre Fundgrube von Geschichten, biographischen Materialien, Sittenzügen der Vorzeit, histo-

riſchen Entwickelungen früherer Zuſtände u. ſ. w., ſo daß ich mich nach der Lecture fragte: Wer iſt dieſer Herr von Stramberg; der das Alles in ſolch origineller Form, mit ſolch einem unglaublichen Wiſſen aller Dinge, ſolcher Kenntniß aller möglichen Sprachen, die in Europa geſprochen werden, über den Leſer ausſchüttet? Und weshalb redet Niemand von dem Buche? Ich konnte nur erfahren, daß der Verfaſſer in Koblenz lebe, und war raſch entſchloſſen, ihn da aufzuſuchen. An einem ſchönen Sommermorgen trug der Dampfer mich dorthin — aber angekommen, hatte ich Mühe, die Wohnung des merkwürdigen Mannes ausfindig zu machen, bis ich in ein in den ſtilleren Stadttheilen liegendes Haus gerieth, welches den Eindruck eines beſcheidenen alten Familienhauſes machte. Ueber eine Treppe wurde ich in einen ziemlich altfränkiſchen Salon geführt und gelangte durch ihn in ein kleines, mit Büchern, Scripturen, Acten und Urkundenſtößen, über denen zumeiſt eine dicke Staubdecke lag, angefülltes Cabinet, in welchem der große Geſchichtskundige in Hemdärmeln und höchſt primitiver, als ſehr ungenügend zu bezeichnender Toilette an einem Schreibtiſch ſaß. Ein mittelgroßer, ziemlich feſt gebauter Mann mit einem charak-

teriſtiſchen Kopfe, den eine ſtarke, ſehr geröthete Naſe unſchön machte, war es, den ich begrüßte. Er mochte ſechzig Jahre haben. Als ich ihm meinen Namen genannt, ſagte er lächelnd: „Der Name iſt mir bekannt. Sie ſtammen aus Weſtfalen — haben noch Vettern in den Oſtſeepro vinzen, in Liefland . . .“

„Das erſte iſt richtig, von den letzteren weiß ich nichts . . .“

„Doch, doch, aus all den alten weſtfälichen Familien ſind Seitenſchoſſen nach den Oſtſeeprovinzen gekommen“ — und dabei holte er ein paar alte hochſtifts münſteriſche Hof- und Adreßkalender aus dem vorigen Jahrhundert herbei, um alte Herren meines Namens und Blutes darin aufzuſchlagen. Ich intereſſirte ihn offenbar nur von der genealogiſchen Seite.

„Kennen Sie denn alle Namen ſo im heiligen römi ſchen Reiche?“ fragte ich erſtaunt über dieſe Detailkenntniß.

„Allwiſſend bin ich nicht, doch viel iſt mir bewußt!“ antwortete er lächelnd, „namentlich was unſere alten geiſt lichen Stiftslande angeht.“

Ich drückte ihm aus, welchen Genuß und welche Belehrung ſein Buch mir gewährt, wie ich ihm dafür zu

danken komme und auch, um zu erfahren, wann der nächſte Band erſcheinen werde.

„Der wird nie erſcheinen!“ verſetzte er bitter auflachend. „Nie! Keine Seele hat das Buch gekauft! Fragen Sie meinen Verleger: der iſt vollſtändig entmuthigt!“

Und nun erging er ſich in bitter-ironiſchen Schilderungen, wie alle großen Verlagshandlungen ihn mit ſeinen Anträgen heimgeſchickt: wie befliſſen ſie ſeien, ſchäbiges Zeug und Alltagsplunder auf den Markt zu werfen, und wie ein groſſes Werk, das Niemand in der Welt ſchreiben könnte als, begünſtigt durch den Zuſammenfluß vieler Umſtände, er allein, durch die Theilnahmloſigkeit der Menſchen erſtickt bliebe.

Er hatte ſicherlich völlig recht. Ohne die Fortſetzung ſeines Buches wäre Vieles unrettbar mit ihm untergegangen, was nur er wußte, nur er aus der Fülle ihm vorliegender Materialien ſchöpfen konnte, die, wie er angab, zum großen Theil aus Aufzeichnungen ſeiner Vorfahren, hochgeſtellter kurtrieriſcher Staatsdiener, beſtanden.

„Da kann nur eines helfen,“ ſagte ich, „die Beſprechung Ihres Werkes in den Journalen. Daß dieſe in dem einflußreichſten Blatte Deutſchlands, der ‚Allgemeinen Zei-

tung', erfolge, dafür will ich ſorgen; auch die ‚Kölniſche' ſoll hier am Rheine wirken — alſo nil desperandum! Die Lärmtrommel ſoll geſchlagen werden!"

Er baute nicht viel darauf und ging zu Anderem über. Nach einem längeren Geſpräch, bei dem ſeine wirklich unglaubliche Detailkenntniß alles in den letzten Jahrhunderten in Europa Geſchehenen ſich zeigte, empfahl ich mich, um, wie er mir vorgeſchlagen, am Nachmittage ihn zu einem Spaziergang abzuholen, auf dem ich dann weiter wahrnehmen konnte, wie er nicht blos die Thatſachen in ſich aufgeſpeichert trug, ſondern auch auf ſeine Art ein Philoſoph war, der mit ſcharfem Einblick in den Charakter der Nationalitäten und die Natur der Menſchenkategorien den Geſetzen des Völkerlebens nachgeſpürt hatte.

Erfüllt von der Perſönlichkeit des ſeltenen Mannes, kehrte ich nach Köln heim und ſäumte nun nicht, eine Beſprechung ſeines Buches in der „Kölniſchen Zeitung" zu geben und eine ausführliche Arbeit über daſſelbe, worin ich Excerpte der intereſſanteſten Epiſoden einflocht, z. B. die feſſelnde Entwickelungsgeſchichte Klemens Brentanos, die Geſchichte des Joſeph von Frohn u. ſ. w., in der „Allgemeinen Zeitung" zu veröffentlichen. Und ſiehe da, dieſe Arbeit

war nicht vergeblich geſchrieben — ſie hatte die glänzende Wirkung, daß plötzlich beim Verleger die Beſtellungen einliefen, daß dieſer nun eine Subſcription für eine Fortſetzung eröffnen konnte und daß ſich zwölfhundert Subſcribenten einfanden — allein ſechshundert aus dem damals von der „Allgemeinen Zeitung“ ſo beeinflußten Oeſterreich. Verfaſſer und Verleger waren höchlich zufrieden, und mir iſt es lange ein befriedigendes Bewußtſein geweſen, ganz allein den Wagen in's Rollen gebracht zu haben. Es erſchien nun bald ein weiterer Band des „Antiquarius“, und im Laufe der Jahre füllten ſich mit zahlreichen Lieferungen die Rahmen der Abtheilungen, worein Stramberg ſein großes Werk eingetheilt hat: nur ſchade — je mehr ſie ſich füllten, deſto mehr verloren ſie an urſprünglichem Reiz, an Werth und Intereſſe — der Autor machte zuletzt eine Ablagerung hiſtoriſchen Materials aus aller Herren Ländern und allen Zeitaltern daraus, ſo daß man, als auf den eigentlichen lüllreichen und originellen Rheiniſchen Antiquarius, auf die erſten ſechs oder ſieben Bände verweiſen muß.

Ich habe ſpäter mit Stramberg viel verkehrt: ein paarmal kam er, uns in Köln zu beſuchen, dann, als ich einen Aufenthalt auf der Laubach, der Waſſerheilanſtalt

in der Nähe von Koblenz, nahm, pflegte er am Nachmittage herauszukommen und wir unternahmen ſelbander weitere Spaziergänge. Ich hatte dabei Gelegenheit, die Unerſchöpflichkeit ſeines Wiſſens kennen zu lernen, ſein Erzählertalent und die ſich oft ſehr ergötzlich launiſch ausdrückende Ironie ſeines Urtheiles über Welt und Zeit. Er ſtand in der damaligen Oppoſition der Rheinlande wider Preußen; er war Katholik par principe, und dem alten Oeſterreich hatte er trotz Allem, was es gethan, ſich ſeine Sympathien gründlich zu verſcherzen, doch die ganze Anhänglichkeit bewahrt, welche nur natürlich war bei ſolch einem Nachkommen einer Familie, deren ſämmtliche einſtige Beziehungen mit Wien und den alten Reichsinſtitutionen verknüpft waren. Zu dem Dümmſten, was Oeſterreich gethan, rechnete er die Aufgabe des burgundiſchen Kreiſes und ſeiner Stellung auf dem linken Rheinufer, womit ja auch die Beſetzung des Kurfürſtenſtuhls von Köln verbunden geweſen. Denn ein Geſetz unſerer Geſchichte, behauptete er, ſei es, daß in Deutſchland die Macht immer als ausſchlaggebend prädominire, welche das Rheinthal beſitze.

Auf unſeren Spaziergängen, auf welchen der alte Herr bei einer gelegentlichen Einkehr nie Wein trank, ſo beſcheid

lich der verdächtige Schimmer ſeiner Naſe und ſeine erſtaunliche Kenntniß aller Rebenſorten und aller Geheimniſſe ihres Baues das finden ließen, erzählte mir Stramberg viel aus ſeinen Lebenserinnerungen. Er war zu Koblenz 1783 geboren und ſtammte von väterlicher Seite aus einer aus Niederöſterreich gekommenen Familie; ſeine Mutter war die Tochter eines kurtrieriſchen Geheimrathes und Kreistagsgeſandten zu Frankfurt, Hugo Franz v. Gärz. Was ſeine öſterreichiſche Abſtammung angeht, ſo leitete er ſie hoch genug her; obwohl er eigentlich Stramberger von Großburg hieß — das „er" hatte er als nur provinziell fallen laſſen — behauptete er, von den alten böhmiſchen Herren und Regierern von Roſenberg abzuſtammen, dieſem mächtigſten aller Dynaſtengeſchlechter, dem bekanntlich Bertha v. Roſenberg, „die weiße Frau", angehört, und dem er in ſeinem Antiquar eine ſo ausführliche Epiſode gewidmet hat. Wenigſtens führte er daſſelbe Wappen wie die Roſenberg. Mütterlicherſeits aber ſah er ſich in Connex mit dem großen Cardinal Nikolaus Cuſanus, dem berühmteſten Sohn, welchen das kleine Städtchen Kues und das ſchöne Thal der Moſel hervorgebracht haben.

Als er heranwuchs, brachen die Stürme der franzöſiſchen

Revolution herein, und ihre Wogen ſpülten in's Rheinland zuerſt die Schaaren der Emigranten, die Koblenz zum Hauptquartier machten — die franzöſiſchen Prinzen von Provence und Artois, welche ihren Sitz in Schönbornsluſt aufſchlugen, dem nahen Luſtſchloß des Kurfürſten von Trier — alle die übermüthigen, in ihren Forderungen unverſchämten Höflinge, welche die Gaſtfreiheit des gutmüthigen Kurfürſten Clemens Wenzeslaus ſo unglaublich mißbrauchten; — ſagte ihm doch einer von ihnen in einer Soirée, worin ſie ihn umgaben, nun ſei er der einzige Fremde unter ihnen. — Dann kamen die „Halb Brigaden" der franzöſiſchen Republik, die Jourdan, die Championnet an ihrer Spitze; die Generale Hoche, Marceau, Bernadotte kamen und verkehrten im elterlichen Hauſe Strambergs: es wurden Tanzabende in demſelben von den lebensluſtigen franzöſiſchen Herren arrangirt, zu denen unſer „Johann Chriſtian Hermenegild" mit ſeiner Geige nach ſeinen jugendlichen Kräften aufſpielte. Endlich heirathete ſeine ſchöne Schweſter Maria Thereſe einen dieſer franzöſiſchen Herren, und zwar den General und Commandanten von Ehrenbreitſtein Arnaud Baville. Dieſe Verbindung wie der politiſche Connex des linken Rheinufers mit Frankreich

ließen nun ſeine weitere Ausbildung und ſeine nächſten Lebensbeziehungen nach Weſten hin gravitiren. Zwar zunächſt in Erlangen, dann aber in Paris ſtudirte er Rechts- und Staatswiſſenſchaften, Sprachen und Geſchichte und beſuchte dann Wien, immer dabei von der früh verwittweten Mutter begleitet, die von dem einzig ihr gebliebenen Sohn ſich nicht zu trennen vermochte — bis der Tod frühzeitig die herbe Trennung vornahm. Stramberg mußte ſich jetzt entſchließen, eine Lebensſtellung zu ſuchen: das Familienerbe: die Lehngüter an Moſel und Rhein, waren im Sturm der Zeit bedenklich reducirt, alles Lehngut und Fideicommißweſen hatten ja die Franzoſen aus der Welt geſchafft. Er verſuchte es zuerſt mit einer Secretärthätigkeit bei dem Präfecten des Departements der Moſel, Jules Deozan. Dann war er als Begleiter eines franzöſiſchen Generals, des Grafen Caſſarelli, in Schweden. Endlich nach dem Umſchlag der Dinge im Jahre 1813 war er im Gefolge der Verbündeten in Frankreich und nahm irgend eine Stellung in Epinal ein. Es wird nach dieſer Zeit geweſen ſein, daß er ſich länger in Dijon aufhielt. Er erzählte mir, daß ſein Schwager, der General Baville, dort commandirt oder in Garniſon geſtanden, daß er,

Stramberg, unbeſchäftigt wie er geweſen, längere Zeit damals ſeine Tage auf der berühmten Bibliothèque des Ducs de Bourgogne zugebracht und ſich dann ſo in ſeine Studien vertieft habe, daß er mitunter Abends, als der Letzte, beinahe mit eingeſchloſſen wurde.

In die Heimath zurückgekehrt, hatte Stramberg wohl nicht den ernſtlichen Willen, ſich hier eine Stellung zu erringen. Es gelang ihm wenigſtens trotz einiger Verſuche bei der Regierung nicht, eine zu bekommen. Als Privatgelehrter gab er ſich ſeinen Studien hin, ſchrieb ausgezeichnete genealogiſche Artikel für die Encyklopädie von Erſch und Gruber, ein Buch über die Moſel und endlich den Band des Rheiniſchen Antiquars, der 1845 erſchien. Zu dieſem Werke hatte er lange geſammelt und ein unſchätzbares Material geerbt; durch ſeine Mutter zählte er nämlich zu ſeinen Vorfahren nicht weniger als drei kurfürſtlich trieriſche Kanzler, während der letzte kurtrieriſche Staats- und Lehenskanzler ſeiner Mutter Schwager und ſein Pathe war. Alle dieſe Herren hatten ihre Tagebücher geführt oder derartige Aufzeichnungen während ihres Lebens gemacht oder hiſtoriſche Documente geſammelt, und dieſe bildeten, wie Stramberg verſicherte, ſeine unvergleichliche Schatzgrube.

Wie lebendig der alte Herr vor mir ſteht! In ſeinen gelben Nanking Sommerbeinkleidern, mit den Schuhen und weißen Strümpfen nicht viel eleganter als etwa ein penſionirter Magiſter ausſehend — aber redend, ſich ausdrückend ſo gewählt wie ein Marquis vom Hofe Ludwigs XIV., perorirend mit ſonorer Stimme. Wenn er vorlas, was er gern that, namentlich Franzöſiſches, ſo konnte dieſe Stimme ſich bis zum Dröhnen erheben. Und nun iſt auch dieſe laute Stimme verklungen: die Hand, welche mit einer ſo kuriöſen, von der Handſchrift aller anderen Menſchenkinder abſolut verſchiedenen Manier beſenſtielige Buchſtaben hinſtellte, zu Staub geworden! Und ſeine letzten Jahre ſind, ſtatt durch Anerkennung und Ehren erheitert, ihm vergangen in Sorgen, durch „res angusta domus“! — Er iſt eines der zahlreichen Beiſpiele von der empörenden Gleichgiltigkeit und Vernachläſſigung, welche das officielle Deutſchland für das literariſche Verdienſt und die fruchtreichſte Geiſtesarbeit hat, wenn dieſe nicht in der akademiſchen Bahn wirkt, wenn ein bevorzugter Geiſt ſich nicht in der langen Queue nachſchiebt, die in den geſchloſſenen Schranken der Zunft ſich zu den Ehren, Vortheilen und Auszeichnungen drängt. Auf Stramberg iſt nie eine Ehrenauszeichnung:

ein Orden, ein Diplom einer Akademie, ein Ehrendoctor diplom oder ähnliches, gefallen. Er bedurfte deſſen nicht. Aber es hätte den alten Mann mit ſeinem unglaublichen Wiſſen und ſeinem Rieſenfleiß gefreut und es hätte ſeinen Lebensabend verſchönert, weil es ihm eine ganz andere autoritative Stellung in ſeiner Vaterſtadt gegeben, denn ohne dergleichen von Auswärts kommende Beweiſe ſeiner Bedeutung giebt es in ſeinem Vaterlande einen Propheten.

In den Sommer 1847 fällt für mich auch ein er neuter Verkehr mit Adele Schopenhauer, die ſich jetzt zu Bonn bei ihrer Freundin Mertens Schaafhauſen aufhielt und, nachdem ſie ihrer Geſundheit wegen einen längeren Aufenthalt in Italien gemacht, ſich mit literariſchen Plänen trug, weil der Arzt ihr verboten, die zeichnenden Künſte, zu denen ihr Talent gravitirte, zu cultiviren. Adele Schopenhauer, die ſchon zwei Jahre ſpäter in Bonn ſtarb war, wie früher geſagt, eine begabte, durch eine Bildung von ſeltener Gründlichkeit und Vielſeitigkeit ausgezeichnete tiefweibliche Seele. Es iſt aber dennoch wohl ein Enthuſias mus, wie ihn Fürſt Pückler-Muskau für ſie an den Tag gelegt hat, als er ſie kennen gelernt, etwas Exceptionelles geblieben. Er ſchrieb über ſie: „Was mich angeht, kann

ich nicht mehr über ſie ſagen, als daß ich wünſchte, meine künftige Frau möchte ihr treues Ebenbild ſein: ihr Aeußeres gefällt mir, ihr Inneres iſt eine ſchöne Schöpfung der Natur. Dieſe kindliche Naivetät bei ſo ſeltener, ich möchte faſt ſagen ſchauerlicher Tiefe!" Adele war damals (1812) ſechzehn Jahre alt. (Vergl. L. Aſſing: Fürſt Pückler-Muskau I. 145.) — Eine intereſſante Berührung, welche ebenfalls in dieſen Sommer fällt, war für mich die mit dem Profeſſor Alfred Nikolovius zu Bonn, dem Verfaſſer von „Johann Georg Schloſſers Leben und literariſches Wirken". Wie Adele als junges Mädchen, hatte er als Knabe, als Enkel der Schweſter Goethes, in deſſen Hauſe in Weimar gelebt und wußte in kauſtiſcher Beleuchtung manches Charakteriſtiſche aus deſſen intimem Leben wiederzugeben. Manches davon ſtimmte freilich nicht recht zu dem Bilde, welches man nach anderen Quellen ſich von dem Olympier zu machen pflegt. So verſicherte er, Goethe ſei ſehr ängſtlich geweſen, er habe in reiferen Jahren nie ein Pferd beſtiegen; beim Fahren habe er, ſobald der Wagen ſich geneigt, beſorgt König, ſeinem Kutſcher, ſtets ein: „König, Er giebt doch Acht!" zugerufen. Bei jedem begegnenden Handwerksburſchen habe er halten laſſen, nach

dem Woher und Wohin gefragt und ſodann durch König einen der dazu eingeſteckten Groſchen verabreichen laſſen, den Goethe daheim dann ſorglich in ſein Buch eingetragen. Wenn der alte Herr zu Tiſche erſchienen im Frack mit Ordensſtern, habe das üble Laune angedeutet; ein blauer Ueberrock, ohne Weſte, habe beſſere Stimmung angekündigt — der flanellene Schlafrock mit mancherlei loſe hängenden Bändeln gar den beſten Humor. Er habe viel Wein getrunken — und in einem gelegentlichen kleinen Rauſch ſei er grob geworden. Dieſer letztere Zug will uns freilich am wenigſten zu jenem Bilde paſſen und doch iſt er noch weniger befremdlich als die merkwürdige Scene, welche wir in den Lebenserinnerungen der Malerin Luiſe Seidler mitgetheilt finden, in einem ausführlichen Briefe, den ihr ein Freund über ſeine Unterhaltungen mit Goethe in dem Sturmjahr 1813 ſchreibt und der in einer halb myſteriöſen Weiſe die Fähigkeit erſchreckender Gemüthserregungen bei dieſem andeutet. Doch ſprach auch Nikolovius von Goethes Empfänglichkeit für heftigen Seelenſchmerz; mehrmals habe ihn Meyer (der Kunſtmeyer) in Verzweiflung auf dem Boden liegend gefunden, wenn eines ſeiner und der Vulpius Kinder geſtorben. Und abergläubiſch ſei der alte Herr ge-

weſen — er habe den 22. März immer als Unglückstag gefürchtet. Einſt habe in ſeinem bekannten Gartenhauſe die Vulpius allein ſich aufgehalten. Da habe ſie unten in der Küche rumoren, Teller und Schüſſeln klirren gehört; ſie eilt nach unten und ſieht und findet Niemanden, ſtatt deſſen aber vernimmt ſie, wie es jetzt oben rumort und lärmt und mit Büchern hin- und herwirft, und erſchrocken flüchtet ſie ſich und eilt nach Hauſe. Goethe aber ſei nun mehrere Tage lang nicht ausgegangen aus Furcht vor einem Unglück. Daß er oft ſich blöde und befangen gefühlt, wie Nikolovius verſicherte, ward uns auch unlängſt durch Mittheilungen aus den Erzählungen ſeiner Schwiegertochter Ottilie beſtätigt; und noch bekannter iſt wohl, was auch jener beſtätigte, daß er, in der ihn quälenden Furcht vor dem Tode und um den Anblick von Leichenzügen zu entgehen, es dahin gebracht, daß in Weimar Beſtattungen nur des Nachts, im Sommer nach zehn, im Winter nach neun Uhr, und ohne Wagen vorgenommen werden durften. Ein Wagen oder gar nachfolgende Equipagen wurden nur gegen hohe Taxen erlaubt. Von Eckermann, der an jeden Mittwoch zu Tiſche gezogen worden, erzählte mein Gewährsmann, er habe dabei nie

etwas geſprochen. Der kleine Mann habe eigenthümliche Liebhabereien gehegt — einen eingefangenen Adler habe er mit jungen Hunden geſpeiſt, deren Geheul die Nachbarn entrüſtet, bis ſie ihn als Thierquäler vor Gericht ziehen laſſen. — Das Verhältniß zu ſeinem Sohn Auguſt ſchilderte Nikolovius als ein ſehr förmliches. Alle Morgen um zehn Uhr habe jener an des Vaters Thür geklopft, um ſich zu erkundigen: „Lieber Vater, wie haben Sie die Nacht geruht, und haben Sie mir etwas zu befehlen?“ worauf die Antwort erfolgt ſei: „Lieber Auguſt, wir haben eine leidliche Nachtruhe gehabt und finden in dieſem Augenblicke nichts anzuordnen.“ — —

Von Adele Schopenhauers und Alfred Nikolovius' Weimarſchen Erinnerungen muß ich übergehen zu der politiſchen Stimmung in Europa im Jahre 1847, zu den Luftſtrömungen, welche lebhafter und friſcher wurden und dem großen Gewitter von 1848 wie Vorboten vorhergingen. In München „fiel der erſte Schuß“: man trieb Lola Montez aus trotz allen Schutzes, den König Ludwig ihr angedeihen ließ, trotz aller Rückſichten, welche die immenſen Verdienſte dieſes Originals auf dem Throne um ſeine Hauptſtadt, die ſich ſo undankbar erwies, geboten hätten. Erregender aber kamen die Kunden aus Italien;

hier hatte ein neuer Papſt die Initiative des Fortſchritts ergriffen, hier ſchien ein großer prieſterlicher Charakter mit der Macht ſeiner Autorität und der ihr ebenbürtigen ſeines entſchloſſenen Geiſtes den Idealtraum Giobertis von einer ſtaatlichen Verbindung der getrennten Stämme Italiens unter der Oberleitung, der „Präſidialmacht“ des römiſchen Pontifex ſeiner Verwirklichung entgegenführen zu wollen. Das mußte die ganze politiſche Conſtellation Europas ändern — und es mußte große Kämpfe koſten, bis es dahin kam, es mußte eine Reihe großer Ereigniſſe ſich damit verknüpfen.

„Wollen Sie dahin gehen und uns aus dem Mittelpunkt der Bewegung, aus Rom, Berichte ſchreiben?“ fragte mich eines Tages Joſeph Dumont.

Natürlich wollte ich. Wer hätte nicht gewollt? Und vierzehn Tage ſpäter ſaß ich mit Frau und zwei Kindern, zu deren Hut uns die Schweſter von Roderich Benedix, Fräulein Rolma Benedix, begleitete, in einem Coupé der Rheiniſchen Bahn, um weſtwärts durch Belgien und Frankreich zu ziehen, auf der kürzeſten Route dem großen Sehnſuchtsziel aller frommen und aller ſchönheitsdurſtigen Seelen des Abendlandes zu.

# Rom.

Im September 1847 führte die Eisenbahn wenigstens bis nach Paris, wo das gute alte Hotel Violet uns aufnahm. Da meine Frau Paris nicht kannte, wurde hier ein Aufenthalt von vierzehn Tagen gemacht, während deren ein alter Bekannter derselben, ein Baron Drachenfels, dem das Geschick vergönnte, hier als hessischer Gesandter den Rest seiner Tage in schöner Muße zuzubringen, uns mit seiner Ortskunde beistand. Ich verdanke ihm die Bekanntschaft mit dem Werke: Valery, l'Italie, das mir später mit seinem reichen Inhalt sehr nützlich werden sollte. Wir sahen, zum Theil in seiner Begleitung, Paris und die bedeutendsten Punkte der Umgebung. Ich habe von diesen Tagen berichtet in einem Buche, das ich im Jahre 1848 unter dem Titel: „Eine Römerfahrt" herauszu-

geben wagte und das in jenen Zeiten der politiſchen Sturmfluth natürlich ſo unbeachtet blieb wie Alles, was nicht für den Tag berechnet war. Heute aber dient es mir dazu, meine Erinnerungen aus jener Lebensepoche um ſo friſcher geben zu können, indem ich von dem dort gleich nach den erhaltenen Eindrücken Niedergeſchriebenen auf's Neue in die Stimmung jener Tage geführt werde. Und dahin gehört zunächſt das Gefühl unſaglicher Erleichterung, als endlich der ſchlimmſte Theil unſerer Reiſemühen überſtanden war, als nach dem Aufenthalt in Paris die Fahrt in einer franzöſiſchen Diligence, die Fahrt auf franzöſiſchen Dampfſchiffen durch das Herz Frankreichs und die Saone und Rhone hinunter glücklich hinter uns lag. Denn in einer Diligence über die kieſelgepflaſterten Chauſſeen, die von Paris bis Chalons ſur Saone führten, war damals die Reiſe zu machen, dann in elenden Dampfſchiffen die Saone hinab bis Lyon, von Lyon auf anderen Dampfern bis Arles, bis Marſeille; die Dampfſchiffe waren ſchmutzig, überfüllt und wurden mit einer unglaublichen Ungeſchicklichkeit in der Navigationskunſt geführt — ſie verhielten ſich zu unſeren Rheindampfern wie ſamojediſche Hundeſchlitten zu einem Eilzug. Und in den Wirthshäuſern der

Provinzialſtädte der „Bello Franco“ herrſchte ein Schmutz — man glaubte ſich in eines jener Wirthshäuſer Weſtfalens verſetzt, von denen der große Philologe Juſtus Lipſius ſo beweglich geſchrieben hat. Das Alles iſt heute anders geworden; heute ſieht der Reiſende, der Frankreich 1846 zum erſtenmal erblickte und es nun wieder betritt, auch beim flüchtigen Durchfliegen auf der Eiſenbahn die Merkmale eines ganz unglaublichen Fortſchritts, einer überraſchenden Steigerung des Wohlſtandes und der Cultur überall, wohin er blickt.

Die Reiſemühen wurden dann gelohnt, als Marſeille erreicht war, als eine weitere Seefahrt uns nach Genua, nach Livorno gebracht hatte und zum erſtenmal der geheiligte auſoniſche Boden betreten war: als eine kurze Fahrt auf einer jüngſt dem Verkehr übergebenen neuen Eiſenbahnſtrecke von Livorno aus eines der Juvele jenes Wunderlandes uns zur Anſchauung gebracht: Piſa, ſeinen Dom, ſein Campo ſanto, ſeinen mirakulöſen Thurm! Und dann noch eine nächtliche Meerfahrt, und Civitavecchia war erreicht. Beim goldenſten Morgenſonnenſchein dampften wir den Hafenforts entgegen, auf denen die Flagge des Papſtes wehte (die Tiara mit den gekreuzten Schlüſſeln),

von denen herunter die Kanonen des Papſtes drohten. Eine nach der anderen von ihnen wurde eben zur Begrüßung zweier franzöſiſcher Cardinäle gelöſt — es war die Herrſcherſtimme Papſt Julius II., die ihre Donner über das Meer rollen ließ. Es währte lange, bis das Schiff Prattica erlangte, bis die päpſtlichen Douaniers befriedigt waren, bis das Paßbuch zu den ſchon zahlloſen Viſas eines mehr aufgenommen hatte, lautend: Civitavecchia li 9. Ottobre 1847. Delegazione Apostolica. Bono per Roma. — Und bis eine Diligenza uns aufgenommen, um die letzte Strecke des weiten Weges zurückzulegen, wurde es Nachmittag — es wurde Abend, bis die Höhe erreicht war, auf welcher der Conducteur halten ließ, um, ausgeſtreckten Armes in die Ferne deutend, zu ſprechen: „Ecco Roma — ecco San Pietro!“

Man ſah ſehr wenig von Rom, man ſah etwas wie eine kleine graue Halbkugel in fernſter Ferne über der Horizontlinie, aber dennoch ſchlug den Reiſenden aus dem weiten Norden das Herz hoch. Heute, wo es ſo leicht iſt, auf glatten Eiſenſchienen in ein paar Tagen nach Rom zu rollen, betritt Niemand mehr den Boden der ewigen Stadt mit jenem ſtürmiſchen Entzücken, das damals den

Wanderer erfüllte, der nach Ueberwindung von Hemmniſſen und Beſchwerden aller Art mit dem Gefühl kam, ein Glück zu genießen, welches ſo Wenigen beſchert war. Vielleicht ſchlägt das Herz vieler heutiger Romfahrer, wenn ſie an ihrem Ziele angekommen ſind, in nicht geringerem Entzücken: dann aber pflegt ſich dies heute unendlich ſtiller und lautloſer zu äußern und apathiſcher zu gebärden wie bei uns Idealiſten von 1847.

Ueber die weite, baumloſe Landſchaft mit den braungrünen Hügelwellen begann ſich die Dämmerung zu legen. Wunderliche Reitergeſtalten mit langen Lanzen, Hirten der Campagna, ſprengten über dieſe Hügel dahin; ſchwere mit Büffeln beſpannte Wagen, die uns begegneten, kündeten die Welt des Südens an; vom Morgenlande ſprachen die am nahen, zu unſerer Rechten ſchäumenden Meere ſich erhebenden altersgrauen Saracenenthürme — der letzte Schein des ſchwindenden Abendroths verglomm im Weſten, und in dem raſch kommenden Dunkel der Nacht fuhren wir weiter hinein in die Campagna, dies ſchweigende Todtenfeld der Geſchichte.

Große Gemüthsbewegungen und der Schwung hochtragender Stimmungen pflegen nicht vorzuhalten, wenn

ſie über uns kommen in einer Poſtkutſche, die weiter und weiter in die Nacht hineinrollt und auf die Erreichung irgend eines Zieles gänzlich verzichtet zu haben ſcheint. Dies war bei der unſeren Fahrt der Fall. Wir fuhren bergauf, bergab, wir fuhren mit galoppirenden Pferden und Maulthieren, wir fuhren mit einem Hallo und Peitſchenknallen, wie es nur der wilde Jäger vorführen kann — von der Erreichung eines Ortes, der den Namen Rom führt, ſchien über gänzlich Abſtand genommen zu ſein und dies weiter nicht in Rede zu ſtehen. Dabei wurde es dunkler und dunkler, man nahm ſeufzend von der Hoffnung, wenigſtens noch geringe Umriſſe der kommenden Dinge wahrzunehmen, Abſchied. Und ſo dehnten ſich die Stunden, bis endlich um Mitternacht ein mächtig hoher Thorbau vor uns lag dürftig erleuchtet, von Douaniers beſetzt, deren läſtige Functionen von einem mit uns fahrenden Signor Avocato durch eine buona mancia abgekürzt wurden und wir nach einigem weiteren Peitſchenknallen uns zur Seite einer Reihe rieſenhoher Säulen befanden — im Schatten der Colonnade von Sanct Peter.

Wir waren durch die Parta Cavallegieri eingefahren.

Im Anfang wirkte Rom auf den Fremden, damals

noch mehr als heute, ernüchternd. Das Gewirr enger Gaſſen im Marsfelde, worin ſich das Leben der groſsen Stadt zuſammendrängt, der Schmutz, die aus den Fenſtern flatternde Wäſche, das Alles paſste ſo wenig zu dem idealiſtiſchen Bilde, welches man ſich von Rom gemacht. Der Wunderbau der Treppe am ſpaniſchen Platz, welche zu San Trinita di Monti hinaufführt, war durch den Schmutz, der ſie bedeckte, kaum zu paſſiren. Todte Thiere neben Broccoli-Stengeln, Scherben und anderen Unrath auf der Straße zu finden, war nichts Ungewöhnliches — es blieb da liegen, bis ein paar Mal in der Woche eine Geſellſchaft mit Beſen bewehrter alter Männelgreiſe heranrückte. Ich glaube, ſie hieſs La beneficenza, dieſe Brüderſchaft alter Männer, welche die Jahre längſt wehrlos gemacht und die auch dem Schmutze nicht wehren konnten. Für die Beleuchtung Roms ſorgte unſere liebe Frau, die Madonna. Vor ihren Bildern an allen Eckhäuſern wurden Abends Oellampen entzündet — das muſste genügen.

Aber das waren nur Wahrnehmungen der erſten Stunde — in der zweiten waren ſie ausgelöſcht durch die Andeutungen alles Deſſen, was uns hier erwartete, eines

Reichthums an hohen und herrlichen Dingen, auf den man gar nicht vorbereitet war. Denn das iſt eben das Schöne und Feſſelnde Roms, daß es mit ſeinem unerſchöpflichen Reichthum immer auf's Neue überraſcht, daß man ſtets in der Entdeckerfreude von Dingen iſt, von denen man nichts wußte, von großen Schöpfungen des Alterthums, des Mittelalters, der Renaiſſance und der neuen Zeit. Und daß es ſo, je länger man darin weilt, je mehr man es kennen lernt, immer mehr wächſt, einen immer reicheren Inhalt gewinnt und immer feſter an ſich bindet, während andere Weltſtädte in den erſten Stunden aufregen, verwirren können und dann mit jedem Tage nüchterner erſcheinen.

Wir hatten zunächſt nach einem anſtändigen Quartier zu ſuchen und fanden es mit Beihilfe jenes Signor Avocato in der Via della Croce, trenta tre. Dann ging ich, mancherlei Empfehlungsſchreiben an ihre Adreſſe zu bringen. Das erſte zum Capitol. Hier, auf dem Tarpeiſchen Fels, hinter dem Palazzo Caffarelli, in einem der preußiſchen Regierung gehörenden Gebäude wohnte Dr. Emil Braun, der Secretär des archäologiſchen Inſtitus und fleißiger Correſpondent der Allgemeinen Zeitung. Der

hochgewachſene magere Mann empfing mich mit liebenswürdiger Herzlichkeit — wir wurden bald befreundet, ſprachen viel vom alten Ritter von Laßberg und mehr noch von der Politik des Tages, deren Hauptereigniß eine neue große Conceſſion Pio Nonos an die liberalen Ideen war. Pio Nono hatte ein Statuto verliehen, eine Volksvertretung im Municipium der Stadt Rom gewährt, was eben jetzt in große Aufregung verſetzte. Emil Braun führte mit ſeiner Vertrautheit mit den Verhältniſſen und Perſonen in alles das mich ein, was mir, der als völliger Neuling kam, zunächſt zu wiſſen nöthig; ich verdankte ihm bei der Erfüllung meiner Correſpondentenpflichten unendlich Vieles. Er war geborener Thüringer, hatte ſich aus beſchränkten Verhältniſſen emporgekämpft und in einem ſchon alternden jungen Mädchen eine Gömerin gefunden, die ihm die Univerſitätsſtudien möglich gemacht. Wohl mehr aus Dankbarkeit als aus Neigung hatte er ſie dann geheirathet, und da ſie, die kleine behäbige Dame, jetzt eine alte Frau war, ſo hatte ſich der in den beſten Jahren ſtehende noch jugendliche Mann angewöhnt, ſich auch wie einen ergrauten Alten zu betrachten und zu geben. Es war das glücklichſte, friedfertigſte Paar von der Welt. Was den alten

Ritter, den Meiſter Sepp von Eppishuſen angeht, ſo hatte Braun in ſeiner Jugend ſich ein dankbares Andenken bei ihm geſichert. Laßberg ſchrieb darüber im März 1831 an Uhland: „Eine vollſtändige, leſerliche und genau verglichene Abſchrift des Ulrich von Liechtenſtein iſt als Eigenthum in meinen Händen und folglich auch ebenſowohl in den Ihrigen. Ich glaube, Ihnen ſchon geſagt zu haben, daß letzten Herbſt Profeſſor Maßmann mich beſuchte. Mit ihm kam ein junger Mann, Sohn des Forſtmeiſters Braun aus Gotha: er hatte ein Jahr bei Benecke zu Göttingen über altdeutſche Literatur Collegien gehört und ließ merken, daß er in einer guten Schule geweſen. Sie können ſich leicht einbilden, daß die Sprache auch auf den Ulrich von Liechtenſtein kam, obſchon ich, da Maßmann ſchon zweimal ganz unaufgefordert verſprochen hatte, mir ihn abzuſchreiben, den Gegenſtand nicht in Anregung bringen wollte. Auch diesmal erneuerte Maßmann ſein altes Verſprechen, Herr Braun aber verhielt ſich ganz ſtill und ſprach kein Wörtchen darüber. Letzthin, als ich eben beim Nachteſſen in Ludens Geſchichte die Schlacht des Arioviſt mit dem Cäſar las, erhalte ich ein Paket mit unbekannter Aufſchrift, und nachdem ich es mit meiner gewöhnlichen Haſtig-

keit aufgebrochen hatte, fielen mir sogleich die Hefte des Frauendienstes in die Hände. ‚O du guter Mensch!‘ rief ich aus, ‚verdiene ich alter Mann denn auch so viele Liebe! Wie manche Stunde hat der Student sich von seinem Vergnügen abmüßigen müssen, um diese zwanzigtausend Verse abzuschreiben!‘ Ich muß gestehen, daß ich in langer, ja sehr langer Zeit nicht so tief gerührt war. Ja, die Pietät ist in der Brust deutscher Jünglinge noch nicht ausgestorben und wird es auch nimmermehr!“

In der That, dieser Zug rührender Hingabe eines jungen Mannes für einen verehrten Greis charakterisirt Braun besser als Alles, was ich über ihn sagen könnte. Nur das füge ich noch hinzu, daß er die leidige Neigung hatte, sich zu zersplittern. Er war Secretär des archäologischen Instituts; er war fleißiger Correspondent der Allgemeinen Zeitung; er war homöopathischer Arzt und immer versehen mit einem Vorrath von Pillen und Pulvern, so daß wir den schmächtigen, hochaufgeschossenen Mann neckend den „Pulverthurm“ nannten; und endlich hatte er auf einem Speicher eines der der preußischen Gesandtschaft auf dem Capitol gehörenden Gebäude eine galvanoplastische Anstalt angelegt, welche sehr gelungene

Nachbildungen von antiken Bronzen und anderen Kunſtgegenſtänden hervorbrachte. Durch dieſe Neigung, ſeine Kräfte an nicht mehr zu überſehende Geſchäftslaſten zu zertheilen, hat der gute Braun ſich denn auch endlich den Untergang bereitet. Er hat ſich ſpäter in verſchiedenſte induſtrielle Speculationen und Geſchäftsbeziehungen, auch mit dem bekannten Marcheſe Campana eingelaſſen und iſt in trauriger Weiſe in deſſen unrühmliches Ende mit hinabgezogen. Der gelehrten Welt aber hat er ein hochgeſchätztes Werk über die Monumente Roms hinterlaſſen, das auch in's Italieniſche übertragen iſt.

In der Auffaſſung der politiſchen Situation war Braun ſkeptiſch, von conſervativer Natur — ſein Gegenſatz darin war ein origineller Menſch in reiferen Jahren, der ſich Dr. Fritſche nannte und der, einmal uns bekannt geworden, eine große, ſich immer treubleibende Anhänglichkeit entwickelte; er hatte ſich auch bald unentbehrlich gemacht, hilfreich nach allen Seiten hin. Ueber des beweglichen vielredenden Mannes Vergangenheit iſt das darüber ruhende Dunkel mir bis heute nicht recht aufgeklärt worden: damals war er Correſpondent des „Nürnberger Correſpondenten", war ein „deutſcher Biedermann"

durch und durch, glühte von edelſter Freiheitsliebe und war bei alledem ein guter ehrlicher Sachſe. Er war verheirathet mit einer Deutſchen, die er in dienender Stellung in Rom kennen gelernt, wußte mit ihr, da er kinderlos war, mit achtzehn Scudi monatlich auszukommen und erlebte ſeine ſtolzeſten Stunden, wenn er, als in Rom nationaliſirt, zur Dienſtleiſtung aufgerufen war unter den heldenmüthigen Vertheidigern der jungen bürgerlichen Freiheit, in der Guardia Civica, deren Errichtung Pio Nono verſtattet hatte und die nun Rom mit dem Waffenlärm ihrer Bataillone, ihrer Muſik, ihrer Pio Nono-Hymne erfüllte. Dr. Fritſche, der arme deutſche Schreiber, ſtand dann Wache vor dem Palaſt des römiſchen Krösus Torlonia, hinter ſich, hinter den Eiſengittern deſſen goldgefüllte Kaſſen, vor ſich die Goldberge, welche ſeine ahnungsvolle Unſchuld in der nächſten Zukunft, in der weiteren freiheitlichen Entwickelung der Dinge erblickte, denn mit Pio Nonos Walten ſchien ihm der Beginn des goldenen Zeitalters gekommen. Nichts war ergötzlicher, als Dr. Fritſche anzuhören, wenn er beſchäftigt war mit dem „Zertreten der Lügenbrut", der Jeſuiten, der Codini, oder ihn die ungeheuerlichen Geſchichten erzählen zu hören, die er aus den

Tagen Papa Gregorios und aus der Intimität ſeines häuslichen Lebens mitzutheilen wußte. Der gute „geſinnungstüchtige" Fritſche! Seine goldenen Aeraträume haben ſich nicht erfüllt, und auch er iſt darüber zu Grunde gegangen; ſpäter, 1849, eingereiht unter die Vertheidiger des zur Republik erklärten Rom, hat er unter Garibaldis Führung den Rückzug aus der eroberten Stadt nach Ancona mitgemacht, dann nach Genua ſich gerettet und iſt dort für mich verſchollen.

Der Correſpondent der „Kölniſchen Zeitung" in Rom war bislang ein Mann geweſen, mit dem ich ebenfalls in Berührung gerieth. Dieſer hochgewachſene, breitſchulterige, martialiſch ausſehende Herr nannte ſich Kütſche, Marquis de la Grange, war urſprünglich preußiſcher Unteroffizier in Magdeburg geweſen, dann auf eine wunderliche Weiſe päpſtlicher Offizier, zuletzt Oberſt geworden und befand ſich jetzt außer Dienſt. Er war trotz der glänzenden Carriere, die er gemacht, ſtets geldbedürftig, und was die ganze Perſönlichkeit anging, ſo gehörte ſehr geringe Menſchenkenntniß dazu, um ſich zu ſagen, daß ſie eine überaus fragwürdige Exiſtenz, obwohl er eine Römerin aus vornehmem Hauſe geheirathet hatte und in Beziehung zu ſehr

angeſehenen Männern ſtand, wie z. B. zu dem bekannten Pater Theiner, deſſen Bekanntſchaft ich ihm verdankte. Er führte mich eines Morgens zu ihm, auf die berühmte Bibliothek in dem Kloſter der Chieſa nuova, der Theiner damals, wenn ich nicht irre, vorſtand; und ſodann in demſelben, den Vätern des Oratoriums, der Stiftung Philippo Neris, gehörenden Kloſter, zu dem ehemaligen General des Ordens der Theatiner, dem groſſen Redner Padre Giacchino Ventura, einem der hervorragendſten und genialſten Menſchen, denen ich im Leben begegnet bin. Padre Ventura ſah, wenn er als Redner die Kanzel beſtieg und in San Andrea della Valle ſeine Löwenſtimme erhob, das halbe Rom zuſammenſtrömen. Aber nicht blos von ſeiner Beredtſamkeit ſprach man, auch von ſeiner Schlagfertigkeit in der Unterhaltung erzählte man Anekdoten. Ich erinnere mich einer: Einſt in einer Poſtkutſche mit einem vorlauten Franzoſen zuſammengetroffen, ſei er von dieſem mit ſpöttiſchen Fragen beläſtigt worden: nach ſeinem Kloſter, ſeinem müßigen Mönchsleben, ſeiner Herkunft. Padre Ventura habe, den funkelnden Blick von ſeinem geöffneten Brevier erhebend, den Franzoſen angeſchaut und ihm geantwortet: Je suis Sicilien, monsieur, et veux dire

mes vêpres — in einer Weiſe, daß der Franzoſe auf der weiteren Fahrt geſchwiegen.

In ſeinen politiſchen Anſchauungen huldigte er den Ideen Giobertis. Ich glaubte ebenfalls an dieſe und ſprach eines Tages mit ihm über die in ſo vieler Beziehung mit den italieniſchen parallel laufenden deutſchen Zuſtände: über die Zuſtände des Proteſtantismus und die Wirkung, welche auf dieſen das Auftreten und das Wirken Pio Nonos hervorbringen müſſe; wie die liberale Richtung der jetzigen höchſten Kirchengewalt, conſequent bis zu einer inneren Reſtauraton der Kirche durchgeführt, alle conſervativen Elemente des Proteſtantismus an ſich ziehen und auf dieſen, der in Deutſchland an größter Zerfahrenheit leide, auflöſend wirken werde, ſo daß aus der großen politiſchen Initiative des jetzigen höchſten Pontifex in Zukunft das große chriſtliche Ideal einer einheitlichen abendländiſchen Kirche hervorgehen könne. Mit reger Theilnahme hörte Ventura mir zu und aufſpringend ſagte er: Mais il faut que vous disiez cela au Saint Père! Vous m'accompagnerez demain quand j'y vais au Vatican.

In meiner leidigen Blödigkeit erſchrak ich ſehr. Ich war auf nichts in der Welt weniger gefaßt als darauf,

ohne Weiteres vor dem Papst zu erscheinen und ihm einen Vortrag zu halten — auch auf die Gefahr hin, Padre Venturas Wohlwollen zu verscherzen, lehnte ich die Wanderung zum Vatican ab, weil ich dem heiligen Vater nicht zumuthen dürfe, mit so viel Nachsicht wie er selber mein schlechtes Französisch anzuhören. Es war sehr thöricht, so sich von einer instinctiven einfältigen Befangenheit beherrschen zu lassen!

In jenen Tagen von 1847 konnte der frühere General des Theatinerordens seine Erhebung zum Cardinal erwarten. Er wurde es nicht — es kam die Wendung der Dinge im Jahre 1848 — Ventura mußte aus Rom flüchten und wandte sich nach Südfrankreich zu seinem Freunde, Monsignore Sibour, dem Bischof von Digne. Er ist auch bei der Restauration der römischen Verhältnisse nicht dahin zurückgekehrt — die neu zur Herrschaft gekommenen Gewalten konnten einen Mann wie Ventura in Rom nicht gebrauchen — er ist in der Verbannung gestorben.

Von allen Eindrücken, welche mir aus jener langent schwundenen Zeit treu geblieben sind, stehen mir fast am lebhaftesten die Wanderungen durch den stillen Klosterhof von Chiesa nuova in der Erinnerung. In großen und

impoſanten Verhältniſſen wölbten ſich da die Bogen über den Gängen des Quadrums; den Hof füllten üppige Orangenbäume mit zahlloſen goldenen Früchten; die lautloſe Stille unterbrach nichts als das Rauſchen des Springbrunnens — nur die ſtrahlende Sonnenſcheibe blickte vom dunkelblauen Himmel mit all ihrem Lichtglanz in dieſe eigenthümliche Welt, über deren Eingang auch hätte geſchrieben ſtehen können, was ich ſpäter über einem einſamen Bergkloſter las: Entra, o fidel', in quest' asil di pace, Ove di Dio si parla e poi si tace. In ſolcher Umgebung — in der Unterhaltung mit einem Manne wie Padre Ventura — ihm zuhörend, wie er mit genialem Blick die Dinge sub specie aeterni zu erfaſſen wußte, konnte man nur wie zurückverſetzt ſich wähnen in jene Tage der Renaiſſance, wo edle und große Menſchen ſich die ſie umgebenden Lebensformen ſo künſtleriſch ſchön und groß geſtalten und ihr Gedankenleben ſo unausgeſetzt dem Hohen und Bedeutenden zugewendet erhalten konnten.

Wie wir Heutigen wenigſtens, da wir das Bedürfniß haben, an irgend einer idealiſtiſchen Vorſtellung zu hängen, uns das ſo ausmalen. Aber jedenfalls iſt mir, als ob Menſchen wie Padre Ventura unſere Zeit nicht mehr hervor-

bringen könne. Es ist im Leben von heute, im modernen Geistesleben nicht genug historischer Stoff mehr, um sie zu bilden — denn hauptsächlich aus dem Mehl der Geschichte muß das Brot gebacken werden, das solche Geister aufnährt. „Den Menschen bildet seine Lebensgeschichte, den großartigen Menschen die Weltgeschichte," sagt ein berühmter Staatsmann.

Ich könnte nun einer Menge Namen erwähnen von Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft mir in den ersten Tagen des römischen Aufenthalts wurde — berühmter und unberühmter, noch heute genannter und längst zum Orkus hinabgegangener und verschollener — wie des Professors Orioli, eines damals berühmten freisinnigen Mannes, den die von Pio Nono ertheilte Amnestie aus der Verbannung zurückgeführt hatte, ohne ihm seinen Lehrstuhl an der Universität zurückzugeben. Daneben steht mir in der Erinnerung die groteske Figur eines wunderlichen kleinen Weltfahrers, der sich Neugebaur nannte, früher Oberlandesgerichtsrath zu Münster, zu Breslau, dann Generalconsul zu Bukarest gewesen war und, jetzt pensionirt, ein Buch über die Umgebung Dresdens, ein anderes Buch über Sicilien geschrieben hatte, fahrig und oberflächlich wie man

Derlei anderes noch, was er dem Druck übergeben; eine jener Nullen, welche weil ſie Titel und Orden — Neugebaur hatte deren nicht wenige — und eine ſie glücklich machende Ueberzeugung von ihrer geiſtigen Bedeutung haben, von der Welt als Zahl genommen werden. Der vielgenannte kleine bewegliche Miniſterreſident von Hannover, Herr v. Reſtner, dagegen, der Sohn Lotte Buffs, machte mir, obwohl er einen weiteren Kreis der Bildung beherrſchte, den Eindruck, als ob die Zahl, welche er darſtelle, doch ſehr unter der von ſeinen Freunden angenommenen Taxe ſei; und ſicherlich war dies der Fall bei dem württembergiſchen Geſchäftsträger v. Kolb, dem Papſt Gregor XVI. eine ſchöne Kaſſette geſchenkt hatte und der ſehr offen ſeinen Aerger über den neueſten Weltlauf und ſeine Furcht vor den Folgen ausſprach. Am würdigſten war damals Preußen vertreten durch den Geſandten Freiherrn von Uſedom, der in dem noch nicht unſer Staatseigenthum gewordenen, noch unausgebauten Palazzo Caffarelli im oberen Stockwerk hauſte und von da herab auf die aufgeregte, in fortwährender Gährung befindliche, von Demonſtrationen, Illuminationen, Feſtzügen aller Art in Athem gehaltene ewige Stadt mit weiterem Blick und größeren Zukunftsgedanken niederſchaute als alle

die geängſteten Diplomaten der kleinen, an Oeſterreich ſich anklammernden Staaten. Herr von Uſedom erwies ſich gegen die ihm empfohlenen Landsleute von der liebenswürdigſten Zuvorkommenheit und Gaſtlichkeit — es war an ſeinem Tiſche in kleiner Tafelrunde, daß ich zum erſten mal den damaligen Miniſterreſidenten Preußens am toskaniſchen Hofe, Alfred von Reumont, ſah, den gelehrten Kenner des ganzen Gebietes der italieniſchen Geſchichte, den Mann, deſſen Name nur das Gefühl wärmſter Dankbarkeit erwecken kann bei Allen, welche je Belehrung ſuchten über irgend eine Seite der hiſtoriſchen Verhältniſſe der Halbinſel.

Zunächſt aber kommt man nach Rom, um den Papſt zu ſehen — und wie hätte man nicht damals erregt danach verlangen ſollen, wo Pio Nonos Name auf allen Lippen war — wo das Evviva Pio nono auf alle Mauern geſchrieben ſtand, wo die Pio Nono-Hymne das tägliche Brot aller Muſikcorps war, wo Alles dieſen unvergleichlichen Sommo Pontefice mit dem großen und weiten Herzen und den patriotiſchen Gedanken pries! Er hatte die Amneſtie gegeben, die Tauſende edler Männer der Heimath und dem Kreiſe ihrer Familie zurückgegeben — freilich auch

eine bedenkliche Menge fragwürdiger Exiſtenzen nach Rom gebracht. Er hatte die Errichtung der Bürgerwehr verſtattet. Er hatte den Cenſurdruck auf's Liberalſte gemildert *) und dem Municipium von Rom eine neue liberale Organiſation verliehen. Er hatte ganz vor Kurzem, als er die vor ſeinem Palaſt auf dem Monte Cavallo dienſtthuende Abtheilung der Guardia Civica ſich vorſtellen ließ, das alle Herzen begeiſternde Wort geſprochen: „L'Italia devra risurgere!“ Er ſtand auf der höchſten Höhe ſeiner Popularität.

Einen der ſchönen Tage des Herbſtanfangs hatte er auf ſeinem Landſitz von Caſtel Gandolfo zugebracht — um Mittag hieß es, daß er ſchon gegen Abend von dort zurückkehren würde. Dr. Fritſche, der immer Befliſſene, kam erregt mit dieſer Kunde, und wir ſäumten am Nach-

*) Pio Nono ſpottete der Cenſur. In einer Opernarie hatte ſie bei der Aufführung die Worte: „delle harpe angeliche“ in „harpe armoniche“ verwandeln laſſen. Der Papſt, der gewöhnlich ſeine Spazierfahrten durch die Porta Angelica machte, befahl am andern Tage auf die Frage des Stallmeiſters: „Wohin?“ kauſtiſch lächelnd: „Per la Porta armonica.“ — Später freilich, nach der Rückkehr von Gaeta, hatte er nichts dagegen, daß in Gounods „Margarethe“ aus dem Teufel ein — Arzt und Hausfreund Fauſts gemacht werden mußte.

mittage nicht, uns von ihm hinausführen zu lassen zu dem Orte, wo wir am besten des Rücklehrenden würden ansichtig werden können. Es war draußen an der Porta di San Giovanni. Hier um den hohen Obelisken des todten Aegypterkönigs Totmes IV., der anderthalbtausend Jahre vor Christus lebte, um den Palast des Laterans und den Prachtbau jener von Konstantin gegründeten Basilika, welche sich stolz omnium urbis et orbis mater caput ecclesiarum nennt, hatte sich eine unendliche Menschenfluth ergossen, die vom Quirinal an bis hierher ebenfalls alle Straßen und Plätze füllte. Von den Treppenstufen der weiten Terrasse vor der Façade des uralten Johannestempels überfah man das dichtgedrängte Volk, dieses Meer von Fußgängern, Reitern, Karossen und Wagen: in ihrer Mitte, ein Spalier bildend, die Civica, das heißt Alles, was von jungen Männern in Rom so glücklich war, ein Gewehr und ein Paar weißer Bandeliere zu besitzen. Ueber sie empor, links, stieg die Halle der Scala Santa, auf welcher Christus der Herr einst zum Palaste des Pilatus hinaufschritt. Weiter rechts und links zeigten sich die Trümmer der Römerwelt: die Bogenwölbungen der Aurelianischen Mauer, das thurmgekrönte Thor, durch

welches der Gothe Totilas in Rom einbrach und Robert Guiscard, der wilde Zerſtörer, mit ſeinen Normannenſchaaren drang — und über ihnen, weit drüben jenſeits das ſchöne blauende Albanergebirge mit ſeinen Kaſtellen, ſeinen Villen. Es war unmöglich, ſich der tiefſten Erregung zu erwehren auf dieſem zauberhaften Fleck Erde. Dort, von der untergehenden Sonne angeglänzt, das Denkmal der urälteſten menſchlichen Culturentwickelung, auf ſeinen dunklen Porphyrſeiten mit geheimnißvollen Hieroglyphen beſchrieben und bedeckt, ſo unverſtändlich für uns wie der ganze Gedanke dieſes Todtenlandes Mizraim; hier die immer noch feſt aufrecht ſtehenden Reſte und Ruinen aus jenen Jahrhunderten, in welchen Rom ſagen konnte: „Die Welt, das bin ich!“ und drei Schritte davon die Monumente, die großen Schöpfungen des duldenden und kämpfenden und dann ſiegenden Chriſtenthums, voll ſäulenſtolzer Herrlichkeit. Und nun, nachdem von eben dieſem Lateran aus die Ideen des Chriſtenthums und der Geiſt einer Weltkirche die Menſchen beherrſcht ſo viele Jahrhunderte hindurch, nun der neue, Alles überdröhnende Ruf: Evviva Pio nono, das hieß: der Hoheprieſter, der eine neue Weltepoche beginnt, eine Aera

der Verbrüderung der Völker, eine Aera der Freiheit der Selbſtbeſtimmung für den Einzelnen; Evviva Pio nono, das hieß: die Zukunft der mündig gewordenen Menſchheit — in der That, wer hätte in dieſer Stunde an dieſem Platze ſtehen können, ohne tief erregt, ohne, vom allgemeinen Enthuſiasmus fortgeriſſen, die Geſchichte der Welt an ſich herantreten zu fühlen!

Die Abenddämmerung zog herauf, das Gebirge von Albano wurde dunkler und dunkler, die fernen Wellen der Campagna überzogen ſich mit ihren eigenthümlich ſchönen violetten Tinten; der Schein der Abendröthe verglühte auf den eben noch vergoldeten Tempelkuppeln der ewigen Stadt. Die kühle Abendluft kam mit der Malaria drohend, aber die ſonſt um dieſe Stunde ſo behutſamen Römer wichen nicht; ſie hielten geduldig Stand und ließen ſich kein Warten verdrießen. Und weshalb das Alles? Um Pio Nono zu empfangen. Kehrte er denn nach einer langen Abweſenheit heim? Oder waren die Gelegenheiten ſo gar ſelten, ihn zu ſehen und ihm zuzurufen, wie man ihn liebte? O nein, keine Woche verfloß, in welcher er ſich nicht bei irgend einer Gelegenheit öffentlich zeigte, und was ſeine Abweſenheit betraf, ſo hatte ſie ja, wie geſagt,

kaum einen Tag gedauert — erſt am frühen Morgen war er nach Caſtell Gandolfo gefahren. Aber die Römer, ſchien es, wollten ihm zeigen, wie ihre Anhänglichkeit jedem ſeiner Schritte folge. Darum dies unermeßliche Gedränge von Perſonen aus allen Ständen, von den höchſten bis zu den unterſten, dieſe glänzenden Karoſſen und ſchäbigen Fiaker, dieſe maleriſchen bunten Gruppen von Traſte verinern, Mönchen, Soldaten, Zöglingen der Collegien in ihren rothen, violetten, ſchwarzen Talaren.

Man harrte lange. Ein unglücklicher Burſche in weißem Kittel war von ſeinem böswilligen Schickſal dazu auserſehen, unterdeſſen als Ablenker der Ungeduld zu dienen. Er war beim Verſuche eines harmloſen kleinen Taſchendiebſtahls ertappt worden und beim Kragen gefaßt, und zwei Mann Guardia Civica führten ihn ab. Dieſer Anblick ſchwellte das Herz unſeres Fiakerkutſchers mit patriotiſchem Stolze: um ihn auszuſtrömen, kletterte er mit bewundernswürdiger Behendigkeit von ſeinem Bock herab und ſtand nun über den Wagenſchlag gelehnt, um mit einer Fluth von Worten und mit Händen und Armen ſeinen fremden Fahrgäſten auseinanderzuſetzen, wie ſeit der Einführung der Civica in Rom ein Unfug irgend einer

Art, ein Verbrechen gar nicht mehr möglich ſei, wie ihre Wachſamkeit jede Schlechtigkeit verhindere. Ich glaube, der Mann war geneigt, alle Buß- und Heilsanſtalten der heiligen Mutter Kirche für obſolet und unnütz zu erklären ſeit der Einführung der glorreichen Civica. Jetzt aber verkündete ein heranſprengendes Dragonergeſchwader das Nahen des Erwarteten. In der Ferne erhob ſich toſendes Jubelgeſchrei, das näher und näher ſchwoll. Auf einem ſchäumenden Braunen kam ein roſiger junger Menſch in Stallmeiſteruniform mit wehendem Federbuſch dahergaloppirt — die Römer kannten ihn als den ſteten Vorreiter und Liebling des Papſtes — und nun, während die Glocken der nahen Thürme ſich betäubend zu ſchwingen begannen, rollten ein vier- und zwei ſechsſpännige Reiſewagen heran, in deren zweitem, von ſeiner Nobelgarde escortirt, der Papſt ſaß — allein, im weißen Hausornat, aus weitgeöffneten großen braunen Augen niederſchauend, unermüdlich mit leiſer Handbewegung ſein Volk ſegnend. Dies Volk aber ſchrie ſeine Evvivas mit einem wie bis zur Wuth geſteigerten Fanatismus unaufhörlich, toſend, donnernd, Glockengeläute und die Muſik übertönend, ſchreckhaft und als ob die Sterne vom Himmel heruntergeſchrieen werden ſollten.

Freund Fritſche verſicherte, ſolch ein Enthuſiasmus breche in dieſer uns Nordländer erſchreckenden Weiſe immer aus, wo Pio Nono ſich nur ſehen laſſe. Heute freilich vielleicht geſteigert um des neueſten Motuproprio willen, welches der alten Roma eine neue liberale Stadtverfaſſung ertheile; und dann ſei es auch kund geworden, daß es innere Erlebniſſe, Kämpfe mit ſich ſelber im Herzen dieſes Mannes gegeben, der ja auf dem Wege, den er eingeſchlagen, des Widerſtandes, der düſteren vor ihm aufgerollten Schreckbilder, der drohenden Abmahnungen genug finde. So ſolle das Jauchzen und der Jubel des Volkes ihn ſtark machen, ihn ſich ſelber treu erhalten: es ſolle, eine umgekehrte Penelopearbeit, am Tage zerſtören, was im Dunkel die reactionäre Camarilla ſpinne. Freund Fritſche drückte ſich über dieſe nicht ſo parlamentariſch aus; aber er mochte recht haben: dies heftige, faſt wahnſinnige Evviva Pio nono war ein ebenſo heftiges: Vorwärts, vorwärts, vorwärts, heiliger Mann — oder: Evviva la morte.

Bis zu dieſem Ruf war man jetzt freilich noch nicht gekommen — doch als der faſcinirende überwältigende Eindruck der Scene ſich verzogen, kam doch auch unabweisbar

der ſorgliche Gedanke, ob der heilige Vater wohlthue, dieſem leidenſchaftlichen Volke gegenüber ſo raſch vorwärts zu gehen, ohne irgend zu verrathen, daß er den Spruch Oliver Cromwells kenne: „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!“ Mochte er auf ſein Volk vertrauen, mochte er die von Gregor XVI. viel zu ſtraff geſpannten Zügel der Herrſchaft ſchießen laſſen — aber auch zuſehen, aus welchem Leder denn eigentlich dieſe Zügel geſchnitten waren, ob ſie feſt und haltbar im Fall eines Unglücks oder alt und morſch, und welche Mittel denn da waren, um dem bei allem Fanatismus der Begeiſterung doch auch denkbaren Exceß zu wehren. Als einige Tage ſpäter die Guardia Civica mit ihrer Ausrüſtung und Uniformirung fertig war, hielt ſie eine Parade auf den Farneſiſchen Feldern bei Ponte Molle ab — zugleich mit dem päpſtlichen Linienmilitär: ein Feſt der Vereinigung, der Verbrüderung, der Gleichheit, wie es genannt wurde. Und als ſie dann durch den Corſo heimkehrte, ſechzehn oder ſiebzehn Bataillone ſtark, faſt alles ſchöne, ſtattliche Männer mit dunklen Augen und vollen Bärten, in einer höchſt kleidſamen Uniform von Grün und Roth, vor jedem Bataillon das Muſikcorps mit den Klängen der Pio Nono

Hymne — da zeigte der Augenſchein, daß die päpſtliche Armee ein bedrohliches Element neben ſich erhalten und daß Pio Nono wohlthun würde, die landesväterlichen Blicke auch auf ſie zu werfen, die bei Organiſatoren wie Oberſt Klitſche, Marquis de la Grange ſich in bedenklichen Händen befinden mochte.

Verſtärkt kam mir dieſer Gedanke, als ich bald nachher in den Kreis einer merkwürdigen Frau gerieth, bei welcher Profeſſor Orioli mich einführte, einer Fürſtin Chriſtine Belgiojoſo.

Ich erinnere mich nicht mehr, wem ich die Einführung bei der berühmteſten aller politiſchen Frauen jener Zeit verdanke; ich glaube, dem würdigen Profeſſor Orioli, vielleicht auch dem überall heimiſchen kleinen Manne, dem Geheimrath Neugebaur — ich ſehe eben ſehr lebhaft ſeine Geſtalt vor mir, wie er im Salon der Fürſtin Belgiojoſo in der Sophaecke vor dem Kamin ſitzt, die ganze Bruſt mit zuſammengeklepperten Orden bedeckt und ein über alle Beſchreibung ſchauderhaftes Franzöſiſch radebrechend, welches mir das angenehme Bewußtſein giebt, daß ſich, daneben gehalten, das meine doch als leidlich und erträglich ausnehmen müſſe, wenn ich ſonſt auch allen Grund hatte,

bescheiden darüber zu denken. Unsereins bleibt eben in den neueren Sprachen meist ungewandt. Unsere gelehrten Schulen geben sie uns nicht; die Stunden aber, welche wir hätten benutzen mögen, durch eigenen Fleiß diese wichtigste Aussteuer für das Leben zu gewinnen, rauben sie uns, um uns die Gehirnkräfte und die Kopfnerven mit sphärischer Trigonometrie und Kegelschnittberechnungen zu schwächen, wenn uns auch dafür die gütige Mutter Natur jegliches Begriffsvermögen versagt hat; oder sie sorgen durch andere „Ueberbürdungen" dafür, daß einem wissensdurstigen jungen Menschen schon der Muthwille freiwilliger privater Bildungsbestrebungen vergeht.

Die Fürstin Christine Barbian-Belgiojoso lebte nach friedlichem Uebereinkommen von ihrem Manne getrennt; sie besaß eine Tochter, ein Kind von zehn Jahren damals — sie selbst mochte den Vierzigen nahe stehen und war eine noch immer schöne Frau, mittlerer Größe, schlank, dunkel, mit einem olivengelben Teint, einem Kopf, der fast mehr den Typus der Französin als den der Italienerin zeigte. In ihrem Wesen war sie von der einfachsten Natürlichkeit; es war wenig von aristokratischer Abgemessenheit darin, wie man sie überhaupt selten bei dem hohen

Adel Italiens findet, wo der Kaſtendünkel etwas Unbekanntes iſt. Die vornehme Dame, die ſich doch bewußt war, die Erbin des Namens und Ruhmes des Hauſes Trivulzio zu ſein, eines der erlauchteſten Oberitaliens, vertrug ſich in der Fürſtin mit einem offenbaren Anſatz von Viragothum in ihren Allüren.

Auch lebte ſie auf ſehr einfachem Fuße: ich habe als ihre Umgebung nur eine Bonne in irgend einem phantaſtiſchen, ſehr reichen Nationalcoſtüm und einen jungen, auffallend ſchönen Mann, ihren Secretär, geſehen, für den ſie eine große Güte und Beſorgtheit an den Tag legte, was der Aermſte ſeinem Zuſtande verdanken mochte, denn er war wachsbleich und offenbar ſchwindſüchtig.

Die Fürſtin war ſeit Jahren in lebhafter politiſcher Thätigkeit geweſen; ſie hatte in Paris gelebt, einen Salon gehalten, publiciſtiſch gewirkt — und jetzt war ſie mit hochgeſchwellten Hoffnungen für die Befreiung Italiens von dem ganzen Elend ſeiner Zuſtände und ſeiner Zerklüftung nach Rom gekommen. In dem Idealtraum Giobertis von einem päpſtlichen Primat als politiſchem Bande Italiens und oberſtem Schiedsrichterthum der Culturwelt hatte ſie nie etwas anderes freilich als eine katholiſch-liberale Ideo-

logie geſehen; ihre nächſten Hoffnungen mußten ſich an Piemont knüpfen; und ihr politiſches Princip war, man müſſe ſehen, durch wen dem Vaterlande am Ende das Heil gebracht werden würde: ob durch die Monarchie, ob durch die eigne Anſtrengung des republikaniſch ſich conſtituirenden Volkes: man müſſe ſich halten an den, dem der große Wurf gelinge.

Ueber die geographiſche Lage meines Vaterlandes Weſtfalen hatte die Fürſtin natürlich nur höchſt verſchwommene und nebelhafte Vorſtellungen — daß ſie überhaupt welche davon hatte, war nur dem Umſtande zu verdanken, daß, wie ſie ſehr gut wußte, Jerome Bonoparte König davon geweſen. Sie hatte ihn nämlich perſönlich gekannt in der Zeit, wo er in Rom in dem Palaſt an der Piazza di Venetia reſidirt, und ſie erzählte ausführlich von ihm. Er müſſe nach dem Zuſammenbruch ſeiner königlichen Herrlichkeit noch immer wohl dotirt geblieben ſein und habe, obwohl er als Privatmann gelebt, doch das königliche Bewußtſein nicht verloren und ſich mit einem Reſt von Hofetikette umgeben. Wenn er eine Geſellſchaft zum Diner eingeladen gehabt, habe er z. B. nie einer Dame den Arm geboten, und kein Herr habe den

ſeinen der Exkönigin bieten dürfen. Als ſie, die Fürſtin, eines Tages zum Diner zu ihm geladen geweſen, habe ſie zu ihrer Ueberraſchung, gleich nachdem die Thüren zum Speiſeſaal ſich geöffnet, den Exkönig, die Hände auf dem Rücken, ſich hineinſtürzen ſehen, um als der Erſte und allein einzutreten, und gerade ſo habe es nach ihm die Exkönigin gemacht. — Nach dem Tode der letzteren hatte er Rom verlaſſen und ſich in Florenz angeſiedelt, wo ſeit Jahren ſein Bruder Louis lebte, und dort hatte er einer Dame aus einer vornehmen Toskaner Familie ein zärtliches Intereſſe eingeflößt, das dieſe bewog, dem edelmüthigen Gedanken zu folgen, ihr Leben der Verſchönerung des Daſeins eines Mitgliedes des Hauſes Bonaparte zu widmen. Treu dieſer übernommenen Miſſion hatte die Marcheſa *** ſeitdem den König Jerome auf allen ſeinen Wanderungen begleitet und vorlängſt in Paris die Honneurs ſeines Salons gemacht.

Später, wo der entthronte Souverän Gouverneur der Invaliden ward, hat dieſes Verhältniß abgebrochen werden müſſen, obwohl das ihm anvertraute Corps in einem Alter ſtand, das es über die Gefahr der Anſteckung durch ſolch böſes Beiſpiel hinwegbringen mußte.

Die Fürſtin Belgiojoſo war überhaupt mit den Schickſalen der Napoleoniden ſehr vertraut und ſprach, auf ſie hingelenkt, öfter ausführlich von ihnen. In Rom ſpielte damals der älteſte Sohn von Lucian Bonaparte, der Prinz von Canino, als vorgeſchrittener Liberaler eine Rolle.

Die Fürſtin, die in Rom in einem Palazzo in der Via della Croce unſerer Wohnung gegenüber ein beſcheidenes Appartemento bezogen hatte, erhielt dort eines Abends eine Huldigung durch einen großen Volksaufzug, eine jener Demonſtrationen, wie ſie damals an der Tagesordnung waren, und wurde dabei als die Heroine Italiens gefeiert. Sie hielt auch Reden bei ihr gegebenen Feſten oder auch ſogar in einem Café, das als Sammelplatz der vorgeſchrittenen Partei diente. Aber ſie blieb nicht lange in Rom. Als es im Winter in Sicilien zu einem Ausbruch kam, in Calabrien, in Neapel ſelbſt zu gähren begann und jene Bewegung anbrach, welche im Anfang des Februars 1848 den Bourbonenkönig zur Ertheilung und feierlichen Beſchwörung einer Conſtitution zwang, war die Fürſtin Belgiojoſo aus Rom verſchwunden und hatte ſich nach Neapel begeben. In Neapel auch, in

ihrer Wohnung auf der Chiaja, habe ich ſie zum letztenmal geſehen; ich fand ſie umgeben von einem ganzen Generalſtab von meiſt jüngeren Männern — Männer, die damals völlig meiner Beachtung entgingen und unter denen ſicherlich viele waren, die in den ſtürmiſchen Bewegungen der kommenden Tage ſich einen berühmten Namen gemacht haben.

Als dann im April 1848 der Krieg zwiſchen Piemont und Oeſterreich ausbrach und Carlo Alberto in die Lombardei rückte, hat die Fürſtin ganz auf ihre eigenen Koſten ein Freicorps zur Unterſtützung der vaterländiſchen Sache ausgerüſtet. Sie hatte ſchon in ihrem früheren Leben die größten Opfer dafür gebracht, Zeitungen gegründet, in der franzöſiſchen Preſſe gewirkt, Unterſtützungen für politiſche Flüchtlinge gewährt — auch vieles geſchrieben; unter anderen einen — „Essai sur la formation du dogme catholique.“ — Nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges ſah ſie ſich ihrer Güter beraubt und lebte nun in Paris; dann war ſie im Frühjahr 1849 in Florenz, in Rom, als dieſes zur Republik erklärt worden war, und nach dem Sturz der kurzen Herrlichkeit wandte ſie ſich nach dem Orient,

wo ſie als Zufluchtsort eine kleine Stadt in Kleinaſien erwählte.

Während dieſer ſtürmiſchen Tage, vornehmlich in den erſten Monaten von 1849, ſchrieb die Fürſtin mir von Zeit zu Zeit umfangreiche Briefe — es mochte ihr daran gelegen ſein, ein groſſes Organ in Deutſchland wie die Kölniſche Zeitung von ihrem politiſchen Standpunkt aus über den Gang der Ereigniſſe unterrichtet zu wiſſen. Sie enthielten unter anderem intereſſante Umriſſe zur Charakteriſtik der leitenden Perſönlichkeiten, dieſe flüchtig, aber immer geiſtreich, oft ſarkaſtiſch geſchriebenen Briefe — z. B. des ihr verhaßten „Prinz-Präſidenten“ und ſeines Anhangs; Mazzinis, in welchem ſie einen völlig unpraktiſchen Menſchen erblickte, der in ſeiner Stellung an der Spitze der römiſchen Republik völlig den Kopf verloren habe; und des Padre Ventura, an dem ſie den glühenden Patriotismus hervorhob. Ich will hier, aus ihrem Franzöſiſch übertragen, ihren Brief über Ventura zum Gedächtniß des mir unvergeßlichen Mannes folgen laſſen:

„Ventura wurde im Jahre 1789 in Sicilien geboren und iſt früh in die Geſellſchaft der Theatiner eingetreten,

einen Orden, der ſich vorzugsweiſe dem Predigen und alſo auch dem Studium widmet. Die leidenſchaftliche Natur des ſicilianiſchen Mönches konnte ſich alſo ein Genüge thun, indem er ſich der Kanzel bemächtigte, aus der er eine Bühne machte, auf welcher er die ſtürmiſchen Gefühle die in ihm gährten, den hochherzigen chriſtlichen und patriotiſchen Schwung, von dem er erfüllt war, ausſtrömen ließ. Der ganze Unterſchied zwiſchen Prediger und Prediger beſteht darin, daß der eine in Wirklichkeit hingeriſſen iſt und daß der andere ſich ſtellt, als ſei er es. Der erſtere wird leidenſchaftlich, weil das, was er vorbringt, weil ſein Gegenſtand es rechtfertigt; der andere entwickelt ſeine Leidenſchaft bei allem und jedem, wie man ſagt: à tort et à travers. Die erſte Kategorie iſt nicht ſehr zahlreich, und Diejenigen, welche ihr angehören, erwerben ſich bald eine gewiſſe Berühmtheit. Dies war, was ſofort auch dem Pater Ventura zu theil wurde. Der Wohlklang ſeines Organs, der anziehende Ausdruck ſeiner regelmäßig geſchnittenen Züge unterſtützten die Wirkung ſeines Talentes, ſeiner echten Empfindung, ſeiner Intelligenz. Ventura begnügte ſich jedoch nicht mit dem Ruhme des Predigers: er ſchrieb mehrere Werke, worunter

das bedeutendſte den Titel „De methodo philosophandi“ trägt.

„Herr von Lamennais iſt das Haupt einer Schule geweſen, die man die katholiſch-liberale nennen könnte. Aber nachdem er auf's Heftigſte den engen Bund oder beſſer die Solidarität des Katholicismus und der Freiheit vertheidigt hatte, kamen ihm die ſchärfſten Verweiſe aus Rom zu. Lamennais wollte ſich dawider auflehnen; er wanderte ſelbſt nach Rom, um dem Papſt klar zu machen, daß ſeine Doctrin die einzige ſei, worin die Rettung der Kirche liege. Damit brachte er es denn glücklich dahin, daß der Papſt ihn abſetzte und ihm die Ausübung prieſterlicher Functionen unterſagte. Von da an verzichtete Lamennais auf ſein Syſtem der Verſöhnung zwiſchen Kirche und Freiheit, das niemand einleuchten wollte. Er erblickte nun in dem Katholicismus oder wenigſtens ſeinen Anhängern die unverbeſſerlichen Feinde der menſchlichen Freiheitsentwickelung; damit war er fertig mit ihnen und ſah ihr Ende voraus; ſich kühn auf die Seite der Freiheit ſtellend, wurde er nun von den Katholiken Apoſtat, Renegat, Ketzer u. ſ. w. geſchmäht.

„Nachdem die katholiſch-liberale Schule mit ihm ihr

Haupt verloren, entwickelte ſie ſich dennoch mächtig weiter. Mehr als ein junger Prieſter warf ſich zum Apoſtel der Religion und der Freiheit auf, und der Abbé Gioberti verirrte ſich bis zu der Behauptung, der Papſt ſei vorherbeſtimmt, den Triumph der Freiheit zuerſt in Italien und ſodann in der übrigen Welt durchzuführen. Man weiß heute, welches Vertrauen die Glaubensbekenntniſſe des Abbé Gioberti verdienen. Vor drei Monaten entſchuldigte er ſich wegen ſeiner Parteinahme für den Papſt, indem er ſie ſeinem Verlangen zuſchrieb, ſich damit dem italieniſchen Volke theuer zu machen, und vor vierzehn Tage verleugnete er das Princip der Volksſouveränetät und wollte mit piemonteſiſchen Waffen Leopold von Toskana und Pio Nono wieder auf den Thron geſetzt wiſſen. So hat auch dies Haupt des katholiſchen Liberalismus noch ſchmählicher als das erſte ausgeſpielt.*)

„Nur das letzte Mitglied dieſes Triumvirats ſteht noch aufrecht in der Achtung der Zeitgenoſſen — wenn

*) Gioberti hat doch bekanntlich ſpäter noch als Kammerpräſident in Turin, als Miniſterpräſident, als Geſandter eine Rolle geſpielt bis zu ſeinem Tode 1852, und das Urtheil der Fürſtin über ihn iſt wohl das der Tagesſtimmung und — der Fürſtin Belgiojoſo.

auch die Gunſt, deren Ventura früher bei dem heiligen Vater genoß, bedeutend erſchüttert iſt. Auch er war in den Strom der liberalen Ideen gerathen, aber die Art und Weiſe, wie er es unternahm, dieſe letzteren mit den kirchlichen und päpſtlichen Doctrinen zu verſöhnen, ließ ihm eine Zeit lang alle Herzen im Vatican zuſchlagen. Die Sache iſt die, daß Pater Ventura die italieniſche Freiheit gründen wollte und ſicherſtellen durch die erweiterte Macht der Kirche — ein Weg, den die Häupter des Prieſterthums außerordentlich bereit waren einzuſchlagen, auch wenn er am Ende zum entgegengeſetzten Extrem geführt hätte. Padre Ventura argumentirte ſo: Die Freiheit, die Gleichheit u. ſ. w. ſind ausdrücklich durch das Evangelium vorgeſchrieben. Des Evangeliums ausſchließliche, unfehlbare Deuterin iſt die römiſch-katholiſche Kirche. Alſo damit die im Evangelium ausgeſprochenen Principien zu ihrer vollen und ungehinderten Entwickelung gelangen, muß die Kirche eine ungeheuer erweiterte Macht bekommen. Nach dieſem Syſtem arbeitete Pater Ventura nun für die Machterweiterung der Kirche, und der Conſtitutionsentwurf, welchen er wiederholt Pio Nono vorlegte, ging zunächſt darauf aus, aus dem Cardinalscollegium eine Art Parlament

nach dem Einkammerſyſtem zu bilden und zu verhindern, daß die Preſſe die halb klerikalen, halb weltlichen Einrichtungen angreife, welche er einführen wollte. Man begreift, daß, ohne die Rathſchläge Pater Venturas anzunehmen, Pio Nono ihm von Herzen für ſeine guten Abſichten Dank wußte. Was dieſen aber hinderte, ſich ihm völlig hinzugeben, war der Eifer, womit der Theatinermönch die Unabhängigkeit Siciliens vertheidigte, den Krieg gegen die Oeſterreicher predigte und in Ekſtaſe gerieth beim bloßen Klang des Wortes: Freiheit. Auf der anderen Seite waren es dieſe Gefühle, die trotz ſeiner Conſtitution ihn der demokratiſchen Partei theuer machten. Dieſe Situation verlängerte ſich, bis der Bruch Pio Nonos mit ſeinem Volke, mit der italieniſchen Unabhängigkeit und mit der Freiheit erfolgte. In die Alternativen gedrängt, zu wählen zwiſchen ſeinen zwei früheren Idolen, und ſchmerzlich belehrt, daß er nicht mehr beiden zugleich werde opfern können, entſchied er ſich für die Freiheit und das Vaterland und ſcheute ſich nicht, ſeinen Tadel auf Pio Nono zu werfen. Die Ultra-Katholiken dagegen werfen heute den Stein auf ihn, während ihn die Einſichtigen und Klarſchauenden erſt jetzt zu einem der Ihrigen zählen.

„Von den drei Prieſtern, welche ein Bündniß zwiſchen dem Katholicismus und der Freiheit herſtellen wollten, haben die zwei, die ernſten Willens ihr Ziel verfolgten, mit dem römiſchen Katholicismus gebrochen und ſind dem Freiheitsgedanken treu geblieben. Der dritte, der ſich nicht ſcheute, die Politik und die Opportunität als das, was ihm ſeine katholiſch-liberalen Ideen eingegeben, anzurufen, hat in dem Augenblick, wo er wie die anderen ſich entſcheiden mußte, die Vertheidigung der Freiheit im Stich gelaſſen und iſt in's päpſtliche Heerlager übergegangen. Ehre dem Pater Ventura, der zu den zwei erſten gehört!"

Die Fürſtin lebte in dürftigſten Verhältniſſen in ihrem Zufluchtsort in der Nähe von Smyrna, bis ſie die Aufhebung der Beſchlagnahme ihrer Güter erlangte und nun, im Jahr 1856, in ihr Vaterland zurückkehrte. Im Jahre 1871 iſt ſie, dreiundſechzig Jahre alt, geſtorben. Und heute, nach all dieſem raſtloſen, aufreibenden, ununterbrochenen Mühen, Streben und Treiben ihres Viragothums, iſt doch der ſchönſte Ruhm, der ihr geblieben, ein echt weiblicher — der ihrer Freundſchaft für den unglücklichen Auguſtin Thierry, dem ſie früher jahrelang die aufopferungsvollſte Pflegerin geweſen war.

Unterdeß — während ich den Zauber der römiſchen Tage auf mich wirken ließ oder mich in der politiſchen Welt zu orientiren ſuchte — hatte Pio Nono durch ein motu proprio einen neuen Anlaß zum Jubel gegeben. Er hatte ſich entſchloſſen, einen bedeutenden Schritt weiter auf ſeinem Wege zu thun, und wenn man bedenkt, auf wie viel Hemmniſſe er dabei geſtoßen ſein mag von Seiten der ihm Widerſtand leiſtenden Elemente im Vatican, der Wortführer der alten Anſchauungen und ganz beſonders der ausländiſchen und inländiſchen Diplomaten, ſo mußte man den Muth bewundern, womit er die große und für ſeinen Staat nach deſſen ganzer Natur ſo verwickelte Frage nach einer Conſtitution friſchweg durch eine That zu löſen wagte. Es war zwar nicht die Conſtitution Padre Venturas mit einer einzigen, einer Cardinalskammer, die er einem Volke verlieh, es war eine andere, deren Kernpunkt in der Einführung eines repräſentativen Körpers unter dem Namen Consulta di Stato lag. Alſo eines Staatsrathes, aber eines gewählten, eines aus der Wahl der Municipien, der Gemeinden hervorgegangenen, der die Regierung durch ſeinen Beirath unterſtützen ſollte. Damit war nun allerdings nach unſeren Begriffen wenig,

nach den damaligen Verhältniſſen viel gegeben im Staat der Kirche, worin ja Pio Nono nicht allein Herr war, ſondern das Cardinalscollegium ſich als Mittheilhaber der Souveränetät betrachtete und jeder Beeinträchtigung derſelben widerſtrebte. Daher der Enthuſiasmus der Römer über dieſe Errungenſchaft, in den ſich bei den politiſchen Köpfen, den fortgeſchrittenen Liberalen wohl auch die Zuverſicht miſchte, daß aus ſolch einem Keime einer conſtitutionellen Inſtitution mit der Zeit Größeres und Weitergreifendes ſich ſchon entwickeln laſſen werde. So brach denn an dem Tage, an dem das motu proprio verkündet worden, am 15. October, in der Siebenhügelſtadt der ungemeſſenſte Jubel aus. Auf dem venetianiſchen Platze, dem düſteren Palaſtkoloß der öſterreichiſchen Botſchaft gegenüber, ſah ich die Civicanwache ihre kriegeriſche Rüſtung beiſeite legen und Kränze und Blumenkronen um den neuen Maueranſchlag anbringen. Der Corſo, die Cafés, das Café de' belle Arti und das Café nuovo, die liberalen Hauptquartiere, waren voll erregter Menſchen, und am Abend war ganz Rom illuminirt — zu Illuminationen war man immer vorbereitet und gerüſtet, denn jeder Tag konnte zum Feſttag werden. Von

der Piazza del Popolo her aber zog ein ungeheurer Fackelzug heran, gewiß mehrere Tauſend Fackeln, denn der ganze eine Miglie lange Corſo wurde nach und nach von dem Zuge eingenommen. Ueber dieſem ſchwebten weiße Banner mit Inſchriften, und die zum Nationallied gewordene Hymne auf Pius, von nicht endenden Evvivarufen durchſchmettert, erfüllte die enge Corſoſchlucht mit ihren energiſchen Noten und Klängen, immer neu wiederholt von neu ſich folgenden Muſikchören. Dann wälzte ſich die Fluth den Monte Cavallo hinan, und die Koloſſe der Roſſebändiger, die Phidias und Praxiteles geſchaffen haben ſollen, glühten dunkelroth im Flammenſchein auf, während über dem hochwirbelnden Qualm der Pechbrände, der wie ein Opferrauch aufſtieg, eine Wetterwolke den Himmel über dem Quirinal mit harmloſen Blitzen durchſchnitt — die Blitze des Vaticans waren ein friedliches Wetterleuchten über dem Hauſe Pius IX. geworden.

Die Römer ſind erfinderiſch in Allem, was Schmuck, Zier, Schauſtellung und künſtleriſche Anordnung iſt! Sie wiſſen auch die Einförmigkeit des Hergebrachten bei ſolchen Feſtzügen und herkömmlichen Freudendemonſtrationen durch Abwechſelung und neue Wendungen zu vermeiden. So

ſenkten diesmal Alle ihre Fackeln tief auf den Boden; der weite Platz wurde wieder dunkel, faſt wie er geweſen, aber die dichtgedrängte ſchwarze Menſchenmaſſe ſchien auf einem Feuermeer zu ſchwimmen, auf einer aufglühenden Lavafluth zu ſchweben. Unterdeſſen tönten Hymne, Muſik, Rufen fort, unermüdlich, immer gleich ſtürmiſch und brauſend, obwohl es lange, lange währte, bis das Nahen des Papſtes ſich ankündigte und: Ecco il Papa! überall über den Platz erſcholl. Es war ein mattes aufdämmerndes Leuchten in den Scheiben der letzten entfernteſten Fenſter einer langen Reihe; das Licht glitt immer näher, wurde leuchtender, blitzte in einem Fenſter nach dem anderen auf, man unterſchied weiße Wachsfackeln, erkannte die Geſtalten langſam wandelnder Buſſolanten und Prälaten; endlich flogen die hohen Flügel der Balconthür über dem Palaſtthore auf. Das Gefolge des Papſtes gruppirte ſich zur Rechten und Linken auf dem Balcon, deſſen Balluſtrade mit Decken von Purpurſammet überhangen war, und jetzt erſchien die weiße Papſtgeſtalt inmitten dieſes Bildes. In dieſem Augenblicke aber, wie im Nu, hoben auf dem Platze unten alle die tauſend Fackeln ſich empor und ergoſſen ihre Gluth über das Bild, über die ganze wunderbare Scenerie,

die es umgab. Es war ein völlig überraſchender magiſcher Effect. Der weiße Papſt da oben aber hob beide Arme mit wunderbarer Würde und Anmuth zum Nachthimmel auf; ein furchtbares Jubelgeſchrei hatte ſein erſtes Erſcheinen begrüßt, jetzt folgte eine Todtenſtille; leiſe Töne zitterten über die Menge hin und ſchwollen an — der Papſt ſang mit ſeiner ſchönen ſonoren Stimme den Segensſpruch über ſein Volk, und dies weltlich erregte, zu einer politiſchen Demonſtration zuſammengeſtrömmte, nur davon erfüllte Volk lag auf den Knieen und beugte das Haupt wie ein Mann. Es war eine ergreifende Scene, es hatte etwas überaus Edles und Würdevolles, wie die ganz perſönliche Huldigung und Verherrlichung, die man der Perſon darbrachte, von der Perſon abgelehnt und auf das Hoheprieſterthum übertragen wurde.

Ich ſchritt tief bewegt und gedankenvoll durch die vollgedrängten erleuchteten Straßen heim. Ich war damals ſo voll noch vom jugendlichen Optimismus, daß ich an Dauer und Beſtand glauben konnte für dies ganz ideale Verhältniß zwiſchen einem erleuchteten, mit kühnem Wagemuth ſein Volk ſchrittweiſe der Freiheit und der Selbſtregierung entgegenführenden Herrſcher und ſeinem

für ihn ſchwärmenden, in Dankbarkeit erglühenden Volke: an Dauer und Beſtand nicht allein, ſondern auch an die nachziehende zwingende Gewalt, welche es auf die anderen italieniſchen und dann die ferner liegenden Staaten üben müſſe, bis für Italien, für Deutſchland eine erträgliche Ordnung der Dinge herbeigeführt ſei. Wie anders ſtellt das Bild ſich heute dar! Nun ja, ein wenig längere Dauer hätte es ſchon gehabt, wenn nicht der Sturm der Februarrevolution ſo plötzlich gekommen wäre, um alle Lampen der Pio Nono-Illuminationen auszublaſen. Aber gründlich war dem Kirchenſtaat, war Italien durch Pio Nonos Idealismus nicht zu helfen. Gründlich wäre nur zu helfen geweſen, wenn dieſer Papſt verwegen genug geweſen wäre, wieder anzuknüpfen an die Ideen Alexanders VI. Borgias; wenn er, was dieſer ausführen zu können erſtrebte: aus dem Papſtthum eine Privatpfründe der Borgias zu machen, den Kirchenſtaat zu ſäculariſiren, die Macht dieſes Staates aber ſo zu erweitern, um alle Fremden aus Italien werfen und es unter einem Haupte einigen zu können — wenn er dieſe Ideen wieder aufzunehmen und ſie durchzuführen verwegen genug geweſen wäre. Pio Nono hätte das in dieſem Augenblicke vermocht.

Alexander Borgia vermochte es nicht, weil das Werkzeug, deſſen er ſich dabei bediente, ſein Sohn Ceſare, trotz aller Verruchtheit und Schlechtigkeit ſich doch als zu ſchwach erwies. Pio Nonos Werkzeug, ſein Mittel wäre ſeine Popularität geweſen, und dieſe war damals allmächtig: er hätte Alles damit fort und ſich nachgeriſſen. Ganz ſo leicht, wie ſpäter Garibaldi den Bourbonenthron in Neapel umriß. Aber zu ſolch einer rückſichtsloſen Hingabe an die Revolution — für einen Prieſter, einen Papſt — welche dämoniſche Natur, welche nichtsachtende eiſerne Willenskraft wäre dazu nöthig geweſen! Es zeugt doch wohl nichts mehr für den ethiſchen Fortſchritt der Menſchheit, als die völlige Unmöglichkeit, einem Prieſter unſeres Jahrhunderts einen Gedanken unterzuſchieben, der wohl noch anderen Päpſten der Renaiſſance als blos Alexander VI. ein ganz geſunder ſcheinen mochte. Und wie fern er Pio Nono lag! Man verſicherte, er haſſe nichts ſo ſehr, als ſich ſagen laſſen zu müſſen, ſeine lediglich für ſeine Staaten berechnete Politik übe Einfluß auf die Nachbarſtaaten, auf ganz Italien aus. Er wolle nichts ſein als ein Vater ſeiner Unterthanen und prieſterlicher Hirt ſeiner Heerde — niemand könne weiter davon entfernt ſein,

politiſche Pläne zu verfolgen, als er. Daß aber in anderen Köpfen derartige Ideen aufgetaucht waren, drückte ein radikaler Römer aus, den ich den Vorſchlag machen hörte, den Bruder des Papſtes, den Grafen Maſtai, kommen zu laſſen, damit er die weltliche Herrſchaft übernehme und für die weitere Entwickelung der Dinge ſorge. — Aber ſicherlich, wenn Pio Nono kein Alexander VI. war — der Graf Maſtai Ferretti aus Sinigaglia wäre noch weniger ein Cäſar Borgia geweſen!

Nach und nach machte ſich der Herbſt fühlbar, es kamen graue und Regentage, und Freund Fritſche, der immer gefällige, ſorgte für einen Vorrath aus Ciceroacchios, des Capo-Popolo, Brennholzlager, um eine angenehme und freundliche, aber wenig wärmende Flamme in dem möglichſt unpraktiſch conſtruirten Kamin zu entzünden. Um dieſe ſammelten ſich dann in den Abendſtunden bei uns manche der neugewonnenen Bekannten. So mein guter münſteriſcher Landsmann, der Bildhauer Wilhelm Achtermann, eine höchſt charakteriſtiſche Geſtalt von hohem Wuchs und mit einem Typus des Geſichts, der an Michel Angelo erinnerte — ein Mann, von dem man nicht wußte, iſt er mehr Bauer oder Künſtler oder

mehr Kapuziner. Ich verſtehe unter Bauer etwas ſehr Ehrenwerthes: Achtermann war es geweſen, Großknecht auf einem Bauerhof, Schreinergeſell, hatte ſich dann, ſchon in den Dreißigen ſtehend, auf bewundernswürdige Weiſe mit echt weſtfäliſcher Zähigkeit durchgeſchlagen, um ſeinem Kunſttrieb nachgehen zu können, war dabei in dieſer gottverlorenen Welt immer frommer, immer wundergläubiger geworden — nach jenem „Werdet fromm wie die Tauben und klug wie die Schlangen!“ — und hatte es nun dahin gebracht, daß er nach ſo viel Schickſalswechſeln hier in Rom ſeine großen Marmorgruppen aushauen konnte, dem Gebiete der religiöſen Kunſt — da er keine andere gelten ließ — angehörende Arbeiten, deren Compoſition und Ausführung gleiche Anerkennung fanden. Ein Kapuziner war er aber auch durch und durch: er konnte die unglaublichſten Wundergeſchichten, die ſeinen Lebenspfad umgeben, mit einem myſtiſchen Beichtſtuhlflüſterton vortragen. Und ich glaube, er war ſtolzer darauf, daß man ihn in den Vorſtand einer deutſchen Kirchhof-Fraternität aufgenommen hatte als auf ſeine ſchöngelungene marmorne Pieta für den Dom zu Münſter.

Ganz ohne einen Hang zum Myſticismus war auch

ein anderer zu allen erſcheinender Gaſt nicht, nämlich der brave, ſinnige Profeſſor Fr. Orioli — der ſinnigſte aller Italiener, die ich habe kennen gelernt. Ehemals Profeſſor der Philoſophie in Bologna, hatte er als politiſcher Flüchtling lange in Paris gelebt, war dann als Lehrer in Corfu thätig geweſen und gehörte jetzt, durch Pio Nonos Thronbeſteigung zurückgeführt, zu den Mitarbeitern der „Bilancia", eines Journals der gemäßigten Mitte — der Moderados, auf welche in ſtürmiſchen Tagen Niemand zu hören pflegt. Dies Schickſal hatte denn auch den liebenswürdigen, herzensguten Mann getroffen, und es verdüſterte ihm ſeine Tage: er überließ ſich dunklen Vorahnungen und Kaſſandra-Weiſſagungen. Zu ſeinen gelehrten Forſchungen gehörten auch die über den thieriſchen Magnetismus, deſſen Geſchichte er bis in das graue Alterthum hinein verfolgt hatte: er hatte ſogar die denkwürdige Thatſache an's Licht gezogen, daß man ſchon im alten Karthago Somnambüle gekannt. Ein Mann, hatte er bei einem alten Autor gefunden, war in Karthago als Zauberer vor Gericht geſtellt worden, weil er durch Geheimmittel und Manipulationen ein junges Mädchen in einen Zuſtand verſetzt hatte, der nach den Angaben des Autors offenbar ein ſomnambüler

geweſen war, wie denn auch jene Manipulationen ganz dem entſprochen zu haben ſchienen, was wir als die gewöhnlichen Proceduren beim Magnetiſiren kennen. Intereſſant waren auch Oriolis Beobachtungen und Mittheilungen über ein Gebiet, welches wir dem Südländer fremd wähnen, als ob das Sonnenleben der glücklichen Kinder des Südens alle nebelgeborenen Wahnvorſtellungen des Nordländers ausſchlöſſe. Im Widerſpruch damit erzählte Orioli von mannigfachen Phänomenen, von Viſionen, Ahnungen und myſtiſchen Vorgängen, deren Schauplatz Italien war, und betheuerte, mancherlei Thatſachen derart aus eigener Erfahrung zu haben. Geſpannt hörte er auch auf das, was ich ihm von dem wunderlichen Syſtem meines lieben alten Freundes Juſtinus Kerner mittheilen konnte.

Orioli hatte mich auch bei Maſſimo d'Azeglio eingeführt, der ſich damals in Rom aufhielt und ſehr beſcheiden vier Treppen hoch in einem Hauſe am Ende der Via degli Convertiti wohnte, in Mußeſtunden, welche ihm die Politik frei ließ, als tüchtiger Landſchaftsmaler beſchäftigt. Er hatte kurz vorher eine Lettera al Professore Orioli herausgegeben, deſſen Anſchauungen er nahe ſtand,

und ſich darin apologetiſch für Pio Nono über deſſen neues Cenſurgeſetz ausgelaſſen. Das hatte in dieſem Augenblicke ſeine Popularität nicht eben vergrößert — überhaupt ahnte man damals noch nicht, zu welcher großen politiſchen Wirkſamkeit das Schickſal dieſen ſo anſpruchslos ſich gebenden Schriftſteller und Maler beſtimmt hatte. Azeglios Perſönlichkeit hatte etwas in hohem Grade Gewinnendes: er war eine hohe, ſchlanke Geſtalt von vornehmer Haltung, hatte große blaue Augen mit einem Ausdruck freundlicher Milde, und ſeine ganze Erſcheinung hatte einen deutſchen Typus. Auch gehörte ja Azeglio einem alten Geſchlecht Piemonts an, das wie die Lombardei vielfach deutſches Blut in ſich aufgenommen hat und einen ſtärkeren, größeren Menſchenſchlag, als der eigentliche italieniſche iſt, beſitzt. Gerieth doch auch König Victor Amadeus II. jedesmal in hellen Aerger, wenn man in ſeiner Gegenwart Piemont zu Italien zählte. Der Marcheſe Azeglio war durch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, ſeine politiſchen und geſellſchaftlichen Beziehungen, ſeine Malerei außerordentlich in Anſpruch genommen — Beſuche machte er in früher Morgenſtunde — ich habe deshalb ihn nur von Zeit zu Zeit geſehen, zuletzt, in der

Volksfluth mit ihm zusammengedrängt, auf der Piazza di Venetia, als in den Märztagen des folgenden Jahres, nach dem Einlaufen der Nachricht von dem Sturz Metternichs in Wien, das Volk dort vom Palaste der österreichischen Botschaft die kaiserlichen Wappen niederriß. — Azeglio hatte mir mehrere seiner Schriften geschenkt, und später, in der Erinnerung an diese persönlichen Beziehungen und erfüllt von dem Parallelismus und der Analogie, die zwischen den Missionen Preußens in Deutschland und Piemonts in Italien herrschten, dedicirte ich ihm, der unterdessen Ministerpräsident geworden, einen meiner Romane; er antwortete darauf:

Monsieur,

J'ai reçu les deux Volumes en tête desquels vous avez bien voulu écrire mon nom; aussi que la lettre bienveillante qui me les annonçait, et je vous en rémercie sincèrement. Lorsque j'eus l'honneur de vous voir à Rome je ne m'attendais guère, ni vous non plus, à me voir un jour Ministre, du peintre changé en Président du Conseil! Cela peint notre époque d'un trait. Comme je me suis opposé de toutes mes forces à cette étrange méta-

morphose et que je ne l'ai subie qu'à mon corps défendant, j'en ai la conscience en repos; et si la bonne opinion que vous voulez bien avoir de moi tenait un peu de l'illusion, si je ne pouvais pas justifier vos bienveilleux jugements à mon sujet, il serait juste de dire qu'on m'a forcé de faire un métier qui n'était pas le mien. Après cela je vous dirai que dans la politique actuelle, le plus important — et ce qui est plus rare malheureusement — est à mon avis: 1) la loyauté; 2) le désintéressement. Avec ses deux qualités je crois qu'on finit toujours par marcher, si on n'est pas absolument un idiot. Et sur ces deux qualités — je laisse de côté toute modestie — je me crois ferré. Ainsi marchons et Dieu fera le reste.

Je voudrais pouvoir vous parler de votre ouvrage et surtout en apprécier les beautés; mais je dois humblement avouer mon ignorance de votre belle langue. Agréez, Monsieur, avec mes sincères remercîments l'assurance de ma haute considération.

Turin, 13 Août 1851.

Azeglio.

Ehe ich fortfahre, solcher persönlichen Berührungen zu gedenken, muß ich von einem neuen Jubeltag erzählen, der über Rom unterdeß heraufgestiegen war — dem 15. November 1847, an welchem die feierliche Inauguration der von Pius IX. in's Leben gerufenen Consulta stattfand. Diese Consulta war eigentlich nichts als ein berathender Körper, dessen Mitglieder der Papst ernannt hatte — jedoch aus Listen von je drei Candidaten, welche die Provinzialräthe aufgestellt hatten, nach Urlisten von wieder je drei Candidaten, welche ihnen von den Communalräthen der Provinzen eingereicht waren. Im Ganzen waren ihrer vierundzwanzig; dazu kam ein Cardinal als Präsident, ein Prälat als Vicepräsident. Damit war denn eigentlich herzlich wenig gegeben, die Wahlen waren aber dennoch meist auf populäre Männer gefallen — eines großen Jubels bedurfte man auch wieder nach einigen still verflossenen Tagen, und so war denn Rom am fünfzehnten wieder im festlichsten Schwunge: man sah in der Consulta, was man darin sehen wollte: den ersten Stein zum Gebäude einer Constitution. Dagegen zwar legte Pius IX. entschieden und ernst Protest ein in der Rede, welche er den um neun Uhr morgens im Quirinal

zur Audienz um ihn versammelten Consultatoren hielt, einer Rede, in welcher durch die ernste Warnung vor zu stürmischem Weiterdrängen schon etwas klang von einer Ahnung jenes:

Die ich rief, die Geister,
Werd ich nicht mehr los.

Aber das Volk vernahm diese Rede nicht, es vernahm erst später, wie furchtbar erregt, wie schmerzlich erschüttert der heilige Vater dabei gewesen sein sollte, und ließ sich in seinem Jubel nicht irre machen. Nach der Audienz entwickelte sich vom Hofe des Quirinals aus der Festzug. Züge von Truppen verschiedener Waffengattungen eröffneten ihn. Die Karossen des Cardinalpräsidenten, die des Vicepräsidenten der Consulta sowie der Abgeordneten der Stadt Rom waren umgeben von den Bannern der vierzehn Quartiere (Rionen) der ewigen Stadt und denen der Universität. Dann kamen in einzelnen Galawagen die Mitglieder der Consulta, vor jedem ein Panoption, daneben Standarten, den alten Feldzeichen römischer Heere gleich, worauf die Namen der vertretenen Städte und Gemeinden zu lesen waren. Hinter jedem Wagen zog eine Schaar der Bürger der betreffenden Stadt und eine Musikbande

zog ihm voraus. Truppen, Guardia civica ſchloſſen den Zug. Die Häuſerfronten der Straßen bis zum Vatican ſtrotzten von jeglicher Art Schmuck: Teppichen, Gobelins, Fahnen, Medaillons mit den Köpfen der großen Männer Italiens, Statuen, Trophäen, zu deren Aufbau alte Harniſche und Waffen aus Rüſtkammern hervorgezogen waren, Inſchriften u. ſ. w. Das Alles eingefaßt von Kränzen, Laub- und Blumenfülle. Blüthenregen ſchauerte auf einzelne beſonders populäre Männer im Zuge nieder, während Inſchriften in Vers und Proſa ihnen ankündigten, zu welchen hohen Dingen ſie berufen, welche Wunder des Volkes vielverlangende Phantaſie von ihnen erwarte. „Ihr ſeid die Brücke über der tiefen Kluft zwiſchen Regierung und Volk!“ hieß es da: „Ihr ſeid der Spiegel, in welchem die Wünſche unſeres Herzens ſich beſpiegeln!“ „Ihr ſeid die Träger unſerer Zukunft!“ „Ihr ſeid die Retter in unſerer tiefen Noth, geſandt von Gott und von Pius IX.!“ und hundert ähnliche Ausdrücke des ſüdländiſchen Pathos. Der Zug bewegte ſich nach der Peterskirche: im ſchönſten Sonnenlicht lag der ungeheure Platz: aber alle dieſe zuſammengeſtrömten Menſchen, alle dieſe Truppenaufſtellungen, alle dieſe Karoſſen füllten den gewaltigen Raum nicht

aus. Ja, im Inneren des Petersdomes ſelbſt entſtand kein Gedränge: die im Zuge ſchreitenden Muſikbanden füllten mit ihren Klängen den weiten Bau nicht aus, die ſchmetternden Noten der Pio Nono-Hymne, die in dieſen Gewölben emporſtiegen und ihr Echo zu Hilfe riefen, ſchienen machtlos zu verhallen, ohne bis in die höchſte Kuppelwölbung emporklimmen zu können.

Als die Deputirten durch die Kirche ſchritten, hatte ich Gelegenheit, ihre äußere Erſcheinung in's Auge zu faſſen. Es waren Männer von der dem Italiener der gebildeten Stände eigenen würdigen Haltung, mit der ihnen allen gemeinſamen Repräſentationsgabe. Männer mit intelligenteſten Köpfen. Am meiſten fiel mir ein ſteinalter Mann mit langem weißem Haar auf, ein Kopf, der dem Mirabeaus außerordentlich ähnlich ſah; und bei der Kleidung des Alten — er war in einen Frack von hell blauem Sammet gekleidet — war ſolch ein Erinnertwerden an die Nationalverſammlung von 1790, mit welcher dieſe harmloſe Conſulta ſonſt ſo wenig Aehnlichkeit hatte, um ſo verzeihlicher. Es war der reiche Marcheſe Lodovico Gualterio, Vertreter von Orvieto. Unter den anderen wurden der Neffe des Papſtes, Graf Luigi Maſtai, dann

Gaetano Renſi, der Vertreter von Ferrara, ein ehemaliger politiſcher Flüchtling, ferner Minghetti, der Begründer und Redacteur einer einflußreichen neuen Zeitung, „Il Felſineo", mit lauten Acclamationen aufgenommen — Marco Minghetti iſt wohl der einzige heut noch lebende von all dieſen Conſultatoren. Uebrigens zeigte ſich darin, welche Macht eine Zeitſtrömung hat — in dieſe von ſo viel Kanteln umgebene, ſo viel conſervativen Bürgſchaften umhegte und ſorgſam durchſichtete Vertretung waren ehemalige Flüchtlinge und Journaliſten eingedrungen.

Für uns Deutſche hatte übrigens der Jubeltag der Römer noch ſeine beſondere Aufregung, ſeine halb tragiſche Bedeutung gehabt. Es war vorher bekannt geworden, daß dem großen Feſtzug ſich die Toscaner, die Piemonteſen in Rom, dann auch die engliſche Colonie und die franzöſiſche und mehrere andere anſchließen würden. Weshalb, fragten wir uns, nicht auch die deutſche? Dieſelbe beſtand zumeiſt aus Künſtlern. Bei ihnen fand die Frage ſehr verſchiedene Antworten. Ein Theil war von einer unbeſtimmten inſtinctiven Angſt vor der Theilnahme an einer politiſchen Demonſtration erfüllt; manche andere waren durch kleine Staatsſubventionen, wie ſie damals, meiſt

bettelhaft genug, verliehen wurden, gezwungen, Rückſichten zu nehmen: und ſehr viele antworteten auf jene Frage mit der anderen: Mit welchem Banner ſollen wir denn aufziehen? Deutſchland iſt wie Italien ein geographiſcher Begriff! Ich war ſehr lebhaft für die Auskunft, kühn zu den verpönten alten Reichsfarben zu greifen; Dr. Emil Braun und Fritſche ſtanden mir bei, und meine Frau durchhaute mit eifrig thätiger Hand den gordiſchen Knoten, indem ſie in unglaublich kurzer Zeit eine prachtvolle Fahne aus ſchwarzer und rother Seide und ſchönſtem Goldſtoff herſtellte.

Die Fahnenfrage, die Abſicht einzelner nationaler Gruppen von Ausländern, ſich dem Zuge anzuſchließen, hatte unterdeß jedoch die ganze Diplomatie in Aufregung gebracht. Sie hatte, ich weiß nicht welche Fülle von Gefahren in einer ſolchen Erweiterung des Feſtzuges geſehen; der Staatsſecretär Cardinal Ferretti ließ dieſelbe verbieten; die Geſandten von Toscana und Piemont reclamirten dagegen zu Gunſten ihrer Schutzangehörigen — an uns Deutſche kam eine Aufforderung des Feſtcomités, an einer Verſammlung im (jetzt verſchwundenen) Theater Alibert theil zu nehmen, wo über die Frage berathen

werden ſolle. Zu den dahin Abgeordneten gehörend, hatte ich den Vorzug, in dichteſter Nähe Cicerovacchios Rednergabe, hübſchen Schnurrbart und ganz reputirliches Embonpoint bewundern zu können. — Zuletzt, als alle die Fahnen verſchiedener Nationen am Morgen des 15. November nun doch vor dem Quirinal aufgezogen waren, erſchien der Chef der Guardia civica, ein Fürſt Rospigliosi, unter den Verſammelten mit der Erklärung, der heilige Vater ließe uns „mit aller ſeiner Gentilezza" bitten, da das Feſt ein rein römiſches ſei, alle fremden Fahnen fortzulaſſen. Wir zogen alſo, während die Söhne Albions murrten und wetterten, mit deutſcher Geduld ab: zum Capitol, um dort in einem der zur preußiſchen Geſandtſchaft gehörenden Gebäude auf der Rupe Tarpeja unſere Fahne zu bergen. Als wir die hohe Treppe zum Capitol hinanzogen, ließ Markus Niebuhr, der Sohn des berühmten Geſchichtsforſchers, der unter uns war, die theuren ſchwarz roth-goldenen Farben, zu deren Träger er erkoren worden, frei in den Lüften flattern: wir ſangen: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?" und ſtellten endlich das deutſche Banner da oben in den Schutz Preußens.

Am Abend aber verſammelten wir uns in demſelben,

ein wenig ſpeicherhaften Raume — Dr. Emil Braun benutzte ihn als Atelier für ſeine galvanoplaſtiſchen Kunſterzeugniſſe — und feierten hier an dem Tage, wo das frohe Italien ein Freiheitsfeſt beging, ein Feſt patriotiſcher Reſignation, geſchart um den alten deutſchen Tröſter, die Flaſche ſüßen Weines. Pius' IX. lorbeerumſchlungene Büſte blickte auf uns mildlächelnd nieder, umgeben und umhangen von den Falten des unglücklichen Fahnentuchs. Toaſte in Proſa und Verſen fehlten nicht — aber keiner ſprach die frohe Ahnung aus, wie bald — nach den kommenden Märztagen — dieſe Farben ſich wieder entfalten und nun von den Alpen bis zur Eider ſtolz in den Lüften wehen ſollten!

Mit der ſich ſteigernden politiſchen Erregung der Tage, die ſich in ihren Aufzügen, Demonſtrationen, Illuminationen und Feſtreden ein Genüge that, aber über eine gewiſſe innere Unwahrheit und den Charakter der Maske ſchon nicht mehr blenden konnte, wenn ſie beharrlich den Schein feſthielt, mit der Strömung der Ideen und Abſichten Pio Nonos zu gehen, während dieſer ſich ſicherlich oft ſchon ganz elend und herzenskrank fühlte über Alles, was in ſeinem Namen geſchah, vorging und ausgeſprochen

wurde — während deſſen mehrten ſich für uns in erfreulichſter Weiſe die perſönlichen Berührungen. Es hing damals die deutſche Colonie noch freundnachbarlich mit der ſkandinaviſchen zuſammen; in der letzteren hielt ein Stiftsamtmann Thyggeſen ein ſehr angenehmes Haus für muſikliebende Menſchen offen, die ſich Sonntag Abends bei ihm trafen und hauptſächlich um eine der Töchter des Hauſes gruppirten; in einer ſtillen Ecke ſinnend, oder wenn man will, brütend, ſaß dort Jens Adolf Jerichau; entweder Herkules oder Hebe, die er in einer gerühmten Gruppe zuſammengebracht, mußte ihn mit des Gedankens Bläſſe angekränkelt haben — die lebhafte, bewegliche junge Frau, die er eben heimgeführt, die geniale Eliſabeth Baumann, konnte dies mit ihrem heiteren Sichgeben doch nicht — er hätte denn, in die Zukunft vorausſchauend, die Genialität ſpäter bis in's nicht mehr ganz Heimliche ſich entwickeln ſehen müſſen. Bis jetzt war es noch ein überaus originelles Künſtlerleben, welches die beiden eben Vermählten führten, in einem zweiſtöckigen, aus Brettern conſtruirten, aber ganz wohnlich gemachten Atelier, wo der Bildhauer unten ſeine Thonmodelle machte, die Malerin oben ihre römiſchen Mädchen am Brunnen in packender

Lebensgröße schuf. Elisabeth Jerichau Baumann war ein ganz eminentes, in Deutschland, wo sie doch zu ihrer Zeit unbestritten die bedeutendste Künstlerin war, wohl nicht genug anerkanntes Talent: sie suchte nur zu unstät ihre eigentliche Richtung nach verschiedensten Seiten hin, bis der Orient ihr zu einer Concentration verhalf. Auch Porträts malte sie, und eines, das ich von ihr besitze, ist mit seiner plastischen Modellirung eine ganz hervorragende Leistung.

Eine andere interessante Erscheinung war ein schlanker junger Irländer, der zuweilen in dieser Gesellschaft erschien, hinter dessen Geheimniß man aber nicht kam. Mit seinen dunklen, glühenden Augen, seinem schwarzen Lockenhaar konnte man ihn ein verkörpertes Shelley'sches Gedicht nennen, und wenn man die Andeutungen, welche er mit scheu verschlossener Rückhaltung über die Zielstrebigkeit seines Lebenszweges fallen ließ, sich zu erklären suchte, so kam man darauf, daß er für sich allein die Leistungen einer ganzen Freimaurergesellschaft aufwiegen wolle. Vielleicht war er ein Agent der White-Boys oder des Capitäns Rock, oder einer anderen der vielen schmerztönenden Saiten der irischen Harfe, der mit der jetzigen

politiſchen Strömung in Rom Anknüpfungen ſuchte. Er gebot über große Geldmittel und einen ſtaunenswerthen Schatz von Kenntniſſen und allgemeiner Bildung, von dem man kaum begriff, wie er in ſeinem noch ſo jungen Leben ihn gewonnen haben konnte. Seine Reiſen übrigens hatten ihn ſchon oft nach Rom geführt. Und hier beobachtete er, wie er ſagte, eine eigenthümliche Seelendiätetik. Als er das erſte Mal hier war, hatte er von den Wundern der ewigen Stadt nichts beſucht als das Coloſſeum. Er hielt es für unrecht, nachdem er die ungeheure Schöpfung geſehen und ſolch ein großes Bild antiken Daſeins in ſeinem Geiſt aufgenommen, den Eindruck durch das Anſchauen anderer Monumente zu ſtören. Bei ſeinem jetzigen Aufenthalt in Rom ſah Miſter B. blos den Vatican.

Eine merkwürdige Figur war auch ein kleiner, freundlicher Geiſtlicher, Abbate Santini. Hinter der Piazza Navona in ſeinem kleinen beſcheidenen Stübchen hatte dieſer Mann einen Schatz zuſammengetragen, wie nicht leicht irgend wo ein zweiter ſich findet. Es waren die Werke aller alten Maeſtros und Componiſten, welche die ſchönen Zeiten des ſangreichen alten Italiens verherrlicht haben. Neben ſeinen Muſikalienſchränken hatte er eine bunte Reihe von ſtatt-

lichen Fracturſchrifttafeln unter Glas und Rahmen aufgehängt, worauf in lateiniſchem Lapidarſtil der Tag und die Stunde gefeiert wurden, in welchen irgend ein berühmter Muſiker, wie Liſzt, wie Thalberg, ihn und ſeinen Schatz zu ſehen gekommen war. An jedem Donnerstag verſammelte er eine Geſellſchaft Dilettanten um ſich: dann erwachten die Geiſter Paleſtrinas, Marcellos aus ihrem Todesſchlummer, und in der Stube des armen Vicars ſchwangen ſich die Seelen von wunderbaren Tonſchöpfungen zu neuem Leben auf, welche ohne ihn vielleicht für ewig ſo verſchollen und verklungen ſein würden wie die Seufzer Taſſos oder die Träume des Arioſt.

Noch eine Geſtalt dieſer Geſellſchaft muß ich ſkizziren. Sie iſt die anmuthigſte von allen, eine elegante und edle Erſcheinung mit einem feinen Geſicht, das lang herunter hängende hellblonde Locken umgeben. Es iſt die Hofdame jener ſtattlichen Prinzeſſin aus dem Dänenreiche dort, welche eben den hannoverſchen Miniſter mit ihrer gnädigen Converſation entzückt; ſie iſt eine Urenkelin der großen Condés, eine Enkelin eines Grafen von Charolais. Ludwig Philipps Habſucht behält der Familie das unermeßliche Erbe des letzten Herzogs von Bourbon vor,

welches der ſchlaue Julikönig ſeinem Sohne, dem Herzog von Aumale, zu ſichern wußte. Eine Verwandte des elfenhaften Fräuleins hat ihre Anſprüche auf jenes Erbe gegen eine lebenslängliche bedeutende Jahresrente fahren laſſen. Sie ſoll von dem Augenblicke an der Gegenſtand räthſelhafter Verfolgungen geweſen ſein, und eines Abends hat man ſie mit zerſchlagenem Kopfe todt am Fuße ihrer Treppe gefunden.

Einen ſeltſamen, echt italieniſch exaltirten Charakter habe ich damals in einer feierlichen öffentlichen Sitzung der Academia Tiberina beobachtet. Dieſe Akademien in Italien ſind merkwürdige Ueberreſte aus jener Zeit, als Europa noch der ſchönen Halbinſel eine neue Offenbarung in Wiſſenſchaft und Kunſt verdankte, als man in Italien das klaſſiſche Alterthum zur Auferſtehung rief, als die Renaiſſance das ganze Leben des Volkes durchdrang und auf ſeine Sitten jenen durchgreifenden Einfluß ausübte, der noch immer nicht verwiſcht iſt und zum Charakterbilde der Nation einen der liebenswürdigſten Züge fügt.

Es war in einem großen und hohen Saale eines alten Palaſtes, um zwei Uhr, wie man dort rechnete, um ſieben Uhr Abends nach unſerer Uhr. Von der ſchön ge-

täfelten Decke hing ein Rococo-Kronleuchter nieder und beſtrahlte mit hellem Lichte das Bild Pius' IX., das dem Eingange gegenüber, von Blumenkränzen umgeben, die Hauptwand zierte. Darunter auf einer erhöhten Tribüne ſaßen diejenigen Mitglieder, welche heute Vorträge halten wollten, unter ihnen vier Geiſtliche und drei Frauen. Alle Vorträge, ſo hieß es auf dem gedruckten Programm, ſollten nur ein Thema — das Lob des unſterblichen Pio — enthalten.

Nachdem der Präſident — es war der berühmte Bildhauer Tenerani, ein reich mit Orden geſchmückter, ſchöner alter Mann — das Zeichen gegeben, begann der Journaliſt Sterbini den Proſavortrag des Abends.

Sterbini war nicht ſchön, er glich im Gegentheil einer wilden Katze, auch hatte er kein wohltönendes Organ, und dennoch riß er alle Zuhörer hin durch das Feuer ſeines Vortrages.

Er ſprach, wie angegeben, nur vom Papſt und den wohlthätigen Folgen ſeiner Regierung. Guardia Civica, Conſulta di Stato, Municipio di Roma waren natürlich die Glanzpunkte der fortwährend durch Applaus unterbrochenen Lobrede des „Immortale". Als aber Sterbini

von den Feinden des Papſtes und ihren Beſtrebungen, Ränken und Intriguen zu reden anfing, da kannte der Beifall keine Grenzen mehr.

Man fürchtete nämlich für den Augenblick eine Reaction. Es war bekannt, daß der Papſt, deſſen zuverſichtsvolle Heiterkeit und fröhliche Sicherheit immer ein Hauptzug ſeines Charakters geweſen, ſeit kurzer Zeit niedergeſchlagen, ängſtlich und traurig ſei. Dies ſchrieb man denn einzig und allein ſeiner nächſten Umgebung zu, die ihm fortwährend ſchwarze Bilder zeige und ſich auf das Möglichſte anſtrenge, ſeine klare Seele zu verdüſtern und einzuſchüchtern. — Deshalb denn der wüthende Applaus, wenn Sterbini von den im Dunkeln ſchleichenden Feinden Pius' ſprach und ſie mit Schlangen, Nachteulen und giftigem Gewürm verglich. Auch als der Redner von auswärtiger, feindlicher Politik ſprach, wobei man an Frankreich dachte, dem die Römer durchaus nicht grün ſind, ſchrieen und klatſchten die Zuhörer: dies ſteigerte ſich noch immer, bis er ungefähr ſo fortfuhr:

„Wir bedürfen keiner auswärtigen Stütze; Italien kann ſich ſelbſt beherrſchen, ſich ſelbſt Geſetze geben, und zuerſt in Italien iſt Rom, das alte geſetzgebende Rom

dazu berechtigt. Sagen Sie, meine Zuhörer, sind wir nicht alle stolz darauf, in der ewigen Stadt geboren zu sein und da wandeln zu dürfen, wo jeder Luftzug uns den Staub unserer Ahnen zuträgt, und mit ihm das lebendige Gefühl der Schönheit und der Kraft?"

So etwas muß man freilich italienisch von einem Italiener hören. Der Redner zitterte, wechselte die Farbe, und seine Stimme war so gewaltig geworden, daß die Luft davon erbebte.

Als er geschlossen, wollte der Applaus gar nicht enden, und der Fürst Canino, Napoleons Neffe, der in der vordersten Reihe saß, schrie einmal über das andere: „Bis bis!" indem er mit seinem starken Körper außer sich auf dem Stuhle herumrutschte und sich vor- und rückwärts bog.

Unmittelbar nach Sterbini trug ein Bischof ein lateinisches Carmen vor, worin auch wieder die piusfeindlichen Nachteulen sehr oft figurirten, die jedesmal mit Entzücken empfangen wurden. Nun kam die Reihe an eine der Damen und zwar an die jüngste der drei, ein schönes fünfzehnjähriges Mädchen; sie trug mit dem tönendsten Organ, mit der lieblichsten Miene und mit

edler freier Haltung ein anmuthiges Sonett vor, deſſen Inhalt war:

Zwei Schweſtern giebt es, wovon die eine ſanft, nur mit Liebeständeleien beſchäftigt, die andere ernſt und kriegeriſch iſt: aber beide waren nie vereint, bis jetzt, wo Pius beide an ſeinem Throne ſich umſchlingen läßt: die Barmherzigkeit, die Gerechtigkeit.

Dann trat wieder ein Monſignore auf und zwar mit einem ſatiriſchen Sonett. Er beſchrieb die traurige Empfindung, welche ihm ſtets die Inſchrift aller Denkmäler des alten Roms verurſacht habe, und zwar beſonders die Worte: Senatus Populusque Romanus, da Rom bis jetzt weder einen Senat noch ein Volk beſeſſen — jetzt habe Pius der Große beide wieder erweckt — Rom habe wieder einen Senat und ein Volk!

Nachdem der Applaus für dieſe Worte verklungen, erhob ſich der Präſident, und nach allen Seiten ſchauend, ſagte er ziemlich laut zu ſeiner Umgebung: „E il Signor Masi?“

In demſelben Augenblick öffnete ſich eine kleine Nebenthür, welche auf die Tribüne führte, und herein trat raſch ein junger ſchlanker Mann mit einer echt italieniſchen ſcharf-

geſchnittenen Phyſiognomie. Ein lautes freudiges Ah! entfuhr der Verſammlung, denn es war Maſi, Caninos Secretär, der beliebte Improviſator. Was nun folgte, zu beſchreiben, dazu iſt meine Feder und jede Feder zu kalt, zu trocken.

Wie flüſſiges Feuer war das Gedicht des jungen Mannes, der mit ſeiner tönenden Stimme, der ſtärkſten, die ich je vernommen, die ganze Verſammlung elektriſirte. Er weinte, er lachte, er wüthete, kein Glied ſeines Körpers blieb ruhig, kein Zug ſeines ausdrucksvollen Geſichtes, aber es war weder häßlich noch lächerlich — nur bange wurde meinem deutſchen Herzen zu Muthe. — Wir Nebelkinder können doch ſo eine Exaltation nicht begreifen, ſie bleibt uns ein Phänomen, und während wir ängſtlich dreinſchauen, ſtimmen die Brüder ſolch eines Sonnenkindes mit ein in ſeine Feuerrede, jubeln ihm zu und fühlen daſſelbe in ihrer Bruſt.

Maſi ſchloß ungefähr mit den Worten:

„Fürchtet nicht, Brüder, wenn auch die Schlange ziſcht, Rom wird nicht mehr untergehen, des iſt der Erzengel Bürge, der ſeine Fittiche über Rom ausgeſpannt hält!“

Was nach Masi kam, war kalt Waſſer.

Die beiden Frauen, der Secretär der Geſellſchaft, ein paar Geiſtliche, obgleich ſie alle recht ſchöne Reime brachten — ihn erreichte keiner, weder an Geiſt noch an Feuer, und das war auch recht gut, denn wenn man zehn Masis nach einander anhörte, bekäme ein Deutſcher ein Nervenfieber.

Aber ich wollte von der Erweiterung unſeres Bekanntenkreiſes reden, und hier muß ich zuerſt der Familie von Seydlitz aus Münſter erwähnen. Frau v. Seydlitz war die mit dem Immermann'ſchen Kreiſe in Düſſeldorf vielfach in Beziehungen ſtehende Schweſter des berühmten Geſchichtsforſchers v. Sybel; mit ihr waren Wilibald Alexis nebſt ſeiner ſchönen, noch ſehr jugendlichen Gattin Lätitia, einer geborenen Engländerin, eingetroffen: und faſt gleichzeitig fanden ſich Guſtav zu Putlitz und Bodenſtedt, die ſich irgendwo auf der Reiſe begegnet und an einander geſchloſſen, ein. Der ſchlank gewachſene Putlitz mit dem ſchönen blonden Vollbart war eine außerordentlich ritterliche Erſcheinung, voll einfach und natürlich ſich gebender harmloſer Liebenswürdigkeit, eine jener bei der erſten Begegnung gewinnenden Geſtalten, in denen man ſofort die

Aufrichtigkeit der anima candida erkennt. Dr. Häring war eine ſchärfer analyſirende Natur, ſchweigſam und nicht der Ueberzeugung, daß einem berühmten Manne die Sprache nur gegeben ſei, um zu verhindern, daß auch ein anderer zu Worte komme. Er war ein mittelgroßer, feſtgebauter Mann — bei ſeinen Arbeiten hielt er ſich an den Spruch: Erſt wäg's, dann wag's — es war merkwürdig, wie langſam er an der Wandbekleidung ſeiner Romanbauten zimmerte; ob der Plan und die Gebälkaufrichtung ihm raſcher von der Hand gingen, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er mit ſeiner Arbeitsmethode jene vorzüglichen hiſtoriſchen Romane geſchaffen, die ſich über Elbe und Oder hinaus ſo langſam ihr Terrain zu erobern hatten.

Wir zogen verbündet viel zu den Sehenswürdigkeiten hinaus, wie auch Putlitz in ſeinen Theatererinnerungen davon erzählt. Aber ſehr oft machte ſich nun doch auch in Rom der Winter geltend, durch Strichregen, Winde und Stürme. Die Windſtrömungen bringen eigenthümliche Effecte in der ſüdlichen Natur hervor. Es iſt mir immer, als ob erſt dann, wenn der Wind die hohen Cypreſſen beugt oder den Pinien durch die Wipfelkronen fährt und dunkle Wolken dahinjagt über die feingeſchwungenen Berglinien, als ob

erſt dann die italieniſche Landſchaft mit ihren tiefgedämpften Farben ihren „klaſſiſchen“ Charakter in ſeiner ganzen Stimmungsmacht zeige. Dem ſei aber wie ihm wolle: das ſchlechte Wetter hält in Italien wie hier daheim die Menſchen zu Hauſe und feſſelt ſie an den unbeſchreiblich dürftig wärmenden Kamin. Es zieht auch ihre Gedanken unwillkürlich in die Heimath zurück, wo die biederen, zuverläſſigen Freunde im weißen Kachelgewande ſtehen, wo die Thüren ſchließen und die Fenſter in treuem Pflichtbewußtſein ſich nicht leichtſinnig über das die eur hie hinwegſetzen, um ſich von den heiter ſpielenden Zuglüften keine ariſtokratiſche Exkluſivität vorwerfen zu laſſen. Und wie denn bei ſolchen rückwärts der Heimath zugewendeten Gedanken auf gar mancherlei die Rede kommt, ſo wollte es eines Abends der Zufall, daß an unſerem flackernden Kaminfeuer das Geſpräch das damals noch lebhafter debattirte Caſpar Hauſer-Räthſel ſtreifte und Freund Fritſche das große Wort gelaſſen ausſprach, er kenne das Geheimniß, ihm ſei das Räthſel enthüllt worden.

Auf die lebhafte und einen für Freund Fritſche nicht ganz ſchmeichelhaften Zweifel ausdrückende Frage:

„Sie — Sie kennen es, Sie kennen die Herkunft des Nürnberger Findlings, dieſe vielgeſuchte Herkunft?“

„So iſt es in der That," antwortete Freund Fritſche: „aber Sie müſſen nicht glauben, ich wollte mich dabei meiner eigenen polizeilichen Spürkraft berühmen — was ich weiß, das erfuhr ich durch einen in Gotha lebenden Freund, deſſen Name Ihnen vielleicht bekannt iſt — er heißt Eberhard und iſt . . ."

„Unter den Criminaliſten berühmt durch eine treffliche Sammlung von Strafrechtsfällen . . ."

„Eben den meine ich, und was er mir anvertraute und auch anderen vertrauteren Freunden nicht vorenthielt, bis ihm der Mund geſchloſſen wurde, iſt das Folgende:

„Vor mehreren Jahren wurde im herzoglichen Schloſſe zu Gotha eine fremde, im Ort unbekannte Frau, welche ſich Frau . . . heim nannte, als Oberbettmeiſterin angeſtellt. Nachdem ſie eine längere Zeit dort gewohnt hatte, machte ſie die Bekanntſchaft der Gattin des daſelbſt lebenden Polizeiraths Eberhard und wurde nach und nach mit dieſer Dame eng genug befreundet, um ihr vertraute Aufſchlüſſe über ihre früheren Schickſale zu geben. Sie ſei, erzählte ſie, in einem Fräuleinſtift in Würzburg erzogen, in welchem vielfach Geiſtliche am Unterricht ſich betheiligt und verkehrt, unter Anderen ein junger Domherr von X., aus einer in

Franken angeſeſſenen, ſehr angeſehenen und alten Familie. Dieſem Domherrn hatte die junge ... heim gefallen, er näherte ſich ihr, ſie erwiderte ſeine Neigung, und ſo entſtand ein vertrauteres Verhältniß, welches mit dem Falle des jungen Mädchens endigte und Folgen nach ſich zog, die ihre zeitweilige Entfernung aus dem Inſtitut nothwendig machten. Sie wurde in der Stille auf ein entlegenes Landgut des Domherrn gebracht und hier von einem Knaben entbunden. Geneſen, kehrte ſie in das Stift heim, das Kind aber mußte ſie zurücklaſſen. Nachrichten über daſſelbe erhielt ſie von ihrem Verführer, der für daſſelbe zu ſorgen verſprochen hatte. Nach geraumer Zeit wurde in einer Hauptſtadt einer baieriſchen Diöceſe der biſchöfliche Stuhl erledigt, und die Wahl des neuen Oberhirten fiel auf Niemand anders als auf den obengenannten Domherrn. Für die ... heim hatte man unterdeß fern von Würzburg eine Unterkunft, eine dauernde Stellung geſucht. Von Zeit zu Zeit brachten ihr Briefe des Biſchofs von X. Nachrichten über das Wohlergehen ihres Kindes; in dieſen Briefen war häufig das ausdrückliche Verſprechen enthalten, daß der Knabe Erbe des Biſchofs werden ſolle.

„Nach kurzer Verwaltung ſeines Hirtenamtes ſtarb

der Biſchof auffallend raſch, unter verdächtigen Umſtänden, über welche jedoch nie etwas klar geworden iſt. Mit dieſem Tode hörte nun für die ...heim alle und jede Nachricht über ihr Kind auf. Erkundigungen, die ſie angeſtellt hatte, ſoviel es in der Macht einer unvermögenden, an tägliche Arbeit gefeſſelten Frau gelegen, welche obendrein das Geheimniß bewahren mußte, waren fruchtlos geblieben. So hatte ſie endlich, in dem langjährigen Schmerze ihres Mutterherzens, ihr Leid der neugewonnenen Freundin in Gotha geklagt.

„Damals beſchäftigte alle Menſchen, beſonders alle Polizeimänner in Deutſchland, die Frage: wer Kaſper Hauſer ſei? Auch bei Eberhard war dies faſt zu einer quälenden fixen Idee geworden, und als ihm ſeine Frau die Geſchichte der ...heim mittheilte, ſtieg natürlich alſogleich der Gedanke in ihm auf, in ihr könne die Mutter des räthſelhaften jungen Mannes gefunden ſein. Er bat ſeine Gattin, mehrere beſtimmte Punkte von der ...heim zu erfragen. Die Antworten beſtärkten auf's Wunderbarſte ſeine Conjectur. Die Sache ließ ihn nun nicht länger raſten. Er ſchrieb einen Brief an den Rittmeiſter, unter deſſen Obhut Hauſer damals in Ansbach lebte, und in

dem er ihm ſo viel von ſeinen Vermuthungen mittheilte, als er hinlänglich glaubte, um ſeine Bitten zu motiviren, erſuchte er den Rittmeiſter, mit ſeinem Schutzbefohlenen einen Ausflug nach Gotha zu machen, ſo daß eine Confrontation von Hauſer und der . . . heim ſtattfinde. — Zu ſeiner Verwunderung weigerte ſich der Rittmeiſter, auf die Bitte des Polizeiraths einzugehen. Hauſer, ſchützte er vor, ſei als ein Sohn Bayerns adoptirt und dürfe die bayeriſche Grenze nicht überſchreiten. Eberhard ſchrieb nun zum zweitenmal, gab alle Daten, welche er vorher noch zurückgehalten, zur Unterſtützung ſeines Geſuches an und ließ dem Rittmeiſter keine Ausflucht mehr. Dieſer ſchwieg einige Tage, dann antwortete er, daß er, da eine Möglichkeit der von Eberhard angedeuteten Identität allerdings vorhanden zuſein ſcheine, ſeiner Bitte nachgeben und nach Gotha kommen wolle. Er werde mit Hauſer an beſtimmtem Tag und Stunde im Grenzort Lichtenfels eintreffen; dort möge ein von Eberhard in's Vertrauen gezogener zuverläſſiger Mann ihrer warten, um ſie nach Gotha zu führen. Sie würden unter angenommenem Namen reiſen, der wahre müſſe ſtreng verſchwiegen bleiben.

„In der That erſchien Hauſer mit ſeinem Mentor

am festgesetzten Tage in Lichtenfels. Der Bruder des Polizeiraths, Rath Eberhard aus Coburg, empfing die Reisenden hier, führte sie nach Coburg und bewirthete sie dort in seinem Hause. Er hatte am Abend ein paar Bekannte zu sich geladen, um den Fremden Unterhaltung zu gewähren. Unter ihnen war der katholische Pfarrer des Ortes, der zuletzt erschien. Den Fremden vorgestellt, fixirte er den jungen Mann und sagte dann: ‚Sie haben eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einem verstorbenen Bekannten von mir.' — ‚Wer war das?' fragte der Rath. — ‚Ein Herr von X., der in Würzburg mit mir studirte und später Bischof wurde.'

„Das Gespräch wandte sich auf andere Gegenstände, der Rath Eberhard aber benutzte eine Gelegenheit, um sich zu entfernen, die frappante Aeußerung des Pfarrers aufzuschreiben und sie durch Estafette noch in der Nacht seinem Bruder nach Gotha mitzutheilen.

„Am anderen Tage setzten Hauser und sein Begleiter die Reise nach Gotha fort, wo sie am Abend anlangten. Eberhard war ihnen entgegengeeilt und empfing sie in Schwabhausen. Am folgenden Tage besuchte er mit ihnen das Theater in Gotha, wo der Herzog sie in seine Loge

rufen ließ und ſich mit ihnen unterhielt. Für den zweiten Abend hat Eberhard ſie zu einer kleinen Geſellſchaft zu ſich. Zu dieſer war auch die Frau ... heim gebeten. Die letztere ahnte natürlich ſo wenig als Hauſer, welche Abſicht mit ihrem Zuſammenführen verbunden war. Als die ... heim den jungen Mann erblickte, brach ſie in Thränen aus und konnte erſchüttert die Blicke von ſeinen Zügen nicht abwenden. Hauſer wurde neben ſie auf das Sopha geſetzt; auch er war ſeltſam bewegt und fieberhaft aufgeregt, und beide ſchienen während des ganzen Abends nur für einander Sinn zu haben.

„Ehe man ſich trennte, zog der Polizeirath den Rittmeiſter beiſeite. — ‚Meine Vermuthungen haben ſich auf's Entſchiedenſte beſtärkt,' ſagte er. ‚Es fehlt nur noch eines, um zu völliger Gewißheit zu kommen.' — ‚Und das iſt?' fragte de Rittmeiſter kleinlaut und betroffen. — ‚Die .. heim hat meiner Frau angegeben, ihr Kind habe an der rechten Seite auf den Rippen ein dunkel braunes Mal gehabt. Laſſen Sie mich mit Ihnen in Ihren Gaſthof gehen, um zu unterſuchen, ob es ſich an Hauſers Körper finde.' — ‚Das geht nicht, beileibe nicht!' rief der Rittmeiſter aus. — ‚Und weshalb nicht!'

— ‚Der junge Menſch iſt infolge ſeiner langen, einſamen Einſperrung von der äußerſten Schüchternheit, von einer krankhaft reizbaren Schamhaftigkeit. Wollten wir eine ſolche Unterſuchung an ihm vornehmen, er könnte Krämpfe bekommen.‘

„Der Polizeimann begriff ſolche Rückſichten nicht. Nun, ſo laſſen Sie ihn einmal Krämpfe bekommen. Die Sache iſt wichtig genug!‘ — ‚Nein nein!‘ antwortete der Rittmeiſter, in die Enge getrieben. ‚Aber ich will Ihnen einen anderen Vorſchlag machen. Hauſer hat einen außerordentlich feſten Schlaf. Kommen Sie morgen zwiſchen vier und fünf Uhr zu uns; wir wollen dann, während er ſchläft, das beſchriebene Mal ſuchen.‘

„Der Polizeirath war damit einverſtanden. Man trennte ſich. Eberhard ſchloß während der Nacht kein Auge, und in ſeiner Erregung machte er ſich ſchon auf den Weg zu dem Gaſthauſe ‚Im Mohren‘, als kaum halb vier vorüber. Nachdem er Einlaß gefunden, verlangte er in das Zimmer des Rittmeiſters geführt zu werden; allein zu ſeiner größten Ueberraſchung ſagte man ihm, der Rittmeiſter habe am vorigen Abend noch Poſtpferde beſtellt, und die beiden fremden Herren ſeien Punkt

zwei Uhr abgefahren. Der Polizeirath begab ſich, empört über dieſe Perfidie, heim, aber er war jetzt mehr wie je entſchloſſen, die Sache auf irgend eine Weiſe bis an's Ende zu verfolgen.

„Einige Tage vergehen. Der Herzog hatte ſich unterdeß von Gotha nach Coburg begeben. Da fährt eines ſchönes Tages eine vierſpännige Poſtkaleſche in den Schloßhof zu Coburg ein; zwei Herren, der Erzbiſchof von Bamberg und ein Graf Rechberg, ſteigen heraus und bitten um eine augenblickliche Audienz. Der Herzog empfängt ſie, und es folgt eine zweiſtündige geheime Unterredung, nach welcher der Herzog die beiden Herren mit äußerſter Höflichkeit wieder entläßt. Kaum aber haben ſich dieſe wieder in ihren Wagen geſetzt und ſind abgefahren, als der Herzog eine Eſtafette nach Gotha ſendet, welche ein Cabinetsſchreiben an den Polizeirath überbringt.

„Am Abend des folgenden Tages war in Gotha in dem dortigen Caſino die gewöhnliche Geſellſchaft der Honoratioren verſammelt. Auch der Polizeirath Eberhard erſchien hier. Im Laufe der Unterhaltung warf er mit anſcheinend großer Gleichgiltigkeit die Worte hin: ‚Es

ist merkwürdig, wie sich unsere polizeiliche Spürkraft oft auf Abwege verlocken lassen kann. Ich habe Ihnen vor einigen Tagen erzählt, daß ich dem Kaspar Hauser'schen Räthsel auf der Spur sei, meine Herren, heute habe ich zu meiner Beschämung entdecken müssen, daß alle meine Conjecturen auf Sand gebaut sind." — Die Anwesenden, welche von der herzoglichen Intervention keine Ahnung hatten, nahmen diese Versicherung auf guten Glauben an. Ob Eberhard im Stillen weiter forschte oder nicht, weiß ich nicht. Aber gewiß ist, daß es kurze Zeit nach all diesen Vorgängen war, als der Mentor Hausers eines Tages in Ansbach durch wirkliches oder fingirtes Unwohlsein sich gehindert erklärte, seinen Schützling, wie er pflegte, zur Tafel im Gasthause zu begleiten. Hauser ging allein; unterwegs trat ein unbekannter Mensch ihn an und versprach ihm ohne Zweifel Enthüllungen über seine Herkunft, wenn er ihm ein Rendezvous in den Stadtanlagen gebe. Hauser folgte und wurde an einem einsamen Orte ermordet gefunden. Bei der Leichenschau fand sich das Mal auf der rechten Seite seines Körpers vor.

„Das Räthsel ist damit nicht ganz gelöst. Aber so viel kann ich andeuten: der Vater Hausers, der Bischof

von X., hatte einen Bruder von anerkannt ſchlechtem Charakter, der des Nachlaſſes wegen den zum Erben eingeſetzten Sohn beiſeite ſchaffen und zugleich der hohen geiſtlichen Würde ein Aergerniß erſparen wollte. Und ferner noch daß der Bruder des Biſchofs durch ſeine Verbindungen allmächtig war und daß nach dem Tode Hauſers gerade ſehr vornehme Perſonen es waren, welche mit großem Eifer für die rein unſinnige Behauptung ſtritten, er habe ſich ſelbſt ermordet, eine Annahme, die Wittermaier in ſeinen Briefen über Hauſers Tod im ‚Morgenblatt' ſo ſchlagend in ihr Nichts zurückführte. Auch wiſſen alle Criminaliſten, welche ſich für die Aufhellung der Thatſachen intereſſirten, die Kaſper Hauſers Tod begleiteten, daß man die Acten darüber ſtreng verheimlichte und Niemandem zu Geſicht kommen ließ. — Daß Hauſer der Sohn eines hochgeſtellten katholiſchen Geiſtlichen ſei, wurde übrigens ſchon bei ſeinem erſten Auftreten in Bayern vielfach verſichert."

Der Erzähler konnte nicht verlangen, daß wir dieſe Deutung der Kaſper Hauſer-Sage ſogleich als die unangreiflich richtige annahmen — doch ſchien ſie mir in ihrem Kern berückſichtigenswerth genug, daß ich ſie meinem

alten Lehrer im Strafrecht, im peinlichen Proceß und in der gerichtlichen Medicin mittheilte. Mittermaier, die erste Autorität in der Hauser-Frage, nachdem Anselm Feuerbach ein plötzliches überraschendes Ende gefunden, verwarf sie dann durchaus nicht. Er schrieb mir aus Karlsruhe den 2. Mai 1848, nachdem er für die Mittheilung gedankt: „Die Nachrichten scheinen mir bedeutungsvoll, und ihr Totaleindruck macht die von Ihnen gegebene Andeutung sehr wahrscheinlich. Die Wahrscheinlichkeit wächst für mich, da ich schon bald nach dem Auftreten Hausers in Bayern von achtungswerthen Männern versichern hörte, daß Hauser der Sohn eines hochgestellten katholischen Geistlichen sei; auch hatten vorzüglich sehr vornehme Personen den Glauben verbreiten wollen, daß Hauser nicht ermordet worden sei; während ich in den damals erschienenen Briefen im ‚Morgenblatte' zu beweisen suchte, daß Hauser sich nicht selbst getödtet haben könne, versuchten vornehme Leute mich vom Gegentheil zu überzeugen. Auffallend war mir auch, daß von Seiten des Hofes in Bayern die Untersuchung über den Mord an Hauser in ein Dunkel gehüllt wurde und die Acten Niemandem, der sich dafür interessirte, zu Gesicht kamen. Auf jeden Fall

ſcheinen mir die Nachrichten, welch Ew. Wohlgeboren geſammelt haben, wichtig genug, um eine öffentliche Bekanntmachung zu v[illegible]en! — Mit vorzüglicher Hochachtung u. ſ. w. Mittermaier."

Jene Bekanntmachung iſt denn auch erfolgt im „Morgenblatt" Nr. 150 des Jahrganges 1848.

Merkwürdig iſt nun aber der Beweis, der in Mittermaiers Brief liegt, wie kurz ſein Gedächtniß in einer Sache war, mit welcher er ſich ſo vielfältig beſchäftigt hatte. Er antwortete mir auf meine Mittheilung, als hätte ich ihm etwas ganz Neues eröffnet: und doch war die ganze Eberhard'ſche Hypotheſe ſchon im Jahre 1832 zur Erörterung gekommen — zwiſchen Eberhard, dem Stadtcommiſſär Faber zu Nürnberg, dem Präſidenten Feuerbach: ſchon hatte die Confrontation des nicht von einem „Rittmeiſter", ſondern von einem Gendarmerie-Lieutenant Hickel begleiteten Hauſer mit der Frau Königsheim, als ſie 1833 im Januar ſtattgefunden, auffallende Beſtätigungen ergeben; und zuletzt hatte Feuerbach ſeine badiſche Prinzenfabel gänzlich fallen laſſen und ſich in einem Briefe an Eberhard für völlig überzeugt erklärt, das über Hauſers Herkunft liegende Dunkel

helle ſich jetzt endlich auf. Das von der Königsheim angegebene Geburtsjahr 1811 paſſe vortrefflich; Hauſers Phyſiognomie und Haltung entſp[illegible] ganz den unverkennbaren Eigenthümlichkeiten katholiſcher Geiſtlicher: „Hauſer iſt gleichſam nur ein Canonikus oder Domherr en miniature, an dem man kaum die Tonſur vermißt," ſchrieb er an Eberhard.

Das Alles iſt heute klargeſtellt aus dem noch ungedruckten Briefwechſel zwiſchen Feuerbach und Eberhard — ſeltſam genug iſt die Welt von heute, die Pfundersweilen als unſere eigentliche literariſche Hauptſtadt betrachtet, mit dieſer Reliquienausgrabung noch verſchont worden — aber der treffliche Dr. O. Mittelſtädt, der in ſeinem „Kaſper Hauſer" (Heidelberg 1876) dem badiſchen Prinzenthumsſchwindel ſo gründlich den Boden ausgeſchlagen hat, geht auf Grund jener Correſpondenz in die Sache ſo ausführlich ein, daß trotz unſerer damaligen Zweifel Freund Fritſche heute auf's Herrlichſte gerechtfertigt daſteht.

Und nun, wie war es möglich, daß 1848 der große Mittermaier mit dem Jupiterhaupte noch nichts von dem Allen erfahren oder es ganz und gar vergeſſen hatte

Hier enden die Lebenserinnerungen. Es ſollte dem Verfaſſer nicht vergönnt ſein, nach dem Morgen des 29. Auguſt, an dem er dieſe letzten Zeilen ſchrieb, die Feder wieder in die Hand zu nehmen. — Ein Magenleiden, das ihn ſchon ſeit längerer Zeit heimſuchte, nahm von dem Tage an einen jähen, tödtlichen Verlauf. In der Frühe des 31. Auguſt iſt er ſanft und ſchmerzlos in den Armen ſeiner Kinder zu Pyrmont, wohin ihn ſein jüngſter Sohn, der als Arzt dort lebt, zu ſich geholt hatte, geſtorben.

So Manches iſt ſeitdem über ihn geſagt und geſchrieben worden, über ſeine literariſche Thätigkeit, über ſeine Perſon. Alle die, welche ihn kannten, wußten ja um die ruhige Klarheit ſeines Weſens, um ſein natürliches Sichgeben ohne jene Prätenſion, um die ſeltene Beſcheidenheit, mit der er ſein großes Wiſſen, dem ein ſtaunenswerthes Gedächtniß zur Seite ſtand, in der Unterhaltung kund that. So oft iſt von den verſchiedenſt gearteten Menſchen nach ihrem erſten Bekanntwerden mit Schücking geſagt worden, daß ſie von der Harmonie, der ungeſucht vornehmen Art ſeines Seins einen unauslöſchlichen Eindruck hinweggetragen hätten.

Aber was bei alledem der Kern ſeiner Natur war,

darum wußten nur die, die ihm nahe standen. Es war eine unerschütterliche Treue gegen sich selber, ein Festhalten sonder Wanken an dem, was ihm als das Rechte, eine selbstlose Hingabe an das, was ihm als seine Pflicht galt. Und darum sind wohl kaum seinem Scheiden wahrere und in dieser Wahrheit ergreifendere Worte nachgesprochen worden als die seiner Heimathgenossin Emmy v. Tinclage:

Und nun auch du, Levin; dein Scherblick,
Er ruht nie mehr auf unsrer Heimath Haide,
Vollbracht dein klaglos beugt Geschick,
Das deinen Muth gestählt in schwerem Leide.

Wenn heut der Lorbeer deine Bahre schmückt,
Wenn Deutschlands Gau'n durchzittern Trauerklänge,
Nie hast du um den Beifall dich gebückt,
Nie standst du in der faden Streber Menge!

Still, ernst und groß — der Haideheimath Sohn,
Ein Geist, der stets sich selber treu geblieben,
Bist sorgsam du dem lauten Schwarm entflohn
Und hast aus tiefstem, innerm Drang geschrieben.

Ruh sanft in rother Erd — ein hehrer Glanz
Auf deiner Gruft wird lang nach uns noch leuchten.
Nimm, braver Mann, der Heimath Haidekranz,
Den schwere Freundesthränen feuchten.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau.

# 1840—1870.

## Dreißig Jahre deutscher Geschichte.

Von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. Mit einem Rückblick auf die Zeit von 1815—1840.

Von

**Karl Biedermann,**

ord. Honor.-Professor a. d. Universität in Leipzig.

2 Bände. Eleg. broschirt ℳ 10.—, fein gebunden ℳ 13.—

## Heinrich von Kleists Briefe

### an seine Braut.

Zum ersten Male vollständig und wortgetreu nach den Originalhandschriften herausgegeben

von

**Karl Biedermann,**

ord. Honor.-Professor a. d. Universität in Leipzig.

Elegant broschirt ℳ 4.—, fein gebunden ℳ 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von E. Schottlaender in Breslau.

# Kloster Friedlands letzte Aebtissin.

Roman aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Von

**B. W. Zell.**

Elegant broschirt ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—

# Ein Märtyrer.

Roman

von

**Ch. Fielt.**

Elegant broschirt Mk. 5.—; fein gebunden Mk. 6.—

In beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau

# Skalden-Klänge.

Ein Balladenbuch zeitgenössischer Dichter.

Gesammelt von

**Eufemia Gräfin Ballestrem**

und

**Hermann Lingg.**

In Original-Prachtband Mk 6.

# Bilder aus der Zukunft.

Zwei Erzählungen aus dem 21. und 30. Jahrhundert

von

**Kurd Laßwitz.**

Inhalt: Bis zum Nullpunkt des Seins. — Gegen das Weltgesetz.

In Originalband Mk. 6.50.

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.**

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

# Recht und Liebe.

Roman

von

**Levin Schücking.**

Elegant broſchirt ℳ 4.—, fein gebunden ℳ 5.—

# Der Zigeunerbaron

## und andere Novellen.

Von

**Moriz Jokai.**

Elegant broſchirt ℳ 4.—, fein gebunden ℳ 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau

# Bilder aus dem Leben in England.

Von

**Ludwig Freiherr von Ompteda.**

Elegant broschirt ℳ 7.50 — fein gebunden ℳ 9.—

# Adam Homo.

Von

**Paludan-Müller.**

Mit einer Vorrede von **Georg Brandes.**
Uebersetzt von **Emma Klingenfeld.**

2 Bände. In Original-Einband ℳ 9.—

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes**

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

# Der Verwalter. — Die Verschollenen.

Novellen

von

**Adolf Wilbrandt.**

Elegant broschirt Mk. 5.—; fein gebunden Mk. 6.—

# Auf dem Batzmannshof.

Roman

von

**A. Dorn.**

Elegant broschirt Mk. 5.—; fein gebunden Mk. 6.80

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.**